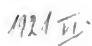



Dei
Sub Numine
Viget




Digitized by Google

N. 3.

Die Maje.

Ein Volksblatt

für

Alt und Jung im deutschen Vaterlande.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn,
Verfasser der Spinnstube.

Erster Jahrgang.

Wiesbaden:

Kreidel & Niedner, Verlagshandlung.

1858.

Ein offenes Brieflein an Alle, welche der „Maje" Haus und Herz öffnen wollen.

Mit diesem ersten Heftlein der Zeitschrift, welche ich mit gutem Vorbedacht „die Maje" getauft habe, kommt ein alter Freund und Bekannter zu Euch, meine freundlichen Leser. Es ist der Spinnstubenschreiber, der so manches Jahr schon bei Euch eingekehrt ist, und, will's der Herr, in der Spinnstube und in der Maje bei Euch einkehren wird, so lange Er, von dem Alles kommt, gnädiglich Kraft und Tage gibt. Nehmt mich denn freundlich auf! Ich bringe Euch noch liebe Genossen, Gehülfen am Werke, Freunde, mit, die Ihr theils schon kennt und lieb habet, theils bald kennen lernen und liebgewinnen werdet. Ich freue mich ihrer Mithülfe von Herzen und Ihr werdet Euch ihrer auch gewiß bald freuen.

Ihr wisset, was Maje heißt, nämlich: Freude, Wonne, gesellige, reine Freude, und da, wo meine Wiege stand, wo der Rhein seine grünlichen Wogen zum Meere hinabwälzt, wo Mosel, Nahe, Main und Neckar sich in seine Fluthen mischen, ist der Name für gesellige Zusammenkünfte zu traulicher Unterhaltung wohlbekannt. Majengehen ist eine Freude und Erholung für uns. Weiter im lieben, deutschen Lande ist das Wort wohl fremder, aber ich denke, sie werden's auch verstehen, und unsre „Maje" wird sich bei Ihnen auch heimisch machen. Was die „Maje" will? Nun, im Worte, im Namen liegt's schon. In die „Majen", in die traulichen Freundeskreise am warmen Ofen, unter der Linde, im kühlen Schatten des Birnbaums oder des Weinstocks im Garten, an Sonntagnachmittagen und Winterabenden will sie Liebes, Schönes und Gutes bringen. Was dann aber in's Besondere? fraget Ihr. Ich antworte: Unterhaltung in frischer, frommer, gemüthlicher Weise für Alt und Jung — also Geschichten aus dem Leben und für das Leben, in ernster und heiterer Weise; aber das nicht allein; sie wird auch Manches und Vieles Belehrende bringen aus Gottes herrlicher Schöpfung, aus der Pflanzen- und Thierwelt, aus Luft und Meer, am Himmel und auf der Erde; auch aus der Menschenwelt in vergangenen Tagen und von Jetzt und zwar von fremden Völkern, ihren Sitten und Gewohnheiten, und da schauen wir wohl in die andern Welttheile und suchen da das auf, was Euch anmuthig belehrt und Euern Gesichtskreis im Erkennen erweitert. Und an wunderreichen Erzählungen wird's da nicht fehlen, so wenig, als an dem, was Euch Gottes Allmacht, Weisheit und Güte auf's Neue kennen lehrt und zu seinem Preise führt. Daß auch einmal das Leben eines ausgezeichneten Menschenkindes vor euch hintreten wird, kann Euch nur lieb und willkommen sein, sowie, wenn wir von wundersamen Lebensführungen und einzelnen edlen Thaten erzählen. Und das wollen wir in einfacher, herzlicher, verständlicher, frommer Weise thun, damit aus Allem erwachse ein Segen für Haus und Herz.

Nun denn in des Herrn Namen frisch und freudig an's Werk!

Nehmet die Maje freundlich auf. Sie wird sich dieser Aufnahme werth machen und, ich wette drauf, bald begrüßt Ihr jedes neue Heft mit Freuden und unser Liebesbund wird ein dauernder und Früchte- und Segensreicher.

Das walte Gott, dem ich Euch Alle in Liebe befehle!

Der Eisgang des Rheins Anno 1730,

von W. O. von Horn.

I.

Ob es Anderen auch so gehet, wie mir, ich weiß es nicht; aber seit ich alt geworden bin, will mir das Thun und Treiben um mich herum nicht mehr gefallen. Es ist ein gemüthloses, selbstsüchtiges, habsüchtiges Haschen und Jagen; ein hastiges Suchen nach Lust und Kurzweil; ein eitles, leeres Treiben und Heraustreten aus den Schranken der Stände — doch wozu das sagen? — Der Strom wälzt seine Fluthen unaufhaltsam abwärts und selbst der Felsen, der ihm entgegensteht, wird zerbröckelt oder sie sprengen ihn mit Schießbaumwolle. — Da blick' ich in stillen Stunden gerne in die Tage, die da waren, als ich noch ein frisches Bubenblut war und am Rhein meine Spiele spielte, in dem alten Städtlein Bacharach, das auch dem Schicksal der Zeit erliegen mußte und Nichts mehr hat, als seine Erinnerungen und seine verwitternden Mauern und Thürme. Da treten Bilder vor meine Seele, an denen ich mich ergötze, und ein solches ist es, das ich jetzt mit der vollsten Treue entwerfen will, wie ich es allsonntäglich geschaut habe, nämlich in den Sommertagen. Es ist ein Stück Bürgerleben von ehedem.

Außer den sieben Thoren der Stadt, über denen stolze Thürme sich emporhoben, von denen zweie die Franzosen abbrachen, als die unglücklichen Spanier die Landstraße durch die Felsen brechen mußten (damals ein Wunderwerk), hat die Mauer, welche in gewaltiger Dicke die Stadt umschließt, zwei Pforten, das „Fleischthörchen" und das „Bauersthörchen", über denen keine Thürme wachend und schützend standen. Beide gehen nach dem Strome. Zwischen diesem und den Stadtmauern befand sich ein großer, schöner Raum, der in früherer Zeit dem Weinhandel der Stadt diente. Später, als die Kriegsschulden bezahlt werden mußten, wurde er zu Gärten und Gärtchen verkauft, zum größten Theile. Gegen den Rhein hin befindet sich ein Erd-Damm, Wasser und Eis abzuhalten, der „Hügel" oder in der landesüblichen Mundart „der Hüwel" genannt. Oben am Kloster und unten am Fleischthörchen war er besonders hoch, und da standen Linden drauf, alte, prächtige Bäume, die viel hätten erzählen können von dem, deß Zeugen sie waren. Die Linden oben am Kloster hatten weniger Bedeutung; desto mehr die große, schöne umgebrochene Linde auf dem „Fleischhüwel". Sie war etwa sechzig Fuß hoch, hatte eine prächtige Krone, in der kein dürres Reis zu sehen war. Am Boden und höher hinauf mochte sie einen Durchmesser von vier bis fünf Fuß haben; allein das Schönste an ihr war eine Reihe wagerecht auslaufender, künstlich gezogener Aeste, die rundum am Stamme herausgewachsen waren, dicht verzweigt und dichtbelaubt. Diese Aeste waren zwölf Schuh vom Boden über ein Balkenwerk aus Eichenholz gezogen, welches eine Art runden Gemaches bildete, nach allen Seiten offen, nur oben schattig bedeckt von der Linde schönen Aesten und Zweigen. Zirkelrund lief dieß Balkenwerk, im Durchmesser von fünfzig und mehr Schuhen, um den Stamm herum, und hatte nach Innen Sitzbänke. Wo es vom Stamme der Linde auslief, war oben solches Balkenwerk zum Tragen, und an dessen Fuß befanden sich wieder rings um den Stamm der Linde Sitze. Es konnten ganz bequem bei achtzig Männer im Schatten sitzen, der so dicht war, daß kein Sonnenstrahl die dort Sitzenden belästigte. Man sah über den ganzen Raum vor den Mauern; sah über die Häuser weg die Berge, die Burg Stahleck, die Wernerskapelle und den Rhein, bis oben, wo das Schlößchen des Niederwalds weiß aus dem dunkeln Forste blickt und der Rhein wie ein prächtiger See da liegt. Von den Uferorten erblickte man nur Lorchhausen, Rheindiebach mit der Burg Fürstenberg und den Thurm von Rollings unterhalb Lorch. Jenseits und mehr rheinabwärts erblickte man die Heilassen-Insel mit dem Häuslein drauf und am Niederthal — zwei Galgen von sehr fester Bauart, welche auf den beiden Felsen standen, durch die das Bächlein des Niederthals in den Rhein hüpft — den Churpfälzischen

zweibeinig, und den Churmainzischen dreibeinig. — Beide bildeten zugleich die Grenzzeichen der beiden Reichslande und der Churmainzische die Grenze des unteren Rheingau's. Auch diese Zeichen menschlicher Schlechtigkeit und Gerechtigkeit sind längst verschwunden, obgleich die Stätte noch heute „am Galgen" heißt. Weiter unten schloß das vorrückende Gebirge die Aussicht.

In der Woche sah man selten Jemand unter der Linde, als etwa „Bräunches Willem", einen alten Schiffer, der nach Wetter und Verdienst ausschaute, und den nahewohnenden dicken Wirth Guntrum mit der weißen Baumwollzipfelmütze und der langen holländischen Thonpfeife, der auch Mal nach dem Wetter sah — selten aber spielende Buben. Nicht einmal ein Douane oder französischer Zollwächter stand da auf dem „Luginsland" — denn grade vor dem Marktthor hatten sie ein breites, hohes Erdbollwerk aufgeworfen, in dessen Mitte eine Roßkastanie stand, und hier war die Hütte erbaut, wo sie späheten, hinab und hinauf, ob's für ihre gierigen Fänge Nichts zu fangen gäbe.

Anders war's an den Sonntagen. Da trat die „Maje unter der Linde" in ihr Recht, die Maje, das heißt, die gemüthliche Unterhaltung älterer Bürger.

War der Nachmittagsgottesdienst zu Ende und der Sonntagsrock mit dem „Sonntagsnachmittagswamms" vertauscht; war die schneeweiße, baumwollene Zipfelmütze mit dem Klunker dran, übergezogen, so griff der Bürger nach der Sonntagspfeife, die in der Regel ein silberbeschlagener „Ulmer" von Holzmasse oder ein ditto Meerschaumkopf war; das Tabakspacket oder der lange dünne Beutel von dem Felle einer Katze, in dem sich der edle Tabak gut hielt, wurde in den Wammssäckel gesteckt; nach Zunder, Stahl und Stein gegriffen, und dampfend schritt er die Straße hinab, grüßte herzlich rechts und links, wo die Leute auf Bänken vor den Thüren saßen, und antwortete, wenn Einer fragte: Wohin, Kumpane? — Zur Lindenmaje! Ihr wißt's ja, das ist mein Gang!

Bemerken muß ich aber ausdrücklich, daß sich zur „Maje unter der Linde" nur alte Männer einfanden und ein Kreis, der sich, so lange Einer nicht schwer krank war oder über Feld ging, weder vergrößerte noch verringerte. Junge Männer sah man da nicht, aber immer einen Knaben, der die Spiele seiner Altersgenossen verließ, um, stillhorchend im Kreise der ihn freundlich duldenden Alten bis zur Nachtglocke zu sitzen, und der Knabe war Niemand Anderes, als der, welcher damals nicht daran dachte, daß er einmal, nach etwa einem halben Jahrhundert, die „Lindenmaje" schildern würde. Ehe ich aber einen unvergeßlichen Nachmittag dieser Maje schildere, muß ich einiger hervorragender Gestalten gedenken. Da saß jedesmal der kleine, dünne, aber im Erzählen berühmte Kürschner Schmitz vom Holzmarkt, und seine beiden Nachbarn, der kleine ernste, aber freundliche Schuhmacher Scheib und der alte Zinkgräf, der, aus Gewohnheit oder weil er eine Art Nervenzucken hatte, unaufhörlich den Kopf in den Nacken warf und mit den Schultern aufwärts zuckte. Da sah man den schon erwähnten alten Bierbrauer und Wirth Guntrum, Bräunches Willem und seinen morösen Bruder, der, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, Caspar hieß, und den Schiffer Willem Pfaff, meiner Aeltern getreuen Nachbarn und mein Spezialfreund, unter dessen Flagge ich auch stets in die Lindenmaje segelte.

Das waren Alle Originale in ihrer Art, die auch in der Regel das Wort führten, während selten Einer der Andern mehr that, als Rauchen und Zuhören.

Vorzugsweise war der Kürschner Schmitz der Erzähler und Bräunches Willem, ebenfalls ein Schiffer und Fischer, wie mein Freund Willem Pfaff, oder, wie es ortsüblich hieß: Pfaffe Willem, der stets die Einwürfe machte, den Kürschner zurechtwies, wenn er etwa in's Faseln kam, oder ihn und sein Wort bekräftigte. Ob ich mich gleich allemal über sein Dreinfahren ärgerte, wodurch er den Guß und Fluß der Geschichte unterbrach, so zeigte doch sein Thun, welchen seelenvollen Antheil er nahm und hielt den an Einbildungskraft wundersam reichen Kürschner so am Faden, daß er keine Abstecher in andre Gebiete machen durfte, wozu er große Neigung hatte, es sei denn, daß ihn selbst die Geschichte ganz fesselte.

Es war an einem Sonntagnachmittage des Jahres 1811, dessen Wärme, begünstigt von dem herrlichen Kometen, einen so köstlichen Wein erzeugte, als wieder die Maje zusammensaß unter der Linde in voller Zahl, und ich an Pfaffenwillems Seite. Die Sonne strahlte gluthig vom wolkenlosen Himmel und hätte das schöne Lindendach nicht so erquickenden Schatten und die leise vom Strome her wehende Luft nicht Kühlung gewährt, es hätte es kein Mensch im Freien ausgehalten. Johannistag war vorüber. Der Kürschner Schmitz kam dießmal spät, weil er unterwegs geplaudert hatte.

Wo bleibst du denn, alte Base, rief Bräunches Willem. Wenn du fehlst, belügt uns Niemand. Zu diesem derben Witze, wie er meinte, lachte er aus Herzensgrund.

Still, sagte Guntrum. Mach' mir ihn nicht querspundig. Er sieht so grün und frisch drein, daß ich hoffe, er erzählt uns Etwas. Es wird sonst langschößig.

Ist so bös nicht gemeint, lenkte der Erstere ein. Gelt Alter? —

Schmitz grüßte, nahm die Meerschaumpfeife aus dem Munde und das Taschentuch aus dem linken Wammsäckel und trocknete sich die Stirne, von der in Wahrheit der Schweiß rann.

Das ist ein Hitzchen! sagte er schmunzelnd. Wenn's nicht alle Nachts regnete, die Trauben müßten abfallen; aber sie sind grün wie der Epheu am spitzen Thurm und färben sich schon fuchsbraun.

Das macht der Komet, sagte Guntrum, der hat so einen langen Fuchswedel.

Der wird noch mehr machen, fiel Bräunches Willem ein. Denkt an mich!

Prophezeihst du wieder? fragte Schmitz, ihn lachend betrachtend. Du bist mir ein prächtiger Prophet, Willem! Ich meine, dein bestes Prophezeihen wäre acht Tage nachher? — Dann triffst du's allemal auf den Kopf.

Mach' keine Flausen! sagte Willem. Der Komet ist vom lieben Herrgott nicht umsonst uns vor Augen gestellt. — Er wird — dabei sah er sich besorgt nach allen Seiten um — den Napoleon zum Lande hinaus jagen; gebt Acht und paßt auf! Ihr sollt an den Willem Greifenstein denken. Er hieß eigentlich Greifenstein und „Bräunches" war ein Nachname, den er — und diese üble Sitte herrschte sehr in der Stadt — trug, über den er, wenn sich etwa Einer in seiner Nähe so sehr vergaß, ihn zu nennen, sehr wild werden konnte und dann heidenmäßig fluchte. Alle schwiegen; denn, was Willem sagte, lebte lebendig als heißer Wunsch in aller Herzen. Es lag kein Gedanke näher am Herzen, als die Franzosen los zu werden.

Als ich einmal von Mannheim aus, wo ich beim Meister Purgel in Arbeit stand, nach Schwetzingen ging, sagte Schmitz mit besonderm Nachdrucke, las ich dort an der Wand der türkischen Kirche, die, seltsamer Weise, der Churfürst dort erbaut hat, die Worte: Reden ist Silber, doch S c h w e i g e n i s t G o l d.

Guntrum nickte. Das ist ein gewichtig Wort, absonderlich in Betracht des Napoleon, sagte er.

Ach was, rief Willem. Was der liebe Gott sichtbar an den Himmel stellt, darf man auch sagen!

Der Komet hat einen mordlangen Schwanz! bemerkte Schmitz, und in Texel in Holland sind viele Galeerensträflinge! Auch solche, die das Maul nicht hielten!

Willem wurde kreidebleich, aber er schwieg. Erst nach einiger Zeit sagte er: Hab' ich nicht Anno 1809 prophezeiht, daß der Eisgang von 1810 ein schwerer werden würde? Hu! Kürschner mach's zu Schanden, wenn du kannst! Ihr seid Alle Zeugen. Hab's mehr denn Hundertmal hier gesagt.

Ich nicht, erwiederte Schmitz mit schalkiger Miene. Mein Lebtag hab' ich geglaubt, du seist ein Hauptwetterprophet, und daß der Eisgang ein schwerer war, sieht man noch, wenn man in die Gärten im „Ketzer" geht. Das Wetter kennst du auch besser, als das Auslegen der Kometenschweife.

Willem, der den Spott nicht fühlen mochte, lächelte zufrieden. Der Eisgang von 1730 muß aber doch ein erschrecklicher gewesen sein? sagte er.

Gut, daß du daran erinnerst, sagte Guntrum. Der Kürschner sagte mir gestern, er habe in der Chronik des Sebastian Fabian eine prächtige Beschreibung davon gelesen und eine merkwürdige Geschichte, die sich dabei zutrug. Das muß er uns erzählen!

Ich zappelte vor Freuden, denn grade das war meine Liebhaberei. —

Ja, ja, sagten die Masengenossen, und Schmitz sträubte sich nicht.

Der Neid ist des Teufels Hauptkunststück, hob der Kürschner an, damit er die Menschen an einander hetzt und das Herzeleid ist allemal das Ende vom Lied. Ist Einer reich, so beneiden ihn die Andern um sein Geld, und man meint, Heil und Seligkeit hinge an so ein paar churtrierischen Fettmännchen. Hat Einer ein Amt und steht zwei Finger breit höher, als die Andern, so beneiden sie ihn um Ansehen und Würde. Hat Einer mehr Verdienst im Handwerk, so fährt der Brotneid in die Herzen und rumort drinnen herum.

Nun? fragte Bräunches Willem, was willst du mit dem Gestichel? Erzähl' doch! —

Wart's ab! trumpfte ihn der Kürschner. Ihr kennet alle das Haus an der Marktecke, der Kirche gegenüber, das dem Konrad Gölz gehört. Es ist Eins der schönsten Holzhäuser unsrer Stadt und die Fremden betrachten's Alle und Viele haben's schon abkonterfeit. Damals wohnte Konrad's Vater drinnen, der ein Küfer war, wie Konrad Gölz. Er hatte viel zu thun, war ein geschickter Küfer, nur machte er's, wie alle Küfer, er trank häufig über den Durst — machte aber dann beim Abstich doch keine dummen Streiche, weil er's im Griffe hatte. Er führte die Weinhändler nach Steeg und Breitscheid, und war Küfer bei der churkölnischen Saalkellnerei. Das trug ihm viel Geld ein, denn der Saal hatte viele Theilweinberge, Zinsen und Gefälle — in Summa, er stand sich sehr gut. Neben dem Saal, dem goldenen Engel gegenüber und der Fleischgasse — steht ein ebenso schönes, altes Holzhaus, darinnen die Zechherren ihren Saal hatten. Dieß Haus gehörte dem alten Hieronymus oder, wie wir sagen: Ronemus Gebhard, und ist hernachmals an dessen Tochtermann, den Hoffmann gekommen. Der Ronemus war auch ein Küfer und hatte zur Kundschaft die churpfälzische Kellnerei am Oberthor, wo der Landschreiber wohnte — jetzt haben es die französischen zwei Gens'darmen ein, und haben, bei meiner Treu! Platz genug in dem ungeheuern Gebäude; damals stand, wie Ihr Alle wisset, der Saal noch, dieß prächtige thurmreiche Gebäude, dessen Treppe man hätte hinaufreiten können. Die Franzosen, die — — haben's vor'm Jahr niedergerissen ohne Grund und Ursache! — Darin wohnte der Kölnische Herr Saalschultheis. Dieser und der pfälzische Landschreiber lagen sich das ganze Jahr in den Haaren, und fingen allemal am neuen Jahrestag den Hader von vornen an. Wie der Herr, so's Gescherr, sagt das Sprüchwort, und: Deß Brot ich esse, deß Lied ich singe. Damit will ich sagen, daß die zwei Küfer sich haßten, wie Katzen und Hunde, und hatten doch Beide zu leben vollauf, denn der Ronemus führte die Weinhändler nach Diebach und Manubach, wie der Gölz seine Kunden nach Steeg und Breitschied, und Jeder verdiente seinen Reichsthaler vom Faß, aber Keiner gönnte dem Andern das Weiße im Auge, und waren doch Spielkameraden gewesen, mit einander auf der Wanderschaft; saßen alle Beide im Rath der Stadt und im Kirchenvorsteherstuhl in der Kirche, aber der Teufel hatte Brotneidsamen gesäet und der war reichlich aufgegangen und trug bittere Früchte.

Der Feuerbrand des Neides sollte aber damit nicht seine Grenze haben, der wuchs noch ärger, als Anno 1719 der Herr Saalschultheis Rima starb, alt und lebensmüde, und war der eheleibliche Sohn des Saalschultheisen Rima, der Anno 1632 seinem Vater im Amte gefolgt war, als seltmals die Schweden kamen und dessen Schwester den Inselius geheirathet. Nun, der alte Rima konnte abkommen. Kinder hatte er nicht und betrauerte ihn eigentlich Niemand, und hatte lachende Erben, nämlich seinen Vetter den churkölnischen Consulenten von Küchelchen, der aber den Adel nicht führte. Es ist kurios! Der churpfälzische Landschreiber hatte sich ihn in Wien bei'm Kaiser für baares Geld gekauft. Dreißig Tausend Gulden für armselige drei Buchstaben! Es gibt seltsame Narren in der Welt! Item, der

Küchelchen wurde der Amtsnachfolger des Saalschultheisen Rima, denn in Churköln erbte so ziemlich Amt und Würde, und wem der liebe Gott ein Amt gab, dem gab er auch Verstand. Damit will ich aber nicht den Küchelchen gemeint haben, denn der hatte diese Gottesgabe. In Churpfalz — gings ja nicht besser, und die pfälzischen Beamten wurden doch alle Lumpen — weil der Bauch ihr Gott war! Himmel und Erde, was brachten d i e durch!

Man meint, du wärst Bratenwender gewesen? warf der Bräunches Willem ein. Laß sie in Ruhe. Sie haben ihr Theil verschlemmt, und bleib bei deiner Geschichte! Sind auch alle fort und begraben.

Schmitz warf ihm einen giftigen Blick zu, denn er war eben im Zuge, ein paar Geschichten von den Gastmählern der pfälzischen Amtleute zu erzählen, die dem bekannten Sprüchlein huldigten: Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's! Allein Willems Mahnung fruchtete.

Um wieder auf meine Geschichte zu kommen, hob er an, so war kaum der Herr Saalschultheis Rima kalt, so machte sich der alte Ronemus auf die Beine, setzte sich in des Konrad Eidams Schiff, darinnen er dem Herrn Kurander, der dazumal Einer der Hauptweinhändler zu Köln war, sieben oder acht Fuder Manubacher sandte und schiffte selbst gen Köln. Niemand fand was darin. Kein Mensch merkte, was der Schleicher wollte, als seine brave Frau, die eine feine Nase hatte. Die Haderworte, die's da gab, als sie ihm in's Gewissen redete, will ich Euch nicht wiederholen, denn der Ronemus war eckig und hitzig. Daß die Frau Nichts ausrichtete, das war das Ende, und er fuhr gen Köln. Der Herr Kurander aber war ein weitläufiger Onkel von dem Herrn Küchelchen, der Saalschultheis geworden war und hielt Etwas auf den Ronemus. Hinter den macht sich nun der Ronemus und verkalfaktert den Gölz der Maßen, daß der Herr Saalschultheis Küchelchen den Gölz absetzt und den Ronemus zum Küfer der Saalkellnerei macht. Der springt vor Lust, denn nun ist er Hahn im Korbe; hat die zwei Kellnereien zu Kunden und nun kann's nicht fehlen, daß sein Sohn Fritz, der auch Küfer, und ein Muster eines braven jungen Menschen war, die Tochter des reichen Josua Lang bekommt, darauf er schon lange spekulirt hatte, freilich, ohne den braven Jungen zu fragen, der ganz anderer Meinung war. — Des Josua Lang's Lieschen war ein hochmüthig Dunzelchen und hatte mehr rothe Sommerflecken im gelben Gesichte, als Sterne am Himmel stehen, und fuchs-feuer-fackelrothe Haare und war ein giftig Stück mit einem so bösen Maule, als damals Eins in Bacharach war und hier hat's doch, wie wir alle wissen, Niemals daran gefehlt! — —.

Laß mir die Weibsleute in Ruhe, sagte Willem, der ein alter Junggeselle war. Wie ging's, als nun der Neidsack, der Ronemus, heim kam? — Davon rede und komm' mir nicht alle Amen-lang in eine Nebengasse!

Wie's ging? sagte Schmitz, das kannst du dir denken! Erstlich war der alte Gölz aus allen Fugen. Der faselirte und tobte, wie ein angeschossener Eber. Freilich, sehr übel konnte man's ihm nicht nehmen. Es ist keine Kleinigkeit, wenn Einem Brot und Verdienst so vor dem Munde weggeschnappt wird und dann noch — auf eine so hinterlistige, falsche und tückische Weise. Zum Andern aber war in der Stadt nur wahrer Ingrimm gegen den heimtückischen Menschen, der in seiner Habsucht nie satt wurde und Niemand, als sich selber Etwas gönnte. Der Ronemus Gebhard war früher ein geachteter Mann in der Stadt, aber nun war sein Respekt zertreten und er hatte alle seine Pläne selbst zu Nichte gemacht; denn der Josua Lang klopfte ihm am Fenster, als er zum ersten Mal nach der Geschichte an seinem Hause vorbei ging und Gebhard eilte hinein, weil er es mit dem alten, reichen Geizhals gut stehen halten mochte. Aber der las ihm ein Kapitel aus den Leviten, wie's zwar nicht in dem Buche steht, aber gesalzt war's und einen Judas nannte er ihn, einen Duckmäuser und Kalfakter, daß der Ronemus da stand, wie eine begossene Katze, und ihm die Beine schlotterten. Und als er sich wandte, um fortzugehen sagte der alte Josua: Noch Eins, Meister. Der Gölz ist in Zukunft

mein Küfer, denn mit so Einem, wie Ihr seyd, will ich Nichts mehr zu thun haben! Da ist er schier zum Hause heraus getaumelt vor Scham, Zorn, Reue und Gift. Das war aber nur der Anfang; denn Ihr wisset und ich hab's schon gesagt, daß der pfälzische Landschreiber und der Saalschultheis sich einander von Amtswegen spinnen-feind waren. Kaum hörte der Landschreiber des Gebhard's Judasstreich — Bumms! da ließ er den Gölz kommen und übergab ihm alle Amts- und Zehntkeller und beschied den Gebhard und ging mit ihm um, daß der kopfscheu wurde und davon lief. Das war das Gericht der Menschen, Ihr Bürger. Das Gericht Gottes blieb auch nicht aus. Man sagt im Sprüchwort Gottes: Mühlen mahlen langsam, aber fein! — Der Gebhard erfuhr's. Die ganze Stadt, ob sie gleich den geadelten Landschreiber nicht lieb und dazu auch keine Ursache hatte, billigte doch sein Verfahren gegen den Gebhard, weil der es grade so verdient hatte. Nun erst sah der alte Ronemus, daß der Neid sein eigener Feind ist, denn er hatte sich heillos geprellt. War auch die Küferei im Saal einträglich, so trug doch die pfälzische Saalkellerei dreimal soviel ein, und so war's denn ein schwerer Verlust, den er sich zugefügt, statt des Gewinnes, den er gehofft, und so sollt's allen Neidsäcken gehen in der Welt, und es geht ihnen auch so. Ich denke da an eine andre Geschichte, wo es grade so ging, wie hier —

Bleib' bei der Schnur! sagte Bräunches Willem. Du bist so witschelig, wie eine Blindschleiche und so geschmeidig, wie ein Aal. Hält man dich nicht fest, so kommst du von dem Kraut in die Rüben. Wir wollen die andre Geschichte jetzt nicht hören. Also voran! — Die andern Leute lachten, aber sie gaben doch dem Willem Recht.

Der alte Gebhard wurde durch diese Erfahrungen nicht gebessert, nur erbittert und hartnäckig und hart gegen seine Frau und seine Kinder. Gegen andere Leute wurde er bitter und unfreundlich. Seine Kundschaft nahm ab. Nur der Saalschultheis und der Weinhändler Kurander von Köln blieben ihm treu. Aber mit dem alten Gölz? — Wie gings da? Einander so nahe zu wohnen und sich so tödtlich zu hassen, wie die Zweie, das war schlimm. Sie spielten sich alle Schabernacke, wo und wie sie konnten. Das Schlimmste aber war, daß sie zusammen im Rathe der Stadt und im Kirchenvorstand saßen und natürlich auch in der Zunftstube. Wollte der Eine Rechts, so wandte sich der Andere Links. Da litt gemeine Bürgerschaft und das Wohl der Kirchgemeinde. Daß aber der alte Gölz auch kein Engel war, ist gewiß. Er war so reich, wie Hieronymus Gebhard auch und so neidisch und geizig, so hochmüthig und hochfahrend, wie der auch. „Ich falle um die Wahl nicht die Treppe hinunter“ sagt der alte Sebastian Fabian in seiner Chronik von Bacharach, aus der ich die Geschichte habe. Am Abscheulichsten benahm sich der alte Gölz gegen den armen Peter Emmerich. Der wohnte in dem Eckhause der Bauersgasse, wo der Brunnen ist. Hernachmals hat es der Schiffer Scheidt gekauft, der es bewohnt, nachdem er es hat aufbauen müssen; doch davon rede ich später. Der Emmerich war des alten Gölz leiblicher Schwager. Er war früher ein wohlstehender Schiffer gewesen, aber im Bingerloche verunglückte er mit seinem Schiffe, das schwer beladen auf der Thalfahrt nach Köln war. Er hatte in Mainz Weizen geladen. Dieß Unglück machte ihn bettelarm. Er ernährte sich lediglich dadurch, daß er mit dem Nachen, den er aus dem Schiffbruche im Bingerloche rettete, die Leute über und über setzte, von Einem Ufer auf das Andere. Das ist heute ein kärglicher Erwerb und jetzt fahren an Einem Tage mehr Leute über den Rhein, als damals in einer Woche. Es war sein Verdienst zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.

Das weiß Niemand besser, als der Ludwig Prätorius, sagte Bräunches Willem; und warum die Leute überfahren, wissen wir auch — leer hinüber — voll herüber; denn hier kostet das Pfund Kaffe einen Kronenthaler und drüben 24 Kreuzer.

Das weiß Niemand besser, als die Schmuggler von Profession, sagte Schmitz und lächelte schelmisch dabei und sah den Willem an.

Der hustete einige Male und sagte sanft: Wozu diese Abschweifung? Die Douanen wachen ja überall, wie die Dohlen.

Die du angefangen! erwiederte Schmitz und wandte sich zu den Andern, indem er fortfuhr: die Dohlen sehen auch nicht Alles, wie oft sie auch den schlauen Kopf drehen. Item, der alte Gölz hätte helfen können, aber er that's nicht und ließ die armen Leute darben. Und sie hätten hungern müssen, wenn nicht ihr einziges Kind gewesen wäre, das sanfte Minchen. Es hatte in besseren Tagen nähen und weibliche Kleidung und Putz machen gelernt, aber nicht in der Meinung, sein Brot damit zu verdienen, sondern, um sich selbst dieß und das machen zu können. Wer hätte denken sollen, daß Minchen das einmal nothwendig hätte. Aber man sieht da, wie wohl die Aeltern thun, wenn sie ihre Töchter alle weibliche Arbeit und Kunst lehren lassen, die nur immer zu erlernen ist. Brauchen sie's nicht, um sich damit zu ernähren, desto besser! Sie tragen dann nicht schwer dran, und können's beurtheilen, wenn es Andre machen; aber wendet sich das Blättlein, nun, dann brauchen sie nicht zu darben und Noth zu leiden. Jetzt half des Mädchens Nadel den Hunger abwehren, der sonst unabweisbar an ihre Thür geklopft hätte. Minchen war im Glücke demüthig gewesen, darum trug sie das Unglück mit Ergebung. Man sah ihr kein Leid an. Sie war glücklich, daß sie ihre Aeltern ernähren konnte. Ihr Ruf und Leben war fleckenlos und Jedermann bedauerte, aber achtete sie von Herzen. Und dieß Mädchen war die Perle unter den Töchtern der Stadt. Schön war sie wie ein Engel und sanft wie ein Engel. Selbst in der dürftigsten Kleidung war sie eine Königin gegen die aufgeputzten Aeffchen der Reichen. Mancher Jungbursche schielte nach dem Mädchen; mancher Reiche ging ihr zu Gefallen; aber Keiner wagte es, dem Mädchen sich zu nähern und dazu fehlte auch alle Gelegenheit, da Minchen zu Spiel und Tanz nicht ging und außer in die Kirche und in die Bombach, nirgends hinging, denn in der Bombach hatten sie die einzigen zwei Feldstücklein, die übrig geblieben waren, als Emmerich sein Schiff verlor und die Ladung dem Mainzer Fruchthändler ersetzen mußte bei Heller und Pfennig mit seinem Vermögen. Daß aber das schöne Minchen gar keinen Jungburschen ansah, war noch nicht hinreichend, anzunehmen, sie habe eine alte Jungfer werden wollen oder habe einen Kieselstein, wo Andre das Herz haben. Dazu war kein Grund da, denn es war bekannt, daß des alten Ronemus Fritz Emmerichs Minchen lieb hatte und sie ihn, und Fritz ging ohne Hehl im Hause aus und ein, aber am lichten, hellen Tage. — Er meinte es treu und ehrlich und in Züchten und Ehren, und da brauchte er sich weder zu fürchten, noch zu schämen; aber das war der Grund, warum der alte Götz seine Hand abzog und wieder der Grund, warum Hieronymus Gebhard schwer rasend wurde. So zwei harte Steine mahlen selten reine, sagt das Sprüchwort, und die zwischen sie kommen, werden gequetscht, daß es eine Art hat. — Die Zweie erfuhren's.

II.

Es war anno 1724, am dreizehnten November, Abends um drei Viertel auf Zehn oder auch ein paar Minuten mehr, da kam Einer aus dem Hause des Peter Sturmfels an der Fleischgasse heraus und sagte dem leuchtenden Hausmann: Gute Nacht, Peter! Gute Nacht, Bastian, sagte der Andere, und der Bastian war Niemand anders, als der Sebastian Fabian, der die Bacharacher Chronica geschrieben hat. Als er zwischen dem goldenen Engel und dem Eckhause, darin vormals der Jakob Hartmann gewohnt hat, der Vater dessen, der jetzt auf dem Holzmarkt die neue Stärkefabrik angelegt hat, heraus auf die Obergasse kam, hörte er in Gebhards Hause einen gewaltigen Spektakel. So ein Chronikschreiber will gerne Alles wissen, und geht darauf aus, die Geschichten treu und wahr zu erfahren. Neugierig war er nicht; aber er dachte, die eigenen Ohren wären doch sicherer, als die Andrer, und tritt an das Fenster und hört zu.

Der Gebhard hatte seinen Pikesch an und schritt zornig die Stube auf und ab. Seine Frau saß am Tische und spann.

Meinst du, ich sollt's zugeben, daß der Bub das Bettelmädel heirathe? — rief er aus. Niemals, so lange ich lebe!

Nun, sagte ruhig die Frau und hörte auf den Knecht ihres schnurrenden Rades zu drehen; man meint, du wärst mit einem goldenen Breilöffel gefüttert worden! — Ich weiß doch auch, daß dein Vater ein armer Mann war! Macht das Etwas aus? Hab ich gefragt: Ronemus, hast du Geld oder Gut? Pfui, schäme dich! Emmerich ist nicht durch seine Schuld arm geworden, und das Mädchen ist die Perle von Bacharach! — Das sagt alle Welt. Dem Alten zuckte das offene, wahre, schlichte Wort des braven Weibes, der es nicht einfiel, auf ihr Vermögen zu pochen, die aber den Hochmuth ihres Alten gerne brechen oder doch dämpfen wollte, durch die Seele. Es war richtig, drum traf es ihn desto sicherer und stärker. Wirfst du mir meine Armuth vor, so hab ich durch meinen Fleiß dein Vermögen verzehnfacht! rief er zornig aus. Ronemus, sagte sie sanft, ich denke daran nicht, wollte doch aber erinnern, so billig gegen deinen braven Sohn zu sein, wie du damals wünschtest, daß mein Vater gegen dich sein möchte. Er war's, so sei's nun auch!

Da hört man's, wo der Taugenichts seine Stütze hat — rief er aus. Du bist eine so breiweiche Weiberseele, die alle von Natur Kupplerinnen sind, das heißt, die Leute zusammenbringen wollen. Gelt, deinem Söhnchen das Mädchen geben, das wär' so deine Sache? — Ich kenne dich! Taugenichts nennst du unsern Erben? sprach mit wunderbarer Würde die Frau. Gott vergebe dir's! Alle Welt nennt ihn ein Muster eines jungen Menschen und Gottlob! es ist eine volle Wahrheit! Pfui noch einmal! Der Vater selbst vermehrt sein Kind! Pfui der Schande! Daß er das Minchen lieb hat, hörst du's, was ich sage? — das nehm' ich ihm nicht nur nicht übel, sondern ich billige es; denn sie ist so schön, wie keine Zweite hier, und unter allen die Sittigste, Reinste, Fleißigste, Eingezogenste. Das ist mein letztes Wort: Meinen Segen hat er, wenn er sie heirathen will.

Und meinen Fluch! schrie der Alte und ein Strom von Gift und Galle ergoß sich über das feste, entschiedene, vortreffliche Weib.

Sie weinte leise; aber das focht ihn nicht an, der sich alle Augenblicke mehr in den Zorn hineinredete. Es fielen schneidende Worte. Die brave Frau schwieg lange. Endlich berührte er einen Punkt, da konnte sie nicht mehr schweigen. Du sagst, der Fritz verletze deine Ehre? sagte sie. O Gebhard, wer hat deine Ehre zertreten? Wer hat dir die Achtung der Leute geraubt? Du, du selbst, als du den Judasstreich machtest gegen meinen Willen, Rath, Bitten und Flehen! Die Strafe Gottes hat dich ereilt. Deine Kundschaft ist fort, deine Achtung hin. Man sagt es dir ja in's Gesicht, du gehörtest nicht in den Rath der Stadt, in den Kirchenältestenstuhl! Weißt du das etwa nicht? Hat dir's nicht noch gestern der Engelwirth drüben, der Stoll, an den Kopf geworfen, und du hast die Thüre zugemacht und hast's einstecken müssen? Schlimm ist's, wenn das die Frau ihrem Manne sagen muß, an dem sie hinauf sehen soll; aber du zwingst mich dazu. Emmerich's sind unbescholtene Leute. Wollte Gott, wir wärens auch!

Sie fing laut an zu weinen, denn das arme gepreßte Herz hatte sich einmal Luft machen müssen.

Das aber schlug ein und durch bei ihm. Er lief hinaus und warf die Thüre zu, daß sie krachte. Nach einer Weile kam er wieder, bleich vor Zorn und Wuth. Wo ist der Bub? fragte er.

Ich habe Ursache zu glauben, daß er in Emmerich's ist, sagte die Frau ruhig und sanft.

Da begann er auf's Neue zu toben, bis er sich in den Sorgstuhl warf und stille wurde. Innerlich aber kochte und gohr es fürchterlich. Gegen seine Frau wagte er nichts mehr zu sagen, aber für den Fritz sammelte sich ein Wetter mit Blitz und Donner. Der ahnte nichts, denn er saß bei Minchen und ihren Aeltern.

Als es zehn Uhr schlug, stand er auf und Minchen begleitete ihn bis an die

Thüre. Da überkam ihn ein seltsam Gefühl. Ich weiß nicht, wie mir's ist, sagte er, aber es liegt mir Etwas im Gemüthe, als käme ein Unglück über mich, als müßte ich von dir fort. Sie tröstete ihn, aber er hielt ihre Hand fest und sagte, ach, daß ich diese Hand nicht verlöre! Halt ein, sagte das Mädchen ernst und fest. Mein Herz und meine Hand ist dein, Fritz, das sei vor Gott geschworen! Da schloß er sie zum ersten Male an seine Brust und drückte den Kuß der Verlobung, den ersten auf ihre reine Lippe. Dann riß er sich los und eilte heim und Minchen stand lange an der Thüre, denn sie zitterte über das, was sie gesagt. Was ihm geahnt, das traf ein. Mit verhaltener Wuth trat ihm sein Vater entgegen und fragte, wo er gewesen sei? Der Sohn sah an des Vaters Gesicht, wo es hinaus wollte, aber Fritz that nichts, was er hätte verhehlen müssen. Er sagte also bescheiden, wo er gewesen und ohne Hehl.

Da brach das Wetter los! — Es brach los wie ein verheerender Sturm, der Alles mit sich fortreißt. Fritz schwieg demüthig bis sich endlich die Wuth entladen hatte, und einige Ruhe eintrat. Die liebende Mutter hielt seine Hand, daß er Kraft gewänne, in kindlicher Ergebung Alles zu ertragen. Es gelang. Freilich wollte Anfangs auch sein Zorn aufwallen. Die Mutter sah's. Fritz, um Gottes willen, vergiß dich nicht! Es ist dein Vater! so flüsterte sie ihm zu und der brave Sohn wich nicht von der Pflicht; ja seine innere Ruhe kehrte wunderbar wieder, während des Vaters Zorn loderte. Jetzt, wo der Alte inne hielt, wie auch draußen der Sturm einmal einen Augenblick ruht, um aber neuen Athem zu schöpfen, begann Fritz ruhig also zu reden: Ich sehe wohl, Vater, es ist Zeit, daß ich gehe, in die Welt gehe, wohin es sei. Euch bin ich ein Dorn im Auge geworden, seit ich das Minchen lieb habe. — Die Zunft hat mich los gesprochen. Ich soll wandern; ich will es heute noch. Dann kehrt vielleicht für meine arme, gute Mutter der Frieden wieder. Sie erduldet die Hölle in diesem Hause, bis ich fort bin. Der Alte fuhr betroffen in die Höhe. Das hatte er nicht erwartet. Der Herbst war gut und reichlich gewesen, und Arbeit war in Hüll' und Fülle da. Er hatte nur Einen Gesellen und wußte auch keinen mehr zu finden. Fritz hatte für Zweie gearbeitet, das müßte ihm sein Todfeind sagen, wenn er einen gehabt hätte. Was sollte er nun anfangen? Das fuhr wie ein Blitz durch seinen Kopf. — Und doch — sollte er sich von dem Sohne trotzen lassen? Nein! das ging ihm gegen das Kamisol. Gut, sagte er, geh' wohin du willst! Ich habe Nichts dagegen.

Ich gehe, Vater, aber ich habe nie heimlich Geld gehabt, wie es Andere machen. Seid so gut und gebt mir einen Zehrpfennig, daß ich nicht fechten muß. Ihr sagtet oft selbst, das sei des Handwerks Schande. Du sollst's haben! stieß der Alte heraus.

Ich danke Euch — sprach Fritz. Seid so gut und legt's hier auf den Tisch, und dann lebt wohl! Gott behüte Euch! Er reichte dem Vater die Hand, die dieser kaum drückte, und sagte dann zur Mutter: Es hat mir vorgestanden, daß es so kommen würde, liebe Mutter. Mein Felleisen hab' ich schon, meine Kleider pack ich selbst, nur meine Hemden und Strümpfe und Halstücher seid so gut mir zu geben und zu packen, das verstehe ich nicht so gut.

Damit nahm er ein Licht vom Tellerbrett, das über der Thüre und den Fenstern hinlief; reichte noch einmal dem Vater die Hand und sagte: Gute Nacht! Dann wandte er sich um und ging hinaus und die weinende Mutter wankte hinter ihm her.

Der Alte saß bleich im Sorgstuhle. Die Reue schlich leise an seine Seele heran, aber er wies sie trotzig zurück, ging an das Wandschränkchen, nahm Geld heraus, wickelte es ein, legte es auf den Tisch und ging in die Kammer, wo er sich zu Bette legte und bald tönte es aus der Kammer heraus, als ob ein Zimmermann aus zähem Holze Dielen schnitte. Um das Herz lag eine dicke Kruste und es mußte arg kommen, wenn die gebrochen werden sollte. —

Droben im Kämmerlein des Sohnes fiel ihm die Mutter um den Hals und weinte laut. Ach, rief sie, meinen Mann hab' ich verloren, seit er ein Anderer

geworden ist, und nun soll ich mein Kind verlieren, das meine einzige Hoffnung und Stütze war! Was bleibt mir unglücklichen Frau denn noch übrig?

Mutter, sagte Fritz, Gott kann's wenden, daß Ihr den Vater wieder findet. Er ist blind geworden. Gott kann ihn wieder sehend machen. Er wolle es in Gnaden! Aber seid nicht ungerecht! Seid Ihr nicht stark in dem Herrn? Und habt Ihr nicht noch ein Kind, das liebliche Käthchen? Ehe ich wiederkomme, ist sie eine Jungfrau und daß sie eine tüchtige, fromme werde, daran zweifle ich nicht. Sie wird wachsen an der Mutter Vorbild! Und nun wollen wir's Gott anheimstellen. Er wird Alles wohl machen!

Sie sah den männlichen, braven Sohn an und gewann in seiner Fassung die ihrige wieder. Stille ging sie hinab und als sie ihn schnarchen hörte, als wäre nichts vorgefallen, da durchbebte es sie im innersten Wesen und sie fiel nieder auf ihre Kniee und betete, daß Gott das harte Herz aus seiner Brust nehme und ihm ein weiches, sanftes gebe. Dann nahm sie das Geld, das auf dem Tische lag, ging in die Küche und zündete an den noch glimmenden Kohlen einen Spahn. Sie erbleichte. — Zehn neue Thaler! rief sie aus. O du barmherziger Gott! Es ist jedes bessere Gefühl aus seiner Seele gewichen! — Sie mußte sich sammeln. Dann erst schlich sie hinauf an eine ihrer Kisten; griff im Dunkeln nach einem Nothpfennig, den sie lange schon für etwa eine schwere Stunde gespart, und that ihn dazu, daß nicht noch ein bitteres Gefühl in des Sohnes Herz komme, wenn er des Vaters Herzlosigkeit erkenne, als schon jetzt darinnen war.

Nun brachte sie es dem Fritz nebst seinen Hemden und übrigen Sachen. Er legte seinen Zunftsbrief dazu und, nachdem er in der Ecke, hinter der Thüre, sich umgekleidet, schnallte er das Felleisen, griff zum Wanderstabe und — fiel weinend an der Mutter treue Brust. —

Es war just Ein Uhr, als er endlich aus dem Hause eilte; aber nicht zum Thore hinaus ging sein Weg, sondern über den Markt, die Marktgasse hinab, am Steigerwaldts Eck, der Untergasse hin. Plötzlich stand er unter Minchens Fenster. Sie schlief in süßem Frieden. Sollte er ihn stören? Aber durfte er in die Welt gehen, ohne ihr Alles gesagt zu haben? — Nein! Er warf ein Steinchen gegen ihr Fenster. Sie erwachte und sprang auf; legte schnell einen Rock an und trat an's Fenster. Der Mond schien so klar, wie am Tage die Sonne. Sie erkannte ihn augenblicklich.

Fritz, was ist geschehen? rief sie bebend vor Schrecken und Kälte. Du hast dein Felleisen auf dem Rücken, was bedeutet das? —

Soll ich dir's verhehlen, Minchen? Die Ahnung, die mich erfüllte, als ich heute Abend von dir schied, ist wahr geworden.

Als ich heimkam, brach ein lange verhaltenes, lange schon grollendes Wetter über meinem Haupte los. — Ich sah ein, daß es Zeit sei, daß ich gehe. Zeit für meine gute Mutter, die dich lieb hat und unsern Bund segnet, Zeit, sag' ich, für sie, sonst erliegt sie unter dem steten Hausstreit; Zeit für mich, daß ich mich nicht einmal im Zorne mit einem Worte gegen meinen Vater versündige und — daß ich es sage — Zeit für uns Beide — denn hier kann ich nicht Meister werden. Ich muß drei Jahre gewandert haben, um dich als mein theures Weib heimzuführen. So steht es. Ich muß fort. Je eher ich gehe, desto eher kehre ich heim, um Meister zu werden. Und nun, bleib mir hold und treu! Gott segne, Gott behüte dich! —

Fritz, Fritz! rief eine gebrochene Stimme. Zwei weiße Arme breiteten sich aus, als wollten sie ihn halten — er aber wandte sich und war bald am Rheine durch das Bauerspförtchen, das schon damals Niemand mehr schloß.

Hier unter der Linde saß der schwer getroffene Jüngling und weinte heiße Thränen und betete lange und innig. Dann, als es zwei Uhr schlug, stand er auf, ging am Rheine hin, dem Zehnte-Thore zu, denn er wollte gen Cöln wandern. Als er zum Münzthore hineinschritt, weil er nicht am Graben hingehen wollte, blies der alte Pelzer eben zwei Uhr.

Der wußte mehr, als Andere, wie es um Gebhard's, wie es um Fritz und Minchen stand und er war ein goldtreuer Mensch.

Woher und wohin, Fritz? fragte er betroffen den Jüngling.

Auf die Wanderschaft, sagte ruhig und fest der Jüngling, der seine Ruhe unter der Linde im Gebete wieder gewonnen hatte und nun getrost in die Welt ging.

Ich hab' eine Stunde Zeit, sagte der ehrliche Mensch, und da kein Kamerad dich begleitet, so will ich's thun und dir das Felleisen tragen: das war so Sitte, daß die Gesellen den Wanderburschen begleiteten und ihm das Felleisen trugen. Hier war's anders. Ein alter Mann wollte es thun in treuer Liebe zu dem braven Fritz. Aber der that's nicht, weil's Unrecht gewesen, daß der Alte die Last trage und der Junge ledig neben dran gehe. Das verdroß den Alten auch nicht, weil er die Gesinnung erkannte, aus der's herfloß und er begleitete ihn bis unter den Kreuzstein hinab. Da mußte er scheiden. Er drückte des Jünglings Hand und segnete ihn, und der sagte: Pelzer, grüßet meine Mutter noch einmal und — noch Jemand! Ihr wisset's ja! Der alte Pelzer nickte schweigend und ging. Fritz blieb stehen und sah ihm lange nach. Es war ja das letzte, treue Bacharacher Herz, von dem er geschieden war! —

Alle Männer in der Lindenmaje fühlten ein stilles Weh durch ihre Brust ziehen. Keiner sprach ein Wort, als Schmitz ein wenig inne hielt, und der Knabe, der neben Pfaffen Willem saß, wischte sich Etwas aus dem Auge, was einer Thräne so ähnlich sah, als ein Tropfen Wassers dem andern.

III.

Ja, sagte endlich Bräunches Willem, wenn der Teufel in eine Menschenseele gefahren ist, so hat er sein Wesen drinn. Ich bin ein alter Junggesell, aber wenn ich mir's so zurechtlege, so begreif ich nicht, wie es möglich war, daß der alte Ronemus schlafen konnte? Das arme Weib schlief gewiß nicht! Auch das arme Minchen nicht! —

Aber Schmitz, wohin hat sich der Fritz Gebhard gewendet, und wie ist es ihm ergangen?

Ich möcht' lieber wissen, was der alte Isegrimm gemacht hat, als er aufstand am andern Morgen, und wie es bei dem Mädchen ging, sagte der kleine Schuhmacher Scheib von der Bach, der so hieß, weil sein Haus unmittelbar auf der Stelle stand, wo der Münzbach vorüberbraußt und noch dasteht, da seine Nachkommen es bewohnen.

Was soll ich dann nun thun? sagte Schmitz nachlässig. Nun, ich denke, der Willem unterbricht mich oft genug. Der Scheib ist älter; dem will ich folgen.

Meinetwegen! brummte Willem, den das verdroß und die Andern lächelten und nickten dem Kürschner Beifall zu. Er fuhr fort:

Wohl hatte die arme, vielgeprüfte Mutter so lange geweint und zum Herrn für ihr Kind gebetet, bis sie endlich, überwältigt von der Ermattung des Leibes und der Seele, ohne es selbst zu wissen, in einen tiefen Schlaf sank. Sonst war sie wacker, wie eine Schwalbe. Heute wurde der Alte zuerst wach. Er sah seine Frau noch schlafen und wollte sie wecken; aber ihre Augenlieder waren roth und dick vom vielen Jammern und Weinen, und ihre Hände waren noch so krampfhaft fest gefaltet, wie sie betend entschlafen war.

Jetzt entsann er sich dessen genau, was geschehen war und in diesem Augenblicke schluchzte die Arme im Traume — sie träumte von ihrem Kinde — da wehte ein Odem Gottes das harte Herz an. Er blickte in das bleiche, schmerzvolle Antlitz seines vortrefflichen Weibes, mit dem er so lange glücklich gelebt, bis Geiz, Neid und Ehrgeiz ihn ihr, sie ihm entfremdet hatte, und ein Strom des Unglücks sich in sein häuslich und ehelich Leben ergoß, den er selbst mit frevelnder Hand hineingeleitet hatte. Er sah sie im Geiste, wie sie die blühende, schöne, vielgeliebte, reiche Meisterstochter ihm, dem armen Küfergesellen, aus Liebe ihr Herz und ihre Hand gereicht und er ihr geschworen, dieß Opfer ihr nie zu vergessen und sie im

Herzen und auf den Händen zu tragen. Hatte er ihr das gehalten? Zwar lieb hatte er sie gewiß, aber unfreundlich war er oft, hart noch gestern Abend gewesen, und nun hatte er den Liebling ihrer Seele, er mußte es selber sagen, den bravsten Sohn, hinausgetrieben in die Welt und sie dadurch so tief gebeugt.

Wenn der Prophet des Herrn sagt: Des Menschen Herz sei ein trotzig und verzagt Ding, so zeigte sich das auch wieder in seiner vollen Wahrheit an dem Gebhard; tief begann ihn seine Heftigkeit am Abend vorher zu gereuen. Er dachte an Fritz und auch hier fühlte er, daß er zu weit gegangen. Er dachte an die kleine Summe, die er ihm als Zehrpfennig gegeben, und auch das fiel schwer auf sein Herz. Es war ein Sonnenaufgang des Bessern in ihm; aber gar oft geht früh die Sonne gar glänzend und schön auf und einige Stunden später ist der Himmel trübe geworden und es regnet mit aller Macht und Heftigkeit; der schöne Tag, den wir erwartet haben, wird zu Nichte. — Grade so war es bei dem Alten. Er stand leise auf, aber doch erwachte seine Frau. Der rührende Eindruck ihres Schmerzes im Schlafe war vorüber, er war wieder wie vorher auch.

Seine Frau ging stille an ihr Tagewerk; sie aß nichts und trank nichts; aber überall standen Thränen in ihren Augen und der alte Pelzer, der ehrliche Nachtwächter, als er ihr die letzten Grüße brachte, war ihr ein Bote der Freude und dennoch auch ein Bringer neuen Wehes.

Daß der Alte nicht gesagt: Schreib' uns dann und wann, wo du bist, und wie es dir geht, das hatte Fritz außerordentlich wehe gethan. Der Mutter sagte er das — sie hatte es in ihrem tiefen Leide nicht einmal bemerkt — und das fiel ihr, als Beweis, wie hart sein Herz geworden war, recht schwer auf's ihre. Fritz wollte an Minchen schreiben und die fand durch den alten Pelzer, der es mit den beiden jungen Leuten gar gut und treu meinte, Gelegenheit, der Mutter ihres Fritz den Brief zu senden. Das redeten sie ab.

Nun soll er aber auch nichts von ihm hören, sagte sie recht bitter zu sich selbst, bis er fragt, und dann will ich ihm das Gewissen schärfen, wie ein Pfarrer! das nahm sie sich vor. So vergingen Tage und Wochen, ohne daß sie mehr mit ihm sprach, als was unabweisbar nöthig war. Sie merkte wohl, daß er einmal seufzte und sie verstohlen mit bekümmertem Blicke ansah, aber sie that, als sähe sie es gar nicht und ging ihren stillen Weg fort. Sie bekam endlich, nach vier bis fünf Wochen, einen Brief durch Pelzer. Fritz war in Köln bei dem Küfer des Herrn Kurander in Arbeit. Es ging ihm gut. Sein Brief war voll Liebe und Herzlichkeit. Das goß Balsam in ihr Herz. Aber der Alte fragte nicht. Es nagte Etwas an seinem Herzen, aber er schwieg hartnäckig. So behielt sie denn auch ihre Briefe für sich — bis auf einmal seine Briefe ausblieben. Es war nach dem ersten Jahre seiner Wanderschaft. Da fiel's auch auf ihr Herz, wie eine Zentnerlast und das Elend zog vollends ein in ihr Herz und in ihr Haus. Sie bedurfte eines Herzens und hatte doch Keins! Und zu Minchen durfte sie nicht gehen, wenn sie nicht neuen Hader wollte.

Ihr wisset wohl, Ihr Männer, sagte Schmitz, daß des alten Lindau's Vater nicht alle Güter droben vom alten Kloster gekauft hatte, sondern daß die besten in die Hände des Schwiegervaters des alten Nonemus gekommen waren und dieser sie geerbt hatte. Dort besaß er ein Feldstück, das wohl einst zum Klostergarten gehört haben mochte (jetzt ist's eine Wiese), das zum besten Felde dort herum gehörte. Frau Gebhard hatte dort Bohnen gelegt, die mußten nun angehäufelt werden, denn es war so Mitte Juni und der Fritz war nun schon zwei und ein halb Jahr fort und seit anderthalb Jahren war kein Brief gekommen.

Die Frau Gebhard ging, ein Häckchen in der Hand, zum Oberthor hinaus, um die Bohnen anzuhäufeln.

Wer sie jetzt sah, hätte sie, wenn er sie lange nicht gesehen, kaum wieder erkannt. Sie war mehrere Jahre jünger, als ihr Mann, und ohne Widerrede die schönste Frau der Stadt. Ihre Haltung war so grade, so fest; ihr Körper so ebenmäßig, ihr Gesicht noch so frisch und blühend, ihr Haar noch so reich und

dunkel, ihr Auge noch so glänzend und klar — aber die anderthalb Jahre hatten ihren Nacken gebeugt, ihren Körper abgemagert, ihr Antlitz gebleicht, die Haare schneeweiß gemacht und ihr Auge matt und trübe. Ja, das Leid altert mächtig! Ein Jahr tiefgefühlten Herzeleids thut mehr, als zehn Jahre im natürlichen Gange der Dinge, ohne Leid und nagenden Kummer. Das konnte man an Frau Margreth recht anschaulich sehen. Langsam ging sie dahin und das Auge blickte nicht Rechts nicht Links, sie sah zur Erde, denn sie dachte daran, wie oft ihr Fritz das Häckchen getragen, wenn er mit ihr gelaufen war, um in dem alten Klostergemäuer Erdbeeren zu suchen. Wo sie ging und stand, waren ihre Gedanken bei Fritz, und dann und wann rollte eine Thräne in den Staub des Weges, der sehr stark war, weil es lange nicht geregnet.

Vor ihr hin — etwa zwei Hundert Schritte — ging die schlanke Gestalt eines ärmlich gekleideten Mädchens; sie trug eine Hacke in der Hand, denn es war auch hohe Zeit, die Kartoffeln anzuhäufeln. Das Mädchen blickte einmal zurück und erkannte die Frau Gebhard. Von da an ging sie langsam und statt an der Bombach rechts ab in's Thal zu gehen, ging sie voran in die Mauern des alten Klosters, wohin, wie sie wußte, Frau Gebhard ging. Die hatte auf das Mädchen gar nicht geachtet. Als sie aber jetzt auch in die hohen Mauern mit einem tiefen Seufzer hineinging, sah sie plötzlich unter dem blühenden Holunder, der dort aus den Mauern heraus gewachsen ist, neben Lindau's großem Nußbaume — das Minchen stehen, das sie erwartete.

Sie erschrack nicht, nein, eine helle Freude erleuchtete die kummervollen Züge. Das Mädchen weinte und streckte ihr beide Hände entgegen.

Minchen, mein Kind, Gott segne dich! rief sie ihr entgegen und faßte die beiden Hände des Mädchens und weinte auch. Und so standen sie lange.

Ach Gott, hob endlich die Mutter an, was mag aus ihm geworden sein? Warum schreibt er nicht?

Gott allein weiß es! hauchte leise das Mädchen hin und blickte liebevoll in der Mutter Angesicht, das ihr die Züge des geliebten Jünglings zeigte.

Ja, der weiß es und ob er noch unter den Lebenden ist. Ich zweifle dran. Dir hätte er geschrieben, Kind, denn du bist sein Ein und Alles!

Er lebt und ist gesund, sagte das Mädchen mit einer Zuversicht, die Frau Margreth selbst ergriff, weil sie keinem Zweifel Raum ließ.

Woher weißt du das meine Tochter? Du wirst dich doch nicht versündigt und die Karte haben schlagen lassen oder noch Etwas? — Mir wird bange um dein Seelenheil! sagte sorgenvoll Frau Margreth.

Gott behüte mich! erwiederte das Mädchen. Setzet Euch ein Bißchen hier zu mir auf den alten Fensterstein, dann will ich's Euch vertrauen. Wir sind ja so alleine hier und ich danke Gott, daß ich Euer Leid in Etwas mildern kann. Ich glaube und hoffe, daß er lebt und gesund ist! — O du junges Herz, sagte die Frau, Gott erhalte dir deinen Glauben und deine Hoffnung und lasse sie wahr werden! Was willst du mir erzählen? — Botschaft hast du also keine? — Woher weißt du es denn sonst? Das Mädchen schüttelte leise den schönen Kopf und Frau Margreth sah mit trübem Blicke in das klare, leuchtende Auge des Mädchens, aus dem die Hoffnung blickte, so freudig und getrost, daß sie es nicht begriff! Als Fritz weg war, einen oder zwei Tage, und ich in tiefem Leide am Fenster saß, erzählte Minchen, kam mein Pathe, der Bäckermeister Praß, der neben dem Marktthore, dem Hirsch gegenüber, wohnt, und sagte: Minchen, komm' schnell mit! Was soll ich denn? fragte ich. Komm' nur, sagte er, du wirst's schon sehen! Er zog mich mit die Mauertreppe am Bauersthörchen hinauf, über die Mauer hin, und die Treppe neben dem Marktthor herab, in seine Thüre, und rechts in die Backstube. Hier zog er mich auf die Bank nieder. Kind, Gothchen, hob er an, wir sind hier ganz mutterseelenalleine; da muß ich dir Etwas sagen. Ich weiß das Leid, das du um den Fritz trägst; ich weiß, wie's einem zu Muthe ist, wenn man ferne ist von dem, was man lieber hat, als sein eigen Leben. Da denkt man

stündlich daran und ängstigt sich, ob er noch lebe und gesund sei oder nicht. Wer aber soll's Einem sagen? Nun höre, hier herum*) hat man den Brauch, daß man in den Gedanken an den Liebsten oder die Liebste ein Stücklein Brodteig wirkt, dann es zu einem Plätzchen macht, den Namen des oder der Liebsten drauf schneidet und es in den Ofen thut, wo es sechs Stunden liegen muß. Dann nimmt man's heraus und hebt's auf. Schimmelt es nicht, so ist der, für den man es gebacken hat, frisch und gesund. Wird er krank, so beginnt es zu schimmeln; vergeht der Schimmel wieder, so ist er genesen; schimmelt aber das Namenbrötchen ganz zu Staub und zerfällt, so ist er todt! —

Path, sag' ich, das ist Aberglaube und ist Gott versucht, bleibt mir weg damit. Gott wird's wohl mit ihm machen und mit mir. Und wie er es sendet, so will ich es nehmen und tragen in Demuth und Ergebung.

Versteht sich, sagte der alte, brave Mann; aber nun fing er an, mir soviel vorzuplaudern, bis ich es endlich that. Nun hab' ich das Brötchen noch. Vor einem halben Jahre begann es an einem Ende etwas schimmelig zu werden, aber der Schimmel ist verschwunden, und das Namenbrötchen so frisch, als käm's eben aus dem Ofen! Daher lebt er und ist gesund. Viele Leute haben Aehnliches erfahren, das allemal richtig war.

Frau Margreth war eine nüchterne, gesunde, gläubig-fromme Frau. Sie verwies dem Mädchen dieß sträfliche Unternehmen, aber dennoch kam unvermerkt ein Strahl von Hoffnung in ihre Seele durch die zuversichtliche Hoffnung des Mädchens. Sie plauderten so traut von ihm und trösteten sich gegenseitig und es waren Stunden des Segens, die das heilige Band mütterlicher und kindlicher Liebe so fest schlangen um die beiden Herzen, die in Einem Eins waren, als hätten es Jahre des Zusammenlebens gethan. Sie schieden spät, um noch Etwas von ihrer Arbeit zu thun.

So verging ein Jahr nach dem andern und von Fritz kam keine Kunde. Der alte Gebhard trug ein Leid, das sah Jeder, aber er schwieg. Es mußte ein Leid sein, das sich tief in seine Seele hineingewühlt hatte, denn er alterte. Die Furchen seiner Stirne wurden tiefer; das Haar bleichte, wie das seiner Frau, zu Schnee. Und doch konnte seine Seele dem Trotz nicht entsagen. Mit sener Frau redete er nicht von dem Sohne. Er nannte seinen Namen nicht, und andere Leute, die ihn kannten, fragten nicht. Das Leben der Eheleute war kein rechtes mehr — das Vertrauen fehlte. — Die Arbeit geschah regelmäßig, denn Gebhard hatte einen Gesellen wie's Wenige giebt, einen stillen, fleißigen, mäßigen, braven Menschen der Konrad Hoffmann hieß. Er konnte sich auf ihn verlassen, wie einst auf seinen Fritz. Käthchen war in den fünf Jahren, seit Fritz verschollen war, herangewachsen, der Mutter inneres und äußeres schönes Ebenbild, und es war bei Niemanden im Zweifel, daß Konrad Hoffmann Gebhard's Schwiegersohn werden würde, denn er war ein Bacharacher Kind, braver Aeltern Sohn, war bei Gebhard in der Lehre gewesen und so zu sagen mit dem Mädchen aufgewachsen; war dann drei Jahre auf der Wanderschaft gewesen, hätte zu jeder Stunde können Meister werden und sich setzen können, blieb aber Geselle bei Ronemus — nicht um seinetwillen, meinten die Leute, sondern — um der schönen Rahel willen, die ihn so lieb hatte, wie er sie. Er war ein Freund von Fritz gewesen, und schien nur dessen Rückkehr abwarten zu wollen, um diese Sache, die so gut als gewiß war, zum fröhlichen Ende zu führen. Dennoch lag ein düsteres Wesen über dem Hause, über dem Familienleben. Es war kein Hader und doch kein Friede — und darin lag der Jammer. —

Es war gleich nach Herbst, so im fünften Jahre, seit Fritz fort war, da kam der Herr Kurander von Cöln, um den gutgerathenen Wein in den Thälern zu

---

*) Dieser Brauch und Aberglaube ist heute noch am Rheine verbreitet und wird fort und fort geübt. Ich gebe es hier, wie es das Volk glaubt. Dem sträflichen Aberglauben Vorschub zu leisten, das sei ferne!

probiren und seinen Bedarf zu kaufen, ehe ein Anderer käme und den Rahm abschöpfe.

Als er mit Gebhard am Rheine hinauf gen Rheindiebach ging, sagte er: Meister Ronemus, Ihr seid alt geworden! Seit zwei Jahren seit Ihr weiß wie ein Täubchen und Euer Angesicht hat tiefe Falten? — Der Pflug der Zeit hat tüchtig gefurcht!

Ist's ein Wunder, Herr Kurander, sprach Gebhard und die Stimme wankte, weil er zum ersten Male zu einer Menschenseele von dem Leide sprach, das er verschlossen in der eigenen Brust trug. Ist's ein Wunder? Mein Sohn ist fort seit fünf Jahren, und ich habe heute noch das erste Wort von ihm zu hören. Kann da das Herz froh sein? — Seid Ihr im Hader geschieden? fragte der Weinhändler theilnehmend. Es war ein so braver Junge. Ich kann mir das nicht gut denken! — Halb und halb, Herr, erwiederte Gebhard, und erzählte nun Alles. Nun wird mir Manches klar, was ich dem Fritz übel nahm — sagte nachdenklich der Weinhändler. Er ist doch ein braver Mensch!

Wisset Ihr Etwas von ihm, Herr? fragte heftig der Alte. Sagt mir's um Gottes Willen! Ist er todt, so will ich trauern um ihn, wie ein Vater um sein gutes Kind, aber ich weiß dann, daß er im Himmel ist. Diese Ungewißheit bringt mich um! —

Ja, ich weiß von ihm, aber nicht Alles ist erfreulich — sagte der Herr Kurander. Seid Ihr gefaßt, es anzuhören? —

In Gottes Namen redet! Ich will Alles hinnehmen in Demuth, was Gott sendet, und Buße thun. Lebt er noch oder ist er todt?

Der Weinhändler sah den tief erschütterten Mann an und es zog ein herzliches Mitleid durch seine Brust. Das weiß ich nicht, sagte er; aber was ich weiß, will ich Euch erzählen.

Als der Fritz von hier schied, kam er gen Cöln, und da er mich kannte, suchte er mich auf und bat um Rath, wo er möchte Arbeit finden. Mein Küfer, der Meister Bauer, den Ihr ja auch kennet, war grade da und, während der Fritz aß und trank, erkundigte er sich bei mir nach dem schmucken Gesellen, der ihm gefallen hatte. Als ich ihm nun gesagt, welcher Art der junge Mensch sei, nahm er ihn gleich in Arbeit und in sein Haus und da blieb er ein ganzes Jahr. Ich dachte, Ihr wüßtet das, sonst hätt' ich's Euch geschrieben. Kam auch damals nicht her, weil der Wein selbigen Jahres ein Sauerracher war und ein Rachenputzer, den ich nicht brauchen konnte, sonst aber wohl versehen war mit gutem Gewächs. Der Fritz wuchs dem alten Bauer an das Herz; denn einen so geschickten, zuverlässigen, fleißigen und braven Gesellen, namentlich aber einen, der, wie Fritz, kein Säufer war, hatte er noch niemals gehabt. Aber er wuchs noch Jemanden in Bauers Hause in's Herz. Der Bauer hat nämlich nur ein Kind und ist ein Wittwer. Das Grithchen aber ist ein Ausbund von einem schönen Mädchen, achtzehn Jahre alt und eine lebendige, lustige Hexe. Die verliebt sich in den schönen Fritz bis über die Ohren, wie man sagt, und setzt sich in den Kopf: Den oder sonst Keinen!

Der Fritz war stille, traurig, in sich gekehrt. Dem Mädchen war er höflich, freundlich, dienstfertig, aber da war's am Ende. Es schien, als sähe er gar nicht, wie schön das Mädchen sei, und wie lieb sie ihn habe. Wie es kam, weiß ich nicht, aber es scheint, dem Fritz gingen einmal plötzlich die Augen auf, und das geschah, während er einige Wochen krank lag. Kaum war er gesund, als er dem Meister aufkündigte, der das so wenig begreift, als daß sein heitres Kind auf einmal halb todt zu sein scheint. Kein Lachen, kein Gesang, keine Freudigkeit, keine rothen Wangen mehr, wohl aber Leid und Thränen. Das waren räthselhafte Geschichten. Er bot dem Fritz reicheren Lohn; er dankte. Da fielen ihm erst die Schuppen von den Augen, als er Grithchen das Geheimniß abpreßt. Er hätte, trotz dem, daß er ein guter Katholik und Fritz ein steifer pfälzer Reformirter war, ihm sein Kind mit Freuden gegeben, das weiß ich; aber als er mit Fritz redete,

und dieser ihm sagte, er habe einem Mädchen schon die Treue gelobt, und es sei Pflicht, daß er gehe, um Grithchens willen, da drückte ihm Bauer wehmüthig die Hand, und er schied. Das arme Grithchen hatte lange getrauert; aber gestorben ist sie nicht. Die Cölner Mädchen sind so weichherzig nicht. Sie ist jetzt die glückliche Frau eines braven Mannes und hat sich getröstet.

Aber Fritz, Fritz, was hat der gethan? fragte schwerathmend Gebhard, und seine Augen waren starr auf den Mund Kurander's gerichtet.

Der ist nach Brabant gegangen und ich hab ihm Briefe mitgegeben an meine Kunden dort; aber in Brabant scheint es ihm nicht gefallen zu haben. Er blieb nicht lange dort. Ich forschte nach ihm und erst in Holland fand ich seine Spur auf eine fast wunderbare Weise. Er wanderte gen Amsterdam und hatte dort kein Geld mehr. — Ein Mitgeselle sagte zu ihm, als er nach Amsterdam gehen wollte: Nimm dich vor den Seelenverkäufern in Acht! Ich rathe dir's brüderlich!

Was ist denn das? hatte der Fritz gefragt, weil er gar noch nichts von dieser Art holländischer Spitzbuben gehört hatte.

Ei, erwiederte ihm der Geselle, das sind listige Spitzbuben, die sich in allerlei Gestalt und Weise an die einwandernden deutschen Gesellen machen, die ihnen brauchbar erscheinen. Sie locken sie dann in einen ihnen wohlbekannten Hinterhalt; machen sie trunken, und wenn die armen Schelme erwachen, dann sind sie Soldaten oder Matrosen und gerupft bis auf die Haut, wie eine Ente, die gebraten werden soll. Man muß die Augen aufthun überall, Bruder Bacharacher, aber dort erst recht, daß man nicht in ihre Schlinge geräth. Absonderlich jetzt, da die Holländer in Batavia Krieg führen; ihre eigenen Leute vor Batavia und den vergifteten Pfeilen der Wilden einen natürlichen Abscheu haben und doch Soldaten nöthig sind, die sich für sie todtschießen lassen.

Das war ein guter Rath, denn was der Geselle sagte, war richtig, und der unerfahrene Fritz hätte wohl gethan, es sich hinter das Ohr zu schreiben, wo es kein Huhn auskratzt. Er mochte auch daran gedacht haben, als er mit einem trägen Kanalschiff endlich nach Amsterdam kam; aber in dem Lande der Windmühlen und Glockenspiele und Kanäle sah er so viel Neues, daß ihm jene Warnung aus dem Gedächtnisse kam. Auch lag ihm Anderes näher, nämlich, daß er kein Fettmännchen mehr in der Tasche hatte (so nannte man die churtrierschen Scheidemünzen, weil die geistlichen Herren Churfürsten weidlich dicke Backen hatten, deren Köpfe die Münzen zierten, und hört wohl den Namen noch), und nichts mehr wünschte, als Arbeit zu finden; aber da lag der Hase im Pfeffer und der Spielmann begraben! Er verstand von den breiten, gurgelnden Reden der Leute für keinen Weißpfennig. Da ist's ihm denn recht zu Paß gekommen, daß Einer auf dem Schiffe war, ein vornehmer Herr, wie es schien, der gut deutsch redete und ein Landsmann war aus dem „Herzchen von Deutschland", wie die Holländer bekanntlich die Stadt Cleve nennen, weil sie meinen, die läge mitten im Lande der Deutschen. Wie ging ihm das Herz auf, als der Herr ein paar Wörtlein in seiner theuern Muttersprache an ihn richtete! Und der Mann war zuthunlich und mittheilsam; sprach wie ein Buch, und treu und fromm dazu und Fritz mochte meinen, er habe da einen Dreiviertels-Engel vor oder neben sich. Offen und ehrlich gestand er ihm denn auch seine Lage und seinen Wunsch, recht bald Arbeit zu finden, damit er nicht in die Noth noch tiefer gerathe.

Nichts leichter, als das, rief freundlich der Herr. Kommt nur mit mir. Ich weiß eine recht billige Herberge, da zahl' ich Euch die Zeche und das Quartier vorschußweise und Morgen frühe komm' ich und führe Euch zu einem Küfer, wo Ihr einen Lohn kriegen sollt, wie ihn in Deutschland kein Meister verdient. Ich bin ein Weinhändler und kenne meine Leute genau. Das war denn das rechte Fahrwasser für Fritz und er lenkte sein Schifflein mit Freuden hinein. Es kam auch kein Argwohn in seine Seele und er folgte ihm durch die breiten Graachten oder Straßen, über Canäle, wie sie in Holland die Städte überall durchschneiden, bis sie endlich in ein Gewirre von kleinen, engen, finstern Gäßlein kommen und er

ihn da in eine finstre Kneipe hineinführt. Da setzt sich der Herr traulich zu ihm und fängt mit ihm zu reden an von der Heimath und dem schönen Rheine, der in dem niedrigen Holland theilweise im Sande verläuft, und dergleichen, daß der Fritz schier ein Heimweh an sich kriegt, und dabei spendirt der Herr eine Flasche französischen, süßen Wein, der gar köstlich eingeht. Bald aber merkt der Fritz, daß dieser Wein den Schelmen im Nacken hat, und nicht spaßt; denn er wird allmählig so duselig, und dann sieht er alle Dinge doppelt und endlich tanzt und wirbelt alles wie toll und thöricht vor seinen Augen herum und er lacht und lacht, bis er umsinkt und Alles verschwindet und seine Gedanken mit. —

Am andern Morgen — denn es mußte so sein, weil er ausgeschlafen hatte, aber es war noch stockstichfinstre Nacht, blickt er sich um, sucht nach einem Fenster und stolpert über einen Menschen, der auch daliegt. Der fährt auf und fluchte wie ein Heide und Türke. Fritz beruhigt ihn und siehe da, es ist ein Deutscher und ein Pfälzer, von der Hardt herum, die alle gut fluchen können, als hätten sie's extra gelernt in der Schule.

Suchst nach einem Fenster, Kamerad? rief jetzt lachend der Pfälzer. Kannst lange suchen und wenn du eins findest, so zeig mir's. Hab auch schon gestern gesucht, aber keins gefunden, und weil keins da war und allezeit Nacht, so hab' ich g'dacht, schlafen wär' das G'scheidste und hab' g'schlafen wie ein Siebenschläfer und an die schöne Pfalz g'dacht, die ich nimmer wiedersehe und an d'Vater und an d'Mutter.

Warum denn nicht? fragte Fritz.

Ei, du Simpel! rief der Andre, merk'st denn nicht, daß wir in die Hände der Seelenverkäufer gerathen sind und nach Batavia kommen, wo von zwölf Deutschen eilf sterben und Einer das Zeitliche segnet? — Da hat das Liedel bald ein Ende!

Fritz stand mitten in der dunkeln Nacht wie eine Bildsäule. Er dachte an die Warnung des Kameraden in Brüssel, und es wurde ihm kalt bis in's Herz hinein. Er rang verzweifelnd die Hände und rief: Allmächtiger Gott, was soll aus mir werden?

Närrle, lachte der Pfälzer, ich will dir's sagen. Ein Matrose oder ein Soldat und dann eine Leiche, und dann hat dein Leid ein Ende, wie mein's auch. Mach's wie ich. Ich nehm's auf die leichte Achsel, singe: Fröhlich Pfalz, Gott erhalts, und begebe mich aller übeln Laune. Nur aus dem Loche zu kommen, verlangt's mich.

Fritz eilte sich, sein Strohlager wieder zu finden und ließ nun seinem Leide stille seinen Lauf, während der leichtsinnige Pfälzer in einem Athem fortschwatzte, bis er endlich, da Fritz keine Antwort mehr gab, schwieg.

Der Wunsch, aus dem dunkeln Loche zu kommen, wurde ihnen indessen bald erfüllt. Sie wurden bei Nacht nach einem Hafen gebracht und eingeschifft. Fritz wurde als Soldat angenommen und bald ging das Schiff, das einige Hundert Mann, zusammengewürfelt aus dem Auswurf aller Länder Europas, an Bord hatte, die von den Officieren begleitet waren, in See.

Soviel kann ich Euch sagen: ich habe es mit vieler Mühe erforscht. Zu thun ist da nichts weiter, als abzuwarten, ob Nachrichten kommen! —

Als Herr Kurander zu Ende war, brach die harte Kruste zusammen, die um das Herz des alten Ronemus sich gelegt hatte, und er fing an zu weinen, wie ein Kind. Der Herr Kurander redete ihm zu; sagte ihm, er wolle in Holland nähere Erkundigungen einziehen und suchte ihn nach Kräften zu trösten; aber das war umsonst. Zwar that der Gebhard seine Schuldigkeit beim Weinkauf; aber er redete fast nur was nöthig war, und man sah, daß seine Gedanken sonstwo waren. Auch schüttelte ihn wiederholt ein Frost, ob's gleich nicht kalt war, und als er Abends heim kam, legte er sich krank zu Bette; aber er war sanft und mild, wie nie zuvor. Die Krankheit wuchs, und Frau Margreth merkte erst aus seinen irren Reden, wie es um ihren armen, guten Fritz stand. So kommt in der Welt selten ein Leid alleine. Die arme Frau trug das Doppelte und erfüllte ihre Pflicht gegen den Kranken doch mit einer solchen Hingebung und Treue,

daß man sie bewundern mußte. Sieben Wochen lag der Gebhard darnieder und sein Leben hing an einem Haare. Der Doctor zuckte die Achseln, wenn sie fragte, und meinte, der liebe Gott müsse besonderen Segen geben, sonst gehe es schief. An der Sorgfalt des Doctors hat's nicht gefehlt und am Gebete der frommen Frau und ihres guten Käthchens hat's noch weniger gefehlt. Endlich kam ein starker, Tag und Nacht anhaltender Schweiß, und der Doctor sagte: Nun ist's gepackt! Und wirklich kam der Kranke zur Besserung. Was aber das Allererfreulichste war, das muß ich besonders sagen. Der Herr Inspector besuchte ihn oft und redete lange allein mit ihm. Er fand einen von Gottes Gnade bestellten Boden! Unter Thränen flehend, bat er seiner guten Frau alle das viele Leid und Unrecht ab, das er ihr angethan. Er ließ das liebe Minchen an sein Siechbette rufen und bat ihr seine Verschuldung ab, und verhieß, daß, wenn Fritz mit Gottes Hülfe wiederkehre, so solle sie sein liebes Kind werden, ja, er ließ den alten Gölz zu sich bitten, daß er sich mit ihm aussöhne; aber wer nicht kam, das war der alte Gölz, denn der hatte einen Steinkopf und war unbeugsam, obgleich der Herr Inspector auch mit ihm ein Nüßlein knackte, dessen Kern nicht süß gewesen sein mag. Er sagte tröstend zum alten Ronemus: Ihr habt christlich das Eurige gethan. Lasset ihn. Es geht nun mit ihm heim! Und in's Haus des Gebhard kam wieder ein Sonnenschein. Was aber seine Gesinnung gegen das Minchen förderte, das lag in den folgenden Umständen, die ihm kund geworden waren.

In unserer Stadt lebten damals wohlhabende Schiffersleute, die in der Krahnengasse wohnten, die einen sehr braven Sohn hatten, der ein bildhübscher Bursche war. Wie sein Vater, der alte Roth, so war auch Konrad ein Schiffer geworden; hatte als Junge bei dem Schiffer Eidam gedient und dann, wie es der Zunft Vorschrift war, drei Jahre als Schiffsknecht oder Matrose bei dem Schiffer Brillmayer von Bingen mit gutem Lob ausgehalten. Damals war eine herrschende Krankheit in der Stadt, an der die beiden Eheleute Roth starben. Da stand dann der Konrad allein in der Welt, und konnte in dieser Lage seine eigene Schifffahrt nicht anfangen, da er das Haus und die Weinberge und Güter daheim nicht im Stiche lassen konnte. Der hatte das Minchen über die Maßen lieb und trug solche Liebe schon lange Jahre. Da nun der Fritz Gebhard verschollen und, wie es hieß, in Batavia gestorben war und seine Aeltern ihn betrauerten, schöpfte er Hoffnung, denn eine Nonne konnte Minchen doch nicht werden, weil sie reformirt war. Da gab er sich denn alle Mühe, ihre Gunst zu erlangen, ließ auch förmlich an ihr freien und alle Welt bestürmte das Mädchen, eine so gute Heirath nicht in die Schanze zu schlagen. Das Minchen aber sagte einmal wie allemal, sie habe nur Einen lieb gehabt und ihm die Treue gelobt bis in's Grab, und dieß Wort werde sie halten. Davon wich sie nicht, was auch die Leute und ihre Aeltern sagen mochten und damit war's denn ein für alle Mal ab.

Dem Konrad Roth aber hat das arg zugesetzt, denn er liebte das Mädchen aufrichtig. Er verkaufte Hab und Gut und zog nach Caub und erst nach vielen Jahren verheirathete er sich dort und war ein braver Mann, der auch dort recht gut stand und zufrieden war.

Das hörte der Gebhard und das ging ihm an's und in's Herz. Er schlug diese Treue hoch an, wie auch die Leute das Minchen tadelten, die nur nach der Klugheit rechneten, wie es die Leute machen.

Minchen aber sagte heimlich zu Frau Margreth: Mein Namenbrötchen ist noch frisch und gesund. Nur ein Mal hat's seitdem Schimmel angesetzt, der ist aber wieder verschwunden. Frau Margreth sah sie wehmüthig an und sagte: Kind, Kind, versündige dich nicht! Aber sie hatte die Hoffnung aufgegeben und die Traurigkeit wich nicht mehr aus ihrem Herzen, ob sie gleich mit Dank gegen Gott sagte: Mein Ronemus ist wieder, wie er einst war, und der liebe Gott will in Gnaden meinen trüben Lebensabend erheitern. Aber Fritz ist droben im Himmel und dahin zieht's mich auch. Kann auch eine Mutter ihres Kindes vergessen? — Selbst die Freude, daß Käthchen mit dem braven Hoffmann sich verheirathete und

das glücklichste Leben führte, konnte das Leid des Mutterherzens nur mildern, nicht heilen. Der Fritz war einmal ihr Liebling gewesen.

IV.

Wirst du uns denn nun auch sagen, wie es mit dem braven Fritz eigentlich ging? fragte Bräunches Willem, als Schmitz einmal ausruhete und sich den Meerschaumkopf aus seinem langen Katzenbeutel frisch stopfte.

Gleich, gleich! sagte Schmitz. Ich kann's und will's und so fuhr er denn auch zu erzählen fort, sobald seine Pfeife wieder im Brande wahr.

Was der Herr Kurander dem Gebhard erzählt, war vollkommen wahr. Es war Alles wirklich so gegangen und das Schiff schwamm auf den Wellen des Meeres, an dessen Bord Fritz sich befand.

Die Offiziere hatten unterwegs schnell erkannt, was sie an dem Friedrich Gebhard hatten. Er war wohlunterrichtet und überall zu brauchen, und Fritz freute sich, als sie ihn hier und dort zum Dienste verwendeten, der Arbeit, die das allerbeste Heilmittel für den Trübsinn ist. Der leichtsinnige Pfälzer sang und pfiff den ganzen Tag, wurde aber doch des einförmigen Seelebens müde, und fluchte manchmal, daß sich die Maste hätten beugen mögen.

Unter so vielem Auswurf, wie er hier auf dem Schiffe war, galt es, Ordnung und Zucht zu halten und die Offiziere mußten ganz erschrecklich strenge seyn. Da gab es denn Prügel mit einem getheerten Tauende und Einsperrungen alle Tage. Das erzeugte, mit dem andern schlimmen Umstande, daß die Kost schmal wurde, Unwille und Haß. Da entspannen sich denn heimlich die Fäden einer weitverzweigten Meuterei. Sie hatten nichts Geringeres im Sinne, als die Offiziere todt zu schlagen, mit dem Schiff in einen Hafen von Amerika einzulaufen, es dort zu verkaufen, den Gewinn zu theilen und ihr Glück in dem neuen Lande zu versuchen. Das war so heimlich angezettelt, daß es keine Seele ahnete, und der Bruder Leichtfuß, der Pfälzer, der auf dem Schiffe keinen Wein zu trinken bekam, den er schwer vermissen mochte, ließ sich tief mit ihnen ein. Da, als sie schon weit an der Küste von Afrika hinabgefahren waren, und vielleicht in zwei oder drei Tagen die Kapstadt erreichen konnten, erkrankte er schwer, und es kam sein Stündlein. Das fühlte er auch. Fritz kam nicht von ihm und sah, daß ihn Etwas auf dem Gewissen drückte. Da hat er ihn denn gefragt und wenige Stunden vor seinem Tode hat er ihm den ganzen Plan der Ruchlosen entdeckt, und die Anstifter und Rädelsführer ihm genannt. Der Tag der Ausführung war schon bestimmt. Es war zum Entsetzen, und Fritz sollte auch todtgeschlagen werden.

Als nun Fritz dem armen Pfälzer die Augen zugedrückt und seine Leiche in's Meer unter frommen Gebeten versenkt worden war, mußte Fritz eilen, es dem Befehlshaber anzuzeigen, wenn es nicht zu spät werden sollte. Er eilte daher möglichst mit seiner argen Mittheilung und die Offiziere, welche nichts Böses ahneten, erschracken auf den Tod. Da Fritz in das gefährliche Geheimniß eingeweiht war, so zogen sie ihn auch vertrauensvoll in ihren Rath. Was sie thun mußten, das durfte nicht verzögert werden. Die Gutgesinnten wurden in das Geheimniß gezogen und Abends schon war Alles abgethan. Die Rädelsführer waren gefesselt und die Andern flehten um Gnade. Diese wurde gewährt, aber auch die allerstrengste Mannszucht geübt; Alle, denen man nicht vollkommen trauen konnte, wurden überwacht und Fritz alsbald zum Corporal befördert. Jetzt aber kam neue Noth. Viele erkrankten und starben. Auch ein Lieutenant. In dessen Dienste kam einstweilen Fritz. Als sie die Capstadt endlich nach heftigen Stürmen erreichten, wurde an den Verbrechern ein streng Gericht geübt. Sie wurden gehängt; aber auch das Verdienst, welches Fritz sich um das Leben der Bessern unter der Mannschaft, das der Offiziere, und um die Erhaltung des Schiffes erworben, so wie durch fortgesetzte treue Dienste und musterhafte Dienstführung in der Stelle, die ihm zu verwalten übertragen worden war, wurde mit gebührender Anerkennung dadurch belohnt, daß ihn der Gouverneur von Indien zum Lieutenant ernannte.

Das war eine Wendung seiner Schicksale, die ihm plötzlich und ganz unverhofft kam, denn in seiner bescheidenen Denkart war davon kein Gedanke in seine Seele gekommen, daß es so werden könne. Er war nun so gestellt, wie er es eigentlich in der Heimat, auch bei dem treuesten Fleiß im Handwerke, nie erreichen konnte. Die Trauer, die ihn beschlichen, als er aus seiner Handwerkslaufbahn herausgerissen wurde und ein Einlenken in dieselbe in einer dunkeln Ferne vor sich sah, wenn es je möglich werden sollte, — sie wich nun von ihm; und heiterer, wie ferne er auch von seinen Lieben war, blickte er in das Leben, das nun für ihn eine andere Gestalt annahm. —

Er glaubte in den Fügungen, die über ihn ergingen, die Absicht des Herrn zu erkennen, daß er seiner Zukunft eine andere Richtung geben wolle. Er demüthigte sich unter die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes und stellte Alles ihm allein gläubig anheim. Seine Pflicht wollte er thun nach bester Kraft, und dann Gott sorgen lassen.

Gar oft dachte er in jenen Tagen an die schönen Worte eines Gottesliedes aus dem alten, churpfälzischen Gesangbuche, das er in der Schule auswendig gelernt, und in ihnen fand er einen Trost und eine Stütze, die ihn aufrecht hielt. Es waren die Worte:

Wird's aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Wenn du's am Mind'sten gläubst.
Er wird dein Herz erlösen
Von der so schweren Last
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue,
Du hast, und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg, die Ehrenkron'.
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt!

Dieß glaubensvolle und glaubensfreudige Wort klang ihm wie ein prophetisch Wort, voll Trost und Hoffnung auf der langen Seereise und sein Wiederhall blieb in seiner Seele fort und fort, aber seine Gedanken, wenn er über die Fläche des Meeres hinschaute und nichts sah, als Wasser und Himmel, eilten an den fernen Rhein und die, bei denen sie hafteten, kennen wir ja. Aber eben dieß feste Glauben an den, der Alles wohl macht, war für ihn ein Heil und ebenso die stetige, angestrengte Arbeit und Thätigkeit, die der Dienst ihm brachte, denn das Heimweh blieb ihm fern, das Heimweh, diese Krankheit am Herzen, die so manche frische, junge Kraft bricht und so manches junge, kräftige Leben in die frühe Gruft senkt in der weiten Ferne, wo die Rückkehr zur Heimat eine unmögliche Sache geworden ist; die das arme Herz wirklich bricht.

Endlich langten sie in Batavia an; allein ihre Reihen waren gelichtet, und ihre Zahl zusammengeschrumpft. Fritz war in Gottes Huth gesund geblieben. Dafür dankte er inniglich dem, der ihn behüthet.

Die Erfahrung aber, daß der Aufenthalt in Batavia, dessen sumpfige Umgebung, verbunden mit der unerträglich heißen Luft, wahrhaft pestartige Krankheiten bei denen erzeugt, welche aus Europa herüber kommen und lange an der heiß-feuchten Küste verweilen müssen, hat den Holländern die Augen geöffnet und da es ihnen drum zu thun seyn mußte, schnell neue Streitkräfte in's Feld zu stellen, so war auch dafür schon hinlängliche Sorge getragen, daß die Soldaten so schnell als es thunlich war, fort und in's Innere der Insel gebracht werden konnten. Es stand eben grade

damals nicht sonderlich grün um ihre Siegeskränze, denn es starben viele ihrer Soldaten hin und Einer der kleinen Sultane oder Fürsten im Innern, der sich gegen die Holländer aufgelehnt hatte, war schlau genug, noch Andre an sich zu ziehen, und so war es gekommen, daß sie mehrere Gefechte verloren hatten, was die Feinde siegestrunken machte. Da kam denn die Hülfe überaus erwünscht und es währte nicht lange, so zischten die Pfeile der Javanen um die Ohren der Neuangekommenen, eine Musik, die darum noch weniger angenehm klang, weil man wußte, daß diese Pfeile mit dem greulichen, schnell tödtenden Gifte eines Baumes getränkt oder bestrichen waren, der den Namen: Bogon-Upas trägt, und von dessen erschrecklichem Gifte fabelhafte Geschichten erzählt wurden. Soviel war gewiß, daß die von diesen Pfeilen Getroffenen in kürzester Frist unter schauderhaften Schmerzen und Zuckungen ihr Leben aufgaben.

Hat denn der Fritz nicht ein einziges Mal heimgeschrieben? fragte der alte Guntrum, den Schmitz unterbrechend. Es war doch nicht schön von ihm, wenn er seinem Vater solchen langen Groll trug und seine arme Mutter darunter leiden ließ!

Nein, Vetter Guntrum, versetzte Schmitz, das hat er gewiß nicht. Gleich nach seiner Landung in Batavia schrieb er heim. Er berichtete Alles, was sich mit ihm begeben hatte, und meldete auch den Tod des Pfälzers und was er ihm vor seinem Scheiden aus dieser Welt aufgetragen, und bat seinen Vater, es den Angehörigen des Pfälzers zu melden, deren Adresse er beifügte. Auch schrieb er einen besondern Brief an sein liebes Minchen. Der Kapitän des Schiffes, mit dem sie nach Batavia gekommen waren, nahm sie mit und der war ein ehrlicher Mann und versprach sie zu besorgen. Nun dauerte aber damals, bei den schwerfälligen, holländischen Schiffen eine solche Reise schier ein Jahr und manchmal länger. Wenn aber so ein Schiff mit Mann und Maus untergeht, und nie mehr die Küste von Europa sieht, so hat's bekanntlich seine Flausen, die Aufträge auszurichten. Das Schiff hatte in Batavia eine reiche Ladung eingenommen. In der Sunda-Straße aber wurde es von malaischen Seeräubern in der Nacht überfallen. Alle Mannschaft wurde ermordet und das Schiff in einen sichern Schlupfwinkel gebracht. Dort luden es die Seeräuber aus und versenkten es in die Tiefe des Meeres, damit seine Spur nicht könne gefunden werden. So ging's. Während nun nach Jahresfrist Fritz sich freute, seine Briefe möchten nun angekommen seyn, lag das Schiff mit allen den Briefen am Boden des Meeres. Da war nichts zu thun, als zu warten. —

Ein ganzes Jahr wartete er auf Antwort, aber sie kam nicht. Wohin hätten sie auch schreiben sollen, da sie nicht einmal wußten, lebte er noch oder war er todt? Zwischenzeitlich ging der Krieg seinen Gang fort und Fritz hatte wenig Zeit, Briefe zu schreiben. Als er endlich dazu kam, waren schier drei Jahre verflossen und auch dieser Brief kam nicht an, indem damals noch die Posten in einem schlimmen Zustande waren. Als er wieder keine Antwort erhielt, dachte er, es müsse der Tod sie hingenommen haben und eine heillose Traurigkeit ergriff ihn und rieb ihn schier auf.

So saß er einst, und es war nun schon das fünfte Jahr gekommen, seit er das Vaterhaus verlassen hatte, in seinem Zelte, und sah düstern Sinnes in das Feuer, das im Zelte brannte, um die entsetzlichen Quälgeister, die stechenden Schnaken, die man Moskitos nennt, abzuhalten, als Einer hereinschlich, der einem ausgeheckten Spitzbuben ähnlicher sah, als einem ehrlichen Menschen. Es war ein Malaie, der im Lager zu mancherlei Diensten verwendet wurde, der aber im wohlverdienten Rufe großer Spitzbübereien stand. Fritz sah ihn, ohne daß er seinen katzenartigen Auftritt gehört hätte. Er sprang von seinem Teppich, darauf er an der Erde saß, auf und griff nach seinen Pistolen, weil solch' einer Hallunkenseele nicht im Mindesten zu trauen ist.

Laß das, Sahib (was soviel als: Herr heißt), ich führe nichts Böses gegen dich im Schilde, vielmehr will ich dir eine Nachricht bringen, die dir mehr werth seyn muß, als Gold und Schätze, denn ich weiß, Ihr wäret froh, wenn der Krieg ein Ende hätte. Willst du ihn endigen?

Was willst du damit sagen, Runchit? fragte Fritz nicht ohne Erstaunen.

Wenn du gut lohnst, soll das in deiner Hand liegen, Sahib. Runchit weiß, wie es geschehen kann. Er hat Verbindungen bis in des Feindes Nähe. Runchit verdient, daß du ihm trauest!

Mag seyn, doch wer bürgt mir für die Wahrheit dessen was du sagst? — fragte Fritz, dem es doch einzuleuchten begann, der Schelm von Malaie könne Etwas wissen, was von großer Wichtigkeit sey. Als Spion hatte er schon mehrmals gedient.

Mein Kopf, sagte Runchit und bückte seinen braunen Nacken, als solle ihm der Kopf abgeschlagen werden. Das war wohl Etwas.

Gut, versetzte Fritz. Was forderst du? Denn ohne Geld thut ein Malaie Nichts. Er nannte eine namhafte Summe, über die aber Fritz in diesem Augenblicke nicht Herr war. Er sann nach und sagte dann zu ihm: du forderst Viel! Du willst, daß ich dir traue; nun, so traue auch mir. Ich will dir die Summe geben; aber erst die Hälfte, wenn du mir gesagt hast, was du weißt; die andre Hälfte, wenn das vortheilhaft ist und gelungen, was du mir sagen wirst! Ich muß hierbei bemerken, schaltete Schmitz ein, daß grade in jener Nacht Fritz mit einem kleinen Heerhaufen in einem Walde lagerte, durch den er ziehen sollte, um den Feind auszukundschaften, der nach einem Siege der Holländer sich in das waldige, bergige Land der Insel zurückgezogen und für die verfolgenden Holländer spurlos verschwunden war, da er Wege in's Innere kannte, die diesen verborgen waren.

Gieb mir ein Pfand, Sahib! sagte schlau Runchit, der Malaie, und blickte ihn mit seinen kleinen Katzenaugen zwinkernd an.

Hab' ich Eins von dir gefordert? donnerte ihm Fritz zu; weißt du nicht, daß dein Kopf in meiner Gewalt ist? — Der Malaie lächelte, und sein Blick glitt an seinem Gewande nieder, wo der Kris, der gefährliche Dolch der Malaien, steckte, und dann schnell im Zimmer umher flog, wo Fritz allein gesessen. — Der Blick war sehr beredt.

Gut, sagte er dann, ich glaube dir, glaube du auch mir, Sahib! Gib mir das Geld, was du mir versprochen hast.

Nicht eher, bist du geredet! sagte Fritz fest.

Ich liefere den Sultan mit dem Reste seines Heeres in deine Gewalt, ehe die Sonne aus dem Meere steigt, sagte der Malaie, und richtete sich stolz auf im Bewußtsein dessen, was er sagte.

Das kann eine Eurer gewöhnlichen Ruhmredigkeiten sein! versetzte geringschätzig Fritz, der diese prahlenden Malaien kannte.

Aus des Malaien kleinen, dunkeln Augen blitzte ein wildes, tigerartiges Feuer; dennoch bemeisterte er sich und sagte ruhiger: Hab' ich dir nicht meinen Kopf zum Pfande gesetzt?

Gut, entgegnete Fritz. Wo ist der Sultan?

Ich führe dich hin. Wecke deine Leute! Aber große Vorsicht ist Noth.

Dieß geschah in kurzer Zeit, denn der Malaie selbst übernahm es und schlich wie eine Katze von Zelt zu Zelt. In weniger als einer halben Stunde waren alle fertig und der Malaie brachte einen Bündel Stäbe von einem Holze, das von Harz so reich durchdrungen ist, daß es, angezündet, leuchtet, wie die beste Fackel. Die Soldaten ergriffen diese natürlichen Fackeln und der Zug setzte sich, das Lager stehen lassend, in Bewegung. Lautlose Stille war die erste Bedingung. Der Zug hatte für Jeden etwas Geheimnißvolles und Schauerliches, denn er sah bei dem Fackellichte aus, wie ein nächtlicher Leichenzug. Durch dichte Wälder folgten sie der Spur des Malaien, dessen Auftritt unhörbar war. Einige kleine Thäler und niedrige Höhen wurden überwunden, bis sie auf einer bedeutenderen Anhöhe, auf Runchit's Wink, Halt machten. Er trat zu Fritz heran, und deutete in das breite Thal zu ihren Füßen.

Sahib, sagte er, siehst du da drunten auf der breiten Fläche des Thalgrundes helle Gegenstände? Sieh einmal recht scharf!

Fritz strengte sich an und blickte hinab. Er bemerkte das kaum, was des Malaien sehr geübtes Auge sah. Was ist's denn, was du mir da zeigest? fragte er.

Es sind die Zelte deines flüchtigen Feindes, erwiederte der Malaie. Es sind

ihrer nur vierzig, ich habe sie gezählt. Die darinnen liegen, sind todtmüde, und es wird dir ein Leichtes sein, mit deinen Leuten, sie alle gefangen zu machen oder zu tödten. Laß deine Leute eine halbe Stunde ruhen und sich erquicken, dann aber rasch an's Werk! Der Morgen ist nicht ferne.

Fritz griff in seine Tasche und nahm die Geldrollen heraus, die er dem Malaien versprochen hatte. Er nahm sie gierig und schob sie in seinen Gürtel, sie dort sorgfältig verwahrend und verbergend.

Die Rast war kurz; aber Runchit, der hier sehr genau bekannt zu sein schien, führte die Soldaten an eine herrliche Quelle, die sie ungemein erfrischte. Dann brachen sie auf. In lautloser Stille erreichten sie den Thalgrund. Die in den Zelten ruhenden, unendlich durch ihre Flucht abgehetzten Krieger schliefen so fest, daß sie nichts von der ihnen nahenden Gefahr merkten. Selbst die ausgestellten Wachen schliefen fest.

Wo ist das Zelt des Sultans? fragte Fritz den Malaien. Er zeigte es ihm. Es war ein kostbares, großes Gezelte in der Mitte des Lagers.

Stille erhielten die Soldaten ihre Verhaltungsregeln. Je vier nehmen immer ein Zelt für sich in Anspruch, und so stürmten sie plötzlich unter lautem Kriegsgeschrei in die Zelte hinein.

Zu einem Kampfe kam es gar nicht, denn die Javanen waren so schlaftrunken, daß sie wie toll taumelten und ihre Waffen gar nicht finden konnten. Wenige entsprangen. Einer dieser begegnete dem Malaien, der eben einige kostbare Gegenstände, die er unbemerkt im Zelte des Sultans, das Fritz erobert und den Sultan zum Gefangenen gemacht hatte, auf die Seite geschafft und nun verbergen wollte. Es war des Sultans Bruder. —

Ha, Verräther, rief der Javane, uns wolltest du die Holländer in die Hände liefern, und jetzt verräthst du uns? Und sein Kris fuhr dem Malaien gerade in's treulose Herz, daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, todt niederstürzte. Das ist dein Lohn, sagte der Javane, nahm ihm die kostbaren Gefäße und die Geldrollen, die er schnell entdeckte, ab, und verschwand im Dickicht des Waldes.

Allmählig kam der Tag herauf und beleuchtete die Stätte des leichten Siegs.

Wo ist Runchit? fragte Fritz einen seiner Unteroffiziere.

Der gefesselte Sultan horchte gespannt, als er diesen Namen nannte.

Hat dich der Malaie Runchit geführt? fragte er Fritz.

Dieser bejahte, nicht ohne sich zu verwundern, daß der Sultan Runchit kannte.

O der verruchte Verräther! rief der Gefangene. Gibt es denn keinen Kris für ihn? Letzte Nacht wollte er für eine hohe Summe Euch in meine Hände liefern; nun führte er den gleichen Verrath gegen uns aus. Hätt' ich ihm getraut, dein Gefangener wäre ich nicht; — du aber wohl der Meine! —

Fritz starrte den Sultan an. Wenn er auch den verschlagenen Malaien jedes Bubenstückes fähig gehalten hätte, dieses hätte er ihm doch nicht zur Last gelegt, aber ein Malaie ist zu Allem fähig.

Ehe er sich äußern konnte, trat der Korporal in das Zelt. Runchit liegt ermordet etwa zehn Schritte von diesem Zelte, sagte er, und ein Kris steckt in seiner Brust.

Der Sultan war hocherfreut und als man den Kris brachte, sprach er mit voller Zufriedenheit: Es ist der meines Bruders. Er hat seinen Lohn!

Fritz hatte einen großen, einen entscheidenden Sieg errungen, ohne daß auch nur Einer seiner Soldaten geblieben wäre. In den Zelten der Javanen machten die Soldaten reiche Beute; das des Sultans blieb dem Anführer mit allen seinen bedeutenden Schätzen.

Eine ansehnliche Zahl Gefangener, mit allen eroberten Gütern und Schätzen machte den Zug zum Hauptheere sehr langsam; aber die größte Freude, wie das größte Erstaunen erfüllte Alle, als die Sieger endlich das Hauptlager erreichten. Die Armee des Sultans war zersprengt, ihre Kraft war gebrochen. — Das Haupt fehlte und war in Feindes Gewalt. Schon wenige Tage später erschienen Ab-

geordnete der Aufständischen im Lager und trugen ihre völlige Unterwerfung an. Der Friede wurde geschlossen. Drei Söhne des Sultans gingen als Geisel mit nach Weltefreden. Dieß glückliche Ereigniß machte einem kostspieligen, unseligen Kriege mit Einem Male ein Ende. Konnte man des Mannes vergessen, der es mit Besonnenheit und Kühnheit herbeigeführt? Die That wurde von allen Seiten ungemein hochgepriesen. Mit Ehren und Auszeichnungen wurde Fritz überhäuft. Das reiche Gezelte des Sultans mit allen den Kostbarkeiten, die es enthielt und die ein morgenländischer Fürst mit sich führt, war seine Kriegsbeute und der Rang als Oberstlieutenant sein Lohn. Fritz war nie glücklicher gewesen. Alle seine höchsten Wünsche waren erfüllt. Zu seinem Handwerke, dem er jetzt entfremdet war, brauchte er nicht wieder zurückzukehren, um sorgenfrei zu leben, wenn er wieder das Glück haben sollte, in seine Heimat zurückzukehren und — unabhängig konnte er den höchsten Wunsch seines Herzens erfüllen; den, sein Minchen heimzuführen.

Indessen wurde diese frohe Aussicht in die Zukunft sehr getrübt. So jung auch Fritz war, und so kräftig, so äußerte dennoch das mühe- und beschwerdevolle Leben, das er während des Krieges geführt, und in einem fremden Lande, unter einem Himmel geführt, der ohnehin erschlaffend wirkt, und dem Europäer fast nie ein zuträgliches ist, jetzt im Frieden seine Folgen. Seine Gesundheit war untergraben und ein Leberleiden trat in seiner schlimmen Eigenthümlichkeit hervor und fesselte ihn an das Krankenbette. Sein Zustand war ein Besorgniß erweckender, durch die große Hartnäckigkeit des Uebels. Endlich erklärten die Aerzte, wenn er nicht nach Europa zurückkehre, würde er in diesem Lande der Krankheit erliegen. Noch leidend trat er die Heimreise an.

War es die Freude, die Heimat wieder zu sehen oder hatte wirklich die Veränderung der Luft einen so wohlthätigen Einfluß auf ihn — kurz, schon wenige Tage nach seiner Einschiffung konnte er sich auf dem Verdeck stundenlang aufhalten und sichtlich nahm seine Kraft und sein Wohlbefinden zu. Selbst die Stürme der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche, die dem Schiffe heftig zusetzten, brachten keine Störung in seine, wenn auch nur langsam fortschreitende Genesung. Am Cap der guten Hoffnung mußte das Schiff der Ostindischen Compagnie ziemlich lange verweilen. Dieß veranlaßte, daß Fritz an's Land ging, wo er sich außerordentlich erholte. Wenn auch bei seiner endlichen Landung in Holland der Winter schon seine Strenge zu zeigen begann, so hatte das weiter keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn. Soviel aber stellte sich nach ärztlichem Gutachten heraus, daß es wünschenswerth sei, daß er den Dienst verlasse. Jetzt nahm er seinen Abschied, erhielt in Betracht seiner dem Lande geleisteten großen Dienste einen ehrenvollen Abschied und ein Gnadengehalt, das seine bescheidenen Wünsche übertraf.

In der Erzählung des Kürschners Schmitz trat nun eine Unterbrechung ein, denn Schmitz war ein Sechziger und das kleine, dünne Männlein war ermüdet.

Man muß auch einmal ruhen, sagte er, und da ich grade bei einem natürlichen Abschnitt meiner Geschichte angelangt bin, so ist's jetzt grade Zeit.

Das fanden alle in der Maje gerechtfertigt, nur Bräunches Willem maulte, weil er gespannt war, den weiteren Verlauf der Geschichte zu hören. Er war ein unruhiger und unzufriedener Mensch. Der alte Guntrum verwies ihm das und sagte, er solle einmal so lange anhaltend reden, wie der Kürschner, so würde er auch müde, und er sei doch viel jünger, als der. Darauf schwieg er und die Andern unterhielten sich über die Schicksale des jungen Mannes, von dem eigentlich die Geschichte handelte. Viele erinnerten sich, Einzelnes von der Geschichte in ihrer Jugend gehört zu haben und was es zu seiner Zeit ein Aufsehen in der Stadt gemacht, daß der alte Ronemus einen so vornehmen und reichen Sohn gehabt, denn das zog sich durch Ueberlieferung lange hin fort, ehe die Kunde erlosch, die dann der ehrliche Sebastian Fabian seiner merkwürdigen Chronik seiner Vaterstadt einverleibt hatte, wo sie Schmitz gelesen und, bei einem sehr starken Gedächtniß, sich so genau eingeprägt hatte, daß er sie bis in's Einzelne wieder erzählen konnte.

Der alte Schmitz war ein Bißchen vor die natürliche Laube hinausgegangen auf den Hügel, der vor der Linde, gegen den Rhein hin, aufgeworfen und mit wuchernden Kletten, Disteln und Käspappelchen in seinen Abhängen bezogen war. Er bildete einen Schutzdamm für die Gärten, welche zwischen der Linde und dem Münzbache lagen, wenn bei strengem Froste der Rhein seine ungeheuern Eismassen über einander schob und in einander keilte. Nachdem er hinauf und hinabgeblickt über den im Golde der schon gegen Abend sich neigenden Sonne sanft fluthenden Strom, seinen Meerschaumkopf frisch gestopft und in Brand gesetzt, kehrte er und die Andern, die auch des Sitzens auf den harten Eichendielen müde, mit ihm aufgestanden, zu ihren Plätzen zurück. Die Mase war wieder vollzählig und Bräunches Willem sagte: Nun, Schmitz?

Gleich, antwortete der Erzähler, rückte sich bequem zurecht, sah den Dampfwolken seiner Pfeife nach und hob wieder an: — Das abgelaufene Jahrhundert hatte einen Winter, der seine Zähne wies, wie die Meisten von uns noch recht gut wissen, den von Anno 84. Der spaßte nicht und Stein und Bein fror damals zusammen; aber er war doch noch milde gegen den von 1730. Das hab' ich als Kind von meinem Vater, seliger, gehört, da lebt' er noch, und von andern alten Männern, die sich seiner noch erinnerten. Der Weinstock ist damals bis in die Erde hinein erfroren und mußten viele Wingerte frisch gerottet und gesetzt werden. Alle alten Nußbäume gingen zu Grunde und in den Wäldern knallte es Tag und Nacht, als würde mit Kanonen geschossen, und das kam daher, daß die alten Eichbäume Knall und Fall platzten. Sind auch viele Menschen und Vieh damals erfroren und die Kartoffeln alle in den Kellern, daß sie honigsüß schmeckten. War überhaupt eine große Noth im Lande und im darauffolgenden eine noch größere, wo überdieß, da man erst spät säen konnte, die Sommerfrüchte schlecht geriethen und an vielen Stellen auch die Winterfrüchte gelitten hatten. In der strengsten Kälte fielen Vögel mausetodt aus der Luft auf die Erde. Mangel an Futter und große Kälte bewirkten das.

Der Winter von 1730 begann schon mit Martinitag, der, wie wir alle wissen, der Bauernschrecken heißt, weil er der Tag ist, an dem im Lande überall die Schuldzinsen bezahlt werden müssen. Es ist der 11. November. Wenn's da schon wintert und heftig wintert, sagen wir: Gestrenge Herren regieren nicht lange und das ist in Hundert Fällen neun und neunzig Mal wahr; aber Anno 1730 war's nicht wahr und der Winter wurde nicht milde, sondern immer härter. Sonst ist der November duftig und nebelig und schlimm für engbrüstige Leute, aber dazumal war das Wetter immer hell, die Luft immer klar und der Wisperwind (am ganzen Mittelrheine heißt ein scharfer Ostwind so, weil das Thal des Wisperflüßchens, das bei Lorch mündet, grade nach Osten geht) blies drei Monat steif und in Einem Athem. Es fiel kein deckender Schnee und die Erde fror, Gott weiß wie tief, denn wenn der alte Todtengräber Greifenstein ein Grab machen sollte, so Einer oder Eine in der Stadt, zu Henschhausen, Neurath oder Medenschied gestorben war, so mußte er schier zwei Tage pickeln, wie in einen Felsen und die harten Schollen zerklopfen, weil sie sonst den Sargdeckel eingeschlagen und den Todten zerquetscht hätten. Schon am 13. November war der Münzbach so fest zugelaufen, daß bei der Bannmühle am Holzthor geladene Wagen drüber fuhren und der Müller das Mahlen einstellen mußte, daß die Leute ein Entsetzen ankam wegen des Mangels an Mehl zu Brod, und ist es auch hernachmals schlimm genug gegangen. Schon am zweiten Tage des Frostes trieb der Rhein Bruteis und Schilben. Die Fenster thauten nicht mehr auf, wenn auch der Ofen roth glühte. Die Schmiede konnten nicht mehr arbeiten und die Pfarrer mußten ihre Predigten ganz kurz machen, weil die Leute es sonst in den Kirchen nicht ertragen konnten. Aller Verkehr zwischen den beiden Rheinufern hörte des stets stärker werdenden Eisgangs wegen völlig auf.

Das war ein greulich Rauschen, wenn die dicken Eisschilben über einander gerutscht wurden oder wider einander stießen und sich, durch die Gewalt des

Wassers getrieben, aufstellten, kerzengrade in die Höhe, oder hinabgestoßen wurden in die Tiefe. Man hätte solchem Schauspiel Tage lang zusehen können, wenn man's nur hätte aushalten können im Freien, aber das riskirte, die Nase oder die Ohren zu erfrieren. Er geht nicht zu! sagten die Leute, weil kein Schnee fällt, der das Eis zusammenbackt. Aber die hatten sich abscheulich verrechnet. Er ging ja zu! Auch ohne Schnee; aber es war greulich anzusehen; denn mit einer entsetzlichen Gewalt schob sich das Eis, das zu Blöcken fror, über und unter einander und fror dann fest; brach wieder; keilte sich noch fester und fror wieder zusammen.

Ihr wißt es, Ihr Männer, der enge Paß, drunten an der Lore-Lai ist immer unser Unglück gewesen bis Bingen hinauf. In der engen Schlucht stopft sich das Eis. Der starke Fall des Rheins von Bingen bis dahinab drückt erschrecklich. Immer auf und unter einander keilen sich die Eismassen und immer weiter herauf stellt es sich fest; lößt sich wieder; schiebt sich noch fester, bis endlich eine ungeheure Decke steht bis hinauf nach Bingen und weiter in den Rheingau hinauf; aber hier ist es am Schlimmsten. Das Wasser ist nun gestaut. Es hebt die Eisdecke mit einer unbeschreiblichen Gewalt, daß es kracht, als ob die Erde berste; dringt an den Rändern, oder besser an den Ufern, heraus und bildet weithin das helle, glatte Saumeis, darauf seiner Zeit wir, dann unsre Buben und jetzt unsre Enkel, schleifen konnten, und unsre Nachkommen schleifen werden, wenn uns kein Zahn mehr weh thut und kein Frost mehr quält. Das wäre nun nicht das Schlimmste, aber fast allemal, wenn der Rhein im Herbste viel Wasser führt und so ein Eisgang frühe eintritt, so gibt es Schnellwasser, das durch die Abgangskanäle in die Stadt eindringt. Meist bleibt's in den Thoren stehen und verläuft sich wieder; aber 1730 kam der Eisgang so wunderbar schnell, das Rheineis stand schon nach sieben Tagen mauerfest und die große Menge des Wassers konnte sich, da der Durchgang an der Lore-Lai verschlossen war, nicht verlaufen, darum trat es in die Stadt, in die Keller, in die Wohnungen gleicher Erde und fror darin fest. Nach einigen Tagen fiel es zwar zurück, aber nun mußte das Eis zerschlagen werden, daß man nur gehen konnte, sonst blieb mannshoch eine Eisdecke über der Taubengasse, unter der man hätte hergehen müssen und seines Lebens nicht sicher gewesen wäre.

Unerhört! Unerhört! riefen voll Erstaunen die Männer aus.

Schreibt das der Sebastian Fabian in seiner Chronika der Stadt Bacharach? fragte Willem.

Freilich schreibt er's, sagte Schmitz, sonst wüßt' ich's ja nicht.

Dann ist's auch kein Schabes-Schmuß, wie der Jud' sagt, wenn er windbeuteln hört, sagte der Schiffer, denn das ist ein Mann, der treulich Alles niederschrieb, was er erlebte und Nichts zu that. Allen Respekt vor ihm! Aber es ist greulich! So Etwas hätt' ich für unmöglich gehalten.

Gerechtes Staunen malte sich auf allen Gesichtern, denn solch einen Winter hatte Keiner von Denen erlebt, die in der Lindenmaje zusammensaßen, obgleich alte Knaben drunter waren, die sich siebzig Wintern und Eisgängen genau zu erinnern im Stande waren.

Fahrt fort, Vetter Schmitz, bat der alte Guntrum. Gott behüte uns vor einem ähnlichen Erlebniß. Was gab das für einen Aufgang? —! Es schaudert Einen im Voraus, wenn man nur dran denkt! —

Die Noth in der Stadt war groß, fuhr Schmitz fort, denn die Kartoffeln, die man damals noch nicht einmal zu häufig zog, wie heut zu Tage, waren erfroren; die Bohnen und das Sauerkraut in den Ständern waren steinhart gefroren. Das Brot mangelte und wurde sehr theuer, weil die Müller keinen Mehlvorrath hatten, und die Leute, welche gleicher Erde gewohnt, mußten eine Treppe hoch wohnen, wo sie meist Miethsleute hatten. Da drängte sich Alles zusammen. Nun, sie thaten's auch ohne dies, um das Holz zu sparen, da man im Walde kaum holen konnte und wenn die Leute gingen, so gingen sie in Schaaren, damit wenn Einer abständig würde,

sie ihm beispringen könnten, weil er sonst elendiglich hätte erfrieren müssen, denn solche Fälle waren vorgekommen und die dienten den Andern zur Warnung. Wie mancher gute Obstbaum in der Nähe der Stadt mußte an den Winter von 1730 glauben! Wer aber sich selbst nicht Holz holen konnte und Keins hatte, wie viele alte, arme Leute, die blieben in den Betten liegen. Es war eine Zeit voll Herzeleid, und die Barmherzigkeit hatte ein weites Feld, aber auch viele helfende Hände und Herzen. Der Herr Inspector that Predigten, daß sich ein steinern Herz hätte erbarmen müssen. Der steinalte Mann lief von Haus zu Haus und erweckte die Herzen der Reichen und mancher Geizhals wurde von ihm mürbe gemacht, daß er seine Geldkiste aufthat und mit vollen Händen gab und solche Gaben trug der Gottesmann herum und stieg hinauf in die Dachkammern der Armuth und trocknete Thränen und stillte den quälenden Hunger. Der war ein Schutzengel für Viele, die ohne ihn verhungert wären, und so trieb er's mit Gottes Hilfe drei Monate lang und ermüdete und ermattete nicht, und Gott erhielt ihn wunderbar zum Segen der vielen Nothleidenden. —

V.

In Minchen's Hause wär' die Noth auch mit Schrecken eingekehrt, denn mit dem Eisgang hörte des Vaters Verdienst auf und das fleißige Mädchen konnte nicht soviel erwerben, als das Brod kostete, das sie doch essen mußten, da sie sonst nichts hatten, und das Holz — fehlte gänzlich, denn der alte Mann konnte keins holen und wer sollte es sonst thun? — Da zeigte es sich recht, wie der Herr das Herz des alten Ronemus umgewendet hatte. Er ging selber in's Haus zu Minchen und fuhr selbst mit seinem Schwiegersohn, dem Konrad Hoffmann, einen Karren Holz nach dem andern in's Haus, das dann der Alte klein machte. Und allemal, wenn die Dämmerung kam, schlich die gute Frau Margreth zur Thüre hinaus mit einem großen Henkelkorb am Arme, der so schwer war, daß er sie auf die Seite zog, und ging die Fleischgasse hinab und die Untergasse hin in das bekannte Häuslein am Eck der Bauersgasse, wo der Brunnen steht. Und wenn sie einmal nicht konnte, so sah man Käthchen, die Tochter der Frau Margreth, des Konrad Hoffmann's junge, bildhübsche Frau, den Gang thun, daß die verschämte Armuth nicht Noth leide. Minchen nahm's mit Thränen des Dankes — mit Thränen, ja! Denn es nagte ein gewaltig Leid an ihrem Herzen. Ihr Path, der alte Bäcker Praß, hatte das Mädchen ganz abergläubisch mit dem Namenbrötchen gemacht. Sie glaubte pickelfest dran und meinte, so lange es nicht schimmele, sei Fritz am Leben und gesund. —

Der alte Narr! rief Guntrum aus. Man meint doch nicht, daß die Menschen so hahlthöricht sein könnten, als stünde so ein Brötchen mit dem Leben und Sterben eines fernen Menschen in solcher Verbindung, daß es das Alles genau anzeigen könne!

Es ist mehr als Thorheit, sagte der sonst so schweigsame, alte Schneidermeister Prassel aus der Marktgasse, es ist eine Sünde und steht mit der Zeichendeuterei, dem Siebdrehen, Zinngießen in der Neujahrsnacht und Kartschlägerei am Engsten in Gemeinschaft und unser theurer Heidelberger Katechismus, der sich lediglich gründet auf Gottes lauteres, heiliges Wort, sagt in der 94. Frage über das erste Gebot Gottes, also: „Was erfordert der Herr im ersten Gebot?: Daß „ich bei Verlierung meiner Seelen Heil und Seligkeit alle Abgötterei, Zauberei, „abergläubische Sagen, Anrufung der Heiligen und andrer Kreaturen meiden und „fliehen soll." Dagegen hat sich der Bäcker schwer versündigt und das thörichte Mädchen mit hineingezogen in seine Schuld. So ist's, Ihr Männer! da leb' und sterb' ich drauf

Ihr habt Recht, Meister Prassel, sagte Schmitz, und alle Genossen der Lindenmaje nickten ernst und bedeutsam ihre Zustimmung zu dem, was der alte Mann mit heiligem Ernste und gerechter Erzürnung bezeugt hatte. Er war ein frommer, glaubenstreuer Mann, den Alle hochachteten und ehrten, und was er sprach, das hatte einen rechten Grund und Nachdruck.

Nun hört weiter, sagte Schmitz, seinen Faden wieder aufnehmend. Seit etwa vier Wochen war das Namenbrötchen geschimmelt und zwar so reißend schnell, daß es in Staub zerfiel. — Was dachte da das arme verblendete Mädchen Anderes, als, nun ist er mausetodt, nach kurzer Krankheit und, ist er im Kriege, dann — helf' mir Gott! — ist er verwundet worden und seiner Wunde schnell erlegen! Das ist dann der Grund eines unaussprechlichen und untröstlichen Schmerzes geworden, der an ihrem Herzen ohne Aufhören nagte.

So lange hatte die Hoffnung sie aufrecht erhalten, und sie konnte die an die Namenbrötchen nimmer glaubende Frau Margreth abermal an ihrer Hoffnung sich aufrichten sehen, aber nun brach die auch zusammen und ihr Leid floß in Eins zusammen und das Leid führte ihre Herzen nur mehr und mehr zum Bedürfniß öfterer, traulicher Gemeinschaft, und so saßen sie manche Stunde zusammen in tiefem, schwerem Weh um den Geschiedenen.

So ist denn endlich der Tag Petri Stuhlfeier gekommen, welcher ist der zwei und zwanzigste Februarii und mit ihm ein Schicksal, wie es unsre gute Stadt weder seit Menschengedenken zurück, noch seitdem wieder erlebt hat.

Jetzt tummle doch nicht so, rief Willem. Das möchte ich mit Verstand hören!

Er kann doch sein Maul nicht halten, brummte der alte Guntrum, und man meint, der Kürschner erzählte die Geschichte für ihn allein!

Das hörte aber Willem nicht, und es war gut, daß er's nicht hörte. Vielmehr neigte er seinen Oberleib vor, stützte beide Ellenbogen auf die Kniee, ließ seine Backen in den Händen ruhen und sah Schmitz mit weitgeöffneten Augen an, während die Pfeife dampfend im Munde hing.

Schon seit sechs Tagen, fuhr Schmitz fort, war der Wisperwind in einen weichen Wind umgeschlagen, der über Neurath herblies, über den Kühlberg, und da wißt Ihr Alle, daß es weiches Wetter gibt. Unmerklich trat auch ein Schneefall ein, daß es Flocken waren, wie ein Taubenei, aber leicht und wie offene Baumwolle. Wenn aber solche Flocken kommen, dann hat der Schnee keine Dauer, wenn er auch, wie damals, zwei Schuh hoch sich auf's Erdreich legt. Alle Welt war froh und dankte Gott, daß einmal die fürchterliche Kälte nachließ, aber alle Welt empfahl sich auch Gott von wegen des nahen Eisgangs. Der warme Wind schmolz den Schnee ebenso schnell, als er ihn gebracht und es gab ein furchtbar Gewässer, weil es nicht in die Erde konnte, die der herbe Frost steinfest gemacht hatte. Die Rinnen wurden zu Bächen; die Bäche zu Flüssen. Man hörte den Münzbach in der halben Stadt rauschen und braußen. Seine Eisdecke hatte er zerbrochen und gehoben und nun trat er, da ihn das Rheineis staute, in die Stadt, daß die unteren Wohnungen der „Gotteshäuschen" unter Wasser standen bis an das Fleischthörchen. Das war dann eine Vorherverkündigung, wie es kommen sollte und würde, wenn nun von allen Seiten die Wassermasse in den Rhein fallen und seine Eisdecke heben würde, von deren Dicke, Ihr Männer, Ihr Euch keine Vorstellung machet. Ihr wisset, daß man in solchen Zeiten eines langandauernden heftigen Frostes Löcher in das Rheineis zu hauen pflegt, damit man Wasser habe, wenn etwa ein Brand ausbräche, die man alle Morgen aufstößt. Wie dick meint Ihr, daß es gewesen?

Wer kann das rathen! sagte William. Ich hab's erlebt, daß es drei Fuß dick war und das war Anno 1801.

Ja drei! sieben Fuß tief hieben es die Männer in der Frohnde durch und mußten deswegen weit vom Ufer weg, damit sie unten Wasser fänden; legten die Löcher, die an allen vier Rheinthoren waren, mit Bohlen zu, damit es kein Unglück gebe, denn überall waren Bahnen geklopft, so breit wie Landstraßen und die Usinger und Hessen, wie auch die Mainzischen, führten Holz auf Wagen herüber, weil sie dessen überflüssig viel hatten, um es zu verkaufen.

Erwähnen muß ich noch, daß es während der Kälte doch an Lustbarkeiten nicht fehlte, da man weite Strecken auf dem Eise geebnet hatte. Die Küfer machten ein Weinfaß auf dem Eise; die Metzger schlachteten einen Ochsen und ein zwei-

hundert Pfund schweres Schwein, das sie reinweg zu Würsten machten, die auf dem Eise in Zelten verzehrt wurden, die mit Dielen belegt waren und einen Ofen in der Mitte hatten. Die Wirthe hatten auch Zelte erbaut und Tanzböden gelegt, wo aufgespielt — aber nicht viel getanzt wurde. Sie brachten auch ihren warmen, süßen Wein nicht sonderlich an den Mann, denn die Kälte war zu groß und das Geld rarer als der Durst. Aber zu einem großen „Eistanz“ oder, wie wir jetzt sagen würden „Eisfest“, wie es früher pflegte allhier gehalten zu werden und noch einmal später ist gehalten worden, konnte es der Kälte wegen und wegen der allgemeinen Noth nicht kommen. Doch — ich muß zur weiteren Erzählung zurück!

Die ungeheuere Wassermenge, die der abgehende, hochgefallene Schnee dem Rheine zuführte, ließ die Stadt einen Rheinaufgang befürchten, wie sie ihn seit langen Jahren nicht erlebt. Es war nur eine Hoffnung übrig, die großes Unglück abwehren konnte, das war die, daß sich der Rhein kändele, das heißt, wie Ihr Männer alle wisset, daß das Eis, wenn es vom Wasser gehoben würde, in der Mitte einbräche, und sich so ein Kanal oder, wie wir sagen, ein Kändel in der Mitte bilde, der dann, ohne Wassersnoth, das Eis allmählig fortführe. Aber dagegen stämmten sich zwei Dinge. Erstlich war die Eisdecke zu dick und zum Andern, so war das Eisbollwerk an der Lore-Lai fast haushoch aufgethürmt. So mußte das Wasser, wenn es die Eisdecke hob, so hoch steigen, daß es über dieß Bollwerk wegbraußen konnte, und dann — saßen wir hierorts schon im Wasser bis über die Ohren.

Das waren die Gedanken der Leute damals und alle Herzen pochten in schwerer Angst und Noth dem Augenblicke entgegen, wo es sich entscheiden mußte, wie es kommen würde.

Daß sich die Leute vorsahen und Alles auf die Speicher schafften, nämlich in niedrigen Häusern, und in hohen in's dritte Stockwerk, das war eine Vorsicht, welche hier Niemand versäumt, weil das Wasser oft blitzschnell wie ein Gedanke kommt. Wer dann mit dem Retten und Bergen gewartet hätte, müßte sich selbst anklagen, wenn ihn herbe Verluste träfen an Gut und Habe und Geldes Werth.

VI.

Das Thauwetter war indessen fort und fort seinen Gang gegangen, und der Münzbach war immer gewachsen und mehr über seine Ufermauern getreten. Der ganze Platz an der „Münze“, das ganze „Spitalviertel bis zur alten Kirche „zum heiligen Geist“, ein großer Theil der Untergasse, ja ein Theil der Obergasse, halbweg vom „Zehntethor“ bis zur Wohnung des alten Ronemus, die Gerbereien und ein Theil der Rosengasse, standen unter Wasser, doch nur etwa kniehoch, wo es am Höchsten stand. Der eingefallene Regen hatte aufgehört und angstvoll harrte Jedermann der nächsten Nacht, wo es wohl zum Bruche des Eises kommen mußte, denn es krachte, daß es schallte wie Donnerschläge und aus den Rissen drang das Wasser schon heraus, daß fast die ganze Eisdecke mit Wasser überdeckt war. Die Wächter standen oben auf dem Klosterspeicher, auf dem Münzthorthurm und Marktthorthurm und horchten und späheten, daß sie gemeiner Bürgerschaft die Nothzeichen des nahenden Wassers gäben.

So war es denn etwa zwei Uhr geworden, nämlich Mittags, und das Wetter war trüb und der weiche Wind blies noch immer und trieb schwarze Wolken am Himmel hin; das „Schwellwasser“ war schon durch die Ablaufkanäle an den Thoren weit in die Untergasse getreten und hatte sich mit dem Wasser des immer noch anschwellenden Münzbaches vereinigt und stieg langsam immer höher. Wer noch in die Stadt wollte, mußte sich eilen; das erfuhren Zweie, die zum Zehntethore hereingeritten kamen, anscheinend Herr und Diener. Der Erstere trug einen weiten Mantel und einen Federhut, wie ihn die Officiere der damaligen Zeit zu tragen pflegten, und die Cocarde dran wurde von einer breiten Goldborte gehalten, was auf einen hohen Stand schließen ließ. Er hatte einen langen Schnurbart

und seine Gesichtsfarbe war so braun, als die eines Mulatten. Sonst war's noch ein junger Herr und die Zweie redeten eine fremde Sprache. Der Diener trug Livrey.

Als sie gegen die Münze einbiegen wollten, fanden sie, daß das Wasser ihnen schon an die Stiefel reichte.

Blerem! rief der Herr aus, da steht's ungastfreundlich! Die Stadt reist uns am Thore ab! Auf den Markt können wir nicht, und hierherum ist kein Wirthshaus. Das sagte er auf Holländisch, denn der alte Herr Vogel, der da wohnte, verstand Holländisch, und rief herunter:

Reitet die Rosengaß hinauf in den Gälenhof. Das Wasser steht nicht höher als hier, aber auf den Markt könnet Ihr allerdings nicht.

Der Herr dankte, spornte sein Roß und im Hui ging's durch und die Rosengaß hinauf, wo sie bei Lauers Gerberei schon kein Wasser mehr antrafen. Sie fanden, ohne daß sie Jemand zurechtwies, den Gälenhof, ein Wirthshaus auf dem Holzmarkt, dessen Ruf damals bedeutend war. Es hatte ihn Einer inne, der hieß Gabriel Mades, ein noch junger Mann und erst einige Jahre verheirathet, aber ein braver, rühriger Mensch, der sich absonderlich darauf verstand, seine Gäste freundlich zu behandeln. Als er die Fremden sah, sprang er in die Thüre ihnen entgegen und begrüßte sie mit großer Höflichkeit und Ehrerbietung.

Gott steh' mir bei! sagte er dabei in sich hinein, das sind ja Dreiviertelsmohren und die Zigeuner, die letzthin hier waren, sind noch schneeweiß gegen die gewesen. Was mögen das für Leute sein? Der Herr sieht erschrecklich bärbeißig drein!

Ist ein warmer Ofen drinnen? fragte endlich der Herr, nachdem er dem Diener Anweisung gegeben hatte wie er die Pferde behandeln sollte, den Wirth, und zwar in gutem Deutsch, worüber sich der Mades nicht wenig wunderte.

Wenn Ihr einen Augenblick nur in die Wirthsstube treten wollet, wo es warm ist, so werde ich Euch Euer Gemach warm machen lassen, versetzte der Wirth und führte den Fremden herein. Der nickte mit dem Kopfe und trat ein, der Wirth aber gab seine Befehle. In der Wirthsstube legte der Fremde seinen Mantel ab, denn es war behaglich warm daselbst, und als der Wirth hereinkam, sah er, daß er einen hohen Offizier vor sich hatte. Ob ihm ein Warmbier oder ein Gläslein Alandwein gefällig sei? fragte er ihn dann mit gebührender Höflichkeit.

Alandwein? fragte ein Zimmermann, Namens Steep, wohl der Jüngste in der ganzen Maje. Was war denn das, Meister Schmitz.

Nun, versetzte Schmitz, wenn du den Kräutersammler Steinert von Nawen fragst, so zeigt er dir eine Wurzel, die man Alandwurzel nennt. Sie ist gallenbitter und dem Magen sehr gesund, macht Lust zum Essen und erwärmt. Darüber ließ man Wein gähren und das gab den berühmten Alandwein. Heutzutage macht man keinen mehr.

Der Fremde ließ sich Alandwein reichen, kostete ihn und sagte: Wer hat Euch den bereitet? Er ist sehr gut.

Der Meister Ronemus Gebhard, versetzte der Wirth.

Lebt der noch? fragte der Officier.

Der Wirth sah ihn seltsam an. Entschuldiget, sagte er, wenn ich mich billig über diese Frage, die ich übrigens bejahen kann, verwundre. Woher, wenn's erlaubt ist zu fragen, kennet Ihr denn den?

Ihn nicht, aber seinen Sohn! antwortete der Fremde.

Allmächtiger Gott! rief froh bewegt der Wirth aus. Kennet Ihr den braven Fritz? Lebt der noch? Seit sechs Jahren ist keine Kunde hierher von ihm gelangt!

Jetzt war das Verwundern an dem Fremden. Er ließ gedankenvoll den Kopf auf die Brust sinken, schwieg eine Weile und sagte dann: Ja, der lebt noch in Batavia, woher ich eben auch komme und hat mich, da ich hier durchreise, gebeten, doch einmal mich zu erkundigen, wie es um seine Leute stehe, um es ihm zu schreiben, da er auf alle seine Briefe keine Antwort erhalten.

Auf alle seine Briefe? Hat er denn geschrieben? rief der Wirth.

Freilich hat er das, entgegnete der Fremde; aber, es ist ein weiter Weg aus Indien gen Bacharach am Rheine, und die Post ist schlecht.

Nun sieht man doch, daß Alles nichts ist! sagte der Wirth halb zu sich, halb zu dem Fremden.

Was meint Ihr? fragte dieser.

Ei, sagte der Wirth, meine Frau ist eine Kamerädin von des Fritz Gebhards Braut — und nun erzählte er die Geschichte von dem alten Praß am Marktthor und dem Namenbrötchen, und setzte hinzu: das arme, brave Mädchen grämt sich schier zu Tode, weil sie nun glaubt, er sei todt. Der Fremde lächelte und meinte, er könne freilich das am besten zu Richte machen.

Seine Aeltern grämen sich wohl auch? fragte der Fremde.

Ei, gewiß! erwiederte der Wirth. S'ist Alles dummes, abergläubiges Zeug! Aber wart', das soll doch auch meine Frau hören, die auch dran glaubt. Er zog einen Schalter in der Wand zurück und rief: Dorchen, komm' doch einmal herein! Gleich darauf trat eine blühendschöne, junge Frau herein, grüßte den Fremden und sah ihn scharf an. Sie kannte ja auch den Fritz Gebhard und hatte ein Bißchen am Schalter gelauscht, der in die Küche ging und den ihr Mann eben aufgezogen hatte. Da war ihr denn des Fremden Stimme aufgefallen. Der Klang derselben lag in ihrem Ohre wie Fritz Gebhard's Stimme. Je länger sie horchte und auch die Worte hörte, je mehr war sie überzeugt, es sei das Niemand anders, denn Fritz Gebhard. Sie wäre schon gar gerne herein geeilt, um ihn zu sehen, aber die Sorge für das Essen, das der Fremde bestellt und die Rücksicht auf die Schicklichkeit hielt sie davon ab. Jetzt stand sie vor ihm und er betrachtete wohlgefällig die schöne Frau, die kaum als Mädchen schöner gewesen war und deren er sich wohl erinnern konnte.

Denke dir, der Fritz Gebhard lebt noch und der Herr hier kennt ihn, sagte ihr Mann.

Ei, Gabriel, rief lachend die junge Frau aus, bist du denn mit Blindheit geschlagen, daß du nicht siehest, daß er es selbst ist? Ich hab' ihn schon in der Küche an der Stimme auf der Stelle erkannt!

Was sagst du — der schwarzbraune — Herr hier sei mein alter Kamerad Fritz? Da müßt' ich doch —

Die Hände sind Esaus Hände, aber die Stimme ist Jakobs Stimme, sprach der blinde Patriarch Esau, fiel ihm der Fremde ein. Deine schöne Frau sieht schärfer oder hört schärfer, und du bist in Wahrheit mit Blindheit geschlagen, wie die Bewohner Sodoms! Sie hat Recht, ich bin Fritz Gebhard.

Der Wirth prallte erstaunt zurück.

Etsch! rief lachend die Frau und schabte ihrem Manne ein Rübchen.

Siehst du, daß ich einmal wieder Recht habe; aber so geht's eben immer! Der Mann soll immer Recht haben und wir Weiber —

Sind allemal gescheidter! ergänzte Fritz und streckte Beiden seine Hände hin, die sie herzlich drückten und ihn willkommen hießen.

Aber was ist mit dir vorgegangen? fragte die Frau in aller Traulichkeit und ganz vergessend, daß Fritz in einer kostbaren Uniform vor ihr stand.

Fritz, der sich dieser Traulichkeit freute, meinte aber sein Appetit sei ebenso groß als ihre Neugierde. Vielleicht ließe sich die Befriedigung Beider erzielen, wenn er während des Essens erzähle. Nur das Eine müsse er fragen, ob Vater und Mutter und Schwester wohlauf seien. Minchens Leid wird bald vorüber sein, sagte er noch und die junge Wirthin eilte in die Küche. Fritz hatte sie vorher noch dringend gebeten, ja von seiner Anwesenheit nichts verlauten zu lassen. Er wollte erst wenn es dunkele zu seinen Aeltern und Minchen gehen. Darauf aber hatte ihm der Wirth schon entgegnet, Beides ginge schwerlich, da das sogenannte „Schwellwasser“ schon zu hoch gestiegen sei, um durch die Hausthüre einzugehen. Darauf hatte der Fritz seinem stürmischen Verlangen gebieten müssen.

Mittlerweile begann es sich zum Abende zu neigen. Der Wind bließ hohl, aber heftig und es thaute stark.

Die Wirthin brachte das Abendbrot, das für Fritz auch Mittagbrot war, da er zu sehr geeilt, um in Oberwesel sich aufzuhalten.

Der bittere Alandwein trug noch ein Merkliches zum Schärfen seiner Eßlust bei und er arbeitete nicht falsch, was der Wirthin besonders lieb war, da es ihrer Kochkunst Ehre machte, die außerdem Fritz gebührend rühmte und sich damit bei der jungen Frau einen Stein in's Brett setzte.

Während des Essens erzählte er ihnen seine Schicksale. Darüber wurde es Nacht und schon brannte ein Licht, als das hastige Vorbeilaufen und angstvolle Sprechen der Leute sie aufmerksam darauf machte, daß irgend etwas Außerordentliches geschehen sei. Der Gabriel Mades lief hinaus und kam mit allen Zeichen des Entsetzens zurück.

Das Wasser ist wie ein Blitz gekommen, rief er aus. Es steht schon an der großen Kirchenthüre, Strumpfweber Eichel's gegenüber. Wie mag es um die armen Leute in der Untergasse stehen? Man hört Rufen und Schreien. Es muß eine große Noth sein, denn so hoch ist's bei Menschengedenken noch niemals gewesen! Das stieß er hastig heraus, griff nach seiner Mütze und eilte fort.

Wie mag's dem armen Minchen gehen in dem niedern Häuschen? rief die Frau, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. Die könnten ja ertrinken!

Schon bei den ersten Worten des Wirthes war Fritz aufgesprungen, warf seine Uniform aus und zog seinen Mantel an, den er rasch bis oben hin zuknöpfte. Dann eilte er auch hinaus und hinab auf den Markt, wo eine Menge Leute standen, ohne Rettung den Bedrohten bringen zu können, da es an Kähnen völlig mangelte, die alle in der Untergasse waren, wo sie freilich auch am rechten Orte sich befanden.

Das Wasser wallte die Marktgasse herauf, daß man abnehmen konnte, mit welcher Gewalt es zu dem Thore sich herein drängte. Durch alle das Gerede und Geschrei hörte man das dumpfe Rollen und Krachen des Eises, das fürchterlich durch die Nacht klang. Dazu tobte der Wind immer heftiger und heulte, wo er eingezwängt war, daß es wahrhaft grausig anzuhören war. Auf allen Gesichtern malte sich die theilnahmvolle Angst und jeder steigerte durch seine Vermuthungen die allgemeine Angst noch um Vieles.

Einen Kahn! einen Kahn! rief eine gewaltige Stimme. Ich biete ungezähltes Geld!

Wer ist das? fragten die Leute. Niemand kannte die stattliche Gestalt in dem Soldatenmantel.

Ein Fremder, ein Officier! flüsterten sich die Leute zu.

Einen Kahn! rief noch gewaltiger die Stimme, in deren Lauten sich eine unbeschreibliche Angst kund gab. –

Wer hätte denken sollen, daß die Noth noch wachsen könnte? — In den meisten Häusern der Untergasse mußten die Leute auch das zweite Stockwerk verlassen, denn das Wasser spühlte über den Gang auf der Stadtmauer und drang zu den niedrigen Mauerfenstern herein, während die Eisklumpen wider die Stadtmauer prallten, daß sie an vielen Stellen krachte. Das war eine nie erlebte Noth und Jeder war voll Entsetzen bemüht, nur sein Bestes zu retten, denn man dachte an den Untergang der Stadt. An Andre, an die Nachbarn, dachte Keiner, eben weil die eigne Noth zu schrecklich an ihn herantrat.

Am Uebelsten stand es um die Familie Minchens. Ich hab's schon gesagt, das alte, baufällige Häuslein war noch niederer, als das, welches der Schiffer Scheidt an der Stelle aufgebaut hat, nämlich des jetzt lebenden, alten Scheidt Großvater.

Wohl hatten sie gerettet, was zu retten war, zu einem Vetter auf dem Holzmarkt. Das Uebrige hatten sie auf den Speicher gebracht und warteten nun voll Angst und Sorgen, wie Alle, auf das was kommen werde.

Da rollt das Wasser daher und füllt brüllend alle Räume. Es steigt mit Windeseile in's zweite Stock. — Sie eilen auf den Speicher. Da ruft der Vater:

Barmherziger Gott, wir ertrinken! — Das Wasser war auf dem Speicher! Oben an der Firste war auf dem Gebälke noch ein Speicherchen, allein man konnte nicht aufrecht stehen. Wir müssen da hinauf! rief er. Gott erbarme sich unsrer! Er steigt zuerst hinauf und reißt die Hohlziegeln des armen Daches ab, damit er stehen kann; dann reicht er der jammernden Frau und dem zitternden Minchen die Hand, daß sie ebenfalls zu ihm treten. Welch ein Anblick! Das Wasser rauscht um sie her. Sie können es mit den Händen erreichen. Steigt es noch um einen Fuß, so — stehen sie im Wasser und ertrinken, wenn nicht eine rettende Hand naht. Sie rufen um Hülfe, aber ihr Ruf verhallt in dem schrecklichen Aufruhr der Elemente und im Geschrei der Menschen. Die Kähne schießen alle vorüber, denn es ist eine stichdunkle Nacht.

Drei Häuser weiter gegen die Krahnengasse, auf derselben Seite, hatte der alte Schiffer Leininger sein Haus. Ihr wisset, Ihr Männer, der Garten gegen dem Hause des Drechslers Claudi Thielmann über, das ist die Stelle. Es war ein ziemlich hohes Haus. Gott weiß, wie es zuging — plötzlich aber schlägt eine Flamme zum Dache heraus und in wenigen Minuten schlägt sie aus jeder Oeffnung des Daches mit wilder, vom Sturme angefachter Gewalt.

Die Haare sträuben sich Einem, wenn man daran denkt, daß eine zahlreiche Familie im dritten Stocke saß, ohne Hülfe, ohne Rettung; daß der Sturm, denn zum Sturme war die Macht des Westwindes gesteigert, die Flammen peitschte und sie über die Dächer der nächsten Häuser legte, daß — Minchen und ihre Aeltern da oben standen, von der Fluth umbraußt, nun auch von den Flammen bedroht, denn zwischen ihnen und dem brennenden Gebäude liegt nur die sehr schmale Bauersgasse und zwei kleine Häuser, die auch aus Holz erbaut waren.

Eine solche Lage läßt sich nicht beschreiben, noch weniger, was die Menschenseele bewegt! —

Der Ruf: Feuer an der Untergasse! hallt durch die Stadt. Die Brandglocke mit ihrem gewaltigen Tone hallt schauerlich durch Sturm, Wellengebrause und Nacht. Was ist da der Mensch und was ist seine Macht? — Und dort auf dem Markte stehen die Leute, wollen gerne und können doch nicht helfen! Ihre Angst, weil die Gefahr in der Ferne noch größer erscheint, wächst bis zur Verzweiflung. Man sieht die Flammen züngelnd aufsteigen. Wo ist's, ruft Einer dem Andern zu.

Am Eck der Bauersgasse! ruft Einer.

Einen Kahn! Einen Kahn! hört man verzweifelnd die mächtige Stimme des Offiziers, der wie ein Wahnsinniger sich geberdet.

Da jagt ein wohlbemannter Nachen die Marktgasse herauf, gerade auf die Menschenmenge zu. Er trägt den Schiffer Leininger und seine Familie und setzt sie aus.

Hundert Hände recken sich aus nach den Verunglückten, um sie in die eigene Wohnung zu ziehen und dort zu halten. Viele brachen in lautes Weinen aus bei ihrem Anblicke.

Während diese Unglücklichen aller Herzen Theilnahme auf sich ziehen, stürzen zwei Männer auf den Kahn zu und waden noch durch das Wasser. Der Eine, es ist Gabriel Mades, der Wirth aus dem Gälenhofe, und der Andere, ein unbekannter Officier, derselbe, der so verzweifelnd nach einem Kahne gerufen. Der Mades legt eine Leiter in den Kahn. Fort! ruft der Officier. Die Marktgasse hinunter, dann um Steigerwalds Eck, die Untergasse hin, zum Hause des Schiffers Emmerich! Das ist ein Befehl, der von der Zusage eines reichen Lohnes doppeltes Gewicht erhält. Der Kahn fliegt dahin. Im Augenblick sind sie zur Stelle. Die aufflackernde Flamme beleuchtet schauerlich die Umgebung. Emmerichs Häuschen ragt nur noch mit einem Theile des Daches aus der Fluth und dort stehen die drei Unglücklichen in stummer Verzweiflung. Sie ringen nur noch die Hände und rufen droben zu dem Retter, denn die auf Erden, die mit den Kähnen vorübereilen, hören sie ja nicht.

Gott im Himmel! ruft der Officier. Dann befiehlt er: Langsam anlegen! Dieß geschieht. Jetzt legt Mades die Leiter schief vom Kahne aus gegen das Dach,

wo sie in der Lücke der ausgehobenen Ziegeln stehen. Schnell auf die Leiter! ruft der Officier. Langsam stieg zuerst die Mutter Emmerich herab, dann folgte Minchen. Als sie im Kahne stand und im Widerscheine der grellen Beleuchtung der Flammen des brennenden Hauses ihrem Retter in's Antlitz blickte, dessen Arm sie umschloß — da stieß sie einen grellen Schrei aus und sank dann wie leblos zusammen. Der Officier, der den Zusammenhang nicht errieth, erbebte und hielt sie fest in seinen Armen.

Während dieses geschah, war auch der alte, zitternde Schiffer Emmerich im Kahne und Gabriel Mades gebot denen, welche den Kahn führten, wieder dahin zurückzukehren, wo sie eingestiegen waren.

Schnell! Schnell! rief der Officier, der das leblose Mädchen in seinen Armen hielt.

Sie waren bald an der Stelle. Mades half dem Officier die Leblose nach seinem Hause tragen und bat ihre Aeltern ihnen zu folgen.

Die Schiffer wollten wieder zur Brandstätte. Da riefen Leute aus den Fenstern ihrer unter Wasser stehenden Häuser: der alte Ronemus ruft ohne Unterlaß um einen Nachen! fahrt dorthin, vielleicht droht dort ein Unglück! Der Kahn flog über die Wasserfläche, die den Markt bedeckte, zu dem Hause des alten Gebhard und legte an dem Fenster an, wo der Alte stand.

Schnell stieg er und sein Schwiegersohn Hoffmann in den Kahn. Wohin sollen wir Euch denn fahren? fragten die Schiffer.

In die Untergasse? stieß er heraus und der Kahn flog den Weg zurück, den er eben erst zurück gelegt. Als sie an die Stelle kamen, wo sie eben erst die drei Unglücklichen gerettet, sank eben das Sparren- und Balkenwerk des brennenden Hauses, das bis zum Wasserspiegel zusammengebrannt war, in die aufsprützende Fluth. Durch das heftige Begießen der nahen Häuser war die Gefahr des Weiterbrennens entfernt. Ueber dem zweiten Uebel hatte man das erste ganz aus dem Auge verloren. Das Wasser war nicht nur nicht gestiegen, sondern es begann zu sinken, doch so langsam, daß man wohl denken mochte, es habe das mächtige Eisbollwerk, das an der Lore-Lai sich aufgethürmt, allmählig etwas abgezehrt und geschmolzen. Indessen war, gerade aus diesem Umstande, nur ein sehr langsames Sinken zu erwarten, während, wenn sich das Wasser tiefer unten durchgefressen hätte, leicht ein sehr schnelles Sinken, aber dann, wenn etwa ein Eisblock die Oeffnung schnell geschlossen hätte, ein ebenso schnelles Steigen wieder eintreten konnte.

Als sich der Kahn der Stelle näherte, wo Emmerichs Haus nur noch mit dem Dache aus der Fluth sah, hörte man plötzlich im gegenüberliegenden Hause einen Schrei. Zurück! zurück! rief man dem Kahne zu und in diesem Augenblicke vernahm man ein dumpfes Hummern und Tosen, dann ein besonderes Prasseln, dann war es, als gähre es da unten im Schooße der Gewässer, und plötzlich versank unter gewaltigem Krachen das Haus in den Schlund, der sich trichterförmig bildete, sich wieder schloß und — das Haus war spurlos verschwunden! —

Es ist eingestürzt! schrieen die Leute. Ach die Armen! Gebhard saß bleich, wie eine Leiche, in dem Kahne. Plötzlich stieß er einen markdurchschneidenden Schrei aus, fuhr mit beiden Händen in seine schneeweißen Haare, raufte sie verzweifelt und rief: Sie sind alle ertrunken, und ich konnte sie nicht retten!

Wer? fragte Einer der Schiffer im Nachen?

Emmerich, seine Frau und sein Kind! rief Gebhard.

Seid Ihr von Sinnen? sprach der Schiffer. Wir haben sie ja in Sicherheit gebracht!

Wer? Wen? fragte Gebhard.

Ich sag's Euch ja, wiederholte der Schiffer, wir oder vielmehr ein Offizier, der das Mädchen im Arme hielt.

Was? rief der alte Ronemus, der aus allen Fugen ging in dieser entsetzlichen Nacht.

Hoffmann wiederholte ihm Alles und suchte ihn zu beruhigen.

Ich soll ruhig sein? rief er wieder aus, und ein Offizier hat das Mädchen in seinen Armen weggebracht? Ein Offizier? Konrad, du bist zu jung, um zu wissen, was das heißt. Wir haben's Anno 1689 hier erfahren! Lieber wollt' ich hören, sie sei todt, mausetodt, als in den Händen eines solchen Unholds! —

Wohin ist er mit ihr, Peter? fragte er den Schiffer. Du mußt es ja wissen! — Rede doch, ich bitte dich!

Ich weiß gar nicht, was Ihr da faselt, Meister Gebhard, sagte der Schiffer. Er hat sie in den Gälenhof tragen lassen und dort ist er noch und sie auch und der Gabriel Mades war dabei.

Dann schnell, schnell auf den Markt! rief der alte Mann und drängte die Schiffer. Die schüttelten bedenklich den Kopf und meinten, es rappele dem alten Ronemus hinter der Stirne. Indessen ruderten sie dem Markte zu. Dort angelangt, sprang er aus dem Nachen und zog seinen Schwiegersohn hastig mit sich dem Holzmarkte zu, wo der Gälenhof lag, und heute noch liegt, und dort sah man beide in der Thüre verschwinden. —

Warum hat denn des Emmerich's Minchen so geschrieen und ist gleich ohnmächtig geworden, als es den Offizier sah? fragte Willem, der mit angehaltenem Athem der Erzählung des Kürschners gefolgt war, als dieser einen Augenblick inne hielt.

Ja, sagte Schmitz, das hatte seinen natürlichen Grund, doch, ich muß erst noch berichten, wie es überhaupt mit ihr im Gälenhofe ging. — Sie war noch steif ohnmächtig, als sie sie in den Gälenhof trugen, wo sie Dorchen, die Wirthin, welche mit ihr confirmirt worden war und sie recht lieb hatte, mit Schrecken in diesem Zustande erblickte. Sie ließ sie in eine Stube bringen und auf's Bette legen, worauf sich die Männer entfernten.

Die Wirthin wusch sie mit Wein ein und bald darauf kam sie zu sich.

Sie richtete sich auf und sah um sich gleich einer Irren.

Du bist bei mir, Minchen, sagte in liebevollem Tone die junge Frau und dein Vater und deine Mutter auch.

Minchen schauderte zusammen; aber sie erkannte ihre Jugendgespielin und fiel ihr weinend um den Hals.

Hast du ihn auch gesehen? flüsterte sie darauf.

Wen? fragte die Madesin.

Den Geist meines verstorbenen Fritz! rief schaudernd das Mädchen.

Verstorben? rief die Madesin. Er —

Ach, fiel ihr das Mädchen in die Rede, er ist ja todt, denn das Namenbrötchen ist verfault, und heute, ach Gott, heute — sie legte schaudernd ihren Kopf auf die Schulter der jungen Frau.

Heute hast du ihn gesehen? fragte sie.

Sie nickte ohne aufzusehen.

Gewiß Minchen, hab' ich ihn auch gesehen und mit ihm gesprochen, und er hat bei uns gegessen, weil er nicht in sein Vaterhaus konnte, des Wassers wegen. Närrisches Kind, dich hat der alte Praß mit seinem Aberglauben angesteckt, wie mich, als Gabriel auf der Wanderschaft draußen war. Erkenne doch diesen schmählichen Aberglauben, über den ich selbst mit ihm gesprochen habe, denn ich kannte ja dein Leid. Nein, liebes Minchen, er lebt und ist ein hoher Offizier geworden, den aber die heiße Sonne von Batavia gebräunt hat; er ist heute angekommen und hat dich selbst gerettet, ja er ist hier in unserm Hause und du wirst ihn gleich sehen.

Langsam hob das Mädchen seinen Kopf von ihrer Schulter auf und blickte sie an mit einem Blicke, in dem sich Entsetzen, Hoffnung und Zweifel wunderbar mischten.

Ist das wahr, Dorchen? Täuschest du mich nicht?

So wahr, als ich hier mit dir rede! versicherte die junge Frau. Ich will ihm sogleich rufen! —

Während sie das sagte gab's aber unten im Hause einen gewaltigen Lärm.

Man hörte die Stimme des alten Ronemus rufen: Gebt sie heraus! Sie ist meines Sohnes Braut, gebt sie heraus!

Was ist zu thun? fragte angstvoll das Mädchen. Ist das nicht die Stimme Gebhard's. Sieh' doch um Gotteswillen nach, was da geschehen ist!

Sei ruhig, Minchen; ich gehe hinab! sagte die junge Frau, die sich selbst das, was unten vorging, nicht erklären konnte. Böses ist's nicht! setzte sie, hinabeilend, noch in der Thüre hinzu.

Wie pochte das Herz des geängsteten Mädchens! Aber, was sie so stürmisch bewegte, das löste sich doch allmählich in eine beglückende Gewißheit auf und vom Bette sich erhebend, sank sie betend auf ihre Kniee.

Der alte Gebhard war in halber Verzweiflung mit Hoffmann in den Gälenhof geeilt, wo Fritz, mit Mades redend, in der Stube stand. Kaum wurde er des Offiziers ansichtig, als er in die Worte ausbrach, welche Minchen und die Wirthin eben so deutlich gehört hatten.

Als Fritz die Worte seines Vaters vernahm, erstaunte er gewaltig über die Gesinnung, welche sie aussprachen. Er breitete seine Arme gegen den Greis aus und rief: Vater, ich bin's ja selbst, Euer Sohn Fritz!

Der Gebhard fuhr plötzlich verstummend zurück und starrte seinen Sohn an, dem Mades lächelnd das Licht so hielt, daß es seinen vollen Schein auf seine Gesichtszüge fallen ließ.

Der alte Mann fing an zu zittern wie Aespenlaub im Winde.

Fritz trat näher und schlug seine Arme um ihn. Vater, sagte er weich, ich bin's ja selbst, Euer Sohn Fritz. Kennet Ihr mich denn gar nicht?

Da erwachte er, wie aus einem Traume. Er faßte seinen Sohn bei beiden Schultern, drückte ihn ein wenig zurück, um sein Gesicht nochmals betrachten zu können, sah ihn scharf an und rief dann aus: Ja, du bist's, mein Sohn, mein todtgeglaubter Fritz! Und er riß ihn an sich und es folgte ein Auftritt, der Thränen in Hoffmann's Augen drängte und auch Mades wischte sich die seinigen.

In diesem Augenblicke stürzte die Wirthin herein und rief: Sie lebt wieder und ist gesund!

Das wirkte wie ein Zauberschlag und Alle wollten hinauf eilen.

Thuet das nicht, bat die Wirthin. Komm' Fritz, sagte sie, gehe du allein mit mir, die Andern mögen später kommen.

Sie zog ihn mit sich, machte die Thüre des Zimmers auf, darin Minchen war, zog ihn herein und sagte lieblich lächelnd: Da hast du ihn, Mädchen; nun magst du selber sehen, daß es kein Geist ist! —

Darauf lief sie weg und herunter, um für das Essen zu sorgen.

Während Fritz mit der Wirthin hinaufging, sank der heftig angegriffene Gebhard in den Großvaterstuhl und bedeckte seine Gesichtsfläche mit seinen beiden Händen. Der alte Mann begann fast laut zu schluchzen und man sah die Thränen herabrollen. Dieß ergriff Alle sehr.

Endlich richtete er sich auf und sagte zum Wirthe: Gabriel, warum ist er nicht in sein Vaterhaus gekommen?

Der Wirth kannte ja die Umstände und beantwortete diese Frage genau und zur Beruhigung des Alten, was er durch ein öfteres Neigen des Kopfes an den Tag legte; dann erzählte der Wirth, wie es mit der Rettung Minchens und ihrer Aeltern gegangen sei.

Ach, welch eine Gnade Gottes! rief Gebhard, sprang auf und faßte die Hände Emmerichs und seiner Frau, die tieferschüttert Alles stille mit angehört und bei einander am Ofen saßen, um die alten von Kälte und Schrecken starr gewordenen Glieder zu erwärmen. Welch eine Gnade Gottes! Denket Euch, ich bekam endlich einen Nachen, denselben, in dem Fritz Euch errettete, denn Ihr wäret alle dreie des Todes gewesen. Als ich hinkam brach Euer Haus zusammen, daß keine Spur mehr davon sichtbar blieb.

Laut auf schrieen die beiden alten Leute, die mit dem Einsturz ihres Häuschens

ihr Elend vor Augen sahen; denn nun war nur noch ein Weg für sie übrig, der in die — Gotteshäuschen, den Sitz armer, alter Bürger nach der Stiftung des Hospitals.

Sie waren ganz trostlos.

Aber Gebhard sagte: Seid in Gott vergnügt, Fritz und Minchen heirathen sich jetzt, und auch für Euch wird gesorgt.

Als er das eben tröstend sagte, trat Fritz mit Minchen in die Stube. Sie lächelte so glücklich und war daher ganz betroffen, ihre Aeltern so niedergeschlagen zu finden. Auf ihre Frage vernahm sie denn auch, erschreckend, den Einsturz ihres Häuschens.

Seid ruhig, liebe Aeltern, bat Fritz die beiden Alten; lasset das Häuschen in Trümmern liegen. Gott hat mich gesegnet, daß ich Eure alten Tage sorgenlos machen kann. Ihr wohnet und lebet bei mir und Minchen, und die Tage der Sorgen sind vorüber. Das beruhigte sie, obgleich die Seelen sich nicht so leicht in den Verlust des Häuschens finden konnten, in dem sie ihr Lebenlang gewohnt, und Leid und Freude getragen hatten.

Ihr vergesset aber die Mutter und meine liebe Frau ganz, sagte jetzt Hoffmann, und Alle brachen auf.

Nicht geringe war ihre Freude, als sie hinter dem Saal das Gäßchen hinab nach Gebhard's Hause gingen, daß das Wasser außerordentlich gefallen und noch stetig im Sinken war — ein sattsamer Beweis, daß sich eine Oeffnung im Eise an der Lore-Lai gebildet hatte. Es kam auch nicht wieder, sondern fiel soweit zurück, daß nur noch unter den Thoren Wasser stehen blieb. Die Eisdecke hatte sich gesenkt und der Strom ging oben drüber, was denn die nothwendige Folge hatte, daß es sich kändelte und schon am andern Tage der Rhein, so weit man sehen konnte, in der Mitte eisfrei war. So konnten sie denn schier trockenen Fußes zum Vaterhause kommen, wo die Mutter und Schwester sie angstvollen Herzens erwarteten, denn sie hatten noch von Niemanden Etwas von dem gehört, was geschehen war.

Margareth, liebe Margareth, rief Gebhard, als er Fritz an der einen und Minchen an der andern Hand, in die Stube trat, wo die Mutter und Käthchen, Hoffmann's junge Frau, am warmen Ofen saßen — sieh mal, ich bin ein recht gesegneter Mann! Gottes Gnade gibt mir zwei Kinder an Einem Tage wieder, die ich glaubte verloren zu haben. Ehe sich die Frau Margareth von ihrem Erstaunen über diese Worte erholen konnte, lag Fritz am treuen Mutterherzen, das so viel um ihn gelitten hatte, und das ganze, reiche Maß des Mutterglücks erfüllte ihr Herz mit unaussprechlicher Wonne.

Gott allein die Ehre! rief da der alte Gebhard, zog sein Käppchen ab und pries Gott mit lauter Stimme und tief ergriffenem Herzen. Er bekannte seine Sünden laut und flehte um Vergebung um Jesu Christi willen; er gelobte, in Preis und Dank, des Herrn Wege forthin zu wandeln und nie zu vergessen, was der Herr Gutes an ihm gethan!

Darauf legte er Minchens Rechte in die seines Sohnes und segnete sie und Alle segneten sie aus freudigen Herzen. Nun aber holte er Wein und sie setzten sich zu einander und Fritz begann seine Schicksale zu erzählen, wo denn Minchen an seiner Rechten und Käthchen an seiner Linken saß.

Da hörten sie denn, wie wunderbare Wege der Herr ihn geführt und priesen mit ihm die über Allen waltende Gnade Gottes.

Ich kann nun kurz zu Ende kommen, sagte der Kürschner. Vier Wochen später, als schon die Sonne warm in die Thäler schien und die Veilchen schön blühten, aber noch zu beiden Ufersäumen des Rheines zwölf Schuh hohe Eismauern saßen, die erst die heiße Sonne um Pfingsten ganz zu vertilgen im Stande war, wurde Minchen dem in Ruhestand versetzten Holländischen Obristlieutenant Gebhard feierlich in der Kirche angetraut und die Leute sagten's laut, eine schönere, sittsamere Braut habe in langen Jahren nicht am Altare gestanden. Die Theilnahme war allgemein; aber was man so eine Hochzeit nennt, das machte Fritz Gebhard nicht, sondern ließ Brot und Fleisch unter die Armen austheilen und ließ arme, alte Leute und

Kinder kleiden von Fuß bis zum Kopf und meinte, ihr Dank und Segen sei besser, als daß sie alle, die zu dem Familienverbande gehörten, einen Tag in schwelgerischem Ueberflusse lebten.

Er hat sich darauf das Haus gekauft, welches am Markte links das Eckhaus der Marktgasse bildet und jetzt das Gasthaus zur Krone ist. Darin hat er mit Frau und Kindern und seinen Schwiegerältern gewohnt, bis diese und seine beiden Aeltern starben und dann ist er nach Holland, in die Stadt Amsterdam gezogen.

Die schönste Frucht seiner Verheirathung aber war die Aussöhnung des alten Gölz und des Ronemus, die er fertig brachte. Die Küfer söhnten sich aus, aber die Herren — der churpfälzische Landschreiber und der churkölnische Saalschultheis blieben einander spinnefeind, wie von Anfang an, weil Jeder meinte, er sei der Höchste und Erste in der Stadt.

Niemand aber pries mehr den Fritz Gebhard und seine liebe Frau als die Armen, denn sie war wie ein helfender Engel überall, wo es Noth that.

Die weiß noch, wie es den Armen zu Muthe ist, sagten die armen Leute; oft hatten sie Thränen dabei in den Augen, denn die gute junge Frau gab noch mehr als Brot und Geld, sie gab Trost, Ermahnung und Lehre überall, je nachdem es Noth that; lehrte dem Herrn vertrauen, zu ihm beten und seine Gebote halten und das war die rechte Wohlthat. Aber wenn sie an das „Namenbrötchen“ erinnert wurde, erglühte sie allemal vor Scham und sagte: Der Herr vergebe dem seligen Pathen, dem alten Praß, und mir die abergläubische Versündigung, die der Herr so gnädig und sichtbarlich zu Schanden gemacht hat.

Und so schloß der Kürschner die Geschichte: Der alte Sebastian Fabian, der diese Geschichte in seiner Chronica der Stadt Bacharach erzählt, schließt sie wörtlich so: „Gott allein die Ehre, der Alles herrlich hinausführet! Aber von dem Eis„gange von 1730 ist lange geredet worden und wird lange geredet werden, und ich „denke, die, so nach meinem Ableben diese wahrhaftige Chronica lesen, werden's mit „Verwunderung lesen und mit mir sagen: Der Herr behüte die gute Stadt Bacharach „und alle Menschen hinfüro vor solcher Bedrängniß!“

Ein gebrochenes Herz.

Schweizerische Volksgeschichte von M. A. Feierabend.

Zwischen der aussichtreichen malerischen Felsenpyramide des Speers, den Felsenzacken der sieben Churfirsten und dem gewaltigen Alpstein sammt seinen Ausläufern im Süden und Osten und den sanftern Höhenzügen des Allemanngebirgs im Westen liegt ein freundliches Netzwerk von grünen Bergen und schönen Thälern, durch welche klare Forellenbäche und romantische Flüsse sich schlängeln. Es ist dieses das gewerbige Toggenburg, vor der Revoluzion einst St. Gallischfürstäbtisches Unterthanenland, jetzt vier Bezirke des jungen Freistaats St. Gallen bildend. Oben im Ländchen herrscht noch die ursprüngliche Alpenwirthschaft und Viehzucht. Weiter hinab dem Flußgebiet der jugendlichen Thur entlang und in jenem des Nekkers entfaltet in großen schöngebauten Dörfern emsiger Gewerbsfleiß und rege Handelsschaft ein reiches bewegtes Leben. An den sonnigen Halden der lieblich grünen Berge schimmern blank und reinlich zahllose Häuschen mit ihrem weißen Unterbau und ihren glänzenden Schindeldächern aus dem saftigen Wiesenteppich wie Perlen aus dunklem Sammetgrund hervor. Ueberall in denselben sind tausend und tausend flinke Weberschiffchen in ruheloser Bewegung, die verschiedenartigsten Gewebe zu verfertigen und nach allen Himmelsgegenden unseres Erdballs zu entsenden. Unten im Lande dagegen macht sich der Landbau in weiten wohlgebauten Feldern vorwaltend geltend, und damit ändert sich auch zugleich mit der Art der Beschäftigung der Volkscharakter.

Eben da unten im Lande nun in einem heimeligen fruchtbaren Seitenthälchen steht mitten in einem umfangreichen Heimwesen, an ziemlich steiler Halde von fruchtbaren Bäumen halb versteckt, ein einfaches hölzernes Bauernhaus. Mit Recht wird das Gut die Sonnenhalde genannt, denn der Sonne erster und letzter Strahl am Morgen wie am Abend spiegelt sich blitzend wieder in den zahlreichen reinlichen Fenstern des Hauses. Die friedliche tiefe Stille des schönen Erdwinkels unterbricht blos der schmetternde Jubelgesang der Finken, die zahlreich in den Bäumen um's Haus nisten, der melodische Orgelton der Amseln oben im grünen Buchwaldsaum, welcher die Höhe des Hügels bekrönt. Als ich zum erstenmal die liebliche Idylle des Hauses betrat, da hoffte ich auch den ungestörtesten Seelenfrieden seiner einfachen Bewohner in schönster Harmonie beisammen zu finden. Ein ältliches Ehepaar grüßte mich freundlich. Der Mann hoch und schlank, bereits mit weißem Silberhaar, aber einem äußerst verständigen Gesichte, erhob sich von der einfachen Bank zur Seite des „wärmenden Ofens" und bot mir treuherzig seine harte Arbeiterhand. Die Frau kannte ich seit früher, weil sie als Krankenbötin für ihren Mann bei mir ärztliche Hülfe nachgesucht hatte. Ein Zug tiefen Wehs hatte sich mit schneidender Härte in dieses ebenfalls sehr verständige und jetzt noch schöne Gesicht eingeprägt und weckte meine Theilnahme und seelenerforschende Neugierde. Das Herzleiden des Mannes führte beim Krankenexamen in ganz natürlicher Weise auf die Veranlassung desselben. So kam ich zur Geschichte von dem gebrochenen Herzen, wie ich selbe niemals in diesem friedlichen Erdwinkel hätte ahnen dürfen. Vater Jakob und seine Frau Elsbeth wohnen seit mehr als dreißig Jahren an der Sonnenhalde, welches Gut die Frau von ihren Eltern ledig und eigen ererbt hatte. Neben der Bebauung desselben betrieben sie einen Kleinhandel mit allerlei Waaren und hatten sich so durch Fleiß und Sparsamkeit im Laufe der Jahre ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben. Ihr größtes Glück auf Erden war indessen ihr einzig Kind, die wunderliebliche sinnige Tochter Vreneli. Ebenso gescheid und verständig, wie hübsch und frisch wie ein Waldröslein, eben so thätig und sparsam, als freundlich und liebevoll war das holde Mädchen so recht eigentlich des Hauses Seele und übte, wie es bei einzigen Kindern nur zu oft der Fall ist, eine unbedingte Gewalt über der Eltern Herzen. Kaum war das hübsche Sonnenhalder-Vreneli konfirmirt, als es schon in und außer der Gemeinde die Blicke der jungen Bursche auf sich zog. Aber Vreneli war schwer zugänglich. Niemals war es bei öffentlichen Tanzanlässen, an Jahrmärkten drinnen im Städtchen oder bei den ländlichen Spielen der erwachsenen Jugend auf den sogenannten „Umerittplätzen" zu finden. Um so fleißiger aber sah man es in der Kirche. Dahin war ihr zur Sommers- und Winterzeit der strenge Weg nicht zu weit. Seit Jahren war der schon bejahrte Herr Pfarrer mit dem Herrn Gemeinderath auf der Sonnenhalde besonders befreundet, und ein oft und gerne dort gesehener Gast. Im innigen stillen Familienleben des Hauses fühlte er sich stets heimelig und vom verständigen Sinn des Vaters ebenso angezogen, als von dem sinnigen Wesen der Mutter und Tochter. So war er im wahren Sinne des Wortes ihr Hausfreund geworden. An einem herrlichen goldenen Maiabend, an dem in Wald und Flur Alles blühte und duftete, hatte Vreneli dem geliebten Seelsorger eben einen Stab ganz frischer goldgelber Maienbutter gebracht, und dieser hatte das Mädchen genöthigt sich zu setzen und ein Glas Wein zu trinken. Nachdem sie über Dieses und Jenes gesprochen, warf der Pfarrer halb im Scherz halb im Ernst so hin: „Vreneli, du wirst nun auch bald einmal wollen heirathen."

„Damit pressirt es mir ganz langsam, entgegnete Vreneli lächelnd, es ist mir noch wohl genug daheim bei Vater und Mutter."

„Aber wenn ich dir so einen recht freinen, braven Mann wüßte, was sagtest du dazu?" fuhr der Pfarrer scherzend fort.

„Ich zweifle daran, ob es einen Solchen auf Erden gibt. Ich wenigstens kenne Keinen!"

„Was meinst du von des Pfleger's Hans Jörg, würde der dir gefallen? Wäre der dir anständig genug."

„O, anständig genug wäre der mir wohl," entgegnete lachend und unbefangen Vreneli, „aber ich ihm nicht. Er ist immer ein braver, fleißiger und stiller Bursche gewesen und mit mir, wie Sie ja wissen, in Unterricht gegangen. Aber der oder vielmehr seine Mutter oder alle Beide zusammen wollen viel höher hinaus. Für die wäre ich viel zu gering."

„Das kann man nicht wissen," entgegnete mit bedeutungsvoller Miene der Pfarrer. „Zeit bringt Rosen. Du bist gar so demüthig und bescheiden und das steht dir auch wohl an. Was meinst aber, was würden Vater und Mutter zu dem Hans Jörg sagen?"

„Ja, Vater und Mutter wäre der Hans Jörg ohne allen Zweifel ganz anständig, aber an das ist nun einmal nicht zu denken und darum ist es besser, man rede nicht davon." Mit diesen Worten leitete das Mädchen mit diplomatischer Feinheit das Gespräch auf das Wetter, die Ernteaussichten und auf die hohen Lebensmittelpreise. In sichtlich aufgeregter Stimmung schied es vom lieben Herrn Pfarrer und eilte mit klopfendem Herzen und beflügelten Schritten nach Hause.

Am nächsten Sonntagabend erschien Pfleger's Hans Jörg richtig oben in der einsamen Sonnenhalde und fand wie begreiflich den freundlichsten Empfang. In kurzer Zeit hatte der Blitz der ersten Jugendliebe in den beiden warmen Herzen gezündet, und ihre Flamme schlug lichterloh auf in stillseliger Verklärung. Daß man sich heirathen wolle, darüber waren die Leutchen nun bald einig. Aber wann, das war nun die kritische Frage, über der die Liebenden auseinander gingen. Hans Jörg pressirte, weil er die Schwätzereien und die Verläumdungen böser Zungen und giftiger Neider bei einem längern Brautstande fürchtete. Diese Teufelstrabanten finden sich nämlich leider nur noch zu häufig im lieben Vaterlande und haben schon unsäglich viel Unheil angerichtet, ohne daß man ihnen mit Erfolg und radikal auf den Leib kommen kann. Vreneli aber wollte erst eine anständige Aussteuer z'weggerichtet haben. Seit aber in Toggenburg es Mode geworden ist, daß jede anständige Bauerntochter ein Brautfuder mit 2 bis 3 Zweispännern mit Kästen, Kanapee, und einem halben Dutzend aufgerichteten Betten und sogar mit Klavier oder Hausorgel mitbringt, gibt eine solche Aussteuer zu denken und zu schaffen. In solchen Stücken, was Brauch und Sitte, auch Mode ist sind Mädchen und Frauen unerbittlich und felsenfest. So war es auch Vreneli den Vorstellungen und Bitten Hans Jörgs gegenüber. Es war gewohnt, seinen Willen durchzusetzen und in diesem Punkte konnte es am wenigsten auf diese Gewohnheit verzichten. Das ließ in Hans Jörgs Herzen einen Stachel zurück. So gutmüthig und lenksam er sonst war, so meinte er doch, Vreneli hätte mehr auf die Liebe im Herzen horchen sollen, als auf die Eitelkeit und den Hochmuth, ein prächtiges Brautfuder ihm in's Haus zu bringen. Der Stachel in Hans Jörgs Herzen glich einem Feuerlein, das nur des günstigen Luftzuges bedarf, um alsogleich in vollen Flammen auszuschlagen. Der Luftzug als Gelegenheitsmacher ließ nicht lange auf sich warten. Auf einen Sontagabend hatte Hans Jörgs versprochen zur Stubeten heraufzukommen auf die Sonnenhalde. Mit leidenschaftlicher stets wachsender Ungeduld der ersten Jugendliebe hatte Vreneli bis gegen Mitternacht auf ihren Bräutigam geharrt, und war dabei in Weinen und Klagen ausgebrochen über die möglichen Ursachen, welche sein Kommen möchten verhindert haben. Umsonst suchte die sorgliche Mutter dem geliebten Kinde ihre furchtbaren Einbildungsgespinnste aus dem Kopf zu reden. Je mehr sie sich Mühe gab, je eifriger arbeitete Vreneli sich in falschen Verdacht und Eifersüchteleien hinein. Es konnte nicht fehlen, unter solchen Umständen mußte es bei Hans Jörgs nächstem Besuch zu ärgerlichen Auftritten kommen. Schon der Empfang war von Seiten Vreneli's kalt und schnippisch. Hans Jörg wollte natürlich wissen, was es gegeben habe, daß Vreneli so verstimmt sei. Jetzt brach das Ungewitter blinder Eifersucht wie ein Wolkenbruch

los. Wie prasselnder Hagelschlag wetterten Vorwürfe auf Hans Jörgs Haupt: er habe es am Sonntagabend wortbrüchig sitzen, hangen und verlangen lassen, und sei derweilen schlechter Gesellschaft nachgezogen. Es merke es wohl, es sei ihm verleidet und er wolle sich allmälig von ihm zurückziehen. Solche ungerechten Vorwürfe empörten Hans Jörgs redliches Gemüth, und in gerechtem Zorn brannte dasselbe jetzt ungut auf: „Lug, Vreneli, das hab ich weiß Gott nicht um dich verdient," sprach er mit tiefbewegter zitternder Stimme. Daß ich am Sonntagabend nicht hab kommen können hat mir leid genug gethan. Ich konnt' es aber nicht anders machen. Ich mußte nämlich in Geschäften zum Vetter Göthe nach Lütisburg hinüber und bin dann zu spät heimgekommen, um noch zu dir herauf zu Stubeten zu gehen. Von schlechter Gesellschaft weiß ich nichts, und wer dir diese Flöh ins Ohr gesetzt, hat sich einer infamen Lüge schuldig gemacht. Warlich, Vreneli, du thätest besser, mit der Heirath vorwärts fahren zu lassen und schlechten Leuten weniger Gehör zu schenken, sonst kommt die Sache am Ende nicht gut heraus. So sehr nun Vreneli von der Wahrheit dieser Antwort überzeugt war und sich innerlich an Hans Jörgs Zorn weidete, aus dem dessen warme Liebe so sonnenklar hervorleuchtete, so ließ die Eitelkeit und Rechthaberei dem Mädchen es doch nicht zu, sein Unrecht zu gestehen, und durch Rücknahme der geschleuderten Vorwürfe selbes wieder gut zu machen. In gereizter Stimmung ließ es daher anscheinend noch immer schmollend den Geliebten von dannen ziehen. Auf nächsten Sonntag hatten sie vor längerer Zeit schon eine Lustfahrt auf der Eisenbahn nach Winterthur verabredet und Vreneli hatte sich auf diesen Anlaß neue Kleider bei der ersten Schneiderin im Städtchen drinnen bestellt und hoffte auf eine recht zärtliche Aussöhnung ihres kurzen Zwistes bei Gelegenheit dieser Fahrt. Aber ganz anders ist's gekommen, als das gute Mädchen gemeint und schrecklich mußte es den Kitzel weiblicher Eitelkeit mit dem Opfer seines Lebensglückes bezahlen. Schon am Montag Abend kam ein Bub mit einem versiegelten Brief von Hans Jörg herauf in die Sonnenhalde. Leichenblaß, voll düsterer Ahnung erbrach Vreneli mit zitternder Hand denselben. Die Buchstaben tanzten und flimmerten vor seinen Augen. Mühsam brachte es deren Inhalt heraus. Hans Jörg schrieb, der Auftritt bei seinem letzten Besuch habe ihn erkennen lassen, daß es besser sei, sie heben ihr Verhältniß auf unbestimmte Zeit auf, ohne daß es damit ganz solle aufgegeben sein, doch solche Keines sich weiter gebunden erachten und die Fahrt nach Winterthur am nächsten Sonntag unterbleibe sachverständlich. Trotz bäuerlich diplomatischer Wendungen war der Sinn des Absagebriefes deutlich genug. Vreneli merkte es an den krampfhaften Zuckungen und den schmerzhaften Stichen seines armen Herzchens: es hatte seinen so heißgeliebten Bräutigam für immer verloren! Und so war es auch, aber aus noch andern Ursachen. Wie draußen in andern Herrenländern so ist es akkurat auch bei uns im freien Schweizerland: wo zwei Herzen sich in Liebe zusammengefunden, da ist der Teufel auch jedesmal auf's eifrigste bemüht, sie wieder auseinander zu reißen. Von Hans Jörgs Mutter pflegte man allgemein im Volke zu sagen, sie habe des Mannes Hosen an. In Haus und Feld führte sie das Regiment mit fester Hand. Der gutmüthige Mann ließ das um des guten Ehefriedens um so eher geschehen, weil er sich auf das Gut hereingeheirathet hat und die Frau, nicht er, das größere Vermögen besaß. Aber auch die Söhne, obwohl beide erwachsen, standen gehorsam unter der Mutter strenger Leitung und von Jugend an daran gewöhnt, ließen sie sich selbe auch jetzt noch ohne Widerrede gefallen. Da die Sonnenhalderleute allgemein als sehr reich gelten, ließ die geldstolze Frau Pflegerin anfangs sich die Bekanntschaft zwischen Vreneli und Hans Jörg ohne Einrede gefallen. Später aber wurde es anders. Eine entfernte Base hatte unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit ihr anvertraut: es stehe mit dem Reichthum des Gemeinderaths auf der Sonnenhalde nicht halb so glänzend als die Leute meinten. Derselbe habe viel für Andere aus Gutherzigkeit verbürgt, und dadurch beträchtliche

Summen eingebüßt. Auch sei von väterlicher Seite in der Familie die Seelenkrankheit der Schwermuth erblich und daher zu fürchten, selbe könnte auch auf Vreneli übergehen. Jetzt fingen in der gestrengen Frau Pflegerin Augen Vreneli's Aktien gewaltig zu sinken an, und eben ging sie mit sich zu Rathe, auf welche Weise das Verhältniß am besten gelöst werden könnte, als Hans Jörg nach jenem Auftritt auf der Sonnenhalde in einem sehr aufgeregten Zustande spät nach Hause kam. Bald hatte die kluge Frau es heraus, wo ihren Sohn der Schuh drücke. Rasch mit Feldherrenblick übersah sie die Lage der Dinge, und beschloß das Eisen zu schmieden, dieweil es noch warm sei.

„Mein Sohn, hub sie daher mit Salbung an, du dauerst mich, daß du solche Sachen erfahren mußt, aber dennoch halte ich es für ein großes Glück, daß es also gekommen ist. Nach all'dem was ich heute von Base Margret vernommen habe, ist mir Vrenelis Benehmen gar nicht mehr unerklärlich. Es spuckt halt bei dem Maidschi im Oberstübchen und geht's ihm wie seinem Großvater väterlicherseit, so wird es mit der Zeit noch ganz irrsinnig und letzköpfig."

„Um Gottes Willen, Mutter, was schwätzest für „schülige" Sachen, das wird doch nicht wahr sein?" entgegnete entsetzt und todtenblaß der Sohn.

„Was ich dir sage, Hans Jörg, ist die baare nackte Wahrheit, die Base Margret lügt nicht. Es ist daher am besten, du gäbst gerade bei diesem Anlasse, wo Vreni sich so wüst gegen dich benommen, das Maidli auf. Dann kann dir doch kein vernünftiger Mensch dein Zurücktreten übel nehmen. Für eine anständigere Person für dich laß mich dann später nur sorgen."

Hans Jörg war von Jugend auf gewohnt gewesen, der Mutter Willen als heiliges Gebot zu erfüllen. Jetzt aber kostete es für ihn einen schweren Seelenkampf, die junge erste Jugendliebe mit ihren schon erstarkten Wurzeln aus seinem Herzen zu reißen. Der Aerger über die von Seiten Vrenelis erlittene Kränkung und die Furcht vor der schreckhaften Seelenkrankheit halfen endlich den schweren Kampf vollbringen. Der Absagebrief wurde geschrieben und abgeschickt. Auf Vreneli brachte derselbe eine außerordentliche Wirkung hervor. So klar er vor ihrer Seele stund, der Gedanke Hans Jörg zu verlieren war ihr unerträglich. Diesen Schlag abzuwenden ließ sie alle Rücksichten gekränkter Weiblichkeit außer Acht setzen. Sie eilte selbst zu Hans Jörg hin und bat ihn mit leidenschaftlicher Heftigkeit, nur noch einmal auf die Sonnenhalde zu kommen. Aber Hans Jörg sah in dem verzweiflungsvollen Schritt des armen Mädchens die deutlichen Vorboten der bedrohlichen Seelenkrankheit und blieb unerbittlich. Ebenso als sogar Vrenelis Vater und Mutter auf ihres Kindes Bitten und Flehen zu ihm kamen, und nur um diesen einen Besuch ihn anflehten. Nun war es um Vrenelis Gesundheit und junges Leben geschehen. Die frischen Rosen ihrer blühenden Wangen wichen einer unheimlichen Todtenbläße. Wie ein Schatten an der Wand wankte das erst noch so lebensfrische blühende Mädchen stumm und haltlos einher. Oft sah man es stundenlang im Schatten eines Baumes lautlos dasitzen, den Blick unverwandt in's Thal hinabgerichtet. Dann wieder brach es in ein schreckhaftes Weinen und Schluchzen aus, wobei es sich wie unsinnig auf dem Boden herumwälzte. Umsonst war die liebevolle Sorgfalt der schwer bekümmerten Eltern, umsonst die christlichen Trostgründe ihres ihr sonst so hochverehrten Seelsorgers. Immer größer wurde ihre Schwäche. Ein immer häufiger wiederkehrendes Nasenbluten stellte sich ein und deutete auf eine immer mehr zunehmende Blutentmischung hin. Besorgt ließen die Eltern den Arzt rufen. Als dieser kam, bemerkte Vreneli mit schmerzlichem Lächeln: „Es thut mir leid, daß Sie sich meinetwegen bemühen mußten, Ihre Mühe wird ohne Erfolg sein; ich fühl' es wohl, ich werde sterben." Bald konnte Vreneli das Bett nicht mehr verlassen. Unterdessen war das Gerede unter die Leute gekommen, das Sonnenhaldervreneli sterbe wegen unglücklicher Liebe an gebrochenem Herzen. Als Hans Jörg dieses hörte, da erwachte mit einemmal mit dem Gewissen die alte Liebe mit aller Macht der jugendlichen Leidenschaft in seinem Herzen. In tiefster

Gemüthsbewegung eilte er hinüber zum Herrn Pfarrer, der Vreneli fleißig besuchte und daher den sichersten Bericht geben konnte. Als nun der Herr Pfarrer das Gerede der Leute bestätigte, da brach der verhaltene Liebesschmerz des Jünglings in die bittersten Klagen aus: „O! Herr Pfarrer, das kann ich Euch meiner Lebtag nicht mehr verzeihen, daß Sie mir es nicht gesagt, daß es mit der Sache so weit kommen könnte. Um Gottes Willen, geht hinauf und bittet Vreneli, daß es mir erlaube, zu ihm zu kommen, die Sache kann ja noch jetzt gekehrt werden." „Es ist zu spät, entgegnete mit schmerzlicher Betonung der würdige Geistliche, Vreneli ist dem Tode schon als sichere Beute verfallen. Doch will ich Vreneli fragen, ob es dich noch einmal zu sehen wünsche, obwohl ich daran zu zweifeln Ursache habe." Der Pfarrer hatte Recht gehabt. Als er der Sterbenden Hans Jörgs Wunsch mittheilte, schüttelte sie mühsam den Kopf und sagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Ich habe ihn nur zu viel gesehen. Jetzt nicht mehr. Es ist zu spät. Laßt mich ruhig sterben." Wenige Tage nachher hatte die arme Dulderin ausgelitten. In seliger Verklärung, aber blaß wie eine weiße Rose lag sie im Todte noch schön auf dem Todtenbett da. Als die Todtenglocken vom alterthümlichen Thurme der Pfarrkirche unten im Dorfe das selige Ende der Verklärten der Gemeinde verkündigten, spaltete Hans Jörg eben vor seinem Hause Holz. Da ging ein Mädchen vorbei und rief ihm zu: so eben läute es dem Sonnenhaldervreneli das Ende. Hans Jörg läßt die Axt fallen und stürzt unter lautem Schluchzen und Weinen ins Haus. Fruchtlos war der Mutter Trost: das Vreneli hätte doch nicht für ihn gepaßt und ihm sei's wohlgegangen. Der Schmerz rüttelte den starken Körper des Jünglings wie ein kalter Fieberfrost. Am nächsten Tag schnitt sich Hans Jörg beim Holzspalten mit der Axt so stark in sein linkes Knie, das er früher schon beim Schlittlen einmal verstaucht hatte, daß die Gelenkschmiere ausfloß und er in Folge Entzündung längere Zeit in Gefahr schwebte, das Glied zu verlieren. Nach vielen Wochen, die er auf dem Krankenbette hatte zubringen müssen, kam er endlich mit einem steifen Bein davon und ist daher seither hinkend geblieben. In der Sonnenhalde hatte der Schmerz um den Verlust des geliebten einzigen Kindes die Mutter auf's Krankenlager geworfen. Düstere Schwermuth umnachtete ihre Seele. Von Gott verworfen, fühlte sie sich mit ihm und den Menschen zerfallen. Nie mehr kam sie ins Dorf hinab und zur Kirche, denn der Lustweg dahin hätte sie an dem Hause mit den grünen Fensterladen vorbeigeführt, in welchem der Mörder ihres Kindes wohnte. Ein grimmiger Haß gegen denselben und seine Familie erfüllte ihr verdüstertes Gemüth. Die Blumen auf Vreneli's Grab waren verwelkt und auf's neue wieder aufgeblüht, aber Nacht war geblieben in der Mutter Seele. Unterdessen hatte Hans Jörg nach der Mutter Willen eine reiche Tochter aus einer angesehenen Bauernfamilie geheirathet. Die Ehe aber ist nicht glücklich. Obwohl Hans Jörg mit seiner jungen Frau in einem eigenen Hause wohnt, so will die alte Frau Pfleger der Sohnsfrau das Regiment auch nur theilweise in keiner Beziehung überlassen. Was dieselbe in die Haushaltung an Geld und Lebensmitteln braucht, muß sie drüben bei der gestrengen Schwiegermutter holen, wobei es an Bemerkungen und Spitzreden selten fehlt. Derlei giftige Stichelreden in unwürdiger Abhängigkeit zernagten in kurzer Zeit der jungen Frau blühende Gesundheit. Mit ihren rothen Wangen ist auch die Heiterkeit ihrer Seele geschwunden. Seit einiger Zeit hat sich ein verdächtiges Hüsteln mit vorübergehenden aber immer wiederkehrenden Fieberschauern bei ihr eingestellt. Zum Marterbilde abgemagert, schleicht das erst noch blühende Weib wie ein Schatten herum. Es ist, als wenn ein unheimlicher Fluch wie ein Wurm an ihrem jungen Herzen nage. Das Gerede der Leute, des Pfleger Hans Jörgs Frau habe die Auszehrung, drang selbst hinauf in die düstere Einsamkeit der Sonnenhalde und brachte hier eine wunderbare Wirkung hervor. Von dem Augenblicke an, als diese Trauerbotschaft der geisteskranken Mutter Ohr berührte, wich die dunkle Nacht der Schwermuth von

ihrer Seele. Es ist ein seltsam Ding um das Menschenherz. Ist es das Gefühl befriedigter Rache oder der sichtliche Fingerzeig göttlicher Gerechtigkeit in diesem menschlichen Lebensschicksale, das diesen wunderbaren Wandel hervorzauberte — wer will das ergründen? Seit diesem Augenblick aber geht die Sonnenhalderin wieder unter die Leute und besucht wieder fleißig die Kirche. Dem Vater aber hat der Tochter Tod und der Mutter noch schrecklichere Gemüthskrankheit in düsterem Kummer ein Herzleiden erzeugt, zu dem sich sodann die Qualen einer Brustwassersucht gesellten. Lange Zeit schwebte er zwischen Leben und Tod. Endlich hat aber auch er sich wieder erholt. Der Gedanke, keinen Leiberben zu haben, auf den das sauer erworbene Vermögen dereinst übergehe, lastet zwar noch jetzt schwer auf den Herzen des vielgeprüften Ehepaars, doch wird der alles lindernde Balsam der Zeit auch hier heilend wirken, wie er bereits bisher es gethan hat.

Das ist die Geschichte von einem gebrochenen Herzen, schlicht und einfach wie ich sie in ärztlicher Wirksamkeit aus dem Leben geschöpft habe. Die nicht unwichtigen Lebenslehren mögen die verehrten Leser sich selbst aus ihr entnehmen. Zu wünschen wäre nur, sie wäre die einzige in unserm freien Schweizerlande! —

Der Häring,

von A. W. Grube.

Der Häring ist ein echt plebejischer Fisch, scheint vom lieben Gott so recht eigentlich für das arme Volk geschaffen zu sein, das sonst weder einen Süßwasserfisch noch einen Meerfisch zu schmecken bekäme, wenn der Häring nicht wäre. Der ärmste Tagelöhner, ja der Bettler, wenn er nur einen Groschen erübrigt, kann sich bisweilen den Genuß dieses unschätzbaren Erzeugnisses der salzigen Fluth verschaffen; sollte auch auf zwölf Glieder einer hungernden irländischen Familie blos Ein Häring kommen und jedes Einzelne an dem Fisch so zu sagen nur lecken dürfen: die Kartoffel schmeckt doch gleich besser, denn der Häring gibt ihr mit seinem Fett und Salz die Würze. Was die Kartoffel auf dem Festlande, das ist der Häring auf den Ackerfluren des Meeres, und wie der Thunfisch für die Anwohner des Mittelmeeres ein reiches Fleisch- und Oelfeld bildet, ist in noch viel höherem Maße der Häring für die Anwohner der Nordsee eine unerschöpfliche Nahrungsquelle.

Aus den Tiefen des nördlichen atlantischen Meeres, wo er sich von Fischbrut, Wasserinsekten, besonders aber von einer Art kleiner rother Seekrabben nährt, die zu Milliarden dort hausen, hebt sich der Häring in unzählbaren Schaaren empor und beginnt seine Wanderung. Um zu laichen, muß er die Küste suchen, die wärmeren Wasserschichten — denn ohne Licht und Wärme wird auch kein Fischei ausgebrütet. Das schwimmende Nomadenheer bildet die Form eines Dreiecks; als Herold und Anführer zugleich zieht der „Häringskönig" voran, nämlich der 10 Fuß lange Faserwurm-Fisch mit silbernen Schuppen und rothen Bauchflossen angethan.

Zwischen Grönland und dem Nordkap scheint das Meer auf viele Meilen weit von Häringsleibern angefüllt; die Fische drängen und schieben sich so eng und dicht, daß zwischen ihnen keine Stecknadel in's Meer fallen würde, daß sie sich die Schuppen vom eigenen Leibe abscheuern und ein Schiff, welches durch diese Phalanx hindurchdringen wollte, mit bloßer Segelkraft gar nicht vorwärts käme. Doch theilt sich die große Truppenmasse in mehrere Heersäulen. Während nicht geringe Züge sich nach den Gestaden von Nordamerika wenden, wo sie vom Januar bis April erscheinen, wenden sich andere an die schottische und norwegische Küste und setzen dort in den ersten Frühlingsmonaten ihre Eier ab. Mitten im Sommer erscheint ein zweiter Zug und im Herbst ein dritter. Die

Norweger halten ihre Hauptернte im Frühjahr, und ihr „Vaarhild" oder Frühlingshäring gilt ihnen für den größesten und fettesten; bei den Holländern dagegen galt es lange als unverletzliches Gesetz, vor Johannis keinen Häring zu fangen, und diese Sommerhäringe, die sie an der schottischen Küste fingen und noch fangen sind die bekannten „holländischen" Häringe, die besten von allen.

In früheren Zeiten besuchten die Häringe mit Vorliebe die Küsten von Norwegen, Schweden und Dänemark; dann zogen sie sich nach Westen zur englischen Seite; seit dem Anfange dieses Jahrhunderts erscheinen auch große Massen von Häringen in den Mündungen der Elbe und anderer Flüsse, die in die Nordsee münden, wo man früher keine bemerkt hatte. Das schwedische Gothenburg, das früher durch den Häringsfang sich bereichern konnte, ist arm geworden, weil der Besuch des Fisches ein Ende nahm, hingegen ward wiederum die norwegische Westküste vom Kap Lindesnäs bis Bergen reich bedacht, aber seit zehn Jahren ist auch dort wieder eine Abnahme verspürt worden, und einzelne Züge scheinen sich abermals zu den Gothenburger Scheeren zu wenden. Gewiß herrscht in diesen Wanderungen ein bestimmtes Gesetz und nicht blos der Zufall; bisher haben die Naturkundigen nur Muthmaaßungen darüber aufstellen können, von denen jedoch die Annahme, daß die Häringe sich neue Weide suchen, wenn sie die alte verzehrt haben, viel für sich hat.

Schon zu Anfang Februar begeben sich die norwegischen Fischer auf die Inseln, welche einen so merkwürdigen Archipelagus an der Westküste von Norwegen bilden. Mit Sehnsucht erwarten sie die ersten Anzeichen, daß die Wanderschaaren sich nahen: das sind die Walfische, welche vorweg ihre Ernten auf dem Häringsfelde halten, denn für ihren kleinen Schlund ist der Häring gerade recht. Aus ihren Nasenlöchern die Wasserstrahlen sprützend schießen sie wie Pfeile durch die See, die geängsteten Häringe immer enger zusammentreibend und zwischen die Klippeninseln drängend. Wie ein volles wallendes Kornfeld dem Auge des Landmanns entgegenlacht: so blinkt lustig für das Auge der Fischer die von tausend und aber tausend Schuppen der Häringe (manche schwimmen im Gedränge auf dem Rücken) erglänzende Fläche des Meeres. Jedes Fischerboot hat seine Netze in Bereitschaft, wovon die andere Hälfte ausgeworfen wird, sobald die erste gefüllt ist. Schaluppen stehen überall bereit, um die Beute in Empfang zu nehmen und sie den am Strande weilenden Kaufleuten zu überliefern. Die Arbeit des Einsalzens wird erst in Stavanger oder Bergen vorgenommen; von Tonnen umringt sitzt da Jung und Alt, um dem Häring den Leib aufzuritzen, die Eingeweide zu entfernen und den gereinigten Fisch dann auf den Platz des Einsalzens zu führen. Wie viele Menschen werden durch den Häring in Thätigkeit versetzt! Die Bauern, welche das Holz fällen und anfahren, die Küfer, welche es verarbeiten, die Frauen und Kinder, welche den Häring reinigen, die Fischer und Schiffer, welche auf den Fang ausziehen, die Bootsleute und Rheder, welche die Ausrüstung besorgen, endlich die Kaufleute, welche die Versendung und den Verkauf der eingesalzenen Fische übernehmen — Alles zieht seinen Nutzen von dem segensreichen Fisch.

Vor allen andern Nationen sind es aber die Holländer, welche dem Häring nicht bloß einen guten Gelderwerb, sondern einen guten Theil ihres Nationalwohlstandes überhaupt verdanken, da dieser von der Seetüchtigkeit abhing. Indem sie die Häringsfischerei zur größten Blüthe brachten, bildeten sich jene kühnen Schiffer, die Wind und Wetter Trotz boten — eine Matrosenschule, die auch für größere Unternehmungen tüchtige Zöglinge lieferte. Die holländischen Häringe waren seit Jahrhunderten die gesuchtesten auf allen europäischen Märkten, und weder die schwedischen, noch die dänischen, noch die englischen Häringe kamen dagegen auf, denn kein anderes Volk verstand sich so gut wie das holländische auf die Kunst des Einpökelns. Wilhelm Beukelszoon aus Biervliet, einem kleinen Dorfe in Seeland gebürtig, theilte im Jahr 1380 seinen Landsleuten die von ihm gemachte Erfindung des Einpökelns durch Seesalz mit

und ward dadurch einer der größten Wohlthäter seiner Nation. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1556 durch Biervliet kam, ließ er dem „um sein Vaterland hochverdienten“ Mann ein Denkmal setzen. Durch die Sorgfalt, mit welcher die Holländer den Häring einsalzten, ward derselbe erst ein so ausgezeichneter Handelsartikel, der auf beliebige Entfernung verschickt werden konnte, ohne Gefahr von seiner Güte etwas einzubüßen. Die Kunst des Einsalzens ward aber auch von der holländischen Regierung so geheim gehalten, daß die Körperschaft der Häringsfischer einen feierlichen Eid ablegen mußte, das Geheimniß zu bewahren; allen Fremden ward der Zutritt zu den holländischen Fischerbarken streng untersagt.

Diese holländischen Barken, eigens für den Häringsfang bestimmt, heißen „Buizen“ (Bäsen), sind sehr fest gebaut, fast ganz von Eichenholz, mit einem einzigen Mast und einem großen viereckigen Segel versehen. Die Form war seit Alters her von der Regierung genau vorgeschrieben; nach holländischer Sitte war auf gleiche Weise auch die Länge der Netze bis auf die Zahl der Maschen streng geregelt. So ein holländisches Häringsnetz hat die ungeheure Länge von 1000 bis 1200 Schritten, und macht, wenn es auf das Schiff gebracht werden soll, allein schon eine schwere Wagenlast aus. Es wird entweder von starkem Hanf oder von grober gelber persischer Seide gemacht, die drei Mal so lange hält, aber zuvor braun geräuchert wird, damit die Häringe nicht durch die helle Farbe verscheucht werden. Die Maschen dürfen nicht allzuklein sein, um die junge Brut durchschlüpfen zu lassen; die Schweden und Norweger pflegten auch diese mitzufangen und verschuldeten vielleicht dadurch selber die Abnahme der Häringszüge.

Noch bis vor einigen Jahren galt bei den Holländern der Johannistag (24 Juni) als der Normaltag für die Abfahrt der Häringsflotte; die vorhergehenden Tage wurden mit Festessen, Trinksprüchen und Gebeten festlich begangen. Gegenwärtig, da die Engländer auch im Häringsfang den Holländern den Rang abgewinnen, segelt man jedoch schon zu Anfang Juni an die Küste von Schottland, wo der eigentliche Pökel- oder Tonnenhäring gefangen wird. Im Herbst wird an der Küste von Yarmouth eine etwas mindere Sorte gefangen, die gleich an Ort und Stelle eingesalzen wird, um dann geräuchert zu werden. Das sind die bekannten „Bücklinge“ oder „Pöcklinge“. Endlich wird gegen den Winter hin noch in der Zuyder-See die geringste Sorte gefangen, die gleich frisch verspeist wird, und da sie die billigste ist, besonders dem armen Volke zu Gute kommt.

Die holländische Häringsflotille ist seit den letzten zehn Jahren von einer Dampfkorvette begleitet, welche die ersten 100 Fäßchen frisch gefangener Häringe in Empfang nimmt, um sie möglichst schnell in den Hafen von Vlaardingen zu führen. Früher wurde die Ankunft der ersten Häringe mit großem Pomp gefeiert; gegenwärtig begnügen sich die großen Kaufleute vom Haag, von Amsterdam und Rotterdam, eine Fahne aufzustecken und einen grünen Kranz auszuhängen. Doch wird noch immer der erste Häring in einem Galawagen zum König gefahren, der für das Geschenk 500 Gulden spendet. Es ist noch gar nicht so lange her, daß reiche Häollnder für die ersten Häringe einen Dukaten per Kopf zahlten, und die Kaufleute im Haag dergestalt wetteiferten, die Ersten auf dem Platze zu sein, daß sie Boten auf den besten Rennpferden absandten, welche dann den ersehnten Fisch im gestreckten Galopp überbrachten.

Es ist aber eigen, daß der „Johannistag“ noch immer bei den holländischen Fischern sein altes Recht behauptet, und daß sie trotz der Erlaubniß, früher die Netze auswerfen zu können, doch erst am 24. Juni mit vollem Glauben und Vertrauen den Fang beginnen, der bis zum 16 Juli fortgesetzt wird. Die Häringe, in denen weder der Rogen noch die Milch schon entwickelt ist, gelten für besonders werthvoll und heißen Jungfern-Häringe, „Matjes“, die zuerst und mit möglichster Eile übersandt werden. Die heimkehrenden Buysen bringen dann die Vollhäringe — das Mittelgut —, und die Scholhäringe, welche schon gelaicht

haben — als die niederste Sorte — nach Hause. Diese beiden Sorten werden in Holland frisch gesalzen und dann verpackt und versandt.

Die Engländer, obschon sie es in der Güte des Einsalzens den Holländern noch nicht gleich thun, liefern seit mehreren Jahren doch schon den Häring viel billiger; dadurch ist ihr Absatz bereits so groß geworden, daß er mehr als das Doppelte des Holländischen beträgt. Der Hauptort der englischen Häringsfischerei ist natürlich an der schottischen Küste, gegenwärtig Wick an der Nordostspitze Schottlands. Die schottischen Fischer haben übrigens keine bedeckten Boote, können daher nicht so weit in die offene See vorgehen, wie die Holländer, und bei der leichteren Bauart ihrer Barken auch nicht so große und schwere Netze in die Tiefe senken. Dagegen ist die Rührigkeit viel größer und die englische Regierung beschränkt Niemand durch Monopole und Polizeimaßregeln. Im Jahre 1849 hatten die Engländer im Ganzen schon 14,962 Fischerboote und ihre Ausbeute betrug 770,700 Tonnen, während die Holländer bloß 334,000 Tonnen rechneten. Im Jahre 1856 erreichte die englische Fischerei fast die Tonnenzahl von einer Million, und auf die schottische Küste allein kamen 9000 Bote.

Ist der Fang einer Nacht ergiebig gewesen, so hat er etwa 120 bis 130,000 Stück Häringe geliefert. Eine Tonne faßt etwa 1000 Stück; somit würden allein von den englischen und schottischen Fischern 1000 Millionen Häringe jährlich gefangen. Nun berechne man, was von den übrigen Nationen erbeutet wird, dann welche ungeheure Mengen die Walfische, Seehunde, Haifische, Delphine, Möven und Seeadler verzehren, und daß trotz alledem doch von 100,000 Stück Häringen kaum Einer gefangen wird: so staunt man billig über die unerschöpfliche Fruchtbarkeit dieser Ackerfelder des Meeres, die nicht gepflügt und gedüngt zu werden brauchen, nur sich von selber besäen. Der Rogen eines einzigen Häringsweibchen hat aber auch 20 bis 40,000 Eier, und aus solcher Zahl kann schon eine gute Nachkommenschaft hervorgehen, auch wenn die Hälfte der Eier zu Grunde ginge.

So gemein nun der Häring auch ist, so wenig „vornehm“ im Vergleich mit anderen Fischen, selbst mit seiner kleinen Anverwandten, der Sardelle: so hoch steht er doch in Ehren, so gerne wird er doch genossen von Vornehm und Gering, Reich und Arm. Gleich der Kartoffel, die für den Armen das tägliche Brod bildet und doch auf dem Tische des Reichen in dieser und jener Gestalt nicht fehlen darf, ist auch der Häring ein Fisch für Alle, und wenn der Feinschmecker sich an allerlei überfeinerten Genüssen die Eßlust verdorben und den Magen geschwächt hat, so ist ein Stück Häring oder ein Häringssalat eine wahre Medizin. Der Häring ist vielleicht der allergesündeste Fisch, der existirt, und sein vortreffliches Fleisch bekommt selbst dem schwächsten Magen. Frisch gebraten ist er eins der leckersten Gerichte, das auch ohne das Seesalz leicht verdaulich ist. Aber in wie vielen Gestalten kann er nicht genossen werden! Gesalzen und frisch, gedörrt und geräuchert oder mit Gewürz in Weinessig eingemacht — in allen Formen und Zubereitungsarten ist er ein willkommener Gast, und die Thüringer, welche wegen ihrer Härings-Liebhaberei im Mittelalter den Spottnamen „Härings-Nasen“ erhielten, mußten sich den Spott wohl gefallen lassen, der zugleich bewies, daß sie auch gute Trinker waren. Uebrigens mundet nicht bloß Bier und Wein, sondern selbst das klare Wasser noch einmal so gut, wenn der Sprößling des Salzmeeres den Durst rege gemacht hat. Wenn Essen und Trinken schmeckt, ist auch frische Kraft vorhanden, um Geld zu verdienen, und so wird noch in mancher Gegend des lieben deutschen Vaterlandes am Sylvester-Abend ein Häring oder Häringssalat verzehrt, damit im neuen Jahre das Geld nicht ausgehen möge. Bei den altenburgischen und lausitzer Wenden kommt es noch hier und da vor, daß man in der Sylvesternacht den Kühen einen halben oder ganzen Häring in einem Strohwisch zu fressen gibt, damit sie das ganze Jahr fette Milch geben. An manchen andern „guten“ Speisen hat sich der Mensch schon arm gegessen, am Häring aber gewiß nicht; der hat auch das mit

der einfachen Hausmannskost gemein, daß er mäßig und nüchtern erhält. Darum thut der König von Holland recht daran, daß er für den ersten Häring 500 Gulden bezahlt.

Heinrich der Erste,

von L. Würdig.

Ein schönes Bild deutscher Kraft und Hoheit, wahrer Frömmigkeit und ritterlicher Fürstentugend tritt uns in König Heinrich dem Ersten, der Finkler oder Vogelsteller genannt, entgegen. Und weil nun solche Bilder und Vorbilder unserer zerrissenen und zerklüfteten Jetztzeit Noth thun, daran sie sich erfreue, stärke, erhebe und begeistere für Alles, was gut, schön, deutsch und edel ist, sei es mir vergönnt, das Leben und Wirken besagten Königs in den hervortretendsten und glänzendsten Thatsachen hinzustellen. Ein Leben und Wirken, das schon die Jugend beim Lernen der deutschen Geschichte so wohlthuend anheimelt und anheimeln wird, so lange eben in dieser Jugend und dem gesammten deutschen Volke ein lebendiger Sinn für seine Geschichte und seine glorreichen Todten leben wird.

Mit König Ludwig dem Kinde, so geheißen, weil er nach dem Tode seines Vaters, des Königs Arnulf, zwar erst sechs Jahr alt, dennoch auf einer Reichsversammlung als deutscher König anerkannt wurde, und schon mit dem achtzehnten Lebensjahre starb, — erlosch 911 das Geschlecht Kaiser Karls des Großen in Deutschland.

In dieser Zeit der Verwirrung und Gräuel im Reich und ohne jedweden rechtmäßigen Erbfolger, mußten die Deutschen wieder auf ihr altes Recht zurückkommen und sich einen König wählen.

Da traten die Herzoge, Grafen und sonstige Herren der fünf Hauptvölkerstämme Deutschlands, als die der Sachsen, Thüringer, Franken, Baiern und Schwaben zusammen und wählten nun aus ihrer Mitte den Weisesten und Mächtigsten zu dieser hohen Würde.

Auf den alten siegreichen und mächtigen Sachsenherzog, Otto den Erlauchten, fiel ihre Wahl, die der aber entschieden ablehnte, denn er meinte, er tauge nicht mehr zu dieser hohen Würde, da er schon mit einem Fuße im Grabe stehe und das Vaterland eines jüngern und kräftigern Armes bedürfe.

Auf seinen Vorschlag und Wunsch wurde nun der Frankenherzog Konrad gewählt, der zwar ein durchaus ehrenwerther, einsichtsvoller und tapferer Fürst war, dem aber das Glück und die Macht fehlte zur Erreichung seiner edelsten Absichten.

Als ein rechter und achter Patriot nicht den Vortheil seines Hauses, sondern nur das Beste seines theuern deutschen Vaterlandes im Auge haltend, bat er noch auf seinem Todbette seinen Bruder Eberhard: er möge zum Segen und Heil des Reiches auf die Nachfolge verzichten, dahingegen als Erzkanzler dafür Sorge tragen, daß die deutsche Königskrone nur dem ritterlichen und ehrenvesten Sachsenherzog Heinrich zu Theil werde, denn nur einzig und allein dieser Fürst sei noch im Stande, den innern und äußern Feinden des Landes Respekt zu lehren vor des deutschen Reiches Würde, Kraft und Ehrenhaftigkeit.

Eberhard gelobte feierlichst in die Hand des sterbenden Bruders und Königs, diesen seinen letzten Willen hoch und heilig zu halten, und Alles aufzubieten, um bei den gesammten Großen des Reichs die Wahl des Sachsenherzogs Heinrich durchzusetzen. In dieser fröhlichen Hoffnung für des deutschen Vaterlandes Zukunft vollendete König Konrad der Erste im Jahre 919 zu Limburg an der Lahn.

Und Eberhard? Uneigennützig und bescheiden lösete er sein verpfändetes Ehrenwort wie ein frommer Christ und braver Deutscher ein, und der Herr half ersichtlich dem edeln Bruderwerk. Auf der Reichsversammlung zu Fritzlar, einer Stadt im Hessischen, wurde kurzdrauf, im April 919, unser Heinrich von Sachsen zum deutschen König erwählt. Nur die Herzoge von Baiern und Schwaben stimmten gegen ihn, die schon lange neidischen Blickes auf den mächtigen Sachsenherzog geschauet hatten, und nun gewillet waren, ihre Länder vom deutschen Reich zu trennen.

Als nun der brave Eberhard, als Erzkanzler, mit den Reichskleinodien, dem Purpurmantel, dem Schwert, der Krone, den goldenen Armbändern u. s. w. nach Sachsen zog, war Herr Heinrich nicht daheim, sondern saß auf seinem Vogelheerd im Harzgebirge, allda er seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Vogelfang, nachhing. Daher denn auch sein Name: der Finkler oder Vogelsteller. Und als nun Eberhard den Zweck seiner Sendung vortrug, pochte dem Finkler das Herz gar freudig gegen die Rippen, denn er fühlte die Kraft in sich, dem bedrängten deutschen Vaterland ein Retter und Rächer zu werden, und er sagte deshalb nicht „Nein!“ sondern laut und herzhaft: „Ja ich will mit Gottes Hülfe euer König sein! Einen bessern Fang habe ich hier Zeit meines Lebens noch nicht gethan!“

Wie Ein Mann jubelte das Volk der Sachsen, Thüringer und Franken seinem König entgegen, der so recht ein Herr nach des Volkes Sinn und Herzen war: fromm, tapfer, klug, fürsichtig, voller Kraft und Ausdauer, und körperlich groß, stark, voll majestätischer Haltung und wohlgeübt und gewandt in ritterlichem Wesen.

Als ihn der Erzbischof Geriger in Mainz gekrönt hatte und ihn nun auch nach althergebrachter Sitte mit dem heiligen Oel salben wollte, verbat sich's der König und sprach: „Es genügt mir, daß ich der Erste aus meinem Sachsenhause bin, der durch Gottes Gnade und euere Liebe zum König von Deutschland berufen worden ist, aber noch bin ich dieser Ehre nicht werth!“ —

Dieser glänzende Beweis seiner christlichen Demuth gefiel der versammelten Menge so sehr, daß sie ihn voller Begeisterung auf die Schilde hob und ihm wiederholt Liebe und Treue gelobte bis in den Tod.

Nun aber gab es für König Heinrich alle Hände voll zu thun, und er verstand's denn auch, die Sache beim richtigen Ende anzufassen. Sein erstes Geschäft war, die Herzoge von Schwaben und Baiern zur Anerkennung seiner königlichen Macht und Würde zu bringen. Mit dem erstern, dem Schwabenherzog Burkhard, gelang es ihm erst da, als sich der schon gegen ihn gerüstet hatte. Der Herzog huldigte dem König, theils aus wahrer Achtung vor dessen Macht, theils aus Furcht vor seinen Waffen. Fast ebenso erging es ihm mit dem trotzigen Baiernherzog Arnulf, der dem König zuletzt aus seinem verschanzten Lager bei Regensburg mit offenen Armen entgegen kam, und um so freudiger den Vasalleneid leistete, da ihm Heinrich das Recht einräumte, sich die Bischöfe in seinem Baierlande selbst zu ernennen.

So gelang dem weisen König Heinrich auch, das schöne Lothringen dem deutschen Reich wieder einzuverleiben; und zur Befestigung seiner Herrschaft in diesem Lande gab er späterhin dem lothringischen Herzog Giselbert eine seiner Töchter zur Gemahlin.

Den hochherzigen Eberhard von Franken aber ernannte er zum Pfalzgrafen in Lothringen, und beider Freundschaft hielt getreulich aus bis in den Tod.

Und um sogar an dem König von Burgund einen guten Freund und Nachbar zu haben, trat er ihm ein Stück Landes in der Schweiz ab, das früher zu Schwaben gehört hatte, wie er denn überhaupt Schwaben nach dem Tode des Herzogs Burkhard dem fränkischen Grafen Hermann, einem Vetter des Eberhards von Franken gab. In dieser für König Heinrich so schönen und erhebenden Genugthuung, im Innern des ganzen Reiches sicher zu sein, und überall einen neuen Geist der Liebe und des Friedens unter den deutschen Völkerschaften

erweckt und befestigt zu haben, richtete er nun sein Augenmerk, nicht ohne Bangen, auf die äußern Feinde des Landes, — namentlich auf die Ungarn.

Dieses kriegerische Reitervolk, das in den weiten Steppen an der Wolga daheim war, hatte nun schon seit dem Jahre 892 (dazumals von dem undeutschen König Arnulf zur Hülfe gegen die wilden Slaven eigens herbeigerufen), in den deutschen Landen auf eine gar erschreckliche Art und Weise gehauset.

Eben diese Ungarn hatten die Deutschen dermaßen im Sack, daß ihnen alljährlich von dem deutschen Schweiß ein Tribut oder Zins gezahlt werden mußte, dessen ungeachtet sie aber ihre räuberischen Einfälle nicht unterließen und bald von dieser, bald von jener Seite wie ein Heuschreckenschwarm über das unglückliche Land herein brachen. Und da sengten sie dann und raubten und mordeten in wilder Wuth und kein Alter und kein Geschlecht fand Gnade vor diesen Barbaren. Sie schändeten christliche Kirchen und zertrümmerten heilige Altäre, und gefangene Deutsche, an die Pferde gekettet, schleppten sie erbarmungslos weg von Weib und Kind, von Vaterhaus und Heimath. Ja noch mehr: sie tranken das Blut ihrer Feinde und verzehrten in viehischer Lust rauchende Menschenherzen.

Ein gewaltiger Jammerschrei drang deshalb von Gau zu Gau, aber bis jetzt nirgends Hülfe und Rettung! —

Doch das mußte anders werden! König Heinrich hatte es sich in stillen Stunden vor Gott und seinem Gewissen gelobt, das deutsche Land und Volk endlich diesen Räuber- und Mörderhänden zu entreißen, und die jahrelange Schmach und Schande von dem deutschen Namen mit Blut wieder abzuwischen und auszuilgen für alle und ewige Zeiten, und sollte es auch mit seinem eigenen Blute und Leben sein.

Zwar hatten sie, seit Heinrich deutscher König war, keinen Einfall in das Reich gewagt, erschienen aber desto zahlreicher im Jahre 924 und verheerten in ihrer grauenvollen Weise Sachsen und Thüringen mit Feuer und Schwert.

Bei Werla, einer befestigten Königspfalz in der Gegend von Goslar, verlor König Heinrich ein Treffen gegen sie, war aber anderseits auch wieder so glücklich, einen ihrer mächtigsten Führer, Namens Zoltan, gefangen zu nehmen. Voller Bestürzung und Schrecken über diesen Unfall, boten die Ungarn dem König das höchste Lösegeld für ihren Führer. Heinrich aber antwortete: „Euer Geld und Gut will ich nicht und wenn ihr mir auch das Doppelte bötet! Euren Fürsten aber sollt ihr unter der einen Bedingung zurück erhalten, daß ihr mit mir einen neunjährigen Waffenstillstand schließen und den ehrlich halten sollt!“ – Das versprachen dann auch die Ungarn dem König und hielten es; ließen sich aber den jährlichen Zins, dieses Blut- und Schandgeld vom Altar des deutschen Landes gestohlen, während der betreffenden neun Jahre dennoch fortbezahlen.

Trotzdem hatte König Heinrich durch diesen Waffenstillstand Viel gewonnen, denn nun begann er voll edlen Eifers sein Volk und Land wehrhaft und stark zu machen, damit es nach Ablauf der neun Friedensjahre die Schmach rächen und das verhöhnte, tiefgebeugte Vaterland wieder zu Ehr' und Ruhm seiner glorreichen Vorzeit bringen könne.

Zur Erreichung dieses Zwecks wurde zuvörderst der alte deutsche Heerbann wieder eingeführt, der wegen der vielen innern Fehden allmählig abgekommen war.

Jeder Deutsche, der das dreizehnte Jahr zuruckgelegt hatte, wurde in den Waffen geübt, und die Dienstleute und Freien mußten auf des Königs Gebot binnen drei Tagen erscheinen, wo sie sonst des Ungehorsams und der Widerspenstigkeit angeklagt und des Todes schuldig befunden wurden.

„Einer für Alle! Alle für Einen!“ war die Losung des Volkes, die fast 900 Jahre später, in ähnlicher Lage, in den geheiligten Wehrruf: „Mit Gott für König und Vaterland!“ umgewandelt wurde, mit dem die preußische und deutsche Jugend freudig in Kampf und Tod zog, um das theure deutsche Vaterland wieder frei zu machen von der Knechtschaft des fränkischen Eroberers, und

deutschen Muth, deutsche Kraft und Treue wieder zur Geltung zu bringen und hoch und heilig zu achten! —

Auch die alte deutsche Kriegskunst änderte König Heinrich ab. Anstatt des Fußvolkes, das seiner schweren Bewaffnung wegen mit den breiten Schwertern, Kolben und Streitärten der pfeilschnellen ungarischen Reiterei nicht beikommen konnte, schuf er aus seiner Landesjugend mehr Reiterei und ordnete Kampfspiele an, an denen er selbst als ein von Jugend auf gewandter Reiter und Kämpfer Theil nahm, und dadurch eben das persönliche Ehrgefühl des Einzelnen wie der ganzen Schaar zu wecken suchte. Und diese Reiterei nun übte er, in geschlossenen Gliedern anzugreifen, sich gegenseitig mit den Schilden zu decken, den ersten Pfeil des Feindes aufzufangen und dann auf ihn los zu sprengen, ehe dieser zum zweiten Schuß mit seinem Bogen kommen könne.

So änderte der weise König auch die alte Schlachtordnung und anstatt der Keilaufstellung führte er die der Linie ein.

Auch blieb seinem scharfen Auge nicht länger verborgen, daß der gänzliche Mangel befestigter Ortschaften die räuberischen Einfälle der Ungarn nur begünstige. Er befestigte daher schon vorhandene größere Orte und ließ neue anlegen, und dies mit solchem Eifer, daß — wie ein alter Geschichtsschreiber sagt — Tag und Nacht daran gearbeitet wurde.

Da nun aber diese neugebaueten und mit Mauern, Wällen und Gräben umgebenen Städte eine Besatzung haben mußten, verordnete er, daß immer der neunte Mann von den kriegspflichtigen Bewohnern des platten Landes in die Stadt ziehen und für den Schutz derselben einstehen mußte. Und damit zur Zeit des Krieges, wenn sich die Landleute in die festen Städte flüchteten, da drinnen die Lebensmittel nicht fehlen sollten, ließ er den dritten Theil der Früchte, die von den acht Genossen eingeärndtet wurden, zum Vorrath in die Stadt liefern.

So verordnete er auch, um den Städten und befestigten Ortschaften einen schnellern Aufschwung zu geben, daß alle Gauversammlungen, Märkte, Kirchweihen und Hochzeitsfeste nur in den Städten abgehalten werden sollten. Quedlinburg, Meißen, Merseburg, Wittenberg, Nordhausen, Goslar, Soest und viele andere Orte stammen aus dieser Zeit, und ist deshalb König Heinrich auch als deutscher Städteerbauer anzusehen und hoch zu achten.

Und bei allen diesen großartigen Rüstungen zum deutschen Freiheits- und Rachekrieg gegen die ungarischen Räuberhorden führte er, — gleichsam um sein Volk immer mehr in den Waffen zu üben — Krieg gegen die slavischen Völkerschaften, die an der Elbe und Saale wohnten und immer noch Heiden waren.

So bezwang er das Volk der Geveller, deren Hauptstadt Brennabor, das jetzige Brandenburg war. Desgleichen die Daleminzier (im Meißner Lande) und auch die Obotriten, Wilzen und Redarier im nördlichen Deutschland; letztere bei dem heutigen Städtchen Lenzen in der Priegnitz, dazumals Leukini genannt und sollen hier unter den sächsischen Heerführern, den Grafen Bernhard und Thietmar nahe an 200,000 Slaven gefallen sein.

Mittlerweile nahete sich aber auch der Waffenstillstand mit den Ungarn sein em Ende. Nun galt's. Entweder, daß König Heinrich den schimpflichen Tribut fortbezahlen, oder offnen Kampf auf Leben und Tod mit ihnen wagen mußte. Dies zu entscheiden, berief er eine Reichsversammlung und sprach zu den Versammelten: „Von welchen großen Gefahren unser deutsches Vaterland jetzt frei ist, wißt ihr selbst am besten, denn ihr Alle unterlaget der Geißel innerer Zwietracht und auswärtiger Kriege. Jetzt aber seht ihr es durch Gottes Gnade und durch meine und eure Anstrengungen beruhigt und in Ordnung gebracht und den einen Feind desselben, die Slaven, besiegt. Nun aber bleibt uns noch übrig, uns gegen die Ungarn zu erheben. Bisher habe ich Alles, was mein und euer war hingegeben, um ihre Schatzkammern zu füllen; jetzt müßte ich die Kirche und ihre Diener plündern, denn das Unsrige ist dahin. Bedenket also euer und euerer Kinder Zukunft und Heil und beschließet, was geschehen soll. Soll ich das dem

Dienste Gottes Geweihete hinwegnehmen und damit von den Feinden Gottes und der christlichen Kirche einen schimpflichen Frieden erkaufen, — oder dasselbe der Ehre und dem Dienst Gottes erhalten, damit er uns auch ferner segne und erlöse, der in Wahrheit unser Gott und Erlöser ist?!" —

Diese Rede des geliebten Königs entflammte das Volk, das seine Stimme und Hände, Treue gelobend, zum Himmel erhob und dann stürmisch nach Waffen und Krieg verlangte.

Und als nun kurze Zeit darauf, im Jahre 933, die ungarischen Gesandten wiederum vor den König traten und den üblichen Tribut forderten, rief ihnen Heinrich zornerglüht entgegen: „Die Zeit der Schande ist für mein Volk und Land vorüber, und statt des Goldes, das ich euch bisher gegeben, will ich euch nun mit Eisen auszahlen lassen!" Zur Beschimpfung der ungarischen Gesandten ließ er ihnen einen räudigen Hund, dem man Ohren und Schwanz abgehauen, vor die Füße werfen und sprach: „Geht nun, geht und kündet euren Fürsten, wie es jetzt in Deutschland steht, und sie sollen nur kommen, wenn ihnen sonst nach unserm Zins gelüstet!" —

Und wie wir die Ungarn kennen gelernt haben, ließen sie solche spöttische Einladung nicht zweimal an sich ergehen.

Rachedürstend drangen sie bald verheerend von Oesterreich aus nach Franken und theilten sich hier in zwei Heereshaufen, von denen der eine durch Thüringen und Niedersachsen zog, der andere aber, der größere, vor Merseburg rückte, allda nach ihrer Meinung große Schätze aufgehäuft sein sollten, die ihre Raub- und Mordsucht nur noch mehr anfeuerten.

Der Heereshaufen in Thüringen stieß bei Sondershausen zuerst auf die Deutschen und meinte in seinem Uebermuth, auch diesmal leichten Spiels mit ihnen fertig zu werden.

Aber das Heer der Deutschen war während der letzten neun Jahre ein anderes geworden! Nicht muthiger zwar, denn das war der Deutsche von jeher, doch wohlgeordneter und waffenkundiger; und die Mannen hatten gelernt, den schnellen Rossen der Barbaren auszuweichen und ihrem Angriff den gehörigen Nachdruck zu geben.

Kurz und gut — die Ungarn rath- und kopflos solchem Heere gegenüber, flohen nach allen Seiten hin. Doch zu ihrem großen Schrecken fanden sie den Rückweg von den tapfern Thüringern versperrt, die wüthend über sie herfielen — jeder Einzelne von ihnen ein gewaltiger Rächer für erlittene Schmach, Unbill und Noth — und was nicht unter den Schwertern dieser Braven fiel, das wurde in Wald und Sumpf getrieben und kam da elendiglich um vor Hunger und Kälte.

Die Nachricht von dieser entsetzlichen Niederlage ihrer Kampfgenossen schlug den Muth der Ungarn vor Merseburg arg darnieder; und da sie auch noch erfuhren, daß hier König Heinrich selbst mit einem großen Heer gegen sie anrücke, zündeten sie ringsum hohe Feuer an, um ihre zum Plündern ausgeschickten Schaaren schleunigst wieder zu sammeln.

Es war am 15. März 933. Von der Riedaer Haide zog der König mit dem Reichsheer gen Merseburg und stellte es beim Eichholze in Schlachtordnung auf. Und wie es nun so mit blitzenden Waffen im Glanz der Morgensonne dastand, ritt der tapfere und fromme König, ungeachtet seiner damals körperlichen Schwäche, die Reihen auf und ab und rief Allen zu: „Wohlauf denn, mein deutsches Volk, heute endlich ist der große Tag, die Schmach des Vaterlandes zu tilgen und an euren jahrelangen Peinigern Rache zu nehmen. So rufet denn Gott an und schlaget wacker drein!"

Mit der großen Reichsfahne, in deren Feld der Erzengel Michael stand, deshalb auch „Engelsfahne" genannt, rückten die Deutschen nach einem kurzen Gebet gegen den Feind und ließen dann ihre Schlachtenlosung, das „Kyrieeleison!" (Herr erbarm Dich!) weithin schallend ertönen, auf das die Ungarn mit einem widrigen: „Hui! hui!" antworteten, und bald war die Schlacht allgemein.

Furchtbar kämpften die Ungarn, verzweiflungsvoll nach einem Ausweg suchend, denn Alles, was sie hier sahen und hörten, war ihnen neu; und sie sprengten heran und prallten wieder ab, denn die Deutschen standen wie eine eherne Mauer, nicht für das unersättliche Gelüst eines schnöden Eroberers kämpfend, sondern für Weib, Kind und Heerd, für König und Vaterland, und für alles Hohe und Heilige im Menschenleben.

Aber nicht lange mehr schwankte die Wage des Sieges, da brach ein Trupp königlicher Reiter in die Seite des Feindes und hieb sich eine Gasse durch, ein Ereigniß, das ihn in Unordnung und baldige Flucht brachte. Nun erst fingen die Deutschen an, sich auf allen Punkten ihrer Schlachtlinie zu rühren und machten nun mit dem Verfolgen und Dreinschlagen ihr Meisterstück auf dem blutgedüngten Schlachtboden. König Heinrich, hoch zu Roß, war überall, wo die Gefahr am größten war, mit Wort und That seine Deutschen anfeuernd, von deren Hand an dem einen Tage 100,000 Ungarn fielen und gefangen wurden.

Und durch den rasselnden Klang der Waffen, durch der Rosse Gestampf und den brausenden Siegesjubel, durch das Geächze der Verwundeten und Sterbenden — scholl dem König Heinrich aus den Reihen seiner Sachsen und Thüringer der unsterbliche Ehrenruf: „Heil! Heil! Vater des Vaterlandes!“ entgegen!

Tiefgerührt blickte der Gefeierte auf die treuen, tapfern Schaaren und sprach dann in seiner christlich-gläubigen Demuth: „Nicht mir, sondern dem König der Könige Dank und Ehre, — er hat geholfen!“ Und nach seiner alten frommen Sitte fiel er dann mit dem ganzen Heere auf's Knie und dankte Gott für den herrlichen Sieg.

Eine reiche, reiche Beute, der ganze zusammengeschleppte Raub der Ungarn aus den deutschen Landen, fiel in die Hände der Sieger. Aber noch höhern Werth hatte die Befreiung der von den Ungarn bisher gefangen gehaltenen Deutschen, die der schmählichsten Knechtschaft entgegen gesehen hatten.

Den Zins aber, den König Heinrich für dies Jahr hätte den Ungarn zahlen müssen, gab er den Armen und der Kirche und verdiente sich auch dadurch den reichsten Segen Gottes.

Eine ganze Weile hatte nun das deutsche Reich Ruhe vor diesen Barbaren, bis sie im Jahre 955, — neunzehn Jahre nach dem Tode unseres Heinrichs — von einem verblendeten Deutschen, dem Herzog Konrad, der Rothe zubenannt, gegen Kaiser Otto herbeigerufen wurden. Dieser Kaiser Otto I., König Heinrichs Sohn, und nicht minder hochherzig, tapfer und fromm, schlug sie aber bei Augsburg auf dem Lechfelde dermaßen, daß von den ganzen mächtigen Ungarnschaaren nur sieben Mann ihr Vaterland wieder erreicht haben sollen. Von der Zeit an unterblieben dann für immer ihre Einfälle in Deutschland. —

Doch wieder auf unsern König Heinrich zurückzukommen, dessen Arbeit mit dem Schwert in der Hand noch nicht ganz zu Ende war.

Den jütländischen König Gorm galt es noch zu züchtigen, der in Verbindung mit den Wenden in Holstein eingefallen war und das Land bis über die Elbe hinaus verheert hatte. Bei Schleswig gewann Heinrich einen Sieg über ihn, durch den er die Grenzen des deutschen Reiches im Norden erweiterte, und nun hier einen Markgrafen zum Schutz der christlichen Religion einsetzte.

Dieser letzte rühmliche und nachhaltige Sieg über die Feinde des Vaterlandes und der Religion bildete endlich den Schlußstein in dem reichbewegten Leben unseres königlichen Herrn, der nun in der lohnenden Ruhe des Alters, und getragen von der innigen Liebe, Hochachtung und Treue seines ganzen Volkes, — ein Vater des Vaterlandes — mit wahrer Zufriedenheit und Genugthuung auf das Vergangene zurückblicken konnte, denn seit Karl dem Großen hatten solche Könige dem deutschen Vaterlande Noth gethan, und er sollte deshalb auch mit allem Fug und Recht der „Weise“ oder der „Große“ geheißen werden. —

Doch wie nun einmal in diesem gebrechlichen Menschenleben kein dauernder Friede und kein wahres Glück zu finden ist sondern fortwährendes Streben,

Kämpfen und Besiegtwerden, so auch hier. Der letzte Feind rüstete gegen ihn, den noch Niemand mit den Waffen in der Hand bezwungen hat, wohl aber mit der frommen, christlichen Wehr und Waffen im Herzen — der Tod. —

Unweit des Städtchens Elbingerode am Harz ward König Heinrich im Jahre 935 von einem Schlaganfall auf das Krankenlager geworfen. Eine unendliche Bangigkeit erfaßte den gebrechlichen Herrn, denn noch war die Nachfolge im deutschen Reich nicht geordnet.

Doch der Herr über Leben und Tod, in dessen allmächtiger Vaterhand die Geschicke der Könige und Reiche ruhen, half ihm noch einmal gnädig auf vom Krankenlager.

Die Spanne Leben benutzte der weise König hauptsächlich noch dazu, eine Reichsversammlung in Erfurt zu berufen, auf der dann nach seinem Herzenswunsch sein Sohn Otto zu seinem einstigen Nachfolger von den versammelten Großen des Reichs mit einem jubelnden: „Er lebe!" anerkannt wurde.

Lebensmüde und bereit, in dem rechten, seligen Sterbefrieden dahinzufahren, begab sich nun der alternde König, gefolgt von seiner theuren Gemahlin Mathilde, die aus dem Geschlecht des alten Sachsenherzogs Wittekind stammte, nach seiner Königspfalz Memleben an der Unstrut, in der goldnen Aue.

Und der Herr ließ denn auch nicht lange mehr auf sich warten. Der Schlaganfall wiederholte sich hier. Und nunmehr sein nahes Ende fühlend, rief er mit schon gebrochener Stimme seine Gemahlin und Kinder an sein Sterbelager und sprach zu der erstern: „Ich danke meinem Erlöser aus Herzensgrund, daß ich dich, Theuerste, nicht überlebt habe, denn kein Mann auf Erden hat wohl je eine treuere und frömmere Frau sein genannt. Dank, dank dir, daß du so oft meinen Zorn besänftigt, mir nützlichen und heilsamen Rath ertheilt und mich zur Barmherzigkeit gegen die Armen und Unterdrückten ermahnt hast. Gott vergelte dir's! Nun aber empfehle ich dich und euch da, meine Kinder, und meine entfliehende Seele der ewigen Barmherzigkeit Gottes!" —

Nach diesen Worten des Sterbenden eilte Mathilde in die nahe Kapelle, um den tiefen Schmerz ihrer Seele in die tröstende und heilende Hand Gottes zu legen, und betete inbrünstig für ihn, ihren Herrn und König. Doch ehe sie noch die Kapelle wieder verließ, kam ihr schon die erschütternde Nachricht, daß der König soeben in Gegenwart seiner Söhne und vieler Fürsten und Edeln des Landes seliglich entschlafen sei. An seiner Leiche noch ermahnte die Königin Mathilde ihre Kinder zur Furcht Gottes und zum Gehorsam gegen seine Gebote.

Es war dies den 2. Juli, an einem Sonntag des Jahres 936, nachdem König Heinrich 17 Jahre regiert und sechszig Jahre alt geworden war. In der Stiftskirche zu Quedlinburg liegt er begraben.

Und als nun das dumpfe Geläut der Glocken die Trauerkunde durch das deutsche Land trug: „Heinrich ist nicht mehr!" zog ein tiefer und gerechter Schmerz durch die Herzen seines Volkes; — denn nicht nur, daß ein großer und weiser König mit ihm zu Grabe getragen wurde, sondern auch ein mit allen Tugenden des Geistes und Herzens ausgestatteter Mensch und Christ; und eben das ist's, was ihm bis auf die spätesten Zeiten hinaus einen bleibenden Namen sichern wird, denn

„das Andenken des Gerechten bleibet im Segen!" —

Ein Abentheuer auf der Wanderschaft,

von W. O. von Horn.

Wer irgendwie sich in der Welt umgesehen, hat auch allerlei Erlebnisse in Scherz und Ernst, lustige und ärgerliche zu erzählen, und das nennt man: seine Abentheuer. Warum sollte sie ein wandernder Schneidergeselle nicht haben, der

zudem nicht zu fechten brauchte, da er sich ein ehrlich Erworbenes erspart? Item — ein solcher Wanderbursche, das Felleisen auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand stieg unweit Salzburg von einer Berghöhe mit und auf der Landstraße herab. Nach Salzburg hatte er, soviel er sich erkundschaftet, zwei Stunden, auch ein paar Handbreit mehr. Er war schon weit gewandert heute und es war im hohen Juli und die Julisonne hat's an sich, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt, daß sie Einem kein Frieren beibringt. Mein Schneidergeselle, der sonst ein stämmig Bürschlein war und kein fadendünner, dem die Sonne durch die Rippen und durch die — Lumpen und Löcher im Wamms oder Röcklein scheint, braver und wohlstehender Bürgersleute Kind, denkt mit einem Seufzer: Wenn doch jetzt eine Kutsche daherkäme, auf der du hinten den Freiplatz nehmen könntest, nämlich auf dem leeren Kofferbrett den Sitz, der nichts kostet und zuweilen noch was einbringt, nämlich einen Peitschenhieb über das Gesicht, wenn der Kutscher ein Flegel ist — oder den Laufplatz, den die Buben nehmen, wenn sie sich hinten anhalten und nun mit den Pferden gleichlaufen, ohne doch sehr müde zu werden! — Aber was ausblieb, war die Kutsche. Es gibt ja solche Unglücksvögel, die ihr Lebtage keine Retourkutsche antreffen und überall auf Schusters bekannten zwei Rappen weiterreisen müssen. Zu denen gehörte auch unser Wanderbursch. Aber nach Salzburg muß ich heute noch, und wenn ich nur noch kriechen kann! sagte er zu sich, aß eine Brotkruste, schöpfte sich am Quell neben der Landstraße einen frischen und erfrischenden Trunk mit dem bekannten Becher, den uns der liebe Gott am Ende der Arme anerschaffen hat, und wanderte nach kurzer Rast weiter. Die Straße senkte sich; man sah aber eine weite Landschaft und es hatte da Berge geregnet, daß sie so dick auf und neben einander saßen, wie im Juni die Blattläuse an einer Rosenknospe. Das war schön, wenn auch für einen Müden nicht erquicklich. Noch weniger erquicklich aber waren dunkelschwarze Wetterwolken, die grade aus, links und rechts sich aufthürmten und ballten und ein Wetter in Aussicht stellten, das einem Fußwandernden Schrecken machen kann. Dennoch schritt unser Bürschlein fürbaß und sagte tröstend zu sich: Auf der Haut wendet der Regen; das ist eine gar herrliche Einrichtung und aus Oblatenteich bin ich nicht gemacht, daß ich mich in einen gelinden Brei auflöste. So wird's ja gehen und morgen trocknet die Sonne deine Kleider wieder auf der Schneiderherberge zu Salzburg. Er brummte und summte ein heimisch Lied: Der Jäger aus Churpfalz rc. und schritt vorwärts.

Neben der Landstraße lag ein stattlicher Bauernhof. Der Wanderbursch beachtete ihn kaum. Der dicke Bauer aber, der in der Thüre stand, sah den Burschen und dachte: der arme Schelm wird auch bald gehörig eingeweicht! Denkt er: Sollst ihn doch warnen! Ist doch auch vielleicht braver Aeltern Kind und da er nicht ficht, ist's gewiß kein Stromer!

He, Gesell; ruft er ihn an. Wo willst hin?

Gen Salzburg hinein! antwortet der Bursche.

Bist talket (närrisch zu deutsch), daß du das Wetter nicht siehst?

Seh's wohl! erwiedert der Schneider.

Wirst ja naß, Talk! ruft der Bauer.

Es wendet auf der Haut! ruft der Andre zurück.

Der Bauer lacht und der Gesell gefällt ihm.

Weißt was, ruft er ihm wieder zu, kannst bei mir bleiben. Sollst an Suppen hob'n und uf'm Stadel schlof'n. S'wird arg heut!

Denkt der Gesell: das ist ein räsonabel Wort, und der Bauer ist nicht von unsrer Art, die, wenn man hereintritt und sie sind mitten im Mittagessen sagen: Wär't Ihr ein Bißchen früher gekommen, so hättet Ihr's mithaben können. —

Er schwenkt also rechts ab und tritt zu dem Bauer, zieht sein Mützel und sagt: Grüß' Gott!

Dank! antwortet der Bauer freundlich, dem man's an der Kleidung und

am Hofe ansah, daß er Mücken hatte, und am Gesichte, daß er eine gutmüthige, treue Seele war. Er führt den Burschen in's Zimmer, wo der sein Ränzel ablegt und bald holt der Bauer „a Bier un Brot a" und während der Gesell sich erquickt, sind sie bald in einem Gespräch, worin Kurzweil mit Ernst zusammengeht und der Bursch erzählt vom Rheine, vom Wein und wie's daheim aussieht, und wie sein Vater auch ein Bauer sei, freilich kein so dicker, wie sein Wirth, und der hört ihm schmunzelnd und behaglich zu, lacht einmal, daß er schockelt und gewinnt den rheinischen, heitern Wanderburschen alle Augenblicke lieber.

Aber bald fängt's an zu blitzen, als sollt's Feuer vom Himmel regnen und zu donnern, daß schier die Berge wackeln, und dann zu regnen, als sollt's eine zweite Sündfluth geben.

Siehst du, G'sell, sagt der Bauer, daß ich dir gut g'roth'n hob? —

Der Bursch sieht's und dankt dem Bauer.

Nu, Talk, derweg'n hob' i's nit sogt! spricht der Bauer. Dann sagt er halb zu sich: Wollt' mein' Schof wär'n a d'haim! Aber bei so a'n sofrisch Wetter können's nit haim! —

Das Wetter wird immer ärger und am Ende wirklich grausig, denn der Sturm brüllt nun auch noch drein, als ob er nachholen wollte, was er früher versäumt. Der Bauer wird immer unruhiger und besorgter und erzählt dem Gesellen, daß er eine eigene Schafheerde habe, die draußen im Gebirge sei. Der Schäfer müsse entweder in einem Thale gewesen sein, wo er die drohenden Wetter nicht habe sehen können, oder zu weit weg, um vor dem Wetter heimzufahren.

Es wurde sieben, es wurde acht Uhr. Der Schäfer kam nicht, und der Bauer kannte ihn noch nicht genau, denn er war erst zwei Tage im Dienst und erst auf der Probe. —

Endlich kam die Hausgenossenschaft, Weib, Kinder, Knechte und Mägde, eine schöne Zahl, zusammen. Der Bauer nahm sein Käpple ab, betete fein andächtig, und sie setzten sich zu Tische und der Schneidergeselle auch und es schmeckte prächtig, aber der Bauer mochte nicht mehr scherzen; denn die Schafheerde war noch nicht da, obgleich der Regen stumpf aufgehört hatte und der Mond silberhell am Himmel stand.

Der Wanderbursch war müde und wollte am andern Morgen früh aufbrechen.

Veitle, rief der Bauer einem stämmigen Knechte zu, führ' mal den G'sell auf's Heustadel!

Vielleicht zwei bis drei Hundert Schritte von dem Hofe stand ein ansehnlich Heustadel, ein niedrig Gebäude, in dem das Sommerheu aufbewahrt wird und sonst nichts. Dorthin leitet der Veitle den Gesellen, nachdem er höflich: Gesegnete Mahlzeit! gewünscht, Gute Nacht gesagt und dem Bauer mit herzlichem Danke für Nahrung, Ruhstatt und freundliche Aufnahme gedankt hatte.

Seh' di noch Morge! ruft ihm der Bauer nach, der wohl kein Langschläfer sein durfte, denn der Gesell war eine Schwalbennatur, der mit Tagesanbruch schon den Schlaf aus den Augen rieb und an's Tagewerk ging, nachdem er gebetet.

Als sie an's Stadel kamen, sagte Veitle: Schaff' di naufer! und der Gesell, der seiner Zeit manch' Vogelnest hoch oben in den Gipfeln gesucht und frische Kirschen, wenn sie so roth aus dem Laube hervor glänzten, war bald oben unter dem Dache des Stadels und — es war grade hohe Zeit, denn es fing wieder ganz barbarisch zu regnen an, und der Veitle bekam noch sein Theil, wie er auch springen mochte, und das wendete im Ernste auf der Haut, wie der Schneider im Scherze gesagt hatte.

Der Gesell schafft sich vollends hinauf, wo das Heu eben ist, und sucht sich hinten an der Wand ein Plätzlein, wühlt sich in's Heu, denn der Wind

pfiff kühl durch die Schindeln des Daches und der Wände, und legt sein ledernes Felleisen als Kopfkissen unter, zieht seine Mütze über die Ohren und betet seinen Abendsegen, darin er des Vaters und der Mutter in der Ferne, der Brüder und Schwester gedenkt, und will dann die Augen schließen. Aber das geht nicht, denn wer das Alpenheu und seinen starken Duft nicht kennt, kann's kaum glauben, wie stark der ist, zumal das Heu kaum unter Dach und Fach erst gebracht worden war. Unser's Land's Heu duftet stark, aber das hält in keiner Weise den Vergleich mit dem Dufte des Alpenheues aus. Daran hatte der Gesell auch nicht gedacht. Er kann's kaum ertragen. Sollst du herunter? dachte er. Aber es regnete, als ob es mit Kübeln herabgeschüttet würde. Wo sollte er hin? — Zudem war die Finsterniß stockdicht. Er konnte Hals und Beine brechen an der Berghalde, an der das Heustadel stand. Er mußte also bleiben. Er setzte sich indessen auf, weil er so den Duft leichter ertragen zu können glaubte und kam so in einen halben Dusel, zwischen Schlaf und Wachen und fiel um und schlief, ohne zu zucken, wie ein Siebenschläfer.

Er mochte schon ziemlich lange geschlafen haben, als ihn plötzlich eine Bewegung weckte. Halb schlaftrunken, halb wach, rieb er sich die Augen.

Was war das? —

Er hörte, aus Furcht zu sich gekommen, daß Einer sich bemühte auf das Stadel zu klimmen.

Gott im Himmel, sei mir gnädig! seufzte der Schneider, wickelte seinen Knotenstock durch den Haltriemen fest um die Hand und stellte sich wider die Wand des Giebels, sich zu vertheidigen. Sollte der Knecht gewittert haben, daß in seinem Felleisen schöne, gute Kleider und auch etwa sechs Thaler Geld steckten und es auf sein Leben abgesehen haben? —

Entsetzliche Angst preßte ihm die Brust. Er konnte kaum athmen. An Hülfe war nicht zu denken, denn das Stadel war so weit vom Hause, daß sein Hülferuf verhallen mußte, zumal nun Alles dort im tiefen Schlafe lag.

Das war denn doch eine entsetzliche Geschichte!

Der Gesell horcht. — Er hört deutlich ein kurzes, heftiges Athmen und Schnaufen, wie wenn Einer von einer Begierde überwältigt ist. Jetzt bewegt sich das Heu wieder, an dem beim ersten Male der Aufsteigende abgeglitten zu sein schien, und dießmal gelingt's ihm. Er ist oben. Der Gesell glaubt, riesig große Umrisse zu sehen. War ja doch der Knecht, der ihn geleitet hatte, auch ein Mensch von gewaltigem Leibe.

Nun faßt der Wanderbursch allen Muth zusammen und fragt mit wankender Stimme: Wer da? —

Keine Antwort!

Ha! nun wird er dir die Antwort mit seinen riesenhaften Fäusten geben! denkt der Zitternde und hebt seinen Stock zum Hiebe. — Wer da? ruft er noch einmal in Todesschrecken. Der Aufsteigende schweigt wieder, und wendet sich auf die andre Seite des Heustadels, wo er sich stille niederlegt.

Der hat meinen Stock wie eine Katze im Dunkeln gesehen, denkt der Bedrohte, und will abwarten, bist du schläfst! Da soll er sich irren! —

Der Gesell hat scharfe Ohren. Er hört jedes Rispeln und denkt: Nun wird der Mörder kommen! Stellt sich wieder mit erhobenem Stocke in Vertheidigungsstand und harrt in furchtbarer Aufregung des Angriffs. Brummen, in den Bart brummen, hört er ihn wohl, aber er bleibt ihm doch vom Leibe.

So vergeht eine Stunde ohngefähr und der Mörder rührt sich nicht.

Der will mich sicher machen! denkt der Gesell, und bleibt in seiner Vertheidigungsstellung wider der Wand. Aber seine müden Beine zittern Er ist in einer Spannung, die ihn kaum athmen läßt. Der Mörder aber regt sich nicht und muckt nicht. Sollte ich mich irren? denkt der Gesell; doch in demselben Augenblicke regt sich der Andre und richtet sich auf, das sieht er deutlich, denn sein Auge hat sich an die Finsterniß gewöhnt. Es ist eine mächtige Gestalt

Komm mir nur; ich will dir dienen! sagt er so muthig und fest, als ihm möglich ist.

Da läßt sich der Andre wieder aufs Heu zurücksinken, ohne eine Sylbe zu reden.

Aber nun hört er den Hahn krähen.

Gottlob, nun ist's etwa zwei Uhr und auf den Bauerhöfen geht's frühe an die Arbeit, denkt der Gesell; aber seine Angst wächst, denn nun kann der Kerl nicht mehr lange mit seinem Angriff warten, sonst riskirt er, entdeckt zu werden. Das steigert seine Noth. Angreifend zu Werke zu gehen — dazu fehlt ihm Kraft und Muth. Allmählig aber fühlt er, wie seine Sinne betäubt werden; wie seine Kniee brechen; wie seine Arme erlähmen; wie der Knotenstock vom Heu herabsinkt — wie — er selbst mit einem tiefen Klagelaut niedersinkt — und — seine Sinne sich umnebeln — das Bewußtsein vergeht. —

He! Gesell! Lebst du noch oder bist du todt? — hört er plötzlich die gewaltige Stimme des Hofbauern unten vor dem Stadel erschallen, springt auf, reibt sich die Augen und sieht um sich das helle, liebe Tageslicht.

Komme gleich! ruft er dem Bauern zu und der schlendert, die Hände in den Taschen der Lederhose, die Pfeife im Munde, dem Hause wieder zu und sagt halblaut: Der arme Schelm muß todtmüde gewesen sein! —

Der Gesell sieht sich um — Wahrlich! Dort hat Einer gelegen! S'ist kein Zweifel! Gott hat mich wunderbar gerettet! Wie dankt er innig!

Dann nimmt er sein Felleisen und seinen Knotenstock, sucht seine Mütze, die an einem andern Ende des Stadels liegt, wo sie hingerollt ist, und rutscht hinab, was leichter geht, als das Heraufklimmen.

So kommt er in die Stube des Bauern.

Hei! ruft ihm der Bauer zu, Gesell wie siehst aus? — Meint ja, du wärst mit der Hölle gefahren? —

Ja, sagt der Gesell, tiefaufathmend, wie ist mir's aber auch diese Nacht ergangen? Es war ein Mörder mir nachgeschlichen —

Was? ruft der Bauer, und springt, entsetzt über das Unerhörte, auf. Erzähl'!

Und der Gesell erzählt nun Alles, genau und ausführlich.

Talk! ruft der Bauer, der Heudunst ist dir zu Kopfe gestiegen! Du hast g'träumt!

Dem widerspricht der Gesell heftig und nun eilen sie zum Stadel, wo der Bauer die unverkennbare Lagerstelle eines Menschen siehtund nun selber nicht weiß, was er sagen soll. — Plötzlich aber bricht er in ein schallendes Gelächter aus, bückt sich zum Heu und hebt eine kurze Holzpfeife auf. Komm' Gesell, sagt er, noch immer lachend aus Leibeskräften, nun kenn' ich den Mörder genau. Komm! Als sie in der Stube sind, sagt der Bauer: Nu sollst' den Mörder kennen lernen, du armer Talk! Er erzählt nun, wie der Schafhirt spät mit der Heerde heimgekommen sei, weil eine Moräne (wie man dort eine vom Regen gebildete, vom Berge abgelöste Schuttmasse nennt, die oft gewaltig und verheerend werden können) die Schlucht verschlossen, durch die er aus den Bergen herausgewollt und darum einen Umweg habe machen müssen. Da er nun todtmüde gewesen, so habe er es vorgezogen, statt in der heißen Kammer, auf dem Heustadel zu schlafen. Das habe er ihm, dem Bauern nämlich, heute früh erzählt, der an ihn (den Schneidergesellen) gar nicht mehr gedacht, da ihm die Sorge für seine Schafheerde mehr am Herzen gelegen.

Mehr und mehr wurde dem Gesellen die Brust leichter; dennoch blieben Zweifel und diese äußerte er, indem er sagte: Aber warum hat mir der Mensch keine Antwort gegeben, als ich: Wer da? rief? —

Jetzt lachte der Bauer erst recht. Weil er stocktaub ist! rief er schockelnd vor Lachen, stocktaub, sag' ich dir, Gesell! Der hat keinen Ton g'hört, und g'sehn hat er dich ganz gewiß nicht auf dem dunkeln Stadel! —

Da waren alle Räthsel gelöst und die überstandene Todesangst war vergessen und der Gesell stimmte ein in das Lachen des Bauern.

Nun aber sollst du dich auch erholen, sagte der Bauer. Heut' bleibst hier und morg'n gehst nach Salzburg oder fährst mit mir auf meinem Wägeln, da ich selber 'n'ein will.

Das ließ sich der Gesell gern gefallen. Er blieb den Tag und die nächste Nacht bei dem braven Bauern, der in seiner Gutmüthigkeit Alles that, ihm die Noth der letzten Nacht zu versüßen und ihn am andern Tage auf seinem Korbwagen gen Salzburg führte. Am Mittagtische aber erzählte der Bauer die Geschichte seinen Hausgenossen, und das herzliche Bedauern des Wanderburschen hinderte nicht, daß Alle in ein herzliches Gelächter ausbrachen, in das der Gesell in bester Laune mit einstimmte.

Die Nähnadeln.

Bei verschiedenen Völkern im wilden Zustande, und wohl auch bei unsern Urvätern, bedient und bediente man sich gar mancherlei Stoffe, zu einer Art Nadel zum Nähen der Bekleidung, auch wenn es die einfachste wäre. Uranfänglich war es sicher eine Art Pfriemen aus zugespitzten Knochen, um Löcher zu machen, durch die man die Sehne oder den Bastfaden zog und so eine grobe Naht herstellte. Es war ein großer Fortschritt, als man ein Oehr hinein machte, den Faden durchzuziehen, und recht eigentlich zu nähen. Wo und wann dies zuerst geschah, möchte schwer zu bestimmen sein. Das Metall aber war in früher Zeit gewiß nur Kupfer, aus welchem man die Nadeln machte. Als die Menschen den Gebrauch des Eisens und die Kunst seiner Härtung kennen lernten, da war für die Kunst des Nähens ein großer Fortschritt geschehen, denn die Nadel bog sich nicht, wie die aus Kupfer. Spanien, das Land, welches einst seiner feinen und kostbaren Stickereien wegen und durch die Kunst seiner Spitzen berühmt war, soll zuerst die Stahlnähnadeln verfertigt haben und von hieraus sollen sie im sechzehnten Jahrhundert nach England eingeführt worden sein als Handelsgut zu hohem Preise, und dieses England riß dann die Verfertigung der Nähnadeln ganz an sich und erwarb sich solchen Ruf, daß, obgleich die Stadt und Umgegend von Aachen und andere Orte der Preußischen Rheinprovinz, bekannter Maßen, die feinsten Nähnadeln in vortrefflicher Art hervorbringen, unsre Frauen und Mädchen doch nur nach englischen Nadeln fragen, und nöthigen so die Fabrikanten, ihr deutsches Werk lügnerisch als ein englisches auszubieten und auf die Brieflein, darin die Nadeln liegen, englische Bezeichnungen zu setzen. Das ist so recht die deutsche Art, das Fremde zu suchen und das Einheimische unwerth zu halten. Was nicht weit her ist, gilt Nichts. Die Kunst Stahlnadeln zu machen soll um das Jahr 1545 durch einen Mauren aus Spanien nach England gebracht worden sein; aber mit seinem Tode erlosch sie wieder. Erst einem geschickten Deutschen, der Elias Krause hieß und 1566 nach England kam, sollte es vorbehalten sein, sie dort einzuführen, wozu denn später auch einige Franzosen kamen. Von diesen lernen die Engländer diese Kunst und sie verbreitete sich schnell. Am 16. November 1656 entstand die erste Innung der Nadler, sie erhielten die Rechte einer Körperschaft und ein Wappen. Schon 57 Jahre früher war dies in Paris geschehen, wo sich also diese Kunst früher die Selbstständigkeit erwarb und jedenfalls einen bedeutenden Aufschwung gehabt haben muß. Bis zum Jahre 1569 bezogen die englischen Nadler all ihren Draht, den sie zu ihren Nadeln verwandten, aus Deutschland und Spanien. Seit dieser Zeit aber wurde er ihnen in England bereitet. Große Schwierigkeit machte es, das Oehr in den Draht zu bringen, sodann die Spitze an jeder Nadel zu feilen, sie dann zu schleifen und zu poliren. Es war Alles Handarbeit und also der Preis sehr hoch, obwohl die Nadel noch immer grob und derb blieb. Die Härtung des Drahts hatte nun auch noch ihre Schwierigkeiten, kurz, die Verfertigung ging langsam, kostete

viele Zeit und Mühe. Viele Nadler zogen nach London, aber später traten einzelne Familien auf, die sich besondern Ruf in dieser Kunst erwarben, so die Familie Greening, welche ihr Geschäft in dem Dorfe Long Crendon in Buckinghamshire betrieb und viele Nadler dort sammelte. Indessen zeigte es sich, daß die Kunst bald auch in andern Theilen Englands aufblühte, namentlich, wo man den zum Poliren der Nadeln unentbehrlichen Schmirgel fand. Um die Zeit von 1750 war das Geschäft schon fabrikmäßig geworden und wurde äußerst schwunghaft betrieben. Schon 1700 hatte man Mühlen, deren Steine, vom Wasser getrieben, zum Glätten und Schleifen der Nadeln dienten. Der Erfindungsgeist wandte sich auf Geräthe und Maschinen, welche das Geschäft erleichterten und vervollkommneten. Dennoch war es erst unserm Jahrhundert vorbehalten, die wundervollen Maschinen zu erfinden, welche jetzt so Vollkommnes leisten und die Nadel in einer nie geahneten Feinheit, Schönheit und Vollkommenheit darstellen. Ganze Bezirke betreiben in zahlreichen Fabriken mit den herrlichsten Maschinen dieß Geschäft in England. Allein in dem Bezirke von Redditch werden in Einer Woche Hundert Millionen Nadeln verfertigt. Trotz der Maschinen, welche ungemein viel Menschenhände ersetzen, beschäftigt in England die Nadlerei etwa 100 Fabriken mit 10,000 Arbeitern. Um sich einen Begriff von dem Aufschwung des Geschäftes und der vervollkommneten und erleichterten Fabrikation zu machen, darf man das oben angeführte Ergebniß Einer Woche in Einem Bezirke damit vergleichen, daß ganz England im Jahre 1790 zusammen 2½ Million Nadeln verfertigte. —

Dies und Das.

Ungeheurer Pflanzenwuchs in Californien. Californien kennen die Leser der Maje schon. Es ist das amerikanische Goldland, wohin so Viele gezogen sind, Gold zu suchen, und es fanden, — oder auch nicht, wohl aber den Tod. Ich will jetzt nicht vom Golde reden, das auch nicht zu Haufen dort liegt, sondern sehr dünne, nicht mit den Schuhen zusammengescharrt wird, sondern nur mit schwerer Arbeit, unter steten Lebensgefahren und fast sicher nur mit Aufopferung der Gesundheit gewonnen wird, sondern einem Baumwuchs, der Alles hinter sich läßt, was wir jemals gesehen; denn dagegen sind die Tannen des Schwarzwaldes nur Bäumchen. Ein reisender Engländer, ein zuverlässiger Mann erzählt das Folgende: „Versetzen wir uns in Gedanken nach Californien, in die Grafschaft Calaveras und folgen dem Zuflusse des (Flußes) Stanislas, der sich mit manchem Wirbel längs einem der in die Sierra Nevada, zu deutsch: Schneegebirge mündenden Thäler dahinschlängelt, so werden wir, etwa funfzehn englische Meilen von Murphy's, mitten unter den Bergen an ein einsam gelegenes Becken gelangen. Der Durchmesser dieses Beckens oder rundumschlossenen Thales dürfte eine Meile sein und seine Höhe über dem Meere 4000 bis 5000 Fuß betragen. Hier befinden wir uns Angesichts der Riesen, wirklicher Riesen des Pflanzenreichs." — Er erzählt nun, wie tief es ihn ergriffen habe im Schatten von Bäumen zu ruhen, die wohl damals aus der Erde aufschossen, als die Apostel des Herrn umherzogen aller Kreatur das Evangelium zu predigen, die also ein Alter von 1800 Jahren auf ihren Aesten und Kronen trugen. Diese bewunderten Bäume gehören zum Tannengeschlecht. Das Holz hat eine röthliche Farbe, es ist sehr tragfähig und erhält in der Sonne keine Risse; ist auch der Fäulniß äußerst wenig ausgesetzt. Die Nadeln sind ähnlich denen des Wachholderbaumes und seine Zapfen sind nicht größer, als ein Hühnerei. Sie sind nicht die Einzigen in dieser Gegend, aber doch die höchsten. Die Indianer verbrennen sie zu häufig aus reiner Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit, womit sie ihre Feuer an den Stämmen anzünden und nicht umsehen, ob Einer der herrlichen Bäume zu Grunde geht oder Viele. Die Aeste der Bäume sind verhältnißmäßig kurz, dagegen ihr Stamm außerordentlich an Umfang und Höhe. Der Kleinste der Riesenbäume hat nämlich einen Durchmesser von fünfzehn Fuß. Auf einer Fläche von etwa funfzig Morgen finden sie sich am Besten geschont und erhalten und ragen über die ganze Umgebung hinaus. Einige sind durch die Lagerfeuer der Indianer beschädigt und durch das Feuer so tief ausgehöhlt, daß eine ganze Familie in dieser schwarzen Aushöhlung wohnen könnte, mit ihrem ganzen Hausgeräthe. Die Rinde ist in Längefurchen getheilt, welche dem Stamme das Ansehen eines Säulenbündels gibt. Die Gipfel sind durch die Last des Schnee's, der sich im Winter darauf legt, meist gebrochen und dennoch hat der sogenannte „Dickbaum" eine Höhe von drei Hundert Fuß und wenn man ein Seil um ihn spannt, nämlich um seinen Stamm, und das Seil mißt, so hält es 95 Fuß! Er ist leider gefällt, und fünf Mann haben 25 Tage nöthig gehabt, um ihn zu fällen! Drei Wochen wurden gebraucht, um seine Rinde 52 Fuß hoch abzustreifen. Die Eine Seite ist abgehobelt und drauf ist — eine Kegelbahn, und wo die Spieler stehen, steht ein klei-

nes Haus, indem sie sich den Durst stillen. Er hat am Dickende noch 23 Fuß 7 Zoll Durchmesser, und doch ist die Rinde ab und er ist beschlagen. Ein Andrer ist ebenfalls 300 Fuß hoch und hat 80 Fuß Umfang. Ein alter Stumpf ist hohl und die Höhlung so groß, daß bequem ein Reiter drinnen herum reiten kann. Und solcher Bäume finden sich an der Stelle eine sehr große Zahl, die alle eine Höhe von 300 bis 325 Fuß haben, aber im Durchmesser verschieden sind.

Fritz, Ziethen und noch Einer. Nun, wer der Fritz ist, das, denke ich, werdet Ihr auf den ersten Blick weg haben, und wenn auch nicht Alle, so doch die Meisten unter Euch. Für Diejenigen aber, die darüber im Unklaren sind, bemerke ich, daß damit der Preußenkönig Friedrich II. gemeint sein soll; der sogenannte „alte Fritz", den die Weltgeschichte auch den „Großen" und „Einzigen" nennt, und — meiner Treu' — nicht mit Unrecht.

Auch von dem alten Husarengeneral Ziethen, auch „Vater Ziethen" geheißen, habt Ihr gewiß schon gehört und gelesen. Wegen seiner unerschütterlichen Liebe, Treue und Hingebung an König und Vaterland, insbesondere wegen seiner persönlichen Tapferkeit und herzgewinnenden Volksthümlichkeit war er seiner Zeit ungefähr das, was „Vater Blücher" oder „Marschall Vorwärts" wie ihn die Russen an der Katzbach mitten unter Geschützesdonner und Kolbenschlägen tauften, unserer Zeit war.

Und der Dritte in der Ueberschrift da oben, mit „noch Einer" bezeichnet, ist, — doch halt mal, davon lieber später einige Worte.

Zur Sache also.

Obgleich die Schlacht bei Torgau am 3. Nov. 1760 zu Ehr' und Ruhm der Preußen ausgefallen war, hatte sich des Königs Lage im Allgemeinen doch nicht gebessert. Konträr, im Sommer drauf war selbige eine recht bedenkliche geworden, denn Land und Leute waren durch die langwierigen Kriegsläufte bis auf den Tod erschöpft, Sachsen zum großen Theil wieder für ihn verloren, und im Augustmonat hatte auch die Verbindung seiner mächtigsten Feinde, der Oesterreicher und Russen, stattgefunden. In einem gut verschanzten Lager bei Bunzelwitz in Schlesien harrete der so schwer geprüfte König der Dinge, die da kommen sollten.

Trübe Ahnungen erfüllten seine Seele. Nach jahrelangen blutigen Kämpfen und mannigfachen Opfern sah er sich nun am Ende seiner Siege und Ehren, und zwei tapfern Armeen gegenüber, schien ihm sein Untergang unvermeidlich.

Nun aber war Vater Ziethen, des Königs Getreuer, nicht nur ein guter General, sondern auch, — was mehr als alle Macht und Hoheit der Erde gilt: ein frommer Christ; und schon zu etlichen Malen hatte er versucht, den niedergebeugten königlichen Herrn aus dem frisch sprudelnden Brünnlein seines felsenfesten Gottvertrauens zu trösten. —

Einmal, in einer hellen, freundlichen Mondnacht, hatte der König den alten Ziethen noch spät in sein Zelt befohlen, und war grade heute hoffnungsloser denn je, während Ziethen derselbe war und blieb, stark und unerschütterlich in seinem Glauben zu Gott.

Fast erbittert über dies trockene Einerlei und diese christgläubige Zuversicht des alten Mannes, fragte ihn endlich der König ärgerlich: „Weiß Er vielleicht einen neuen Verbündeten, da Er immer noch auf einen glücklichen Ausgang unserer verteufelt bösen Lage hofft? He?" —

„Halten zu Gnaden, Majestät," antwortete Ziethen unerschrocken, „einen neuen Verbündeten freilich weiß ich nicht, denn wo sollte der uns jetzt herkommen!" und die Hand wie betheuernd zum nächtlich stillen Himmel erhoben, ruft er in der ganzen Kraft und Fülle seines beseligenden Gottvertrauens: „Aber der alte Verbündete dort oben lebt und waltet noch und der wird uns gewiß und wahrhaftig nicht verlassen!" — Kopfschüttelnd entgegnet der König: „Ach, der wirkt heut zu Tage keine Wunder mehr!" — „Ist auch nicht nöthig das," fällt ihm der alte General schnell in's Wort, „aber was ich weiß, weiß ich, nämlich: Gottvertrauen läßt nimmermehr zu Schanden werden!" —

Und — Ziethen kriegte Recht; denn wider alles Erwarten und Verstehen griffen die Oesterreicher und Russen das Häuflein Preußen nicht an, und — Friedrich war gerettet! —

Von dieser allerdings wunderbaren und für ihn überaus glücklichen Wendung der Dinge tief ergriffen, sprach der König zu Ziethen: „Es war richtig so, Alter, Sein Verbündeter hat doch Wort gehalten." — — —

Merke:

„Der beste Freund ist der im Himmel,
Auf Erden sind die Freunde rar!"

Und der „noch Einer" wie es in der Ueberschrift heißt, — der liebe Gott, — läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken; und das andere Sprüchelchen: „Je größer die Noth, je näher ist Gott!" ist auch nicht aus der Luft gegriffen, notabene: wenn wir den rechten Helfer nur immer vor Augen haben und im Herzen tragen und Ihn anrufen im Geist und in der Wahrheit. Und so war's bei Ziethen! Friede Gottes drum dem längst entschlafenen Ehrenmann, und allen Großen und Mächtigen der Erde einen solchen frommen Diener, wie er war. Denn nur Eins ist noth, — und das noch heute wie dazumals!

Aus dem Spessart.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen

von

O. W. von Horn.

I.

Es gab eine Zeit, und sie fällt in meine Jugendtage, da überlief jeden ehrlichen Menschen eine Gänsehaut, und ein Markrieseln ging durch die Knochen, wenn man den Namen Spessart hörte. Man dachte sich nicht nur darunter einen undurchdringlichen Wald, in den seit den Tagen der Schöpfung kein Sonnenstrahl gedrungen, einen Wald ohne Ende, durch den höchstens eine Landstraße führe, aber wehe dem, der drauf wandern sollte; Keiner kam, so hieß es, lebendig heraus, denn nur Räuber und Mörder hauseten drin, deren Blicken und Mordstahl Nichts entging. Jedermänniglich weiß, daß alle Schreck- und Gräuelgeschichten im Spessart passirt waren, und was die Einbildungskraft Entsetzliches zu ersinnen vermochte, das war im Spessart geschehen, und keine Seele zweifelte dran. Es ist schlimm, wenn eine Gegend solch einen Ruf hat, und es geht grade, wie bei den Menschen; es ist immer Etwas dran, denn schon ein alter Weiser sagte: Aus Nichts wird Nichts. Eine Ursache hatten allerdings auch alle diese Geschichten, wenn auch ein gut Theil davon unwahr oder in's Maßlose vergrößert war.

Die Zeit meiner Jugend fällt in jene Tage, in denen ein kurpfälzischer Schultheis an den Herrn Landschreiber, der brieflich gefragt, wie es in loco, das heißt, in seinem Orte, um die Polizei stehe? — schrieb: Gott sei Dank, seit Menschengedenken wissen wir allhier nichts von Polizei. Der gute Schultheis verstand nämlich das Wort nicht, und meinte, es bedeute die Viehseuche. — Streng genommen, hatte der Schultheis Recht. Man wußte nichts von Polizei, und zwischen damals und heute, wo die Polizei Jedem, der um Mitternacht in seinem Bette nießt, ein Prosit in die Stube ruft, und ihn von der Wiege bis in's Grab maßregelt, ist ein großer Unterschied, und vielleicht liegt das Rechte gerade in der Mitte.

Damals war's freilich gar schlimm, und um die öffentliche Sicherheit stand's sehr bedenklich überall, namentlich im Spessart, und heute macht ein amerikanischer Urwald mit skalpirenden Indianern einem Schwachnervigen nicht so viele Molesten, wie damals der Spessart mit seinen Mordgeschichten und Mördern. Wie gesagt, es war Etwas dran, und mehr, als gut war. In dem großen Walde, in dessen einzelne Theile und Dickichte vielleicht heute noch die lichtende Axt nicht gedrungen ist, waren damals herrliche Schlupfwinkel für Gesindel, das nicht jochbändig war. Entsprungene Spitzbuben, fahnenflüchtige Geworbene, arbeitscheue Vagabunden, lüderliche Handwerksbursche, fahrende Zigeuner und dergleichen brave Leute, welche einen natürlichen Abscheu vor der Ehrlichkeit und dem Gesetze, und irgendwie der bürgerlichen Ordnung auf das Krähenauge getreten hatten, fanden dort Zuflucht, Schutz, Sicherheit und Gesellschaft, wie man sie sich nur wünschen mochte. Man machte vertraute Bekanntschaft mit fremder Leute Geldbeutel, und wenn einer sich mausig machte, und sich wehren wollte, schlug man ihm Eins hinter das Ohr, daß er nie mehr ein Wort redete. Die Polizei wagte sich selten über den Saum des Waldes, oder wenn sie es that, so mußte sie zum Selbstschutz zahlreich sein, damit der Muth des Einen am Andern-

wüchse. Landreiter begleiteten die Postkutsche, die sich mühsam fortbewegte, wie die Hausschnecke im hohen Grase, und konnten sie doch nicht immer schützen vor Ueberfällen, da das Gesindel oft in Haufen hervorbrach, die auch einem halben Dutzend Landreiter einen Schrecken einjagten, daß sie Kehrt machten und die eigene Haut in natürlicher Selbstliebe salvirten.

Es war eine schöne Zeit damals, und die Schinderhannese, Constanzerhannese, Zundelfriedere und wie sie alle hießen bis zum Baierischen Hiesel, waren Leute, die sich sicherer fühlten, als heutzutage ein grundehrlicher Mann.

Aus Tagen, die etwa zehn oder zwanzig Jahre vor meinem Eintritt in diese Welt lagen, hat mir mein Großvater, der nicht weit vom Spessart gelebt, eine Geschichte erzählt, die mich oft mit Entsetzen erfüllte, weil sie keine erdichtete war, sondern leider eine wahre Begebenheit, und weil sie auf eine tieferschütternde Weise zeigt, wie tief eine Menschenseele fallen kann, die den Herrn verließ, und welche schrecklichen Folgen das Uebertreten jenes heiligen Gebotes hat, das allein der Herr mit einer Verheißung ausstattete, ich meine das: Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß du lange lebest, und es dir wohl gehe auf Erden.

Und diese Begebenheit aus dem Spessart und seiner nächsten Umgebung will ich hier wiedergeben.

Es mögen nun schon viele Jahre in's Land gegangen sein, erzählte mein Großvater, fünfzig sind's gewiß, da mußte ich einmal durch den Spessart wandern. War damals ein junges Blut von neunzehn Jahren, und wollte nach einer Universität Mitteldeutschlands ziehen, dort mich für meinen Lebensberuf auszubilden. Ich will's ehrlich gestehen, mir war's nicht geheuer, so alleine in das dunkle, verrufene Gebiet eines Waldes einzudringen, dessen Namen die Erinnerung an entsetzliche Schauergeschichten in der Seele weckte. Zudem hatte ich einen schönen Sparpfennig meiner Eltern bei mir. Der war freilich gut verwahrt, denn meine Mutter hatte die alten Louisd'or's in meine Hosenleine fürsichtlich eingenäht, und so wohl verwahrt, daß nur eine kundige Hand sie würde entdeckt haben; aber solchen kundigen Händen ging man in der Regel im Spessart entgegen, und was hätte es mir helfen können, wenn sie den Schatz auch nicht gefunden hätten, wenn sie mich zuvor todtgeschlagen, wie es so oft hier vorgekommen? Wie gesagt, das Herz pochte mir heftig, als ich in die dunkle, an und für sich herrliche Waldwildniß hineinschritt. Die Vögel sangen lustig; der Specht hackte an der Rinde der alten Bäume, daß es weit hinschallte, wie die Axt des Holzhauers. Stille war es sonsthin und keine Menschenseele begegnete mir. Alleinsein ist selten angenehm, an einem solchen Orte aber doppelt unlieblich. Ich hätte viel darum gegeben, wenn nur Ein ehrlicher Mensch bei mir gewesen wäre. Der Wunsch blieb für's Erste unerfüllt und ich schritt aus, wenn auch nicht wie Fortunatus im Mährchen mit Siebenmeilen-Stiefeln, doch nach Leibeskräften, und ich sah, daß lange Beine, ein pochendes Herz und der Wunsch, je eher je lieber menschliche Wohnstätten zu finden, Etwas ausrichten können. Wie weit das ausreichen möchte, stand freilich dahin! — In der Aufregung that ich mehr, als ich auf die Dauer leisten konnte. Vor Mittag konnte ich keinen Ort erreichen, wo ich meinen jugendlichen, das heißt, starken Appetit befriedigen hätte können; deswegen hatte die wohlwollende Hausfrau des lieben Befreundeten, unter deren Obdach ich zuletzt geruht, mit den besten Segenswünschen sicherer Durchkunft durch den Forst, auch ein Päcklein für den Magen in das Ränzel gesteckt, das mir, als ich gegen zwölf Uhr Mittags noch immer im Waldesdunkel rüstig auszog, in Erinnerung kam, weil mein Magen diese Erinnerung wecken mochte. Nur Eins fehlte, nämlich ein frischer Trunk Quellwassers. Es war heiß geworden in dem dichten Walde nach und nach, als die Sonne höher stieg, dumpfheiß, und darum drückend und ermattend. Was hätte ich um einen Trunk gegeben? — Aber ich fand ihn nicht. —

Bald wollte ich mich unter die erste, beste, weitästige Eiche niederlassen, und sie zum „Gasthofe zum grünen Baum" weihen; bald dachte ich: Wandre immer noch eine Strecke; vielleicht findest du ein Bächlein oder eine Quelle! So that ich denn und schritt fürbaß, in froher Hoffnung auf eine solche Labung.

Bald erreichte ich eine Bodensenkung und, wer schildert meine Freude? es floß ein klares Bächlein drinnen. Nun waren alle Bedingungen einer Mittagsrast in der Wildniß geboten. Ich legte mein Ränzel ab, griff nach meinem Lederbecher und schöpfte Wasser. Wie köstlich war es! Wie labte und erquickte es! Darauf ließ ich mich auf das weiche, schwellende Waldmoos nieder, zog mein Päcklein mit Butterbroten und köstlicher Leberwurst heraus, und — ließ nicht viel übrig. Jetzt erst fühlte ich, daß ich müde, sehr müde, war. Seit fünf Uhr diesen Morgen war ich vorausgeschritten und seit sieben Uhr im Walde. Da konnt's nicht fehlen, daß ein frischer Jugendappetit kam. — Raste ein Bißchen! dachte ich; streckte mich aus, legte den Kopf auf mein Ränzel, die Mütze über's Gesicht, denn die Fliegen quälten mich seit frühem Morgen unverschämt. Wäre ich an Erfahrung reicher gewesen, so hätte ich zwei Dinge genau gewußt, einmal nämlich, daß dieß Stechen der Fliegen am Morgen unbedingt auf Regen, in warmer Zeit auf ein Gewitter schließen läßt, und das Andere, daß ein Müder, wenn er sich bequem legt, bald in tiefen Schlaf sinkt. Beides sollte wahr werden. Ich hatte nicht so bald mich ausgestreckt, als meine Augen auch schon geschlossen, und ich in einen tiefen Schlaf gesunken war. Schon am Morgen zeigten am gebirgigen Gesichtskreise weiße und dunkelblaugraue sich aufthürmende Wolkenmassen, daß die Möglichkeit eines Gewitters gegeben sei, und es wohl auch würde zur Wirklichkeit werden. Im Walde sah ich nur stellenweise den Himmel und dann allemal blau über mir, so daß ich das drohende Wetter vergaß. Kaum mochte ich eine Stunde geschlafen haben, vielleicht auch etwas länger, als der Sturm, der geflügelte Bote des Wetters, die Wipfel schüttelte, daß sie sich rauschend beugten, und sich beugend rauschten. Ich erwachte und sah nun, wie es um mich stand. Unter Einem und einem so gewaltigen Baume das Gewitter abzuwarten, ging nicht, denn ich wußte, wie gefährlich das ist. Darum raffte ich mich auf, hing mein Ränzel auf den Rücken und bog wieder in den Weg ein, dem ich bisher gefolgt war. Plötzlich sah ich ein Steinkreuz unter einer alten vom Sturme gebrochenen Eiche. Mich überlief's eiskalt. Ich wollte vorüber eilen, aber, wie gebannt, mußte ich weilen. Kann nicht, bei der schlechten Straße, Einer hier verunglückt sein? sagte ich zu mir. Warum gleich eine Blutthat? Das weckte meine Neugierde noch mehr, und ich trat, das Gewitter vergessend, das sich schon im fernen Grollen des Donners vernehmen ließ, zu dem Steine, und suchte unter Flechten und Moos die Schrift heraus. Was ich las, sträubte mir das Haar empor. Es war eine schauderhafte Mordthat hier vollbracht worden, und die Schrift flehte, daß man für den M ö r d e r beten möge. Für den Mörder? So hatte also eine diesem nahe angehörende Seele diesen Stein errichtet und noch in Liebe seiner gedacht? — Ich stand eine Weile, dann aber packte mich ein Entsetzen, wie ich ein ähnliches nie gefühlt, und wie gepeitscht vom Sturme, der immer wilder hereinbrach, lief ich, meine Mütze haltend, weiter, ohne mich rechts oder links umzusehen, in einem Athem fort. Dem Wetter entlaufet ihr nicht, junger Herr! sagte plötzlich, unweit von mir, eine Mannesstimme. —

Es war mir, als träfe mich der Blitz. Ich hätte um kein Gut der Erde weiter gekonnt, so bannte mich mit aller Macht des Entsetzens dieser Anruf, der doch nichts Arges hatte. —

Ich fuhr herum, und — neben der Straße sah ich eine offene, weite Stelle, auf der Kohlenmeiler dampften, und mit untergeschlagenen Armen stand neben der Straße ein riesenhaft großer Köhler, schwarz wie ein Mohr, seine Pfeife schmauchend. Aber das Gesicht des Mannes war freundlich und treuherzig, selbst unter der rußigen Schwärze.

Zum Dorfe — er nannte einen Namen — kommt Ihr nicht mehr vor dem Gewitter, fuhr er fort, und dann mag's geschehen, daß Ihr, wenn's dunkelt und die Blitze zischen, Euch leicht verirrt. Ich biete Euch in meiner Hütte Quartier gerne an, und Ihr findet auch Gesellschaft, denn der Herr Revierförster bleibt auch da und nimmt vorlieb!

Das sagte der Mann so treuherzig und ehrlich, daß ich das Kreuz, den Spessart, meine Angst und Alles, was mich so aufgeregt, vergaß, und unbedenklich die Einladung des ehrlichen Köhlers annahm.

Ich folgte dem Köhler zu seiner Hütte, und als wir eintraten, sagte er zu einem alten Forstmanne, der auf einer Bank von abgeplatteten Baumstämmen saß, und sich's bereits bequem gemacht hatte: Herr Revierförster, ich bringe Gesellschaft, da wird wohl die lange Weile gebrochen!

Der alte Forstmann war ein Greis von wenigstens sechzig Jahren, aber noch eine stämmige, feste Gestalt. Schneeweiß war Bart und Haar, und das Gesicht war ächt wetterhart, aber freundlich.

Das ist schön, junger Herr, rief er aus. Da seht Ihr auch, daß der Spessart nicht so schlimm ist, wie sein Ruf im Reich! Sollt unser Gast sein! Des Köhlers Frau versteht die Feldhühner, die ich schoß, prächtig zu braten, und Kartoffeln — ich sag' Euch, kein König ißt sie so! Aber sagt an, woher und wohin? —

Ich hatte höflich gegrüßt, mein Ränzel abgelegt, und setzte mich neben den Revierförster. Ich erzählte ihm, woher ich komme und wohin ich wolle, und nannte meinen Namen.

Also der Amtmann in — ist ihr Vetter? rief er aus. Ei, Blitz und Hagel, das ist ja prächtig! Der ist mein alter Freund und Jagdgenosse! Schießt meisterhaft und allemal auf gut waidmännisch, auf's Blatt. Na, gebt mir die Hand!

Da war denn schnell gute Bekanntschaft gemacht. Des Köhlers Frau rupfte draußen die Hühner, briet in der glühenden Asche Kartoffeln, und die unverhoffte Aussicht auf ein erquicklich Mahl in einer Waldhütte, das Bewußtsein der Sicherheit und der Nähe braver Menschen, machte, daß ich schnell wieder in das Geleise meiner jugendlichen Munterkeit und Fröhlichkeit kam. Ich dankte im Herzen meinem Gotte und Herrn für diese unverhoffte Wendung.

Das Gewitter ist da, sagte der Revierförster, und der Sturm hat ihm wacker vorgespannt und thut's noch; wird's aber auch bald wegfegen.

Das glaub' ich nicht, versetzte der Köhler. Es kommt über den Main her, und wenn ein Gewitter aus dieser Richtung kommt, so stößt es sich an unsern Bergen und hält dann lange, bringt uns aber auch einen schönen Regenguß, der selten vor Tage endet.

Du bist ein schlimmer Prophet, sagte, den Kopf zustimmend wiegend, der Revierförster. Man muß Geduld haben, und Sie können froh sein, daß Sie hier ein schirmend Obdach gefunden haben. Das konnte ich wohl, denn das Wetter begann sich über unsern Häuptern greulich zu entladen. Es wurde, obgleich noch früh am Tage, fast nächtlich dunkel. Der Wind heulte im Forste schauerlich. Die alten Riesen des Waldes, vielhundertjährige Eichen, beugten sich ächzend und unwillig rauschend. Hin und wieder krachten die Aeste, daß es hallte, als bräche der halbe Spessart zusammen. Die Blitze folgten sich mit unglaublicher Schnelle, und minutenlang erhellten sie grell das Halbdunkel. Der Donner aber hämmerte und krachte schauerlich über unsern Häuptern. Plötzlich zuckte ein furchtbarer Blitz, so grell und nahe, daß wir auffuhren von unserer soliden Bank. Ein Donner folgte hell gellend und lang nachrasselnd. Dann wurde es minutenlang stille.

Das hat mich eine Alte gekostet, rief der Revierförster in seiner Redeweise. Es hat eingeschlagen und nahe bei uns!

Er wollte in seinem Eifer aufspringen und hinauseilen, um zu sehen, wo der Blitz sich sein Opfer gewählt.

Der Köhler vertrat ihm den Weg.

Jetzt nicht, Herr Revierförster, bat er; es lauft nicht fort, und den Schaden findet Ihr noch immer.

Ich will gehen, fuhr er fort, als er des Forstmann's Ungeduld sah, hing einen Sack um seine Schultern und war bald im Walde verschwunden. Er kehrte indessen auch bald wider zurück.

Es ist die Alte bei dem Mordkreuze, sagte er, die seitwärts am Bächlein steht.

Heiliger Gott, rief ich aus, dort hab' ich geruht und geschlafen!

Da mögt Ihr Gott danken, sagte der Köhler, daß Ihr Euch nicht verleiten ließet,

dort das Gewitter abzuwarten. Man soll's nie unter einem Baume thun, am Wenigsten unter einer Eiche, und sich lieber lederweich durchwässern lassen.

Der Revierförster saß stille da. Endlich sagte er, es thut mir leid um den Baum. So schwindet Ein Zeuge jener greulichen Geschichte nach dem Andern. —

Das Kreuz aber bleibt! sagte der Köhler.

Aber das Moos deckt schon seine Schrift. Ich konnte nur noch das Wort: Ermordet lesen, sagte ich. Da ist mir denn doch ein Schauder durch's Mark gefahren.

Hab's wohl geahnet, als Ihr so lieſt und bei meinem Anruf erschrackt, sagte der Köhler lächelnd.

Was ist's denn für eine Geschichte? fragte ich.

Eine schauderhafte, sagte der Revierförster. Ich will sie Euch nach dem Essen erzählen, denn schlafen kann ich auf's Essen nicht gleich. Ich muß meine Pfeife noch rauchen.

Schon, als der Köhler zurückkam, fielen einzelne, dicke Regentropfen, daß es klang, als würfe man Steinchen auf ein Bretterdach; aber bald darauf ergoß sich der Regen in Strömen; das Gewitter aber zog über die Waldhöhen hin, der Regen blieb sich bis tief in die Nacht hinein gleich und endete erst gegen Morgen.

So saßen wir denn plaudernd auf der Eichenbank, und unsere Blicke begleiteten die reinliche Köhlerin, welche die Hühner, des Revierförsters Jagdbeute, briet. Als endlich das Essen bereitet war, trug sie auf einem sauber abgewaschenen Tische ihre Gerichte auf, und wir machten ihrer Kunst Ehre. Die Hühner waren jung und trefflich, aber die an der Asche gebratenen Kartoffeln übertrafen in der That an Wohlgeschmack alle Kartoffeln, die ich noch gegessen hatte.

Als endlich unsere Mahlzeit vorüber war, stopfte sich der Revierförster seine Pfeife und setzte sich mit sichtbarem Behagen auf die Bank. Draußen platschte der Regen gewaltig, und der Wind rüttelte und schüttelte die Bäume des Waldes, und das Behagen in sicherer Hütte ergriff uns Alle, und Jeder sprach es in seiner Weise aus.

Vergessen wir aber die Begebenheit mit dem Kreuze nicht! sagte ich.

Sie haben Recht, entgegnete der Revierförster. Was ich versprochen habe, werde ich halten. Sind Sie bei Bamberg bekannt? fragte er nun.

Ich konnte das bejahen.

Nun, fuhr er fort, so kennen Sie auch den Steigerwald. In diesem Reviere befindet sich ein Forsthaus, das heute noch ganz so ist, wie es zur Zeit der Geschichte, vor etwa sechzig Jahren, war. Noch ziert den Giebel das Gehörne eines Vierzehnenders und gibt ihm die rechte Bezeichnung als Waidmannssitz. Noch rankt der mächtige Epheu um die Mauern und bekleidet das Haus mit seinem wundervollen Grün, nährt sich draus und hält es fest. Noch liegt das alte Schindeldach darauf mit seinem Moosteppich in den verschiedensten Farben sammtartig glänzend. Noch sind seine Räume zwar nicht weit und groß, aber behaglich und anmuthig. So war es schon, als der alte Revierförster B . . . . . . hier wohnte. Er war Wittwer; aber der Herr hatte ihm von vier Kindern eins gelassen, ein Mädchen, das damals neunzehn Jahre zählte und seines Herzens Schatz und Trost war, wie seine Lust und Freude. Else war ein kräftiges, schöngewachsenes Mädchen von blühender Gesundheit, ein rechtes ächtes Waldkind, bräunlich zwar ihre Farbe, aber geschmückt mit blühenden Wangen. Schwarzes, glänzendes Haar umlockte den schönen Kopf, und strahlende Augen, wie zwei Sonnen groß, leuchteten in tiefer Glut. Der Revierförster war nicht arm, daher Else eine doppelt anziehende Jungfrau für — den Sohn eines der Bauern der nahen Höfe. Der war wohl auch reich und der Erbsohn, und der Revierförster hätte gerne sein Kind, wenn es doch einmal sein sollte, dort als schaffende, behäbige Hausfrau sicher mögen geborgen sehen; aber es ist eine alte Erfahrung, daß die Lieb' sich nicht zwingen und bannen läßt. Sie ist halb wie ein Vögelein, das sich auf dem Zweige wiegt, der ihm gefällt, und sein Nestlein dahin baut, wo es ihm am angenehmsten dünkt. So ist's gewesen von Alters her, und so wird's bleiben, so lange es Herzen auf Erden giebt. Die Klugheit und Berechnung hat da ein Ende.

Was Else gegen den braven Clemens hatte, weiß ich nicht. Er war ein schöner Bursche, stattlich wie Einer, und brav und ohne Tadel; dabei weichen Herzens und sehr gutmüthig. Er hatte Else sehr lieb, und konnte er in ihr strahlend Auge blicken, so war er glücklich, und lächelte sie ihn einmal an, so strahlte er von Glück und Wonne. Die Alten waren einig in der Sache, und nur an Elsen's Ja lag das glückliche Ende einer einfachen Geschichte. Aber das Ja! — Es wollte nicht über die Lippen, und darum nicht, weil's nicht im Herzen klang, und da klang's nicht, weil sie eine Abneigung gegen Clemens hatte. Diese Abneigung erwuchs aber aus einer Neigung, die sich anderswohin gewendet.

Es war damals so, daß jeder tüchtige Forstmann junge Forstleute ausbildete, sogenannte Jägerbursche, die ihre Lehrzeit bei ihm durchmachten und dann, wenn's ging, auch eine Art von Gesellenzeit.

Nun hatte ein Förster bei Kronach einen tüchtigen Sohn, den gab er B .... in die Lehre. Der Förster hieß Edelmann, und war achtbar und geachtet. Andres, sein Sohn, war brav erzogen, aber er war eine heftige, kräftige Natur. Alles war bestimmt bei ihm und entschieden, sein Thun und sein Lassen. Feuriger Muth blitzte aus seinen Augen und es fehlte nicht an Gelegenheit, ihn zu erweisen und zu bethätigen. B .... hielt dicke Stücke auf ihn und vertraute ihm Dinge an, die er sonst selbst zu thun gewohnt war. Dabei war Andres groß, hielt sich stolz in die Höhe; kleidete sich sauber und nett, und war ein bildhübscher Junge. Wenn Feuer und Stroh zusammen kommt, dann brennt's lichterlohe, sagt man im Sprüchwort. Was war natürlicher, als daß Else und Andres sich mit aller Innigkeit lieb gewannen? — Das hätte der alte B .... im Voraus wissen können, wenn er nur so weit gedacht hätte; aber Else war für Clemens bestimmt, und so dachte er nicht, daß das Mädchen einen Andern liebgewinnen könne. Das Feuer glimmte denn nun fort in der Stille, und die Zweie gelobten sich, nie von einander zu lassen. Davon wußte freilich der Vater nichts, und das war Unrecht. — Einmal kam der Revieförster hinter die Geschichte.

Himmel und Erde! Der verstand keinen Spaß, wenn ihm Einer seine liebsten Pläne durchkreuzen wollte. Da schlug die Flamme seines Zornes himmelhoch auf, und er jagte den Andres auf der Stelle fort. Andres war lange ruhig geblieben; er hatte mit Elsen den Alten angefleht, sie nicht Beide unglücklich zu machen, aber das goß Oel in die Flammen und machte die Sache nur schlimmer.

Else ist des Clemens Braut! rief er. Ich habe mein Wort verpfändet. Das breche ich nie. Drum ab! Du gehst auf der Stelle und betrittst meine Schwelle nicht mehr!

Da ging trotzig und wild der Bursche von dannen, und in seinem Herzen kochte Zorn und Grimm.

Er ging, aber nicht weit; schon im nächsten Revier nahm der Revierförster, der B ....'s Freund nicht war, ihn mit Freuden an und auf, und wer geglaubt hätte, alle Verbindung zwischen Else und Andres hätte aufgehört, der hätte gefehlt auf vierzig Schritte, und das war das zweite Unrecht, schlimmer als das Erste. —

Das aber wußte der alte B .... nicht, und meinte, sein liebes, gehorsames Kind füge sich und die bleichen Wangen würden bald wieder blühen, die Thränen in den Augen bald wieder trocknen. So ging der Vorsommer hin. Gegen Jacobitag war Kirchweih in einem Dorfe, und Clemens führte seine nun erklärte Braut dorthin zum Tanze.

Else aber war innerlich geknickt. Seit Andres fort war, gab's keine frohe Stunde mehr im Forsthause. Ihr Vater war, als er sich doch verrechnet, und die Trauer nicht enden wollte, hart und strenge gegen sie geworden. Er wollte seinen väterlichen Willen durchsetzen, und zwang Else zur Verlobung mit Clemens, der ihr nun wahrhaft verhaßt wurde. Das Leben war ihr ohne Andres eine Last, und wie ein Opferthier folgte sie willenlos dem Vater, und hoffte, der Tod werde sie erlösen. So war sie auch zur Kirchweih gekommen, und wie auch Clemens Alles aufbot, sie zu erheitern, sie blieb traurig und freudlos, wie immer.

Da trat mit einem Male Andres in das Tanzzimmer, und Else hätte fast einen Schrei der Freude ausgestoßen, als sie ihn sah. Er kam aus dem Walde und hatte vielleicht die geheime Hoffnung, sie hier zu finden. Er stürzte auf sie zu und begrüßte sie, wie ihn das Herz trieb, und das Mädchen hing, zitternd vor Freude, in seinen Armen. Daß das den Bräutigam wurmte, ist natürlich. Er wollte mit Elsen forttanzen, aber Andres, glühend von Liebe und Eifersucht, stieß ihn zurück. Da war denn der Streit und das Raufen schnell los. Andres war wüthend, und als ihn Clemens einen Lumpen schalt und einmal zu Boden schlug, da war's aus. Er eilte hinab, wo er seine Büchse stehen hatte, sprang die Treppe hinauf, und schoß Clemens, der ihm wieder entgegen kam, eine Kugel mitten durch's Herz, daß er nicht mehr zuckte.

Von dem Schrecken und Entsetzen, das alle Leute ergriff, kann man sich gar keine Vorstellung machen. Sie waren wie betäubt. Keiner dachte daran, den Mörder zu ergreifen. Nur Else erkannte seine Lage. Er war die Treppe wieder herunter gerannt, als er die Blutthat vollbracht. Else eilte voll Grauen und Entsetzen ihm nach. Sie fand ihn im Wiesengarten des Wirthshauses, wo er, die unglückselige Büchse in der Hand, an einem Baume lehnte.

Andres, rief sie, was hast Du gethan!

Was ich thun mußte, sagte er fest, denn Du darfst eines Andern Weib nicht werden, und wenn ich noch Hunderte niederschießen müßte! Ohne Dich kann ich, mag ich nicht leben!

Das Wort durchzuckte das Mädchen, das im höchsten Maße aufgeregt war, wie eine sie völlig bezaubernde Gewalt.

Du mußt fliehen! rief sie. Sie werden Dich fangen, und Du stirbst am Galgen! Andres, dann sterbe ich auch! —

Ohne Dich flieh' ich nicht! sagte er fest. Komm' Else, flieh' mit mir! Was hast Du daheim zu erwarten? Fluch und Schande, Qual und Jammer. Komm', laß uns fliehen, dann sind wir unser!

Und er umfaßte die Bebende. Er flehte und bat, und Else — vergaß Vater und Kindespflicht, und floh mit ihm. —

Lange Zeit zogen sie im Böhmerwalde umher und litten Noth und Hunger. Heim durfte Andres nicht kommen; ebensowenig Else. Mit der Flucht war jeglicher Rückweg abgeschnitten.

Was sollten sie thun? — Da beschloß Andres, sich bei den kaiserlichen Jägern anwerben zu lassen. Das glückte. Die Garnison war in Linz. Dorthin zog er, und Else mit, und dort wurden beide kirchlich getraut. —

Zu spät gedachten die Bauern daran, den Mörder zu fassen. Sie hatten zuerst gesucht, Clemens in's Leben zu rufen. Als das aber vergeblich sich erwies, da luden sie ihn auf einen Wagen, um ihn zu seinen Eltern zu bringen. Erst jetzt sahen sie nach dem Mörder sich um; aber der war nirgends zu finden. Auch Else war nirgends zu sehen.

Sie ist mit ihm fort! riefen die Bauern. Wo sollten sie hin sein, als zu ihrem Vater? Und in dieser Richtung stürmten sie in den Steigerwald, während Andres und Else gerade in entgegengesetzter Richtung flohen, unbelästigt und unbehindert. —

Spät in der Nacht erreichten sie das Forsthaus und stürmten heran. Der Revierförster erwachte bei dem Tumulte und eilte, mit seiner Büchse in der Hand, zum Fenster, weil er einen räuberischen Ueberfall vermuthete.

Was gibt's hier? rief er zornig und doch erschrocken, als er im Mondenschein den hellen Haufen vor seinem Hause sah. Einige suchten schon die Thüre zu sprengen.

Zurück! herrschte er ihnen zu, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch niederschieße, wie tolle Hunde!

Damit seid Ihr gleich bei der Hand! rief ihm Einer zu. Der Andres hat den Clemens erschossen und ist mit Eurer Tochter hierher geflohen. Gebt den Mörder heraus und die Dirne, die Schuld an dem Unglück ist!

Das war zu viel für den alten Mann. Er stürzte rücklings zur Erde, und als die Bauern die Thüre gesprengt hatten, und nun in's Haus traten, fanden sie eine Leiche,

denn ein Schlag hatte ihn getroffen und getödtet; aber in den übrigen Räumen des Hauses war Alles leer, still und öde. —

II.

Das ist der Fluch der Sünde, daß sie fort und fort neue Sünden gebiert, fuhr der Revierförster fort. Das pflichtvergessene Mädchen war die Mörderin ihres eignen Vaters geworden. Ihm, menschlich betrachtet, war dieser schnelle Tod eine Wohlthat. Der Schmerz um sein verlorenes Kind hätte ihm doch das Herz gebrochen. Nun wurde er mit dem unglücklichen Opfer der Eifersucht in ein stilles Grab gelegt, und der Rasen grünte bald darüber, befeuchtet von den Thränen trostloser Eltern, die nun auch kinderlos dem Grabe zu wankten. Aber ihr Fluch folgte dem Mörder, dem pflichtvergessenen Mädchen.

Clemen's Mutter starb schon nach einem halben Jahre aus Leid um ihren braven Sohn, und noch ehe der Frühling den Wald neu bekleidete, starb auch ihr Gatte. Der Hof kam an lachende Erben, und in's Forsthaus zog ein neuer Revierförster, und über den Gräbern grünte der Rasen, und um das Forsthaus rauschte der Wald, wie früher auch. Die Zweie aber waren verschollen. —

Der Andres war Soldat und die schöne Else wurde Marketenderin. Es ging ihnen gut, und die Leidenschaftlichkeit ihrer Liebe ließ sie Alles vergessen, was hinter ihnen lag. So schien es wenigstens; aber der Andres betäubte manchmal das Gewissen in Branntwein, und Else verbarg ihm die heimlichen Thränen, die sie um ihren Vater vergoß. Sie hatte an ihn geschrieben und um Verzeihung ihn angefleht; aber die Todten antworten nicht. An seinen Tod dachte sie gar nicht, aber daß er sie verstoßen, daß er ihr vielleicht fluche, das beugte sie furchtbar und verbitterte ihr Glück.

Andres trug sie, wie man sagt, auf den Händen. Kein hartes Wort kam über seine Lippen. Was er ihr an den Augen ansehen konnte, das that er ihr, und in der Freude über ihre zwei blühenden Knaben schien sie auch ihr nagendes Leid zu vergessen und die Hoffnung zu nähren, ihr Vater werde ihr noch verzeihen. Es ging ihnen, wenn auch beschränkt ihre Lage war, doch nicht übel, denn Andres, der sich im Dienste trefflich hielt, war Corporal geworden, und Else's kleiner Marketenderkram ging gut, wie auch ihr Branntwein- und Bierschank. Außerdem wusch und flickte sie für die Soldaten, und da sie sich musterhaft aufführte, so genoß sie allgemeine Achtung. Der Himmel schien sich über ihr aufklären zu wollen, und nur das Eine quälte sie, daß sie nichts von ihrem Vater erfuhr.

Zwei Jahre und mehr waren so in's Land gegangen, und Niemand im Regimente wie in der Stadt Linz, ahnete, welch ein Verbrechen auf Andres Seele lastete, und wie es um seine Vergangenheit stand. Das sollte sich aber plötzlich und unerwartet ändern, und seinem Lebenswege eine andre, heillose Richtung geben.

Dazumal ging's, wie man im Sprüchwort sagt: Berge begegnen sich nicht, wohl aber Menschen. Das Frankenland sandte wieder einmal einen seiner Raufer und Tagediebe flüchtig in die Welt. Er hatte bei einer Rauferei einen Andern todtgeschlagen und entwischte auf dem Transporte den Wächtern. Der kam auf seinen irren Wegen gen Linz und ließ sich anwerben und kam in des Andres Edelmann's Compagnie. Der hatte ihn und Else früher gekannt und erneuerte die Bekanntschaft und erzählte ihnen, daß Else's Vater und des Clemens Aeltern alsbald nach der That gestorben seien. Das goß ein unermeßliches Maß von Kummer und Jammer in Else's Seele, und Andres konnte sie gar nicht mehr trösten.

Zu diesem Jammer gesellte sich die Furcht vor der Entdeckung durch den lüderlichen Gesellen. Er hatte ihm zwar versprochen, das unglückselige Geheimniß zu verschweigen; aber der Gesell erkannte, daß er seinen Corporal in der Hand hatte und erlaubte sich allerlei Malefizstreiche darauf hin. Wenn die andern Soldaten zu ihm sagten: Gib Acht, es geht mit dir zu bösen Häusern, so lachte er und sagte: der Coporal Edelmann darf mir nichts thun, sonst bricht er mir den Mund auf! Da wurden die andern neugierig, machten ihn trunken und da plauderte er Alles aus.

Das hörte Andres sogleich und stürzte zu Else und rief: Wir müssen fort und wenn es mir das Leben kostet. Hier hängen sie mich doch oder schlagen mich in der Spießruthengasse todt.

Also haben sie sich mit dem bischen Gelde, was sie hatten, Kleider für Andres bei einem Trödler gekauft und sind noch in selbiger Nacht mit ihren Kindern desertirt.

Es ging glücklich, und ohne Anstand kamen sie nach Böhmen und von da über den Böhmerwald wieder in die Gegend von Kronach. Aber da gings ihnen schlecht. Im Walde war ihre Herberge und ihr Nachtquartier. Zum Leben hatten sie kein Geld. Da mußten sie betteln. Man sagt: das Betteln ist das leichteste Handwerk; man ist Junge, Geselle und Meister in acht Tagen, und das Handwerk ernährt seinen Mann. Das mag wohl hier und da wahr sein; aber der armen Else gings nicht von der Hand und der Andres lernte es niemals recht. Wie gerne hätte er irgend Dienste genommen; aber mit Weib und Kindern mögen die Leute keinen Knecht und von einem hergelaufenen Menschen, von dem sie nicht wissen, wie viel Uhr es mit ihm ist, mögen sie auch nichts wissen.

In der Aerndte gings. Da halfen sie auf einem Hofe die Frucht schneiden; aber nun war das vorüber und der Winter nahte und sie hatten kein Obdach, keine Kleider, keine Schuhe. Die armen Würmchen waren nackt und bloß. Was sollte das werden? Und überall wies man sie ab; nirgends wollte man sie dulden.

Da fluchte oft Andres gräulich den Menschen und schwur ihnen Rache. Else hing sich an seinen Hals und flehte, er möge auf guten Wegen bleiben; aber auf guten Wegen hatte er's versucht und es war ihm mißglückt. Was war da zu thun?

Andres hatte auf seinen Irrfahrten Leute kennen gelernt, die sich an ihn machten, daß er thue, wie sie thaten, das heißt, raube und stehle! Lange widerstand er, weil Else ihn bat und beschwor; allein endlich willigte er hinter ihr in die bösen Rathschläge und half hier und dort einen Diebstahl ausführen. Da bekam er denn Brod und auch Kleider; aber Elsen blutete das Herz und sie ließ nicht nach, bis sie ihn endlich abgebracht und er mit ihr fortzog in den Kinziggrund.

Nach langem Umherwandern und Betteln erreichten sie endlich das Dorf Aufenau, das dem Herrn von Forstmeister gehörte. Der erbarmte sich ihrer und nahm sie auf. Andres flocht Körbe und Else trug sie feil und auch irdenes Kochgeschirre und geschnitzte hölzerne Löffel und anderes Geräthe. Das ernährte sie kümmerlich aber ehrlich, denn ihre Familie wuchs an und es wurde das Ernähren immer schwerer.

Else litt unaussprechlich. In ihrer Seele war das Gute noch nicht erstorben; aber die Buben zu ernähren und sich selbst, das ist eine harte Arbeit. Sie bekam aber noch viel geschenkt von den Leuten, denn Jedermann sah den tiefen Schmerz in dem Angesichte der immer noch schönen, noch jungen Frau und hatte Mitleid mit ihr.

Nicht so war es mit Andres. Er war schon als Soldat verwildert und in dem Umgange mit Räubern und Spitzbuben war nach und nach der Keim des Guten vom Unkraut überwuchert und erstickt worden. Er sah sich an, wie im Kriegszustande mit der Welt. Der ehrliche Erwerb ernährte seine Familie nicht mehr und die Sehnsucht nach dem früheren Leben erwachte wieder. Auch war er ein Trinker geworden, wenn er es haben konnte, um die Grillen und die Mißstimmung seiner Seele zu verscheuchen. Zu seinem Unglück war die Bande, der er einst angehört und die in Franken und Schwaben zerstreut worden war, weil man sie gehetzt, wie das Raubwild, im Spessart wieder zusammengekommen, und da begegnete ihnen wohl Andres einmal auf einem abgelegenen Dorfe und die alten Freundschaften wurden erneuert. Er verließ den Kinziggrund und Aufenau und zog in den Spessart. Vergebens flehte Else. Sie sah wohl selbst — es ging nicht mehr — aber so — ach, so konnte es ja doch nur zum Verderben gehen. Sie mußte endlich mitziehen. Am schwersten war ihr Kummer, wenn sie an ihre Kinder dachte und oft lag sie Stunden lang auf ihren Knieen und badete sich in ihren Thränen; aber Andres begann sie zu verhöhnen. Er stieß

gotteslästerliche Reden aus und, das Maß ihres Elends voll zu machen, zog Hader und Streit in ihre armselige Waldhütte ein. Wollte sie Frieden, mußte sie schweigen, denn auch das Bitten half nicht mehr. An ihren Kindern that sie Alles, was eine reuige Seele thun kann, sie zu retten, aber die ältesten Buben gingen schon mit, dem Verderben zu. Der Vater leitete sie an.

Man hätte denken sollen, ihre Kraft wäre in dieser inneren Qual, in diesen rastlosen Kämpfen gebrochen; aber sie hielt es aus und der starke Leib brach nicht unter den Qualen ihrer Seele.

Damals wurde viel gestohlen und geraubt im Spessart und an seinem Saume herum. Die Bande war stark und sehr verwegen, und wo sie ihre Schlupfwinkel hatte, wußte Niemand, denn der Wald war eine völlige Wildniß, und wenn sie auch streiften, die Bauern, so hatten sie den Muth nicht, tief hineinzudringen, weil sie einen Kampf mit den Räubern und ihre Rache fürchteten. Der „rothe Hahn“ war das Schreckbild, denn damit bezeichneten die Räuber in ihrer Sprache das Anstecken der Häuser und Dörfer. Damit schlugen sie den Muth der Bauern nieder, die ihnen nothgedrungen ein Obdach, einen Versteck und Alles gaben, was sie auf und losbringen konnten, weil ihnen die Macht des weltlichen Arms keinen Schutz und keine Sicherheit zu geben im Stande war.

Else hatte hundertmal ihren Mann angefleht, die Knaben ein ehrlich Handwerk lernen zu lassen. Das faßte wohl Boden in seiner Seele und er versuchte es; aber Niemand mochte das Kind eines verrufenen Menschen. Die Meister erklärten lieber, sie hätten für sich nichts zu thun, und speisten ihn ab, um ihn los zu werden. Dann kam er erbittert gegen die Menschen zurück und rief: Sie stoßen mich aus! Sie wollen meine Kinder nicht! Bleibt uns denn ein Anderes übrig, als Raub und Diebstahl? — Erst war er in einem Zustande, der an Raserei grenzte, dann, als er den unaussprechlichen Schmerz in dem Gesichte seiner Frau las, brach er, übermannt von seinem Gefühle, in ein lautes Weinen aus. Dann sprang er auf und lief weg.

In dieser Aufregung begegnete er einem seiner Helfershelfer, der ihm sagte: er habe erkundet, daß diesen Abend Leute von der Frankfurter Messe mit vielem Gelde durch den Wald mit dem Postwagen zögen. Sie brächten eine Bedeckung von Landreitern mit, aber er wisse ja, was dieß zu bedeuten habe. Dennoch sei es nöthig, daß die Bande vollzählig und gut bewaffnet sei; es könne wohl Etwas absetzen.

Hei, wie fuhr das zündend in die aufgeregte Seele des Andres. Alle wildempörten Gefühle kehrten zurück und mit einer entsetzlichen Lust eilte er zum Sammelplatz, wo er schon seine beiden ältesten Jungen, die damals sechzehn- und fünfzehnjährig, aber kräftig und muthig waren und schon manchen Streich mit hatten ausführen helfen.

Im ersten Augenblicke erschütterte ihn das, weil er an Else dachte, an ihr Bitten, ihr Flehen und — an die Gefahr, welche den Knaben drohen könnte; aber als er sie wegschicken wollte, fielen alle mit Vorwürfen über ihn her, ja selbst mit Spott und Hohn und so ließ er es denn zu, aber seine Stimmung wurde nur herber und bitterer.

Endlich waren alle da und nun begaben sie sich an die Stelle, wo der Ueberfall der sogenannten Landkutsche stattfinden sollte. Lange mußten sie im Verstecke liegen, ehe das langsame Fuhrwerk daherrumpelte. Diesesmal waren zwölf bewaffnete Landreiter, alle mit der gespannten Pistole in der Hand, die Begleiter des Wagens.

Wenn auch diese Zahl und dieses Gerüstetsein der Landreiter die Räuber anfänglich stutzig machte, so wollten doch die Verwegensten diese Gelegenheit eines guten Fanges unbenutzt nicht vorübergehen lassen.

Ein greller Pfiff erklang, und aus allen Büschen sprangen die Räuber hervor. Schüsse knallten, ein wildes Lärmen erfüllte den Wald. Zwei Landreiter stürzten getroffen von den Pferden. Die andern, wie die bewaffneten Reisenden griffen die Räuber an und es entspann sich ein wilder, rasender Kampf.

Mitten in diesem Kampfe stieß Andres's Aeltester einen furchtbaren Schmerzschrei aus. Eine ganze Karabinerladung sogenannter „Posten“ war ihm in den Unter-

leib gedrungen und hatte ihm eine tödtliche Wunde beigebracht. Er lag unter entsetzlichen Schmerzen am Wege.

Hier erblickte ihn der Vater, der heute wie ein gereizter Löwe gegen die Landreiter gefochten und einen getödtet hatte. Er lud ihn auf seine Schulter, um ihn in Sicherheit zu bringen; aber grade seine Entfernung vom Kampfplatze entschied den Sieg zu Gunsten der Landreiter. Die Räuber flohen und die Landreiter, die ihre Pferde hier nicht gebrauchen konnten, sprangen siegestrunken ab und verfolgten sie.

Lauf! riefen die Genossen dem unglücklichen Vater zu. Du fällst in die Gewalt der Landreiter und wir sind alle verloren!

Laßt mich liegen! Ich muß doch sterben! rief der Knabe, dessen Schmerzen unerträglich durch seine Lage auf des Vaters Schultern gesteigert waren.

Helft mir ihn tragen, sonst geräth er in ihre Gewalt! ächzte Andres, dessen Kraft erlahmte.

Da griffen zweie zu und schleppten den Knaben fort. Aber die Landreiter waren ihnen auf den Fersen. Grade bei der Eiche, wo das Kreuz steht, ließen sie ihn fallen. Aber, riefen sie dem verzweifelnden Vater zu, er wird uns verrathen! Sterben muß er doch! Stoß ihm das Messer in das Herz, dann endest du seine Qual und schließest ihm den Mund!

Halloh! wir haben Einen! schrieen die Landreiter

Wahnsinn im Gehirne, nicht wissend in diesem Zustande, was er that — zieht Andres sein Messer und — stößt es dem eigenen Kinde in die Brust! — — —

III.

Ein Entsetzen, wie ich es nie gefühlt, sagte mein Großvater, ein Entsetzen, das noch heute, nach so vielen, vielen Jahren in gleicher Weise meine Seele erfüllt, ergriff mich, als der Revierförster nach den letzten Worten, selbst überwältigt von der Macht dessen, was er erzählte, einige Augenblicke schwieg.

Unmöglich! rief ich aus. Das kann kein Vater!

Und doch ist es eine Thatsache, fiel der Köhler ein, und die Schrift auf dem Steine verkündigt die schauderhafte That.

Ja, Ja, sagte mit einem Tone, der ebenso sehr Zeugniß davon gab, wie seine Seele erschüttert war, als er mich auf's Neue erschütterte, der Revierförster — das ist der Sünde entsetzlicher Fluch, daß sie immer neue Sünden und Verbrechen gebiert, wie ich schon gesagt. Das ist das schreckliche Loos des der Sünde Verfallenen, daß er immer tiefer sinkt; daß die Rückkehr immer schwerer, die Schuld immer größer wird, und das Gericht immer näher kommt. Mir grauset's, so oft ich an die Begebenheit gedenke. Aber es ist nackte Wahrheit! — Darauf fuhr er also fort:

Die Nacht legte sich rabenschwarz über die Erde, schwarz wie die That, die der scheidende Tag gesehen und mit Entsetzen sich abgewendet hatte, um sie in Nacht zu hüllen.

Es war tief in die Nacht, als der Andres in seine Hütte kam mit dem andern Buben. Beide waren todtbleich, entstellt und scheu. —

Else wachte noch. Eine Todesangst hatte das arme Weib nicht ruhen lassen, von der sie noch keinen Grund sich anzugeben gewußt.

Wir müssen fort! rief Andres, noch diese Nacht, gleich!

Was ist geschehen? fragte sie ihn mit Schauder betrachtend. Wo ist Peter? —

Beide, Vater und Sohn, sahen so entsetzenerregend aus. Keiner antwortete — weil die Wahrheit ihnen den Mund verschloß. —

Wo ist Peter! rief sie verzweifelt, und sprang auf Andres zu, den sie bei der Schulter faßte und mit übernatürlicher Kraft schüttelte. Redet! Wo ist er? Ha! rief sie dann, ihren Mann beleuchtend mit dem Kienspahn: Das ist Blut!

Er schauderte furchtbar zusammen. —

Er ist todt? Sag's nur! Gelt, er ist todt? — schrie sie verzweifelnd, und das — das ist sein Blut! O, mein Kind, dahingefahren in seinen Sünden! Wo ist er? Sie wollte fort in die Nacht hinaus. Sie war wie eine Irrsinnige.

Da brach Andres zusammen. Er sank auf die Bank nieder und verhüllte sein Angesicht. Was hab ich gethan? rief er aus, mit einem Tone, der durch Mark und Gebein ging.

Du? fragte das arme Weib. Du? — hast Du Dein Kind gemordet? Sie zitterte am ganzen Leibe.

Da erzählte der zweite Knabe den schrecklichen Hergang. Else stand da, wie wenn ein Starrkrampf sie ergriffen hätte. Ihr Anblick war fürchterlich. Die Haare flatterten rabenschwarz um das bleiche Gesicht, dessen Augen aus ihren Höhlen treten zu wollen schienen. Aber sie redete nicht, sie konnte nicht reden.

Plötzlich aber lösten sich die starren Glieder, das Band der Zunge wurde los, und ein furchtbarer Fluch über ihren Mann stieß ihr Mund aus, so schrecklich, daß alle schauderten. Dann sank sie leblos auf den Lehmboden der Hütte.

Keiner rührte sich, sie aufzuheben. Endlich ermannte sich Andres, hob sie auf und legte sie auf die Streu, die als Bette diente. Nach langer Zeit erwachte sie, aber — sie war wahnsinnig, denn sie sang Kinderlieder und wiegte ihren Peter und wollte ihn in Schlaf lullen. Dann suchte sie ihn und fand ihn nicht, und mit einem schrecklichen Jammern um ihr Kind erfüllte sie die Hütte.

Einer der Räuber stürzte herein, und rief: Wollt Ihr Euch fangen lassen? Des Buben Gesicht verräth uns Alle. Wir müssen fort. Daran denkst Du nicht, Andres. Fort, so schnell ihr könnet!

Else hing sich an ihn. Wo ist mein Kind, mein Peter, ich will ihn in die Wiege legen und finde ihn nicht? — Der Räuber starrte sie an. Die Kinder weinten laut. Sie ist närrisch geworden, sagte der, der jetzt der Aelteste war.

Der Räuber schüttelte sich vor Entsetzen, machte sich los und eilte wieder zur Thüre hinaus.

Andres raffte sich jetzt auf. Komm, liebe Else, wir müssen fort! bat er. Komm, wir suchen unsern Peter!

Sie starrte ihn an. Hu! rief sie, rühre mich nicht an mit Deiner Hand, daran Deines Kindes Blut klebt!

Die Kinder hingen sich an sie. Es schien, als habe sie einen lichten Augenblick des vollen Gebrauchs ihrer geistigen Kräfte. Sie raffte Alles zusammen, packte es in Bündel und lud es den Knaben auf, dann folgte sie. Ihr Weg ging immer tiefer in den Wald hinein, getrieben von Angst und Schrecken. Andres der Vorderste, Else zuletzt. So waren sie fortgeeilt, bis die Kräfte nachließen. Viele Stunden von ihrem bisherigen Wohnorte mußten sie sich endlich Ruhe gönnen, denn die Kinder konnten nicht mehr fort.

Anfänglich war es dunkle Nacht. Nur Leute, die jeden Fußbreit des wilden Waldes kannten, wie das Raubgesindel, das sich allmählich zusammenfand, und einen wirren Haufen von Frauen und Männern, Jünglingen und Mädchen, Knaben und kleinern Kindern beiderlei Geschlechts bildete, konnten die Pfade in diesem Dickicht von gewaltigen Stämmen und wucherndem Unterholze finden. Einer, der Aelteste von Allen, führte den langen Zug an, der oft weit auseinander gehen mußte, weil das dichte Gesträuche es nicht zuließ, beisammen zu bleiben. So war es zur Unmöglichkeit geworden, auf den Einzelnen zu achten. Niemand bemerkte daher, daß Else, die sich auch immer allein und am Ende des Zuges gehalten hatte, schon im Zuge fehlte, seit sie ihren ursprünglichen Schlupfwinkel verlassen hatte. Erst als die Bande gegen zehn Uhr des Morgens einmal Rast hielt, um am Saume eines Waldbaches sich durch Speise und einen frischen Trunk zu erquicken, fragte Andres die Knaben, wo die Mutter sei? Keiner wußte es. Anfangs hatten sie sie wankenden Trittes dem Zuge folgen sehen, dann aber in kindischer Weise mit ihren Altersgenossen heimlich geplaudert und nicht mehr auf sie geachtet.

Erschreckt von dem Umstande eilte er zu den einzelnen Haufen, die sich gesellig zusammen gelagert hatten. Sie war nirgends gewesen. Viele hatten sie wohl beim Beginne des Zuges gesehen, dann nicht mehr, Andere aber erinnerten sich gar nicht, sie gesehen zu haben. Ein lähmender Schrecken ergriff Andres, der seine

Else mit ganzer Seele lieb hatte, wenn auch manchmal Auftritte zwischen ihnen Statt gefunden, die er später voll Reue, als strafbar für ihn, ansah.

Wo ist meine Else? rief er aus. Helft mir, sie suchen! —

Gleich waren zwei bis drei Männer bereit. Else's Knaben wollten alle mit, aber man ließ es nicht zu, und die Männer begleiteten Andres auch nur, um ihn vor einem unsinnigen Streiche zu hüten. Sie gingen zurück, selbst bis zu ihren Wohnstätten; Else war nirgends. Andres rang trostlos die Hände. Laßt uns zur Eiche gehen, wo Peter liegt! rief er aus. Dort allein ist sie zu finden!

Sie hielten Rath. Endlich wurden sie einig, von verschiedenen Seiten den Platz zu beschleichen, und so geschah es. Wie Raubthiere, welche das ahnungslose Wild beschleichen, wandten sie sich lautlos durch das Gestrüppe, dem Ort des Schreckens zu.

Trotz ihrer Geistesverwirrung hatte Else ihren Entschluß gefaßt, und mit einer, ihrem Zustande kaum zuzuschreibenden Schlauheit ausgeführt. Eine Weile war sie ganz am Ende des Zuges langsam und ihrem Schmerze hingegeben, gefolgt, dann aber in einem Dickicht umgekehrt und mit Blitzesschnell zurückgerannt. Aus einzelnen Worten und Aeußerungen kannte sie den Ort ungefähr, wo die Leiche liegen mußte. Dorthin eilte sie, und als sie den starren Leichnam endlich mit des Tages erstem Grauen fand, warf sie sich im wildesten Ausbruche des Mutterschmerzes über ihn. Lange lag sie so da, das kalte Gesicht mit Küssen bedeckend, denn er war ihr Liebling vor Allen, ihr Erstgeborner, als noch in Linz ein geordnetes Leben sie umgab und ihr ungestörtes Glück noch blühte — dann aber kam der Wahnsinn über sie. Sie hob ihn mit dem Oberkörper in ihren Schooß. Es war ihr, als sei er noch ein kleines Kind, und sie müsse ihn in dem süßen Schlafe, den er schlafe, wiegen, daß er nicht erwache. Darum sang sie mit lauter Stimme Wiegenlieder, Kinderlieder, und was ihr eben einfiel.

Gegen zehn Uhr kamen die Gerichtspersonen mit den Landreitern. Ihr Gesang leitete sie zur Stelle; aber der Anblick des wahnsinnigen Weibes, das noch in diesem Zustande die Spuren einer früheren Schönheit erkennen ließ, erschütterte die kalten Männer bis in's Innerste, und lange zögerten sie, sie zu stören. Endlich mußte es indessen doch geschehen. Sie starrte sie an. Stört mein Kind nicht; es schläft so süß! bat sie mit einer Weichheit des Gefühls und der Stimme, daß die Männer rathlos standen und in manches Auge eine Thräne trat.

Der Amtmann war besonnen genug, in den Kreis ihrer Vorstellungen einzugehen.

Es liegt so hart hier, sagte er. Komm, Du sollst mit uns gehen. Wir wollen Dein Kind in ein weiches, warmes Bettlein legen! Das leuchtete ihr ein. Sie sah mild lachend den Amtmann an.

Du bist ein guter Mann! sagte sie. Thue es!

Die Landreiter hieben Stangen und Zweige ab, flochten eine Bahre, und, mit aller Schonung des Gefühles der unglücklichen Mutter, legten sie den Leichnam darauf. Sie sang lauter, während das geschah, und sang, neben der Bahre hergehend, bis der Zug im Walde verschwand.

Andres und seine Gefährten sahen das mit an. Sie mußten ihn halten, denn, wie ein Rasender, wollte er hervorstürzen und sein Weib befreien.

Sie hat mir Alles geopfert, rief er aus, als der Zug in einer Biegung des Weges ihren Blicken entschwunden war, und ich habe sie verlassen! Er wollte sich losreißen, und kaum vermochten die drei starken Männer, ihn zurück zu halten und zur Bande zurück zu bringen, die nun ein wachsames Auge auf ihn hatte, und immer weiter vom Schauplatze ihres ruchlosen Lebens und Thuns sich entfernten, und dann völlig verschwand. —

Drei Jahre waren verflossen, da führte mich, fuhr der Revierförster fort, eine Reise nach Bamberg. Von Andres und Else hatte ich nichts mehr gehört, und die Räubereien im Spessart hatten ganz aufgehört, aber urplötzlich erschreckte eine kecke That das ganze Land.

Grade bei derselben Stelle, wo die Landesregierung den Stein mit der Inschrift, welche die Greuelthat erzählte, und dem Kreuze drauf, hatte aufrichten lassen, war die Landkutsche, wie man damals den Postwagen nannte, angefallen, geplündert, und zwei Reisende im Kampfe erschlagen worden. Alle meine Bekannte fielen über mich her, und wollten eben Genaueres über diese neueste Greuelthat wissen, die, allen Anzeichen nach, von der früheren, jetzt zurückgekehrten Bande verübt worden war. Von dieser Geschichte kamen wir auf frühere, und auch auf die hier erzählte.

Da vernahm ich denn aus dem Munde einer Gerichtsperson diese Begebenheiten:

Else war, als man ihr den Leichnam ihres Sohnes nahm, rasend geworden. Man mußte sie fesseln, und Einsperren war das einzige Mittel, was fruchtete. Erst nach langer Zeit wurde sie ruhiger, aber ihre Geisteskraft war zerstört. Kein lichter Augenblick kam mehr. Sie schien das Gedächtniß ganz verloren zu haben, denn von ihrem Manne, von ihren Kindern redete sie niemals, nur von ihrem Vater, und selbst, daß sie ihn verlassen hatte, schien ihr ganz entschwunden zu sein. Es waren milde, sogar liebliche Bilder, die ihren Geist umschwebten, sie sprach mit ihrem Vater, und diese Reden waren liebevoll und freundlich. Aber ihre Kraft war gebrochen. Man sah, wie der Docht des Lebens dem Erlöschen nahte. Zuletzt wurde sie schwer krank, und da, als der Tod nahte, erwachte sie aus ihrem Traumleben noch einmal. Sie verlangte nach einem Geistlichen. Der war lange bei ihr alleine, und als er endlich heraustrat aus dem Kämmerlein, wo sie lag, trocknete er sich das Auge und sagte: das arme Herz ist gebrochen. Sie hat Frieden! —

Ein Jahr später — denn gleich nach jener That, die so namenlosen Jammer über die arme Else gebracht, waren Steckbriefe in alle Welt gesendet worden — fing man im Fuldischen eine Räuberbande ein. Unter diesen befand sich Einer, der durch eine an Raserei grenzende Grausamkeit sich ausgezeichnet hatte. Es war Andres Edelmann. Mit ihm wurden drei seiner Söhne eingefangen. Der Prozeß dauerte lange, und eine heillose Menge von Uebelthaten deckte sich auf, und kam größtentheils auf sie. Endlich wurde das Urtheil gesprochen.

Andres wurde in Fulda auf das Rad geflochten, und seine Söhne geköpft. Sie starben in der ruchlosesten Stimmung, ohne alle Reue. Religiöse Einwirkung auf sie blieb erfolglos, denn ihre wilde Roheit hatte dafür, wie es schien, keine Handhabe. Was aus den übrigen vier Söhnen geworden, hat man nie gehört; auch die Kriminalacten gedachten ihrer nirgends. So ist es zu hoffen, daß sie das schauderhafte Leben ihres Vaters und ihrer Brüder nicht führten, und sie wahrscheinlich alle Soldaten wurden, und auf den blutigen Schlachtfeldern jener Tage endeten, Gott gebe es! — besser als ihre Brüder und ihr Vater. —

Schrecklich! rief ich aus, als der Revierförster geendet.

Ja wohl schrecklich, versetzte er nach einigem Schweigen. Aber es ist der Vaterfluch, der Fluch der ruchlosen Thaten, der solche Früchte trug, und sie allemal trägt. Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Das war sein letztes, tief in meine Seele dringendes Wort. Wir legten uns auf das Moos, aber ich konnte lange nicht schlafen, bis endlich die Ermüdung über die Erregtheit meiner Seele siegte.

Früh am Morgen erwachten wir. Der Köhler war aber schon lange an seiner Arbeit.

Gebratene Kartoffeln waren unser Frühstück. Als ich endlich aufbrach, hing der Revierförster seine Büchse um und sagte: Ich begleite Sie bis auf's erste Dorf jenseits des Waldes. Mir war dieß sehr lieb.

Im Walde aber war's herrlich, frisch und duftig, und doch athmete ich freier und froher, als der Spessart hinter mir lag, und ich dankend von dem wackern Revierförster geschieden war.

So erzählte mein Großvater, und noch heute, wo ich selbst Großvater bin, lebt die Geschichte mit allen ihren Schrecken in meiner Seele, und selbst, als ich sie nieder schrieb, zog Ein Schauer nach dem Andern durch sie hin, und ich dankte Gott, daß diese Zeiten weit hinter uns liegen! —

Spitzbergen.

Aus einem demnächst erscheinenden Werke

von

Dr. G. Hartwig, Badearzt in Ostende.

Nirgends erscheint die hochnordische Natur in einem erhabeneren Gewande, nirgends stellt sie sich in majestätischeren Formen dar, als an Spitzbergens westlicher Küste. Wenn der dichte Nebelvorhang, der ihren Anblick dem behutsam sich nähernden Schiffer verbarg, sich plötzlich aufrollt, dann scheint sie, wie ein wunderbares Zauberbild, aus den kalten Fluthen des nordischen Meeres empor zu steigen. Wild und zerrissen steigen die zwei- bis dreitausend Fuß hohen Felswände in den Himmel, hier als mächtige Vorgebirge weit in die See hineinragend, dort tiefe Fiorde bildend, und der grelle Gegensatz von Licht und Schatten erlaubt dem Auge noch in meilenweiter Entfernung alle Umrisse des großartigen Bildes mit Genauigkeit aufzunehmen und zu verfolgen. Wo das nackte Gestein zu Tage kommt, erscheint es schwarz gegen den blendendweißen Schnee, der alle Aushöhlungen, Schluchten, Spalten und Thäler anfüllt, und die Strahlen der Sonne mit solcher Kraft zurückwirft, daß seine weiten Lager wie im hellen Vollmondscheine erglänzen.

Wunderbar schön und seltsam sind die Formen der einzelnen Berge und Felsmassen. Der 4395 Fuß hohe Stachelschweinberg am Horn-Sunde zeigt schon durch seinen Namen, wie die ganze Inselgruppe zu dem ihrigen gekommen. Auf der kleinen Karlsinsel tritt ein 1500 bis 2000 Fuß hoher Bergrücken weit in's Meer hinein. Gekrümmt, durchaus nackt und ohne alle Spur von Schnee oder Pflanzenwuchs, verdankt er vielleicht seinem düstern Anblick, vielleicht seiner merkwürdigen Form, den Namen des „Teufels-Daumens". Auf derselben Insel verweilt das Auge mit Bewunderung auf 2- bis 3000 Fuß hohen Bergspitzen, so fein, daß, wenn auch ein kühner Abenteurer sie zu erklimmen vermöchte, er unmöglich dort oben einen Platz zum Rasten fände. In der Magdalenenbucht stellt eine halbkreisförmige Felswand, an jedem Ende von zwei hohen Bergen begrenzt, den täuschenden Anblick einer Festung mit ihren Brustwehren, ihren Zinnen und ihren Schießscharten dar. Einige der Berge sind wohlgebildete vierseitige Pyramiden auf viereckiger Grundlage ruhend, andere bilden scharfkantige Gräthen, wie die Dächer einer unabsehbaren Häuserreihe. Die meisten sind völlig unbesteigbar, und mancher waghalsige Schiffer hat den Versuch, das spitzbergische Hochland kennen zu lernen, schon mit großen Gefahren oder dem Verlust seines Lebens gebüßt.

Als Barentz und Heemskerk die Insel entdeckten, erklommen einige muthige Matrosen die Felsen, um Eier zu sammeln, doch, als sie wieder hinabsteigen wollten, sahen sie unter sich ein schreckliches Gewirre von spitzigen Steinblöcken, senkrechten Abgründen und gähnenden Schlünden. Der furchtbare Anblick erfüllte sie mit Entsetzen. Es war keine Möglichkeit, ihnen die geringste Hülfe zu leisten, und so sahen sie sich denn endlich nach langem Zaudern genöthigt, den gefahrvollen Rückweg zu unternehmen. Nach stundenlanger Anstrengung, indem sie größtentheils flach auf dem Leibe liegend von Fels zu Fels hinabgerutscht waren, gelang es ihnen endlich, die sichere Ebene zu erreichen. Minder glücklich war ein holländischer Kaufmann, Namens Kim, der im Jahre 1612 den ersten holländischen Wallfischfänger nach Spitzbergen begleitete, und beim Versuch, einen Berg auf der Karlsinsel zu erklimmen, ausglitschte und den Hals brach.

Scoresby gibt uns in seinen Notizen über die Polarländer eine interessante Beschreibung einer Bergbesteigung auf Spitzbergen.

Am Mitre Cape erhebt sich ein 1500 Fuß hoher Hügel, dem nach Norden ein zweiter von ungefähr doppelter Höhe sich anschließt. Am 23. Juli, 10 Uhr Abends, machte sich der berühmte Wallfischfänger mit einigen Gefährten auf den Weg, um die

noch nie von Menschen betretene Kuppe zu erreichen.[1] So abschüssig war die Seite des Hügels, und mit so vielem losen Steingerölle bedeckt, daß es nicht möglich war, in ruhigem Gange weiter zu schreiten, sondern der Abhang springend oder laufend erklommen werden mußte, — wie man sich denken kann, eine höchst anstrengende Arbeit. Nicht weit von der Spitze des ersten Hügels lag ein Eis- oder Schneegürtel, welcher geraden Wegs zu übersteigen unmöglich war. Den unteren Rand desselben einige hundert Schritte weit verfolgend, längs abschüssiger Felsenwand, wo jeder Schritt einen Steinregen in die Tiefe schleuderte, gelang es, eine nackte Kante zu erreichen, die glücklich zum Gipfel führte. Nach einer kurzen Rast, während der einige mineralogische Exemplare und die dürftigen Pflänzchen gesammelt wurden, die in den Felsritzen ihr kümmerliches Dasein fristeten, setzte man nun den Weg nach dem höheren Berge fort. An einer Stelle war die Gräthe, worauf sie wanderten, so schmal, daß Scoresby wie zu Pferde, mit einem an jeder Seite herabhängenden Beine, darauf sitzen konnte. Bis zur höchsten Spitze war nirgends fester Felsengrund, sondern überall loses Gestein, zum Theil mit schwarzen Flechten bedeckt. Die verschiedenen Pflänzchen, (Weiden, Löffelkraut, Riedgräser), die bis zur Höhe von etwa 2000 Fuß den Wanderer begleitet hatten, hörten von nun an auf. Als die Spitze erreicht wurde, berührte eben die Sonne den nördlichen Horizont und warf ihre Strahlen von unvermindertem Glanze auf die schneebedeckten Kuppen. Der abgerundete Bergrücken bildete auf dem Gipfel eine Platte von etwa einem Viertelmorgen. Nur die Südseite war zugänglich, die übrigen alle senkten sich steil in die Tiefe. Beim Besteigen lösten sich viele große Steine vom Abhang. Von Fels zu Felsen springend, wirbelten sie bei jedem Anprallen eine dichte Staubwolke empor, und zahlreiches Gerölle mit sich fortreißend, kam endlich das Ganze im tiefen Schneebette zur Ruhe, 2000 Fuß unter der Stelle, wo sie zuerst sich lösten. Viele zerschellten in tausend Fragmente, während andere, die radförmig waren, auf ihrem Rande hinabrollten, und obgleich auf ein Mal Sätze von einigen hundert Fuß machend, dennoch unzerbrochen die Tiefe erreichten.

Die Aussicht von der Bergspitze war unbeschreiblich weit und erhaben. Nach Osten und Nordosten schweifte der Blick über die tiefausgeschnittene Fiorde und verlor sich im Westen in die unendliche Bläue des Meeres. Zwischen den in wildem Panorama herumliegenden Bergcolossen sah man hier und dort mächtige Gletschermassen, welche die Thäler ausfüllend und den Sonnenstrahlen Trotz bietend, sich bis zur Seeküste hinabsenkten. Ueber dieser öden Welt von Schnee und schwarzem Gestein wölbte sich ein wolkenloser Himmel vom tiefsten Azur, ahnungsvoll vom mitternächtlichen Tagesgestirn beleuchtet — und den ergreifenden Eindruck des großartigen Gemäldes erhöhte noch das dunkle Gefühl der Gefahr, welches die fast rings umher von Abgründen umgebene, hoch in den Himmel ragende Bergspitze erweckte.

Doch das unverzagte Herz der muthigen Bergbesteiger eröffnete sich nur der Bewunderung und der Freude — denn, auf ihre erprobte Kraft vertrauend, fühlten sie sich als die Herren der sie umgebenden Wildniß. Die Höhe, auf der sie sich befanden, und die hellen Lichter des Bildes, brachten eine merkwürdig täuschende Wirkung hervor. Das Meer, welches wenigstens eine Stunde weit von ihrem Standpunkte an's Ufer rauschte, schien innerhalb Schußweite zu liegen; meilenweit entfernte Berge waren ihnen bis in die Nähe eines mäßigen Spazierganges entgegengerückt, und ihr Schiff,

---

1) Im Schatten des erstgenannten Hügels zeigte der Thermometer eine Temperatur von + 37° F. Auf der Spitze desselben stieg sie auf + 42°, und am jenseitigen Abhang erreichte sie sogar + 44° und + 46°, so daß auf dem Gipfel des höheren Berges, der auf wenigstens 3000 Fuß geschätzt wurde,, die Mitternachtssonne noch die Kraft besaß, die Temperatur um einige Grade über den Gefrierpunkt zu erhöhen, und rauschende Wasserbäche dem schneebedeckten Berghaupte entlockte. Die höchste Temperatur, die Scoresby jemals auf Spitzbergen beobachtete, betrug 48°; doch 1773, als Kapitain Phipps dieses hohe Nordland besuchte, stieg eines Tages der Thermometer auf 58½°; und Beechey beobachtete sogar auf dem von der mitternächtlichen Sonne beschienenen Eise der Magdalenen Bucht eine Wärme von 73°, während zu gleicher Zeit im Schatten der Thermometer nur auf 36° stand.

welches fern von der Küste auf der schwellenden See sich wiegte, schien von der gefahrvollen Nähe des Felsengestades bedroht.

Das Hinabsteigen des eroberten Berges war ein höchst beschwerliches und mitunter auch schmerzhaftes Unternehmen. Der steile Weg schien nun in einen gähnenden Abgrund verwandelt. Ein jeder Schritt mußte erst überlegt werden. So scharfkantig waren die Steine, daß sie die Stiefel durchschnitten und den Fuß verletzten; so lose, daß sie bei jedem Schritt nachgaben, und öfters die Wanderer rückwärts gegen den Bergabhang warfen. Behutsam mußten sie in einer Reihe neben einander gehen, damit einer den andern nicht verwundete. Als endlich nach großer Anstrengung und nicht geringer Gefahr die Höhe des Vorberges wieder erreicht wurde, entschloß man sich, um den beschwerlichen Weg längs der bereits beschriebenen schmalen Felskante zu vermeiden, den steilen, einen Winkel von kaum 50° bildenden Abhang hinab zu rutschen. Die Steine waren hier sehr klein und lose, und in sitzender Positur ging es hurtig vorwärts. Am Fuße des Hügels durchschnitt ein weites Schneebett den Weg. Ohne Furcht glitschte man über die weiche, nachgiebige Masse hinweg, anfangs mit mäßiger Schnelligkeit; aber ungefähr in der Mitte lag ein etwa 100 Ellen breiter, fester Eisgürtel, über den man pfeilschnell dahinflog, so, daß die unten harrende Mannschaft mit Entsetzen der gefahrvollen Rutschpartie zusah.

Nach dieser glücklich beendigten Excursion setzte Scoresby seinen Weg längs dem Ufer weiter fort, welches er mit Rennthier- und Wallroßknochen bedeckt fand.

Auch menschliche Gebeine lagen umher oder ruhten in kastenförmigen Särgen. Man stieß auf einige jüngst bewohnte russische Hütten, und fand noch manche Geräthschaften um und in denselben. Fuchs- und Vogelfallen lagen hier und dort am Gestade; was mochte wohl aus den Jägern geworden sein, welche sie stellten?

Mitten unter dem Steingerölle des Ufers hatten zahlreiche Seevögel ihre Nester gebaut und beschützten sie mit lautem Geschrei und muthigem Angriff gegen die gierigen Raubmöven, welche den Ort umschwärmten. Das einzige Insect, das wahrgenommen wurde, war eine kleine grüne Fliege, und die See längs der Küste war von unzähligem Meergewürme, Schnecken und kleinen munteren Krebschen belebt. Die starken Nordwestwinde hatten den Strand mit Massen von Seegewächsen, Fucus vesicolosus, Riementanz, Laminoria sacharina) bedeckt — dieselben, welche der Sturm auch an unsern Ufern auswirft.

Der Anblick dieses hochnordischen Lebens war wohl geeignet, den naturkundigen Scoresby zu erfreuen, aber ein noch lebhafteres Interesse erweckte ein todter Wallfisch, der, obgleich angeschwollen und in Fäulniß übergegangen, noch immer seine 3000 Thaler werth war. Als der erste Einschnitt gemacht wurde, sprang das Oel wie eine Fontaine heraus. Es war eine langsame und schwierige Arbeit, den werthvollen Thran an Bord des Schiffes zu schaffen, da dasselbe wegen der gefährlichen Natur der Küste zwei englische Meilen weit vom Ufer liegen bleiben mußte. Nachdem fünf Bootsladungen in Sicherheit gebracht waren, änderte sich plötzlich der Wind, so, daß das Schiff einige Meilen weit weg trieb, und das Boot die größte Mühe hatte, dasselbe wieder zu erreichen. Die halbe Mannschaft war am Land geblieben, und es dauerte 30 Stunden, ehe sie wieder abgeholt werden konnte.

Die viel weniger bekannten und besuchten Ostküsten Spitzbergens sind bei weitem nicht so steil, hoch und ausgezackt, als die westlichen Ufer dieses Hochlandes, da die Gebirgskette, welche dasselbe von Norden nach Süden durchzieht, sich allmählich nach Morgen abflacht. Nach Westen bietet die Küste dem Schiffer manche sichere Ankerplätze dar, den schönsten und geräumigsten Hafen bildet jedoch die sechs englische Meilen lange und zwei Meilen breite Magdalenenbucht, die in unsern Zeiten zwar nur noch selten von Wallfischfängern besucht wird, den nordischen Entdeckungsfahrern aber wohl bekannt ist. Hier ankerten unter andern die „Dorothea" und der „Trent", die 1818 unter Buchan und dem später so berühmten Franklin nach dem Nordpol steuern sollten; hier hielt sich einige Wochen lang die französische Corvette „la Recherche" auf, welche die Naturforscher Gaimard, Robert, Martins und den bekannten Literaten X. Marmier in die nördlichen Regionen führte. Alsdann ertönte die spitzbergische Ein-

öde von den Ausbrüchen gallischer Fröhlichkeit, und Beranger wurde gesungen, wo sonst nur Seevögel kreischen. Die Anzahl dieser letzteren ist in der That unermeßlich. Ein hoher pyramidalischer Berg am Ende der Bucht hat den Namen „Alkenberg" (Rotge Hill) erhalten von der Unzahl von kleinen Vögeln dieser Art, welche dessen Fuß umsäumen.

Beechey sah, wie sie längs dem Gestade eine ununterbrochene Linie von wenigstens 3 englischen Meilen bildeten, so dichtgedrängt, daß manchmal an die 30 durch einen einzigen Schuß erlegt wurden. Ihre Menge wurde auf 4 Millionen geschätzt, bei ihrem Auffliegen verdunkelten sie die Luft und in einer Entfernung von 4 Meilen hörte man noch deutlich ihren ohrzerreißenden Chor.

Noch andere Thiere beleben die romantische gletscherreiche Bucht. An schönen Sommertagen scheinen sie ihrem Entzücken keine Grenzen zu setzen und mit dem Geschrei der Alken, Taucher und Möven mischt sich das freudige Brüllen der an der Sonne sich wärmenden Wallrosse und der Seehunde rauhes Gebell. Obgleich alle diese Töne durchaus nicht harmonisch waren, so freute sich ihrer doch Beechey, da sie die glücklichen Gefühle so vieler Geschöpfe kundgaben. So wie die Sonne sich zum Pole neigt, verstummen sie alle und über der ganzen Bucht ruht die erhabenste Stille, welche nur von Zeit zu Zeit das Bersten eines Gletschers unterbricht. Hier fällt einem der Gegensatz der tropischen Gegenden auf, wo erst nach Sonnenuntergang das laute Leben in Wald und Flur erwacht und während der Gluth des Mittags die Natur ihre Ruhestunden feiert.

Verschiedene Gletscher tauchen ihr Antlitz in die Magdalenenbucht, und einer derselben bietet bei einer Breite von 7000 Fuß eine senkrechte Höhe von 300. Doch tritt hier die Natur in so colossalen Verhältnissen auf, daß weder dieser mächtige Eiswall, noch die übrigen Gletscherwände ein lebhaftes Erstaunen erwecken, bis man ganz in ihre Nähe kommt. Dann erst erscheint die gewaltige Mauer in ihrer vollen, erhabenen Größe. An ruhigen Tagen bringt die vereinigte Wirkung des Eises unter dem Wasser und des Widerscheins der Gletscherwand darüber eine merkwürdige Täuschung hervor. Das Wasser nimmt eine milchweiße Farbe an, die Robben scheinen sich in einer dicken rahmartigen Substanz zu tummeln, und erst dann bemerkt man den Irrthum, wenn man, über den Rand des Bootes gelehnt, senkrecht in die durchsichtige Tiefe schaut.

In der Nähe der Gletscherwand muß Stille beobachtet werden, da Eismassen fast immer im Begriff sind, sich davon abzulösen und manchmal eine geringe Lufterschütterung dazu hinreicht, sie zum Fallen zu bringen. In den ersten Zeiten des Wallfischfanges um Spitzbergen, wo die Buchten und Häfen dieses Landes sehr häufig von Schiffen besucht wurden, die manchmal unter Gletscherwänden ankerten — hatten diese Eisstürze mitunter traurige Folgen. So wurde 1619 ein Fahrzeug der englischen „russischen Gesellschaft" durch einen Sturm in den Bell-Sund getrieben. Während es den Versuch machte, sich von der drohenden Eiswand zu entfernen, fiel ein entsetzlicher Block herunter, brach die Masten und warf das Schiff so gewaltsam auf die Seite, daß der Capitän und ein Theil der Mannschaft in die See geworfen wurden. Ersterer kam unverletzt davon, aber zwei Matrosen wurden getödtet und viele andere verwundet. Als Beechey mit Buchan und Franklin die Magdalenenbucht besuchte, wurde eine Flinte etwa eine halbe englische Meile von einem Gletscher abgeschossen. Bald nachher hörte man ein furchtbares Donnern aus dem Schoos der erstarrten Gewässer; ungeheure Stücke brachen los und stürzten in die See. Die Mannschaft des Bootes betrachtete ruhig in scheinbar sicherer Entfernung das großartige Schauspiel, als plötzlich eine Wasserfluth sich erhob, so schnell, daß keine Maßregeln dagegen genommen werden konnten, und das kleine Fahrzeug 96 Fuß weit auf den Strand geworfen wurde. Ein andermal hatten sich Franklin und Beechey einem jener ungeheuern Eiswälle genähert, als eine riesige Masse herabglitschte, von einem lauten Geräusch begleitet und vielem Wasser gefolgt, welches früher in den Spalten verborgen, nun freiheitsfroh in unzähligen kleinen Fällen und Bächen an der Stirn des Gletschers herabfloß. Eine Welle nach der andern jagte über den breiten Busen der Bucht und

ließ die Ufer erschallen, indem sie längs denselben fortrollte. Anfangs verschwand hinter Wolken aufsteigenden Gischtes und unter gewaltigem Kochen der See der furchtbare Eisberg gänzlich unter den Gewässern, bald aber schoß er wieder empor, sein Haupt wohl 1000 Fuß über die Oberfläche erhebend, und rollte noch einige Minuten hin und her, salzige Ströme von sich abschüttelnd. Als er zur Ruhe kam, fand man, daß sein Umfang an 1500 Fuß betrug, 60 Fuß ragte er über der Oberfläche des Wassers und sein Gewicht wurde auf 421,660 Tonnen oder 843 Millionen Pfund geschätzt.

Wahrscheinlich wurden die Norweger schon frühzeitig auf das Dasein eines nördlich von Finmarken liegenden Landes aufmerksam gemacht durch die Schwärme von Zugvögeln, die sie im späten Frühjahr nach dem Pole ziehen sahen, so wie durch den zufälligen Besuch von Eisbären, die auf Schollen nach Süden geschwommen kamen. Sie sind ohne Zweifel die ersten Entdecker Spitzbergens gewesen, doch weiß die Geschichte nichts von den Nordpolfahrten der verwegenen Seekönige, und erst am Schluß des 16. Jahrhunderts wurde Europa mit jener öden Inselgruppe bekannt. Es bleibt zweifelhaft, ob Sir Hugh Willoughby im Jahr 1553 Spitzbergen zu sehen bekam; gewiß aber ist es, daß am 19. Juni 1596 die Holländer Barentz, Heemskerk und Ryp die mit 2 Schiffen von Amsterdam abgesegelt waren, um die Geheimnisse des Eismeers aufzudecken, das hohe Land erblickten und ihm den Namen gaben, den es jetzt noch trägt. Später wurde es Neuland und dann Ostgrönland getauft, weil man irriger Weise glaubte, daß es mit dem eigentlichen Grönland zusammenhänge. Im Jahr 1607 wurde es vom unglücklichen Heinrich Hudson besucht und 4 Jahre später machten sich die ersten englischen Wallfischfänger auf den Weg, um die dortigen fischreichen Gewässer auszubeuten. Hier trafen sie mit Holländern, Norwegern und Biscayern aus Bayonne und den nordspanischen Häfen zusammen — und bald entspannen sich blutige Fehden an jenem äußersten Punkte der Erde. Im Jahr 1613 ertheilte Jacob der Erste der russischen Compagnie das ausschließliche Fischerrecht in den spitzbergischen Gewässern. Die Gesellschaft rüstete sogleich 7 Kriegsschiffe aus und vertrieb Holländer, Norweger und Biscayer. Doch währte der Triumph nicht lange, und nachdem das schwankende Waffenglück bald die Holländer, bald wieder die Engländer begünstigt hatte, kamen endlich alle Theile überein, sich friedfertig in die Benutzung Spitzbergens zu theilen. England, welches auf die Entdeckung Willoughby's sich berief, nahm Bell-Sund und einige andere vortreffliche Buchten in Besitz; die Holländer, auf Barentz sich stützend, machten die Insel Amsterdam zu ihrem hauptsächlichsten Sammelpunkt; die Dänen oder vielmehr die Norweger, welche die ganze Inselgruppe als eine Fortsetzung Grönlands zu ihren Besitzthümern rechneten, nisteten sich zwischen beiden ein, und die Biscayer, die eigentlich ohne allen gültigen Vorwand herbeikamen, und, was noch viel schlimmer für ihre Sache war, jene Macht nicht besaßen, welche auch den ungegründetsten Ansprüchen Geltung verschafft, mußten sich im Norden mit einigen schlechten Stationen begnügen.

Gegenwärtig halten sich die nordischen Wallfischfänger fast immer auf hoher See auf und zeigen sich ohnehin viel seltener in jenem Theile des Polarmeeres. Damals ankerten sie ruhig in den Buchten, oft 40 zugleich in einer einzigen Bai — und schickten ihre Boote gegen die riesigen Seesäugethiere aus. In großen Kesseln am Strande wurde der thranreiche Speck gekocht und Spitzbergens Fiorde zählten im Sommer tausende von Gästen. Zahlreiche Gräber zeugen noch von jener belebten Zeit und zugleich von der großen Sterblichkeit, die unter den damaligen Fischern herrschte. Besonders häufig findet man sie auf Smeerenberg, wo weite Uferstrecken wie ein Kirchhof mit steinbedeckten Särgen und Kreuzen übersäet sind. Buchan ließ einige dieser Gräber öffnen und fand die durch die Kälte einbalsamirten Leichen vollkommen erhalten.

Die wollenen Mützen und Strümpfe der vielleicht schon ein paar Jahrhunderte auf dieser kalten Erde ruhenden Holländer waren noch so unverändert, als ob man sie eben neu angezogen hätte.

Im 17. Jahrhundert wurden sowohl von Engländern als Holländern Versuche gemacht, kleine Niederlassungen auf dem unbewohnten Spitzbergen zu gründen. Die englische „russische Gesellschaft" suchte durch hohen Lohn Freiwillige zu werben, die ein ganzes Jahr dort zubrächten — und da keine sich meldeten, wurde endlich den Sträflingen, die sich dazu entschlössen, ihre Begnadigung versprochen. Einige nahmen den Vorschlag an, doch beim Anblick der grausigen Einöde baten sie flehentlich, in den Kerker zurückgeführt zu werden.

Einige Zeit nachher, im Jahr 1630, wurden von einem Wallfischfänger 8 Matrosen an's Land gesetzt, um Rennthiere zu erjagen. Sie blieben die Nacht am Lande, aber inzwischen hatte sich ein Sturmwind erhoben, und als sie am folgenden Morgen zur Küste zurückkehrten, waren alle Schiffe verschwunden. Es war schon gegen Ende August, und keine Hoffnung, daß in so später Jahreszeit noch irgend ein Fahrzeug erschiene, welches sie wieder zu Menschen führte. Man denke sich ihre Verzweiflung; doch entschlossen sie sich muthig, gegen den drohenden Winter anzukämpfen, statt in nutzlosen Klagen ihr trauriges Loos zu bejammern. Ihre erste Sorge war, einen Vorrath von Lebensmitteln zu sammeln und binnen kurzem hatten sie 19 Rennthiere und 4 Bären erlegt. Glücklicher Weise fanden sie am Bell-Sund die nothwendigen Materialien zum Bau einer Hütte. Ein großer Schuppen, 50 Fuß lang und 48 breit, war hier als Werkstätte für die Arbeiter der russischen Gesellschaft errichtet worden und mit großer Klugheit richteten sie eine kleine Hütte aus Steinen und dicken Planken innerhalb dieses Raumes auf. So gewannen sie größeren Schutz gegen die eisigen Winde und einen Raum, wo sie auch bei stürmischem Wetter sich frei bewegen konnten — eins der besten Mittel gegen den mörderischen Scharbock. Ihre Betten und Winterkleider machten sie aus Thierfellen, die sie mit Nadeln aus Knochensplittern und Zwirn aus Tauenden an einander nähten. Am 12. September war der Hüttenbau beendigt und um ihren Fleischvorrath möglichst lange auszuspinnen, lebten sie vier Tage in der Woche vom Abfall des Wallfischspecks. Vom 14. October bis zum 3. Februar alten Styls sahen sie keine Sonne, und vom 1. bis 20. Dezember keine Dämmerung. Das neue Jahr meldete sich mit furchtbarer Kälte; das Metall klebte an ihre Finger wie Vogelleim, wenn sie sich der schneidenden Luft aussetzten erhob sich die Haut in Blasen, und wenn die Nothwendigkeit sie zwang, Schnee oder Wasser zu holen, so kehrten sie wund und zerschlagen zurück. Als am 3. Februar die Sonne wieder erschien und die höchsten Bergspitzen beleuchtete, war es ihnen, als ob der Anblick sie vom Tode zu neuem Leben hätte erwecken können. Zur Vermehrung ihrer fröhlichen Stimmung sahen sie zwei Bären auf dem Eise, von welchen sie glücklich einen erlegten, doch mußten sie die seitdem von andern öfter wiederholte Erfahrung machen, daß die Leber dieses Thieres mitunter giftige Eigenschaften besitzt, da nach deren Genuß Fiberschauer bei ihnen eintraten und ihre Haut sich abschilferte. Anfangs März gingen ihre Vorräthe auf die Neige, doch nun kamen auch die Eisbären häufiger zum Vorschein, und verschafften ihnen genugsame Nahrung. Bald meldeten sich auch die Zugvögel, die Füchse krochen aus ihren Höhlen und manche dieser Thiere wurden in Fallen gefangen. Am 24. Mai brach die Eisdecke auf dem Meer, und am folgenden Tage war schon die halbe Bucht gesäubert. Es erhob sich nun ein starker Wind und die kleine Gesellschaft suchte den Schutz ihrer Hütte. Dort saßen sie am Feuer unter Erzählungen vom überstandenen Winter und der baldigen Erlösung, als plötzlich draußen ein lautes englisches „Halloo boys!" erschallte. Schnell sprangen sie auf und in's Freie, und kaum trauten sie ihren Augen, denn es umringten sie die jubelnden Freunde und das wohlbekannte Schiff lag ruhig auf dem Busen des Fiords. So trafen die braven Leute nach zehnmonatlichem Aufenthalt unter dem 77. Breitegrade in frischer Gesundheit glücklich wieder mit den Ihrigen zusammen.

Da die Möglichkeit, auf Spitzbergen zu überwintern, nun außer Zweifel gesetzt war, entschloß sich bald darauf eine Gesellschaft von sieben Holländern, das unfreiwillige Beispiel der Engländer freiwillig nachzuahmen, und die lange Nacht des Nordens auf der kleinen Amsterdam-Insel zuzubringen, doch minder glücklich als ihre Vorgänger, fielen sie sämmtlich dem Scharbock zum Opfer. In einem hinterlassenen

Tagebuch fand man die rührende Geschichte ihrer Leiden. „Vier von uns," so lauteten die letzten Worte, sind noch am Leben, flach auf dem Boden hingestreckt, und könnten wohl noch essen, wenn einer von uns sich nur aufzuraffen vermöchte, um Speise und Brennholz zu holen, doch sind wir vor Schmerzen und Mattigkeit nicht im Stande, uns zu rühren. Wir beten beständig zum Himmel, daß er uns bald erlösen möge, und lange können wir gewiß nicht mehr leben ohne Nahrung und Feuer. Keiner vermag dem andern zu helfen, und jeder muß seine Last tragen, so gut er kann."

Seit jener Zeit scheinen sowohl Holländer als Engländer alle fernere Versuche, feste Ansiedelungen auf Spitzbergen zu gründen, aufgegeben zu haben, doch vergeht fast kein Jahr, daß nicht einige Russen den langen Winter dort zubrächten. Schon seit dem 17. Jahrhundert pflegen sie mit ihren unbehülflichen Lodjen, kleinen Schiffen von 60 bis 160 Tonnen, die Küsten des hohen Nordlands zu befahren, um auf Robben, Weißfische (Delphinus beluga), und besonders auf Wallrosse Jagd zu machen, segeln im Monat Juni aus den Häfen von Archangel und Mesen, und bleiben den Winter über in der Bucht, die sie gewählt haben. Während dieser Zeit leben die Jäger auf dem Lande, je 2 oder 3 in kleinen, 7 bis 8 Fuß langen und breiten Hütten, die sie aus mitgebrachten Planken, in Entfernungen von 10 bis 50 Werst von einander, längs der Küste aufrichten. Eine größere Hütte von 20 bis 25 Fuß Quadrat wird zum Bergen der Vorräthe in der Nähe des Schiffes erbaut, welches Proviant für 18 Monate mit sich führt. Dieser besteht aus Roggen- und Hafermehl, Gerste, Erbsen, gesalzenem Fleisch, getrockneten Fischen, geronnener Milch, Honig, Leinöl und einer guten Quantität Quas, da geistige Getränke gänzlich verboten sind. Brennholz wird zum Theil aus Rußland mitgebracht, zum Theil an der Küste gesammelt. Im Winter werden selten weite Excursionen gemacht, wohl aber kleinere Ausflüge auf Schneeschuhen und mit Handschlitten, die mit den nöthigen Lebensmitteln beladen sind. Mitunter werden sie dabei von furchtbaren Schneestürmen überrascht, welche sie zwingen, sich platt auf die Erde zu werfen, und die bei längerer Dauer schon manchem das Leben gekostet haben. Gegen den Scharbock suchen sich diese Russen durch Bewegung zu schützen, und schaufeln fleißig den Schnee rund um ihre kleinen Behausungen weg. Oft sind sie genöthigt, den Rauchfang als Thür zu benutzen. Ferner dient ihnen als Mittel gegen den Scharbock das im Lande wachsende Löffelkraut, von dem sie einen guten Vorrath sammeln und roh oder als Thee genießen; so wie eine Abkochung von Fichtensprossen und verschiedenen Beeren, die sie aus der Heimath mitbringen. Dennoch entgehen sie nicht immer der mörderischen Seuche. So starben 1837 zwei und zwanzig Russen am Süd-Bay. 1838 ankerte ein Lodje mit achtzehn Mann bei den Tausend-Inseln, und sechs Monate später herrschte sowohl im Schiff als in den Hütten das Schweigen des Todes. Im Jahr 1771 landete Herr Steward von Whitby auf einer flachen Erdzunge am Kings-Bay, um Treibholz einzusammeln, und traf hier eine russische Hütte. Als sie nach vergeblichem Anrufen geöffnet wurde, fand man am Boden eine Leiche, deren Gesicht mit grünem Schimmel bedeckt war. Wahrscheinlich hatte der Unglückliche alle seine Gefährten begraben, und war allein übrig geblieben, da Niemand ihm denselben Liebesdienst erweisen konnte.

Diejenigen, welche die Unbilden des hohen Nordens glücklich überstehen, kehren gewöhnlich in dem darauf folgenden Sommer mit den gesammelten Produkten ihrer Jagd zu den sie sehnsüchtig erwartenden Rhedern zurück; manche jedoch bieten mehrere Jahre hinter einander dem furchtbaren spitzbergischen Winter Trotz. Wer aber ist je dem Scharostin gleich gekommen, der, wie Petermann berichtet, 39 Winter in jener ungemüthlichen Polarnähe zugebracht, und einmal 15 Jahre in ununterbrochener Reihe dort geblieben sein soll? Wahrlich, dieser Mann verdiente mit der Krone Spitzbergens geschmückt zu werden.

Die Leute, welche auf Spitzbergen aushalten, theilen sich ihrer Geschicklichkeit nach in drei Klassen. Zur ersten gehören die Schützen, welche am kühnsten zwischen die Eisschollen dringen, oder Wallrosse und Robben am geschicktesten überlisten. Diese ausgesuchten Männer erhalten einen Sold von 450 Rubeln banco, oder etwa

120 Thalern, und werden außerdem noch, je nach ihrem Jägerglück, mit einem Theil der gewonnenen Felle beschenkt.

Mit 200 Rubeln und geringeren Fellen muß die zweite Klasse sich begnügen, während die Neulinge nur 124 Rubel erhalten, und auch nicht einmal mit dem schlechtesten Seehundsfell beglückt werden. Endlich gibt es auch noch bloße Handlanger, deren Sold 60 Rubel nicht übersteigt. Wie elend muß ihr Loos in der Heimath sein, da sie für eine so jämmerliche Summe sich zu solchen Diensten verdingen.

Auch schwedische und dänische Wallroß- und Robbenschläger treffen jährlich in Spitzbergen ein, doch pflegen sie noch vor dem Winter zurück zu kehren, da sie früher nach Norden aufbrechen und in späterer Jahreszeit zurück kehren können, als die aus dem eisigen Weißmeer kommenden Russen.

Die Schiffe verlassen Hammerfest im Mai und kehren erst im September wieder heim. Jedes derselben führt zwei Boote für zehn oder zwölf Mann mit sich, die mit Lebensmitteln für einige Tage versehen an's Land rudern, um dem Jagdgeschäft obzuliegen, während das Schiff, mit Koch und Kapitain an Bord, im Angesicht der Küste vor Anker liegt. So wie Nebel aufsteigen, oder ein Sturm im Anzug ist, beeilen sich die Boote, zum Schiff zurück zu kehren. Marmier berichtet, daß früher dem Rheder zwei Drittel des Fanges zufielen, während Kapitain und Matrosen sich in das übrige Drittel theilten. Doch fiel der Ertrag gewöhnlich so kläglich aus, daß Letzteren später, statt ihres Antheils, ein fester Sold von 5 bis 10 Thalern monatlich bezahlt wurde.

Die Anzahl der für diese nordischen Jagden ausgerüsteten Schiffe nimmt jährlich ab. 1830 sah man noch an der spitzbergischen Küste Schiffe aus Wardö, Drontheim, Hammerfest, Bergen, Copenhagen und Flensburg; neun Jahre später erschienen in den dortigen Gewässern nur noch 4 kleine Schiffe aus Hammerfest, 2 aus Bornholm und 4 aus Copenhagen. Desto besser! werden die Robben und Wallrosse sagen.

Kluge Frauenlist.

Schweizerische Volksgeschichte

von

M. A. Feierabend.

Vom Fuße der beiden Mythen, die als eine prachtvolle Koppelpyramide groß und erhaben hoch in die Wolken emporragen, breitet sich im schönen altgefügten Schwyzerländchen ein Wiesenteppich zu den lieblichen Ufern des Lowerzer- und Vierwaldstättersee's aus, so saftig grün, wie selbst das berühmte Irland ihn schöner nicht aufzuweisen hat. Aus dem dunkeln Sammtgrunde desselben heben im Schatten riesenmäßiger Bäume sich zahllose blendendweiße Landhäuser, Kapellen und behäbige Bauernhöfe, wie reichlich eingestickte Perlen, schimmernd hervor. Ueber dem lieblichen Landschaftsbilde schwebt ein feierlicher und doch warmer Ton stiller Größe und tiefen Friedens, wie vielleicht kein anderer Winkel unserer schönen Erde in gleicher Weise ihn wiederspiegelt. Im Gefühle republikanischer Selbstherrlichkeit schreiten seine Männer wie Könige voll Würde und Gesatztheit einher. Der Schwyzerstolz ist darum sprichwörtlich geworden im Lande. Derselbe hat seine Licht- und Schattenseiten, wie unsere Geschichte uns eben zeigen wird.

Vom linken Ufer der wildromantischen Muotta, die aus tiefer Thalschlucht wie ein Silberfaden durch den Schwyzerboden zwischen Wiesen und Gärten dem grünen Vierwaldstättersee sich entgegenschlängelt, steigen die schönsten Wiesen der Welt ziemlich steil an den Fuß des gewaltigen, aussichtreichen Frohnalpstocks hinan, und bilden ein überaus liebliches Gelände, in welchem die beiden zerstreuten Weiler Ober- und Unterschönenbuch liegen. Eben blühten daselbst die Kirschen wieder und grünten die Wiesen im schönsten Farbenschmelze. Am nächsten Sonntag stand das Fest der

Kantonslandgemeinde bevor. Ein Frühlingsmorgen, so jugendlich frisch und würzig gesund, wie die allgütige Mutter Natur von erster Qualität ihn nur so bieten kann in unsern schönen Schweizerbergen, war hereingebrochen über die stolzen Alpen und spiegelte eben seine ersten Sonnenstrahlen in den hellen Fenstern eines schmucken Bauernhauses und in den Myriaden von Thautropfen in der prächtigen Wiese, welche in weitem Umfange selbes umschließt. Vom rosigen Morgenschimmer wie ein holdes Bräutchen übergossen, blickte die große Mythen eben g'wunderig durch die glitzernden Fenster in's helle Stübchen nach Regina, der geschäftigen, sonst immer fröhlichen Hausfrau, und nach dem Spiegelbilde ihres sonst so harmlosen Stilllebens in der schönen Alpennatur. Aber ach, ein großer Wandel war vorgegangen mit dem holden Weibchen im heimeligen Stübchen. Verstummt war der Silberklang ihrer hellen Glockenstimme, mit dem sie sonst wettgeeifert mit den muntern Finken draußen in den Blüthenbäumen. Blaß und abgehärmt von tiefem Weh saß sie da auf reinlicher Fensterbank, wie ein schönes Marmorbild, die Hände bewegungslos im Schooß gefaltet, den thränenschweren Blick auf das Bild des gekreuzigten Heilandes gerichtet, welches nach frommer Vätersitte die Ecke über'm Tische schmückte. Vor ihr, in der Wiege, schlummerte der holde Säugling, harmlos wie ein Englein und blühend wie ein Alpenröschen auf der Kulm des Berges. Die Thränen und das schwere Leid des armen Weibes hatten ihren guten Grund: Noch waren es nicht zwei Jahre, seit Regina als blühendschöne Jungfrau ihrem Leonhard aus dem stillen Frieden des theuren Elternhauses hierher gefolgt war auf das hübsche Erbgut eines braven Vaters. Als einziger Sohn vermöglicher Eltern hatte Leonhard das Schicksal von Hunderten Seinesgleichen getheilt. Von schwacher Mutterliebe war er von Jugend auf verhätschelt worden, und ein guter Theil Eigensinn bei einem sonst guten Herzen war die Folge davon. Scharfe, geschäftige Weiberzungen (— solche hat's leider auch in unserm schönen Alpenland —) hatten zwar Regineli eindringlich gewarnt vor diesen schlimmen Eigenschaften in Leonhard's Charakter. Ob aus Freundschaft, ob aus Neid, das wollen wir nicht untersuchen. Aber wie so oft hatte auch dieses holde Bräutchen die junge Liebe im vollen Herzchen stockblind gemacht für den Balken in Leonhard's Auge. Regina hoffte Wunder von der Allgewalt ihrer mächtigen Liebe. Aber halbweg hatte sie nun bereits die Wahrheit von dem Sprüchlein des unsterblichen Dichters erfahren;

Mit dem Gürtel mit dem Schleier
Brach der schöne Wahn entzwei.

Leonhard's hochstrebendem Sinne genügte nicht seines Vaters anständiges sicheres Besitzthum. Er begann den Viehhandel und fuhr sogar einmal selbst mit einem köstlichen Viehhabe über den Berg in's Welschland, wobei er freilich eine tüchtige Schlappe bekam. Der Handel führte ihn auf die Märkte, in die Wirthshäuser, zu lustiger und nur zu oft auch liederlicher Gesellschaft. Bald war das trügerische Kartenspiel seine Leidenschaft. Nicht unbeträchtliche Verluste hatten seinen Stolz und Eigensinn aufgestachelt. Durch Ausdauer und Beharrlichkeit hoffte er das Verlorene mit Gewinn wieder einzubringen. Aber er täuschte sich. Das wetterwendische, launische Glück ließ sich nicht zwingen. Die Verluste mehrten sich immer mehr auf bedenkliche Weise. Der Werth von mehr als einer der schönsten Schweizerkühe wanderte oft in einer Nacht in die Taschen seiner glücklichern und leider auch schlauern Spielkameraden. Nach solchen unglücklichen Nächten kam sodann der junge Mann sehr mißstimmt und übelgelaunt nach Hause. Umsonst versuchte Regina es zuerst mit sanften Worten und Thränen in den Augen, ihren Leonhard von dieser Unglücksbahn zurück zu bringen. Ihre Bitten und Thränen steigerten nur seinen Zorn. Er habe geschworen, pflegte er alsdann zu sagen, das Verlorene wieder zu gewinnen und dann das Spiel zu lassen. Als Ehrenmann werde er Wort halten, und sollte dabei Alles drunter und drüber gehen. Das Bedürfniß, die üble Laune los zu werden, trieb ihn sodann immer wieder in's Wirthshaus. Regina sah den sichern Untergang ihres häuslichen Glückes klar vor Augen. Dennoch verzagte ihr liebendes Gemüth, ihre fromme Seele nicht. Sie klagte Niemanden ihren Kummer, nicht ihrer lieben Mutter, nicht ihren guten Geschwistern, nicht einmal ihrem hochverehrten Beichtvater. Aber gestern Abends war sie

unter irgend einem Vorwande von Geschäften hinüber und hinauf geeilt zur Kapelle der romantischen Einsiedelei im Tschütschi, die zu Ehren der vierzehn Nothhelfer erbaut ist, und hatte in langem und inbrünstigem Gebete gerungen um ihre Fürbitte und ihren Beistand vor dem Throne des Allmächtigen, auf daß Er, der die Herzen der Menschen lenket als wie Wasserbäche, auch den Sinn ihres theuern Mannes wieder zum Bessern wenden wolle. Gestärkt und frohen Muthes war sie bei einbrechender Abenddämmerung heimgekehrt, als eben der feierliche Klang der Abendbetglocke von der Dorfkirche in Schwyz so erhebend herübertönte in die liebgewonnene Heimath. Aber kein Schlaf war die letzte Nacht wieder über ihre müden Augenlieder gekommen. Wieder war Leonhard die ganze Nacht ausgeblieben, und erst mit dem grauenden Morgen mit weinschwerem Kopfe und sichtlich arger Verstimmung heimgekommen. Jetzt schnarchte er hörbar im Nebenstübchen, während sein treues Weib in heißem aber stummem Herzensgebete seine Blicke auf des Bild des gekreuzigten Heilands geheftet hielt. Von da fielen selbe sodann aber unwillkürlich auf den holden Säugling in der Wiege, und die Wonne der Mutterliebe lächelte dabei aus Regina's abgehärmten Zügen, wie die Sonne aus den zerrissenen Wolken eines mächtigen Gewitters. Da durchzuckte wie ein Blitz plötzlich ein Gedanke ihren Sinn, und hoch fuhr sie, wie getroffen, freudig auf aus ihrer todesähnlichen Erstarrung: „Jesu, Maria und St. Joseph, ich hab's, das hilft, das hilft!“ rief sie, indem sie jubelnd die Hände zusammenschlug, und in innigstem Dankgefühle zum Bilde des Erlösers emporhob. „Geschwind, Vreneli, geschwind, komm' herein!“ Vreneli war ihre jüngere Schwester, und zur Aushülfe zu ihr herübergezogen. Verwundert über die plötzliche Verwandlung in ihrer Schwester Stimme war das holde Kind in die Thür getreten, und schaute Regina mit verwunderlichen Augen an. „G'eschwind, Vreneli, z'weg, Du mußt mir helfen küchlen“. „Aber, Regineli, was denkst auch, bist von Sinnen“, entgegnete entsetzt das gute Vreneli. „Thu' Du, was ich Dich heiße, und frage nicht warum? hastete die junge Frau, später wirst Du's begreifen, wohinaus ich will.“ Die Macht der Ueberzeugung in der Schwester verklärten Zügen verscheuchte sogleich Vreneli's schrecklichen Argwohn, ihre Schwester möchte aus Kummer überschnappt und wahnsinnig geworden sein. Freudig und flink gehorchte das Mädchen daher ihren Befehlen. Bald war der reinliche Tisch reichlich mit dem feinsten Weißmehl bestreut, und mit kräftigen Armen wirkte die eifrige Hausfrau den zartesten Teig. Draußen in der Küche brödelte gewürzige Alpenbutter in der heißen Pfanne, und bald thürmten ganze Pyramiden duftiger „Küchli“ in weiten Platten auf dem Tisch neben aromatisch duftendem Kaffee, schmackhaftem Schwyzerkäs, frischer Butter und Honig. „Geh' und hole den Balz, er soll zusitzen,“ befahl emsig bedeutend Regina ihrer Schwester. Balz, der alte Knecht, der schon bei Leonhard's Vater von Jugend an über vierzig Jahre gedient hatte, machte freilich große Augen, als er das leckere Frühstück sah und die Meisterin ihn nöthigte, zu zu sitzen. Kopfschüttelnd kam er indessen dem Befehle derselben nach, und ließ sich's trefflich schmecken. Wie nun die Drei ganz guter Dinge und wohlgemuth bei ihrem Morgenessen saßen, öffnete die Nebenstüblithür sich, und herein schritt gähnend Leonhard, die aufgedunsenen Augendeckel reibend und die Glieder reckend. Aber erstaunt blieb er stehen, als er die außerordentliche Mahlzeit des Kleeblatt's sah. Ganz unbefangen und mit der heitersten Miene von der Welt rief Regina ihm zu: „Guten Tag, liebe Ma, komm, sitz zu, und laß 's Dir schmecken.“ Aber trotz dem appetitlichen Küchlidampf wollte dem Manne das Frühstück nicht schmecken. Das Fremdartige in seines lieben Weibes Benehmen kam ihm ganz unheimlich vor. Dem scharfen Auge von Regina's treuer Liebe entging das nicht, aber sie ließ es nicht merken. Wie ein panischer Schreck fuhr der Gedanke eiskalt dem Leonhard durch den Kopf und rieselte ihm durch alle Glieder: „Der Kummer wegen Deiner Liederlichkeit hat Dein treues Weib verrückt gemacht!“ Mit Entsetzen hingen seine Blicke an jeder Bewegung seines aufrichtig und herzlich geliebten Weibes. Regina ihrerseits fuhr in ihrem Thun und Treiben auf die unbefangenste Weise und in der heitersten Laune weiter fort: „Balz, wenn Du gefüttert und gemolken hast, so nimmst Du aus dem Speicher die drei größten Bratkäslein und den größten Ankerstock, und bringst solches dem Pater Guardian bei den Kapu-

zinern in Schwyz zu Handen des wohllöblichen Conventes. Ich lasse die wohlehrwürdigen Väter ehrfurchtsvoll grüßen, und sie wollen für mich und meine Haushaltung beten." Mit sichtbarer Verlegenheit sahen Balz und Vreneli bei diesen Worten den jungen Meister an, der in seinem Schrecken den offenen Mund zu schließen vergaß. Aber Regina ließ sich nicht kirren. „Du, Vreneli, fuhr sie fort, gehst hinüber in's Schwyzerdorf und holst bei Kustell's eine Strohflasche voll frischen welschen Wein, in der Metzg' sodann ein halb Dutzend Würst und ein hübsch Stück Kalbfleisch zu einem Brötesli; dann bringst Du mir vom Federmann Zeug zu einem neuen Rock, aber vom allerfeinsten, eine neue seidene Schooß und ein neues seidenes Halstuch. Du kannst dann für Dich auch ein Halstüchlein mitbringen. Es geht dann in einem Gang." — Stillschweigend, mit fragendem Blicke auf den erstaunten Meister, entfernte sich Balz und Vreneli. Jetzt aber brach bei Leonhard das Eis des schreckenvollen Schweigens. „Um Gottes und Mariä willen, rief er schmerzvoll aus, was ist mit Dir, liebes Weib, hast Du den Verstand verloren, daß Du so drein fährst? So müssen wir ja in kurzer Zeit z'Lumpen werden." Du hast Recht, lieber Mann, entgegnete ruhig aber fest Regina, daß wird auch der Fall sein, und zwar bei meinem guten Verstand. Es ist eben Pflicht, daß Mann und Weib einander helfen in Leid und Freud. Du hast's drauf abgesehn, unser Bißchen Vermögen durchzuthun bei Wein und Kartenspiel in der Nacht, ich will Dir getreulich helfen durch Hoffart und Gutleben während des Tages. So sind wir um so schneller fertig und auf den Hefen. Und Balz und Vreneli haben uns bisher hausen geholfen, sie sollen auch das kurze Wohlleben mit uns theilen. Und auch den Geistlichen gehört etwas, wir haben ihr Gebet dann nöthig, wenn alles fix und fertig ist. Dann werden wir uns freilich trennen müssen. Ich gehe dann mit dem Bübli heim zur Mutter, und Du wirst dann auch schauen müssen, wo Du etwa Dein Unterkommen finden kannst."

Die ganz ruhig gesprochenen Worte waren wie scharfe Dolche in Leonhard's Herz gedrungen, und von der Macht ihrer Wahrheit war der aufgeblähte Stolz darinen zusammengesunken wie Märzenschnee an warmer Frühlingssonnen. Eine glühende Schamröthe überzog Leonhard's Wangen. Hatte die Macht der Wahrheit seinen Stolz entwaffnet, so rührte der Edelmuth in seines Weibes Gesinnung vollends sein noch unverdorbenes Herz. Mit bewegter Stimme reichte er Regina seine Hand, indem er sprach: „Mein liebes, theures Weib, ich habe schlecht an Dir gehandelt und bin nicht werh Dein Mann zu sein. Aber ich will mich bessern. In die Hand hinein sei Dir's gelobt, daß ich keine Karte mehr anrühren, und auch den unglücklichen Viehhandel aufgeben werde." Mit Freudenthränen im verklärten Blick schloß Regina ihren reuevollen Mann zärtlicher als je in ihre liebevollen Arme, und preßte ihn an ihr treues, braves Herz. „Gott sei Dank, mein Glaube an Dich, lieber Leonhard, hat mich nicht betrogen. Nun Du die Sache so ansehen kannst, ist auch alles wieder gewonnen. Jetzt aber gelobe ich Dir auch meinerseits, daß ich an ordinäri Tagen das Küchlen künftig lassen will sammt allem besonderen Essen und Trinken, und die Hoffart und das „Frömmlen" auch dabei." Und beide haben ihr Versprechen redlich gehalten. Von jenem Tag an hat Leonhard keine Karte mehr angerührt und auch den trüglichen Welschlandviehhandel aufgesteckt. Seinen schlimmen Spielkameraden wich er sorgfältig so viel möglich aus, und wo es nicht möglich war, setzte er sich ruhig über ihren Hohn und Spott weg, und hielt als ein biedermännischer Schwyzer felsenfest an dem in heiliger Stunde seinem treuen Weibe gegebenen Versprechen.

Still und eingezogen lebte er von diesem Tage an auf dem Gute seiner Väter bei Weib und Kind, sie durch seine treue Liebe überglücklich machend, wie anderseits täglich neubeglückt durch die zärtlichste und aufmersamste Gegenliebe. Durch Fleiß und Häuslichkeit waren die Schulden der früheren Liederlichkeit bald getilgt, und ein blühender Wohlstand kehrte ein in das glückliche Haus Leonhard's zu Unterschönenbuch, und mehrte sich sichtlich mit jedem neuen Pfande treuer Liebe, womit reichlich Regina ihren lieben Mann beschenkte. Im frohen Bewußtsein seines ruhigstillen häuslichen Glückes

pflegte er viel, o vielmal, behaglich auf der Lederkutsche[1]) am Ofen sein kurzes Sennenpfeifchen rauchend, auszurufen: „O was sind doch die armen Spieler für unglückselige Tröpfe. Der unsinnigsten aller Leidenschaften opfern sie in wahnsinniger Wuth das eigene und ihrer Haushaltung Glück, um dagegen Unzufriedenheit, Gewissensbisse und nur zu oft düstere Verzweiflung einzutauschen. Und die Wenigen, welche mit dem Spielen reich geworden, haben doch den Segen Gottes nicht damit errungen, mit all ihrem Gelde. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt nicht umsonst das nur zu wahre alte Sprichwort, zu dessen Bekräftigung ich Dutzende von Beispielen nur aus eigener Erfahrung aufzählen könnte. „O glücklich der verirrte arme Mann, den noch zur rechten Zeit ein braves, liebes Weib auf den rechten Weg zurückführt, wie meine theure Regina durch ihre edle, kluge List es gethan hat!“ Und schmeichelnd, wie am goldnen Hochzeitmorgen, pflegte dann Regina ihrem Leonhard die sonnengebrannte Wange zu streicheln, indem sie mit schmeichelhafter Gebährde erwiederte: „Hätten alle Mannen Dein gutes, braves Herz, und nicht bloß eitlen Stolz und Hochmuth im Kopf, mit dem sie selbst das unbeständige Glück zu zwingen vermeinen, wahrlich, es gäbe viel weniger unglückliche Haushaltungen in unserm kleinen Schwyzerländchen. Und was meine List anbetrifft, so ist das eben unsre von Gott uns gegebene Weiberwaffe gegen Euere männliche Uebermacht und Euere bisweilen ungerechte Gewalt. Ich habe nicht aus Eigennutz, sondern zum Wohle unserer Familie sie angewendet, und schäme mich darum derselben nicht.“ Möchte nie kluge Frauenlist im Familienkreise auf eine weniger würdige Weise zur Geltung kommen! Mit diesem wohlgemeinten Wunsche schließe ich meine einfache Geschichte aus dem schwyzerischen Volksleben. —

Der Reiß.

von

A. W. Grube.

Unter den Brodpflanzen des heißen Erdgürtels steht der Reiß obenan; er ist, wenn man auf die Zahl derer sieht, die von der Körnerfrucht dieser Grasart sich nähren, auch das wichtigste Getreide, denn ein Drittel der Menschheit findet im Reiß das tägliche Brod. Für das ganze Südost-Asien, namentlich für Vorder- und Hinter-Indien, die Sunda-Inseln und China mit seinen Nebenländern, hat der Reiß dieselbe Bedeutung, wie für Europa der Weizen und Roggen, und für Amerika der Mais. Aber auch für Amerika gewinnt der Reiß immer größere Wichtigkeit; wie die neue Welt der alten mit dem Mais ein unschätzbares Geschenk gemacht hat, so ist zum Gegengeschenk der Reis nach Amerika gekommen. In Nordamerika legte 1647 Sir William Barkley auf seinen Gütern in Virginien zuerst eine kleine Reißpflanzung an. Nach Süd-Karolina wurde der Reiß 1694 von Madagaskar aus eingeführt. Man baute anfangs dieses Getreide auf den höher gelegenen Landstrichen des inneren Landes, fand dann aber bald, daß die sumpfigen Niederungen, namentlich am Unterlauf der Flüsse, viel besser dafür geeignet waren, und allmählich kam der Reißbau so in Aufnahme, daß im Jahr 1853 der Gesammtertrag für Nordamerika auf 215 Millionen Pfund gerechnet ward. In den heißfeuchtesten Niederungen, ja im sumpfigen Boden, wo keine andere Nah-

---

1) So heißt im Kanton Schwyz ein mit Leder überzogenes Ruhebett, gewöhnlich neben dem Ofen. Auf ihr ruht der Hausherr von des Tages Mühen aus, schmaucht sein Pfeifchen Rollenknaster und hält in ihr sein Mittagsschläfchen. Auf der Kutsche ist der Tummelplatz der Kinder. Hier kutschieren die Kinder auf und ab, und krabbeln um die Füße des Vaters. Sie ist der allgemeine Sorgenstuhl der Familie, der Thron des Souverains, von dem Gesetze und Verordnungen erlassen, Pläne geschmiedet und Politik getrieben wird. Sie ist auch die Kanzel der Mutter, von der sie ihre moralischen Vorlesungen an die Kinder hält, und mitunter selbst die über ihr winkende Ruthe zur Hand nimmt, um ihren Worten den gehörigen Nachdruck zu geben. Kurz die Kutsche ist das unentbehrlichste und merkwürdigste Hausgeräth in einem rechten schwyzerischen Bauernhaus.

rungspflanze gedeiht, hat der Reiß recht eigentlich seine Heimath; doch geht er auch in die gemäßigte Zone, bis zum 40. Grade n. Br. hinauf, nämlich in China, wo er mit größter Sorgfalt angebaut wird. In Europa wird an den Küsten des Mittelmeeres zwar auch Reiß gebaut, auch in Ober-Italien längs des Po und in der Romagna, doch ist diese Kultur von keiner überwiegenden Bedeutung; von entschiedenster Wichtigkeit ist dagegen der Reißbau in Vorder- und Hinter-Indien, auf den Inseln des indischen Archipelagus und auf Ceylon, in China und Japan, auf Madagaskar, an den Küsten des rothen Meeres, in Aegypten, einigen Theilen West-Afrika's, in Amerika, in den Thälern des Parana und Paruguay, Brasilien und Central-Amerika. In den Vereinigten Staaten ist Süd-Karolina das Haupt-Reißland, das Thal des Mississippi bis zur Mündung des Ohio auch ein vortrefflicher Reißboden.

Die Reißpflanze (oryza saliva) hat viele Aehnlichkeit mit unserm gemeinen Rohr; sie treibt einen 3 bis 4 Fuß hohen, wie eine Federspule starken, durch mehrere Gelenkknoten abgetheilten Stengel; die Blüthen bilden anfangs eine Aehre, breiten sich aber, wenn die Saamen zu reifen beginnen, in einen lockern Büschel aus. So ein Reißfeld, wenn es in Blüthe steht, gewährt einen eigenthümlichen Anblick. Die in's Grüne spielenden Blüthenreischen sind viel luftiger und zierlicher, als unsere dichtgedrängten Weizen- oder Roggenähren; das gedämpfte Grün, die wallenden Halme, über die ein Schleier gebreitet zu sein scheint, der die grünen Blätter umhüllt, thut dem Auge des Reisenden wohl, der seinen Blick an den brennenden Farben tropischer Gewächse, an der großartigen Wildniß der Urwälder und an den regelmäßigen Keimen der Palmen gesättigt hat. Das Reißfeld erinnert an die Kornfluren der nordischen Heimath, und manchem Wandersmann sind schon die Thränen in die Augen gekommen, wenn er nach langer Wasserfahrt oder Landreise im Tropengürtel zum ersten Mal ein Reißfeld erblickte. Auf der Insel Java, wo der Reiß die Hauptnährpflanze bildet, ist der Anblick besonders pittoresk. Die ebenen Felder sind bis zur Reife des Getreides ½ bis 1 Fuß hoch unter Wasser gesetzt, und auf schmalen Dämmen schreitet man zwischen unabsehbaren Wasserflächen hindurch. Hier und da erhebt sich in der Mitte desselben ein kleines Wachthaus aus Bambuspfosten, und von diesem aus sind nach verschiedenen Richtungen Stricke und Fäden gezogen, an denen Puppen, Fahnen und allerhand klappernde Gegenstände hängen. Von Zeit zu Zeit zieht der wachthabende Javane diese Stricke an, und Schaaren des kleinen, niedlichen Reißdiebes (Fringilla orizophora L.) fliegen davon. Die Dörfer, welche zwischen diesen weiten mit Reiß bebauten Ebenen zerstreut liegen, sind mit den mannigfaltigsten Nutz- und Fruchtbäumen so dicht umpflanzt, daß man nur hier und da ein Wäldchen zwischen den Reißfeldern liegen sieht, von Häusern aber keine Spur gewahrt.

Ein solches Bild ist recht malerisch, und wenn der liebe Leser noch dazu erfährt, daß in gutem Schlammboden der Reiß nicht selten 300fältige Frucht bringt, daß zwei, ja in manchen Gegenden von Hindostan drei Mal geerndtet werden kann, und selbst als Durchschnittszahl der Ertrag desselben als 100fältig gerühmt wird, während unser Weizen nur 8- bis 10fältige Frucht bringt: so denkt gewiß Mancher, jene Tropenländer sind doch vom lieben Gott viel besser bedacht, als unsere kälteren Himmelsstriche, wo der Bauer so mühsam pflügen, eggen, sähen, düngen muß, und es bei allem Fleiß doch zu keinem 100fältigen Ertrag bringt! Aber Geduld, wir wollen in das schöne Lichtbild flugs einige Schattenseiten hineinmalen, wie es die Natur in Wahrheit verlangt. Erstlich fehlt es auch beim Reißbau nicht an Arbeit, und zwar an eben so heißer als schmutziger Arbeit. Wo die Flüsse keine Ueberschwemmung machen, müssen Kanäle gegraben werden, und wo das Wasser nicht nahe ist, muß es durch Kunst mit großer Mühe an Ort und Stelle geleitet, in größere Becken gesammelt und dann vertheilt werden. Ist der Boden hügelig, so werden Terrassen angelegt, diese in Beete abgetheilt, und durch Pumpen wird das Wasser von einem Absatz auf den andern hinaufgetrieben. Ist der Boden schlammig aufgeweicht, dann wird mit Büffeln gepflügt, und das Land dann abermals unter Wasser gesetzt, bis es so durchweicht ist, daß ein Mann tief in den Schlamm sinken würde. Endlich werden Büffel reihenweise hin und her getrieben, damit der nasse Brei gehörig durcheinander gearbeitet werde. Da-

rauf wird gesäet, und wenn die Halme nach 14 Tagen 4 Zoll hoch gewachsen sind, wird der Boden abermals bewässert, bis zur Zeit der Reife. Dann läßt man den Boden hart werden, schneidet mit der Sichel die Halme und läßt die Körner von Büffeln austreten. So geschieht es auf der Insel Ceylon, und die Eingalesen verstehen sich gut auf den Reißbau.

Noch sorgsamer und fleißiger sind die Chinesen, die bei der Uebervölkerung ihres Landes jedes Stückchen Erde oder Sumpf ausbeuten müssen, um Nahrung daraus zu ziehen. Wenn der Boden selber nicht fruchtbar genug ist, weichen sie die Reißkörner zuvor in Mistwasser, das mit etwas Kalk versetzt ist, ein; pflanzen sie dann auf einen kleinen, etwa 60 Quadratfuß großen Fleck Landes, den sie gleichfalls stark gedüngt haben, und wenn die jungen Pflanzen üppig aufgeschossen sind, verpflanzen sie dieselben in das gut bewässerte Feld. Sie scheuen dabei die Feuchtigkeit nicht, und man sieht sie bis an die Kniee im Schlamme waten. Da, wo der Weizen schon im Mai geerndtet wird, folgt dann noch eine Aussaat von Reiß, und mit jener eigenthümlichen chinesischen Maschinerie, die wie eine Kettenpumpe eingerichtet, und gleich einer westindischen Tretmühle, mit den Füßen in Bewegung gesetzt wird, bewässert man das Feld. Die Ränder der Terrassen oder die Dämme in den Niederungen werden, damit die Erde nicht vom Wasser durchbrochen oder fortgeschlemmt wird, oft mit Cypressen eingefaßt, deren Wurzeln in einander greifen und dem Boden Halt geben.

Zum Aushülsen der Reißkörner bedienen sich die Chinesen einfacher Mühlen, die unsern Stampfmühlen ähnlich sind. Die Aermern nehmen dazu starke steinerne Töpfe, in die eine hölzerne Stampfe paßt, welche vermittelst eines Hebels, der mit dem Fuße getreten wird, auf- und niedergeht. Wie das übrige Korn schneiden die Chinesen auch den Reiß mit Handsicheln oder krummen gezähnten Messern. Auf der Insel Java wird jeder Halm einzeln, ungefähr in der Mitte des Stengels, abgeschnitten; die Halme werden dann in kleine Büschel gebunden und von den Leuten mittelst Stangen auf der Achsel heimgetragen. Jeder, der Lust hat, an der Erndte Theil zu nehmen, kann helfen; sein Lohn besteht in dem fünften Theil von dem, was er schneidet.

Auf Sumatra schneidet man den Reiß nicht Halm für Halm, sondern man nimmt mit einem sichelförmigen Messer so viel Halme auf ein Mal ab, als mit der Hand gefaßt werden können. Die Aehren werden auf dem Felde selbst ausgetreten; zu diesem Zwecke sind kleine Gestelle von Bambus errichtet, etwa 9 Fuß hoch und 5 Fuß breit. Zwei Fuß von der Erde ist an dem Gestell ein hölzerner Boden angebracht mit kleinen Löchern, durch welche die Reißkörner durchfallen können. Auf diesem Boden werden die Aehren mit den Füßen ausgestampft. Ein Blätterdach an der Spitze des Gestells schützt die Arbeiter vor der Sonne; die armen Frauen müssen vorzugsweise diese Feldarbeit verrichten.

So fehlt auch beim Reißbau es an Arbeit nicht. Dazu kommt aber noch ein Uebelstand, den unsere Weizenbauern nicht zu fürchten haben. Der Reiß, weil er aus feuchtem Boden entsprossen, ist ein weichliches Korn, das noch besonders an der Sonne oder am Feuer getrocknet werden muß, wenn es nicht verderben soll. Wird es ausgehülst, suchen es leicht die Insekten heim; darum läßt man es so lange als möglich in den Hülsen, und drischt nur so viel, als man für den Tag braucht. Die indischen Frauen haben Tag für Tag die beschwerliche Arbeit des Aushülsens. Ferner: da der Reiß so sehr an die Feuchtigkeit gebunden ist, entstehen bei dürren Jahren leicht Mißerndten, und dann ist in Indien große Hungersnoth. In China, wo die vielen Kanäle und die halb ozeanische Natur der Flußniederungen mehr Sicherheit für die Reißerndte gewährt, kommen doch auch Hungerjahre, und wenn einmal der Reiß mißräth, sterben gleich Tausende von Armen dahin, da der Reiß stets frisch weggegessen wird.

Gekochter Reis ist das erste und nothwendigste Bedürfniß jedes Chinesen und Hindu, und wenn wir vom Morgen-, Abend- und Mittagbrod sprechen, benennen die Chinesen ihre Mahlzeiten nach dem Reiß: Morgen- und Abendreis, ja jede Mahlzeit heißt wörtlich „Reißessen". Der Reiß ist es, der das eigentliche China südlich vom Hoangho zur „Blume der Mitte" macht, welche ihre Fruchtkörner in

alle Theile des großen Reiches aussendet, und die Residenz Peking, die ganze Mandschurei und Mongolei versorgen muß. Wo der Reißbau florirt, ist auch die Bevölkerung am dichtesten. Auf den Flüssen und Kanälen erblickt man jederzeit eine Menge von Reiß-Dschonken, welche nach Peking und in die nördlichen Länder steuern. Von jeden fünf Garben, welche der Chinese erndtet, muß er eine als Abgabe dem Kaiser entrichten, und Seine Kaiserliche Majestät bezahlt wiederum in Reiß den Gehalt seinen Beamten. Der Reiß belebt den Binnenhandel am meisten und ist die Grundlage desselben; ist der Reiß billig, dann sind auch in China glückliche Zeiten — so glücklich sie nämlich in China zu haben sind.

Eine ähnliche Bedeutung hat der Reiß für den Hindu, der zum Theil bloß von Pflanzenkost lebt. Auf die verschiedenste Art weiß er den Reiß zuzubereiten; der einfach in Wasser gekochte ist das tägliche Brod. Doch wird vom Reißmehl noch eine besondere Art Brod gebacken. Zum Gähren des Teiges setzt man statt unseres Sauerteiges etwas Palmwein und gestoßenen Reiß hinzu, und das Gebäck soll ebenso schmackhaft als leicht verdaulich sein. Der geröstete Reiß ist eine Lieblingsspeise für die Kinder. Man läßt den Reiß in der Hülse mit wenigem Wasser kochen und drückt ihn, bevor die Körner kalt geworden sind, platt zu einer Art Teig. Hierauf läßt man ihn schwingen, wodurch er trocken wird und die Hülsen sich ablösen. Diese Speise soll besonders nahrhaft sein.

Das Reißwasser (das aus dem gekochten Reiß ausgedrückt wird) ist das Hauptgetränke, wodurch sich der Hindu erfrischt und stärkt. Auch bereiten die dortigen Musselin- und Seidenweber ihren Aufzug mit diesem Wasser, und ziehen es dem Leim des Weizenmehls vor; selbst in Italien werden die feinen Gaze und Flore mit Reißwasser gummirt. Daß aus dem Reiß Arak, der starke Branntwein, destillirt wird, ist bekannt. In Indien weiß man aber auch die Hülsen des Korns zu benutzen, die namentlich für die Kühe eine sehr zuträgliche Nahrung bilden. Das Hülsenstroh enthält überdieß noch guten Feuerstoff, das den Schmieden oft statt der Kohlen dient. Mit Kohlen vermischt, gibt es dem Feuer eine solche Kraft, daß man um ein Drittel schneller die Eisenstangen zum Glühen bringt, als wenn man mit Kohlen allein arbeitet.

Wir Europäer lassen uns den Milchreiß, und wer's haben kann auch den Reiß-Pudding und Reiß-Creme, wohlschmecken, aber diese angenehmen Speisen sind doch bloß Zugaben zu unsern kräftigen Fleischspeisen und zum Weizen- oder Roggenbrod. Sollten unsere Arbeiter statt des Brodes gekochten Reiß essen, wie die Hindus, und statt des Bieres Reißwasser trinken, so würden ihnen bald die Kräfte ausgehen. Die milde Reißnahrung harmonirt mit der sanften aber auch matten Hindurace, mit dem Despotismus des Orients, der nur so viel Arbeit vom Arbeiter verlangt, daß dieser seine Abgaben entrichten kann; und nicht ganz mit Unrecht hat man gesagt: So lange der Javanese vom Reiß und die Neger auf Surinam vom Bananen-Mehl leben, werden sie auch den Holländern unterworfen sein.

Man unterscheidet, wie bei unserem Getreide auch beim Reiß mehrere Spielarten. Der Cochinchina- oder Berg-Reiß (Oryza nepalensis) gedeiht auf den Abhängen des Himalaya in Höhen von 3000 bis 4000 Fuß, und wird in China und Cochin-China mit Erfolg angebaut. Er gibt zwar nur 60- bis 80fältige Frucht, ist aber noch wohlschmeckender und dabei dauerhafter als der Sumpfreiß, und nimmt mit trocknerem Boden fürlieb. Besonders gut gedeiht er, wenn ein Stück Urwald niedergebrannt ist, auf dem durch die Asche frisch gedüngten Boden.

Der sogenannte wilde Reiß (Zizannia aquatica) in Amerika ist ein besonderes Geschlecht. Er wächst sehr üppig in Kanada und westlich von den großen Seen, und bietet den wandernden Indianerstämmen eine angenehme und reichliche Nahrung. In Minnesota sind tausende von Acres mit diesem wilden Reiß bedeckt, und diese Frucht könnte eine zahlreiche Bevölkerung ernähren. Gegen Ende August ziehen die Indianer nach dem Red Lake, Cass Lake und Tutle Rives, und

füllen, zahllose Wasservögel aufscheuchend, ihre Boote mit dem Reißkorn, das sie, gleich jenen Vögeln, ernten, ohne gesäet zu haben.

Der Mais (Zea Mays)

(auch Türkischkorn, Welschkorn, Kukurutz genannt)

von

A. W. Grube.

Mag das Land noch so flach und arm an sonstiger Schönheit sein, im Sommer, wenn die vollen Roggenfelder unter dem Winde sich beugen und die goldenen Weizenähren im Sonnenschein glänzen, wird auch das Ackerfeld schön; und wie das Herz sich dankbar des Regens von Oben erfreuet, ergötzt sich das Auge an dem Feierkleide der Scholle.

Doch nur im Großen und Ganzen machen die Getreidefelder eine Wirkung auf den betrachtenden Sinn; der Grashalm für sich allein ist zu dünn und zu dürftig, um beachtet zu werden, oder den Blick zu fesseln. Anders aber verhält es sich mit der Maispflanze, die, je mehr sie heranwächst zu einem vollen starken Rohre, geziert mit den langen, schwertförmigen, glänzend dunkelgrünen Blättern, um so mehr den Blick anzieht und zur Bewunderung auffordert. Ein Knoten erscheint nach dem andern, und der immer länger sich dehnende Fruchtkolben schaut wie verschämt aus den grünen Windeln, in die er sorgsam eingehüllt ist, und hoch oben auf dem Stengel thront die Blüthenrispe, die ihren Goldregen auf den Büschel feiner, seidenartiger Pistille fallen läßt, welche aus der Spitze des noch ganz geschlossenen Kolbens heraushängen. Man sieht fast die Pflanze wachsen, verfolgt jede Stufe ihrer Entwicklung. Die kleine Weizenähre und der dünne Grashalm ist hier zum Riesen geworden, jeder einzelne steht seinen Mann, bietet Wind und Wetter trotz und spricht zu dir: Betrachte mich! Aber die Natur bewahrt auch hier das Geheimniß der Zeugung, des Wachsthums von Innen — reiße nicht voreilig und vorwitzig die grünen Hüllen von der sich bildenden Aehre, warte der Zeit, bis diese die Fülle ihrer Körner gewonnen hat und die Hülle durch ihr Welkwerden zeigt, daß sie entbehrlich wird. Nun streife sie ab; du staunst und merkst wohl, daß da ein köstliches Juwel verwahrt werden sollte, denn neunfach ist die Hülle, und wo die Blätterscheiden aufhören, da schmiegen sich noch seidenweiche Fäden den Körnern an. Welch ein Glanz, sei er hell- oder dunkelgelb, rubinroth oder röthlichbraun, und welch ein Reichthum an Körnern in den langen Zeilen dieses Kolbens! Zehn, zwölf, fünfzehn Reihen sind ganz gewöhnlich, und in jeder Reihe sitzen dreißig bis vierzig vollwichtige Körner, so daß der Segen des Saamenkorns, das hundertfältig Frucht bringt, an der Maisfrucht sich auf das Sechsfache, ja bis auf das Zehnfache steigert. Denn viele Stengel tragen zwei Kolben, und in der heißen Zone, namentlich wenn der Mais auf jungfräulichem Boden gebauet wird, ist eine tausendfältige Erndte gar nichts seltenes. Es gibt in Karolina und Mittel-Amerika Landstriche, wo man vom Mais drei Mal des Jahres erndtet, und zwar auf dem gleichen Acker! Erwägt man, daß der Reiß in den günstigsten Fällen nur hundertfältige Frucht bringt (unser Weizen zehnfältig), so darf man dem Mais wohl nachrühmen, daß er unter allen Getreidearten der beredteste Prediger des reichen Segens ist, den der Schöpfer in die Körnerfrucht gelegt hat, und das Volk im nördlichen Europa, wo der Mais nicht mehr auf freiem Boden fortkommt, thut recht daran, sich wenigstens ein Paar Maiskolben zu Schmuck und Zier in seinem Garten zu ziehen.

Der Anblick eines Maisfeldes ist ebenso überraschend als wohlthuend. Der Nordländer, der zum ersten Mal ein solches Feld erblickt, glaubt sich in die tropische Natur versetzt, und denkt an die Zuckerrohrfelder der heißen Zone. Fehlt es dem Boden nicht an Sonne und Feuchtigkeit — denn beider Hülfe bedarf das Türkisch-

korn gar sehr — so ragen die Blüthenrispen weit über den Kopf des erwachsenen Menschen, und obschon die einzelnen Pflanzen nicht allzu nahe stehen, so ist doch ihre Blattfülle groß genug, einen üppig grünenden Getreidewald vorzustellen. Die heißen Flächen der Theiß- und Donauniederungen oder der großen Po-Ebene Italiens genießen durch die Maisfelder gewisser Maaßen einen Ersatz für Wald und Hain. Die Kukurutzfelder bringen ein Stück Poesie in die ungarischen Pußten, und selbst noch im Winter müssen die großen dürren Garben des Strohes die Wohnungen von Außen und Innen erwärmen.

Der Weizen verlangt einen fetteren Boden; der Mais kommt noch in einem Boden fort, den der Weizen verschmähet. So bauen die Anwohner des Bodensee's, namentlich im Vorarlberg, wo an Weizenbau nicht zu denken ist, mit Nutzen ihre „Türken" wie sie's nennen; freilich müssen sie, sobald es an Regen mangelt, jede Pflanze einzeln begießen, und sie düngen auch sorgfältig das Loch, in das sie die Maiskörner aussäen. Der Bodensee liegt 1200 Fuß über dem Meere; in Amerika aber steigt der Mais bis auf die Hochflächen der Anden, und gedeihet noch gut auf den 12000 Fuß über dem Meere erhabenen Inseln des Titikaka-Sees.

Die großen mehlreichen Maiskörner sind ein vortreffliches Futter für das Geflügel, dessen Fleisch durch die Maisfütterung einen Wohlgeschmack annimmt, wie das der Fasanen; sogar die Eier sind bei solcher Nahrung des Hühnervolkes wohlschmeckender und lebhafter gefärbt. In England werden Schinken von solchen Schweinen, die mit Mais gefüttert wurden, besonders geschätzt. Das Maismehl ist außerordentlich nahrhaft, und wenn, da es schlecht zusammenklebt, dasselbe auch weniger zum Brodbacken sich eignet, so bildet es doch in Griesform für Suppe, oder für Klöße in Schmalz gebacken, eine sehr schätzbare Substanz. Bei den Italienern ist die Polenta oder der Mais-Pudding ein Nationalgericht, und für die armen Landbauern der römischen Kampagna ist das Maismehl ein sehr willkommener Ersatz für den Weizen. Sie genießen ihren Polenta als Brei oder Kuchen — Pizza genannt — alltäglich, wie wir Deutsche unser Roggen- oder die Engländer ihr Weizenbrod. Fragt der Reisende den ihm begegnenden Landmann: „Was hast Du heute zum Frühstück gegessen?" so wird er antworten: „la pizza!" was wirst Du zu Abend essen?" und die Antwort lautet abermals: „la pizza!" Oder wenn du über den atlantischen Ocean schiffttest und bei einem amerikanischen Farmer oder in der Hütte eines Indianers einkehrtest, so würdest du bald merken, daß der Mais dort noch viel mehr als in Europa genossen wird, ja das Hauptgetreide bildet. Wenn bei den armen Rothhäuten auch sonst kein Vorrath an Lebensmitteln vorhanden ist, eine Reihe von Maiskolben hängt gewiß in ihrer Hütte, und die Frau, in die Ecke gekauert, beginnt sogleich, die gelben Körner zu stoßen, um Maiskuchen zu backen. Der unfreie Neger, wie der freie weiße Arbeiter, finden ihr tägliches Brod in den großen Maiskolben, und der über die Anden kletternde Packträger nimmt für die Dauer seiner Reise vor Allem ein Säckchen von gedürrtem Mais mit sich. Der neue Ansiedler aber wendet alle mögliche Sorgfalt an, um gutes Pflanzkorn zu erhalten, und sollte er es auch noch so weit herholen und noch so theuer bezahlen müssen.

Wie unsere Getreidearten uns nicht nur Brod, sondern auch Bier und Branntwein liefern, so wissen die Amerikaner auch ihren Mais zu einem künstlichen Weine zu benutzen. Freilich geht es bei dessen Zubereitung nicht ganz so appetitlich zu, wie bei unserer Bierbrauerei oder Branntweinbrennerei. Der besonders bei den Indianern von Peru so beliebte „Chicha" wird nämlich also bereitet: Die ganze Familie setzt sich um ein Gefäß, und jeder kauet so viel Maiskörner, als sein Mund fassen kann; die Zähne und Kinnbacken dieser Kau-Gesellschaft haben vollauf zu thun. Von Zeit zu Zeit wird das Gekauete in das Gefäß ausgespieen und wieder frischer Vorrath zwischen die Zähne genommen. Ist der Kübel mit zerkaueten Maiskörnern angefüllt, so wird der Inhalt mit Wasser und einigen Zuthaten aufgekocht, dann in ein irdenes Gefäß gethan und der Gährung überlassen. Will man das Getränk recht gut haben, so gräbt man den Topf in die Erde und läßt

das Gemisch tüchtig ausgähren. Der aus gekauetem Mais bereitete Chicha soll viel besser sein, als der aus bloß zerquetschten Maiskörnern gewonnene. Der bei den Mexikanern so beliebte Maisbranntwein „Pulque do Mahio“ oder „Pulque de Thaolli“ genannt, wird aus dem Saft der Maisstengel gewonnen, die man gleich dem Zuckerrohr zerquetscht und auspreßt, da sie reich an Zuckergehalt sind.

Der Ertrag des Maisbaues in den vereinigten Staaten ist ungeheuer. Im Jahr 1853 erndtete man:

Gerste . .	6,500,000	Büschels[1]) im Werthe von	4,815,000	Dollar.
Roggen . .	14,000,000	„ „ „ „	12,600,000	„
Weizen . .	110,000,000	„ „ „ „	100,000,000	„
Mais . .	600,000,000	„ „ „ „	240,000,000	„

In dem nördlichen Theile den Vereinigten Staaten wird das Maiskorn zu Anfang Mai, in den mittleren schon Mitte April, in den südlichen und südwestlichen von Mitte März an, in den südlichsten schon zu Anfang Februar gelegt. Der Farmer bemüht sich, die Reihen seiner Maispflanzen so gerade als möglich zu ziehen, und nimmt darum beim Pflügen einige in gerader Linie aufgestellte Stangen zum Gesichtspunkte. In Zwischenräumen von 4 Fuß zieht er seine Furchen durch die Länge und Breite des Feldes, das auf diese Weise in regelmäßige Quadrate getheilt wird. In die Durchschneidungspunkte der Furchen legt er drei Körner und bedeckt sie, mittelst einer Handhacke, etwa 3 Zoll hoch mit Erde. Die Pflanzkörner, zuvor schon eingeweicht, treiben bereits am fünften oder sechsten Tage; in Zeit von 3 Wochen ist das Feld von den spitzen Schößlingen schon grün. Das junge Korn sollte nun mit der Handhacke angehäufelt werden, man läßt es aber noch einige Wochen fortwachsen und häufelt dann mit dem Pfluge selber an. Dieses Auspflügen der Maisfelder geschieht zwei Mal, weil sonst das Unkraut zu üppig wuchern und die Stengel der jungen Pflanzen nicht ihre kreisförmige Wurzelreihe bilden würden. Beim zweiten Pflügen säet man in die Furchen Kürbisse und Schlingbohnen, welche letztere an den Maisstengeln emporranken.

Sobald der Fadenbüschel, der an der Spitze des Kolbens heraushängt, sich bräunt, weiß man, daß auch die Körner zu reifen beginnen. Streicht man nun die Hülle von den Kolben ab, und findet, daß die Körner zwar voll, aber doch noch so weich sind, daß beim Einkneifen mit dem Finger die Milch herausspritzt: dann nimmt man wohl diese Kolben zu der beliebten roasting-eras, d. h. man kocht sie in Salzwasser ab, oder röstet sie lichtbraun am Feuer, und bestreicht sie auf der Tafel mit frischer Butter, Pfeffer und Salz. Die Kinder lieben diese roasting-eras ganz besonders, und in den Sommermonaten fehlt diese Schüssel bei keinem Mittagsmahl. Indem man zeitig der Pflanze einige Kolben raubt, gewinnen dafür die anderen desto größere Fülle.

Mit jedem Tage werden die Körner fester, und wenn sie ziemlich hart geworden sind, geht es an's Abblättern und zugleich schlägt man die Spitzen (tops) des Stengels mit einem Handbeil (tomahawk) etwa zwei Fuß von der Spitze ab. Dadurch wird nun der Sonne ein freier Zugang zu den Kolben selber eröffnet. Auch die Blätter und die tops werden vorerst einige Tage der Sonne ausgesetzt, dann in Bündel gebunden und an den Feldrändern angehäuft. Dieses Maisheu und vor Allem die tops bilden ihres Zuckergehaltes wegen ein sehr willkommenes Futter für Pferde und Kühe; darum bauen aufmerksame Farmer wohl noch Schutzdächer über diese Bündel, um sie vor den Nordweststürmen zu sichern. Unter diese Dächer treibt man dann auch im Winter die Pferde und das Hornvieh.

Die Zeit der Erndte ist für die nördlichen Staaten der Union der Monat October; je weiter nach Süden, um so früher natürlich die Zeit der Reife — in Texas schon der Juni. Mit dem Tomahawk werden die Kolben vom Stamme abgehauen, und in zwölf Fuß von einander entfernte Haufen zusammengeworfen. Um die Deck-

1) 8¾ preuß. Metzen = 1 Büschel.

blätter, welche eine sehr scharfe Fläche haben, von den Kolben abzustreifen, muß man Handschuhe anziehen, da ohne eine solche Bedeckung die Finger von einer einzigen Tagesarbeit ihrer Haut verlustig gehen würden; am zweiten Tage würde sicher das Blut aus den Fingerspitzen dringen und die Hand auf längere Zeit zur Arbeit untüchtig werden. [1])

Die Fruchtböden oder sogenannten Kolbenzapfen, die unreif geröstet und verspeist werden, bilden nach der Erndte ein vorzügliches Brennmaterial, und so bleibt kein Theil der edlen Pflanze unbenutzt. Selbst die Deckhäute der Kolben lassen sich zum Ausstopfen von Matratzen verwenden; auch macht man daraus Matten zu Vorthüren und ein braunes Papier.

Indem man eine Reihe von Jahren immer die schönsten Kolben, und zwar von solchen Pflanzen, welche drei bis vier Kolben trugen, ausbrach, hat man es im reichen Ertrag des Maiskorns außerordentlich weit gebracht. Auch die Spielarten sind sehr mannigfaltig: man unterscheidet den großen, gelben, gewöhnlichen Mais und den großen, weißen tyroler, den kleinen, gelben Perlmais, das großkolbige Dultonskorn, den in 30 Tagen reifenden Quinquantini, den amerikanischen Riesenmais, der eine Höhe von 12 bis 16 Fuß erreicht, ferner den schönen, durchsichtigen Mais, den Zuckermais, den frühen early-Sioux mit langen Kolben, den marmorirten Tuscavora, den tyroler Frühmais, der selbst in rauhen Lagen fortkommt, und noch manche andere Spielarten.

Das Vaterland des Maiskorns ist Amerika. In den Pyramiden und Grabmälern Aegyptens hat man wohl Weizenkörner gefunden, aber nirgends auf einem Bilde oder in einem Sarkophage der alten Welt das Maiskorn. In Amerika war aber der Mais als wichtige Kulturpflanze seit den ältesten Zeiten auch ein Gegenstand der Sculptur. Nach Garcilaso de la Vega, einem der ältesten peruanischen Geschichtsschreiber, waren die Palastgärten der Inkas in Peru mit Mais geschmückt, dessen Stengel, Aehren, Körner, Blätter, in verschiedener Größe, sammt und sonders in Gold und Silber nachgebildet waren. In dieser kostbaren Weise fand sich ein ganzes Feld dargestellt, ein Zeugniß des Reichthums aber auch der hohen Verehrung, welche die Maispflanze bei den Inkas genoß. Bei dem Sonnentempel auf einer Insel im Titikaka-See ward der Mais, obgleich nicht ohne Mühe, gebauet, um als Opfer dem Sonnengott dargebracht zu werden und dieses heilige Korn unter das Volk zu vertheilen, das jedes beim Tempel erzeugte Körnlein als eine segensreiche Gottesgabe betrachtete, und davon sich die beste Erndte versprach. [2])

Von den Felsengebirgen in Nordamerika bis nach Paraguay in Südamerika herab wird die Maispflanze wildwachsend gefunden, und als Kolumbus auf der Insel Kuba landete, sah er bereits den Anbau dieses Kornes bei den Eingebornen. Gegenwärtig wird der Mais — mit Recht india-corn genannt — in der ganzen heißen und gemäßigten Zone angebaut; aus der neuen Welt ist er in die alte, nach Europa, Asien, Afrika und den Inseln des großen Oceans gewandert. Als Gegengabe hat dafür Amerika von Asien den Reiß empfangen, der in der neuen Welt eine stets wachsende Bedeutung erlangt. Wie sehr übrigens schon der Mais im Hindostan eingebürgert ist, lehrt ein Blick auf die Bazars der Städte. In Bombay z. B. sieht man zur Seite des Getreidehändlers stets eine heiß gehaltene eiserne Pfanne, in welche der Mann Mais schüttet, der von der Hitze aufgesprengt, sich röstet, und in dieser Form eine bei den Hindus sehr beliebte Speise bildet. Nicht selten wird die in den offenen Hallen (Veranda's) versammelte Schuljugend, zur Belohnung ihres Fleißes, vom Lehrer mit gerösteten Maiskörnern bewirthet.

---

1) Vergl. Frauendorfer Blätter 1855, S. 126 ff.
2) Vergl. Petermann's geograph. Mittheilungen, 1856, S. 412.

Die Wetterpropheten in der Natur.

Nach eigenen und fremden Beobachtungen.

Von W. O. von Horn.

Es gibt nicht leicht eine Sache, die mißlicher und bedenklicher wäre, als das Wetterprophezeihen. Niemand kommt bei den Launen der Witterung öfter in die Brüche, und riskirt leichter Ruf und Vertrauen, als der Wetterprophet. Schlimmer ist er daran, wenn seine liebe Frau ihre große Wasche trocknen will, und er ihr gutes Trockenwetter, das heißt Sonnenschein, prophezeiht hat, und der Himmel sein liebes Blau, die Sonne ihr strahlend Angesicht hinter Wolkenschleier verbirgt, und es gar zu regnen anhebt! Dann ist er — nicht beneidenswerth, denn die Beste wird brummig — und — auf ein Kapitel oder Kapitelchen kann er rechnen. Sein Ruf wird aber noch wankender bei dem, der alle die Einflüsse kennt, die in dem unermeßlichen Luftraume sich geltend, und schier alle sicheren Vorausbestimmungen zu Schanden machen. Selbst die besten Instrumente reichen nicht zu, und von dem allbekannten Wetteranzeiger, dem Barometer, sagt ein bekannter, kundiger Mann: drei Viertel des Jahres sei er unsicher und ein Vierteljahr falsch. —

Am Schlimmsten aber steht's um die armen Kalendermacher, die das Wetter gar für ein ganzes Jahr voraussagen müssen, und wissen doch nicht, wie's Morgen ausfällt, und unter ihnen gar der arme Hundertjährige, der weiter hinaus soll, als selbst ein Leben! — Daß das eitel Lug und Windbeutelei ist, kann sich Einer leicht denken, aber dennoch wollen die Leute solche Schnurrpfeifereien, und ein Kalender ohne Wetter? Nein, den würde Niemand kaufen. Hab' ich's doch selber mit eigenen Ohren gehört, daß die Leute, wenn sie sich einen Kalender kauften, allemal fragten: Ist auch das Wetter d'rin? ihn aber erst dann nahmen, wenn die Frage bejaht worden war. Der, welcher den Straßburger hinkenden Boten schreibt, einen weitverbreiteten Kalender, kann davon reden. Vor einer Reihe von Jahren, genau kann ich das Jahr nicht mehr angeben, sagte er einmal recht wahr und ehrlich: Er habe nun so und so viel Jahre das Wetter in seinem Kalender prophezeiht, und er habe es niemals getroffen, es sei denn, daß er, wie ein blindes Huhn auch einmal ein Brosämlein oder Körnlein finde, auch blind zugetappt sei. Er wolle deswegen, weil das doch nur pure Faselei sei, die Wettervoraussagung an den Nagel hängen. So stand denn in selbigem Jahre das Wetter nicht im Kalender. Aber nun kam eine Geschichte, an die der Kalenderschreiber nicht gedacht hatte, nämlich, die Leute kauften seinen Kalender nicht, und er hatte das Nachsehen und den Schaden. — Im folgenden Jahrgange des Kalenders meinte er: Er sähe nun wohl ein, daß die Leute absolut das Wetter im Kalender haben wollten; er setze es denn nun wieder hinein, gehe es, wie es gehe; aber er nähme keine Verantwortung und kein Risiko auf sich, und wenn im Kalender Sonnenschein stehe und draußen in Gottes schöner Welt regne es tüchtig oder umgekehrt, so schüttele er sich. Und so stand's denn wieder im Kalender und steht wahrscheinlich auch ferner drinnen; und — die Leute kauften, trotz alledem, den Kalender wieder, wie früher auch. Die Nutzanwendung mag jeder Leser und jede Leserin der Maje sich selber machen, aber wenn sie dennoch bei irgend einer Gelegenheit, wo es wichtig wäre, zu wissen, wie sich etwa das Wetter gestalte, in dem Kalender nachsehen — dann — hab' ich nichts mehr zu sagen, noch weniger etwas einzuwenden, aber ich bedaure es, diese ehrlichen Worte geschrieben zu haben. Mir ist in meinem Leben kein ehrlicherer und gewissenhafterer Wetterprophet vorgekommen, als der selige Professor Stieffel in Carlsruhe, der das Monatsblättlein „Zeus" herausgab, das die Aufgabe lösen sollte, jedesmal das Wetter für den künftigen Monat voraus zu sagen. Stieffel war, wie Alle unbedingt beistimmen werden, die ihn im Leben kannten, eine lautere, grundtreue, grundehrliche Natur, und ein Mann, der ein gründliches Wissen inne hatte, in Summa im vollen Sinne des Wortes: ein Ehrenmann. Er nahm's mit dem Wetterverkündigen haarscharf und glaubte selbst dran. Alle Instrumente, welche irgend Bezug hatten auf die Beobachtung der Witterung, hatte er gekauft, und die waren in seinem Hofe so aufgestellt, wie es

die Wissenschaft heischte. Da machte er dann mehrmals am Tage seine Beobachtungen, zeichnete sie genau auf, und wenn dann das geschehen war, zog er sein Facit. Das klappte allemal vollkommen für den Monat, der vergangen war, aber wie stand's um den nächstkünftigen? Schlimm genug, das wissen wir Alle. Item der vortreffliche Stieffel hatte sich in einer Sackgasse verrannt und fand den Ausweg nicht mehr. Die launenhaften Schwankungen der Witterung machten seine Prophezeihungen hundertmal zu Nichte, aber das störte ihn nicht auf seinem Wege.

Noch denke ich daran, wie es mir, einem seiner ältesten Freunde, mit ihm einst erging. Ich war in Karlsruhe und wollte eine Reise in den Schwarzwald machen. Natürlich kam da viel auf die Witterung an, wie bei jeder Reise. Abends vor der Reise sprach ich ihn. Nun, lieber Wetterprophet, sagte ich, was werde ich denn für Reisewetter haben? Er lächelte in seiner eigenthümlichen, humoristischen Weise und sagte: Wenn so brave Leute, wie Du, reisen, so ist allemal das Wetter schön und die Sonne lächelt allezeit! Als ich aber am andern Morgen **in** den Eisenbahnwagen stieg, tröpfelte es schon tüchtig, und als ich in Baden-Baden **aus** dem Eisenbahnwagen in den Omnibus stieg, da regnete es, als hätten sich alle Fenster des Himmels aufgethan. Das war nun freilich, nach Stieffel's Aeußerung, ein schlimmes Zeugniß für mich. Als ich endlich nach vierzehn Tagen ihn wiedersah, und ihn gehörig dazwischennahm, lächelte er wieder in seiner unnachahmlichen Weise, zuckte die Achseln und sagte: Du bist, wie es hier vorliegt, doch so brav nicht, als ich geglaubt habe. Damit hatte ich schon einen Theil, und er zog sich aus der Klemme, allein ungerupft ist er eben doch nicht weggekommen, und sein Wetterprophetenthum empfing tüchtige Püffe, die er aber wieder lächelnd einnahm.

Diese Anekdote, wie unbedeutend sie auch an sich ist, beweist doch wieder, wie es um das Vorhersagen des Wetters steht. Soviel ist gewiß, daß Jeder, der es als völlig gewiß vorausverkündigen wollte, ganz entsetzlich neben die Scheibe schösse, und daß selbst die allervollkommensten Instrumente, die wir besitzen, nicht im Stande sind, selbst bei der gewissenhaftesten und ausreichendsten Beobachtung, uns einen Standpunkt darzubieten, von dem aus es gelingen möchte, die Witterungszustände künftiger Tage mit Gewißheit vorauszusagen.

Und dennoch gibt es sichere, ja untrügliche Wetterpropheten; freilich nicht auf Jahre, aber doch auf Tage, ja selbst auf lange Zeit hinaus, und diese gehören allen drei Reichen der Schöpfung Gottes, dem sogenannten Stein-, Pflanzen- und Thierreich an.

Meine Leser und Leserinnen werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich sie, soweit sie nicht in ihrer eigenen Umgebung schon viele davon kennen, darauf hinweise. Was ich ihnen hier mittheile, beruht großentheils auf eigenen Beobachtungen, aber ich habe auch gerne die Beobachtungen Anderer in meinen Kreis hereingezogen, so weit sie mir bekannt und zugänglich gewesen sind. Wie ich überzeugt bin, daß Viele meine Mittheilungen bestätigen werden, so wünsche ich dadurch Veranlassung zu eignen Beobachtungen zu geben.

Beginne ich denn!

Wer die Steine beobachtet, wird sicherlich gefunden haben, daß es Sandsteine gibt, namentlich an und in Mauern, die, wenn es sich draußen zum Regen neigt, auch wenn selbst andere Voranzeigen mangeln, zu schwitzen oder mit andern Worten, feucht zu werden beginnen. Dieß thun besonders salpeterhaltige Sandsteine. Jedermann weiß, daß, wenn es nach langer Trockenheit regnen will, oder wenn im Winter nach langem und schwerem Froste das Wetter umschlagen will in mildere Witterung, die Pflastersteine auf der Straße an ihren Rändern, und das zwischen ihnen liegen gebliebene Erdreich feucht wird, und endlich auch die Pflastersteine selbst. Es ist dieß immer eine Voranzeige des feuchten Wetters. Im Winter pflegen, bei nahendem Umschlage der Witterung, die Mauern in den Häusern und Gebäuden feucht zu werden, und einen eigenthümlichen Geruch zu verbreiten, der aber nur denen bemerklich sein dürfte, welche mit einem sehr feinen und scharfen Geruchssinne begabt sind. Dieser eigenthümliche Geruch stellt sich schon ein, ehe man die Wände feucht anfühlen

kann. Ich habe das in meiner eigenen, erst etwa zwanzig Jahre alten gesunden und trockenen Wohnung seit diesen zwanzig Jahren, besonders im Winter, beobachtet. Von gewissen Orten, die aber auch zum unerläßlichen Bedürfnisse gehören, und ihren, schon lange vor dem Regen sich oft sehr empfindlich kund gebenden Ausdünstungen nicht zu reden, die man übrigens mit einer Hand voll Eisenvitriol, Kalk oder Gyps augenblicklich entfernen kann, was ich hierbei zu Nutz und Frommen mancher, davon geplagter Leute, bemerkt haben will. Man werfe das Genannte nur in den Schlot, und der Geruch wird verschwinden. —

Bekannt ist es jedermänniglich, daß manchmal an altem Eichenholze, das irgend mit der äußeren Luft in Berührung steht, besonders aber an solchen Balken, die der Feuchtigkeit, auch etwa dem Regen, zugänglich sind, sich Holzschwämme bilden. Wo ein solcher wächst, und stehe er auch nach Innen, in's Gebäude hinein, da vertilge ihn nicht, denn er ist dir sicherlich ein Wetterprophet, und zwar ein besserer, als irgend Einer. Wird die Witterung trocken, so wird er zusammenschrumpfen; neigt sich die Witterung zur Feuchtigkeit, so quillt er wieder auf; nahet viel Regen, so bilden sich auf seiner Oberfläche gelbe Wassertropfen.

Ich hatte in einer früheren Wohnung ein altes Fenster, dessen Gestell aus Eichenholz und, Gott weiß, wie alt war. Hinter dem Hause floß ein Bach, und ein hoher Nußbaum beschattete die ganze Seite des Hauses, wodurch hier im höchsten Sommer eine feuchte Kühle waltete. An dem Fenster fehlte ein großes Stück der Bekleidung und das Gestell lag frei. Hier wuchs aus dem uralten Holze ein fester Schwamm heraus, der mir schon wegen seiner Entstehung merkwürdig war, denn er wuchs nach Innen der Kammer heraus. Seine wechselnde Form und Außenseite machte mich zuerst aufmerksam, und eine genaue Beobachtung zeigte mir die wechselnden Erscheinungen seiner Oberfläche und erwies mir ihn als Wetterpropheten, und dieß war er mir viele Jahre hindurch, und zwar nicht bloß auf einige Tage, sondern selbst auf eine volle Woche im Voraus. Er täuschte mich nie, wenn mich auch das Wetterglas im Stiche ließ. Ob auch die Schwämme, welche im Walde oder im Freien an den Bäumen wachsen, dieselben Eigenschaften haben, weiß ich nicht. Es bot sich mir nie Gelegenheit, sie zu beobachten. Möchten dieß Andere, besonders Forstleute thun, die Lust und Liebe haben, auch auf die untergeordneteren Dinge in der Natur zu achten.

Einen recht sonderbaren, ja komischen Wetterpropheten hatte ein wackerer Bauersmann meines Wohnortes an der Schiebelade des Eßtisches, der schon viele Jahre in der Familie gedient hatte. Wurde die Witterung trocken, so schob sich die Lade leicht heraus und herein, wurde aber die Luft feucht, und nahte Regen, so begann oft drei bis vier Tage vorher die Lade zu quellen; sie schob sich schwer, ja man mußte selbst Gewalt anwenden, sie herauszubringen, und dann gab sie allemal einen schnarrenden, gahrenden Ton. Der Mann richtete sich mit seinen Arbeiten darnach und war wohl berathen. Ich hatte manchen Scherz mit ihm. Wollte ich Etwas vornehmen, wozu ich Trockenheit bedurfte, so wurde mein Schwamm befragt, und wenn ich den Nachbar erblickte, fragte ich ihn: S . . . . ., was sagt die Schiebelade? Jedesmal stimmte sie mit dem Schwamme, oft aber gab sie noch früher Kunde einer Witterungsveränderung, als dieser. Lachet nicht, liebe Leser! Das alte Holz der Lade muß große Empfänglichkeit zur Aufnahme der feuchten Theile in der Luft gehabt haben, und darin liegt die ganze Sache. Wer weiß, ob wir nicht Alle Geräthe in unsern Wohnungen haben, an denen ähnliche Erscheinungen zu beobachten wären, wenn wir darauf achteten? Ob wir nicht oft an so einem weit sicherern Wetterpropheten vorübergehen, um nach dem Wetterglase zu sehen, das uns bei Weitem nicht so sicher leitet, als dieser uns leiten könnte, wenn wir seine Eigenthümlichkeiten beobachteten.

An wie vielem gehen wir gleichgültig oder geringschätzend vorüber und ahnen nicht, wie groß seine Bedeutung für uns wäre, wenn wir sie kennten oder nur beachten wollten.

Gerade im Pflanzenreiche, und was ihm angehört, sind bei Weitem die genauen Beobachtungen noch nicht gemacht über das Verhältniß, in welchem die Pflanzen zu der kommenden Witterungsveränderung stehen, als in dem

Thierreiche, und doch bin ich überzeugt, daß auch in diesem reichen Gebiete der Schöpfung Wetteranzeiger in Fülle vorhanden sind.

Unter den grünenden Pflanzen gibt es manche, an denen auffallende Veränderungen vorgehen, wenn sich irgend ein Wechsel in der Luft vorbereitet, vom Trocknen zum Feuchten oder umgekehrt. Ich erinnere an eine, als so genanntes Unkraut in unsern Gärten und Feldern sehr häufig wachsende Pflanze, an den gemeinen Gauchheil oder Hühnerdorn (anagallis arvensis), die als Wetterprophet betrachtet, unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Die Pflanze blüht von Anfang Juni's bis Ende August's. Wenn sie am Morgen ihre Blüthen recht fröhlich ausbreitet, und in diesem Zustande weilt, so darf man mit entschiedener Sicherheit darauf rechnen, daß es im Zeitraum von vier und zwanzig Stunden nicht regnen wird. Versteckt die Pflanze am Morgen ihre Blüthen unter ihre grünen Blätter, etwa zur Hälfte, so gibt's, was man einen Sprützer nennt; aber schließt sie sie gar nicht auf oder verbirgt sie ganz in die Blätter, so mag der, welcher noch Etwas im Trocknen vollenden will, sich eilen, denn es wird bald und stark zu regnen anheben.

Auch verschiedene Sorten des Klee's haben die Eigenschaft, das Wetter vorher anzukündigen. Schließt der Klee seine zarten Blüthen am Tage, so kann die Hausfrau eilen, ihre Wäsche vor dem nahenden Gewitter unter Dach und Fach zu bringen, wenn sich auch die Wetterwolken noch nicht zeigen, und der Blitz nicht gesehen, der Donner noch nicht gehört wird. Nur suche dann Niemand Schutz unter einem Baume, weil die Bäume den Blitz anziehen, und schon gar mancher Unbedachtsame seinen Tod gefunden hat, da er meinte, Schutz vor dem Regen zu finden. — Auch der Sauerklee (oxalis stricta) hat diese Vorahnung des Wetters, und die Tulpe mit ihrem schönen, farbengeschmückten Kelche, und die stolz ihren Stengel mit gelben Blüthen emporhebende Königskerze. Beide zeigen die Neigung zu Regen in der Luft durch Schließung ihrer Blüthen an. Ich bin fest überzeugt, daß eine Menge Pflanzen uns sichere Leiter in dieser Beziehung wären, wenn wir sie sorgfältiger beobachteten und genauer kennten.

Das Thierreich, weil besser und genauer beobachtet, liefert uns fast in allen Klassen Wetterpropheten in Menge, ja selbst auf eine geraume Zeit voraus; selbst bieten uns Manche Voranzeigen, wie sich ein Winter, ein Frühling, ein Sommer arten werde. Sehen wir sie uns im Einzelnen an!

Schon der Name: Regenwurm zeigt eine Beziehung dieses Thiers zur feuchten Witterung an. Diese ist unzweifelhaft. Stößt er in der Nacht Löcher und zeigt sich an der Oberfläche, so ist der Regen nicht fern. Findet man beim Spaten der Gärten im Herbste den Regenwurm noch häufig nahe der Oberfläche der Erde, so hat man ein sicheres Zeichen eines milden Winters oder aber auch eines schneereichen, der dann übrigens auch eben kalt sein kann, da der Schnee die Erde vor dem tiefen Eindringen der Kälte in den Boden schützt. Der Regenwurm macht selbst den tappischen Maulwurf zum Wetterpropheten. Dieser sucht bekanntlich den Regenwurm als Nahrung auf. Ist daher im Frühling der Regenwurm, weil er gute, warme Witterung ahnet, nahe der Oberfläche, so stoßt der Maulwurf häufig seine Aufwurfhaufen, und der Schluß ist leicht zu machen. Von dem allbekannten hellgrünen Laubfrosch will ich nicht ausführlich reden. Man sieht ihn häufig in Gläsern, die halb voll Wasser sind, und stehet ein hölzernes Leiterchen drin. Ist das Wetter in den kommenden Tagen hell und gut, so steigt der langbeinige Geselle an seiner Leiter hinauf, setzt sich behaglich nieder und harret der Fliege, die ihm sein Ernährer darbietet. Gibt's Regen, so steigt er trübselig in's Wasser hinab, und wird ein Sturm daherbrausen, so wird er im Wasser am Boden des Glases unruhig, und rumort toll drin herum. Nicht viel anders macht es der Blutegel; setzt man ihn in eine Flasche und gibt ihm oft reines Wasser, so kann man ihn (die Flasche muß aber, wie auch bei dem Laubfrosch, wohl mit einem Läpplein, das hinlänglich Luft zuläßt, verbunden sein) lange erhalten. Er zeigt das Wetter genau an. Wird es trocken, so setzt er sich außer dem Wasser in träger Ruhe am Glase fest. Gibt es bald Regen, so sinkt er in's Wasser. Ist der Regen vorübergehend, so bleibt er etwa in der Hälfte des mit Wasser gefüllten Raumes; hält der Regen länger

an, so legt er sich an den Boden. Sein Emporsteigen gegen den wasserleeren Raum, und in diesen, zeigt das Maß an, in dem sich das Wetter trockener stellt; windet's und stürmt es aber bald, so saugt er sich am Glase fest, und macht mit dem wagerecht aushängenden Leibe die mehr oder weniger heftigen Wellenschwingungen. Jäger, Ackersleute und Hirten wissen es, welche sichern Wetterpropheten die Insecten sind. Bauen die Wespen in den Boden, im Gebüsche, so wird der Sommer trocken. Bauen sie mehr in die Wohnhäuser, in hohle Bäume, so kann man mit Sicherheit auf einen nassen Sommer schließen. Findet man im Herbste die Ameisen weit oben in ihrem künstlichen Wohnungsbaue, so bleibt der Winter mild; steigen sie aber tief hinab in den Erdbau, so wird sicherlich der Winter kalt. Toben und stechen am Morgen die Schnaken, Stechfliegen und Bremsen, und fallen sie plumb auf Menschen und Thiere, erfüllt sie ein rechter, wilder Blutdurst, so wird der Regen bald nahe sein, und bei heißer Jahreszeit, ein Gewitter. Vorzüglich ist dieß im Walde bemerklich. Der Jäger kann übrigens auch an seinem Hunde einen sichern, wenn auch nur leidenden Wetterpropheten haben. Sein Grasfressen meine ich nicht, denn das ist, nach meinen Beobachtungen, kein sicheres Merkmal, sondern es ist ein anderes, und rührt von den braunen, springenden, blutgierigen Insekten her, die sein Fell herbergt, nämlich den Flöhen. Der Floh fürchtet das Nasse und weicht ihm scheu aus. Sobald Regen droht, steigt der Floh dem Hunde an Kopf und Ohren, jedoch vorzugsweise unter das Kinn und die Schnauze, weil er da sicher vor Nässe ist, oder auch zwischen die Vorderbeine und an der Brust. Scharrt da der Hund am Morgen eifrig, so ist das eine Voranzeige nahenden Regens.

Der Bienenfreund weiß genau, wie sicher die Bienen ihm das Wetter anzeigen; eilen sie am Morgen sehr aus dem Stocke in's Freie und kehren hastig wieder, so wettert's bald. Sind sie zum Hadern geneigt, zornmüthig und gereizt, so ist es gewiß, daß der Tag heiß wird und die Witterung es einige Tage bleibt.

Unter allen aber verdient die fleißige Spinnerin, die Lehrerin der Spinnerinnen, die selbst dieser Kunst den Namen gab, die Spinne, unsere ganze Aufmerksamkeit. Webt sie am Morgen frühe und fleißig an ihrem Netze, so wird das Wetter klar und warm. Die Schnaken fliegen und sie hat die Hoffnung eines sichern Fanges, guter Mahlzeit und reichlichen Erwerbs für ihre Vorrathskammer. Ebenso ist es, wenn ihr Netz etwa fertig wäre, und sie kommt aus dem Innern ihres Schlafkämmerleins frühe hervor, und setzt sich spähend am Eingange ihrer Hausflur in's Netz, wo sie die ganze Ausdehnung desselben überblicken kann. Anders aber wird's, wenn sie sich mürrisch und unzufrieden in ihren Knurrwinkel zurückzieht, träge und ärgerlich dort sitzt und sich nicht regt, dann wird's bald und möglicher Weise lange regnen. Man sieht ihr, der einsamen, unfriedlichen Person, des Mißmuths Wesen von Ferne an. Viel reden dürfen wir über dieß Thun der Spinne nicht, weil, wenn's draußen stürmt und regnet, auch uns nicht geheuer und nicht behaglich ist, und wir uns auch dann gerne in den Schmollwinkel setzen und brummen. Wer sich davon frei weiß, werfe den ersten Stein auf mich, denn ich will's gerne gestehen, daß mir's geht, wie der Spinne. — Laufen die Spinnen, und namentlich die Erdspinnen, viel und eifrig, aber, wie bekannt, stoßweise, also, daß sie eine Strecke eifrig fortschießen und dann wieder einige Augenblicke sitzen bleiben, so ist's dasselbe Vorzeichen.

Wenn Katzen ihr Fell viel putzen und lecken, sagt man: Es gibt Besuch! Das ist eine bekannte Posse; aber sagte man: Es gibt Regen, so wäre man sicherer. Frißt aber eine Katze Gras, so hört jeder Zweifel an nahendem Regen auf.

Reicher sind die Wetterpropheten unter den fröhlichen Seglern der Lüfte vertreten, ich meine, unter den Vögeln. Fassen wir da zuerst das Weitaussehende der Wetterverkündigung in's Auge, die sich auf den Winter, auf den Frühling und Sommer bezieht, so begegnen wir höchst merkwürdigen Beobachtungen und Erscheinungen. Es ist unzweifelhaft, daß, wenn sich die Hausvögel, namentlich die Hühner, ungewöhnlich frühe Mausern, das heißt, ihre Gefieder wechseln, ein früher und heftiger Winter eintritt. Ziehen die Zugvögel in ihren graden Linien am Himmel hin, stark, frühe, und verlassen uns unsere Strich- und Zugvögel auch frühe, so dürfen wir auf

einen harten und frühen Winter rechnen, denn sie ahnen das, und suchen die milderen Himmelsstriche auf, wo ihnen im Wasser, in der Luft und an der Erde die Nahrung gesichert ist.

Nisten die Strich- und Wandervögel noch spät, so ist das ein sicheres Zeichen eines milden Herbstes und Vorwinters, der ihnen und ihren Kindern auch noch einen spätern Zug in die milderen Himmelsstriche zuläßt.

Zeigen sich im Winter Spatzen, Finken und Ammern nahe bei den Wohnungen, Scheunen und Ställen, und zeigen ein strüppiges Gefieder, so gibt's strenge Kälte. Liegen darauf, selbst wenn es noch kalt ist, die Federn glatt wieder an, locken sie und entfernen sie sich wieder von den menschlichen Wohnstätten, so tritt Thau-, überhaupt milderes Wetter ein, und die Erde wird bald frei und bloß. Zwitschert der Zaunkönig, gackert, lacht und narrt die Elster (am Rheine: Atzel) mit ihres Gleichen, und macht sie ihre Verbeugungen häufig, so wird das Wetter mild und gut. Zeigt es sich, daß bei beginnender Kälte diese Vögel sich zusammenschaaren und sitzen sie, mit gesträubten Federn, puffig da, so ist Schnee im Anzuge, mit Kälte im Gefolge, es müßte denn sein, daß Spatzen und Consorten irgendwo einen Malzspeicher wüßten, der zugänglich wäre. In diesem Falle machen sie sich weniger Kopfbrechen.

Wenn etwa im Frühling noch einmal ein später Schnee einfällt, aber die Staare lustig ihr Liedlein pfeifen und die Lerche sich nicht abhalten läßt, in den Lüften zu jubiliren, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß die Sorgen um das Liegenbleiben des Schnee's überflüssig waren und das Sprüchwort nichts gilt: „Märzenschnee thut Frucht und Weinstock weh." Der Schnee wird bald schmelzen und es ist den Vögeln nicht bange um Frühstück, Mittagessen und Abendbrot. Sind sie dagegen bei spätem Schnee traurig, hüpfen mit hängendem, gesträubtem Gefieder umher; die Lerche piept eintönig und der Finke läßt, statt seines gellenden Frühlingsschlages, sein Brrrrr hören, so sieht's bedenklich aus, und es ist anzunehmen, daß der Schnee länger liegen bleibt, und daß es wieder kalt wird. Eine solche Trauer bei den schon bei uns eingetroffenen Strichvögeln, als: Bachstelzen, Rothschwänzchen, Rothkehlchen, Zaunkönigen, Amseln, Drosseln ist ein sicheres Vorzeichen noch nahender Kälte. Die Thierchen haben, da sie meist von Insekten leben, Furcht und Sorge um ihre Nahrung, und viele erliegen dann dem schauerlichen Hungertode. Im Jahre 1837 machten wir am Rheine und an der Nahe diese Bemerkung und wieder anno 1847, und der große Mangel an diesen wohlthätigen Thierlein, die unsere Raupen vertilgen und unser Obst schützen, zeigt sich anno 1857 noch. Die Lücken sind noch nicht ausgefüllt, die der Hunger in dem späten Schnee und seiner Eiskruste in ihren Reihen hervorbrachte.

Ungünstige Frühlingswitterung zeigen die Vögel an, wenn sie sich zusammenrotten, unruhig umherflattern, nirgends ruhig sitzen und statt ihres fröhlichen Schlages, nur zirpen. Damit zeigen sie besonders stürmische, regnerische Witterung an. Sie würden sich sonst in einzelne Paare absondern und zu nisten beginnen. Ziehen gegen die Zeit des bald nahenden Frühlings die Ackerkrähen, sich in den Lüften trillernd, gen Nordwesten, so kann man unbedingt auf bald eintretende üble, kalte oder viel Schnee bringende Witterung schließen. Kehren sie gen Südosten zurück, so ist die gute Witterung in ihrem Gefolge. Schreien sie heftig, steigen in die Luft und schwenken sich dort mit lautem Gekrächze, so wird's stürmisch und rauh. Viele, ja die meisten Vögel, richten sich mit ihrem Nisten und ihrer Brut nach der künftige Frühlingswitterung. Wenn sie nun Anfangs April den Tag über in Flügen und Schwärmen zusammenhalten, so kann man drauf rechnen, daß ein ungünstiges Frühjahr eintreten wird. Sie nisten dann erst im Mai, und nur einmal im Jahre. Sondern sie sich aber Anfangs April in Paare und halten sich viel bei ihren Nestern auf, so wird der Frühling günstig.

Kürzer eintretende Witterungsveränderungen zeigen die Vögel sehr sicher an. Wenn die Singvögel am Morgen hell gellend und anhaltend singen, so ist anzunehmen, daß es am Tage ein Gewitter gibt, denn ein Beobachter sagt, daß, wie die

Elektrizität in der Luft vor einem Gewitter auf den Menschen und seine Nerven lähmend wirkt, so wirkt sie auf die Vögel belebend. Das möchte denn auch bei dem Hofhahn der Fall sein. Denn wenn er frühe am Morgen gellend und anhaltend kräht, so gibt's in der Regel am Mittage Regen oder am Nachmittage ein Gewitter.

Die meisten bekannten Vögel gehören der zweideutigen, unsichern Zunft der Wetterpropheten mit größerem Rechte auf wohlverdientes Vertrauen an, als ihre menschlichen Genossen. Was diese erklügeln wollen, sagt jenen eine untrügliche Vorahnung künftiger Dinge in dieser Beziehung, die Gottes Güte zur Erhaltung dieser Thierchen in ihre Natur gelegt hat. Wer seine Aufmerksamkeit ihnen zuwendet, geht sicher und kann sich vor Schaden und Nachtheil bewahren.

Fliegt die Schwalbe am Morgen frühe schon hoch hinauf in die blauen Räume, daß sie uns oft nur noch wie ein Käferlein erscheint, so gibt es einen hellen, trockenen Tag. Die Luft ist rein von feuchten, schweren Dünsten, denn die kleinen Schnaken, Fliegen und Insekten, von denen die Schwalbe lebt und die sie im Fluge hascht, sind in diese Höhen hinauf gestiegen, was sie nicht gethan haben würden, wenn der Luftraum nebelig, duftig und mit Wasserdünsten angefüllt wäre. Nicht Lust hat die Schwalbe hinauf geführt; sie will sich nicht, wie mehre überschwenglichen Dichter sagen, im reinen Aether die Brust baden, sondern sie will für sich und ihre hungernden Kinder ein Frühstück holen.

Streicht die Schwalbe tiefer der Erde oder ganz nahe an den niedern Mauern hin, so wird es bald regnen; aber nicht darum, weil die Schwalbe so nieder an der Erde oder an den Mauern der Gebäude hinstreicht, sondern aus dem Grunde, weil eben diese kleinen Thierchen, die bei reiner, trockner Luft so hoch hinaufsteigen, ahnend, daß die höhere Luft bald nicht mehr für sie ist, und sich an die Erde gesenkt, an den Mauern und in den Ritzen sich gesetzt haben, oder dort noch herumschwärmen, wo sie, wenn nun der Regen kommt, schnell eine sichere Zuflucht finden. Das ist es, was die Schwalbe zum Wetterpropheten macht, aber unbedingt zu einem zuverlässigen.

Steigt am Morgen die Lerche jubilirend in die Lüfte, der Sonne entgegen, so wird der Tag schön. Bleibt sie aber am Boden, und läßt sie bloß ihren eintönigen Ruf hören, oder schweigt sie ganz, so greife getrost zum Regenschirm, wenn du etwa einen weitern Weg zu machen hast.

Sitzen die Haustauben am Morgen mürrisch auf dem Dache und federn sich oder ziehen die Federn durch den Schnabel, den sie vorher an der Fettdrüse am Steiß befeuchtet, so wird es über Kurz oder Lang zu regnen anheben. Dasselbe kannst du bei Hühnern und Enten beobachten. Ebenso deutet's auf Regen, wenn sich die Hühner in trockener Erde oder im Staube wälzen und sträuben.

Wenn das Hausrothschwänzchen Morgens oft seinen krächzenden, wetzenden Ton, mit dem kurzen Pfiffe davor, wiederholt, so ist das eine ungemein sichere Vorherverkündigung, daß der Tag nicht ohne Regen vorübergehen, leicht ein völlig regnerischer werden wird.

Sitzt der Sperling oder Spatz am Morgen pauschig da, so wittert er einen nassen Tag. Ebenso ist es ein Zeichen des kommenden Regens oder eines baldigen Umschlags der Witterung, wenn der Canarienvogel im Käfig, gleich viel im Sommer oder im Winter, sich am Morgen badet.

Daß auch die Vierfüßer und größeren Thiere Vorahnungen des Wetters haben, möchte man im Voraus annehmen, obwohl man sie kaum kennt. Man hat da viel zu wenig beobachtet.

Unsere Hausfrauen haben übrigens auch ihre eigenthümlichen Wetterprophezeihungen, die völlig sicher sind. Brennt am Kochtopfe von Eisen oder an der Pfannenkuchenpfanne der Ruß und dringt der Rauch, durch die Schwere der äußern Luft gedrückt, durch den Rauchfang im Schornstein, statt in die Luft zu steigen, in die Küche zurück, so weiß sie, was draußen bevorsteht, und sagt mit voller Sicherheit: Es gibt Regen, und der Erfolg bestätigt vollkommen ihre Voraussagung.

Auch der Rothgerber hat ein Zeichen, das nicht trügt. Bekanntlich umgeben in der Regel Haufen ausgesaugter, ausgegerbter Lohe die Gerbereien, wenn nicht alsbald Lohkuchen zum Brennen daraus getreten werden. Bei langer Trockenheit trocknen diese Lohhaufen, die an und für sich locker liegen, ziemlich tief hinab aus; allein sobald die Luft feucht wird, zeigen sich auf ihnen goldgelbe eigenthümliche Pilze, die wie Haufen darauf liegen. Die Gerber sagen, das Loh blüht; es gibt Regen! Diese schönen Pilze treten außerordentlich schnell auf, ehe man noch andere Voranzeigen von Regen hat und verschwinden ebenso schnell wieder, wenn die Trockenheit der Luft wieder vorherrscht, wie sie urplötzlich gekommen sind. Kinder nennen diese Pilze Schlangeneier.

Ich könnte die Reihe dieser Voranzeigen des Witterungswechsels, namentlich bei den verschiedenen Gewerben, in's Endlose vermehren, auch könnten es Andere ohne Zweifel durch genaue Thierbeobachtungen, aber es hat für's Erste mit diesen genug, namentlich für die, welche zu aufmerksamer Naturbeobachtung Neigung, Zeit und Gelegenheit haben. Nicht nur nützlich ist es in manchen Fällen des Berufslebens, besonders für den Landmann, sondern es liegt noch ein anderer, höherer Gewinn darinnen, der nämlich, daß auch in Beziehung des Vorgefühls der Veränderungen der Witterung die Beobachtung der Geschöpfe den sinnigen Forscher und Beobachter die Weisheit und Güte des Schöpfers erkennen und preisen lehrt, die seine Wesen mit einer Gabe ausrüstete, die sie vor Schaden schützen und sich bewahren lehrt, und dem Menschen selbst wohlthätig werden, wenn er sie sorgfältig beachtet.

Der Kreis der Beobachtungen ist unendlich groß und weit und noch ist wenig auf diesem Gebiete geschehen. Möchte das Wenige, was ich hier, meist aus eigener Beobachtung, mitgetheilt, Veranlassung werden, daß solche, denen Beruf und Umstände, Zeit und Mittel gegeben sind, meine und anderer Beobachtungen zu vervollständigen und zu ergänzen sich zur Pflicht und Lust werden lassen. Es ist belehrend und heilsam, und gewährt vielen Vortheil in ihrem Berufsleben.

Zum Schlusse möchte ich aber nun noch eines absonderlichen Wetterpropheten gedenken, von dem ich nicht weiß, ob ich ihn dem Gebiete des thierischen Lebens zuweisen darf, oder ob er in das Gebiet menschlicher Kunstprodukte zu rechnen sein möchte. Vielleicht gehört er beiden zugleich an; aber das muß ich aus eigener langjähriger Erfahrung sagen, er ist untrüglich, und er macht seine Prophezeihung mit einer Ausdauer und Macht geltend, die, ob man es auch mit dem entschiedensten Willen und Vorsatz möchte, durchaus nicht unbeachtet bleiben kann.

Fragst du, lieber Leser, was ich meine und wo du diesen Wetterpropheten zu suchen habest, so preise ich dich glücklich, denn du hast ihn nicht; ich meine das so genannte Krähen- oder Hühnerauge, auch Leuchtdorn genannt, das in deinem Schuhe oder Stiefel steckt. In der Regel hat es zwei zusammenwirkende Ursachen, jugendliche Eitelkeit, die gerne einen netten Fuß haben möchte, und Schusterunehrlichkeit, die ihr fröhnt und in die Hände arbeitet. Freilich gibt's auch Fälle, wo lediglich Schusterdummheit und Pfuscherei die alleinige Ursache ist. Solch ein Krähenauge ist eine Qual ohne Maß und Ende. Schneide man es, wie man will, und das ist noch dabei eine lebensgefährliche Geschichte, da schon Mancher seinen Tod durch ein zu scharf ausgeschnittenes Krähenauge gefunden hat, da sich leicht Brand daran bildet; es schmerzt, quält und drangsalirt den, der damit beglückt ist, bei jedem Schritt und Tritte; aber du hast einen Wetterpropheten, der dir jeden Witterungswechsel sicher vorherverkündigt. Nun sagt aber das Sprüchwort: Es ist nichts so schlimm, daß es nicht für Etwas gut wäre, und das bestätigt sich auch hier, denn du weißt, was so Viele im Leben nicht wissen — wo dich der Schuh drückt! —

Vom Torfe.

von

Th. Meyer-Merian.

Im Felde draußen ist das Gras und des Grases Blume verdorrt, die Früchte sind gefallen und eingeheimst, auf dem Boden liegt der Wälder Schmuck und durch die leeren Zweige zieht der feuchte kalte Nordwind. Braun und fahl ist's auf der Erde, grau am Himmel so weit das Auge schweift. Das heitre Gesicht der Natur ist ernst und dürster geworden und geschreckt flieht der Mensch aus dem Freien in seine Städte und Dörfer hinein, schließt Fenster und Thüre und arbeitet tüchtig zwischen den vier Wänden, daß er warm bekomme. Und wenn nun da die langen Abende einbrechen, rücken sie zusammen um das Feuer, das im Ofen oder auf dem Heerde prasselt, gedenken vergangener Tage oder erzählen sich Mährlein zur Kurzweil, bis draußen im ersten Frühlingsstrahl der Schnee wieder vom Dache träufelt, die Haselstauden zu blühen beginnen und die Amsel zum erstenmal ein helles Lied anschlägt. Aus einer Welt flüchten die Menschen in eine andere, lassen sich am liebsten von Zaubergärten und Wunderinseln erzählen, die großen und kleinen Kinder, oder von längst entschwundenen seltsamen Zeiten. Und je höher der Schnee liegt, je dicker die Fensterscheiben gefroren sind, desto weiter über Land und Meere tragen die Flügel ihrer Gedanken, desto lieber weilen sie in der fremden Welt, Eis und Frost zu vergessen, die sie gefangen halten.

Und in solch eine fremde, verborgene und geheimnißvolle Welt soll dir auch jetzt der Blick geöffnet, der Weg dadurch gewiesen werden, wenn du zu der Reise dein Ruhestündchen hergeben willst.

Sieh diese weite Ebene, die braun und düster sich ausdehnt, öde Alles und unfruchtbar, der dunkle feuchte Boden nur hie und da mit saurem Riedgrase bedeckt. Nichts unterbricht die Einförmigkeit, als die eckigen Haufen der ausgestochenen schwarzen Torfstücke, aufgeschichtet zum Trocknen, die finsteren Gruben mit dem trüben Wasser drin und graue schwere Nebel, welche nieder und fast unbeweglich darüber hängen.

Bei diesem Moore, das so weit abliegt von den Fruchtäckern und Gärten des alltäglichen Lebens, verweile ein wenig. Wohl ist es kein freundliches Bild; aber laß dich nicht zurückschrecken. Tritt muthig auf das düstere sumpfige Feld, richte das Auge auf's Unscheinbare und Verborgene, mit jener Liebe bewaffnet, die auch in das dringt, was von gewöhnlichen Blicken gering geachtet wird. Gewöhne es im Dunkeln zu schauen und was dich erst erschreckt, wird entschwinden, gleich einem gelösten Zauber. Wie dem einfachen Wassertropfen unterm Vergrößerungsglase Wunder über Wunder entsteigen, so wirst du auch in dem Einförmigen, Oeden und Unfruchtbaren, dem scheinbar Erstorbenen eine neue unendliche Welt erschlossener Geheimnisse entdecken.

Weithin breiten sich im Norden und Westen Europas diese Torflager aus. Die Niederungen zwischen der Nord- und Ostsee sind neben ihren Kieferwäldern und Haiden mit Mooren bedeckt, welche das langgestreckte Tiefland ausfüllen. An der Grenze von Holland und Hannover (im Bourtanger-Moor), ist ein Punkt, wo der Horizont, wie das offene Meer, von einer reinen Kreislinie umschlossen erscheint, kein Busch, kein Baum, keine Hütte, nichts auch nur von der Höhe eines Kindes, in der scheinbar endlosen Einöde über den Boden aufragt. Denn selbst jene blauen Inseln in nebliger Ferne, die entlegensten, im Birkengehölze versteckten, Ansiedlungen sind endlich hinter dem freien Horizonte hinabgesunken. Diese ganze unendliche Weite von fünfzig bis sechzig geographischen Quadratmeilen wird von nichts bedeckt, als von Haiderasen und den, über dem braunen Schlamme schwankenden, Halmen des Riedgrases. Das Moor von Montoire, südlich der Loire, zählt 50 Stunden im Umfang, das Düvelsmoor im Bremischen 20 an Länge und 4 bis 5 in der Breite. Noch größere Sümpfe schließt Irland ein, von dessen Boden überhaupt mehr als drei Millionen Juchart (3 Mill. acres) durch Moor in Beschlag genommen sind.

Das Wasser hat in diesen tiefen Lagen kein Gefälle mehr gefunden, um nach den nächsten Flüssen und dem Meere abzufließen, es ist so in den Mulden stehen geblieben, hat sich angesammelt, Wasserpflanzen sind aufgeschossen, haben die Grundlage abgegeben für die Sumpfgräser, das Haidekraut, welches ihnen gefolgt, und die Torfbildung war in vollem Gange.

Die Niederungen der Nordseeküste von Ostfriesland nach Rußland, bei 20 bis 25 Meilen landeinwärts, zeigten sich vor wenig Jahrhunderten noch durch zahlreiche Meeresarme in allen Richtungen durchschnitten. Lustig fuhren in diesen die Schiffe umher, von einer Insel zur andern. Heute ist diese Gegend eine ganz andere: kein helles Wasser blinkt mehr zwischen freundlichen Inseln, Land und Meer ist in das eine Moor umgewandelt und von den Schiffen wird nur aus den Torfgruben hier eine Planke, dort ein Ruder oder ein Anker gegraben.

Aehnlich verhält es sich wohl auch mit der Entstehung vieler kleinerer Torfgründe, mancher der „Mööser" z. B., woran die hüglige Schweiz so reich ist. Bekannt sind die großen Mööser (Moore) zwischen dem Neuenburger-, Bieler- und Murtnersee, von deren Entsumpfung jetzt so vielfach die Rede geht. Diese weiten Strecken bestehen zum großen Theile aus Torf. Wo heute drei Seen stehen, da war früher ein einziges großes Wasserbecken, daraus bloß die höheren Hügel als Inseln hervorragten. Das Wasser lief in der Folge theilweise ab und hinterließ nur die drei Schalen, d. h. die drei größten Vertiefungen noch angefüllt. Der ehemalige Seeboden aber trocknete nicht völlig zu festem Grunde aus. Dieß hinderte das noch fortwährend sich sammelnde Wasser, zwar nicht reichlich genug, um den großen einen See wieder herzustellen, wohl aber um Versumpfung zu bewirken und alles zu bieten, was der Bildung von Torf förderlich. In der Weise geben sich denn manche Torflager als Ueberreste früherer Seen und Wasserbecken zu erkennen.

Steigen wir aber aus den Tiefen und Thälern nach den Rücken der bewaldeten Gebirge hinauf. Der Schwarzwald z. B. bietet hierzu die trefflichste Gelegenheit. Dort oben auf der Höhe, mitten aus dem kräftigsten Hochwald, dem üppig ein junger Forstwuchs nachsteigt, treten wir an eine lichtere Stelle vor, wo die Stämme kleiner, unansehnlicher erscheinen, die Gipfel der höheren Bäume aber abgestorben sind und von den rauhen Aesten graues Moos in langen Bärten herunterhängt. Die Bäume, die erst nur hie und da ausgegangen, fehlen nun bald ganz, es wird öde auf der Höhe, Heidelbeeren, Moosbeeren nehmen den Boden ausschließlich in Beschlag und überwuchern alles mit einem dicken Gestrüppe, darin der Fuß immer tiefer einsinkt und mühsamer vorwärts dringt. Dann und wann steht etwa noch ganz vereinsamt aus besserer Zeit ein alter mächtiger Stamm da; wo aber jüngeres Gehölz versucht hat nachzudringen, ist es kränklich und verkümmert in halbem Wachsthum stehen geblieben. Wohl klammern sich noch zahlreiche Strünke ringsumher mit den knorrigen Wurzeln an der Erde fest, als wollten sie die nicht lassen, aber sie sind schon überwunden: die Wurzeln sind vermodert und darüber weg ist Moos, ist die Heidelbeerstaude gekrochen und verdecken sie, wie ein dichtes Grabtuch, mit ihrem hellen Grün. Unter der üppigen Decke, in dem Gefilze des Mooses, sammelt sich indeß der Niederschlag von Nebel, Schneewasser und Regen und bleibt stehen in einzelnen Löchern und Vertiefungen das Jahr hindurch. Eine Sumpfstelle hat sich gebildet, in der Nähe ebenso eine zweite und dritte, denn das Wasser vermag nicht abzusickern, weil unter dem Waldgrund ein Lager von Thon oder Granit liegt. Und so bieten sich in einem regnerischen oder schneereichen Jahre diese einzelnen Pfützen aus, vereinigen sich mit einander und immer rascher schreitet nun die Bildung des Moores vor. Isländisch Moos und andere Flechten bedecken den Boden, im Wasser fluthendes gelbliches Torfmoos schießt auf, häuft und verdichtet sich zum schwammigen Rasen, Sumpfpflanzen wachsen nach und die weißen Flocken des Wollgrases verdecken trügerisch hie und da die bodenlosen Stellen des ausgebildeten Moores. An diesem selben braunen

Sumpfe stand vor 300 Jahren der üppigste Hochwald, himmelhohe Tannen mit mächtigen Eichen untermischt, und noch heute findet man von ihren gewaltigsten Stämmen mitten in dem Schlamme. Der Wald aber hat denselben Weg in der Zeit gemacht, den wir eben dem Raume nach verfolgt.

Wo und unter welchen Verhältnissen je Torf sich bilden mag, überall ist stehendes Wasser eine Hauptbedingung dazu. In diesem werden nicht allein die Sumpf- und Wassergewächse erzeugt, sondern auch wieder der Einwirkung der Luft entzogen, wohl theilweise zersetzt, aber nicht der völligen Verwesung preisgegeben, sondern viel eher unter Wasser conservirt. Diese Ueberreste der Pflanzen in all ihren Stufen der Vermoderung, von der unveränderten Holzfaser an bis zum gleichförmigen schwarzzähen Schlamme, sind es, die eben den Torf ausmachen und ihm, je nach der Umwandlung, in der sie begriffen sind, seine verschiedene Beschaffenheit verleihen.

Wo das stehende Wasser tiefer, da stellen sich im Frühling bald jene fadenförmigen gallertigen Wasserpflanzen ein, die auf der Fläche langsam fließender Bäche, der Teiche und Weiher schwimmen. Im Herbste sterben diese Conserven ab, sinken unter und neue folgen im nächsten Jahre ihnen wieder nach. Vom Rande her breiten sich nun allmälig auf solcher Unterlage eigenthümliche Sumpfgewächse über die Wasserfläche aus, das schwammige halb schwimmende Torfmoos vor allen, dann aber auch Gräser. Diese lockere Moosdecke verdichtet sich, denn oben wächst sie beständig fort und verzweigt sich, indeß die unteren, ältesten Theile absterben und zu verwesen beginnen. Durch Fortwuchern nach den Seiten hin werden so ganze feste Rasen gebildet, darauf auch eigentliche Sumpfpflanzen sich ansiedeln: Löffelkraut, Ranunkel, Oechis, Weide und Binsen. Diese Rasendecke, 2 bis 4 Fuß dick, ist so fest, daß sie auf Teichen und Seen nicht allein hie und da Grasplätze bildet, sondern selbst schwimmende Inseln, auf denen Vieh gewaidet und gelegentlich geheut wird. Der Neusiedlersee in Ungarn trägt z. B. eine schwimmende Insel von 6 Quadratmeilen Ausdehnung, die neben dem Schilfe, den Binsen und etlichen magern Birken und Erlen, mit saurem Grase bewachsen ist, das in trocknen Jahren gemäht, in massen von Vieh abgewaidet wird, wobei die Thiere nicht selten bis an den Bug im Moraste einsinken.

Wie das Haidekraut die endlos öden trockenen Sandstrecken im Norden bedeckt, überzieht es häufig mit demselben einförmigen Kleide gleicherweise auch den moorigen Rasen in unabsehbar ausgedehnten Flächen und liefert in seinen absterbenden holzigen Stengeln und Wurzeln einen Beitrag an die Torfmasse, die ihm bereits zur Unterlage dient. Da dieses Haidekraut auf dem Moore bald die Herrschaft an sich reißt, giebt es ihm zugleich auch billig den Namen — Haidetorf.

Durch fortwährendes Absterben dieser Gewächse und Wachsen neuer auf ihnen, steigt das Lager in seiner Mitte allmälig in die Höhe, oft 10 bis 20 Fuß über die Wasserfläche hinaus, und gleichwohl wachsen immer noch dieselben Sumpfpflanzen auf ihm, denn wie ein Schwamm zieht die Schicht durch die Haarröhrchen ununterbrochen Wasser nach und hinauf und füllt sich damit an bis zur Oberfläche (Hochmoore). Anderseits, da die Zersetzung der vegetabilischen Theile beständig, ob auch langsam, fortschreitet und der Druck von oben immer zunimmt, so werden die unteren Schichten stets dichter, schwerer, gleichartiger, unkenntlicher; das verfilzte Gewebe von Pflanzenstengeln, Wurzeln, Blättern verliert durch Vermoderung mehr und mehr seine faserige Beschaffenheit und wird zu einer schwarzbraunen, erdigen, schlammartigen Masse.

Denkt man sich demnach ein Torflager in der Mitte von oben nach unten durchschnitten, dann liegen von seinen verschiedenen Bestandtheilen in der Tiefe die zuerst aufgetauchten, die Wasserpflanzen. Ueber diesen die derberen, faserigen Sumpfgewächse und zu oberst endlich die Landpflanzen, theilweise schon zerstört, in ihrem jüngsten Nachwuchse jedoch noch unverletzt, als lebendige

Pflanzendecke, in die Oberwelt hineinwachsend und an deren Schicksal und Leben Antheil nehmend. Zu unterst ferner, wo die Zersetzung schon lange im Gange und die Bestandtheile mehr krautig, ist die gleichartige schwarze Masse des „reifen" Torfs, ohne Gewebe und Zellen mehr, nur aus Körnern bestehend und bloße Spuren von Pflanzenüberresten einschließend. Dieß ist die Grundmasse. Dieser reife Torf, auch dunkle Torf, Moortorf und auf seiner vorgerücktesten Stufe Pechtorf genannt, wird beim Trocknen oft wie Braunkohle so hart und fest, während er frisch sich in Formen pressen läßt (Baggertorf). Auf diese compacteren Schichten folgen die faserreicheren, schwammigeren und helleren Lagerungen mit vorwiegenden und weniger veränderten vegetabilischen Theilen, denen nach oben zu immer reichlicher die Bruchstücke der holzigen Stengel und Wurzeln sich beimischen, der Wurzeltorf, Moos-Rasentorf. Nennt man solchen Torf nun auch „unreifen" Torf, so ist diese Bezeichnung mehr nur praktisch richtig und dabei zu bemerken, daß es „unreifen" Torf geben kann, der niemals reif wird, weil die unveränderten Einschlüsse, die er enthält, ihrer Natur nach überhaupt und für immer der Zersetzung widerstehen, was z. B. von der kieselreichen Oberhaut der Riedgräser gilt. Dieser Moostorf, je weniger er vermodert, erzeugt beim Verbrennen eine um so geringere Hitze, während der recht schwere, harzige (vom Haidekraut), für den praktischen Gebrauch der erwünschte ist. Was da überhaupt in den Torflagern noch für ein Vorrath von Heizkraft ruht, läßt sich an einem einzigen Beispiele nachweisen. Die Tiefe der Torfschichten beträgt im Allgemeinen 8 bis 10, ja 20 bis 30 Fuß. Berechnen wir jenes an der holländisch-hannöverischen Grenze liegende, gegen 60 Quadratmeilen umfassende Moor nur zu 10 Fuß Tiefe, so ergiebt sich darin eine Ansammlung von Brennstoff die nicht weniger als 250 Cubikmeilen einnimmt.

Außer jener Entstehung und Ausbildung des Torflagers in der freien Natur und im Großen, sehen wir es aber auch vor unseren Augen sich wieder erzeugen, da wo es theilweise ausgestochen worden, wie ja seine Bildung überhaupt der jetzigen Erdepoche angehört. Ist z. B. beim Torfgraben in einer Grube der Brennstoff bis in eine bestimmte Tiefe weggenommen, so wachsen in derselben zunächst Sauerampfer und etwa Erdrauch. Allmälig sammeln sich Regen und Thau in der Vertiefung wieder an und füllen sie bleibend mit Wasser. Die krautigen Gewächse gehen hierauf spurlos verloren und an ihre Stelle treten jene niedersten Wasserpflanzen, die Conserven, oder einzelnes schwimmendes Torfmoos, kümmerlich in der braunen Lache gedeihend. Ein Paar andere Wassergewächse, wie z. B. Laichkraut, vermehren die dürftige Vegetation, die oft geraume Zeit so kann stehen bleiben, bis das Wasser einmal sinkt, worauf sie dann sofort zunimmt und der Behälter mit Torfmoos sich bedeckt. Die schwammige Beschaffenheit dieses Mooses aber dient nun bald anderen Sumpfgewächsen zum Stützpunkt, den Riedgräsern, Binsen, Vergißmeinnichten, dem Fieberklee, Vogelgras, Blutauge u. s. w. Das Wurzelgeflecht dieser Pflanzen unterdrückt zum Theil das fernere Wachsthum des Torfmoores, preßt die weiche Grundlage überhaupt zusammen, wodurch sich das Moos, das sie trägt, allmälig und zuerst in seinen unteren Theilen wieder in Torfmasse umzuwandeln beginnt.

In wie viel Zeit diese Processe vor sich gehen, ist natürlich, je nach den mehr oder weniger begünstigenden Einflüssen, verschieden. Hier hat sich eine Torfschichte von 8 Fuß, die in einem 10 Fuß tiefen Lager ausgestochen wurde, inner fünfzig Jahren wieder erzeugt, dort hingegen soll der Torf in sechszehn Jahren bereits um zwei Ellen gewachsen sein. Bei einem vierzehn Fuß mächtigen Schwarztorfmoor im Egerlande, wo des Wassers halber die Masse nur 4 bis 5 Fuß tief kann abgestochen werden, überzog sich im zweiten Jahre die angesammelte braune Grubenflüssigkeit mit verschiedenen Conserven, im dritten kamen Wasserlinsen hinzu, im vierten Binsen, Woll- und Riedgras. Nun konnte man schon, wenngleich noch schwankend und unsicher, auf der Decke stehen. Zehn bis zwölf Jahre später wuchsen Haidekraut, Knieholz und Weide

darauf und nach dreißig bis vierzig Jahren war der Torf wieder von neuem erzeugt und zum Abstechen reif, wenn nicht etwa das Wasser abgeleitet oder Vieh darauf gewaidet worden.

Denn ebenso wie Haiden, Wiesen und Wälder allmälig in Moor versumpfen, können auch umgekehrt auf Torfboden gelegentlich wieder Wiesen entstehen, indem durch Kanäle die oberste Schichte des Moores entwässert, der filzige Rasentorf mit seiner Pflanzendecke ein Paar Fuß tief abgetragen und die Moderfläche einfach gedüngt wird. Von selbst, und ohne besondere Anpflanzung, keimt nun dichtes süßes Gras hervor mit Kleearten untermischt, beide dem ursprünglichen Moore gleich fremde Gewächse. Woher der Same dazu gekommen? Kaum wohl wo anders her, als aus dem Dünger und in diesem aus dem seiner Zeit verfütterten Heu.

Und wie von dieser Wiedererzeugung des Torfes die Zeitdauer bekannt ist, so läßt sich auch von gar manchen Torflagern, die noch immer fortwachsen, angeben, weniger zwar, wie viele Jahre sie zu ihrer jetzigen Bildung bedurft, als vielmehr, wann sie noch nicht bestanden haben. Die unwiderlegbarsten Nachrichten hierüber finden sich zum Theil in den Mooren selber, und diese alle deuten in die geschichtliche Zeit. Sie bieten zugleich den Aufschluß über ihren Ursprung, ob sie denselben einem Walde, einer Haide, die versumpft, oder einem See, der halb eingetrocknet, verdanken. So finden viele Orte in Deutschland, Frankreich, Schottland, die römische Aufzeichnungen als bewaldet bezeichnen, in bodenlosen Moor umgewandelt, in den Ardennen z. B.

Es wurde die Vermuthung aufgestellt, daß die Veranlassung hierzu der Befehl des Kaisers Sevetus gegeben, die Waldungen in den eroberten Provinzen aus Kriegsrücksichten zu zerstören. Kupferne römische Feldkessel und Töpfe, Keulen, Aexte und andere Waffen, selbst Münzen römischen Gepräges, gaben aus der Tiefe der Torflager Zeugniß von deren Alter, wenn auch nicht von ihrem Ursprunge. Aexte, Pfeilspitzen von Stein dagegen, hölzerne Boote aus einem einzigen Stamme und dergleichen Gegenstände, wie sie aus deutschen und brittischen Torfen schon öfter gegraben worden, erwiesen sich wieder als den Eingebornen zugehörige Geräthe. Noch sichrere Belege für das Alter manches Torflagers bieten eine römische Kunststraße, ein römischer Damm, welche in seiner Tiefe verlaufen. So entdeckte man 5 bis 6 Fuß tief im Murtnermoose einzelne Stellen einer gepflasterten Straße, wie auch eingerammtes Pfahlwerk. In dem großen Moore an der hannover-oldenburgischen Grenze (von Lohne zum Dümmersee) stieß man 4 Fuß tief im Moor ebenfalls auf römische Bauten. In der niederländischen Landschaft Drenthe findet sich in geringer Tiefe ein Straßendamm, der 4500 Schritte weit verfolgt wurde. Andere alte Heerstraßen weissen die schottischen Moore auf, während man im Salzburgischen und Bayerischen Scheunen und Gartenzäune von Moor überwachsen gefunden.

Zu den häufigsten Erscheinungen in Torfmooren aber gehören die Baumstämme, einzeln oder in Masse eingelagert. Und natürlich, ist doch an der Stelle so vieler Moore früher Wald gestanden. Durch Wachsthum des Sumpfes erstickten die Bäume, starben ab, die umgestürzten Stämme sanken, und immer tiefer, dem Zuge ihrer Schwere folgend, bis auf den Grund. Hingegen wird der Torf über den gefällten Wald geradezu hinaus gewachsen sein, dort, wo man Baumwurzeln antrifft, die auf dem Grunde eines Moorlagers noch im Boden ausgebreitet sind. Stürme mögen den Wald einst umgeworfen haben, wie dieß auch die starken abgebrochenen Stämme von Eichen, Tannen und Buchen, die neben ihren Wurzelstrünken liegen, bezeugen. Bekannt ist, daß z. B. in der Mitte des vorletzten Jahrhunderts in Roß-shire der Sturm einen Wald niederriß, an dessen Stelle fünfzig Jahre später Torf gegraben wurde. Im Hatfieldmoor, vor 1800 Jahren ebenfalls ein Wald, fand man neben Fichten, Erlen und Haseln Eichen liegen von mehr als 100 Fuß Länge. Diese Stämme, die Niemand in den Moor getragen, die einst dort müssen gewachsen

sein, sind übrigens sehr ungleich erhalten. Halb vermodert jene und zerstört, die schon abgestorben in dem Moore versanken. Andere dagegen härter und dauerhafter, als je im frischen Zustande, und dann von außen nach innen vom Schwarzen in's Dunkelbraune gefärbt. Diese sind als kräftige Bäume gefallen und in die Tiefe untergegangen, dort haben die harzigen und fäulnißwidrigen Substanzen der Moorfeuchtigkeit sie durchdrungen, verdichtet und sie vor Vermoderung bewahrt. Aus gleichem Grunde trifft man auch Tannen und Fichten, die von Hause aus harzreich sind, in den ältesten Mooren vor anderen Bäumen wohl erhalten. Diese zersetzungswidrige Eigenschaft der Torffeuchtigkeit bewährt sich übrigens noch an Gegenständen, die viel leichter verwesen als Holz, an Kleidungsstücken und an Leichen von Menschen und Thieren. 49 Jahre lang hatten zwei Leichen in einem irländischen Moore gelegen, und als sie 1737 an's Licht gezogen wurden, sollen sie und ihre Kleider so unversehrt ausgesehen haben, als ob erst vor wenig Tagen das Begräbniß stattgefunden hätte. Ihrer Tracht nach seit hunderten von Jahren untergesunkene Körper zeigten sich nicht minder gut erhalten, mit der alleinigen Ausnahme, daß die Haut braun gefärbt erschien. Nicht immer jedoch werden die weichen Theile so unverletzt bewahrt, dieß bezeugen die zahlreichen Schädel und Gerippe von Hirschen, Pferden, Ochsen, Schafen, Schweinen und Hühnern, die aus den Torfen ausgegraben worden und die doch schwerlich allein, ohne Haut und Fleisch, auf die trügerische Sumpfdecke sich gewagt, um darin einzusinken. Häufiger noch finden sich kleinere Thiere eingeschlossen, außer Fischen, z. B. Schnecken, d. h. ihre Schalen, besonders aber Käfer, deren Flügeldecken schillernd mitten aus einem Stücke braunen Torfs hervorblicken, in Bruchstücken freilich manchmal, von denen nur das Mikroscop angeben kann, wem alles bei Lebzeiten sie angehört.

Trotzdem aber solche Moore ein weites, weites Grab sind für viel tausend Thiere und so unzählbare Millionen von Pflanzen, die in Jahrhunderten darin versunken, und sie auch selber düster und einförmig genug dazu aussehen, so ist doch eine geheimnißvolle Macht in ihnen thätig und sind sie noch mit eingeschlossen in den Kreis der schöpferischen Weisheit, die auch, was todt und erstorben scheint, noch in Liebe hält und mit verborgenen Kräften darin webt. Ein innerliches Arbeiten und Schaffen regt sich mitten in der Verwesung, es bietet dem Untergange Halt und zeugt neues Leben. Was den Weltball mit gewaltigen Kräften gestaltet, das ist im Kleinen noch heute thätig in der stillen öden Wüste des Torfmoores. Aus den Wassern steigt, wie am Tage der Schöpfung das Festland mit seinem grünenden Leben über das Chaos empor, eine eigne kleine Welt mitten in der ganzen allgemeinen. Eine Schichte Torf legt sich auf die andere, wie einst die Gebirgsmassen in den unergründlichen Tiefen der Erdfeste sich über einander gelagert. Beide begraben und bewahren in gleicher Weise die Thiere und Pflanzen zu ihrer Zeit. Hier sind es die Gräser und unsere Hausthiere, dort Palmenwälder und die Riesengeschöpfe der Urwelt, die einen versenkt im Felsensarge eines Gebirges, im weichen Schlamme eines Moores die andern. Den Steinkohlenminen tritt das Torflager gegenüber und wenn an einem Orte nach Jahrzehnten gezählt wird, am anderen aber nach Jahrtausenden, der Mensch in seiner Spanne Zeit mag wohl einen gewaltigen Unterschied finden, aber was will das Alles heißen vor dem Auge, dessen, dem nichts groß und nichts klein ist und tausend Jahre wie ein Tag vergehen.

Dies und Das.

Eine Wallroßjagd. Der amerikanische Reisende, Dr. Kane, der, als er den im nördlichen Eismeer verunglückten Capitain Franklin aufsuchen wollte, sehr weit in diesen vom Eise bedeckten Einöden kam, erzählt die Jagd, welche seine Leute mit den Eskimo's, den Wilden, welche diese unwirthbaren Gegenden bewohnen, auf Wallrosse vornahmen in etwa folgender Weise. Die Abtheilung, welche auf die Wallroßjagd ausfuhr, hatte drei Schlitten, welche von Hunden gezogen wurden. Als sie sich der Stelle näherten, wo offenes Meer war, hörten sie das eigenthümliche Brüllen des Thiers, das einige Aehnlichkeit mit dem Brüllen einer Kuh hat. So nahe mußte die größte Vorsicht beobachtet werden, denn das ungeheure Seethier ist schlau und, einmal wild gemacht, sehr gefährlich, obgleich seine Bewegungen steif sind. Der Jäger, der mit Harpunen, Spießen, welche tüchtige Widerhaken haben, an langen Leinen aus der zähen Haut des Seehundes, versehen ist, darf sich der Stelle, wo das Wallroß mit seinen großen abwärts gebogenen Zähnen sich am Eise festhält, nur nähern, wenn das Thier unter Wasser ist. Die Eskimo's kennen die Zeit, wie lange es unterzutauchen pflegt, genau. Sobald sie vermuthen, daß das Thier wieder an die Oberfläche der Eisbank kommt, legen sie sich platt auf das Eis und rühren sich nicht, bleiben auch in dieser, gewiß nicht angenehmen Stellung, bis das Thier wieder untertaucht, dann bewegen sie sich rasch wieder eine Strecke vorwärts, um sich wieder niederzulegen, sobald das Thier seinen Kopf und seine Brust wieder aus dem Wasser hebt. Ist er nahe genug, so wirft er rasch und sicher seine Harpune, und ist das Thier, wie fast immer, getroffen, so flieht er, so schnell er kann, schlägt einen eisenbeschlagenen Stab in's Eis und wickelt fest die Leine drum; das getroffene Thier geräth in eine fürchterliche Wuth, taucht zwar unter, kommt aber schnell wieder, um seinen Feind zu suchen, und ihn zu vernichten. Erreichte es ihn, so würde es seine furchtbaren langen Fangzähne dazu verwenden, ihn völlig zu zerfleischen, zu zerreißen und ihn in die Tiefe des Meeres hinab zu ziehen. Das weiß der Eskimo. Er kennt die Rachewuth des Thieres. Kaum ist dasselbe wieder untergetaucht, so reißt er schnell seinen in's Eis geschlagenen Stab heraus und eilt, ihn an einer andern Stelle einzutreiben, was ihm die lange Leine gestattet. Kaum ist dieß geschehen, so stößt das riesenhafte, starke Thier das Eis genau an der Stelle durch, wo der Eskimo mit seinem Stabe gestanden hat. In der Regel empfängt es dann eine zweite und so oft acht bis zehn Harpunen in seinen unförmlich großen, oft sieben Hundert Pfund schweren, fetten Leib. Noch grimmiger wird nun das Thier, weil es seinen Feind nicht erreicht, dieser es aber auf's Neue verwundet hat. Es zertrümmert ringsum das Eis in wahrer Raserei. Wieder ändert der Eskimo seinen Standort mit dem Stabe auf der Eisbank, denn sicher stößt es jetzt an dieser Stelle das Eis durch. Die Leine wird bald angezogen, bald nachgelassen und das Thier immer wüthender. Es brüllt und schäumt vor ohnmächtiger Wuth, denn der kluge Jäger ist, wenn es an der Stelle das Eis nun wieder durchstößt, immer an einer andern in Sicherheit. So setzt sich der Kampf viele Stunden lang fort, bis endlich der Blutverlust das Thier erschöpft und sein Tod eintritt. Mit vereinter Kraft wird nun das erlegte Thier dadurch auf's Eis gezogen, daß die Jäger mehrere Leinen von Seehundhaut in seine Halshaut befestigen, diese um die dicken, in's Eis eingestoßenen Stäbe ziehen, und so das Thier auf's Eis bringen. Nichts gleicht dann der Lust, mit der sie sich über das todte Thier herwerfen und es zerlegen. So geschah es auch hier. Die Schlitten wurden mit den besten Stücken befrachtet, die Eingeweide und der größere Theil des Thieres in der Höhle eines Eisberges sorgfältig begraben und verwahrt, damit kein Eisbär es finde und verzehre, und dann wurde fröhlich die Rückfahrt angetreten. In dem Eisberge konnte das Fleisch nicht in Fäulniß übergehen und es blieb bis das Mitgenommene verzehrt war, aufgehoben. Der Eskimo, der den Hunger lange ertragen kann, der oft sein Theil ist, kann furchtbar essen und solch' eine glückliche Jagd gibt seiner Eßlust eine reichliche Gelegenheit und Befriedigung.

Wie wunderbar sind die Werke des Herrn! An der Muskitoküste Amerika's sind die Quellen und das süße Wasser selten; aber der Allmächtige hat eine Pflanze geschaffen, die Menschen und Thiere vor dem Verschmachten sichert, es ist die sogenannte Regenpflanze, ein Schlinggewächs, das seine Ranken bis in die höchsten Wipfel und Zweige erhebt. Ihre Blätter sind trichterförmig zugerollt und die Oeffnung ist nach oben gerichtet, die Fuge aber, die das übereinander gerollte Blatt-Ende bildet, so fest und dicht geschlossen, daß sich in diesem natürlichen Trichter Regen und Thau sammelt und sich lange frisch erhält. Ein solches Blatt enhält bisweilen ein Viertel-Quart des reinsten und klarsten Wassers. Da ruft der Mensch aus: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Die Erde ist voll deiner Güter! Du thust deine milde Hand auf und sättigest Alles mit Wohlgefallen! — Wo hätte der Herr seiner Geschöpfe jemals vergessen?

Ein Stücklein aus einer trüben Zeit

von W. O. von Horn.

I.

Wo auf dem rechten Ufer des schönen Rheines der Odenwald seine dunkeln Linien am fernen Gesichtskreise zieht — es ist ein schönes, reich gesegnetes Land — liegt manch' hübsches Dorf und Städtlein im Walde prächtiger Obstbäume. In Eins derselben muß ich meine Leser blicken lassen und da in das Innere eines Hauses. Es ist ein großes, stattliches Gebäude und scheint ein Herrschaftliches zu sein, oder was dasselbe sagen will, ein Amthaus, darinnen der weltliche Machthaber des Städtleins wohnt. Es ist Abend. Der ganze zweite Stock des Hauses ist wahrhaft strahlend erleuchtet. Viele Menschen bewegen sich umher, die an den Tischen Sitzenden mit köstlichen Speisen zu bedienen. Auf allen Gesichtern ist Freude zu lesen und das Gespräche summt hin und her, als wären Bienenschwärme in den weiten Gemächern. Es ist Hochzeit im Hause und oben an sitzt das Brautpaar, neben dem ein Stuhl leer geworden ist. —

Dieß Brautpaar zieht unsere Blicke auf sich.

Im höchsten Putze sitzt die Braut da, ein blühendes, schönes Mädchen. Wenn auch der erste Schmelz der Jugend nicht mehr auf ihrem Angesichte ruht, so ist dieß doch noch in vollem Rechte, jene Bezeichnungen zu erhalten, die ich ihm gegeben. Schwarze, strahlende, große Augen leuchten; die Wangen sind geröthet. Die rabenschwarzen Locken wallen unter dem kostbaren Brautkranze hervor. Die Gestalt ist hoch, ebenmäßig und voll. Der Ausdruck des Angesichts ist heute ungemein lieblich und freundlich. Ob er immer so ist? — Dann und wann liegt zwischen den dunkeln Augenbraunen, da wo sie schier unter der Stirne zusammentreten, ein eigenthümlich finsterer Zug; es zuckt bisweilen ein leidenschaftlicher Ausdruck über das Gesicht und läßt auf Heftigkeit schließen, und ein genauer Beobachter konnte zu glauben versucht werden, dieß strahlende Auge könne auch Zornesblitze schießen lassen. — Neben ihr sitzt der glückliche Bräutigam, der ihre Rechte in der Seinen, nur Augen und Ohren hat für sie. Es ist ein schöner Mann, groß, stattlich — aber längst über die Mittagshöhe hinaus. Sein braunes Haar ist dünn und spärlich und der Perückenmacher zu Mannheim hat ihm ein Meisterstück seiner Kunst auf das kahle Haupt geliefert, aber das hat er nicht wehren können, daß durch die braunen Haare hier und da ein schneeweißes hindurchsieht, und das hat er auch in der „Atzel“ kunstreich nachgemacht, nur weniger in die Augen fallend, als es im natürlichen Bestande des Haares der Fall ist.

Der Herr Amtmann ist seit zwei Jahren Witwer und führt die Zweite zum Altar und sein Herr Schwiegervater, der Kaufmann Leupold, ist zehn Jahre jünger, als der Herr Schwiegersohn, der heute seine im Institute zu Straßburg erzogene Aelteste heimführt, die Englisch und Französisch parlirt, wie Wasser.

Ich sagte oben, der Stuhl zur Seite des Brautpaars sei leer. Wer kann für unruhige Buben? Da saß Carl, des Amtmanns einziges, zehnjähriges Kind, ein bleicher, schöner Knabe. Die junge Mutter hatte ihn, so lange er da saß, mit Süßigkeiten gefüttert, ihn geliebkost mit einer Freundlichkeit, die eine recht liebevolle Stiefmutter in Aussicht stellte. Seit er sich wegstahl, denkt weder Vater noch Mutter mehr an den stillen Knaben, der heute sein wildes, heitres Wesen ganz abgelegt zu haben schien und dagesessen hatte, mit einer Miene, als habe ihn schweres Leid getroffen. Wenn Jemand nach ihm zu sehen Beruf gehabt, der hätte ihn gewiß nur schwer aufgefunden.

An das Haus, in dem heute ein so fröhliches Leben herrschte, grenzte ein großer, schöner Garten, und in diesem war in einer der entferntesten Winkel eine dunkle Laube gebildet aus mächtigen Haselnußsträuchern, die oben zusammengezogen waren. Dort saß der Knabe mutterseelenallein und es rannen Thränen über seine heute noch bleicheren Wangen.

All das bunte, fröhliche Wesen hatte bei ihm eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Er war ernst, wehmüthig sogar, am ganzen Tag gestimmt. Er mußte, wenn er die neue Mutter ansah, immer an die liebe Mutter denken, die vor zwei Jahren gestorben war. Wie schön auch die neue Mutter war, seine liebe Mutter war doch schöner gewesen, und besser, sanfter, ach so engelgut, und wie lieb hatte sie ihn gehabt! Und wie lieb er sie! Die neue Mutter gab ihm so süße Worte, aber es war ihm immer, als kämen die nicht aus dem Herzen, und es fröstelte manchmal den Knaben, wenn er ihre harte, fast männliche Stimme hörte. Wie wohl klang die Stimme seiner lieben Mutter, die sie in's Grab gelegt hatten? So stand denn heute mehr als je der Mutter Bild vor seiner Seele und er meinte, er sähe überall ihr herzigliebes Gesicht, das ihn wehmüthig betrachte. Das hätte einem Andern Angst und Furcht eingejagt, ihm nicht, und um sich diesem Bilde seiner Seele ganz zu weihen, schlich er sich fort und saß nun hier träumend, weinend, und diese Thränen thaten ihm so wohl. So saß er noch da, als längst die Lichter im Hochzeitsaale erloschen und die Gäste heimgegangen waren. Niemand fragte nach ihm, er schlief endlich auf der Bank ein, denn die Sommernacht war lau und warm und als die Morgensonne durch die dichtverschlungenen Zweige drang, erwachte er und der Thau hatte ihn befeuchtet. Er fror heftig, aber er erschrack auch. Darum eilte er nach dem Hause. Da war Alles noch stille; nur die alte Kathrine, die treue Hausmagd, die noch seiner lieben Mutter gedient, und ihn besonders lieb hatte, war in der Küche und handirte da herum, den Kaffe vorzubereiten.

Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie den Knaben kommen sah.

Ei, Carlchen, wo warst du denn schon so frühe? rief sie, und bist ganz naß, siehst bleich, und hast eine gluthheiße Stirne? Was werden die Aeltern sagen? —

Der Knabe, der nie log, erzählte ihr Alles.

Ach, das dürfen sie nicht wissen! rief sie aus; zog den Knaben fort; brachte ihn leise in sein Stübchen, zog ihn aus, denn er war starr und steif; legte ihn in's Bette und brachte ihm heiße Milch. Das wirkte Schweiß und dann schlief er ein; aber er glühte fort. Etwa zwei Stunden später standen der Amtmann und seine junge Frau am Bette des Knaben, dessen Pulse in wilder Fiebergluth jagten.

Laß doch den Arzt rufen, bat weich und zart die junge Frau. Mir wird's bange mit dem Knaben. Er hat sich sicherlich gestern an den Süßigkeiten den Magen verdorben.

Der Amtmann sah ihr liebevoll in's Gesicht und ging, um den Arzt bestellen zu lassen.

Eine schöne Bescherung, sagte die junge Frau halblaut zu sich. Ja eine saubere Geschichte, Krankenpflegerin zu werden, am Tage nach der Hochzeit, wo Andre eine Hochzeitsreise antreten! — Das ist der Segen der Stiefmutterschaft! — Sie ging im Zimmer auf und nieder und des Knaben gläserne Blicke begleiteten sie. Er hatte Alles gehört und verstanden. Sie fuhr, ohne ihn zu beachten, in ihrem Selbstgespräche fort: Ich will mich aber hüten, an dem Krankenbette zu sitzen. Das mag die alte Nachteule thun, die Kathrine, die hat ihn ja doch so lieb, wie Er sagt.

Der Amtmann kam wieder.

Ich habe ihm den Puls gefühlt, sagte sie liebreich. Er jagt schrecklich. Ich werde nicht von dem Kinde gehen.

Opfre dich nicht auf, liebe Louise, sagte liebevoll der Amtmann, die gute, alte Kathrine wird schon Alles besorgen.

Sie schwieg, aber schüttelte voll mütterlichen Gefühls den Kopf, als wollte sie sagen: Rede du, was du willst; ich weiß was meine Pflicht ist, und was mir das Herz gebietet.

Der Amtmann zog sie an sich und küßte sie. Er mochte sich glücklich preisen, daß sein Kind eine so treue Mutter gewonnen. Der Arzt kam endlich. Er untersuchte den Kranken und meinte, es sei eine heftige Verkältung; verordnete das Nöthige und entfernte sich.

Als er unten in den Flur kam, nahte sich ihm die alte treue Magd und vertraute ihm, was sie über die Ursache der Krankheit wußte.

Der Arzt schüttelte den Kopf, kehrte noch einmal zurück, fand das Krankenzimmer leer; änderte die Verordnung in einigen Stücken und ging dann wieder.

Die Krankheit entwickelte sich schnell zu einer heftigen Brustentzündung, deren Verlauf übrigens ganz regelmäßig war. Die neue Mutter sah sehr selten nach dem Kranken und in der Regel nur, wenn der Vater von der Amtsstube kam. Sie wußte es so einzurichten, daß er sie dann stets am Krankenbette traf, was ihn rührte und entzückte.

Als Carl genesen war, ging er wieder in seine Schule, sprang wieder mit den Knaben seines Alters herum und suchte möglichst aus dem Hause zu kommen, denn der Knabe fühlte es heraus, daß er der jungen Stiefmutter ein Dorn im Auge war.

Sie nörgelte aber Alles. Bald war er zu unhöflich; bald zu wild; zerriß zu viel Hosen, Schuhe und Strümpfe; machte sich zu schmutzig; war zu faul und unordentlich; stellte nichts an seine Stelle u. s. w. So ging's Tag aus, Tag ein. Der Knabe entfremdete dem Hause, dem Vater — Allen. Nur die alte Kathrine blieb ihm treuergeben und an ihr hing er mit aller Liebe, die in seinem Herzen wohnte; aber dadurch, daß sie ihn in Schutz nahm, ihn vertheidigte, verlor sie vollends das Wohlwollen der Gebieterin, die nachgrade ein eisernes Regiment im Hause einführte, dem sich der Amtmann stille und geduldig unterwarf.

Die Abneigung der Stiefmutter gegen den Knaben trat immer unverkennbarer hervor, und erweckte im Herzen desselben die größte Abneigung gegen sie. Selbst der Amtmann, dem einst die alte treue Magd die Augen öffnete, erkannte mit Seufzen, es sei Zeit, den Knaben zu entfernen.

Die junge Frau hatte ihn schon in dem Maße eingethan, daß er es nicht wagte, den wahren Grund auszusprechen, warum er den Knaben zu entfernen denke. Der Amtmann sagte eines Tages, es sei doch gar schlimm, daß der Unterricht im Städtchen zu ungenügend sei. Sein Carl wachse wie ein Wildling auf.

Dem stimmte die Stiefmutter mit aller Heftigkeit und jenem beginnenden und dann nicht mehr zu dämmenden Strome von Klagen über des Knaben Rohheit, Ungehorsam und Unwissenheit bei. Er unterbrach sie.

Weißt du was, liebe Louise, ich denke den Buben einem Freunde in den Unterricht zu geben? —

Eine helle Freude blitzte aus den dunkeln Augen der jungen Frau. Sie sah ihn fragend, aber erwartungsvoll schweigend, an.

Droben in der Pfalz, fuhr er fort, hab ich einen Jugendfreund, einen Geistlichen. Er ist ein sehr tüchtiger Mensch; hat eine sehr wackere Frau und ist ein kinderloser Mann. Dort allein wird Etwas aus Carl. Wie denkst du?

Das wäre längst mein Vorschlag gewesen, wenn meine Worte und Wünsche Etwas gälten! sagte sie tiefaufseufzend, als ob je der Amtmann es gewagt habe, irgend ihr entgegen zu sein. Er suchte sie zu beruhigen.

Thue, was du willst, es ist ja *dein* Kind, sagte sie; aber soll ich ganz zufrieden werden, so muß mir die alte Nachteule aus dem Hause, die Alles besser wissen will, als ich und sich erfrecht, mir zu sagen, deine erste Frau habe es so und so gemacht, und das sei viel zweckmäßiger gewesen.

Der Amtmann seufzte noch einmal tief auf und sagte denn: Auch das soll geschehen!

Darauf ging er hinaus und in seine Stube, setzte sich in seinen Lehnstuhl, bedeckte beide Augen mit den Händen und saß lange, sehr lange so da. Seine Brust hob sich mächtig und als er endlich sich erhob, waren seine Augen roth.

Wem die vergossenen Thränen galten? — Wer könnte es sagen, da kein Wort über seine Lippen kam. —

Anders war es bei seiner jungen Frau. Als er hinausgegangen war, hätte sie aufjauchzen mögen. Sie schlug ein Schnippchen in die Luft und sagte: So! Nun ist mein Ziel erreicht — der Range fort, und die alte Nachteule aus dem Hause! — Dann bin ich allein Herr im Hause! — Ach, einen Witwer zu nehmen, ist ein Hartes! Hätt' ich's noch einmal zu thun! — Er ist zwar lenksam, wie ein Schaf, aber ich lese doch manchmal in seinem Gesichte so Etwas, was mit dem frechen Worte der alten Nachteule nahe zusammenfällt! — Nun will ich schnell dem Buben seine Sachen ordnen und keine drei Tage soll mich sein Anblick mehr ärgern!

Sie ging an's Werk, ordnete, flickte, stopfte, und ließ die Hauptsache von Andern hinter dem Rücken ihres Mannes thun, sagte ihm aber, sie habe Alles selbst gethan. Er glaubte Alles und am Morgen des dritten Tages rollte der alte Wagen mit Vater und Sohn vom Hofe. Vorhergegangen war die Entlassung der alten, treuen Magd, die die rechte Hand des Amtmanns erster Frau gewesen war, eine jener seltenen Dienerinnen, die noch aus dem älterlichen Hause mit der Tochter in das eigene übergesiedelt war und mit voller Liebe an ihrer Frau hing und an ihrem Kinde; die mit selbstaufopfernder Treue ihr Leben in ihrem Dienste hingebracht und nun wie ein altes Geräthe auf die Seite geschoben wurde, weil sie mißliebig geworden war.

Sie zu entlassen, ging dem Amtmann an die Seele — aber es galt dem nur mühsam erhaltenen Hausfrieden! Zum Glücke war die alte Catharine nicht arm. Sie hatte ein Häuschen, was sie bisher vermiethet und einige Grundstücke im Städtlein. Ihren Lohn hatte sie sich erspart und ausgeliehen. So sah sie einer Zukunft entgegen, die wenigstens den Mangel nicht als Schreckbild sehen ließ.

Von der Mutter war Carl der Abschied leicht geworden. Was sie ihm sagte, hatte er nicht einmal ordentlich gehört. Vom Vaterhause und den Erinnerungen an die liebe Mutter sich zu trennen, war ihm schwer geworden; aber von der guten Alten, die mit ihm von der lieben Mutter gesprochen, ihm von ihr erzählt, ihn mit treuer Liebe umfaßt — von ihr schied er unter heißen Thränen und ihre Ermahnungen blieben frisch in seiner Seele. Sie klangen ihm wie Worte seiner seligen Mutter.

II.

Stiefmutter — es ist ein Name, der in der Regel schrecklich klingt. Aber es gibt Ausnahmen, edle, herrliche Ausnahmen, wo das Herz mit der Pflicht auch noch die Liebe vereinigt. Haltet sie in Ehren, Ihr Kinder, die Ihr das harte Loos traget, die eigne Mutter mit dem treuen Mutterherzen zu verlieren! Haltet sie in Ehren, Ihr Gatten, denen das harte Loos fiel, eine zweite Ehe schließen zu müssen! Sie ist doppelter Liebe werth, die, ohne Mutter zu sein, doch ein Mutterherz hat!

Der arme Knabe, der mit seinem Vater jetzt in einem Städtchen, das etwa eine Viertelstunde oder etwas mehr vom Rheine abliegt, an einem schlichten Hause anhielt, hatte dieß Glück nicht. Die, die seine Mutter zu sein am Altare Gottes geschworen, trieb ihn selbst hinaus unter fremde Menschen, die er nicht einmal kannte. Der Amtmann sprach überhaupt wenig und auf dieser Reise war er doppelt schweigsam, weil ihm das Herz zu sehr gepreßt war. Auch Carl war stille, obwohl sein Geist ungemein lebhaft genannt werden mußte. Auch auf seinem Herzen lag eine schwere Last. Hatte ja doch unter heißen Thränen die alte Cathrine gesagt: Uns Zweie hat sie ausgebissen, und könnte sie, wer weiß, wen sie noch ausbisse! Das war ein unbedachtes, unbeachtetes Wort, was ihr im herben Schmerze entfahren war. Das war, wie ein zündender Funke in des Knaben Seele gefahren und er sann, wer das noch sein möchte? Er sah seinen

Vater an und es rieselte ihm kalt durch's Mark. Es kamen Thränen in seine Augen, aber die verbarg er und empfahl betend den Vater dem Herrn.

Der Wagen hielt und ein langer, hagerer Mann trat in die Thüre. Grüß' Gott, Herr Bruder und Freund, sagte er und reichte dem Amtmann die Hand. Der fiel ihm um den Hals und grüßte ihn wie einen Bruder. Hinter ihm stand eine kurze, kegelrunde Frau mit freundlichem Gesichte, aus dem die Herzensgüte herausschaute. Der lange, dürre Pfarrer wollte anfänglich Carl gar nicht zu Herzen gehen, denn er blickte durch seine Brille doch gar finster; aber als er ihm die Hand reichte und herzlich sagte: Nun, Patron, ich denke, wir werden noch gute Freunde werden, da fiel die runde Pfarrfrau ein: Lieber Carl, er ist nicht so bös, wie er dreinschaut, und das half über den ersten Schrecken hinaus. Der Amtmann blieb acht Tage; es schien, als wollte er einmal aufthauen im warmen Sonnenschein der Freundschaft und sich wieder stählen und härten, sein häusliches Glück mit Fassung und Ausdauer zu ertragen. Während die Freunde im steten engen Verkehre waren, hielt sich Carl meist bei der lieben Pfarrfrau in Küche und Garten und half, wo er konnte — Etwas, was er daheim der knörpelnden, nörgelnden Stiefmutter nie gethan, auch um kein Gut hätte thun können. Dadurch waren die Beiden recht schnell gute Freunde geworden. Ueberdieß war er im Städtchen herum gerannt, hatte, wie das überall so ist, mit den Buben schon Püffe gewechselt und sich durch deren Tüchtigkeit in den gehörigen Respect gesetzt, hatte die Netze und Fahrgeräthe des Nachbar Bender angesehen, die ihn besonders angezogen, denn sie waren ihm neu, und der Bender ein freundlicher Mann. Er war Färge und hatte sie und den Korbwagen über den Rhein gesetzt und dabei hatte ihm sein neunjähriges Kind, ein Mädchen, wacker geholfen, das den Riemen zu führen verstand, wie das Handruder. So waren sie schon halbe Bekannte und die engere Bekanntschaft folgte bald durch die Zusage, daß Bender ihn mitnehmen wolle, wenn er fische; er hatte endlich alle Gassen des Städtchens durchwandert, dem Glöckner läuten geholfen und sich an den Glockenseilen gewippt, auch zu allerletzt die Umgebung des Städtchens in Augenschein genommen, die vielen Obstbäume und des Pfarrers großen Garten, der vor dem Thore lag, eine hohe Mauer zur Einfriedigung hatte, und Johannistrauben, Stachelbeeren und Obst aller Art in Hüll' und Fülle enthielt. Mit Einem Worte: ihm war's wohler als daheim. Anheimelnd wehte ein Hauch der Liebe und des Friedens durch dieses stille Haus, ein Hauch, den er seit der lieben Mutter Tod nicht mehr gefühlt hatte. Daß ich es kurz fasse, dem Amtmann that's weher von dem „ausgebissenen" Kinde zu scheiden, als dem Knaben von ihm, obgleich er seinen Vater recht warm im Herzen trug, und als er Abends sein Gebet sprach, da flehte er innig zu Gott, daß die „neue Mutter" doch nicht auch den Vater ausbeißen möge, wie die gute Cathrine und ihn.

Gleich am andern Morgen ging's aber an's Lernen und vier Stunden waren angesetzt, dazu noch zwei Vorübungs- und Arbeitsstunden. Das machte aber dem Jungen keinen Kummer und kein Kopfbrechen, denn der gnädige Herr im Himmel hatte ihm die Gabe gegeben, mit großer Schnelligkeit und Klarheit Alles zu fassen und zu verstehen. Da blieben ihm denn noch freie Stunden in den langen Sommertagen für seine besonderen Liebhabereien. Dazu gehörte insonderheit das Angeln und Fischen, das hier so lockend war. Draußen am Rheine, wie schon gesagt, etwas mehr als eine Viertelstunde vom Städtchen, stand das Färgenhaus oder Fährhaus, darin der alte Bender und Gustel, sein liebliches Mädchen abwechselnd Wache halten mußten, ob nicht Jemand von Drüben herüber oder hinüber gesetzt sein wolle. Der Rhein war flach und sehr breit; die Ufer niedrig, aber dicht wie der dichteste Schlag, mit Korbweiden an beiden Ufern bewachsen. Der Streifen der Weiden ging bis in den Rhein hinein und reichte auf dem Ufer ziemlich weit in's Land; durch das häufige Austreten des Stromes waren überall größere oder kleinere Lachen in den Weiden und selbst noch in den Wiesen, die sich hinter den Weiden bis nahe zu an das Städtchen zogen. In den Wiesen standen, weil das Land holzarm ist, eine Menge alter Weidenköpfe, gestutzte Pappeln und Erlen, so daß es auch fast wie ein ausgestandeter Wald

aussah, in dem man einige Ständer hatte stehen lassen. Durch diese eigenthümlichen Wiesen führten verschiedene Pfade zum Fährhäuschen, besonders ein allernächster, der hinter Benders Hause sich hinabzog und zu seinem Gebrauche war. Das Fährhäuschen war aus Stein erbaut, einstöckig zwar, aber ziemlich geräumig, wo Bender, der auch Korbflechter war, in der Regel seine Werkstatt hatte, wenn er nicht fischte oder übersetzte. Es hatte ein ziemlich flaches Ziegeldach und einen kleinen Speicher über dem Estrich, zu dem man durch eine Aufschlagthüre, die flach auflag, gelangte; in der Ecke stand ein Ofen, dann ein kleiner Heerd, ein Tisch und ein paar Schemel. Zwei Fenster gingen rheinauf und rheinab und ein kleines Fensterchen in der Thüre ging nach dem Rheine und dem jenseitigen Ufer. Für den Färgen würde schwerlich der wohllöbliche Stadtrath soviel Geld ausgegeben haben, als ursprünglich auf dieß Häuschen, das ohnehin auf einem ziemlich hohen Uferdamme stand und weit über die Weiden hinausreichte, war verwendet worden. Schon daraus ließ sich auf einen andern Ursprung schließen. Und den hatte es auch. Jedermann weiß, daß bis zum ersten Januar 1814 das Rheinufer, das linke nämlich, überall von Grünröcken, wie das Volk die verhaßten französischen Grenzwächter oder Douanier's nannte, besetzt war, die darüber zu wachen hatten, daß keine englischen Waaren in's Land kämen. Wo eine Fähre war, mußte Tag und Nacht ein Posten von etlichen Douanier's stehen; um sie vor den Einflüssen übler Witterung zu schützen, wurden solche Häuschen erbaut, und der Fährmann kroch dann auch in die Höhle zu ihnen und — vermittelte, daß sie beide Augen zudrückten, um beide Hände zu öffnen. Wenn irgendwo das alte Sprüchwort: „Wie du mir, so ich dir" eine heillose Anwendung fand und alle Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit untergrub, so war es unter der Verwaltung der Franzosen am Rheine. Die Leute waren alle zu schlecht bezahlt und litten zu viel Noth, um der Versuchung die Stirne bieten zu können und — das gute Beispiel von oben her konnte auch nicht ohne Wirkung bleiben. Sie dachten: Was dem Einen Recht ist, das ist dem Andern billig und machten's wie ihre saubern Gebieter.

Seit die Grünröcke laufen gelernt hatten, war Bender Alleinbesitzer und Alleinherr in diesen Räumen, und theilte, wie gesagt, seine Zeit in Ueberfahren, Korbflechten und Fischen. Das war so recht ein freies, schönes Leben für Carl! Hatte er freie Stunden oder kam etwa Besuch zu den Pfarrersleuten, dann wurde rasch das Nothwendigste gethan; die gute Pfarrerin steckte ihm sein Vieruhrbrot so reichlich zu, daß er's noch immer mit dem lieben Gustelchen theilen konnte, und husch! wie der Wind war er hinter Benders Haus verschwunden, und eilte auf dem Pfade unter den alten Weidenstämmen hin zum — Fährhäuschen, wo er allemal mit Liebe aufgenommen wurde. Im Frühling wurden Vogelnester in den Weiden gesucht oder wilder Spargel gestochen, der da im Ansatz des angeschlemmten Landes reichlich wuchs; dann wurde gefischt mit Bender und Gustel oder er setzte mit dem Mädchen die Leute über den Rhein, was er konnte, wie ein Alter, und derweile flocht Bender Körbe und zierliche Arbeitskörbchen. Regnete es, oder pfiff der schneidende Herbstwind, so flocht Carl Körbe und zwar bald so gut, wie Bender selbst. Im Winter geschah das auch und die Lust war das Feuerschüren, das Holzholen in den Weiden und das Kartoffelbraten auf der Ofenplatte, die dann von Gustelchens Hand mit etwas Salz bestreut, besser schmeckten, als das Köstlichste daheim.

Wollte man etwa sagen, sein Erzieher, der Pfarrer, hätte das nicht dulden sollen, so diente zur Antwort, daß Benders Haus Eins der bravsten und gesittetsten im Städtchen war und er ihn lieber bei diesen schlichten, guten Menschen wußte, als bei der Rotte Korah der Buben des Städtchens, die ihn Anfangs neckten, die er dann aber so lederweich durchbläute, daß sie gerne still abzogen, wenn er sie nicht reizte. Er war handfest geworden bei den guten Pfarrersleuten und seine geistigen Kräfte stärkten sich von Tag zu Tag im geregelten Unterrichte und seiner eigenen Arbeit und Thätigkeit, daß der Pfarrer große Freude an ihm hatte, und ihm daher gerne Etwas nachsah. Der Verkehr mit dem bildhübschen kleinen

Mädchen war der eines Bruders mit der Schwester, und er blieb es bis jenseits ihrer Confirmation. An die Möchlichkeit einer Trennung dachten sie gar nicht in ihrem kindlichen Wesen. Und dennoch stand ihnen diese Trennung jetzt sehr nahe, ohne daß sie es ahneten. Wann bleibt das Leid im Leben aus? Der Knabe hatte, nach des Pfarrers Ueberzeugung, diejenige Reife erlangt, welche es nothwendig machte, ihn auf eine höhere Lehranstalt zu bringen. Der Pfarrer schrieb das seinem Freunde, dem Amtmann, und schlug ihm als Ort eine große Stadt vor, die zwischen ihren beiden Wohnorten, aber auf dem rechten Rheinufer lag und eine gute Bildungsanstalt hatte. Dem Amtmann fiel ein Stein von dem Herzen, als der Freund diesen Vorschlag machte — denn heimkommen durfte jetzt Carl nicht, so sehr auch das Vaterherz ihm entgegen schlug. Die Mutter wiegte selbst einen Säugling auf ihrem Schooße, und seitdem war sie noch erfinderischer im Quälen und Nörgeln geworden. Hätte sie doch nur ein einziges Mal nach Carl gefragt in der Reihe von Jahren, die er nun schon bei dem Pfarrer war! Aber nein! Sie mied, des armen Knaben Namen zu nennen, und gab so dem unglücklichen Vater selbst den Maßstab der Beurtheilung ihres Hasses gegen Carl. Es that dem Amtmann unendlich leid, aber er durfte es nicht äußern, wenn er nicht ein Leben wollte, das hier schon die Hölle gewesen wäre. In jener Stadt, wohin ihn mitunter amtliche Beziehungen riefen, durfte er hoffen, sein leider „ausgebissenes“ Kind einmal wieder zu sehen; er schrieb also dem Freunee, er möge ihn doch selbst hinbringen, da er nicht abkommen könne; er sandte ihm hinter seiner argen Frau Geld, ihn anständig zu kleiden und auszustaffiren, in Summa, Alles in gehöriger Weise zu ordnen, wie es eines rechtschaffenen Vaters Pflicht ist, aber darin lag sein Verhältniß ausgesprochen, daß er das Alles selber im Rücken seiner Frau thun mußte.

Als das eines Abends im Herbste der Pfarrer Carl eröffnete, erbleichte der arme Junge vor Schrecken, denn er sah mit Einem Male all' sein Glück zusammenbrechen. —

Muß es denn sein? fragte Carl mit feuchtem Blicke. Ich war ja so glücklich in diesem Hause, daß es mir kaum möglich sein wird, hinaus zu gehen. Vater und Mutter hab' ich hier gefunden, die ich jenseits des Rheines verlor. —

Der Pfarrer wies ihm, nicht ohne innere Bewegung, nach, daß seine Zukunft es heische, welchen Berufsweg er nun auch einschlagen werde. Er sei jetzt in dem Alter, in dem der Ernst des Lebens alles Spielen ende. —

Du gehst ja nur etwa sechs bis sieben Stunden von hieraus weg, sagte der Pfarrer. Die Ferien bringst du bei uns hier zu, und deinen Vater wirst du dort mehr sehen, als hier. Er redete ihm lange zu, während die sanfte Pfarrerin in einer Ecke saß und bitterlich weinte, denn Carl war ihr geworden, wie ein eignes Kind. Carl war tief betrübt. Er sollte aus allen den ihm so theuer gewordenen Kreisen und Verbindungen heraus, unter fremde Leute, in fremde Verhältnisse; das wollte ihm schier das Herz brechen. Er war indessen zu verständig, daß er wohl einsah, wie gut es der Pfarrer und sein armer Vater mit ihm meinten, und nach und nach beruhigte er sich. Als er Benders vom Scheiden sagte, trauerten Alle. Niemand aber mehr, als Gustelchen, und erst als er versprach, bald wieder zu kommen, beruhigte auch sie sich mehr und lernte sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß ihr lieber Carl sie verlasse. —

Der Abschied war sehr schmerzlich und so lange Carl des Städtchens Thürme sehen konnte, ruhte sein Blick darauf, in dem die Thränen glänzten. Der Pfarrer der ihn begleitete, that, als sähe er das nicht, und suchte ihn zu zerstreuen, was ihm aber nur schwer gelang. Als sie in der Stadt ankamen, empfing sie Carl's Vater mit unaussprechlicher Freude. Wie drückte er den blühenden Sohn voll väterlicher Liebe an sein Herz. Wie glücklich fühlte er sich, das Kind einmal wiederzusehen, das er so lange hatte meiden müssen! Aber wie hatten die wenigen Jahre ihn verändert! Er war zum Greise geworden. Kummervolle Falten zeigten sich auf seinem Gesichte und jede Miene verkündete sein häusliches Elend, und die

Seufzer, die in unbewachten Augenblicken seine Brust hoben, sagten mehr, als die beredtesten Worte. —

Carl war verständig genug, zu erkennen, wie unglücklich sein guter Vater sei, und bewies ihm desto mehr Liebe. Daß er dennoch hatte hier sein können, obwohl er es brieflich verneint, lag in einem Auftrage, den seine Vorgesetzten ihm ertheilt, und den er segnete, obwohl er nicht ganz angenehm war. Konnte er doch in des Freundes treue Brust sein Herz einmal ausschütten und den Jammer klagen, den ihm das eitle, lieblos harte, selbstsüchtige Weib bereitete, in dem er einen Engel des Friedens in sein Haus zu führen gemeint hatte. Er klagte ihm, wie sie in den Jahren her, seit Carl in des Pfarrers Hause war, des Kindes Namen nicht einmal genannt, nie nach ihm gefragt hatte. Nur einmal, und zwar in den letzten Tagen, hatte sie gesagt: der Bube wird jetzt bald auf das Gymnasium müssen? Ich fürchte mich schon vor den Ferien, wenn der Unhold in's Haus treten wird!

Er wird dir nicht kommen! hatte der Amtmann bitter geantwortet.

Sie hatte einen stechenden Blick auf ihn geworfen und gesagt: Wenn es dich auch kränkt, ich kann nicht heucheln. Der Junge ist mir ein Greuel.

Wie das gleich einem zweischneidigen Messer durch des Vaters Herz drang, läßt sich begreifen.

Ich muß die unselige Thorheit, in eine zweite Ehe getreten zu sein, theuer entgelten, sagte er mit einem tiefen, schweren Seufzer und zerdrückte dabei eine Thräne. Der Pfarrer tröstete, so gut es gehen wollte; aber es wollte eben nicht recht gehen, das war das Schlimmste. Es wurde denn nun festgestellt, daß Carl seine Ferien bei dem Pfarrer verleben sollte, der ihn mit wahrer Vaterliebe umfing und Niemand war glücklicher, als die Pfarrerin, die jetzt oft in Benders Haus war, weil es Leute waren, die Carl liebten. Da floß denn ihre Lippe über von seinem Lobe, und wenn Bender und seine Frau von Herzen einstimmten, dann leuchteten ein Paar großer, blauer Augen und ein Paar frischer Wangen rötheten sich höher in der Freude über dieses Lob, das im jugendlichen, arglosen Herzen einen hellen Widerhall fand.

III.

Ueber einen Zeitraum von sechs Jahren können wir hinausgehen, es war die Zeit, die zwischen dem Eintritt Carls in die Bildungsanstalt und seinem Beziehen der Universität lag.

Wie es abgeredet worden war, so geschah es. Carl sah seinen lieben Vater oft. Kam er in die Nähe, so eilte er zu ihm und verlebte mit ihm glückliche Stunden, und selbst je und dann, Tage. Die Ferien brachte er im Pfarrhause zu und war dort wieder so harmlos glücklich, wie in der Knabenzeit. Er war dann häufig bei Bender im Fährhäuschen; fuhr mit der schönen erblühenden Gustel über den Rhein und fischte mit Angel und Netz oft ganze Tage lang. Einige Jahre später, meinte der Pfarrer, es passe doch nicht mehr, daß er sich so sehr mit Benders Familie abgebe. Carl erröthete. Es war ihm das so eigentlich noch nicht klar geworden. Er fühlte es aber dennoch heraus, daß die Bemerkung seines lieben Pflegevaters richtig sei; doch meinte er, so augenfällig dürfe er doch die so guten Menschen nicht kränken, daß er ihr Haus nicht mehr betrete, wenn er auch wohl mehr und mehr das Fährhäuschen meiden müsse. Aber das wurde ihm doch unaussprechlich schwer, besonders wegen Gustelchens; denn das Verhältniß zu ihr war ein Anderes geworden, seit Beide die ersten Kinderschuhe ausgetreten hatten. Ihr klagte er sein Leid; ihr vertraute er Alles, was ihn drückte, und ihre Theilnahme, die so ungeschmückt, so wahr, treu und innig war, that ihm unsäglich wohl.

Wenn sie sich nun auch seltener sahen, so war dann dieß Sehen um so ersehnter und beglückender. Des Pfarrers Bemerkung, ob sie gleich Gustelchens gar nicht gedachte, weil überhaupt der Pfarrer eine Neigung Beider nicht ahnte, war aber dennoch übel; denn nun erspähten sie Augenblicke, sich wohl einmal heimlich zu sehen — bis Carl auf die Universität ging — und nur äußerst selten mehr in's Städtchen kam.

Da war denn Alles anders geworden. Gustel war rasch zur Jungfrau erblüht, zur züchtigen, frommen Jungfrau, die wohl den schönen Jüngling herzlich lieb hatte, sich aber, des Abstands zwischen ihr und ihm wohl bewußt, sich vor ihm zurückzog, wo sie es vermochte.

Ihr erstes Zusammentreffen nach fast dritthalb Jahren geschah im Frühlinge des Jahres 1848, als Carl die Universität verlassen hatte und sich bei dem Pfarrer zu seinem Examen vorbereitete, das er im Herbste machen sollte, und zwar in der Stadt, wo das Obergericht war, und wo er auf der Schule gewesen. Noch immer war das Vaterhaus ihm verschlossen, und er ein „Ausgebissener". Zweimal war er doch dort gewesen, hatte sich selbst überwunden und bot Alles auf, die Stiefmutter zu gewinnen; aber kalt und abstoßend war sie gewesen, und wenn sie auch nichts äußerte, so war doch ihr Benehmen entsetzlich hart und schroff. Seit ihr Kind gestorben war, hatte sich in ihrem Herzen noch mehr Bitterkeit gebildet. Das Unglück hatte dieß lieblose Herz nicht zu Gott geführt; sie hatte nicht nach des Heilandes Wort ihr Kreuz demüthig auf sich genommen und war ihm nachgefolgt, sondern nur härter, erbarmungsloser, abstoßender war sie geworden; mißvergnügt und unzufrieden mit Allem, machte sie sich und Andern das Leben zur Last. Ihr Aussehen ließ auf einen tiefwurzelnden Krankheitskeim schließen. Groß, hager, gelblichbleich und hüstelnd ging sie umher und kein freundlicher Blick, kein liebevolles Wort ging über ihre Lippe. Der Amtmann war froh, daß ihn sein Beruf von Morgens bis Abends in der Amtsstube fesselte. Wie konnte es Carl da wohl werden?

Was sie gegen Carl noch mehr erbitterte, bestand in zwei Punkten. Einmal war ihr der Gedanke nahe gelegt, daß das Vermögen, dessen sich der Amtmann erfreute, eigentlich Carl's Erbe von seiner Mutter her war, und daß, da der Amtmann von sich her nichts hatte, und sie völlig mittellos war, und daß nun der Zeitpunkt mit schnellen Schritten herannahete, wo er, bei seiner eintretenden Volljährigkeit, Herr dieses Vermögens, wenigstens zu einem großen Theile, werden mußte. Dann waren sie auf die Besoldung angewiesen und — das fühlte sie heraus — sie mußte sich alsdann beschränken. Das wurmte ihr mächtig, das konnte sie nicht vergessen, wenn sie ihn ansah, oder an ihn dachte.

Ein zweites war, Carls freie Gesinnung und sein rückhaltloses hartes Urtheil über alle Verhältnisse. Das lag damals in der Luft, möchte man sagen, und die Jugend griff schonungslos in unreifem Urtheile Alles an, was irgend tadelnswerth erschien. Anfangs hatte das dem Amtmann viel Kummer gemacht und er versuchte es, den Mohren weiß zu waschen. Als er es einmal dem Pfarrer sagte und klagte, lachte der und meinte: Wer mit Neunzehn Jahren und einem kerngesunden Leibe und Herzen die Welt nicht mit Einem Ruck umgestalten und Alles besser in den bürgerlichen und sittlichen Zuständen machen will, der wird bald eine Schlafhaube. Laß ihn gehen. Der junge Most will braußen und gähren, aber er klärt sich bald, wenn man ihm die Hefen genommen, ab, wird rein und golden, stärkend und erquickend. Die Hefen aber sind eben hier noch unverstandene Dinge. Laß ihn gehen; einige Jahre später tritt er in's Amt und wird ein tüchtiger Mensch und Beamter und lacht über seine Thorheiten, wie wir jetzt darüber lachen. Er soll ja nach seinem Examen noch bei mir weilen. Ich will schon sorgen, daß die Hefen schnell verschwinden. — Das hatte den Amtmann völlig beruhigt und er that, was sein Freund ihm gerathen. Er ließ Carl schwatzen, lachte darüber und goß mitunter einen Strom gesunden Spottes drüber aus, was allerdings nicht ohne Wirkung blieb. Anders jedoch war es bei Carl's gallsüchtiger Stiefmutter. Die ärgerte sich fürchterlich darüber, machte ihrem Manne die bittersten Vorwürfe, daß er dem milchbärtigen Weltverbesserer nicht besser auftrumpfe. Sie ließ sich mit Carl in Streit und Hader ein, weil sie ihren Grimm nicht bewältigen konnte, und so schonend auch Carl gegen sie war, sie fühlte doch nur zu bald, wie überlegen der Jüngling mit seinem reichen Wissen ihr war und das wurmte ihr desto tiefer.

Unter diesen Umständen ging's nicht, und als sie vollends erfuhr, daß Carl oft bei der alten, treuen Cathrine, der liebevollen Pflegerin seiner Kindheit gewesen war, da loderte die Flamme ihres Zornes lichterlohe auf und Carl schied mit dem Vorsatze, wo möglich das unglückliche Vaterhaus zu meiden, wie unaussprechlich wehe es auch seinem guten Vater, dem unglücklichen Kreuzträger, thun mußte.

Carl eilte, die Ufer des Rheines zu erreichen, wo liebende Herzen seiner harrten, wo er in ihrem Umgange sich schadlos halten konnte für die Qualen, die er im Vaterhause erduldet. Nur Eins lastete schwer auf seinem Herzen — das Unglück des geliebten Vaters, das in vollen Wellen über seinem grauen Haupte zusammenschlug.

Voll von diesen Gedanken, die nicht geeignet waren, die Seele heiter und froh zu stimmen, nahte er sich der Stelle am rechten Rheinufer, wo die Fähre anzulegen pflegte. Er sah einen Trupp Menschen hinter den Uferweiden und Krippen herauskommen, und eilte, daß er den Kahn noch am Ufer träfe, und nahm den Weg mitten durch die Weiden, weil er so die Ecke, wo der Weg die Uferweiden durchschnitt, vermeiden und schneller zur Landestelle gelangen konnte. Es war ihm heiß geworden, und als er bei einer kleinen Lichtung der Weiden die Spitze des Kahnes ruhig auf dem Sande liegen sah, blieb er, nun so nahe, daß er keiner Eile mehr bedurfte, stehen, um seine Stirne zu trocknen.

Wer mag den Kahn lenken? dachte er und bog die Weiden auseinander. Es durchzuckte ihn eigenthümlich und seine Seele trat in das Auge, als er — Gustel vor sich sitzen sah. — Das Mädchen saß an der Stelle, wo die Riemen angelegt werden in die sogenannten Dollen. Beide Riemen ruhten noch zwischen den Dollen und mit ihrem schaufelartigen Ende im Wasser und die beiden andern Enden kreuzten sich noch in des Mädchens Händen, die nachlässig auf dem Schooße ruheten. Ihre großen, schönen Augen ruhten im Wasser, wo die Fischlein zwischen den Wurzeln der Weiden spielten. Sie war vom Riehen, wie die Bewegung der Riemen genannt wird, erhitzt. Die Wangen glühten in höherem Rothe, die Brust hob sich in rascheren Athemzügen, aber Ermüdung war's nicht, warum sie so stille saß; es mußten besondere Gedanken sein, die die Seele beschäftigten. Ein grober, breitrandiger Strohhut deckte den Kopf, aber unter dem Hute war eine ungehorsame Ringellocke hervorgequollen und ringelte sich über die Schultern bis herab auf das Mieder. Das Gesicht war der Stelle zugewendet, wo Carl stand. Sie bewegte sich nicht und er stand da, als ob ihn eine unsichtbare Gewalt an die Stelle bannte.

Ist das meine kleine, liebe Gustel? rief er in sich hinein und seine Blicke ruhten auf dem entzückend schönen Bilde, dessen Rahmen die hellgrünen Weiden diesseits und jenseits, dessen Hintergrund das grünliche Wasser des Stromes bildete; aber er sah nicht diese Rahmen, nicht diesen Hintergrund, von dem das schöne Bild der Schifferin im Kahne sich abhob, er sah nur diese Schifferin, deren Schönheit ihn wahrhaft bannte. Lange saß das Mädchen so da, nicht ahnend, wie sie belauscht und betrachtet werde; lange stand Carl, in bewunderndes Erstaunen versenkt, zu welcher schönen Blüthe die schöne Knospe sich im Zeitraum von kaum dritthalb Jahren entwickelt hatte, und — dieß Bild, das schon lange auf dem Grunde seiner Seele geruht, nahm sie jetzt voll und ganz ein, und dieser Augenblick gab ihm eine Dauer, die kaum verwischbar sein konnte. Jetzt hob sie das wunderbar glänzende Auge und blickte auf den Weg, den sie in einer ziemlich weiten Ausdehnung überschauen konnte und als sie Niemanden nahen sah, wollte sie die Riemen einsenken in die Fluth; doch richtete sie sich noch zuvor von ihrem Sitze auf und Carl erblickte die edle, schöne Gestalt des Mädchens, über die ein wunderbarer, ehrfurchtgebietender Schmelz und Zauber frommer, reiner Jungfräulichkeit ausgegossen war. Sie erhob sich, blickte, wie gesagt, auf den Weg, setzte sich dann rasch und hob die Riemen.

Da stürzte in einer heftigen Erregung Carl hervor und sagte: Liebe Gustel, willst du mich den nicht mitnehmen? Das Mädchen stieß unwillkührlich einen

Schrei aus. Eine Gluthröthe überzog das Gesicht des schönen Mädchens und in der Verwirrung ließ sie einen Riemen in's Wasser fallen, ohne sich nach ihm zu bücken. Carl sprang herbei, zog ihn heraus und sagte: Siehst du, ich soll dir wieder rieben helfen, wie damals, als wir noch Kinder waren! Er reichte ihr seine Hand und von Neuem mit Gluth übergossen, legte sie die ihre hinein, die Carl mit aller Innigkeit drückte.

Ach, sagte sie endlich, wie haben Sie mich erschreckt! —

Sie? rief Carl aus. Wie, liebe Gustel, haben das die paar Jahre schon fertig bringen können, daß ich das liebe Du aus deinem Munde nicht mehr höre? —

Es würde sich nicht mehr schicken, sagte das Mädchen, unter sich blickend, und so leise, daß Carl es kaum verstand.

Er hielt noch ihre Hand. Nicht schicken? rief er wieder und lachte spottend. Kind, sagte er, lass' die Possen von dem Schicken und sich Nichtschicken! Ich bin und bleibe dir Pfarrers Carl, der Gespiele deiner Kindheit, einer Zeit, auf die ich noch am Grabe mit stillem Heimweh zurückblicken werde. Nenn' mich Du, meine theure Gustel, sonst machst du, daß ich hier nicht bleibe.

Ich darf nicht! lispelte das Mädchen. Ich darf nicht, wiederholte sie, als hätte er's etwa überhören können.

Du darfst nicht? — Wer will dir's wehren?

Die Leute und — deine Stellung!

Carl staunte das Mädchen an. Das klang ihm so fremd. Das Wort: „Stellung“ war so ganz außerhalb der Rede- und Denkweise, in die ihr Stand und ihre Bildung sie wies; aber sie hatte unbewußt „deine“ Stellung gesagt, das übertönte Alles und er hätte sie mögen an seine Brust ziehen, und — hätte es gethan, aber sie sah ihn ernst und wehmüthig an, entzog ihm gewaltsam ihre Hand und sagte: Zeit und Umstände ändern Viel. Die Kinderschuhe sind ausgetreten! —

Aber die Kinderherzen, Gustelchen, die Kinderherzen? rief Carl, sollen die auch, wie Kinderschuhe, gewechselt werden? Ich kann's nicht. Kannst du es?

Sie beugte sich tief, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte und sagte: Ach Gott, es kommen Leute!

Carl überblickte in diesem Augenblicke ihre Lage. Du hast Recht, Kind, sagte er. Ich fühle, was ich dir schuldig bin! Und mit diesen Worten setzte er sich anscheinend ruhig auf die Kahnbank. Die fremden Leute stiegen in den Kahn, grüßten höflich, und setzten sich. Einer hob den Kahn vom Strande und Carl ergriff das Handruder. Er setzte sich in die andre Kahnspitze und steuerte wie sonst und auf dem schönen Gesichtchen ihm gegenüber lag ein unbeschreiblicher Ausdruck.

IV.

Zwischen diesem Augenblicke und dem, was ich nun zu erzählen habe, liegen viele Monate, ja fast ein Jahr. Carl war sehr fleißig gewesen im friedlichen Pfarrhause. Er hatte sein Examen glänzend bestanden. Sein Vater fühlte seit langer Zeit einmal wieder, was das Wort: Freude ausdrückt. An eine Anstellung war indessen nicht zu denken, denn eine Menge junger Leute war vorhanden, welche darauf schon lange wartete, und sie hatten jedenfalls den Vorzug des längeren Wartens oder des Alters vor Carl voraus.

Das Stübchen, wo er studirte, ging gegen Benders Haus hin und Vielhundertmal des Tages glitten, trotz alles Fleißes die Augen über die Bücher weg, hinüber, wo eine schlanke Mädchengestalt oder ein schönes Auge, das sich verstohlen nach seinem Fenster richtete, sichtbar wurde. Dann nickten sie sich zu, und es war gut. Freilich währte es bei Carl ziemlich lange, bis die Gedanken wieder in das Gleis kamen, aus dem Mädchengestalt oder Blick sie herausgebracht.

Sie sahen sich öfter, als sie sich sprachen; denn Carl fand wenig Zeit vor seinem Examen, über die er hätte verfügen können, um einmal der alten, aber nicht veralteten Liebhaberei sich hinzugeben, zu angeln oder mit Bender zu fischen. Dennoch waren die Gedanken, die Herzen sich nahe. Fanden sie sich alleine, so hatte Gustel ihre ganze Unbefangenheit wieder. Sie sagte Du zu ihm; sie plauderten traulich von der Vergangenheit, lachten, scherzten, aber das Mädchen hatte eine merkwürdige Art und Weise, den jungen Mann in einer gewissen Entfernung zu halten, und diese Weise lag in ihrem wundersamen Wesen, in einem Ernste, in einer eigenthümlichen Würde oder wie man es nennen mag. Sie gab ihm nicht einmal ihre Hand und er, der das Mädchen mit voller Seele lieb hatte, war nicht keck genug, diese liebe Hand einmal sich zu nehmen. So blieb das Verhältniß sich gleich und nur, wer sie heimlich hätte beobachten können, würde auch bei dem Mädchen das unwillkührliche Hervorbrechen eines tieferen Gefühles haben beobachten können.

Nach dem Examen hatte Carl so eigentlich Nichts zu thun; aber es war eine Zeit gekommen, die dem jugendlichen Geiste eine Richtung gab, die ihn mit sich fortriß. War schon jene Saat früher gestreut, die jetzt aufging, so entfaltete sie sich doch jetzt in anderem Maße und mit andern Aeußerungen ihres Lebens.

Wir haben's Alle erlebt, das Jahr 1849, das manche Köpfe noch toller machte, als sie Anno 48 gewesen waren, und da hatte doch nichts an der allgemeinen Tollheit gefehlt. Nun aber galt es den Leuten, die zu weit vorangegangen waren, das festzuhalten gegen eine andere Richtung der Zeit, die einlenken wollte in die verlassenen Gleise der Besonnenheit, der Ordnung und der Geltung des Gesetzes, in die Gleise, die allein dem Leben und Bestehen zusagen und gegründet sind, wie im Bedürfniß des Einzelnen, der Familie, des Volkes, so im heiligen Worte des Herrn.

Niemand hatte sich seit langer Zeit im Städtchen besser gestanden und befunden, als der dicke Kronenwirth. Wenn man glauben wollte, sein Schildzeichen habe den Leuten von damals, denen die Kronen auf den Häuptern der Könige und Fürsten ein Greuel waren, die sie gerne herunter gerissen und zertreten hätten, unangenehm in die Augen geleuchtet und sie hätten's im Zorne heruntergerissen, so hätte man sich sehr geirrt. Weder das Eine, noch das Andere fand Statt. Man vergaß, wie es scheint, über dem Wirthe und dem was er bot, dieß verhaßte Zeichen. Er war aber auch ein prächtiger Mensch! Er hatte Augen — und sah nicht; Ohren und hörte nicht, einen Mund, und redete — nicht? — Nein, dazu war er zu klug; er redete vielmehr, wie es Jedem in seinen Kram taugte und gefiel, rechts und links, und das war in jenen Tagen das Ausreichendste und eben das Mittel, wenn's mit der gehörigen Klugheit geschah, es mit Niemanden zu verderben. Er dachte: wenn ich nur Gäste habe, die Durst haben und — Geld. Und Durst hatten sie Alle, nur nicht Alle das Andere, was dem Kronenwirth mehr galt, als der Durst. Die Krone wurde nicht leer, denn die tapfere Bürgerwehr kam, wenn's zum Exercierplatz ging, an seinem Hause vorbei und bedurfte der Stärkung für die bevorstehenden Anstrengungen, und wenn sie zurückkam, Erquickung für die überstandenen. Die Polizei war noch schlaftrunken von Anno 1848. Der Bürgermeister hielt sich weislich hinter dem warmen Ofen und schloß mit der anhebenden Dämmerung mit eigner Hand seine Läden, weil er fürchtete, er möchte einmal in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt werden, den Glaser in Arbeit zu setzen. Die beiden Gensdarmen dachten grade so, und blieben daheim, damit sie sich nicht etwaigen Unannehmlichkeiten persönlich aussetzten. Hinter Schloß und Riegel war Sicherheit. Das Alles kam dem Kronenwirth zu Gute, in dessen Hause herrliche Reden gehalten, und die edlen Katzenmusiken vorbereitet wurden, die man mißliebigen Personen brachte oder Ständchen und brüllende Lebehochs denen, die klug den Wind benutzten, der eben wehte, um sich beliebt zu machen und als Volksfreunde zu gelten. Kurz, es war eine feine, lustige, durstige, freie Zeit, eine prächtige Zeit, wie man sie oft geträumt, aber nie erlebt; und manche lange

Finger fühlten ein Krabeln in den Fingerspitzen, wenn's nun bald an's Theilen gehen würde. — Es war eine prächtige Zeit, wo lang verkannter Werth, Talent und Verdienst endlich einmal zur Geltung kam und man ihr, wie man zu sagen pflegte, endlich einmal Rechnung trug. Eine prächtige Zeit! —

Das erfuhr in dem Städtchen Einer — er war ein ehemaliger Bankruttmacher, dann Ferkelstecher (wie man diese Art der kleinen oder Winkeladvokaten nannte, weil sie nur die Ferkelchen bekamen, während den Advokaten das ausgewachsene Mastvieh, das heißt die fetten Prozesse, zufielen) und ein Mann des Volkes, wie er nur da war, und das wollte Viel sagen, denn die „Männer des Volks" fielen damals, wie die Schneeflocken im Winter, überall aus den Lüften, denen Recht, Ordnung, Sitte, Zucht und Religion Dornen in den Augen waren. Der Mann hieß Perlenmeier und war Einer von denen, die gerne im Trüben fischten, und sich darauf verstand in allerlei Weise. Er war in der That eine der edelsten Perlen jener Zeit. Herr Perlenmeier, der Volksfreund, hielt stundenlange Reden und der Athem ging ihm nie aus, weil er in Zwischenzeiten, wo die Leute ihm Beifall brüllten, immer neuen schöpfen konnte. — Herr Perlenmeier schwamm damals oben auf, wie das Fettauge auf der Wassersuppe. Er hatte aber auch seine ganze Kraft aufgeboten, die Leute aus ihren Fugen zu heben und kapitaltoll zu machen und dafür mußten sie ihn nun auch tragen und heben. Er hatte eine Zuhörerschaft, die mit offenem Munde dastand und mit starren Blicken an dem Seinen hing. Da mußt's ja in das Herz hinunter, was der ächte, in der Wolle gefärbte Volksmann sprach. Der deckte den Regierungen das Töpfchen auf und den Reichen und Angesehenen und Allen, die Etwas hatten. Der erzählte Geschichten, daß Einem das Haar zu Berge stand und selbst Perücken sollen sich freiwillig vor Entsetzen gesträubt haben, was noch nie erhört war.

Carl hatte sich auf des Pfarrers Mahnen und Bitten lange zurückgehalten, aber es kamen Nachrichten, daß ein fremdes Heer sich an der Grenze sammele um — sagte die eine Parthei: das Land zu säubern, und die Andre: das Volk zu unterdrücken und die ganze Freiheit zu würgen. Er kam damals von Frankfurt zurück und war Feuer und Flamme. Er war jetzt jedabendlich in der Krone und bald merkte Perlenmeier, daß ihm hier eine andre Kraft über das Haupt wachse, denn Carls Bildung gab seinen Reden ein anderes Gewicht, Schwung und Kraft. Merken ließ er es nicht und als sie nun die Bürgerwehr besser ordneten, um dem Feinde nachdrücklich die Heldenstirne zu bieten, da wurde Carl Anführer derselben und gefiel sich im rasselnden Schleppsäbel über die Maßen. Beide, Perlenmeier und Carl erkannten es, daß sie einander bedurften, nur zu verschiedenen Diensten und in verschiedener Absicht. Bei Carl kam kein selbstsüchtiger, unlautrer Gedanke auf. Er meinte es goldtreu, während der Andere nur selbstsüchtige Zwecke im Auge hatte, wie Hunderte von denen, die sich Freunde des Volkes nannten. Carl warf sich mit vollem Herzen in den Strom. Alles wollte er umgestalten. Unter seiner Leitung wurden die alten mißliebig gewordenen Beamten abgesetzt und Neue berufen und die Kasse des Städtchens, die sehr bedeutend war, erhielt Perlenmeier, weil er, wie er meinte, mehr Anlagen zu einem Rechner habe, als zu einem Bürgermeister und dergleichen. Carl war fast stets unterwegs zwischen dem Sitze der neuen Volksregierung und dem Städtchen und sein Feuereifer für die sogenannte Sache des Volks war ohne Grenzen.

Mit ebenso großem Unwillen, als inniger Trauer sah der treue Bildner seiner Jugend, der Pfarrer, diese Verirrung. Mit aller Kraft besserer Ueberzeugung belehrte, warnte, bat er Carl, zurückzutreten von dem unseligen Wege, den er betreten hatte; nicht minder bat und flehte sein treffliches Weib, aber Carl war zu sehr gebannt in den Kreis seiner Vorstellungen und dessen, was er für das Rechte hielt. Es kam selbst zu sehr heftigen Auftritten und Carl verließ das Haus des Friedens, das Haus der Treue und zog in die Krone, um ganz freie Hand zu haben. Damit war er allen guten Einflüßen entrückt. An Gustelchen dachte er selten, noch seltener sah er sie, die nur mit der Pfarrerin

umging, und wie sie, nur Thränen hatte für die Verirrungen dessen, in dem ihre Liebe zusammentraf. Gustels Wangen bleichten. Man sah den Kummer mit dem ihre Seele rang. Wie oft lag sie auf ihren Knieen in heißem Gebete für ihn, dessen Verderben sie mit Riesenschritten kommen sah. Und wie furchtbar beugte es den Armen, der um seines Sohnes Verirrung trauerte, am Krankenbette seines Weibes ausharren mußte und denselben Strom des Verderbens über sein Haupt hereinbrechen sah, den Carl jenseits des Rheines über das manches wackeren Mannes heraufbeschwören half!

Auch in dieser Gegend brach der Sturm verheerend aus, und zu einer Zeit, die für den Amtmann, der ein treuer Diener seines Fürsten war, ohnehin eine doppelt herbe war. Seit der Amtmännin Kind gestorben war, nagte der Wurm der Krankheit ungehemmter noch an ihrem Leben. Die Krankheit trat entschiedener auf, und, war sie in gesunden Tagen schon dazu geneigt, durch Tausend kleine Quälereien, durch Unzufriedenheit und schneidende Worte ihre nächsten Angehörigen zu martern, so hatte das jetzt den höchst möglichen Grad erreicht. Sie verlangte, ihr Gatte solle nicht einen Augenblick sie verlassen, und sein Amt forderte doch den pflichttreuen Mann. Blieb er einmal länger, als sie es gewünscht, auf seiner Amtsstube, so war der Vorwürfe kein Maß und Ende, die bitter und heftig sich über den armen Kreuzträger ergossen. Grade in dieser Zeit war es, als eine Volksversammlung seine Absetzung beschloß. An einen Schutz von oben her war nicht zu denken. So blieb dem gebeugten Mann nichts übrig, als der Gewalt zu weichen. Er erklärte dies der Deputation, bat aber doch einige Rücksicht auf seine todtkranke Frau zu nehmen; aber das war keine Zeit für gebotene Rücksichten, für schonende Milde. Das Volk zog brüllend vor das Amthaus und — der Schrecken, die Aufregung das Entsetzen brachte der Kranken einen Blutsturz, in dem sie ihre Seele aushauchte. Mit der Leiche verließ der alte Mann das Amthaus, um eine bescheidene Miethwohnung zu beziehen.

Als die Leiche bestattet war und er alleine kummervoll in seinem Sorgstuhle saß, trat die noch immer rüstige alte Catharine herein, die das Weib „ausgebissen" hatte, und sagte: Herr Amtmann, Sie sind wieder alleine. Zwar sind jetzt der Sorgen weniger, als damals — da Carl noch ein Säugling war — aber ich glaube, es ist meine Pflicht, meine treuen Dienste ihnen wieder anzubieten. Ich kenne Ihre Weise, Ihre Bedürfnisse — stoßen Sie mich nicht zurück!

Weinend drückte der Amtmann die dargebotene Hand eines goldtreuen Herzens, das er mit Schmerz hatte vor Jahren scheiden sehen müssen. Er konnte nicht reden; aber die alte treue Seele verstand ihn. Sie blieb und wenn er in tiefem Leide über Carl und über die Dinge seufzte, die da geschahen, pflegte sie tröstend zu sagen: der alte Gott in Israel lebt noch und sein Weg geht durch Nacht zum Licht.

Damit wies die fromme Magd ihrem Herrn den rechten Weg, zu dem sich die Seele in so trüben Tagen wenden mußte und dahin, woher allein die Hülfe kommen konnte und mußte, die Licht schaffete in dieser Finsterniß, Frieden in diesen Kämpfen, Trost in dieser Trübsal und Ordnung in diesem wilden Durcheinander widerstreitender Ereignisse und Bestrebungen. —

Drüben, jenseits des Rheines ging's im raschen Gange immer weiter dem Abgrunde zu und Carl wurde mit jedem Augenblick mehr in den Strom hineingerissen. Er hatte in einem weiten Kreise nun die vollziehende Gewalt. Niemand konnte sagen, daß er sie jemals dazu mißbraucht habe, seine eigenen Zwecke zu erreichen; aber er war ein völliges Werkzeug derer, die an der Spitze der Bewegung standen und lieferte die Kassen aus, wie sie es wünschten. Nur die des Städtchens hielt Herr Bezirkseinnehmer Perlenmeier in fester Hand und ließ sie nicht antasten. Das wurde ihm in dem Städtchen hoch angerechnet und stellte ihn weit über Carl, der in jugendlicher Hitze rasch angriff und rasch beendete, was er angriff.

Man war eben auf der Stelle angekommen, wo nur noch ein Schritt zum völligen Durcheinander war, als die sichere Kunde kam, ein schlagfertiges Heer sammle sich an der nördlichen Grenze des Landes.

Ein Schrei des Zornes wurde überall gehört. Die Bürgerwehr sollte sogleich an die bedrohte Grenze rücken; aber nun zeigte es sich, wie es um den Ernst der Volkswehr stand. So lange das „Soldatches-Spielen" den alten Kindern Freude machte, so lang es keine Gefahren gab und nur Pulver verpufft wurde, so lange man mit dem Schleppsäbel oder der Büchse eine tellergroße Kokarde am Hut oder Mütze, herumstolziren konnte, war das Alles prächtig; jetzt aber sollte es Ernst werden; jetzt sollte es gegen ein waffengeübtes, tapferes Heer gehen, gegen Kanonen, Bajonette und Spitzkugeln, die so abscheulich weit treffen sollten — da fielen die Herzen in die Schuhe und der Muth war gleich dem Nebel, den der Morgenwind zerstreut. Jeder zog sich zurück. Jeder hatte Gründe der gewichtigsten Art. Als letzte Vertheidiger des Heerdes und der Familie wollten sie — zu Hause bleiben.

Carl war außer sich. Sein Muth, seine Treue für die Sache, der er Alles geopfert, stand fest, wie ein Fels in brandender Fluth. Es blieb, das wies er der neuen Regierung nach, kein Mittel, als die jungen Leute gewaltsam auszuheben. Das geschah, allein die man am Abende vorher noch gesehen, waren am Morgen verschwunden. — Die Lage fing an verzweifelt zu werden. Dennoch kam Hülfe. Wie aus der Erde heraus wuchsen die Freischärler. Polen, Franzosen, Handwerksburschen, Tagediebe, Vagabunden — mit Einem Worte, Menschen, vor deren Anblick Jeden ein Grauen hätte überkommen können, sammelten sich, bewaffnet bis an die Zähne, und boten Arm, Brust und Herz, — wie sie sagten — dem Vaterlande an.

Es fanden sich begeisterte Mitführer ein und Carl zog mit seiner Schaar ab zur Grenze, dem sogenannten Feinde entgegen. Da erst bluteten die treuen Herzen im Pfarrhause und im Fährhäuschen kniete oft in stillen Stunden ein bleiches Mädchen und hob das begeisterte Auge betend zum Himmel, daß die rettende Gnade sich seiner erbarme, ihn schütze, zu besserer Erkenntniß führe und ihn rette!

An der Grenze, da wo ein kleiner Fluß sich dem Rheine zudrängt, sah es bunt aus. Männer und Jünglinge mit Bärten von erstaunlicher Wildheit, Schlapphüten und Mützen, in jeglichem Aufzuge, bewaffnet bis an die Zähne mit Pistolen, Säbel und Büchse, trieben sich — in den Wirthshäusern herum und redeten von Nichts als Sieg und des Feindes Vernichtung. Die Bauern sahen mit Schrecken diese Leute, die ihre Vorräthe aufzehrten und sie trotz der Volksfreundschaft und der Brüderlichkeit und Gleichheit im Munde, aufs Aergste drängten. Mancher schüttelte den Kopf und sah sehnsüchtig hinüber nach den Befreiern. Einer machte die richtige Bemerkung, die aufbewahrt zu werden verdient: Seid gutes Muthes, Ihr Nachbarn, die halten nicht Stich. Je mehr Waffen, je weniger Muth! Laufen ist das Beste, was sie können, und dann maulfechten und trinken. Das war ein richtiges, gesundes Urtheil und es bewährte sich vollkommen.

Spione hatten sie in Hüll' und Fülle. Als sie erfuhren, in der nächsten Nacht werde das Heer einrücken, da wurde Kriegsrath gehalten.

Laufrath, sagte der alte Bauer, der obige Bemerkung gemacht hatte, und auch darin hatte er Recht. Wie Spreu im Winde verschwanden die Volksmänner, aber die Kassen nahmen sie mit, wo man sie ihnen feig übergab.

Bis zu diesem bedrohlichen Augenblicke wartete der gute Perlenmeier nicht. Eines schönen Morgens war — seine Wohnung leer. Der angeschraubte Geldkasten war fest verschlossen und als der Gemeinderath ihn von einem Schlösser öffnen ließ — war er so leer, als Perlenmeiers Wohnung! Aber schon am Abend erschienen die Vaterlandsvertheidiger mit bleichen Gesichtern.

Wir weichen bloß der Uebermacht, sagten sie und ziehen uns auf unsre Hauptmacht zurück, wie das nicht anders sein kann. Und sie verschwanden. —

Auf dem Fuße aber folgte ihnen das sogenannte feindliche Heer, dem die Bevölkerung, als ihren Rettern entgegenjauchzte. Die jungen Leute kehrten wieder; die sich hatten losmachen können und die zum Dienste gezwungen worden waren. Die neueingesetzten Beamten flohen oder legten ihre Stellen nieder. Der alte Bürgermeister trat wieder in Thätigkeit und grüßte leutselig jedes Kind; der Einnehmer trat wieder zur leeren Kasse und die Gensd'armen hatten in der langen Ruhe neuen Muth angesammelt, der bewunderungswürdig war. Aber das Volk dankte Gott aus voller Seele, daß die Ketten der neuen Freiheit gebrochen, die Ordnung hergestellt, die rechtmäßige Regierung wieder eingesetzt worden war und die trüben Wolken verschwunden, die den Himmel umzogen hatten. Alle? — O Nein! Wer zählt die Thränen und Seufzer trauernder Liebe um Einen, von dem man nichts mehr hörte, von dem nur die Zurückgekehrten sagten: Er sei der Einzige gewesen, der Muth bewiesen, aber auch verwundet worden sei, als er einen ernstlichen Widerstand hatte leisten wollen. Weiter wußten sie nichts, als daß man ihn fortgebracht, damit er nicht gefangen würde. Wie schwer oder leicht seine Wunde sei, wußte Niemand zu sagen.

Der Pfarrer faltete seine Hände, als Gustelchen bleich und abgehärmt, diese Nachrichten brachte. Er ist ein Verirrter, sagte er schmerzlich, für den wir nur beten können; aber er ist zu edel, um nicht bald einzusehen, wie es steht und welchen Zwecken er blindlings gedient. Ich vertraue dem Herrn, der Keinen will verloren gehen lassen, der noch zu retten ist!

V.

Alles war wieder in dem Gleise gesetzlicher Ordnung im Lande, der Kampf jenseits des Rheines war längst zu Ende, und in weiter Ferne, Manche schon jenseits des Weltmeers, waren die Flüchtigen geborgen.

Die Gerichte hatten ihre Untersuchungen beendet und die Urtheile waren bereits gefällt. Drei Jahre Gefängniß, lautete das Strafurtheil für Carl, weil viele mildernde Umstände für ihn geltend gemacht worden waren.

Die, die ihn liebten, trauerten tief. Sie wußten nichts von ihm. —

Der Amtmann war, als man ihm seine Stelle wieder gab, zu seinem Fürsten geeilt und hatte vor dem edeln Landesherrn sein Herz und seine Schicksale offen dargelegt.

Ich bin eine gebrochene Kraft, sagte er. Die Last des Amtes kann ich nicht mehr tragen und die Schuld meines eigenen, irregeleiteten Sohnes drückt mich zu Boden.

Der Fürst blickte mit tiefer Theilnahme den treuen Diener an. Er war selbst so bewegt, daß er kaum reden konnte.

Gehen Sie in Gottes Namen, sagte der Fürst, nach einigem Schweigen, ich werde Ihnen stets gewogen bleiben und dafür sorgen, daß Ihr Alter sorgenlos, wenigstens äußerlich, werden wird. Möge es der Herr mit Ihrem Sohne zum Besten wenden.

Der Amtmann erhielt einen anständigen Gnaden- und Ruhegehalt und — zog über den Rhein zu seinem Freunde, dem Pfarrer, um die Kummertage seines gebeugten Alters bei den Menschen zu verleben, die ihn und seinen unglücklichen Sohn liebten und mit ihm um den Verlorenen, Verschollenen trauerten.

Eines Tages, es war noch ein köstlicher Oktobertag und die Herbstsonne beleuchtete in eigenthümlicher Schönheit den Höhenzug des Odenwaldes, saß Gustel auf einem Baumstamme, den ihr Vater aus den Fluthen des angeschwollenen Rheines gelandet hatte, vor der Thüre des Fährhäuschens. Eine tiefe Stille ruhte auf der Landschaft, wo nur selten Menschen sich sehen ließen. Droben weidete eine Heerde auf den Wiesen am Ufersaume. Auf der linken Rheinseite aber war weit und breit keine menschliche Gestalt zu erblicken, da die Weinlese die Bewohner des

Städtchens in die, an den etwas davon entfernt liegenden Bergen sich befindenden Weinberge geführt, wo Schüsse knallten und bisweilen der Windzug den Jubel der Leser herübertrug. Das stimmte nicht zu dem, was ihre Seele tief bewegte.

Der Pfarrer hatte Alles aufgeboten, irgend welche Kunde von Carl zu erhalten und dieß Bemühen war rein erfolglos geblieben. Das hatte sie von der Pfarrerin, bei der sie häufig war, erfahren, und tiefer senkte sich der Stachel des Schmerzes in die arme Seele des Mädchens. Sie dachte nur an ihn und wo er weilen, wie es ihm ergehen, wie es um seine Wunde stehen möchte. O hätte sie ihn pflegen, seine Leiden mildern können! Tag und Nacht würde sie ja gerne für ihn gewacht haben!

Ihr Blick war ziellos in die Ferne gerichtet. Leise rollte eine Thräne über die Wange, die schon seit langer Zeit, seit der Zeit der Sorgen, des Kummers um ihn, der frischen Röthe entbehrte. — Ihr frommer Sinn wies sie dahin, wo der Helfer und Retter ist. Sie blickte zum tiefblauen Himmel auf und ihre Lippe bewegte sich leise, während ihre Hände festgefaltet, sich gegen die gequälte Brust stemmten.

In diesem Augenblicke regte es sich in den Weiden, die nahe dem Häuschen weithin die Uferniederung dicht bedeckten, und ein bleiches Gesicht blickte nach dem Mädchen hin, aber kein Wort kam über die Lippe, das sie hätte hören können. Sie betet, sagte der Mensch leise zu sich selbst. Sie betet für mich. O ich hoffe, ihr Gebet kehrt nicht leer zurück!

In einer Stellung, die seinen Kopf nur mäßig über die Höhe der Weiden kommen ließ, harrte er noch einige Zeit ruhig und stille, weil er dieß Gebet eines reinen Herzens nicht zu unterbrechen wagte.

Wer die Gestalt näher hätte betrachten können, würde sie kaum als die einst blühende, kräftige Gestalt Carls erkannt haben. Die Gesichtszüge zeigten tiefe Spuren ertragenen Leidens. Sie waren abgemagert und hohläugig, ja man konnte jetzt den Hunger deutlich darin lesen. Die Kleidung war die eines Vagabunden.

Endlich sanken des Mädchens Hände wieder auf den Schoß. Da tönte es herüber: Gustel! liebe Gustel!

Das Mädchen fuhr zusammen, als hätte der Blitz sie getroffen. Sogleich aber richtete sie sich auf. Ihr Auge, wunderbar belebt, schweifte umher, den zu suchen, dessen Stimme sie erkannt.

Gustel! liebe, gute Gustel! tönte es wieder. Jetzt sah sie ihn und ein erstickter Schrei entfuhr den Lippen. Carl winkte ihr, zu ihm zu kommen. Sie sah sich vorsichtig nach allen Seiten um, und als sie nirgends eine menschliche Gestalt entdecken konnte, eilte sie vom Hügel hinab, theilte mit kräftigem Arme die Weiden und war in wenigen Augenblicken bei ihm.

Welch ein Anblick für sie!

Er lag zwischen zwei Weidenstämmen auf getrocknetem Schilf. Das war seit drei Tagen und drei Nächten sein Lager gewesen.

Als sie vor ihn trat mit allen Zeichen des Schreckens, der Ueberraschung und doch auch der Freude, rief er leise: Brot! Brot! Ich verhungere! Und flehend erhob er die Hände zu ihr. Einen Augenblick stand sie starr vor ihm; dann aber flog sie zum Häuschen, holte, was sie an Lebensmitteln hatte und brachte es ihm. Er verschlang gierig, was sie bot und mit nicht mehr zu hemmenden Thränen sah sie das fast verschmachtete Elend vor sich; sah, wie die thierische Natur jetzt allein in ihrem Rechte war und es sich nicht würde haben nehmen lassen.

Carl, Carl, woher kommst du? sagte sie endlich, als der Heißhungrige, mehr ermüdet, als gesättigt, ruhte.

Frage nicht darnach, theure Gustel, erwiederte er ihr, frage vielmehr, wie ist es möglich, daß du nach dreien Tagen und Nächten auf diesem Lager, unter Hunger und Frost, noch lebst? Frage, was soll aus dir werden in diesem Zustande der Entkräftung und des Elends? Ich harre seit drei Tagen auf dich und erst jetzt

finde ich dich. Gustel, habe Erbarmen, gib mir, bis ich weiter kann, ein Obdach auf dem Speicher des Fährhäuschens!

Stumm hörte ihn das Mädchen an und sann nach.

Carl, das geht nicht, sagte sie. Du kannst dich dort nicht erholen, dort nicht verbergen, wo jede Bewegung dich denen verräth, welche die wechselnde Witterung unter Obdach zu treten zwingt. Und was soll dann werden? rief sie, die Hände ringend. Plötzlich aber war es, als erleuchte ein Gedanke ihre Züge. Harre hier eine Stunde! Ich bringe Rath!

O du mein rettender Engel! rief der Arme — und sie war schon jenseits der Weiden.

Eine peinliche Stunde verfloß für ihn. Während dieser Zeit kamen Leute, die übergesetzt sein wollten, die aber warten mußten, weil Niemand in dem Häuschen war. Endlich hörte Carl des Mädchens Stimme. Sie klang fröhlich. Er war nahe herbeigekrochen und sah, daß sie ein Körbchen in das Häuschen trug, dann eilte sie hinab zum Ufer und ruderte die Leute hinüber. Aber mit außerordentlicher Schnelligkeit war sie wieder am Landeplatze mit dem Kahn, eilte dann zum Häuschen, holte das Körbchen und trat zu ihm.

Wir sind nicht sicher, sagte sie. Erquicke dich einstweilen; ich muß am Häuschen bleiben.

Wie stehts? fragte er.

Gut, erwiederte sie und eilte zum Häuschen. Es war gut, daß sie gegangen war, denn wieder naheten Leute. Und wieder durfte sie sich ihm nicht nähern. Es war eine sehr peinliche Lage für Beide.

Endlich kam die Nacht. Sie horchte nach dem Orte hin. Die Winzer zogen singend vom Gebirge her nach dem Städtchen. Als sie jetzt zu ihm an die Weiden trat, fühlte er sich gestärkt, neu belebt, und nun erzählte sie ihm, was sie gethan.

Als sie heimkam, war die Pfarrerin bei ihrer Mutter. Sie sahen ihr sogleich an, daß etwas Wichtiges ihr begegnet sein müsse. Sie nahm keinen Anstand, den treuen Herzen Alles mitzutheilen, was sie erlebt. Schaudernd und doch voll Freude vernahmen sie, was das bewegte Mädchen erzählte und nun gingen die Dreie zu Rath. Benders hatten oben ein Kämmerchen, das wohnlich war, aber nicht benutzt wurde. Hierher wollte die Pfarrerin, sobald es dämmerte, ein Bett schaffen und das Stübchen, so gut es ging, einrichten, um ihn aufzunehmen, denn hier vermuthete ihn Niemand. Die beiden Männer, der Pfarrer und der Amtmann, sollten vorerst nicht das Geringste erfahren, bis Carl sich wieder ganz würde erholt haben. Nur Bender, der heute mit dem Pfarrer in dessen Weinbergen war, sollte unterrichtet werden.

Carl drückte ihre Hand an seine Lippen. O du mein rettender Engel! rief er noch einmal aus dankbarer Seele und dann folgte er ihr auf dem Pfade, den sie als Kinder so oft miteinander herabgehüpft waren, doch ging sie weit voraus, um für seine Sicherheit zu wachen. Erst jetzt bemerkte sie daß er einen Arm in der Binde trug, doch durfte Keins von ihnen ein Wort reden.

Sie brachte ihn glücklich in Bender's Haus, wo er an der Pfarrerin mütterliche Brust fiel und ein heißer Thränenstrom sein Herz erleichterte. Dann eilte er in das Bette, dessen er so lange entbehrt. Die Kälte aber, die er drei Herbstnächte durch ertragen hatte, blieb nicht ohne Folgen, und Elend und Kummer trugen das Ihre bei, daß er schwer erkannte. Jetzt erst wurde die Lage der vier Vertrauten schwierig. Einen Arzt durften sie nicht holen. Denn das würde Aufsehen erregt haben, und doch war sein Zustand Besorgnisse der höchsten Art erregend. Gustel wich nicht von seinem Lager. Sie allein pflegte ihn, wachte bei ihm, und kein Schlaf kam in ihr Auge. In seinen Fieberträumen sprach er oft von ihr und was er sagte, zeigte, wie innig er sie liebte. Wenn sie das auch beglückte, so beängstigte es sie auch wieder, denn ihre Liebe kannte sie, wie nun auch ganz die Seine und dennoch — dennoch sagte ihr der gesunde, verständige Sinn, daß eine

unübersteigliche Kluft zwischen ihnen sei, und das legte sich schwer auf das liebende, treue Herz.

Nach dem siebenten Tage trat eine Wendung ein. Er hörte auf irre zu reden und kam allmählig zum klaren Bewußtsein, zum Erkennen seiner Lage. Mit welchem Danke, mit welcher Liebe hing sein Auge an seiner treuen Pflegerin!

Jetzt trat aber auch der Pfarrerin ganze Sorgfalt ein, und was sie für stärkend hielt, das brachte sie ihm; denn nun trat Gustel, im richtigen Gefühle, zurück und ihre Mutter und die Pfarrerin abwechselnd in ihre Stelle.

Erst als er völlig genesen war — es war hoher Winter darüber geworden, theilte die Pfarrerin das wohlverwahrte Geheimniß ihrem Manne und dann dem Amtmann mit. Das war wieder Erschrecken und Freude zugleich, und welch ein Wiedersehen!

An des Vaters, an des Freundes Brust rannen die Thränen einer tiefen, lebendigen Reue und es war die göttliche Traurigkeit, die seine Seele erfüllte, die nach des Apostels Worten, eine Reue gebiert, die Niemanden gereuet. Jetzt erst erzählte er seine Erlebnisse.

Bei dem Rückzuge der Freischaaren, dem er mit aller Macht seines Wortes entgegen trat, zeigte sich's, wie unlauter die Triebfedern waren, die das unselige Erregen des Volkes veranlaßt. Er erkannte die Nichtswürdigkeit so Vieler, die Selbstsucht der Meisten, und die Binde fiel von seinen Augen. In einem Gefechte bei einem kleinen Landstädtchen, unfern der Reste eines Schlosses, wo einst ein deutscher Fürst gewohnt, wurde er am linken Arme verwundet, der bei der schlechtesten Behandlung steif geworden war. Von Ort zu Ort schleppten sie ihn mit sich, bis endlich in einem Walde, nahe einem, fast nur von Bettlern bewohnten Dörfchen, sie ihn hülflos, im heftigsten Wundfieber liegen ließen, da die Soldaten ihnen auf der Ferse waren. Mit Laub und Zweigen hatten sie ihn bedeckt. In der Hitze der Verfolgung fanden sie ihn nicht und als der Tag, nach einer furchtbaren Nacht, in der Regen und Sturm im Forste gewüthet und er durchnäßt, fast erstarrt, da lag, fand ihn ein armes, holzlesendes Weib, eine Mutter von fünf Kindern und Wittwe, die sich nur von Bettelbrot nährten und in einem armseligen Hüttchen außerhalb des Dorfes wohnten.

Carl machte hier die Erfahrung, die das Leben viel tausendfach bewährt, daß die Armuth das Erbarmen im Herzen erhält, während Reichthum und Ueberfluß es erstickt. Soviel konnte er noch reden, daß er ihr sagte, wer er sei und wie er hierher gekommen, und daß er sie anflehen konnte, sich seiner anzunehmen und ihn zu retten. Weinend hörte die arme Frau ihm zu; dann eilte sie hinweg, ihm ihre erbettelten Brotstücklein zu bringen. Dann ging sie mit sich zu Rathe und endlich sagte sie ihm, sie habe ein Kämmerlein, aber kein Bette. Stroh könne sie ihm bieten, Brot, das ihre Kinder bettelten, sonst nichts. — Aber das wolle sie ihm gerne geben; auch seien ihre Kinder schon so verständig, daß von ihnen nicht zu befürchten sei, sie würden ihn verrathen. Die Brotkrusten hatten ihn gestärkt, ein Trunk Wassers ihn erquickt. Als die Nacht kam, holte ihn das arme Weib ab und auf diesem Strohlager lebte er Monate vom Brote der Armuth, dessen Maß er sich selbst täglich verkürzte, daß nicht seine Pflegerin und ihre Kinder Noth litten. Endlich konnte er's nicht mehr länger ertragen, der Armuth das Ihre zu verkürzen, was sie selbst aus barmherzigen Händen empfing. Er verließ die Zufluchtstätte, segnend seine Retterin und ihre gutgearteten Kinder, und gesegnet von ihnen; er verließ sie innerlich völlig geheilt von seiner Thorheit, um nun eine neue Irrfahrt bis hierher anzutreten. Da aber verirrte er sich einst in einem großen Walde im Gebirge und wäre ohne Zweifel verschmachtet, wenn ihn nicht ein Förster gefunden, der sein Aechzen erst vernahm, als sein Hund ihn gefunden. Auch ihm bekannte er seine Schuld, seine Buße und erzählte ihm sein Schicksal und wohin er wolle.

Unter der rauhen Außenseite des Mannes schlug ein menschlich Herz voll Erbarmen. Obwohl mit Grund zürnend auf die, die sein schönes Land schwer heimgesucht und Leid und Weh über zahlreiche Familien gebracht; obwohl im Grunde seiner Seele ihren Grundsätzen feindlich, erbarmte er sich dennoch seiner und versprach

ihm, ihn in sein einsames Forsthaus aufzunehmen. Der brave Mann that's auch, und wieder lange, sehr lange, weilte er hier, wo er körperlich sich wieder erholte. Um sich nützlich zu machen, unterrichtete Carl des Försters Knaben während des Winters, da sie unmöglich zur Schule gehen konnten. So wurde ihm die Beruhigung, sein Brot zu verdienen. Dann übte er eine Kunst, die er von Bender gelernt, er flocht dem Förster Körbe und allerlei Dinge des täglichen Gebrauchs; versuchte sich, da der Förster viele Bienen hatte, im Flechten der Bienenkörbe von Stroh. Die brave Familie gewann ihn und er sie so lieb, daß beiderseits das endliche Scheiden ein wirklich schmerzliches war.

Niemand ahnete in dieser langen Zeit seine Anwesenheit, so sorgsam auch die wieder kräftig gewordene Polizei in Höfen, Mühlen und einzelnen Häusern nach verschlagenen Freischärlern forschte. Carl wollte im Frühlinge fort, aber dieFörstersfamilie bat ihn so herzlich, noch zu bleiben, daß er bis etwa vor vier Wochen blieb. Von dem Förster vernahm er seine Verurtheilung mit Entsetzen. Hier entwarf er den Plan, nach Amerika auszuwandern. Vorher aber wollte er seines Vaters Verzeihung sich erflehen und noch einmal im lieben Pfarrhause des Städtchens einkehren, um auch hier um Vergebung zu flehen. Daß er dabei auf Gustels treue Hülfe gerechnet, sprach er aus, und wie er sie erhalten, das machte den Schluß seiner Erzählung, die der sanften, sinnigen Gustel, welche der Amtmann als der Pfarrerin Liebling wohl kannte, die heißen Thränen in das rosige Antlitz trieb.

Aber, hob der Pfarrer an, als Carl geendet, was willst du in Amerika anfangen, Carl? Dein Arm ist lahm? —

Wohl wahr, theurer Mann, erwiederte Carl, aber was blüht mir hier? Das Gefängniß! Und dann erst kein Wirkungskreis.

Es trat eine peinliche Stille ein. Jeder hing seinen Gedanken nach, einen Ausweg zu finden.

Da flüsterte Gustel, die bei dem Gedanken an Amerika einen leisen Schauder nicht überwinden konnte, der Pfarrerin leise Etwas in's Ohr.

Ach, sagte die Pfarrerin, es bleibt doch ewig wahr, was der Dichter sagt:

> Was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth!

Alle sahen sie erstaunt an und Gustel barg ihr erglühendes Gesicht an der Schulter ihrer mütterlichen Freundin.

Was sagte unsre liebe Gustel? fragte ernst der Pfarrer.

Ich habe ihr einmal erzählt, wie edel der Landesherr unsres Freundes sich gegen ihn benommen. Da meinte sie, der edle Fürst würde dem alten Vater auch die Gnade für den Sohn nicht versagen, der geheilt und reuig, wie der verlorne Sohn im Evangelio, zurückkehre.

Der Amtmann fuhr freudig erregt auf. Liebes Kind, sagte er, das hat dir Gott gesagt! Ja, wie du es ausgesprochen, so soll es geschehen und wir wollen Alle beten, daß der Herr, der uns in seinem Gleichniß eine so herrliche Himmelsbotschaft verkündigt hat, auch des edeln Fürsten Herz zur Gnade lenke. Schon Morgen sollst du mich übersetzen! Ein Strahl seliger Hoffnung zeigte sich auf jedem Angesichte und belebte jedes Herz und die heißesten Gebete stiegen zum Himmel auf für das glückliche Gelingen der kurzen Reise des alten Mannes, der seit er seinen Sohn nun wieder hatte, neu aufgelebt war. Früh bei grauendem Morgenlicht schritt der Amtmann den Fußpfad hinab zum Fährhäuschen, wohin der Wagen des Pfarrers auf anderm Wege folgte. Der Wagen wurde zuerst mit der Fähre von Bender und Gustel übergesetzt und dann ruderten sie den Greis im Kahne hinüber.

Als er aus dem Kahn stieg, sagte er, Gustels Hand ergreifend, Kind, hast du auch herzlich gebetet?

Sie erröthete, lächelte aber und ihr Auge wurde feucht und mit zur Erde gesenktem Blicke, flüsterte sie: Auf meinen Knieen!

Der Amtmann sah betroffen in des schönen Mädchens Gesicht und eine Ahnung stieg in seiner Seele auf, wie es um dieses kindliche Gemüth stehen möge, von dem ihm die Pfarrerin Züge erzählt, die er noch nicht vergessen hatte.

Ach, sagte er, so laß dein Gebet mich begleiten!

Sie nickte ihm mit einem seligen Lächeln zu und der Greis bestieg den Wagen, der bald ihren Blicken entschwunden war. Und Gustel kehrte in das Häuschen zurück und that, um was sie der ergriffene Greis gebeten hatte. —

VI.

In der nicht sehr fernen Residenz seines Fürsten angekommen, meldete sich der Amtmann, um Gehör zu bitten. Schon auf den andern Morgen um zehn Uhr wurde er zum Landesherrn beschieden.

Der Fürst trat ihm mit einem herzlichen Wohlwollen entgegen, und fragte liebreich: Was führt Sie zu mir, mein alter, treuer, vielgeprüfter Diener?

Bebend hatte der Greis das Gemach betreten. Er wußte nicht, wie er beginnen sollte und sein Herz schlug hörbar. Da löste der Herr die Siegel seiner Lippen und seines Vaterherzens, und, zwar tief erschüttert, aber einfach, wahr und treu berichtete er seinem gnädigen Herrn, was ihn zu ihm geführt, wie es seinem Sohne ergangen und wie der Allmächtige ihn in seine Schule genommen, aus der er geläutert, gebessert, geheilt zum Preise und Danke seines Vaterherzens hervorgegangen. Für ihn komme er, um Gnade zu flehen und rufe mit betendem Herzen das schönste Vorrecht der Fürsten im Herzen seines milden Landesvaters an.

Wieder, wie das erste Mal, hörte der Fürst, nicht ohne innere Bewegung den Erguß des Vaterherzens an.

Sie zittern, mein Lieber, sagte der Fürst, ihn bei der Hand nehmend und zu einem Sessel führend. Erholen Sie sich. Sie wissen ja, daß ich Ihnen wohl will. —

Der Amtmann wollte von der Einladung des Fürsten keinen Gebrauch machen aus Ehrfurcht vor seinem Herrn und Fürsten, obgleich seine Erregung und Bewegung so stark war, daß er kaum mehr stehen konnte; aber der Fürst that es nicht anders.

Als der Amtmann sich gesetzt, ließ sich auch der Fürst nieder und sagte: Was gedächte denn Ihr Sohn zu beginnen?

Mein erhabener Fürst hat mich alten Mann so gnädig bedacht, daß ich von meinem Gehalte mir ein Schönes ersparen kann, sagte der Greis, und meine selige Frau hatte ein kleines Vermögen, das ich nicht vermindert habe, weil ich mich als dessen Verwalter betrachtete. Das gehört meinem Sohne. Er soll, ehe er seine Kräfte seinem Herrn im Dienste der Gerechtigkeit weihet, erst noch ein kleines Gut verwalten, das ich gekauft habe. Sollte dann, wenn seine Treue sich erprobt hat, Ihre Gnade ihm ein Amt verleihen, so wird er freudig in Ihrem Dienste sich als treuester Diener bewähren.

Der Fürst lächelte. Ich bin mit Ihnen einverstanden. Kommt Zeit, kommt Rath. Leiten sie ihn und es wird Alles wohl gerathen! Ich begnadige ihn vollständig und werde Ihnen Morgen dies Schwarz auf Weiß einhändigen lassen.

Er stand auf, aber der Greis nicht. Er konnte nicht. Zu gewaltig hatte das letzte Wort des Fürsten seine Seele erschüttert. Er war einer Ohnmacht nahe.

Der Fürst trat liebreich zu ihm. Erholen Sie sich, sagte er. Ich weiß, die Freude tödtet nicht. Ich sende meinen Leibarzt.

Der Fürst ging in sein Kabinet, kehrte aber sogleich mit einem Glase voll belebenden Wohlgeruchs wieder, an dem er den Greis riechen ließ, ihm auf sein Taschentuch tröpfelte und ihn bat, sich die Schläfe damit zu bestreichen. Das wirkte kräftig und nach wenigen Minuten konnte sich der Greis erheben, um Vergebung bitten und seiner Seele Dank aussprechen.

Lächelnd grüßte der edle Fürst und entzog sich dem Danke des Vaterherzens, das jetzt nur Gottes reichsten Segen auf sein Haupt erflehen konnte. Was der

Amtmann dem Fürsten gesagt, das verhielt sich so, und das Gut war nicht eben so klein und lag nur eine Stunde weit vom Rheinufer der rechten Seite, wo die Fähre Benders anlegte. Er hatte es gekauft, als Anno 1848 die Verhältnisse so unsicher wurden, um das Vermögen seines Sohnes und sich einen Zufluchtsort zu sichern, wenn die befürchteten Stürme hereinbrächen. Carl wußte davon Nichts und auch seiner damals schon schwer leidenden Frau glaubte er nichts davon sagen zu dürfen. Als er zu dem Pfarrer zog und seine eigene Haushaltung aufhob, setzte er die im Landbau wohlerfahrene alte, treue Cathrine auf das Gut und gab ihr einen erprobten Knecht bei, der viele Jahre ihm gedient. Von Zeit zu Zeit pflegte er selbst nachzusehen, fand aber Alles im besten Gleise.

So sanft wie diese Nacht hatte der glückliche Greis lange nicht geschlafen und zeitig am Morgen des folgenden Tages empfing er die Urkunde der vollen Begnadigung Carls.

Es war noch Zeit zur Heimkehr, wenn er an einer tiefer abwärts am Rheine gelegenen Ueberfahrtstelle sich übersetzen ließ. Das that er denn und es war schon spät, als er am Pfarrhause abstieg. Geheimnißvoll sagte die alte, treue Magd leise: Sie sind alle in Benders. So ging denn der Greis sogleich hinüber.

Dort saßen sie in Benders Wohnstube, deren Läden fest verschlossen waren, wie die Thüre, auf daß Niemand sie überraschen könne, da Carl zum ersten Male unten war.

Der Amtmann klopfte und Gustel kam ängstlich fragend, wer da sei, ehe sie aufschloß. Aber sie erkannte die Stimme und öffnete.

Du hast recht gebetet, du liebes Kind, sagte der alte Mann.

O sagen Sie, ist's gelungen? fragte mit zitternder Stimme das Mädchen.

Ja, Kind, ja, unsre Gebete sind erhört! war seine Antwort, und er eilte in die Stube, bemerkte aber nicht, daß Gustel nicht folgte. Sie war hinausgeeilt in den Garten und dort kniete sie nieder, dem Herrn zu danken, der der Fürsten Herzen lenket, wie Wasserbäche. Drinnen aber sank von Einem treuen Herzen an das Andre der glückliche Begnadigte.

Der Pfarrer aber stand auf, nahm sein Sammtkäppchen ab und sagte: Lasset uns dem Herrn danken, und aus voller Seele sprach er ein erhebend Dankgebet und erflehte Gottes reichsten Gnadensegen dem Fürsten, der so großmüthig vergeben hatte.

Und als er geendet, sprachen Alle tief gerührt: Amen. Jetzt erst bemerkte der Amtmann, daß Gustel fehle. Weiß sie, was du bringst? fragte der Pfarrer.

Ich habe es ihr gesagt, erwiederte der Amtmann.

O, dann laßt sie, bemerkte der Pfarrer; dann hat die fromme Seele gethan, was auch wir gethan haben. Ich kenne sie!

Der Amtmann erzählte nun die ganze Unterredung mit dem Fürsten, aber erst, als Gustel mit feuchtem Blicke hereingetreten und ihre Hand in die Carls gelegt, die er ihr entgegenreichte.

Sie hörten Alle mit angehaltenem Athem zu. Als der Amtmann an das Landgut kam, sah ihn Carl groß an, und der Vater erzählte ihm, was ihn bewogen, diesen sehr vortheilhaften Kauf zu machen.

O so ist der schönste Wunsch meiner Seele erfüllt! rief Carl mit einem Blicke zum Himmel aus.

Als der Amtmann geendet, sagte er zu Carl: Nun ist es an dir, die Probe zu bestehen, und mein Wort wahr zu machen.

Gewiß, sagte Carl, aber nur in dem Punkte nicht, daß ich mich um ein Amt bewerbe. Ich will Landwirth werden und bleiben, denn nur der ist am Ende der Unabhängigste und Glücklichste.

Damit stimme ich vollkommen überein! sagte der Amtmann und der Pfarrer zugleich. Wir ziehen dann schon recht bald dorthin, fuhr der Amtmann fort, daß du dich desto schneller erholst und dich einschießest in deine neuen Berufswege.

Gustel erbleichte und zog sich hinter die Pfarrerin zurück, ihr Gesicht zu verstecken, daß man die Bewegung ihrer Seele nicht darauf lese.

Vater, hob da Carl an, das Alles ist mir Recht und ich danke dir innig für diese deine Fürsorge, aber ich würde mich auf dem Gute elend fühlen, wenn mich nicht Eine begleitete, begleitete als Gefährtin meines Lebens, meine innig geliebte Gustel.

Da zuckte das Mädchen in jähem Schreck zusammen und rief: Ach nein! Ach nein! Weiter konnte sie nicht reden. Aber der Amtmann stand auf und ergriff ihre Hand. Ich hätte gestern blind sein müssen, wenn ich nicht hätte erkennen sollen, daß dieß: Nein, nicht mit deinem Herzen stimmt. Kind, ich habe dich lieb von Herzen und nehme dich an mein Vaterherz als meine liebe Tochter. Sagst du nun abermals: Nein? Gustel legte ihr Gesicht in einer unaussprechlichen Verwirrung auf die Schultern der Pfarrerin.

Die Pfarrerin zog das unaussprechlich verwirrte Mädchen an ihre Brust und küßte es auf die Stirne.

Nun ist mein schönster Wunsch erfüllt und da es mein Herz ahnete, daß es so kommen würde, habe ich dich vorbereitet für deinen Beruf nach besten Kräften, sagte sie.

Carl ergriff ihre Hand und zog sie zum Vater und nun erst erhob sie den Blick und sagte laut: Ich sage vor Ihnen und vor meinen Aeltern und meinen theuersten Freunden, wie vor Gott: Ja! Gebe Gott mir Kraft und Festigkeit, ihn glücklich zu machen!

Der Amtmann legte ihre Hände in einander und der Pfarrer segnete ihre Verlobung, zu der Bender und seine Frau, ganz betäubt, auch ihren Segen gaben. Sie hatten eine solche Wendung sich nicht träumen lassen. Die Hochzeit folgte in einigen Monaten nach, und dann zog Carl mit seinem geliebten Weibe auf das Gut, wohin sie der Amtmann begleitete. Umsonst bat Carl, daß auch Bender und seine Frau zu ihnen zögen. Er gab zwar die Fähre ab und lebte, von seinen Kindern reichlich versorgt, ohne Sorgen, aber ihr Haus verließen sie nicht. Carls erste Sorge war, die arme Wittwe und ihre Kinder zu holen, daß er an ihnen vergelte, was sie Gutes an ihm gethan. Auch den zweiten Sohn des Försters, der besondere Gaben empfangen hatte, ließ er unterrichten und bahnte ihm einen schönen Lebensweg. Der Aelteste wurde Forstmann. Die Wittwe lebte nur noch wenige Jahre in ihrem Glücke, aber sie starb mit dem frohen Bewußtsein, daß ihre Kinder kein Bettelbrot mehr zu essen brauchten, da Carl sie alle wohl versorgte. Gustel aber war ein bildsamer Stoff. Sie fand sich schnell in alle Fugen ihres neuen Standes, ohne daß sie die schönen Eigenschaften ablegte, die ihr Aller Liebe gewonnen hatten. Sie war geliebt, geachtet, geehrt und die alte Cathrine sagte zu Carl: Sie haben eine Perle gewonnen, die eine Königskrone schmücken würde, und der alte Amtmann lächelte und nickte mit dem weißen Haupte und leise flüsterte er: Gott segne sie! Ich könnte schließen, aber das Eine muß ich noch sagen, daß eine ununterbrochene, innige Verbindung zwischen Carls Familie und der der lieben Pfarrersleute drüben am andern Ufer des Rheines bestand — und — daß es Carl nie einfiel, ein Amt zu suchen, daß er aber der treueste Unterthan seines edlen Fürsten blieb.

Eine Alpenwanderung.

Erzählung

von Ludwig Bechstein.

Rings um den Ort Fend im Oetzthale glühte die Pracht der Gletscher, als schon Nacht in den Thälern ruhte — ein hehrer, ein feierlicher Anblick. — Platey-Kogl, Wild-Spitz, Gebatsch-Ferner, Vernagt Ferner und der langgestreckte Oetzthaler-Ferner mit der Firmian-Spitz, die 10436 Fuß hohe Fürst-Spitz

die Platte und die Zirnspitz umzogen das Hochthal bis zum Orte Heilig-Kreuz wie ein Rosenkranz, leuchtend, vom Kuß der für die Ebene längst niedergesunkenen Sonne noch angeflammt, ja verklärt. Längst waren schon in den Niederungen die Klänge der Aveglocken oder des Gebetläutens verhallt, die Thalbewohner ruhten, nur im Wirthshause zu Fend brannte noch der Kienspahn, als ein Fremder, der mit einem Führer und Gepäckträger ziemlich spät von Heilig-Kreuz herauf gekommen, der in einem Deutsch, das für die Ohren der beiden Tiroler babylonisch lautete, den Wirth durch tausend Fragen in Athem hielt. Soviel ließ sich jedoch bald entnehmen, daß der Fremde ein Sohn Albions war, das heißt: ein Engländer; das zeigte seine an das Komische streifende Tracht, sein ungeheurer Appetit nach Fleisch und die Fülle gelehrten Krames, den er mit sich schleppte, oder sich nachschleppen ließ, als da waren Reisehandbücher, Bilderbücher, mehrere Landkarten, ein Fernrohr, ein Wetterglas, ein Thermometer, ein Kompas, eine Pflanzenbüchse, ein Steinhammer und ein unendlich langer Alpenstock, den ihm, als ein ganz unentbehrliches Reisebedürfniß, ein schlauer Imster, der den Vogelhandel aufgegeben und einen Bergsteigestockhandel angefangen hatte, um schweres Geld aufgeschwatzt. Der Anzug des Engländers war ein seltsames Gemisch von fremdländischer und von Tiroler Landestracht; er trug einen schwarzen Tirolerhut, den ein sehr theurer Gamsbart zierte, gekauft zu Innsbruck, aber dabei kein los um den Hals geschlungenes Tuch, sondern eine sehr hohe und steife Cravatte, aus welcher ungebührlich große Vatermörderspitzen starrten, von Londoner Gewächs. Er trug eine Tiroler Joppe, die in München gekauft, und eine Weste dazu, die in Hamburg geschneidert war. Er trug einen ebenfalls theuer erkauften Tiroler Gurt, aber lange Beinkleider von himmelblauer Farbe, über welche wildlederne Gamaschen geknöpft waren, und hatte sich auch ein Paar starke Schuhe mit dichtbenagelten und fabelhaft dicken Sohlen zum Behufe der Alpenreise aufschwatzen lassen. Die unentbehrlichen Steigeisen dazu ruhten noch auf dem Grunde der Kraxe seines Führers.

Es würde zu schwierig sein, das Kauderwelsch, das der Engländer sprach, völlig treu wiederzugeben, und es muß sich daher, allerdings zum Nachtheil dieser Erzählung, bei dem Zwiegespräch zumeist des reinen Schriftdeutsch bedient werden. Fremdländische Aussprache und Radebrechen einer Sprache wirken gesprochen, z. B. auf dem Theater, häufig sehr komisch, für das lesende Auge aber paßt beides nicht so ganz, mindestens nicht im Uebermaß.

Während der Begleiter aus Heilig-Kreuz sich schweigend sättigte, theilt der Engländer dem Wirth und einigen noch im Wirthshause beim rothen Tiroler Landwein sitzenden Bauern ohngefähr folgendes — unter stetem Kauen und Schlingen mit: „Ich sein Master Wilkins, sein aus Oxford in England, haben studirt viel Wissenschaft, um zu machen viel Reisen und zu kennen Alles, sein gewesen zur See in Amerika, in Island, in Grönland — sein gekommen nach Tirol, kennen zu lernen die Alpen, wollen nach Italien, und durch die Schweiz zurück nach Frankreich. Ich sein gewesen über Münchan, Tegernsee und Kreut nach Innsbruck, sein gefahren nach Imst, und gegangen über den Inn nach Arzel, Mayerhof" — (beim Nennen dieser Ortsnamen warf der Engländer Blicke in sein Notizbuch, denn unmöglich wäre es gewesen, sie alle so reihenfolge richtig im Gedächtnisse zu behalten). „Haben bewundert bei Roppen die großen Schutt- und Geröllberge, welche die Ache hat ausgeführt aus dem Artzthal; haben gefunden nach Sautens schlechten Weg, doch schönen Fallwasser. Von Oetz nach Dumpen wieder schlechten Weg, doch sehen gießer eine Kirchenglocke; zwischen Ostenventern und Umhausen bis nach Löngenfeld noch schlechtern Weg durch das Maurach, haben aber gefunden im Wirthshaus zu Löngenfeld gut Nachtquartier, auch gesehen viele Bachstaube — wollen sagen: Staubbache. Gestern sein es mir gegangen ganz schrecklich auf dem noch viel schlechtern Weg über Huben, Brand und Sölden bis Zaiselstein, so an abgrundigen Bergränden hin, über Knüppelbrücken ohne Geländer; haben oft gedacht, ich stürzen hinunter in die Ache, und oft Ach! Ach! geseufzen. Haben mich

gehalten an meines Führers Stock und einen Stricken, und haben Gott gedanken als ich noch bei leidlichem Tageslicht gekommen bin nach Heilig-Kreuz. Soll liegen von Löngenfeld sieben Stunden, haben aber gebraucht an zehn, und waren todtmüde. Fragen nach Wirthshaus, heißt es: nir Wirthshaus, und mußten zum Pfarrer gehen. Gehen zum Pfarrer, Pfarrer nicht daheim, und die Hauserin, eine scheusliche Gestalt mit einem Kropf wie eine Bombe so groß am Hals, sperrten die Thüre zu, und sagen: Nir Herberge im Widum! — Widum — Was ist das? — schlage nach im Wörterbuch — steht nicht drin — Wie dumm! Führer will nicht weiter — fragen nach nächstem Wirthshaus, heißt es F e n d. Fend — wie weit? — Eine Stund. Well! Nehmen neuen Führer gegen doppelten Lohn, diesem da! einen Prachtmensch! Thun nur auf sein Maul, um zu schlingen, tappen hinter ihm her durch dick und dünn, über Stock und Stein, finden nirgends ein Fend, sehen endlich ein Paar armselige Hütten in schauerlicher Thalenge, ganz eingekreist von Gletschern; Natur wild, prachtvoll, aber Wirthshaus hier — Spelunke, Nest!"

„Meschant, wie sie den Menschen drunten in Heilig-Kreuz angeführt haben!" rief einer der Bauern, und der Wirth nickte bestätigend, und sprach zum Fremdling: Hätt'st halt allemal besser gethan, wenn du zu Heilig-Kreuz ins Wirthshaus gangen wärst, bei mir find'st nit gar viel, auch hab' ich kein Bett. Du wirst einem Feind des Heilig-Kreuzer Wirthes begegnet sein, der dich aufgezog'n hat, und hat dir weiß gemacht, es geb' dorten ka Wirthshaus. Weißt d' aber was, wenn dir mein' Spelunk' und Nest nit g'fällt, so gang zum Herrn Curater, der macht den Heckenwirth und hat fünf Betten stehen. Was d'zu essen und zu trinken kriegst, söllt waß i nöt, und was d' morg'n Zall'n mußt, waß i a nöt, du wirst's aber schon schau'n und derfahrn.

„Curater? Wer ist das?" fragte rasch der Engländer, den die Aussicht auf f ü n f Betten mächtig anzog, und bei dem die eifersüchtigen Bedenklichkeiten des Wirthes über zu hohe Rechnung gar nicht in Betracht kamen. Als aber der eine Bauer antwortete: „Curater, das ist der geistliche Herr!" — da rief der Engländer: „No no no! Tritt keinen einzigen zu Pfarrer oder geistlichen Herrn — könnten mich wieder eine Meerkatze von Pfarrköchin anschnurren und ich müßte dann zu Fend auf der Erde schlafen! — No no — ich bleiben hier bei dir, guter Wirth, und du schaffen mir heute ein Bett, mag kosten was will — und auf morgen einen Führer und Träger für meine Gepäcken. Ich will machen eine neue Reise der Entdeckung. Hier im Reisehandbuch stehen der Weg über den Hoch-Joch-Ferner in das Schnalser Thal, aber nicht der Weg über den Gebatscher Ferner in das Langtauferer Thal; ich haben mir vorgenommen zu entdecken den Weg über den Gebatsch-Ferner in das Langtauferer Thal; hinunter nach Hinterkirch und nach Graun in das Etschthal, wo ich wollen sehen bei Reschen die Quelle der Etsch, und die drei schönen Alpensee'n bei Reschen, Graun und Heid, dann wollen ich das Etschthal abwärts, und entweder über das Wormser Joch oder über Botzen und Trient nach Weschtirol und Italien."

„Alles schon recht!" warf der Wirth hin: „aber über den Gebatsch-Ferner kommst d' halter nöt, das ist gar ein s c h r e c k e t e s hohes und weites Eisgebirg."

„Mußen ich kommen, werde ich kommen. Doch!" entgegnete mit Gemüthsruhe der Engländer, indem er noch einen Blick auf ein mitgebrachtes Blatt der K. K. Generalstabs-Karte von Tirol warf, das diese Hochgebirgsgegend umfaßte. „Nur einen guten Führer schaffen mir Wirth, und die Sache sein gemacht."

Der Wirth sah seine Freunde, die Bauern, an, und diese ihn, alle schüttelten mit hellem und verlegenem Lächeln die Köpfe.

„Du hast ja einen Führer!" sprach der Bauer Sepp: „Nimm doch den da mit!"

„Meinst d' mi, Steffelsepp?" fragte der Führer mit großen Augen. „I küß' schön d' Hand! Ich bin die Weg noch niemals ganga, i kenn' ihn nöt aus. I bin noch in meinem ganzen Leben keine drei Stund'n weit von Heilig-Kreuz fort ge-

wes'n, außer das anemol, wo ich nach Sbruck*) zur Aushebung mußte, und wo sie mich gleich wieder hoam schickten, weil ich auf dem rechten Auge schräg war, hoam nach Heilig-Kreuz."

„Heilig-Kreuz und ein Wetterdonner dazu!" Murrte griesgrämig der Engländer. „Es werden doch hier Führer über die Berge geben?" —

Der Wirth kraute sich hinter den Ohren. „Es giebt deren halt schon", sagte er: „aber schau, der Nikodemus Kloß hauſt auf dem obersten Rofner-Hof, und der Leander Kloß ist nöt dahoam. I wüßt' schon einen, der ist sehr brav und kennt sich aus, hat auch schon Reisende genug geführt, der ist aber nöt hier dahoam, sondern drunten in Dumpen.

„Sehre dummpen! — Mußen kommen herauf, schicken an ihn einen Boten erpreß, guter Wirth. Ich zahlen Weg gut und alles.

„Du meinst den Greiner-Waschtl", warf der Führer die Frage auf. „Ja, dös muß wahr sein, der ist allviel brav, aber der ist auch nöt dahoam, denn er ist mir zwischen Sölden und Huben, just am Brand, begegnet, und führte ein Paar Patschaschiere, Stoanklopfer schienens zu sein und Ketzer dazu, denn sie gingen ohne Gruß und Gebet am Marterl (Heiligenhäuschen) vorbei, das links am Weg steht, wo vor zwei Jahren die arme Haut, die Wuzel-Nanni verunglückt ist."

Der Wirth wandte sich an seine beiden Gäste, die noch keineswegs betagte Männer, sondern recht rüstig und kräftig waren, und sagte: „Na, Pfaundscher Waschtl! Am Plattner-Standl. Du bist ja auch drunten in Sölten dahoam, was moants; der Herr will gut zahl'n, wollt ihrs dös Gelde nöt verdienen?"

Der Pfaundscher Waschtl, (Sebastian Pfaundsch) schüttelte den Kopf, und sprach lakonisch: „I mög's nöt!" — (ich vermag es nicht); der andere, noch jüngere Mann sagte: „Das Geld verdient' i schon gern, aber es thuets halt nöt. „Schau!" wandte er sich vertraulich gegen den Reisenden: Du hast halt einen ganz falschen Weg eing'schlag'n, wenn du in das Langtauferer Thal wolltest. Statt hierher nach Fend die vielen schlechten Stege zu begehen, mußtest du von Imst aus nicht erst den Umweg in das Oetzthal machen, sondern gleich von Arzel in das Pitz-Thal gehen, wenn du nicht auf der Hauptstraße der Nase nach über Landeck durch's Ober-Innthal, über Finstermünz und Standers nach Roschen reisen wolltest. Aus dem Pitz-Thal wärst du in das Kaunserthal gekommen, am Fonggen-Bach immer aufwärts, hättst die Oelgruben-Spitz und die Gobetsch-Alp links gelassen, und wärst zwischen dem Gobetsch-Ferner und der Glockthurm-Spitz über das Joch und von da herunt nach Hinterkirch gekommen."

„Dummer Kerl!" murrte in sich hinein der Engländer und sprach dann ernst: „Wenn ich hätten gewollen in das Pitz-Thal, so wäre ich not gegangen in das Oetzthal. Weil ich aber haben gewollen in das Oetzthal, so sein ich not gegangen in das Pitzthal."

Gegen diese folgerichtige Entgegnung ließ sich nun freilich nichts einwenden, es leuchtete der Grund selbst den Bauern ein, gleichwohl setzte der Plattner-Standl seine Einwürfe fort, und sagte: „Die Wege über die Ferner sind nicht die Wege in den Thälern. Man soll den lieben Gott nicht versuchen. Er hat die Ferner nicht aufgebaut daß wir auf ihnen herumkrareln sollen, sondern jeder ist gleichsam ein Meilenstein, an den Gottes Finger geschrieben hat: bis hieher und nicht weiter. Der Gobetsch-Ferner streckt sich sechs starke Stunden in die Länge vom Plateykogl bis zum Weißkugl aus. In diesen sechs Stunden siehst du keine menschliche Seele, kaum eine Gemse, nur Eis, das dich blind macht, jeder Schritt ist Gefahr, Todtesgefahr; du findest kein Wasser, und weht die Luft kalt, so blutest du aus Maul und Nase; kommt ein Schneegruseln, so bist du verloren. Du bist eilftausend sechshundert Fuß hoch über der Welt. Warum soll ich dich in den Himmel führen? Warte doch, bis Gott Vater dich ruft!"

---

*) Innsbruck.

„Brav, Plattner-Standl! brav!" belobte der Wirth. „Bist ein ehrlicher Bub, sagst die lautere Wahrheit!" aber der Engländer, der indeß seine Mahlzeit beendigt hatte, ließ die gutherzige Warnung des ehrlichen Tirolers nicht gelten, er gab ihm vielmehr allerlei Ehrentitel, als Hare, Marmot, Sloth, Rell-mouse: — Hase, Murmelthier, Faulthier, Siebenschläfer — doch klüglicherweise nur in englischer Sprache, zog seinen wie eine Uhr gestalteten freien Kompaß aus der Tasche, legte ihn auf die Landkarte, brachte diese genau in die richtige Meridianlage, und sagte dann: Well! Wenn ich einmal haben gesprochen, ich wollen über den Gobetsch-Ferner, so wollen ich, und dann thuen ich das. Wollen Keiner mit mir gehen, so kann ich auch gehen allein, und finden den Weg ganz allein."

Dieses Wort füllte den Wirth und die beiden Bauern mit Schrecken. Der Mann sah ganz darnach aus, seine Rede wahr zu machen, und sie durften ihn doch aus Menschen- und Christenpflicht den höchst gefährlichen Weg ohne Führer und allein nicht antreten lassen.

Im Angesicht des Ferdinand Plattner zuckte es seltsam, er versank in Nachsinnen, sah aber dabei immer auf den Wirth, und dieser, der hinter den Engländer getreten war, zwinkte ihm mit den Augenwimpern, und auch der Pfaundscher Waschtl nickte dem Plattner Standl bestätigend zu, so daß dieser rasch seinen Entschuß faßte, sich vom Stuhl erhob, den Stummel aus dem Munde nahm, vor den Engländer hintrat, und sagte: „Ich will dich in Gottes Namen geleiten, allein darf ich dich nicht gehen lassen, denn dann kommst d' um, so woahr als zwoamol zwoa vier ist. I will mit dir gehen, bis du koane G'fahr mehr zu fürchten hast, und siehgst, wo d' hin kummst. Ganz hinant kann i nicht mitgehen, weil i e an andera Bestellung hab, und morgen z' Abend wieder hier sein mues." — Der Engländer fragte, was er zahlen sollte, und man kam darüber leicht überein. Der Tiroler forderte sehr viel, dem Engländer schien der Betrag von zwölf Zwanzigern kaum der Rede werth. Der Wirth beschaffte ein ländlich gutes Bett, und man suchte die Ruhe, um am andern Morgen zeitig aufzubrechen.

Dieser Sommermorgen ließ nicht lange auf sich warten. Schon um zwei Uhr brannten alle zwanzig Ferner, die das Thal von Fend wie hehre Tempelsäulen umstarren, im heiligen Frühroth. Der Plattner-Standl war zeitig auf den Beinen, weckte Wirth und Magd, und den Engländer, seinen Patschatschier, wie auch er sagte. Der Sohn Altenglands gähnte einige Male sehr laut und sehr weit, denn die letzten zwei Wandertage lagen ihm noch schwer in den Gliedern, indeß war er doch reisefertig, als das wunderliche Gebräu erschien, welches die Wirthsdirn Kaffee nannte, und in einem Bierglase auftrug, dem es noch zu früh war, um sich schon gewaschen zu haben. Der Zucker war sehr brauner Candis mit starkem Syrupgeschmack, und die Stelle des Zwiebacks vertrat ein Einback, ein Brod, das dem Engländer durchaus nicht mundete; es schmeckte just so, wie über Nacht stehen gebliebenes saures Bier aus einer Flasche mit angegangenem Korkstöpsel. Der Bote des gestrigen Tages, der in der Stube auf einer Streu geschlafen hatte, war auch munter und schickte sich zur Rückreise an. Die drei Wanderer verließen zugleich das Haus, und der zu Dank vergnügte Wirth rief dem Engländer ein wohlgemeintes „Zeit lassen!" nach.

Der Plattner-Standl war ein prächtiger Führer, ganz das Gegentheil von dem schweigsamen Heilig-Kreuzer, der jetzt von ihnen schied und seine Straße zog.

Er war gesprächig und mittheilsam, und wußte trefflich Bescheid auf jede Frage zu ertheilen. Und an Fragen ließ es der Engländer nicht fehlen. Eine Viertelstunde hinter Fend gelangten die Wanderer an eine einsame Wegkapelle, wo sich ein herrlicher Blick in drei Thäler bot, in das Fender Thal das sich nordwärts absenkte, in das östlich gelegene Nieder- oder Spieglerthal, und in das nach Westen sich hoch zum Vernagt- und Gebatsch-Ferner emporziehende Rofner Thal. Fleißig handhabte Meister Wilkins Karte und Kompaß und kramte vor dem schlichten Plattner-Standl sein einstudirtes Wissen aus, indem er immer im Docententone sprach, so unter anderm: „Hier ist also das Niederthal, das zieht hinauf zum

Hoch-Joch-Ferner, von wo aus man herunter wandert, man kann aber auch gerade über den Oetzthal-Ferner zwischen dem Finail und der Similaunspitze durch herunter nach Vernagt und in das Schnalser Thal kommen."

„O ja", sagte bestätigend der Plattner-Standl, und als der Engländer fortfuhr zu reden: „Wir aber gehen über den Rofner Hof stracks über den Gebatsch-Ferner in der Richtung nach der Gebatsch-Alp, lassen sie rechts und kommen nach Langstaufers und Hinterkirch — ist's nicht so?" erwiederte abermals der Führer: „O ja!" und der Engländer sagte „Well!"

„Du hast, mein Oad (bei meinem Eid) a g'spassig's Sackuhrl" — nahm, mit Neugierde den Kompaß betrachtend, der Plattner-Standl das Wort, während die Wanderer sich dem dreiviertel Stunden von Fend entlegenen Rofner Hofe näherten: „a Uhrl und koan Zifferblatt, mit an Zoag'r, der immer wackelt", und plötzlich brach der muntere Gebirgssohn in einen lauten Jodler aus, an den er einen ländlichen Vers knüpfte.

So an Uhrl möcht' i han,
Wann zum Dirndl i gang.
'S thut d' Stunda nit schloan,
Und macht uns nöt bang.

Ein Juchzen, daß der Schall von allen Bergwänden hillerte (wiederhallte) beschloß die rasche Stegreifdichtung.

Hinter dem Rofner Hofe stieg zur Rechten im Norden die 12,000 Fuß hohe Wildspitz prachtvoll empor, während schroff und steil die ungeheure Eiswand des Vernagt-Ferners in das Thal sich absenkte, der seine Eisblöcke von Zeit zu Zeit verschiebt. Der Plattner-Standl hielt es für Führerpflicht, seinen Reisenden auf diese bedeutende Naturmerkwürdigkeit aufmerksam zu machen. „Schau!" begann er: „der Vernagtferner, das is a Sakra Kunder*), der ruckt aufi und abi, und wann er abi ruckt, so schlagt die Todenglock'n für das armi Oetzthal. Erst macht er queerüber an Eisdamm, da staut sich alles Wasser, daß a ganzer See draus wird, und mit amoal brichts durch und dergießt sich wie a Sindfluath ins Thal; da reißt's Hütte und Haus, Kirch' und Widum z'samme, da hilft ka bet'n und ka Kreuzgang, und ka heilige Meß lesen. Das ist schon zum öftern g'schegn und wird auch noch zum öftern sein. Da wird die Ache, die da unter uns kocht und tobt, obschon man sie kaum sieht, zum Riesenstrom, und so breit schier, wie das Thal, und es ist accurat, als ob die Welt unterging."

Während der Unterhaltung des Führers, so lange man noch nicht bergan stieg, sah Master Wilkins gar fleißig nach seinem Kompaß, auf seine Karte und nach den Höhen, und der Führer mußte die gewaltigen Ferner mit Namen nennen, welche der Engländer alle in sein Merkbuch einzeichnete.

Eifrig zeigte Ferdinand Plattner auf alle Höhen, in alle Thäler und Schründe, er nannte den Hochjochferner, den Weißkugel, oder das Scheinferjoch, das hintere Eis, die hintere Wilden-Eisspitze, die Zirmspitze, kurz alles, was im Gesichtskreise lag von der unermeßlichen Eis- und Gletscherwelt dieser vereinigten Gebirgsstöcke, welche das Nieder-Thal und das Gurgl-Thal hochherrschend umstehen.

Master Wilkins war zufrieden. Karten und Kompaß zeigten an, daß eine ganz richtige Richtung von seinem Führer eingeschlagen sei. Man stieg höher und höher, und immer reizender entfaltete sich, zumal der Reisetag ein wunderschöner war, die unsagliche Naturpracht dieses Stückes aus der flimmernden Demantkrone Deutschlands. Es war Morgens fünf Uhr und schon eine sehr bedeutende Höhe erreicht. Wenn man gemachsam ruhig aufwärts steigt, läßt sich binnen drei Morgenstunden schon eine hübsche Höhe gewinnen. Man ruhte aus, man frühstückte; der Engländer hatte von Imst noch eine Flasche alten eingeschmuggelten köstlichen Weines für die Alpenwanderung gerettet, auch ein

*) schlimmes Ungeheuer.

Fläschchen Arrak Batavia, und der Plattner-Standl schnalzte vergnüglich, als ihm vergönnt war, auf sein hartes Brod von diesem ihm unbekannten Feuertranke zu träufeln. Dafür reichte er dankbar dem Engländer seine Bulle mit Enzianbranntwein, dem kostbarsten Schnapps Tirols, und zeigte ihm auch zugleich auf der grünenden Hochmatte, auf der die Wandrer ruhten, die herrlichen goldgelben Blüthenscepter dieser Königin aller Alpenblumen, welche tief in den Boden die heilkräftige bittere Pfahlwurzel senkt, die als rother Enzian alljährlich von zahlreichen Wurzelgräbern ihrem heimischen Boden entführt wird. Master Wilkins zog ein komisches Gesicht, als er diesen Bitterling kostete, schüttelte sich mit lautem „brr!" und gab die Flasche an seinen Führer zurück. „Das Zeug nix gut, schmecken wie Koloquinten und Aloe." —

Als man nach dem Frühstück wieder aufgebrochen war, verloren sich allmählig die sonnig grünenden Hochmatten des Mittelgebirges, die schönen Alpenkräuter und Blumen wurden seltener, sie wichen dem „Rispail Rispail", einer Art Rennthierflechte, die fahl und farblos weite Strecken überwucherte, die Bäume hatten mit den letzten Zirben schon eine Strecke über den Rofner Hof aufgehört, an einigen demüthig an dem Boden hinkriechenden Legföhren war man vorbeigekommen, endlich erblickte man als letztes Strauchwerk eine dürftige Weidenart, und ehe man sich's versah, war die Schneelinie überschritten, das Gletschereis zeigte sich in nächster Nähe, der schmale Saumerpfad lenkte etwas von der bisher unmittelbar westwärts verfolgten Richtung mehr nach links ab, südwestwest, führte höchst beschwerlich und mühevoll am Eisgestade eines riesigen Ferners vorüber, rings umstarrt von drohenden Felswänden, und wohin das Auge blickte, gewahrte es unermeßliche Eismassen, die es blendend beleidigten und verletzten.

Master Wilkins zeigte sich wacker. Er freute sich seiner benagelten Schuhe, seiner daran befestigten Steigeisen, seines jetzt sich nützlich erweisenden Alpenstockes, seiner bequemen Tracht, benutzte sein Fernrohr, sah fleißig nach Barometer und Thermometer, wie auf Karte und Kompaß, notirte viel und fragte noch mehr.

Und auch der Plattner-Standl zeigte sich wacker. Er beantwortete von den Fragen seines Reisenden so viel er nur immer vermochte, und zwar mit großer Zuversicht, z. B. Frage: „Das ist der Gebatsch-Ferner?" sagte der Plattner-Standl. „O ja!" und auf die Frage: „Und das ist doch der richtige Weg nach Langtaufers? derselbe, der hier auf der Karte steht?" wieder: „O ja, freilich wohl!" und auf die Frage: „Und in vier Stunden können wir in Hinterkirch oder Langstaufers sein?" erwiederte der Führer: „Selt vermein' i." Es war nicht deutlich herauszuhören, ob der Plattner-Standl „vermein' i" oder „vernein' i" sagte. Der Engländer nahm ersteres als selbstverständlich an.

Auf einer hoch gelegenen Platte angelangt, schon fast ganz zwischen Eisflächen, Eiszacken, Eiswänden, verschnaubend, Schweiß trocknend, schaudernd vor der überwältigenden Majestät der Gletscherwelt, die in Master Wilkins Erinnerungen an die Eisberge Islands und Grönlands wach rief, hier über Eismeere blickend, die nie eines Schiffes Kiel durchfurcht, hier in der öden, tiefstillen Wildniß, die auch den gesprächigen Führer schweigsam machte und ernst stimmte, hier blickte der Reisende wieder auf seine Karte und seinen Kompaß, und schüttelte den Kopf ganz bedenklich.

„Dieß sein doch ganz gewissen der Ferner-Gebatsch?" fragte Master Wilkins, und: „I denk's halt!" war Plattner-Standls Antwort.

„Und wie weit noch über den Gletscher und bis Langtaufers?"

„Ueber den Gletscher ist nöt mehr gar weit, a Stund oder zwoa, aber hinunt kommt noch a sakrischer Ferner und ist gar beschwerlich abi steige", erwiederte der Führer.

„Well, well!" sagte der Engländer, fügte jedoch hinzu: „Wollen sagen: not well, well; nix gut." — Nach abermaligem Blick auf Karte und Kompaß

murmelte Master Wilkins: die Nadel decliniren nach nordnordwest, serr remerkable, oder — die Karte sein unrichtig." Plötzlich tippte sich Master Wilkins auf die Stirne, und ein verklärtes Leuchten flog über seine Züge. „Ah, ich haben es — Entdeckung gemaken serr wichtig. Hier sein die Eismeere des Hochgebirges — Magnetnadel weichen ab, wie auf dem Meere an vielen Orten, so auch hier, denn was sein ein Meer? Die Wasser. Und was sein ein Eismeer? Die gefrorene Meerwasser — wollen sagen Wassermeer. Well, yes!" (Wohl! Ja!)

So wissenschaftlich und unumstößlich beruhigt, setzte Master Wilkins seine Alpenwanderung fort. Die mehr und mehr ganz bedeutende Abweichung der Magnetnadel fand er natürlich, weil er die kaiserlich königliche Generalstabskarte für fehlerhaft hielt, und daher nichts eiligeres und wichtigeres zu thun hatte, als dieselbe mit einer sehr schwarz zeichnenden Bleifeder zu corrigiren.

„Das ist der Weiskugel!" rief der Englisman, und deutete auf einen hochragenden Fernerstock, der sich hoch über das rings weithin gebreitete, gefährlich und mühsam genug zu überschreitende Eisgebirge noch himmelhoch erhob.

„O ja!" versetzte der Plattner-Standl. „Der Sakra schaut accurat aus, wie der Similaunspitz, giebt auch koaner dem andern an der Höchen viel noach."

Und nun wußte Master Wilkins, daß er die Richtung verfolge, welche, den Weißkugel zur Linken lassend, das vom Vernagt-Ferner überragte Eismeer, dahinter sich wieder in unbeschreiblicher Hoheit der Gebatsch-Ferner aufgipfelte, zur Rechten, unmittelbar zur Absenkung dieser eisüberglasten Felsregion, die den obersten und höchsten Anfang des Langtauferer Thales zu bilden beginnt, daß er in nicht allzu langer Zeit in dieses Thal kommen müsse, und triumphirte: „Sehen nun, mein guter Führer, wie ich alles haben gewissen; jeden Weg, jeden Gletscher, jedes Thal! Ich haben auch gewissen, daß über den Ferner-Gebatsch zu gehen, nir Spaß, aber ich haben einmal gewollen, und es sein gegangen, weil wir sein gegangen. Wären wir not gegangen, so hätten ich not können entdecken diesen Gang. Weg sein zwar serr beschwerlich, aber der Mensch muß sein beharrlik, ausdauerlik."

Es wurde ein Mittagsmahl eingenommen, so einfach, wie die Gelegenheit es darbot. Der Plattner-Standl hatte noch ein Stück Brod und ein Stück Gemsschinken, der Engländer allerlei Ueberbleibsel, und die beim Frühstück auf die hohe Tafel der Reisenden gekommenen Getränke spielten auch jetzt wieder ihre Rolle. Dann noch eine gute Strecke, eine Wegstunde vielleicht, mühselige Wanderung, immer noch über Eis und Eisgeklüfte, endlich wird der Blick frei, man kann hinunter sehen, hinaus in unendliche Weiten vom hohen Eisgrot; zunächst ein langgedehntes schmales, wildzerklüftetes Alpenthal mit Ortschaften, die sich wie die Spielhäuschen in Sonneberger und Nürnberger Städteschachteln ausnehmen; darüber hinaus aber, viele Meilen weit getrennt durch das Etschthal, ragt in der Ferne die großartige Eispyramide der Ortles-Spitze, und begränzt der Suldner Ferner mit seinem „Ende der Welt" in mächtigen Halbkreisbogen den Horizont.

„Ha!" ruft Master Wilkins freudig nach einem Blick auf seine Karte aus: „Das Scaletta-, das Selvretta-Gebirge, hoch überm, obern und untern Engadein! Sehen Du dort unten die Ortschaften? Langtaufers, Hinterkirch, und die Höfe dort herum? Well, well!"

Es ging hinunterwärts; der anfangs allerdings noch außerordentlich beschwerliche Saumpfad wurde auch später wenig besser, und der nächste, oberste Ort des engen Thales, der sich schon in der reinen, völlig dunstfreien Luft ganz klar und deutlich zeigte, konnte innerhalb des Marsches von einer Stunde erreicht werden. Man hatte sich nicht übereilt, nicht übermüdet; es war jetzt zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags, und nun erinnerte der Plattner-Standl, daß er seine Schuldigkeit gethan habe, daß er zurück müsse, daß er spät genug erst Fend wieder werde erreichen können. Master Wilkins war ein billig denkender Mann, er sehe wohl ein, daß er den Führer nicht länger behalten könnte, und willigte

in die Trennung, die ihm freilich schwer wurde, sehr schwer, nur in einem ganz anderen, als im empfindsamen Sinne. Er mußte sich nun mit all' seinem Gepäck selbst beladen, und obschon er eine Art Tornister oder Felleisen, oder Ranzen, oder Reff, wie man solch ein Ding immer nennen möge, selbst erfunden hatte nnd mit sich führte, so sah er dasselbe doch jederzeit lieber auf andern Schultern hängen, als auf seinen eigenen, was ihm im Grund genommen, auch nicht allzu sehr zu verargen war.

Der Plattner-Standl wurde zu Dank vergnügt. Er empfing nicht nur die ausbedungenen zwölf Zwanziger in nagelneuer Münze, sondern auch noch zum Andenken den werthvollen Gamsbart, als dessen Bewunderer Standl sich von Viertelstunde zu Viertelstunde auszusprechen nicht unterlassen hatte, und zwar empfing er dieß werthe Kleinod in aufrichtiger Anerkennung seiner treulichen Führung, Tragung und Geleitsmannschaft, außerdem noch eine Zugabe, die eben so gut auch hätte wegbleiben können, wie überall, nämlich eine Strafpredigt.

„Wenn ich wären gewesen ein Haas wie Du, so würden ich nicht entdecken haben den Weg von Fend über den Gebatsch und Ferner-Vernagt in das Thalen von Langtaufers. Darum rathen ich Dir, wenn wieder kommen Reisende und Du sie bekommen zu führen über die Gletscher, zu sagen ihnen: Master Wilkins aus Orford in Ingland haben zuerst entdocken den Weg von Fend nach Langtaufers, und ich sein gewesen ein Lingfeig, wollen sagen ein Feigling, und haben not wollen gehen mit auf die neue Reise der Entdeckung, welcher gemacht haben Master Wilkins."

Der Plattner-Standl schwieg, er verschmerzte den Vorwurf, schwang den Hut, auf den er während der Strafpredigt mit innerlichem Frohlocken den Gamsbart befestigt, rief noch ein: „Danke Herr!" und machte Kehrt, den Saumpfad wieder empor. Nach einigen Minuten stand er still, jodelte laut, und sang dann in Alpenliedelweise:

„A so an Trottel, als Du bist,
Mögt' i alleweil führ'n!
'S giebt doch dawige*) Noarn,
Die den Teixl nöt spür'n!"
„Judiheia! Judihuuuhai!

„Bist a Manndl, 's is a Stoat,
Bist gor' gräuli gelahrt!
Behieth di Gott, Du rar's Manndl,
Hob' fein Dank für doan Boart!
Judiheiha, judihuuuhai!"

Was von seinem Alpengesange der Engländer hören sollte, das sang der Plattner-Standl mit lauter Stimme; was demselben weniger nöthig war zu vernehmen, vergurgelte er in unverständlichen Tönen, und so winkte Master Wilkins, nur geschmeichelt, nochmals einen Abschiedsgruß mit seinem Reisehute zurück, an dem er den verschenkten Gamsbart mit einer Alpenblume vertauschte, während der biedere Sohn des Tiroler Hochgebirges seinem Blick in den Windungen des Hochweges entschwand.

Wohlgemuth, stolz, förmlich siegesfroh schritt der Sohn Altenglands tiefer und tiefer. Bisweilen bot der Weg ihm lebhaft Ursache, seinen Führer zurück zu wünschen, und die Unklugheit zu verwünschen, ihn entlassen zu haben; er hatte mit mancherlei Ungemach zu kämpfen, mit unwegsamen Stellen, mit Gerölle, mit zerrissenen, morschen über Abgründen schwankend hängenden Knüppelwegen, wie in Maurnah, mit Quellengeriesel, das zu Bergbächen anwuchs, mit Sumpfboden, in dem der Fuß tief eintrat, lauter Dinge, von denen der, der nie im Alpenlande wanderte, gar keine Ahnung hat. Auf der Landkarte ist ein Weg wie der andere, so gänzlich glatt, so schön, so eben, so ohne Stock

*) dawig: dumm, bornirt.

und Stein, ohne Wasser und Moor, ohne Abgrund und schier unersteigliche Schrofen, ohne Spuren von Muren und Runsen, die ganze weite und breite Strecken in grausige Wüsteneien umgewandelt. Indeß sagt ein deutsches Sprüchwort: „Geduld überwindet einen Kalbsbraten“ — und die Mehrzahl der weltberühmtesten Reisenden, die selbst auf dem Chimborasso in Amerika und dem Himmalaia in Indien angenehme Fußtouren ausführten, kehrten glücklich zurück, und gaben in schätzbaren Druckschriften ihren hinter dem Ofen sitzen gebliebenen Landsleuten die anziehendsten Schilderungen der ausgestandenen Gefahren. Warum hätte nicht auch Master Wilkins die Strecke des übeln Bergweges bis zum nächsten Orte des unter ihm sich zur Tiefe ziehenden Thales zurücklegen sollen? Hatte er doch durchgesetzt, was er sich ächt englisch bockbeinig vorgenommen, sann er doch schon nach über die Druckschrift, in welcher er seine neue Entdeckung, nebst mancher nebenbei gemachten Beobachtung niederlegen, sie den Gelehrten zu Orford widmen, und damit seinen Namen in das goldene Buch alpenreisender Unsterblichkeit würdig eintragen wollte.

Schon starrt die blaugrüne Eiswand des letzten Ferners hinter dem Wanderer; der Thalboden wird erreicht: da steht ein Gehöft, ein Sennhüttendörfchen, sogenannte Grashöfe, ringsum in der Nähe gipfeln sich Felsenwände mit Eiskronen, zwischen denen Gletscher herabziehen, einsam, erhaben, schaurig schön — es ist der hinterste Thalwinkel. Jetzt nahen Menschen; sie blicken den seltsamen Fremdling verwundert an, er grüßt sie nicht, so brauchen sie nicht zu danken, aber sie verwundern sich, daß der Mann so allein kommt. Selbst das weidende Vieh scheint ihn betroffen anzustarren, und eine Kindergruppe, die vor der Thüre des einen Hauses spielt, flüchtet eilend bei Master Wilkins Anblick in das Innere.

„Wie heißen Ort dieser hier?“ fragt der Alpenwanderer endlich einen Mann, und dieser antwortet: „Kurzras“.

„Kurzras?“ fragte der Engländer zurück, blickte auf seine Karte, und sagte: No no — stehen nir hier. Wie weit sein es noch nach Langtaufers?

„Langtaufers?“ wiederholte der Gefragte — und nahm eine sinnende Miene an, und in der That besann er sich lange. Die Bewohner dieser Thalengen kommen selten von dem Vieh, das sie für Geld und Lebensmittel auf ihren Triften weiden lassen, weit hinweg. Nur Führer und Boten kennen entlegene Orte, und auch diese in der Regel nur solche Orte, die sie auf ihren Wegen unmittelbar berühren. Endlich sagte der Mann: „Langtaufers, ja das ist woat, da kimmst d' heint nöt hin — sechs, acht Stunden ist's. Aber wo kimmstd' denn her, um Jesses Willen?“

Dem Engländer schlug der Schreck in die Glieder. Er überhörte völlig die theilnehmende Frage, und wiederholte mit Unwillen die Antwort des Alpenhirten: „Sechs — acht Stunden ist's hin! Dummheit“ — und schritt alsbald weiter, um nach einer kurzen Wanderung aus der hintersten Thalenge das Mittelgebirge zu erreichen. Dort blickte ihm ein stattliches Gehöft entgegen, auf dieses wanderte der Reisende zu und fragte abermals, wie weit es nach Langtaufers sei? Der zufällig anwesende Hofbauer und Eigenthümer eines Anwesens, in welchem einst Friedrich mit der leeren Tasche Zuflucht gesucht und gefunden, und dafür diese Besitzung zum Freihof erhoben hatte, blickte mit ererbtem Stolze auf den Mann mit der vollen Tasche und sagte: „Hier liegt kein Langtaufers, hier ist der Finailhof. Aber wo kimstd' denn her so alloan? Ich vermoan, Du seist vom Mond herabgefallen!“

Diese Vermuthung verdroß den Engländer; er schoß dem Tyroler Hofbauer einen wüthenden Blick zu, und sagte: „Ich sein not der Mann im Mond, aber hier finde ich ein großes Mondkalb“ und schritt zornig von hinnen.

Immer weiter thalabwärts ging die Wanderung. Master Wilkins war müde, hungrig, durstig und verstimmt. Doch er stillte Hunger und Durst mit Erdbeeren, die

vollreif und saftig an seinem Wege standen, die Verstimmung bannte er hinweg, indem er über den Titel der Schrift, die er über seine Entdeckungsreise ausarbeiten wollte, nachdachte, und der ohngefähr lauten sollte: „Neuentdeckter Weg durch das Eismeer des Vernagt- und Gebatsch-Ferners in Tyrol, nebst Beobachtung merkwürdiger Abweichungen der Magnetnadel während dieser Entdeckungsreise. Durch Master William Wilkins."

Dieser Titel war selbst für die Müdigkeit ein stärkender Balsam.

Ueberall zeigten sich bäuerliche Gehöfte, abermals fragte der Engländer nach Langtaufers, und wurde nur halb oder gar nicht verstanden. Man lachte ihm zuletzt ins Gesicht, und sagte: Hier ist nöt Langtaufers, hier ist Vernagt!"

„Wetterdonner!" schrie Wilkins. „Vernagelt! Well well! Ich meine selbst, daß hier vernagelt ist — alles! Welt mit die Bret, und Köpf mit die Heitdum, wollen sagen die Dummheit." — Und wieder zog er von dannen, und wieder blickt er forschend auf seine Karte. Endlich zeigte sich ein größerer Ort, es war bereits Spätnachmittag. Das mußte nun Hinterkirch oder Langtaufers sein. Ein Wirthshaus winkte, und der Engländer betrat es erfreut, machte sich's rasch bequem, verlangte Fleisch, viel Fleisch, Brod, Wein, und was nur sonst zu haben. Dann begann er seine Fragen an den Wirth und dessen Umgebung, die sich neugierdevoll n die Stube drängte. „Dieser Ort heißen Hinterkirch? Ist's nicht so?"

„Unser lieben Frauen!" erwiederte der Wirth.

„Well, well!" rief Master Wilkins erfreut: Hinterkirch zu unser lieben Frauen, yes."

„Na," entgegnete der Wirth: „Nöt Hinterkirch! Hinterkirch — das liegt ja im Langtauferer Thal." —

„Well, und dieß sein hier das Langtauferer Thal," sprach der Engländer.

„O na!" rief wieder der Wirth, und „O na!" wiederholte der Chor der Umgebung, klein und groß, Kind und Kegel.

„Also nah?" mißverstand der Reisende. „Ihr nennen diesen Theil des Thales wohl anders, liebe Leute, aber Langtaufers ist nah?"

„I woaß gor nöt, was du mit deinem Langtaufers willst! I kenn' den Ort gor nöt; i wohn' seit meiner Jugend hier in unser lieben Frauen; unser Thal hoaßt ma halt das Schnalster-Thal.

So ist's nicht! widersprach mit einem wilden Blick der Engländer, den es innerlich ergrimmte, daß er nicht da sein sollte, wo er doch sein wollte, und er schlang um so gieriger seine Speise hinunter, während der Wirth die schon öfter an ihn ergangene Frage wiederholte: „Woher kimmst d' denn eigentli?"

„Woher kommen ich?" — versetzte Wilkins, kauend und schluckend und dazwischen berichtend. „Kommen ich von weit her, kommen ich aus Ingland — aus Hamburg — aus Munichen — aus Innsbruck — aus Imß — aus Längenfeld — aus Fend, bin ich gereisen heute früh über den Rofner Hof, auf die Ferner, haben bewundern die Alpen, die Fallwasser, die Eismeer; haben entdecken eine neue Weg über die Gebatsch- und Vernagt-Ferner, von Oetzthal in das Langtauferer Thal, yes!" —

„I vermoan, Du bist nöt recht bei die Grosche!" fuhr der Wirth mit grobem Gelächter heraus. „Was Du all's doher platzederst [1]), versteht koa Fack [2]). Wer hat Dich dann so häl angeführt?"

Angeführt worden zu sein, das widersprach dem Stolze des Sohnes Altenglands. Er wollte das nimmermehr eingestehen, und antwortete daher: „Ich sein not geworden angeführen; ich sein gereisen, wie ich hier bin, ganz allein.

---

1) einfältig schwatzest. 2) Schwein.

„Ganz alloan?!" wiederholte ungläubig, stumm und die Hände zusammen schlagend vor Staunen und Verwundrung der Wirth und seine Umgebung, und der Engländer benutzte das, und ließ die guten Leute gar nicht aus dem Staunen kommen, sondern er log sich nun recht in die Lüge hinein.

„Ich sein" — sagte er: „heute früh um zwei Uhr abgereisen von Fend, haben genommen Weg meinen über den Rofner Hof, sein gestiegen aufwärts, immer aufwärts, habe mich gerichten nach Karte und Kompas, meinen serr guten, sein gegangen über den Gebatsch-Ferner, und haben gelassen die Wild-Spitz rechts und den Vernagt-Ferner links. Haben verfolgen die Richtung nach Nord zu West, und haben überschritten das Meer-Eis, wollen sagen: Eismeer, haben gelassen die Gebatsch-Alpe rechts, und den Gebatsch-Ferner links, hernach die Glockthurm-Spitz wieder rechts, und den Gebatsch-Ferner immer noch links, und haben corrigirt die Abirrung der Magnetnadel und die Landkarten, schlechte, und sein nun herunter gekommen in das Langtauferer Thal. Ist's nicht so?"

Der Wirth lachte, daß ihm der Bauch wackelte, und dann sagte er: „Ja, Schnecken! Mann Gottes, dös alles bild'st Dir nur ein, und danke Gott Vater, daß Du nöt auf den Weg ganga bist, den Du b'schreibst. Denn da wärst noch nöt herunt, und wohl auch niemalen herunt kommen, da hätt'st Dich rein zu Tod gekrefelt. [1]) Ich will Dir sagen, wie Du gegangen bist. Du bist ganz den richtigen Weg vom Rofner Hof hieher, in's Schnalster-Thal über den Hoch-Joch-Ferner gegangen, mag Dich nun geführt haben oaner oder koaner, genug, daß Dich der liebe Gott g'führt und wunderbarlich beyfiehlt [2]) hat, daß Du mit Dein'm G'raffel [3]) nöt in an Schrofen oder oaner Kluß steck'n bliebe bist."

Master Wilkins beendete rasch sein Mahl, rüstete sich rasch zum Weitergang, fragte nach der Zeche, zahlte sie, und sprach kein Wort mehr. Trutziglich warf er den Hut auf sein Haupt, und mit bitterbösem Gesicht schritt er von dannen. Vergebens rief der Wirth: „Nu wohin denn so fuchtig? [4]) Thust ja, als wenn Du einen Affen heimtragen wollt'st!" [5]) — Da aber der Engländer ohne auf ihn zu hören, ja ohne nur umzublicken, weiter schritt, so rief ihm der Wirth noch spöttisch nach: „Zeit lassen! Manndl! Zeit lassen!" und wandte sich mit den Worten zu den Seinen: „Habt ihr all euer Lebtag' so einen z'nichten und zerütt'ten Tschoppel g'schaut? So 'an Ruech, so an Sankt Neff im Krautgorten, so an Glotzer? Gang hin, du zweischneidiger Mensch, du kasiges Gesicht, und laß dir von Hafergeisen hoamleuchten, du toller Zackler!" [6])

Mit diesem Alpensegen beladen, wanderte Master Wilkins neugestärkt fürbaß und seines Weges, aber in guter Laune keineswegs. Es ging ihm höchst ärgerlich im Kopfe herum, daß er nicht den Weg gegangen sein sollte, den er hatte gehen w o l l e n, noch mehr, daß er einen längst bekannten gangbaren und täglich begangenen Hochweg überschritten, und keineswegs einen noch unbekannten, neuen Weg entdeckt habe, folglich seinen Namen nicht verewigen könne und berühmt machen als Alpenreisender; neue Mineralien hatte er auch nicht entdeckt, denn droben bestanden die Felsen nur aus Porphyr und hier im Hochthal stand, so weit das Auge blickte, nur Glimmerschiefer zu Tage, und das Gerölle der Muren bestand aus einem Gemisch von Feldspathen, gewöhnlichen Bachkieseln und Alpenkalk. Master Wilkins hätte mit aller Welt streiten, zanken und raufen mögen. Ueber diese Verstimmung entging fast ganz und gar dem Engländer die Wahrnehmung, daß er eins der eigenthümlichsten, an großartigen Naturscenen überreichen Thäler Tirols durchwanderte, so abgeschlossen, so einsam, so überragt von den mächtigen Bergriesen der Similauerspitz, und den südlichen Absenkungen des weitausgedehnten Oetzthaler Ferners.

Jetzt lag ein Bauwerk vor dem Wanderer, das einer Festung glich, zwei

1) geklettert. 2) behütet. 3) Geräth, Gerumpel. 4) zornig. 5) als wenn du [ein Rausch hättest. 6) Lump.

Thorausgänge stolz beherrschend, und die Sonne neigte sich stark dem Westen zu. Ein Nachtquartier mußte gesucht werden, und der Pfad zog sich zu jenem mit Thürmen gezierten Bauwerke hinan. Noch einmal blitzte ein Hoffnungsstrahl durch Master Wilkins Seele. Offenbar war das, was da vor ihm lag, eine große Kirche, offenbar war das endlich der so lange gesuchte Ort Hinterkirch; denn die Kirche stand nicht allein, eine Menge Gebäulichkeiten umgaben sie.

Eine junge Dirne kam entgegen. „Sein hier Hauswirths?" fragte der Wandrer. Das Mädchen stand und sah ihn fragend an. „Wollen sagen Wirthshaus!" verbesserte der Engländer sein Deutsch, und die Dirne lächelte sehr anmuthig, und zeigte herrliche weiße Zahnreihen. „Gang nur aufi, und frag nach dem Gorfer!" rief sie freundlich und ging vorüber.

Master Wilkins stand aufathmend still, zog ruhig aus der einen Seitentasche seiner Joppe das deutsch-englische Wörterbuch, und schlug das räthselhafte Wort Gorfer nach, da standen zwar viele Wörter, aber nicht das Wort Gorfer, und Master Wilkins wurde so wild, daß er das unschuldige Buch zur Erde warf, es mit dem Fuße trat und wüthend schrie: „Hol dich der Henker!"

Wie konnte solch ein armes Buch die Mittheilung enthalten, daß der Wirth in der ehemaligen Karthause Aller Engelsberg tief im Schnalserthale mit seinem Namen Gorfer hieß? Das war doch in der That zuviel verlangt gewesen von einem noch so neuen und noch so vollständigen Taschenwörterbuch.

Und die Sonne ging unter, da stand er am Thor, sah ein erhöhtes Kreuz, an dem aber hier der Heiland hing, und bald fehlte auch nicht die gaffende Menge. — Auch hier wieder vor der Wirthshausthür Frage und Gegenfrage, Behauptung und Berichtigung. Die Karthause sollte mit aller Gewalt Hinterkirch sein, der Gorfer aber sagte: Hinter der Kirch is nir. Wann D' essen und trinken und schlafen willst, so muß D' halt zu mir eini gahn. In der Kirch is a Prachtstückl von öam Altargemäl, das der Helfenrider gemolen hat, das kannst D' schon morgen fruh anschaun. In meinem Haus unterm Dachl hab' ich auch noch das g'spassige Stück, das früher in der Kirch' gehangen hat, wie der Altvater Abraham seinen Sohn Isaac mit der Pirtoll'n derschießen will, und der liebe Engel Gottes ihm das Zündkraut naß macht, daß's nöt Feuer fangt. 1)

Master Wilkins seufzte, und schritt still und müde beim Gorfer ein, der alles that und thun ließ, den traurigen Gast zufrieden zu stellen. Das war nun das Endziel — eine gänzlich verfehlte Entdeckungsreise; die Karte war richtig, die Magnetnadel war nicht abgewichen, der verdammte Führer, der Plattner-Standl — der trug die ganze Schuld, und dafür trug er nun den schönen theuern Gamsbart. Der Gorfer entlockte nach und nach seinem Gast die Ursache der Verdrüßlichkeit desselben, und als er alles begriffen hatte, sagte er mit der verständigen Weise, mit der die Bewohner des Schnalserthales sich auszeichnen: „Sei stat 2) und zürne nöt; Dein Führer hat ganz brav gethan. Es geht schon viele Jahre lang kein Pfad mehr über den Gebatsch-Ferner, weil derselbig so schreckhaft gefährlich ist. Vor Zeiten soll oaner drüba ganga soan, aber wie! Aufi soan Viele ganga, ab soans nimma kumma. Was hättst' nu, wann D' umkumme wärst und müßt'st als öan Eismanndl a Poar hundert Joahr droben herum grischten? Denn anners war's nöt woren. Punktum."

„Hmhm! hmhm!" brummte der Engländer vor sich hin und entfaltete die Karte, sah darauf und sagte: „Well! Das ist so Werden ich nun reisen nach Meran, Botzen, Trient, Verona, Venedig, und zurück über Mailand, den Comer-See, durch das Valtellin, über das Wormser Joch, wieder herauf in das Vintsch-

---

1) Geschichtlich. 2) ruhig.

Thal, werden sehen die drei See'n, die Quelle der Etsch, werden nehmen gute Führer, und gehen von Grand nach Hinterkirch und Langtaufers, und werden entdecken neuen Weg über den Gebatsch-Ferner und Vernagt-Ferner bis herunter nach Fend doch, yes — so werden ich! Well, well!"

Die Westmann's-Inseln.

Aus einem demnächst zu erscheinenden Werke über den hohen Norden

von Dr Hartwig in Ostende.

Eben so unzugänglich als wundervoll steigen die Westmann's-Inseln aus dem Schoos der Gewässer des Meeres empor. Schon mancher Reisende hat sie auf seiner Fahrt längs der Südküste Islands bewundert, oder von den Ufern des reißenden Markarfliot's aus, sich ihres malerischen Anblicks erfreut, doch kennen wir keinen neueren Reisenden, der jemals dort gelandet wäre. In der That wälzt sich zwischen ihnen und der Hauptinsel Island ein so stürmisches Meer; ein nur mäßiger Wind erzeugt so furchtbare Strömungen und Strudel in den engen Kanälen des Felsengewirrs, daß nur bei ganz ruhigem Wetter und ganz stiller See an eine Landung gedacht werden kann. Ein hoher Wasserfall auf dem isländischen Festlande, den Inseln gegenüber gibt das Zeichen: ob ein Boot mit einiger Aussicht auf Erfolg der Versuch machen dürfe. Dieser Wasserfall ist ein langer Gischtstreifen, eine Art von Staubbach, der sich von einer Höhe von 800 Fuß herabstürzt. Bei windigem Wetter wird er ganz in die Lüfte geblasen; läßt er sich zwei Tage lang ununterbrochen sehen, dann ist in der Regel der Landungsplatz zugänglich. Welcher Reisende hat aber die Geduld, den schmächtigen Silberfaden so lange zu beobachten; — und dann ist noch die große Frage, ob nicht während des Besuchs ein tückischer Wind den Rückzug abschneide? Die Aussicht aber, vielleicht wochenlang auf den Westmann's-Inseln zuzubringen, gehört durchaus nicht zu den erfreulichen und anlockenden.

Wie mögen sie jemals zu Bewohnern gekommen sein, diese so schwer zugänglichen Felsen? Man sollte sagen, sie seien nur bestimmt, den kreischenden Seevögeln als Zuflucht oder als Nisteplatz zu dienen — und doch haben sie eine Geschichte, die uns über die Kluft der Jahrhunderte, bis zur Zeit zurückführt, wo Island selbst zuerst bevölkert wurde. Ein norwegischer Seeräuber, der im Jahr 875 auf dem atlantischen Meer umherkreuzte, sah eines Tages die irländische Küste vor sich liegen, landete, fiel nach der damaligen beliebten Sitte seiner Landsleute über die wehrlose Bevölkerung her, nahm ungefähr 50 Personen — Männer, Frauen und Kinder — gefangen, trieb sie an Bord seines Schiffes, und segelte damit nach Island, wo er sich gute Früchte von ihrer unfreiwilligen Arbeit versprach. Die Leiden der Ueberfahrt mögen denen, welche noch gegenwärtig die armen Negersclaven auf der gezwungenen Seereise von Guinea nach Cuba, oder deutsche Auswanderer auf dem Wege nach dem gelobten Lande der Freiheit und Gleichheit aushalten müssen, wohl nicht nachgestanden haben; denn die Irländer (ihre Laune war wohl von Anfang an nicht die rosenfarbigste) bekommen dadurch eine so schlimme Meinung von dem Loose, welches ihrer in der neuen Heimath wartete, daß die Verzweiflung ihnen Herz gab und sie nun thaten, was sie besser schon von Anfang an gethan hätten. Sie empörten sich nämlich gegen ihre Unterdrücker, bekämpften sie mit dem Muth von Männern, die siegen oder sterben müssen, schlugen den Seeräuber und seine Helfershelfer nieder, warfen sie ins Wasser, und landeten am ersten Ufer, welches sich ihnen darbot.

Ein heiterer Himmel muß damals die Blutscene beschienen und die Sonne, die schon so manche Gräuel gesehen auf ein ungewöhnlich ruhiges Meer hinabgeblickt haben — denn eine besondere Fügung ließ sie gerade in einem Punkte landen, der

das aller unwahrscheinlichste Reiseziel war, welches sie sich hätten vorstellen können — nämlich auf den Westmann's-Inseln. Hier heißt es wieder: der Mensch denkt, Gott lenkt. Sie fanden die Felseneilande wüst und leer, wie sie seit der Schöpfung gewesen waren, und ließen sich dort dauernd nieder, wahrscheinlich, weil ihnen keine andere Wahl übrig blieb, und es ihnen immer noch besser vorkam unter Seevögeln als unter Seeräubern zu leben. So wurden die Westmann's-Inseln von jenen Männern des Westens (woher natürlich auch ihr Name) zuerst bevölkert, und sind es von ihren Nachkommen bis auf den heutigen Tag. Keiner wird so leicht sie um ihr Erbe beneiden, welches wir nur etwas näher in Augenschein nehmen wollen.

Die nächste der Westmann's-Inseln liegt ungefähr 12 englische Meilen, die entfernteste etwa noch einmal so weit von der isländischen Küste. Sie sind 14 an der Zahl, doch gibt es nur 4 darunter, die mit etwas Pflanzenwuchs oder Weide bedeckt sind; und von diesen ist nur die größte, welche den passenden Namen Heimäy oder Heimathsinsel führt, bewohnt. Die andere sind nackte, unzugängliche Felsen — das unbestrittene Erbe der Seeroben und Möven.

Auf der Insel Heimäy ist eine Bucht, zum Theil von hohen senkrechten Basaltfelsen eingeschlossen, welche einen ziemlich guten Hafen bildet, der aber noch besser wäre, wenn die rasende Strömung seinen Eingang nicht so oft verwehrte. Vom Landungsplatze aus führt ein steiler Pfad von einer Felsenstaffel zur andern, bis man endlich die oberste Platte erreicht, wo das kleine Insulanervölkchen mit seinen wenigen Rindern und Schafen, 2000 Fuß über der Meeresfläche wohnt. Das mag eine Aussicht sein auf die Felsen rings herum, jene umflutheten Riesensäulen; auf das unbegrenzte Meer; auf die gegenüberliegenden Bergcolosse Island's, den Hecla, den Eyafialla und so manche andere Schneeberge — der eine noch majestätischer, noch wilder als der Andere. Kommt einmal die Luftballonpost zu Gange, wird's an Besuch auf den Westmann's-Inseln gewiß nicht fehlen.

Die dortigen Hütten mögen, auch nach isländischen Begriffen, elend genug sein; die Kirche jedoch, welche nach den später zu beschreibenden Unglücksfällen, auf Kosten der dänischen Regierung wieder aufgebaut wurde, gilt für eine der besten in ganz Island, was freilich nicht viel sagen will. Dieses Gotteshaus scheint leider auf die Verbesserung der, Denkars, derjenigen für deren Wohl es errichtet wurde, nicht viel gewirkt zu haben, denn die Bewohner von Heimäy werden von ihren Nachbarn auf dem Hauptlande durchaus nicht geachtet, sie schildern sie als in hohem Grade träge und von verdorbenen Sitten. Wer weiß aber, was die Westmänner von den Isländern sagen? Jedenfalls haben die armen Leute ein saures Leben genug, so daß es ihnen zu wünschen wäre, sie möchten dasselbe durch bösen Sinn nicht noch verschlimmern.

Man kann sich denken, daß die nackte, allen Winden des Himmels ausgesetzte Platte von Heimäy, weder Korn noch Gemüse hervorbringt, so daß die Bewohner aus dem Pflanzenreich keine Nahrung ziehen und mit den wenigen Kühen und Schafen, welche die magere Grasdecke abweiden, gewiß nur einen kleinen Theil der Ansprüche ihres Magens befriedigen können. So sind denn das Meer und die Klippen ihre einzigen Korn- und Fruchtfelder, doch auch Ersteres ist ihnen seit einer Reihe von Jahren untreu geworden, da seit dem großen Ausbruch des feuerspeienden Skaptar Jokel in 1783 und dessen furchtbare Verheerungen und Folgen, die Kabliaus und Schellfische viel seltener bei den Westmann's-Inseln geworden sind. Der feuerspeiende Berg muß den furchtsamen Meeresbewohnern einen gar gründlichen Schrecken eingejagt haben.

Zum Glück für unsere Insulaner hat er es aber nicht vermocht, die unendlichen Schaaren von Seevögeln zu vertreiben, welche ihre Felsenheimath umkreischen. Eine ranzige, thranige Kost! und noch dazu in ewigem Einerlei, aber doch noch immer besser, als gar keine. Auch ist es ein so wunderbares Ding um Geschmack und Gewohnheit, daß wir noch gar nicht wissen können, ob die guten, oder wie die Isländer es haben wollen, bösen Westmänner, nicht ihre frischen oder gesalzenen Seevögel, Repphühnern und Fasanen vorziehen möchten?

Im Sammeln der Eier und im Fangen der Mallemucken und Papageitaucher (Fratercula arctica) legen sie dieselbe Geschicklichkeit, denselben Muth an den Tag, wie die Bewohner der Färöer, oder der Sanct Kilda-Insel.

Was würdest Du sagen, lieber Leser, wenn man Dich an einem Stricke, von einer 2000 Fuß hohen Platte herab; ein-, zwei-, dreihundert Fuß tief in den Abgrund senkte, und Du dann längs den schmalen Felsenkanten, Deine Eierlese halten, oder den Vögeln zu Leibe gehen müßtest: Nun denn, diese halsbrechende Arbeit ist während der guten Jahreszeit, die tägliche Beschäftigung unserer Insulaner und ihnen so zur Gewohnheit geworden, daß sie durchaus keine Schrecken mehr für sie hat. Zuweilen kommt es aber doch vor, daß das Seil reißt, oder vom scharfen Gestein durchschnitten wird, und dann kann man sich denken, daß der Unglückliche nie wieder oben unter den Seinigen erscheint. Ein tausend Fuß tiefer Sturz! Noch ehe er gegen die Brandung dort unten anprallt, ist er in den Lüften, die er mit der Schnelligkeit eines fallenden Steines durchschneidet, am Erstickungstode gestorben.

Zu Anfang der Brütenzeit der Seevögel werden die Eier gesammelt; später die jungen Vögel. Dann gibt's aber oft furchtbare Kämpfe mit den Alten, die wie beraubte Löwinnen für ihre Brut kämpfen, und nicht eher aufhören mit ihrem dicken Schnabel und kräftigem Flügelschlag die Mörder anzugreifen, als bis ihnen der Kopf mit einem dicken Knüttel zerschlagen wird.

Wo die Felsenabhänge von oben nicht zugänglich sind, sucht man ihnen von unten beizukommen, umfährt den Fuß der steilen Wände in Böten und legt im Klettern dieselbe staunenswerthe Geschicklichkeit und Tollkühnheit an den Tag, wie dort beim Jagen und Schwingen in freier Luft. — Im Sommer genießt man die Eier und das frische Fleisch der Vögel; für den Winter salzt man sie ein. Die Federn werden nebst etwas Stockfisch und Laberdan nach Island gebracht, und dort hauptsächlich gegen Kleidung, Angeln und Angelschnüre, Garn für die Netze, Salz, Tabak und Branntwein vertauscht, welchen letzteren unsere Westmänner mehr ats billig lieben sollen. Auch zum Heizen, denn es gibt nichts anderes auf den Inseln, weder Torf noch Fischgräten in hinreichender Menge, womit sich die Kälte vertreiben ließe, werden die Seevögel benutzt. Zu diesem Zweck werden sie gespalten, getrocknet und dann mit Federn und Allem verbrannt. Den Gestank kann man sich denken: die Dünste des getrockneten Kameelmistes, mit welchem der Beduine sein Kochfeuer nährt, sind jedenfalls wohlriechend dagegen.

Die Bevölkerung der Westmanns-Insel, die früher bedeutender war, beträgt gegenwärtig nur etwa 200 Seelen, und wenn man die ungeheure Sterblichkeit unter den Kindern bedenkt, so ist es zu verwundern, wie sie noch so groß sein kann. Denn in den ärztlichen Jahrbüchern hat gerade dieser im Nordmeer verlorne Felsen eine traurige Berühmtheit durch den so häufig vorkommenden Starrkrampf erlangt, welcher fast alle Kinder in ihrem zartesten Alter befällt und fast ohne Ausnahme ein trauriges Ende nimmt.

Die Kennzeichen der Krankheit sind mit wenigen Worten diese: sehr bald nach der Geburt bemerkt man Schielen nnd Rollen der Augen, es stellt sich Sehnenhüpfen ein und die Muskeln des Rückens werden oft durch anfangenden Krampf zusammengezogen und steif. Nachdem es so, bald einen, bald mehrere Tage angehalten hat, stellt sich insgemein Kinnbackenkrampf ein; das Rückgrat wird bogenförmig, steif nach hinten gekrümmt, eine furchtbare Erscheinung, welche die Eingeborenen Ginklose nennen; zuweilen aber auch auf dieselbe Weise nach vorne gebogen, welches Klums heißt. Der Kienbackenkrampf hintert das Schlucken, die Anfälle werden heftiger, das Leben erlischt.

Der Grund des so häufigen Vorkommens dieser fürchterlichen Krankheit mag wohl hauptsächlich in der außergewöhnlichen Nahrung der Eingebornen zu suchen sein, und dieses ist um so wahrscheinlicher, da sie seit Abnahme der Fischerei um 1783, und also bei zunehmender Seevogelkost um so verheerender auftritt. Vielleicht kommt noch dazu, daß die Kinder früh mit starker und ölichter

Speise gefüttert werden. „Bis jetzt" (1810) sagt Dr. Holland, der Sir George Mackenzie nach Island begleitete, „haben die Bewohner keine Heilmethode versucht;" und es ist uns unbekannt, ob die dänische Regierung durch Verbreitung besserer Begriffe von Kinderpflege oder materielle Hülfe dem Uebel entgegenwirkt.

Dem Amerikaner Plinius Miles, der 1852 auf seiner Reise durch Island auch die Westmann's Inseln besuchen wollte, sein Vorhaben jedoch nicht ausführen konnte, weil der Wind gerade damals das bewußte Landungskennzeichen, den Wasserfall, in alle Lüfte zerstreute, wurde an der Küste erzählt, daß wenn die Westmänner ihre Kinder nicht frühzeitig nach dem Hauptlande brächten, um dort gepflegt und aufgefüttert zu werden, keins derselben dem Tode entgehen würde. Durch diese Vorsorge erhält sich also wahrscheinlich die Bevölkerung, und nicht wie Dr. Holland und andere berichten, beinahe nur durch Auswanderungen vom Hauptlande, denn dieses würde sich doch schlecht mit dem üblen Ruf vertragen, in welchem die Westmänner bei den Isländern stehen; auch können wir nicht glauben, daß es unter letzteren viele Leute gibt, die toll genug wären, nach einem Orte überzusiedeln, wo abgesehen von dem traurigen Loose, welches ihre Nachkommenschaft erwartete, man nur durch außerordentliche Seiltänzerkünste das Leben fristen kann.

Wer sollte glauben, daß die Westmann's-Insulaner, sowohl durch ihre Armuth, als ihre fast unzugängliche Lage geschützt, jemals von feindlichen Ueberfällen zu leiden gehabt hätten? — und doch ist dieses der Fall! Zwei Mal sind sie von Seeräubern angegriffen und rein ausgeplündert, ja fast vernichtet worden. Wir wissen, daß vor der Entdeckung, oder vielmehr der Benutzung der Kabliaubänke bei Neufundland, die englischen Fischer sich häufig an der Küste Island's sehen ließen — und nebenbei dort auch wohl Seeräuberei trieben. Einer dieser Herrn, der sich durch Verwegenheit und Glück besonders auszeichnete, trieb zugleich sein Geschäft auf eine so artige und feine Weise, daß er den Namen: Gentleman John, das heißt: Edelmann John, erhielt. Dieser höfliche Freibeuter landete anno 1614 auf den Westmann's Inseln, und steckte die Kirche in Brand; nachdem er erst alles weggeschafft hatte, was nicht niet- und nagelfest war! Vielleicht hatte er gehört, daß die Einwohner von irländischer Herkunft seien, und hielt sich daher als guter Engländer für berechtigt, ihnen mit allem Anstande das Fell über die Ohren zu ziehen. Hierauf kehrte er nach England zurück, aber König Jacob der Erste, dem die Geschichte zu Ohren kam und der das Betragen unseres Edelmanns doch etwas zu arg finden mochte, ließ ihn nach einem kurzen Processe aufhängen und den armen Westmännern ihren Kirchenschmuck zurückgeben. Es war jedoch beschieden, daß sie denselben nicht lange behalten sollten, denn im Jahr 1627 erschien plötzlich ein algierischer Seeräuber in den isländischen Gewässern. Freuen wir uns, daß dieses Gesindel endlich zur Ruhe gebracht ist, damals aber war es noch, zur Schande der ganzen Christenheit, über alle Maßen frech und verwegen. Nachdem also die Barbaresken hier und dort an der Süd- und Ostküste Island's gelandet waren, und viel Unheil gestiftet hatten, fielen sie eines Morgens wie ein Wetterstrahl auf das unglückliche Heimäy. Nun ging es anders her, als 13 Jahre früher mit dem höflichen Engländer, und nun erfuhren die Westmänner erst recht, daß Gentleman John, im Vergleich zu diesen Heiden, sie wie ein echter Edelmann behandelt habe.

Denn vierzig bis fünfzig Männer, die sich dem Einfall widersetzen wollten, wurden bis auf den letzten niedergehauen, die neue Kirche und die Hütten geplündert und in Brand gesteckt und fast alles, was noch von der Bevölkerung übrig blieb, an Bord geschleppt und weggeführt. Es waren zwei Prediger auf der Insel, deren einer — Jon Torsteinson — beim Ueberfall erschlagen wurde. Dieser würdige Mann hatte die Psalmen und das Erste Buch Mosis ins Isländische übersetzt, und wird in der Geschichte des Landes „Der Märtyrer" genannt. Der andere Geistliche — Olaf Egilson — wurde aber mit Frau und

Kindern und dem größten Theil seiner Heerde nach Algier gebracht, und dort als Sclave verkauft. Zwei Jahre darauf wurde er wieder freigelassen und schrieb eine Geschichte der erlittenen Drangsale, die später in's Dänische übersetzt und in Copenhagen herausgegeben wurde.

Die unglücklichen nach Algier gebrachten Gefangenen waren dort einem so großen Elende ausgesetzt, daß 9 Jahre darauf, als der König von Dänemark ihre Freiheit erkaufte, nur 37 von der ganzen Anzahl noch am Leben waren, wovon nur 13 die vaterländische Insel wieder erreichten.

Alpwirthschaft

von

A. W. Grube.

„Alpen" im wirthschaftlichen Sinne heißen jene Weidestrecken des Hochgebirges, welche vornehmlich dem Rindvieh hinlänglich Nahrung bieten, um dasselbe einige Sommermonate zu bewirthen. Die „Alp" ist streng unterschieden von den Thal- und Bergwiesen durch ihr kurzes Gras und ihre eigenthümlichen Futterkräuter, der Blumen mit den tiefglühenden Farben nicht zu gedenken; das Alphen ist in Quantität das geringste, in seiner Würze und seinem Wohlgeruch aber wie in seiner nährenden Kraft und vortheilhaften Einwirkung auf die Milch der Kühe das kostbarste.

Die besten Alpen sind für die Milchkühe bestimmt und bilden die eigentlichen „Sennalpen"; die minder guten oder steil und unbequem gelegenen sind für's Galtvieh (Kälber und Rinder von 1—3 Jahren) für Ochsen, Ziegen und Pferde, welche letztere jedoch meist auf niederen Alpen und Bergwiesen bleiben. In den Graubündner Alpen werden auch noch die Schafalpen (wohin namentlich die italienischen Hirten ihre Bergamasker Schafe treiben) besonders unterschieden. Diese Schafalpen sind die höchsten; sie liegen zum Theil höher als 7000′ über dem Meer, an der Region des ewigen Schnees, oft zwischen den unwirthlichsten Steinwüsten. Der höchste Punkt der schweizerischen Kuhalpen möchte die Höhe von 6500 Fuß kaum übersteigen; große Schneefelder an der Schattenseite, wilde Felstrümmer und schauerliche Schluchten fehlen da auch nicht, während an der unteren Grenze die Fichte und Lerche und kultivirte Wiesenflächen den erfreulichen Saum bilden. Die Alpen von 3500′ bis 4500′ bilden das Niederläger, die höheren bis 6000′ das Hochläger. Die gewöhnliche Zeit des „Auftriebes" oder der „Auffahrt" ist Mitte Juni, des „Abtriebes" Mitte September. Wo Früh- oder Voralpen bezogen werden können (in Vorarlberg „Maiensäße" genannt) geschieht die Auffahrt schon im Mai; im Zillerthal zieht das Vieh schon im März auf die sogenannten „Vorasten", um das dort aufbewahrte Heu zu verzehren und dann das frisch hervorsprießende junge Gras abzuweiden. In das Hochläger gelangen die Heerden erst um Johanni oder je nach der Lage Ende Juli. Im Schweizer Kanton Glarus werden genau die drei „Stäfel" (Stufen) unterschieden, von denen die unterste noch in der Bergregion, die mittlere in der unteren Alpenregion, die oberste in der oberen Alpenregion gelegen ist. Auf jedem Staffel ist eine Alphütte, 35 bis 40 Kühe bilden ein „Senten" (eine Sennerei); hat also eine Alp drei Stäfel und 7 Senten, so besitzt sie im Ganzen 21 Alphütten.

In Tyrol heißt die Alp- oder Sennhütte „Kaser", „Taja" im Oberinnthal, „Schwaighütte" in Kastelrut. „Schwaig" ist ein alter Name für die Kuhheerde, und in Steiermark heißen davon die Mädchen, welche nach dortigem Brauch das Senngeschäft führen, „Schwaigerinnen", oder auch wohl „Brenntlerinnen", welch' letztere Benennung wahrscheinlich von der Beschäftigung mit den Milchgefäßen entnommen ist.

Neben der Sennhütte ist der Hag oder Alpenstall, in den das Vieh Morgens und Abends zum Melken getrieben wird. Bei gutem Wetter wird ganz im Freien gemolken, indem man zugleich den Kühen die "Lecke", ein Gemisch von Mehl und Salz vorsetzt. Auch jene Hag- und Alpställe sind oft nichts anders als freie Plätze, durch eine niedere Mauer oder auf einander geschichtete Holzstämme eingefriedigt. Bei Regenwetter wird der Boden, von dem beim Melken sich drängenden und stoßenden Vieh ohnedieß aufgewühlt, ein wahrer Morast und an Bewahrung der Reinlichkeit ist da nicht zu denken. Doch fängt man nun an, für Ueberdachung und Schutz der Ställe besser Sorge zu tragen.

Auch von der Sennhütte selbst möge man sich keine allzu anmuthige und idyllische Vorstellung machen. Sie ist ein niederes und enges, aus Holz und rohem Mauerwerk zusammengefügtes, ziemlich schmutziges Gebäude, das gegen Sonne, Wind und Regen oft sehr offenherzige Freundlichkeit zeigt und mit ringsumher aufgehäuftem Dünger oft völlig verpallisadirt ist. Gewöhnlich sind drei Abtheilungen zu unterscheiden: eine zur Schlafstätte für den Senn oder die Sennerin bestimmte, mit Tisch und Bänken versehene, verschiedene Holzgefäße, Löffel und Kellen bergende; eine als Küche zur Käsebereitung dienende, und eine dritte als Kellerraum zur Aufbewahrung der Milcherzeugnisse bestimmte Abtheilung. Die innerlich am bequemsten und schmucksten eingerichteten Sennhütten möchten in den bayer'schen Alpen, namentlich in Berchtesgaden und Traunstein zu finden sein; auch im Allgäu auf der See und in Obermädelealp sieht man sehr solide Häuser und in der Schweiz richtet man sich in neuerer Zeit auch behäbig ein. Ihre einfachste und roheste Form haben die Sennhütten jedenfalls im Glarner Lande bewahrt. Es sind da auch drei Abtheilungen unterschieden: die Milchkammer, der Weller und das Mulchendach. Die Milchkammer ist der hinterste und dunkelste Raum, der sich an den Berghang lehnt; wenn es möglich ist, werden auch kalte Quellen hineingeleitet und die Milchgeschirre in's Wasser gestellt. Eine Wand scheidet die Milchkammer vom Weller (vom Erwellen oder Siedendmachen der Milch so genannt), der Küche und Stube zugleich ist. Da ist der Feuerheerd mit seinem großen Wellkessel, daneben sieht man die „Etschertansen" mit der sauren Schille (dem Etscher) zum Scheiden der fetten und käsigen Theile der Milch. In der einen Ecke steht der Ankenkübel (das Butterfaß), in der anderen der „Ziegerbürr" zur Aufbewahrung des Ziegers, des aus der abgerahmten Milch gewonnenen Käsestoffs. Auf zwei unter dem Dache angebrachten Stangen sieht man die Milchgepse, die mit frischer Milch gefüllt in die Milchkammer kommen; aus den Eimern wird die Milch erst dann in diese Gepsen gethan, wenn der Schaum sich gesetzt hat. Auf der schmalen Bank an der Weller-Wand fehlt nie das Gefäß mit Schotten (Molken — die vom Butter- und Käsestoff abgeschiedene, viel Milchzucker enthaltende Flüssigkeit), woraus der Aelpler den ganzen Tag trinkt. Bei seiner mageren Kost — Brod, Butter und Käse — würde das Wasser ihn schwächen. Der Tisch ist ein abgesägter Holzklotz, und wer nach einem Stuhle verlangt, kann sich einen „Melkstuhl" nehmen; dieß ist ein Brett mit einem Pflock darunter, als Fuß, und einem Lederriemen, der um den Leib geschnallt wird. Da der Fußboden nicht gedielt und nur um den Heerd mit Steinplatten belegt ist, ferner der Rauch selber sorgen muß, wie und wo er seinen Ausgang findet: so ist dieß Hauptzimmer ziemlich feucht, rauchig und schwarz. Doch wird das Milchgeschirr stets sehr rein gehalten und es ist gut, daß der Aelpler dazu gezwungen wird, da in unreinen Gefäßen die Milch schnell säuern würde; er wäscht sie sogar in Schotten, weil diese noch besser reinigt als bloßes Wasser. Wird ihm seine Kleidung (die sonst gar nicht gewaschen wird) einmal gar zu schmutzig, so taucht er auch diese wohl in die Molken.

Das „Mulchendach" (Melkdach) ist der breite Eingang zur Hütte und kann durch eine Gitterthür geschlossen werden. Bei schlechtem Wetter treten die Kühe einzeln ein, um gemolken zu werden und auf der andern Seite wieder den Gang zu verlassen. An diese offene Halle lehnt sich eine zweite Abtheilung, die aus zwei niedrigen Stockwerken besteht. Im untern ist nämlich der Schweinskoben, im oberen

das Schlafgemach (Tril oder Trileten genannt), zu dem man auf einer Leiter emporsteigt. Gedörrtes Heu und einige zusammengenähete Leintücher bilden das Bett; in das Grunzen des Borstenviehs mischt sich nicht selten das Pfeifen des Windes und das Heulen des Sturmes als Nachtmusik.

In der Schweiz, Tyrol, Vorarlberg, dem Allgäu treiben Männer und Buben in der Regel die Sennerei; ist diese nicht ausgedehnt, so genügt ein Senn mit einem Hüterbuben; die größeren erfordern vier bis sechs Personen. Auf den Alpen in Bern, Schwyz, Glarus findet man meist vier: den Senn, Zusenn, Junger und Kühbub (Jagdbub). Der Senn hat die Oberleitung und besorgt die Milchwirthschaft mit seinem Gehülfen, dem „Junger"; der Zusenn, dem Range nach die zweite Person, schafft die Milcherzeugnisse zu Thal, und nimmt die nöthigen Vorräthe an Salz, Mehl, Brod ꝛc. wieder mit aufwärts. In allen größern Senten steht ihm ein Saumroß zu Gebote. Der Kühbub treibt das Vieh auf die Weide und hütet es. Dieß Geschäft ist oft lebensgefährlich; wenn das Vieh nämlich steile Abhänge und Felswände passiren muß, geht der „Gaumer" *) unter dem Thiere, um es vor dem Herunterstürzen zu bewahren und zum Vorwärtsschreiten zu ermuthigen. Tritt Regenwetter ein, so bleibt der arme Hirte Tage lang in nassen Kleidern, und bei Stürmen und Gewittern ist Muth und Entschlossenheit vonnöthen, das in den Felsklüften zerstreute Vieh zusammenzuhalten. Auch wenn die Heerde sich um die Sennhütte gelagert hat und dann plötzlich in der Nacht ein Sturm losbricht, mit strömendem Regen und prasselndem Hagel, wenn in die finstere Nacht die grell aufleuchtenden Blitze zucken und krachend der Donner rollt: dann gilt es auch, schnell auf dem Platze zu sein, das zitternde Vieh zu beruhigen und vor wildem Auseinanderstürmen zu bewahren. Das Melken von 35 bis 40 Kühen zwei Mal des Tages ist aber auch keine Kleinigkeit; das Kochen der Milch, das Herausheben der Käsemassen, die oft über einen Centner wiegen, das Hinabtragen in den Keller, wo der Käse gesalzen wird, das Buttern, das tägliche Reinigen des Geschirrs — Alles dieß läßt den Aelplern höchstens um Mittag ein paar Stunden Ruhe.

Der Emmenthaler Käse, den man jetzt auch im bayer'schen Allgäu sehr gut zu bereiten versteht, wird aus ganz fetter Milch, zuweilen auch aus halbfetter gewonnen, d. h. aus abgerahmter Abendmilch vermischt mit der Morgenmilch. Die Berner und Schwyzer sind Meister in der Bereitung dieses Käses; ein Bursch, der sich darin auszeichnet, steht in allgemeiner Achtung, und ein Senn, dem es „fehlt" und der sich ungeschickt in der Käsebereitung erweist, büßt nicht selten seinen Mangel mit dem Spott der Mädchen. Um die schweren Emmenthaler Käse aus dem Kessel zu heben, wird ein kräftiger Mannesarm erfordert; aus diesem Grunde mögen wohl zum Senngeschäfte keine Mädchen genommen werden. Zu einem einzigen Käsleib, der abgetrocknet seine 120 Pfund wiegt, steuren 100 Kühe **) ihre Milch. Was im Kessel zurückbleibt, wird einer weiteren Behandlung unterworfen, und liefert noch ziemliche Mengen von Zieger und Milchzucker. Der Limburger- oder Backsteinkäse, in dessen Bereitung die Holländer Meister sind, wird aus abgerahmter Milch gewonnen, in Einer Wärme erzeugt, gleich im Kessel gesalzen und dann der Gährung überlassen. In den bayer'schen Alpen, im Allgäu, Bregenzer Wald hat man sich jetzt auch auf die Bereitung des Limburger Käses verlegt. Dieser und der Emmenthaler sind sehr gesuchte und wichtige Handelsartikel; das kleine Allgäu z. B. sendet seine Waare bis nach Amerika. Die aus abgerahmter süßer Milch oder der sauren Milch gefertigten mageren Käse werden an Ort und Stelle verzehrt. Ein eigenthümliches Glarnerfabrikat ist der Schabzieger, der seit langer Zeit fast nur im Kanton Glarus bereitet wurde, doch gegenwärtig auch in andern Alpen nachgeahmt wird. In den meisten Glarner Alpen wird nämlich aus der Milch Butter und Zieger gewonnen, der letztere bis zur Abfahrt in den Sennhütten aufbewahrt und einer Gährung ausgesetzt, dann zu Thal gebracht und an die Zieger-

*) „gaumen" heißt in der Schweiz Aufsicht halten.
**) im Durchschnitt nur 4 Maaß auf die Kuh (täglich) gerechnet.

händler verkauft, die wohl auch schon während der Sommerzeit ihren Bedarf von der Alp bekommen. In besonderen Maschinen, den sogenannten „Ziegerreibenen", welche durch Wasser in Bewegung gesetzt werden, wird die festgewordene Ziegermasse fein zerrieben und mit Salz und gepulvertem Ziegerkraut (Blüthe und Blätter des Melilotenklees) gewürzt. Alsdann wird die Masse in die Ziegerkübel (geformt wie ein abgestumpfter Zuckerhut) mit Stößeln eingestampft, herausgenommen und auf trockenen Böden getrocknet. Das sind die bekannten „Schabzieger", die auf einer Reibe wieder zu Pulver gerieben und auf Butterbrod gestreuet ein pikantes, dem Magen sehr zusagendes und das Fett der Butter mäßigendes Essen bilden. Es werden alljährlich gegen 5000 Centner gewonnen in einem Bruttowerth von etwa 70000 Gulden. Dieser Kräuterkäse wird nicht bloß in die übrigen Kantone, sondern auch nach Deutschland, Holland, England, Rußland und Nordamerika ausgeführt.

Eine gute Kuh liefert täglich 5 bis 8 Maaß Milch, es gibt deren aber auch, die 10 Maaß geben und Otto Sandtner berichtet aus dem Allgäu, daß er auf der Rohrmoosalp eine Kuh getroffen, die zu guten Zeiten ihre 15 Maaß Milch gab. Eine Gemeinde, die 800 Kühe auf den Alpen hat, kann auf eine Einnahme von 25,000 Gulden rechnen. Der Bregenzer Wälder-Bauer hält den Sommer nicht für schlecht, wenn er von einer Kuh einen Centner Schweizer Käse (zu c. 23—25 Gulden) gewinnt. Doch darf man nicht glauben, daß überall so glänzende Resultate erzielt werden; in den Tyroler Alpen möchte der Durchschnittsertrag von einer Kuh 2½ Maaß nicht übersteigen. In dem Zeitraum von ohngefähr 16 Wochen, in welchem im Canton Glarus die Kühe gewöhnlich auf den Alpen bleiben, rechnet man auf die Kuh 75 à 80 Pfd. Butter und 220 à 240 Pfd. Zieger im Durchschnitt; eine ganz gute Heerde Kühe und auf guter Alp gibt auch noch einen größeren Ertrag, für 1 Pfd. Butter erfordert es 8 à 8½ Maaß Milch, im Durchschnitt käme daher auf die Kuh 5¾ Maaß Milch höchstens; dazu erwäge man, daß, wo nicht gedüngt wird, auch der Grasboden sich leicht erschöpft, daß die Schaafe die Weiden sehr kahl fressen und die Ziegen auch viel verwüsten, daß ferner bei dem unüberlegten Umhauen mancher Wälder, diese und jene Alp durch Lawinen verschüttet wird, die früher sehr fruchtbar war; daß durch das eigennützige Abhauen mancher Alpwiesen diesen das wenige Gras entzogen wird, was für den Winter als Dünger gedient hätte — und man wird es erklärlich finden, daß hier und da das weidende Alpvieh Mangel leidet. Es kommen auch mancherlei Unglücksfälle und Krankheiten, welche die Zahl der Heerde verringern und die Milchquellen verstopfen. Die Kühe verkalben leicht. In sehr heißen wie in sehr nassen Sennereien entstehen leicht die Maul- und Klauenseuche. Oft treten nach heißem Föhnwinde plötzlich kalte Regen und Schneegestöber ein, vor denen auch der beste Senn sein Vieh nicht schützen kann. So wird man es begreiflich finden, daß in den meisten Schweizer Kantonen die Zahl der Kühe nicht zu, sondern abgenommen hat*). Da der Verkauf von Kälbern und Rindern (es wird alljährlich eine gute Zahl nach Italien ausgeführt) auch lohnend ist, endlich in der Schweiz die Industrie immer mächtiger neben der Viehzucht sich entwickelt hat, so darf dieß Resultat im Grunde nicht überraschen. Doch werden die Schweizer auch in der Alpenwirthschaft jetzt industrieller und suchen manchen darin gemachten Fehler wieder zu verbessern. Im Bregenzer Wald, noch mehr im Allgäu hat die Käsebereitung einen großen Aufschwung genommen. Tyrol, das so reich gesegnete Alpenland, steht dagegen weit zurück, sowohl in der Benutzung der Milch, als in der Kultur seiner Alpweiden.

*) Appenzell hatte früher 14000, jetzt c. 12000 Stück, Glarus 10000, jetzt 8000. Diese Abnahme rührt nicht blos von Verschlechterung der Alpen her, die freilich bei einigen Alpen groß ist, sondern auch davon, daß man im Durchschnitt jetzt größeres Vieh wie früher hat und nicht mehr Kühe hält, als die Alp gut ernähren kann.

Die „Alpen" sind theils Eigenthum von wohlhabenden Privaten, welche sie an den Senn wieder verpachten, oder „Allmend", den Gemeinden zugehörig. Haben Mehrere das Recht der Nutznießung einer Alp, so stellen sie gleichviel Stück Vieh („sie stoßen zusammen") und ist das Zusammengestoßene ungleich, so wird nach Verhältniß Käse und Butter vertheilt. So geschieht es z. B. im Kanton Uri. Der Pächter oder Besitzer, der seine Alp selbst bewirthschaftet, pachtet zu seinen Kühen auch fremde, und bezahlt für den Sommer 10 bis 20 Gulden pro Stück. Der Lohn, welchen die Senner (Aelpler) bekommen, ist geringer, als der Verdienst, welchen die Fabrikarbeit bringen würde. Dennoch wird, wer einmal die reine Alpenluft gekostet hat, schwerlich vom Senngeschäft lassen. Es geht ihm, wie den Kühen, die wenn sie die Glocken, die ihnen angehängt werden sollen, zum ersten Mal hören, in freudige Bewegung gerathen. Das Leben drunten im Thal ist die Prosa, der Sommer auf der hohen Alpweide die Poesie. Bei der Auffahrt erhält die stärkste Kuh die größte Schelle und sie ist stolz auf diese Ehre, die sie ohne Kampf nicht abtreten würde. Auf den Bergen werden die Kühe gewandter, verständiger, muthiger; jede kennt genau die Stunde des Melkens, ihren Hirten und Senn, den Hund und was zur Heerde gehört, findet sich im Felsenlabyrinth wohl zurecht und merkt sich genau die guten Weideplätze. Der Stier wacht eifersüchtig über seine Heerde, wie der Sultan über seinen Harem. Treffen zwei verschiedene Senten zusammen, so kämpfen die Stiere um die besten Weideplätze so lange, bis die schwächere Partei weicht. Namentlich geschieht dieß auf solchen Plätzen, wo das „Rahmblümel." (Leon todon aureum, goldgelber Löwenzahn) reichlich wächst.

Die einfache Kost, die reine Luft und großherrliche Berg-Scenerie stimmen trotz aller Arbeit und Beschwerde das Gemüth zum Einklang und frohen Aufjauchzen. Wie der Kuhreigen mit seinen langen Trillern und abwechselnd kurzen und gedehnten lang verhallenden Tönen bei der Auffahrt ertönt, so wird oben auf der Alp oft das einfache Jodeln (der Rugguser) gehört. Die „Schwaiglerin" auf der steierschen Alm, die manchmal ganz allein eine Kuhheerde besorgen, buttern und käsen und bei schlimmer Witterung mit der Sichel in der Hand zwischen steilen Felsen umherklettern muß, um für den Augenblick der Noth Heu zu bekommen — auch sie vergißt ihre Lieder nicht, die beim Abzug von der Alp wie ein wehmüthiger Scheidegruß klingen. Für sie war es im Sommer die größeste Freude, wenn am Ende der Woche ihr „Bua" sich aufmachte und schnellfüßig die Berge erkletterte, um ihr seine Huldigung darzubringen. Am Sonntag hilft er ihr beim Melken und Besorgen der Milch, dafür kocht sie ihm einen fetten „Almkoch", während sie selber an dem Weißbrod und Meth sich labt, den ihr Geliebter aus dem Thal hinaufgebracht. Doch ist Regel, daß die Schwaigerin Sonntags die Kirche besucht und an Festtagen im Bauernhofe drunten am Tisch ihres Dienstherrn speist, der ihr auch alle vierzehn Tage das nöthige Mehl und Brot zusendet.

In der Schweiz trifft man auf der Alp zuweilen den Senn mit seinem Weibe und Kinde; die Alpenluft bekommt selbst den kleinsten Kindern vortrefflich, die Frau aber hilft ihrem Mann treulich bei der Arbeit. Die Besuche, welche die Aelpler im Thal machen (an Sonn- und Festtagen), und die sie wiederum von ihren Angehörigen und Freunden empfangen, tragen nicht wenig dazu bei, den Dienst in der Alpwirthschaft angenehmer zu machen.

Ungern nimmt der Senn und sein liebes Vieh am Ende der „Saison", die auf den Alpen viel kürzer ist als in den Bädern, Abschied von den Bergen. In Tyrol und Steiermark tragen die Kühe große Blumensträuße auf den Köpfen, Ochsen und Rinder werden auch wohl mit Tannenzweigen und geschnitzten Figuren verziert; während aber die Schwaiglerin und die Dirne, die ihr etwa geholfen, die besten Kleider anlegt, und einen Busch von papiernen Blumen an die Brust steckt: setzt der Tyroler Senn einen Stolz darein, mit recht schmutzigem Hemde herabzukommen, zum Zeichen seiner Arbeit, seinen Hut hat er aber mit

Speck und Edelweiß geziert. Ist der Heerde ein Unglück begegnet, dann fällt der Schmuck sehr dürftig aus und die Schweizerin zumal darf keinen geputzten Abtrieb halten. „Da fahrt die Schwarze in's Haus!“ wird ihr höhnisch nachgerufen.

Im Allgäu ist der Abzug des Galtviehs, der am 13. Sept. Statt findet, mit einer besonderen Feierlichkeit verknüpft. Auf einer großen Wiese in der Nähe von Obersdorf erscheint eine Heerde nach der andern, und diejenige, welche im Laufe des Sommers kein „theures Haupt“ verloren, darf ihr schönstes Rind bekränzen. Es beginnt nun die „Scheide“, d. h. die Zurückgabe der Thiere an ihren Eigenthümer. Die frischen sonngebräunten Hüterbuben mit ihren blumengeschmückten Hüten, die schmucken Rinder, die noch mit aller Lebhaftigkeit der Jugend sich durcheinander tummeln, die bereits versammelten kauflustigen Männer aus Italien, Norddeutschland, England, Schweden, welche entweder junge Kühe oder Zuchtthiere erstehen wollen, die Allgäuer Bauern mit ihren klugen, bedächtigen Gesichtern gewähren ein höchst interessantes Bild, dem der Maler manche ansprechende Scene ablauschen könnte.

Vom Wohlgeruche der Pflanzen.

Von

Professor Dr. A. Vogel jun. in München.

Wenn wir bei einem Gange durch Feld und Wald die süßen und erfrischenden Düfte, die über die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen sind, mit Entzücken einathmen, so drängt sich uns die Frage auf, welcher Pflanzenbestandtheil es denn eigentlich sei, dem wir diesen Genuß verdanken. Wie die Biene aus dem Staube der Blüthen zähes Wachs und süßen Honig zu fertigen weiß, so versteht es die Pflanze in ihrer geräuschlosen aber nie ruhenden Werkstätte aus Luft und Wasser wohlriechende Oele zu erzeugen. Aus der schnelleren oder langsameren Verflüchtigung dieser Oele, welche man eben ihrer flüchtigen Natur wegen ätherische Oele nennt, entspringt die Quelle allen Wohlgeruchs in der freien Natur. Kaum gibt es eine Pflanze, die nicht ein ätherisches Oel zu bereiten im Stande wäre, nicht nur in ihren Blättern, Blüthen und Früchten, sondern wohl auch in Rinden, Wurzeln, Saamen, Stamm und Aesten. Man vermuthet allerdings ätherische Oele zunächst nur in wohlriechenden Pflanzen; wir wissen aber doch, daß auch geruchlose Pflanzen von Thieren durch den Geruch unterschieden werden, ja es gibt, wie versichert wird, Pflanzenkundige, welche die einzelnen Grashalme, die für den gewöhnlichen Beobachter keinen Geruch haben, auf das bestimmteste durch den Geruchssinn zu erkennen wissen. So ist es denn wahrscheinlich, daß eine jede Pflanze ein ätherisches Oel mit sich führe, wenn auch öfters nur für einen geschärften Geruchssinn wahrnehmbar.

Nicht immer begnügt sich die Pflanze damit, nur in einem ihrer Theile ein bestimmtes ätherisches Oel zu bereiten, oft sind mehrere Glieder derselben Pflanze mit der Darstellung wesentlich von einander verschiedener Oele zugleich beschäftigt. Das bekannteste Beispiel liefert der Pomeranzenbaum.

In den grünen Blättern, in den Blüthen und den Schalen der reifen Frucht dieses Baumes befindet sich ein Oel, und wenn aus jedem der 3 Theile das Oel gesondert dargestellt ist, so zeigt sich nicht nur eine Verschiedenheit im Geruche der 3 Oele, sondern sie sind auch in allen übrigen Eigenschaften so sehr von einander abweichend, daß sie nicht, das eine mit dem andern, verwechselt werden können. Das Blatt, die Blume und die Frucht besitzen also eigene Vorrichtungen, um, jedes in seiner Weise, aus denselben Grundbestandtheilen ganz verschiedene Erzeugnisse hervorzubringen. Die Blüthe verschmäht das ihr von der Werkstätte des Blattes dargebotene Oel, und die Frucht, noch anspruchsvoller, nimmt keine Kenntniß von dem Fleiße ihrer beiden Vorgänger, sondern gründet

eine neue Fabrik nach eigenen Ansichten. Andere Pflanzen dagegen, wie z. B. der Thymian, sind zufrieden mit der Erzeugung eines ätherischen Oeles; aus allen seinen Theilen wird nur ein und dasselbe Oel gewonnen.

Manche Pflanzen halten ihr wohlriechendes Oel harnäckig fest, in eigenen Zellen eingeschlossen, so daß man diese Pflanzen trocknen und Jahre lang aufbewahren kann, ohne daß sie ihren Geruch verlieren; andere, wie der Jasmin, die Resede, das Veilchen, der Nachtschatten, die nicht solche Aufbewahrungsgefäße besitzen, hauchen ihre Düfte uneigennützig in die Lüfte aus, in demselben Augenblicke, in welchem sie entstanden. Sie geizen nicht mit ihren Wohlgerüchen, sondern bringen sie zu unserem Ergötzen als freigebige Spende dar.

Auf die Menge und die Feinheit der aetherischen Oele in den Pflanzen haben natürlich Standort, Behandlung, Alter, Klima und Jahreszeiten großen Einfluß. Im Frühling entströmen dem jugendlichen Schleier der Erde frische Düfte, die verschieden sind von dem Wohlgeruche der gereiften Frucht des Herbstes; auf den Gipfeln der Berge hauchen Kräuter und Blüthen erquickende Wohlgerüche, verschieden von den balsamischen Düften der Blume im Thale. Die nämliche Blume, die in der Ebene geruchlos ist, duftet lieblich auf hohen Bergen. Nur aus den Rosen des Morgenlandes vermag man das Rosenöl darzustellen, welches in den Rosen unserer Gegenden, wenngleich sie uns durch ihren Duft erfreuen, in viel zu geringer Menge enthalten ist. Es verhält sich mit den Gerüchen in den Pflanzen ebenso wie mit den Farben; wie die Blumen, die Licht und Wärme am meisten genießen, und unter den Blumen selbst die dem Lichte am nächsten stehenden Blumenkronen die glänzendste Färbung zeigen, so ist auch der Duft der Blumen im heißen, lichtreichen Süden mannichfaltiger und auffallender, als im kalten, düstern Norden.

Da die Pflanze Tag und Nacht wohl zu unterscheiden vermag, so ist auch bei manchen Gattungen der Geruch des Nachts weit stärker, als bei Tage, denn wie unter den Thieren viele des Tages ruhen und erst in der Nacht herumschwärmen, so sind auch einige wohlriechende Pflanzen am Tage unthätig; sie wachen erst mit den Sternen auf und streuen ihre Düfte in der stillen Dämmerung aus. Auch die stärkste Beleuchtung mit zahlreichen Gasflammen ist nicht im Stande, die der Nacht eigenthümliche Vermehrung des Blüthengeruches zu verhindern. Die Pflanze läßt sich nicht täuschen, für sie kann nicht künstlich Nacht in Tag umgewandelt werden.

Bekanntlich wird durch duftende Blumen in einem geschlossenen Zimmer ein betäubender, der Gesundheit nachtheiliger Einfluß ausgeübt, ja dieser Duft der Blumen, der uns im Freien ein Gefühl des Wohlbehagens gewährt, kann bei gut schließenden Thüren und Fenstern in einem Schlafzimmer sogar tödtlich wirken. Hiermit hängt es auch zusammen, daß das von unseren Dichtern allgemein gepriesene Schlafen auf duftigem Heu gewöhnlich am andern Morgen tüchtiges Kopfweh zur Folge hat und wir gern den Strohsack jener dichterischen Unterlage vorziehen.

Der menschliche Gewerbfleiß weiß die ätherischen Oele, wie wir sie in den Pflanzen fertig gebildet antreffen, wohl zu benützen, zu allerlei wohlriechenden Dingen und allen feinen Pomaden, Seifen u. dgl. Durch künstliche Behandlung nöthigt man den Pflanzen ihre ätherischen Oele ab, um sie in tausendfältigen Formen wieder auftauchen zu lassen. Ja, man hat sogar angefangen, wohlriechende Oele aus dem Fuselöl des Branntweins künstlich darzustellen. Doch wie weit bleiben diese, obschon anerkennenswerthe, Versuche hinter der natürlichen Fabrikation der ätherischen Oele in dem Haushalte der Pflanzen zurück? Was für eine Reihe schwieriger, wissenschaftlicher Arbeiten müssen wir ausführen, um endlich aus dem Fuselöl ein ätherisches Oel zu gewinnen, dessen Geruch mit genauer Noth an den Duft des Apfels, der Birne erinnert, während der Pomeranzenbaum, wie oben gezeigt, mit den einfachsten Mitteln, aus Luft und Wasser, drei verschiedene Oele nebeneinander erzeugt.

So wird uns die Betrachtung auch des alltäglichsten Vorganges im Leben der Pflanze, wenn wir damit die Errungenschaft unserer vermeinten hohen Weisheit vergleichen, eine ernste Mahnung zur Bescheidenheit. Wissenschaftliche Forschung, wenn sie die Offenbarung als ihre Führerin verwirft und in abgöttischer Bewunderung des Menschengeistes alle Höhen und Tiefen der Natur zu durchdringen sich vermißt, ist ja doch nur ein Irrlicht, welches den Wanderer vom rechten Wege abführt.

Legenden,

das heißt, was du lesen kannst, ohne an deiner Seele Schaden zu nehmen,

von K. Stöber.

1.

Johann Arndt.

In seinem Abdankungsschreiben, so er an den Herrn Bürgermeister in Braunschweig richtete, sagt der Mann Gottes „Gebe Euch freundlich zu betrachten, was das sei, einen öffentlich vor der ganzen Gemeinde zu verketzern, zu verschwärmern, alle sein Thun und Predigen Jockelei und Hudelei zu schelten, einen nicht allein als den gröbsten, ungelehrtesten Esel, als der die Theologiam nicht gelernet, auch nicht verstehet, zu beschreien, sondern auch der Lehre halber verdächtig zu machen und die Leute für einen zu warnen, da ich doch die reine Lehre in öffentlichen Verfolgungen ungesparten Leibes und Gutes bekannt und verkündigt habe. Und wenn mich nicht mein gut Gewissen und das Exempel meines Herrn Jesu Christi und seiner werthen Apostel getröstet, so wäre ich des Todes gewesen. Habe auch meinen lieben Gott mit Thränen gebeten, mir ein ander Oertlein, es sei so geringe, als es wolle, zu zeigen, und hätte ich's damals gewußt, ich wäre auf Händen und Füßen hinausgekrochen."

Am 26. des Heumonats, wo es am allerwenigsten regnen sollte nach der Bauernregel „Regnets an Anna, so verregnets das Mehl in der Pfanne" — an diesem Tage schüttete einmal ein Landregen alle seine Kübel, Wasserschläuche und Gießkannen über ein Dorf bei Braunschweig aus, und löschte nicht allein den Staub, sondern machte auch da einen Brei und dort eine Suppe daraus, die weit über die Weiberschuhe zusammenschlugen. In der Schenke daselbst hatten sich aber drei Frauen aus der Stadt verspätet über dem heißen Kaffee und den saftigen Hühnern der Wirthin. Diese saßen unruhig auf der Bank hinter dem Tisch, wie drei Katzen auf einem schwimmenden Brett und trösteten sich nur mit der Hoffnung, daß ihnen aus der Stadt ein Fuhrwerk geschickt werde, sie abzuholen, da ihre Eheherrn wissen konnten, daß in dem ganzen Dorfe kein Härlein von einem Roß, geschweige denn ein ganzer Gaul zu haben sei. Da es aber dunkel zu werden begann und immer noch keine Kalesche erschien, beschlossen sie mit dem Fahrzeug des Boten vorlieb zu nehmen, der auf dem Heimwege von Halberstadt nach Braunschweig war. Der Mann aber, der schon in dem Frachtwagen war und für sich bleiben wollte, zog sich, als die neuen Passagiere Anstalt zum Einsteigen machten, zurück und legte sich der Länge nach hinter ein großes Faß in das Stroh, so daß die Frauen vorn auf einem Brett nebeneinander sitzend, meinten sie wären alleine unter dem fahrenden Zelte. Sie ließen daher auch ihre Zungen, die von den fetten Hühnern der Wirthin glatt und von dem echten Goldwasser des Wirths scharf geworden waren, gehen, wie sie wollten. Die Ehehälfte des Bürgermeisters, die Stadtoberstin z. E. meinte „Der Arndt hat gut Almosen geben. Mein Mann weiß nun ganz gewiß, daß er Einen im Haus hat, der ihm das Geld macht, und wenn es meinem Manne nach geht, so wird er bald als Zauberer processirt werden." Die Oberpfarrerin dagegen versetzte „Ich weiß nicht, ob er so gescheid ist, ich kann's nicht beurtheilen, mein Mann aber hat schon mehr als einmal gesagt, daß der Arndt der größte Esel sei und von der Theologiam so wenig verstehe, als alle Pietisten." Und die Frau Conrektorin sagte „Stille Wasser gründen tief. Umsonst kommt der Arndt nicht so oft zu dem jungen Weber mit der schönen Frau. Der grüßt auch den Zaun um des Gartens willen." Da wurden selbst dem starken Frachtwagen die Sünden wider das achte Gebot zu schwer. Die beiden Vorderaxen, über welchen die drei Weiber saßen, brachen, und das Fuhrwerk lag da, wie ein kreuzlahm geschossener Haase, und die darin saßen, sollten nun die andere Hälfte des Wegs zu Fuß in Regen und Koth zurücklegen. Aber in demselben Augenblick kam ein zweisitziges bedecktes Wägelein von der Stadt her, und der Kutscher auf dem Bock fragte nach dem Herrn Pfarrer Arndt. „Da bin ich!" rief es hinten in dem Wagen des Halberstädter Boten, und der Pfarrer Arndt kam hervor an das Licht der Fuhrmannslaterne. Aber er benützte das Fuhrwerk nicht, das ihm seine ängstliche Frau entgegengeschickt hatte, sondern nöthigte die drei Frauen einzusteigen und setzte seinen Weg zu Fuß fort. — Von der Geschichte sagte er niemanden etwas, als seiner Frau, und der nicht mehr als nothwendig war. Aber die Frau Bürgermeisterin redete später in einem vertrauten Zirkel davon, als von etwas, das ihr ganz unbegreiflich wäre. Aber einer in der Gesellschaft erwiederte, das wäre leicht zu begreifen, das sei eben ein Stück aus „Arndts wahrem Christenthum" gewesen.

Dies und Das.

Etwas von den Geldnamen. Wir gebrauchen alle Tage den Namen des Geldes, Thaler, Groschen, Kreuzer, Gulden, Pfennige u. s. w., aber nur Wenige wissen, woher diese Geldnamen stammen. Davon möchte ich einmal den Lesern in Kürze Etwas mittheilen, und fange darum unten an. — Heller. In manchen Gegenden Deutschlands wird noch diese Münze gebraucht, kommt wenigstens der Name noch im Verkehre vor. Die ersten Heller, oder wie es richtiger zu schreiben ist: Häller haben ihren Namen von der Stadt Hall in Schwaben, wo man die ersten kleinen Münzen schlug, davon Zwei einen Pfennig ausmachten. Sie kamen etwa um das Jahr 1260 bis 1270 in den Verkehr. — Pfennige ist auch nicht die richtige Schreibart dieses Münznamens, sondern: Pfännige. Ihrer Zwölfe gingen auf einen Groschen. Sie waren von Kupfer und auf einer Seite rund gebogen, so daß sie die Form einer Pfanne hatten. Man nannte sie daher: Pfännigen, was so viel ist, als Pfännchen nach unsrer Redeweise. — Kreuzer. Dieser Name hatte seinen Ursprung von dem Kreuze, welches diesen, vier Pfännige geltenden Münzen uranfänglich aufgeprägt war. — Schilling war auch eine alte deutsche kleine Silbermünze, auf der die Prägung nur auf Einer Seite erhaben war, auf der andern hohl. Weil die Münze dadurch hell klang, wenn man sie aufwarf, so nannte man sie Schellchen oder Schelling, Schilling, von dem Schalle abgeleitet. — Fettmännchen nannte man im Churkölnischen Lande eine kleine Silbermünze, weil das Bild des wohlgenährten Landesherrn, des Bischofs, darauf geprägt war. Der Name hat sich bis heute erhalten. — Groschen. Diese drei Kreuzer werthe Münze war klein, aber ziemlich dick; dick aber heißt grossus im Lateinischen, das noch im Mittelalter häufig gebraucht wurde, besonders in Urkunden. Da hieß denn die Münze: Grossus, woraus im gemeinen Leben das Wort: Groschen sich bildete. — Mariengroschen hießen solche Münzen, welche um das Jahr 1468 in Goslar und in den Hansestädten geschlagen wurden, und das Bild der Jungfrau Maria als Präge trugen. — Batzen. Diese Münze von Silber, im Werthe von vier Kreuzern, wurden zuerst um das Jahr 1500 in der Schweizerischen Stadt Bern geschlagen, die einen Bären im Wappen führt, der auch den Münzen aufgeprägt wurde. Den Bären nannte man Päz und Bäz, daher die Münze den Namen: Batzen erhielt und behielt. — Kopfstück war eine Silbermünze, auf welcher der Kopf des Kaisers geprägt war. Sie galt 20 bis 24 Kreuzer und später nannte man sie Zwanziger oder auch Sechsbätzner, weil sie sechs Batzen galt. — Gulden war eine Guld- oder Goldmünze ursprünglich. Sie hießen um das Jahr 1320 — 1325 auch Goldpfännige. Den Namen Florin erhielten sie, weil Blumen (lateinisch: Flores) darauf geprägt waren. Es waren Lilien. — Ducat (fünf Gulden werth) war eine Goldmünze, welche zuerst in dem Herzogthum Modena in Italien geprägt wurde. Herzogthum heißt lateinisch: Ducatus, daher der Name. — Thaler. Der Herzog Sigismund von Oesterreich soll die ersten Silbermünzen haben von diesem Werthe schlagen lassen. Damals hießen sie Dickpfännige. Später erhielten sie von der Münzstätte: Joachimsthal den Namen: Joachimsthaler, das Wort Joachim ließ man später weg und Thaler blieb. — Carolin hieß die Goldmünze von dem Bilde des Kaisers, der diesen Namen trug, wie Friedrichsd'or, Maxd'or u. s. w., auch aus dem Namen des Regenten und dem französischen Worte: or — Gold, d'or von Gold, entstanden ist. — Kupfermünzen wog man auch in alter Zeit. So kommen urkundlich: ein Pfund Häller, ein Pfund Pfännige vor und gleichen Ursprungs ist die englische Münzbezeichnung: Ein Pfund Sterling.

Ein neues Mittel des redlichen Erwerbs. An der Küste von Spanien, zwischen Alicante und Almeria erzeugen die waldkahlen Berge eine Menge Ginstern oder Pfriemkraut. Es ist ein sehr faseriges Holz, das sich, bei gehöriger Behandlung, in Fäden zertheilen läßt und eine bedeutende Zähigkeit hat. Daraus bereiten die armen Bewohner jener Gegenden Netze zum Fischfang, Teppiche, Matten, Körbe und eine Menge dauerhafter Schiffsseile, die theuer bezahlt werden und nach Frankreich, Italien, England, Holland und Nordamerika, als sehr gesuchte Handelsartikel ausgeführt werden. Der Hafen von Las Aguilas bei Carthagena verschifft alleine 20,000 Tonnen Ginsterflechtwerk. Es nähren sich 50,000 Menschen von diesem Geschäfte und die Arbeit ist so leicht, daß Mädchen und Kinder sie meist verrichten.

Nun ist es jedermänniglich bekannt, daß die Ginster bei uns sehr häufig wächst und nur zu Besen, Streu, Zäunen und Hülfsmittel bei'm Feueranfachen verwendet wird. Reich daran ist besonders die arme geschäftslose Eifel. Könnten wir denn nicht auch diese Pflanze nützlich verwenden? Wie viel Verdienst würde der Armuth zufließen und wie manche Noth könnte dadurch gemildert, wenn nicht ganz entfernt werden? Wer legt Hand an und lehrt, die Ginster vortheilhaft, wie dort, zu verwenden?

Eine Ostenderin.

Begebenheit aus der Geschichte von Ostende,

erzählt von

W. O. Horn.

Ostende ist, wie meine Leser und Leserinnen wissen, eine ächt flamändische Stadt, am Strande der Nordsee, und war einst eine höchst bedeutende See- und Handelsstadt, auch salva venia vor ehrlichen Leuten, ein arges Seeräubernest. Jetzt ist sie von dieser Höhe tief hinabgesunken. Ihr Handel ist nicht mehr von Bedeutung; ihre Seeschifffahrt geringe, und die Flotte Ostende's, die einst mächtig die Fluthen der Nordsee beherrschte, ist zu einer nicht einmal ansehnlichen Zahl mäßiger Sloop's zusammengeschrumpft, die zum Fischfange hinaussteuern. Was in den Hafen einläuft, sind diese heimkehrenden Fischerboote; hier und da ein kleineres Handelsschiff, und die Dampfer, welche die Reisenden täglich nach England führen oder dorther auf das Festland bringen. Nur zwei Punkte sind es, die Ostende's Ansehen erhalten, nämlich: die Austernparks, darin diese, den Feinschmeckern so beliebten Schaalthiere gemästet werden, und das Seebad, das Tausende von Badegästen hierher führt. Ich darf es als bekannt voraussetzen, wie heilsam das Seebad für schwachnervige, von Geistesarbeit abgespannte und überhaupt schwächliche Personen ist. Wie neugeboren steigt man aus den brausenden Wellen. Hab's ja selber erfahren! Ostende ist besonders zum Seebade geeignet, weil ein weit in die See hinausreichender, allmählig und langsam zur Tiefe sich senkender Strand ihm vorzugsweise gegeben ist, dessen feiner Sand kein verwundendes Steinchen in sich schließt, und weil die Wellen der Nordsee selten ausbleiben, welche überhaupt die erste Bedingung des Seebades sind. Daher wird es auch jährlich mehr besucht und in den Monaten August und September drängen sich Tausende von Badegästen auf dem schmalen, hohen Steindamme, an dem sich die Fluth bricht in schäumender Brandung, und alle Sprachen Europa's berühren hier das Ohr dessen, der beobachtend sich durch die bunte Menge windet und drängt.

Es ist hier nicht meine Absicht, das Seebad und die eigenthümlichen Auftritte, die es dem Auge darbietet, zu beschreiben; noch weniger die Stadt Ostende, die sich durch Nichts eigentlich auszeichnet, als dadurch, daß sie nicht ausgezeichnet ist; sondern eine Begebenheit will ich erzählen, die uns um zweihundert Jahre zurück führt, und die sich zu Ostende zutrug, in einer Zeit, welche Ostende berühmt gemacht hat, die aber auch zugleich der Wendepunkt seines seestädtischen Glanzes geworden ist. Vorher aber muß ich noch Einiges über die Quelle beibringen, aus welcher ich diese Begebenheit geschöpft habe, die auf gutem Grunde ruht.

Es war im Sommer 1857, als ein hartnäckiges Leiden und eine große Entkräftung mich zwang, das Seebad zu gebrauchen. Schon einmal hatte ich in Ostende Heilung gefunden, und zwar vor vier Jahren. Da war es denn eine gewisse Dankbarkeit und Anhänglichkeit, die mich nach Ostende führte, um zu genesen. Mit einer freudigen Hoffnung, daß mir der Herr auch jetzt die Wellen der Nordsee segnen werde, fuhr ich den Rhein hinab, und von Cöln aus mit der Eisenbahn durch die vielen Tunnels der flandrischen Ebene zu, wo die alten schönen Städte liegen, trauernd um die Zeit stolzer Größe und gewaltigen Reichthums, die weit, weit hinter ihnen liegt; — der Ebene zu, sage ich, deren Gesichtskreis die halbgraue Dünenkette begrenzt, hinter welcher das blaue Meer zu endloser Ferne sich hindehnt mit seinen nie ruhenden Wellen. Nun, lieber Leser, das ist keine leichte Arbeit, vom Morgen früh bis zum Abende sich von einer weidlich ausgefahrenen, mit kreuzschlechten Wagen versehenen, wacke-

ngen Eisenbahn hin und her schaukeln zu lassen, zumal, wenn man sich unwohl fühlt und an und für sich angegriffen ist!

Ich war todtmüde, mißmuthig und mir war unbehaglich, als endlich der Zug hielt und der Schaffner in den Wagen rief: Ostende! — Gottlob! sagte ich aus einem Schlummer erwachend, der mich nicht im Mindesten erquickt hatte, denn der August von Anno 1857 hatte eingeheizt, daß man sich nicht zu helfen wußte, und der feine Sand, der Alles überdeckt und durchdringt, je näher man der See kommt, hatte auch das Seinige reichlich dazu beigetragen, das Unbehagen und den Mißmuth über die lange, langweilige und ermüdende Fahrt zu vermehren. Also Ostende? sagte ich zu mir. Nun konnte mir Nichts lieber sein, als wenn ich meine alte Wohnung und meine alten, braven Hausleute wiederfände!

So steuerte ich denn dem wohlbekannten Nr. 42 in der „Buttermilchgasse" — wie, seltsamer Weise, eine der bedeutenderen Straßen der Stadt heißt, welche in fast gerader Richtung vom Hafen, an dessen Seite der Bahnhof liegt, zum Meere hinauf führt, — zu. Lebt Capitain Morissons noch? fragte ich eine Nachbarin, die ich noch kannte. Sie nickte bejahend und wies mich an die Hauseigenthümerin.

Er lebt noch, sagte eine junge Frau, die an die Thüre getreten war, aber er ist nach Antwerpen gezogen, und wir haben das Haus gekauft. — Da war ich denn bitterlich getäuscht.

So? — antwortete ich gedehnt. Das thut mir leid! Und damit machte ich eine Wendung nach Rechts, die mehr sagte, als viele Worte. Die Frau rühmte ihre neueingerichtete Wohnung, aber ich war ärgerlich, da ich den alten, wackern Seemann nicht mehr traf, und ging weiter. — Wohnungen waren genug da, und so fand ich denn bald eine, die mir zusagte, und die ich miethete. Ich hätte sie freilich, wie ich nachher fand, um denselben Preis besser haben können, aber die Leute, schlichte Bürgersleute, waren freundlich, gefällig und gutmüthig, und so blieb ich und war zufrieden mit dem Stübchen.

Die Hitze war drückend bis in die Nacht, und Ostende hat keinen Schatten, keine Bäume, und sein sogenannter „Prinzengarten" ist so armselig und enge, daß er diesen Namen fast nur zum Spotte zu tragen scheint. Da ist man zwischen dem Bade und den kühleren Stunden des Nachmittags fest in die Stube gedrängt. Wo soll man hin an dem schattenlosen Orte? Was thun, um die Zeit zu vertreiben, und Schlafen? Nein, das geht nicht; die Hitze ist zu groß. Plaudern? Ja, dazu gehören liebe Bekannte, und die hat man nicht gleich, denn unter den Tausenden von Menschenkindern fand ich in den ersten Tagen, ja in der ersten Woche keine bekannte Seele. Da bleibt nur Lesen übrig, und dazu hatte ich mir wohl manches gute, schöne Buch mitgenommen, und das war sehr gut. Mein Hauswirth hat mich oft so am Fenster sitzen und lesen sehen, wenn die Sonne weg war und eine kühlere Luft dann und wann durch die breite, schöne Sankt Josephsstraße wehte.

Eines Tages trat er bescheiden an mich heran und sagte, sein Käpplein ziehend: Mynheer, Ihr scheint gerne zu lesen.

O ja, Meister, sagte ich, aber es fehlt mir bald an Büchern.

Nun, da hat's guten Weg, Mynheer, versetzte er lächelnd. Könnt Ihr flamändisch lesen, Mynheer?

Gewiß besser, als reden!

Und wolltet Ihr einmal eine Chronik von Ostende lesen?

Zecker! (Sicher!) erwiederte ich, Eins der wenigen Worte, die ich behalten, anbringend.

So seid so gut und wartet ein Bischen, Mynheer! sagte er, und lief weg. Wenige Augenblicke später kam er die Stiege herab und trug einen dicken, großen Band, in Schweinsleder gebunden, unter dem Arme, und machte eine wichtige Miene.

Das ist eine Beschreibung der großen Belagerung von Ostende, sagte er, die Euch vergnügen wird! Besonders mache ich Euch auf das Annetje aufmerksam, denn die ist noch aus meiner Familie. Das war ein Weib! Blerem! Mynheer, solche sind rar in Flandern, so rar, wie die Hasen und Hirsche, die's bei Euch zu Lande in Menge gibt!

Ich dachte an 1848, zuckte die Achseln, nahm dankend das Buch und las — und las mich immer mehr hinein und als ich die Geschichte von Annetje gelesen, sagte ich auch: Das war ein Weib!

Aber dabei dachte ich an die Maje und an ihre lieben Leser und Leserinnen, und auch ihnen möchte ich von Annetje erzählen, wie ich's in dem Buche fand, und ich denke, sie wissen mir's Dank, daß ich es that, denn das war ein Weib, die als ein Muster auch für Deutsche gelten kann — doch die Flammander sind ja Deutsche.

I.

Wenn man die Buttermilchstraße hinauf nach dem Meere geht, so stehen da, wo der Weg nach dem Pallisadenthore geht, welches auf die Brücke über den Festungsgraben mündet, der zum Kursaale leitet, zwei Gebäude, das Eine rechts, das Andere links, welche einen düstern, unfreundlichen Eindruck machen. Das rechts ist eine alte, niedere, massige, feuchte Kaserne, darinnen die Soldaten eben keinen annehmlichen Wohnsitz haben mögen; das links stehende Haus ist aus rothen, dunkeln Ziegelsteinen erbaut und schaut, fensterlos, den Wanderer unheimlich an. Es ist eine Bierbrauerei. Hinter diesem Gebäude führt ein Pfad, hart an den Resten der alten, nun in Wälle umgewandelten Dünen vorüber, im Halbkreise hinten in die „lange Straße," eine der schönsten Querstraßen der Stadt Ostende.

Um das Jahr 1600 sah es hier anders aus, als heute. Die alte, von den Kanonen während der schrecklichen Drangsal von 1601 bis 1604 völlig niedergeschmetterte Stadt hatte eine andere Lage, wie die darauf neu erstandene; sie lag weiter vom Meere zurück, und was jetzt Wälle sind, waren damals Dünen, vom Sandhafer überwuchert und befestigt, wie die draußen am Meere es noch heute sind.

Wo jetzt die ebengenannten Gebäude und die daran sich weiterhin anlehnenden stehen, war ein weiter, freier Raum, den hier und da kleine, niedliche Wohnungen einnahmen, wie wir sie noch jetzt hinter den Dünen, nach Mariakerke hin, wahrnehmen.

Es waren einstöckige Häuschen, aus dunkelgebrannten Ziegelsteinen erbaut, an die sich ein kleiner Stall für eine Kuh oder Ziege anschloß. Nett und sauber sahen die Häuschen aus, wie sie noch heute sind. Kleine Fensterchen ließen ein mäßiges Licht ein. Das Dach von Schilf deckte sie genügsam und für die bescheidenen Lebensansprüche ihrer Bewohner reichte der Raum, den sie boten, hinlänglich aus. Man bedurfte vor zweihundert Jahren, um froh zu sein, nicht so viel Raum, als heute.

Da, wo jetzt die dunkle Brauerei steht, stand damals Eins dieser Häuschen. Es war in besserem Zustande, als die Nachbarhäuschen; sah reinlicher und anmuthiger aus, als sie, und zeichnete sich auch noch in anderer Weise vor ihnen aus. So durch einen kleinen Garten, in dem neben Zwiebeln und Kohl auch einige Blumen, wenn auch sehr kümmerlich, wuchsen und blühten, ein Umstand, der auf eine sorgfältige Pflege hinwies, da Ostende mit seiner in grellen Abständen wechselnden Witterung kein Ort ist, wo Blumen im Freien lustig blühen und gedeihen. Der Garten war in zwei Hälften getheilt, durch welche in Mitten der Weg zur Hausthüre hindurchging.

Einen Zaun oder Gehege hatte der kleine, gehälftete Garten nicht, wohl aber zu seinem Schutze ringsum einen kleinen Wall von Lette und Sand, festgeschlagen und von einem kümmerlichen Rasen überwachsen. Vor des Hauses

Thüre stand ein Birnbaum von ansehnlicher Größe, wenigstens für Ostende, das baumlose, von ansehnlicher Höhe; denn sein Gipfel reichte ziemlich hoch über das Dach des Häuschens hinaus und seine Aeste waren gesund, wenn auch seine Blätter eine fahle Farbe hatten, und zur Sommerszeit trug er gelbe Birnen mit rothen Bäckchen.

Eine Reihe von Jahren früher sah man bei dem Häuschen einige Riemen zum Rudern eines Bootes, ein paar Hamen zum Fang der Graneelen, der kleinen, wohlschmeckenden Seekrebschen, und einige größere Netze, zum Trocknen auf den Dünen ausgebreitet. Das war später verschwunden, weil der, welcher hier wohnte, ein menschliches Wrack, seeuntüchtig geworden war und diese Werkzeuge eines thätigen Matrosenlebens in Zeiten, wo man vor Anker liegt, überflüssig geworden waren. Seitdem war es stiller und ruhiger um das Häuschen geworden, mit Ausnahme einer glockenklaren, biegsamen, wohltönenden Stimme, die bisweilen ein flamisches Volkslied zu eigener Lust sang.

Jan Verstolk bewohnte das Häuschen mit seiner Frau und seiner Tochter, die etwa neunzehn Jahre alt war, und frisch, wie eine Lerche, sang. Jan hatte seine seemännische Laufbahn als Schiffsjunge begonnen; war zum Matrosen aufgestiegen und hatte sie als Steuermann beendet, aber ohne seinen eigenen Willen. Er war von jeher eine grundehrliche Haut und darum bei Schiffsrhedern und Matrosen beliebt. In Ostende, wo er braver Schustersleute Kind war, weilte er, seit seine Eltern todt waren, selten lange, sondern war stets an Bord irgend eines Ostender Schiffes. Das hinderte ihn nicht, ein braves Mädchen zu heirathen, die zu hausen verstand und zu Rathe zu halten wußte, was Jan ersparte, denn er war kein so leichtfertiger und liederlicher Vogel, wie es die Ostender Matrosen in der Regel sind. Er war auch kein Säufer, wie sie, sondern brachte allemal seiner lieben Frau, was er verdient, bei Häller und Pfänning heim und lebte mit ihr in Frieden und Liebe ein glückliches Leben. Es ist gewiß, so eine brave Frau weiß aus einem Pfänning einen Groschen zu machen, und das verstand Eva, Jan's junge Frau, aus dem Fundamente. Sie arbeitete fleißig, während er in See war; wusch und flickte für die Seeleute; nähte und strickte und genoß des tadellosesten Rufes mit Recht und Grund.

So wuchs das kleine Vermögen Jan's, ohne daß er es selbst wußte, denn er fragte nicht: Eva, was machst du mit dem Gelde, welches ich dir bringe? — Und Eva schwieg und freute sich, ihn einmal recht erfreuen zu können. Sie wußte wohl, wie sie das konnte, und womit.

Das Häuschen, das jetzt Jan bewohnte, gehörte damals einem alten Steuermann, der sich vor Anker gelegt, das heißt, das Seeleben aufgegeben hatte. Tausendmal sagte Jan: Das Häuschen ist recht meine Augenlust. Ich wollt', es wäre mein. Ein schöneres gibt's am Strande der Nordsee nicht und gerne gäb' ich mein Vaterhaus in der Josephsstraße dafür hin, so nahe es auch am Hafen liegt.

Das waren Fingerzeige für das gute Weib. Sie wartete, sparte und sammelte, und als sich Liebhaber für Jan's Vaterhaus fanden, hielt sie sie etwas hin. Endlich kam der Zeitpunkt ihres Handelns. Sie verkaufte plötzlich, während Jan auf dem Meere schwamm, das Vaterhaus und Niemand ahnete warum, bis sie auf der Versteigerung die Wohnung des alten Steuermanns erwarb, der gestorben war. Mit dem Erlös von dem Vaterhause Jan's und ihren Ersparnissen konnte sie es bis auf den letzten Häller bezahlen.

Jedermann erstaunte über die Mittel der Frau Eva, aber es war Alles klar und richtig und die Leute sahen, was Sparsamkeit und Fleiß fertig bringen, wenn sie Hand in Hand gehen bei Mann und Frau, und es wäre gut gewesen, wenn sie ein Exempel d'ran genommen hätten; dazu fehlte aber die Lust, denn man sagt, die Gewohnheit ist die andere Natur.

Als sie ihren richtig quittirten Steigbrief hatte, zog sie mit ihrem kleinen, ein halbes Jahr alten Kinde, in das Häuschen; reinigte und fegte es tellerblank;

pflanzte den Garten schön; begoß den mit Blüthen bedeckten Birnbaum, daß er Früchte ansetzte und — harrte freudig der Heimkunft Jan's, die nicht mehr lange ausbleiben konnte.

Eines Tages ging Frau Eva mit ihrem bildschönen Annetje auf dem Arme über den Gemüsemarkt, wo die Genter Gärtner ihre herrlichen Früchte und Gemüse zierlich aufgestellt hatten, da sprang der Schiffsjunge von der „Stadt Ostende," der Brigg, auf welcher Jan Steuermann war, an sie heran, grüßte höflich und rief: Meffrouw, wir sind eben angelaufen; Alles frisch! Und fort lief er wieder, ohne daß er weiter Rede gestanden. Das war ein freudiger Schrei für die junge, blühende Frau! Eva kaufte sich schnell etwas Gemüse in ihren blechernen Korb und eilte dann, flüchtigen Fußes, zum Hafen.

Ja, da stand ihr lieber Jan am Steuerruder und schwang seinen Hut ihr entgegen zum frohen Willkommensgruße, und nicht lange darnach lag er an ihrem Herzen und bedeckte das liebe Kind mit seinen derben Küssen, das sich abwandte und schrie.

Jan sah schmerzlich nach dem Kinde und sagte bewegt: Es will mich nicht!

Hast's zu derb geküßt, erwiederte lächelnd Eva.

Annetje! rief Jan mit dem weichsten Tone, dem einschmeichelndsten, dessen er fähig war.

Es schien, als tage in dem Gedächtniß des Kindes eine Erinnerung von diesem Ton. Es wandte sich um und sah ihn lächelnd an.

Es kennt mich! rief Jan und that einen Satz in die Luft, daß das Kind lachte. Jetzt war er außer sich vor Lust. Er streckte dem Kinde seine Arme entgegen und es reckte seine Aermchen nach ihm.

Jan wußte sich vor Glück nicht zu fassen. Er nahm das Kind auf seinen Arm und folgte, es liebkosend, Eva, die den Weg nach dem Damme einschlug. Jan bemerkte es nicht und folgte ihr, immer nur mit dem lieblichen Kinde beschäftigt, das neckisch bald das Gesichtchen ihm zuwandte, bald es wieder an seinem Nacken verbarg.

So kamen sie hinter die Dünen und schritten dem Häuschen zu, ohne daß es der glückliche Vater bemerkte, der nur Sinn und Augen für sein Kind hatte.

Vor dem Gärtchen blieb Eva stehen und sagt: Tritt ein!

Bist du toll, Eva? rief er aus. Was soll ich bei dem alten Grunzer, dem Brummer? Sein Häuschen war meine Lust, er mein Aerger. Laß uns doch heim gehen!

Wir sind hier daheim! erwiederte schalkig lächelnd das junge Weib.

Eva? bist du krank im Kopfe, liebes Weib?

Sie ergriff seine Hand und zog ihn in's Haus. Da standen die wohlbekannten, einfachen Geräthe, die er von den Aeltern ererbt. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

Eva, hast du es gemiethet? fragte er erstaunt.

Nein, gekauft! sagte sie.

Er setzte sich in den alten Lehnstuhl, in dem sein Vater gestorben war; setzte das Kind auf sein Bein und starrte sein lächelndes Weib an.

Jetzt erzählte sie ihm, was sie gethan, und wie sie seinen Matrosen- und Steuermannslohn nie angegriffen, sondern sich mit ihrer Hände Arbeit ernährt und Sümmchen zu Sümmchen gespart; dann das Häuschen gekauft und mit dem Erlöse des Vaterhauses blank bezahlt. Sie legte den Kaufbrief vor. Es war richtig. Der Kaufbrief war quittirt.

Da erhob sich Jan rasch, setzte das Kind auf das Bette und erfaßte Eva, indem er sie in die Höhe schwang und sie schüttelte, daß sie schrie.

Weib, rief er aus, du bist eine Perle, wie es keine zweite gibt!

Er konnte es nicht fassen und erst nach und nach fand er sich zurecht; aber sein Glück, seine Freude kannte kein Maaß. Mit wahrem Stolze betrachtete er sich die Räume, das Gärtchen, den Birnbaum. Reich, wie ein König, dünkte

er sich zu sein und Weib und Kind vollendeten sein Glück, dessen er sich dieses Mal länger erfreuen durfte, da eine stürmische Zeit folgte und andauernd das Auslaufen seines Schiffes verhinderte.

Er wurde nun noch sparsamer, da er einsehen gelernt, welche schöne Früchte es trug. Zudem hatte er nun für Annetje zu sorgen, und diese Vaterpflicht zu erfüllen, war ihm eine wahre Lust und Wonne.

So vergingen Jahre und Jahre. Das Kind wuchs heran und wurde ein wahres Engelsbild und Jan's Wohlstand wuchs unter Eva's weiser Leitung und Ordnung; aber der Weg war weit zu einer unabhängigen Lebensstellung. Die Zeiten der Unruhen in den Niederlanden waren ungünstig dafür.

Eines Tages aber fuhr Jan von Amsterdam gen Ostende mit seinem Schiffe. Der Rheder und Eigenthümer desselben, der sonst die Fahrten mitzumachen pflegte und das Schiff befehligte, war in Amsterdam geblieben und hatte dem erprobten Jan den Befehl übertragen.

Ein wüthender Sturm ereilte die „Stadt Ostende," wie das Schiff hieß, und verschlug das Schiff weit in die See. Drei Tage und drei Nächte hielt er an. Jan's Erfahrung und Kunst rettete das Schiff zwar, aber es hatte furchtbar gelitten, als der Sturm sich legte. Die Zerstörung an Tau und Takelwerk wurde auf's Bestmöglichste ausgebessert und so steuerte das Schiff wieder im richtigen Kurse der flandrischen Küste zu, als plötzlich ein Matrose vom Top rief: ein Wrack in Sicht!

Wo? fragte Jan.

Der Matrose deutete der Küste zu.

Schnell änderte Jan den Kurs. Vielleicht sind Unglückliche zu retten! sagte er.

Bald sah man vom Decke ein Schiff, das nur noch einen Mast hatte und willenlos, das heißt, ohne menschliche Leitung, auf dem Meere zu schwimmen schien.

Als sie näher kamen, zeigte es sich, daß das Schiff von seiner Mannschaft verlassen und ein spanisches Handelsfahrzeug war. Ein Boot wurde ausgesetzt.

Als die Mannschaft zurückkam, berichtete sie, es sei keine lebende Seele auf dem Schiffe mehr. Die Mannschaft habe es ohne Zweifel in feiger Todesfurcht verlassen; zwar scheine es einen Leck zu haben, er könne jedoch von keiner erheblichen Bedeutung sein; dafür stehe das Wasser im Raume nicht hoch genug, da es offenbar schon ziemlich lange verlassen sei.

So ist es unser! rief Jan. Getraut Ihr Euch, durch angestrengte Arbeit das Schiff nach Ostende zu bringen?

Ja, ja! riefen Alle.

Wohlan, so nehmen wir's in's Schlepptau und halten es durch Pumpen über Wasser.

Es ist neues, prächtiges Fahrzeug! erklärten die Matrosen.

Um so besser! sagte Jan und ordnete an, daß die Hälfte der Mannschaft mit ihm auf das Wrack gehe. Durch ein geschicktes Wenden des Schiffes und begünstigt vom Winde, gelang es den tüchtigen Seeleuten, das Schiff in's Schlepptau zu nehmen und mit allen Segeln ihres Schiffes und einem tüchtigen auf dem Wrack selbst, an einem Nothmaste angebrachten, gelang es, unter beständigem, Tag und Nacht fortgesetztem Pumpen das Schiff nicht nur über Wasser zu halten, sondern es glücklich in den Hafen von Ostende zu bringen.

Hier, wo kunstgeübte Schiffsbauer genug waren, wurde das Schiff untersucht und nur ein kleiner Leck gefunden. Die Ladung war theilweise, weil sie in spanischen Weinen bestand, noch schadlos.

Das Schiff und die Ladung gehörte nach dem Seerechte Jan und seinen Gefährten. Sie verkauften Beides sehr gut und Jan brachte mehrere Tausende heim. Jetzt war seine Zukunft gesichert und Eva beschwor ihn, am Lande zu bleiben.

Das war ein schwerer Kampf, den Jan jetzt zu bestehen hatte; denn die See zu meiden, so lange er noch seetüchtig ist, hält ein rechter Seemann nicht aus. Wie theuer ihm auch Weib und Kind war, er rief fast verzweifelnd aus: Auf dem Lande muß ich sterben! Laßt mich zur See gehen!

Und er ging wieder in See, bis er in einem Sturme den Arm brach. Da war's am Ende. Schlecht geheilt, blieb der Arm steif.

Ich bin mit acht und vierzig Jahren ein Wrack und muß abtackeln und am Strande liegen! sagte er, und die hellen Thränen glänzten in seinen Augen, als die „Stadt Ostende" ohne ihn wieder auslief.

Er mußte sich in sein Geschick ergeben und that es, ohne deshalb mürrisch zu werden. Kam einmal eine Kummerwolke auf seine Stirne, so hatte Annetje es ganz in seiner Macht, sie wegzuscheuchen, und das gelang allemal dem heitern, schönen Mädchen. Es durfte ihm nur schmeicheln und liebkosen, bis er es: seine kleine Wetterhexe nannte; dann war Alles vorüber.

Als das Mädchen achtzehn Jahre alt war, gingen, auffallender Weise, alle junge Matrosen und Steuerleute, ja viele junge Männer aus höheren Ständen, wenn sie nach dem Meere gingen, nur durch die Buttermilchgasse, während die Kapellenstraße und andere auch dahin führten. Die Leute lachten und meinten: Ja, da oben in dem Häuschen wohne der Magnet, der diese Anziehungskraft ausübe. Es mußte wohl wahr sein; denn, war das engelschöne Annetje im Garten oder sang es im Hause ein Lied, so blieben sie allemal stehen, um einen freundlichen Blick, ein freundliches Wort zu erhaschen, oder die bezaubernden Töne zu behorchen.

Jan Verstolk merkte das wohl und hatte seine Lust und Freude daran.

So freundlich Annetje Allen war, so gerne sie mit Jedem einmal scherzte, so konnte doch Keiner sagen: er habe einen Vorzug vor Andern. — Keiner? — War die Frage strenge zu beantworten, so konnte man nicht Ja sagen, ohne der Wahrheit ein wenig allzu nahe zu treten; denn Einer war darunter, dem lächelte das Mädchen am freundlichsten; dem folgte ihr Blick, wenn sie sicher war, daß weder er, noch Andere es merken konnten, und wenn er kam, so bückte sich das Mädchen tiefer zu seinen Pflanzen, um die glühende Röthe ihrer Wangen zu verbergen. Sprach sie mit ihm ein paar Worte, so hatte diese silberklare Stimme einen viel weichern Ton, als sonst — kurz — es war mit den Beiden nicht ganz richtig, daran war kein Zweifel.

Aber Jan und Eva hatten nichts gemerkt und auch sonst Niemand; nur die Zweie wußten, daß sie sich lieb hatten, wußten's Beide, und doch hatten sie niemals mehr, als ein paar freundliche Worte mit einander gewechselt, nicht mehr und nicht weniger, als die Andern auch. Und sie wußten's doch!

Es war für Annetje's Zufriedenheit gut, daß es Jan nicht wußte, denn der würde drein gefahren sein, wie ein Nordweststurm in die Tackelage eines Schiffes, und das hätte gerasselt und geprasselt, daß es eine Art gehabt.

Seit Jan ein reicher Mann war, nach dem Maße seiner Standesgenossen, war er hartköpfig geworden, und seit er am Strande vor Anker lag, kamen ihm die alten Geschichten mehr in's Andenken, als es gut sein mochte. Er hatte Nichts zu thun, da geht's so! und Graneelen fangen und Muscheln sammeln, ist doch keine stetige Arbeit.

Er dachte da oft an eine höchst ärgerliche Geschichte aus seinen ersten Matrosenjahren, da er etwa ein Bursche von siebzehn Jahren war. Er war damals an Bord eines Schooners, der den seltsamen Namen: „het flammetje" führte. Wie schon der Name kurios und toll war für ein hübsches Schiff, so war der Rheder und Kapitain des Schiffes, der reiche Herr van Meulendonk von Ostende, ein toller Geselle, hitzköpfig und querköpfig, wie nur Einer auf der Nordsee schwamm. Er bezahlte seine Leute gut, das zog die Matrosen zu ihm — aber leiden konnte ihn Keiner, weil er tolle Streiche machte, Alles verstehen wollte und nichts verstand. Einen eigenen Steuermann hatte er nicht,

sondern er selbst war Rheder, Kapitain und Steuermann in einer Person, und alle Matrosen, vom jüngsten bis zum ältesten, mußten an's Steuer, allein er befahl, wie es mußte gelenkt werden.

Nun kennt jeder Seemann den Felsen von Cancal und weiß auf ein Haar, daß an diesem Felsen mehr Schiffe zerschellten, wenn sie im Sturme ihm nahe kamen, als glücklich vorbeigeführt wurden. Da mußte Einer ein geriebener Seemann sein, wenn er das Schiff glücklich daran vorüber bringen sollte, wenn die See so hoch ging und der Sturm so los und unbändig war, wie damals.

Jan war schon mehr denn einmal mit Fischersloops vorbeigesegelt und kannte die Weise, wie man da das Schiff regieren mußte, ohne zu scheitern. Er war immer ein offener Kopf gewesen, der Acht gab.

So kam es denn, daß das Schiff „het flammetje" unfern des Felsens von Cancal von einem Sturme übereilt wurde. Er blies mit allen Backen und mit einem Athem, der nie ausging. Der Schooner war ein prächtiger Segler, und wie auch die See rollte und der Sturm das Schiff gegen den Cancal trieb, Jan getraute sich, das Schiff glücklich vorüber zu leiten; aber da befahl Mynheer van Meulendonk gerade das Gegentheil. Jan machte Vorstellungen, und das machte den Mynheer wüthend. Er wollte es besser verstehen. Er ergriff das Steuer selbst und — das Schiff war rettungslos verloren, wenn er fortsteuerte.

Die Matrosen wurden schwierig. Sie sahen ihren Tod vor Augen. — Immer näher rückte die Gefahr. Da traten sie zu ihm und stellten ihm die Gefahr vor und verlangten, daß er Jan an's Ruder lasse.

Bleich vor Wuth, aber selbst erkennend, daß kaum noch Rettung war, überließ er das Ruder Jan und — er rettete das Schiff.

Als die Gefahr vorüber war, kochte Wuth und gekränkter Hochmuth in des Patrons Seele gegen Jan. Er lief den Hafen von Dünkirchen an, und klagte über Meuterei auf seinem Schiffe. Jan wurde verhaftet, die Matrosen vernommen; aber ehe Jan frei wurde, segelte der Patron von dannen und Jan blieb in Dünkirchen. Er wurde zwar freigesprochen, aber er kam spät erst heim und klagte gegen den Patron. Die Sache machte ungeheures Aufsehen, aber so viel Mühe sich Mynheer van Meulendonk gab, ja, wie die Leute sagten, wie viel er es sich kosten ließ, Jan erhielt Recht. Seitdem haßten sich die Zweie entsetzlich. Und gerade der, den Annetje liebte und der sie im Herzen trug, war der Sohn des Patrons des Schiffes „het flammetje," der junge, reiche Hendrick van Meulendonk. — Man konnte aber auch sagen: der brave, allgemein geachtete, bildschöne Hendrick van Meulendonk; denn der junge Mann war in allen Augen ein wahres Muster, und die Töchter der ersten Familien von Ostende, die eine Tonne Goldes Mitgift hatten, würden sich glücklich geschätzt haben, hätte er sie nur einmal so angeblickt, wie das liebreizende Schiffermädchen an den Dünen, Jan Verstolk's Annetje. Das geschah aber nicht. Er war kalt, höflich, gefällig gegen sie, und damit war das Kapitel am Ende. Sie meinten, der habe einen Stein, so hart wie die Lütticher Steine, die zum Seedamme verwendet würden, da, wo Andere das Herz haben. Das war indessen grundfalsch, und das erröthend lächelnde Annetje wußte es besser, schwieg aber wohlweislich, denn es gibt Dinge, über die ein Mädchen nur mit sich selbst redet.

Jan hatte wohl auch gehört, daß seines Feindes Sohn so brav sei; aber was kümmerte ihn d e r? Es ist gut, sagte er, wenn er kein Narr und Bösewicht ist, wie sein Vater. Der ist krank im Kopfe ohne daß er Genever trinkt! — Blerem, der hätte mir die Hände küssen sollen, und statt dessen läßt er mich verhaften! Gott vergelt' es ihm! Blerem! — Eva tadelte ihn, weil er so feindselig bliebe.

Annetje beugte sich auf ihre Arbeit, um ihr bleiches Gesicht und die Thräne zu verbergen, die sie sich umsonst bemühte, zurückzuhalten, wenn ihr Vater so über den alten Meulendonk haselirte.

Was? rief er. Du willst dich in meine Sachen mischen? Du bist ein braves Weib, aber das verstehst du nicht. Solch' ein Undank brennt in die Seele hinein.

Und er trägt mir noch immer den alten Haß. An ihm wär's, nicht an mir, die Hand zu bieten. Und — es fragt sich, ob ich die Hand annähme?

Damit war's ab, aber in Annetje's Seele lag ein tiefes Weh seitdem. Hendrick sah's. Er hätte blind sein müssen, wenn er es nicht hätte sehen sollen. Es drückte ihm schier das Herz ab. Wie sollte er die Ursache erfahren?

Nach und nach gab es sich wieder, weil Jan nicht mehr davon redete; allein die Scheidewand blieb und die Zweie kamen sich näher, nämlich nicht die Väter, wohl aber die Kinder.

Mittlerweile erkrankte der alte Mynheer van Meulendonk und kam dahin, wo die Hoffnung sinkt, länger auf Erden zu leben. Hendrick bat ihn, dem alten Jan zu vergeben, da er ja doch der Retter des Schiffes gewesen. Sein Bitten wirkte. Er verlangte nach Jan. Da eilte Hendrick hinauf an die Dünen und trat klopfenden Herzens in das niedliche Häuschen.

Annetje stand ahnungslos im Vorplatz, der freilich so klein war, daß höchstens Zweie Platz hatten und die mußten sich nah in die Augen sehen.

Als sie die eiligen Schritte hinter sich hörte, sah sie sich um; die Wirkung dieses Blickes aber war eine wundersame. Sie erglühte zuerst, dann erbleichte sie zu Schnee und mit weitgeöffneten Augen starrte sie Hendrick an, während ihre Arme, gelähmt vom Schrecken, kraftlos herab sanken. Sie war keines Wortes mächtig, ja sie konnte sich kaum rühren.

Annetje, sagte Hendrick, der diesen Schrecken, selbst erschreckend, wahrnahm, Annetje, warum erschrickst du vor mir? O Mädchen, sieh mich doch freundlicher an!

Dieses Wort, dieser Ton durchzitterte sie. Verwirrt im vollsten Sinne des Wortes, sagte sie oder stotterte sie vielmehr heraus: Mynheer, was führt Sie zu uns?

Er ergriff die herabgesunkene Hand, drückte sie innig und sagte: Wollte Gott, ich dürfte sagen: Du allein! Aber jetzt muß ich zu deinem Vater. Wo ist er?

Kennet Ihr ihn, Mynheer? fragte erbebend das Mädchen.

Ja, erwiederte Hendrick, ich weiß von dem alten Hasse, der nicht rostet, wie die alte Liebe; aber vielleicht ist der Augenblick gekommen, wo er endet.

Das Mädchen faltete unwillkürlich seine Hände vor der Brust und flüsterte: Gott gebe es!

Hendrick warf einen Blick auf sie, der den Jubel seiner Seele über dieß Wort aussprach, denn er gab ihm eine ursachliche Deutung nach seinem Herzen — und Annetje erröthete mächtiger, als vorher.

Er klopfte an.

Des alten Seemanns rauhe Stimme rief dem Klopfenden herein.

Als Jan den jungen Mann sah, erkannte er ihn sogleich, und eine mächtige Ader auf seiner Stirne schwoll an. Er mäßigte sich, aber dennoch verriethen seine Züge den tiefgewurzelten Groll. Stolz richtete er sich auf.

Mynheer van Meulendonk, was führt Euch über die Schwelle eines Mannes, der von Euch nichts Freundliches erwartet, weil er es nie erfuhr?

Verzeiht, Jan Verstolk, sagte mild der junge Mann und that, als habe er die Worte nicht gehört, die sich an die Frage anreiheten, es ist die Bitte eines Sterbenden, die mich zu Euch führt.

Und wer ist der Sterbende, der nach mir verlangt?

Mein Vater!

Es muß ein Irrthum sein, erwiederte mit einer fürchterlichen Kälte Jan und ließ sich wieder in den Sessel nieder, aus dem er eben erst sich erhoben hatte, um der Höflichkeit zu genügen. Euer Vater kann unmöglich nach dem Manne verlangen, dem er die Treue so schauderhaft vergalt.

Hendrick war bleich geworden. Er sammelte sich jedoch wieder und sagte: Die Bitte eines Sterbenden, der sein Unrecht bereuet und gut machen will, solltet Ihr nicht unerhört lassen. Es wäre sehr hart und grausam!

B e r e u e t — und g u t m a c h e n w i l l — wiederholte gedehnt, und wie, wenn er es recht verstehen möchte, der alte Seemann.

Herr, das klingt wie das Säuseln der Brise im Takelwerk nach langer Windstille.

Er stand auf.

Jan, Jan, rief Eva, der die Thränen in den Augen standen, bedenke, daß du auch vor Gottes Richterstuhl treten mußt!

Weib, sprach Jan, sich zu ihr wendend, du hast Recht. Gib mir meinen Südwester und mein Lederwamms. Schnell war beides da und Jan folgte Hendrick.

Als sie in die dunkelverhängte Krankenstube in dem palastartigen Hause van Meulendonk's traten, sagte Hendrik: Mein Vater, Jan Verstolk ist hier.

So? Ist er gekommen? sagte der Kranke. Das ist sehr brav von ihm. Wo ist er? Ich sehe ihn nicht!

Hier, Patron, sagte Jan vortretend, dem es in diesem Augenblicke, wo er diese Stimme nach zwanzig Jahren zum ersten Male wieder hörte, gerade so war, als ständen Beide auf dem Deck des Schiffes „het flammetje.“

Jetzt sah ihn der Kranke, der ein Bild des Todes, vor Jan's Blicken da lag.

Der Seemann erschrack. An diesem Anblick zerrann die Täuschung seines Gedächtnisses.

Ihr habt einen Leck, Mynheer? sagte er auf gut Seemännisch.

Freilich, Jan, und das Schifflein wird bald sinken, erwiederte in die Ausdrucksweise eingehend, der Kranke.

Denkst du noch an den Felsen von Cancal? fragte er.

Der liebe Gott hat mein Gedächtniß mir erhalten!

So? — Aber, Jan, ich fühle es, ich hatte Unrecht und habe dir, dem ich Schiff und Leben dankte, Unrecht gethan.

So? sagte Jan. Fühlt Ihr das? Ich wollte, Ihr hättet's damals gefühlt, als Ihr „het flammetje“ Dünkirchen anlaufen ließet!

Damals, ja, wär's besser gewesen, sagte bewegt der Kranke. Jan, vergib mir mein Unrecht, daß ich sterben kann, wie ein Christ! Es liegt, wie einer Tonne Gewicht auf meiner Seele.

Ueber Jan's Gesicht flog ein Strahl von Freude. Er wandte sich zu Hendrick. Habt ihr's gehört, Mynheer, der Patron bittet seinen Matrosen um Verzeihung!

Ja, sagte er und trat zum Bette, und reichte seine harte, schwielige Hand dem Kranken, ja, Patron, ich verzeihe es Euch vor Gott und Euerem Sohne! Ich will nicht mehr d'ran gedenken, so wahr mir Gott gnädig sei!

Amen! sagte Hendrick, tief ergriffen, denn Jan's Stimme zitterte vor Bewegung, als er diese Worte sprach.

Der Kranke ergriff hastig die derbe Hand des Seemanns und drückte sie kräftig in seiner Aufregung.

Ich danke dir, Jan, sprach der Kranke. Gott lohne es dir! Jetzt kann ich ruhig sterben!

Jan ließ ihm seine Hand. Allmälig erkaltete darin die des alten Meulendonk. Jan zog nun seine Hand zurück, trat näher zum Bette, drückte dem Verstorbenen die Augen zu und sagte bewegt: Schlaft in Frieden, Patron! — Gott sei Euch gnädig! Dann stülpte er den Südwester auf das schneeweiße, struppige Haar, wandte sich und ging, ohne auf Hendrick zu achten, denn er hatte, überwältigt von dem, was er erlebt, ganz vergessen, daß noch Jemand außer ihm und dem Todten im Gemache war.

II.

Jan kam heim, still, in sich verschlossen, aber es lag eine eigenthümliche Heiterkeit auf seinen starken Gesichtszügen, deren Haut den Anschein hatte, als wäre sie gegerbt, ein Ansehen, welches dem Seemann immer eigenthümlich ist, und welches die Seeleute wetterhart nennen. Er setzte sich in seinen Sessel und faltete seine Hände und schloß die Augen. Er betete und die beiden weiblichen Zuschauer ließen ihre Arbeit ruhen, um seine Andacht nicht zu stören.

Nach einer Weile rührte er sich, sah Frau und Kind an und sagte: So! — Ich glaube, ich habe nun gethan, was ein Christ thun soll!

Gottlob! sprachen Eva und Annetje zugleich.

Ich hab' ihm vergeben und ihm die Augen zugedrückt und für ihn gebetet. Er hat die Anker gelichtet für die Ewigkeit, fuhr er fort, aber mehr mit sich redend, als mit denen, die in der Stube waren, ja es war zweifelhaft, ob er ihr: Gottlob! auch nur gehört.

Es ist doch gut so, fuhr er fort. Mir ist so wohl, wie mir's lange nicht war, das heißt, so im Herzen, im Gemüthe, und das muß wohl eine Folge sein von dem Vergeben und Verzeihen! Nun, das Sterben ist doch ein ernstes Geschäft. Blerem! Die Anker lichten für die Ewigkeit! Und dort der Richter! Gott sei meiner Seele gnädig.

Er schwieg wieder eine kleine Weile, dann fuhr er in seinem halben Selbstgespräche fort: Wo mag aber der Sohn hingekommen sein? Ich sah ihn nicht; — doch — ich erinnere mich jetzt, er stand weinend zu Häupten des Bettes. Ich hab' ihm nicht einmal Valet gesagt. Das war dumm! Was wird er von mir denken?

Darüber sei unbesorgt, Jan, fiel Eva ein. Er wird gesehen haben, daß du doch stark bewegt warst.

Ja, Weib, ja, erwiederte, wie aus einem Traume erwachend, der Seemann. Du hast wieder einmal Recht. So wird's auch sein.

Wann begraben sie ihn denn? fragte Eva.

Weiß ich's, war Jan's Antwort.

Wirst ihm doch auch zu Grabe gehen? fragte Eva.

Warum nicht? Bin zu seinem Sterbebette gegangen, warum nicht zu Grabe? Aber ich weiß es doch nicht und wohne weit von der Stadt.

Der brave Sohn wird's dir schon ansagen lassen durch den Leichenbitter.

Ich denke auch, erwiederte Jan, und stand auf. Er ging auf die Dünen und setzte sich dort stille hin, denn, was er erlebt, das bewegte mächtig sein Inneres.

Die Sonne sank stille in's Meer. Die Wellen waren in einer sanften Bewegung, und der letzte Blick des strahlenden Gestirnes, das nach Gottes Ordnung und Willen den Tag erleuchtet, zitterte in einem breiten Lichtstreifen über das vergoldete Meer bis zu Jan herüber, daß er auch seine Gestalt verklärte. Der Alte war in tiefen Gedanken. Wollte Gott, sagte er leise vor sich hin, ich könnte auch einmal so friedlich hinübergehen, wie die Sonne jetzt in's Meer sank! Aber — aber —! Die Stürme werden kommen, auch über Ostende! Man sagt's, und die Leute haben gewiß Grund und Ursache dazu. Er schüttelte heftig den Kopf. Es ist doch arg in der Welt, sagte er. Wozu der Haß, die Feindschaft, der Krieg? Seit ich am Sterbebette des Patron's gestanden, ist mir's ganz friedlich zu Muthe. Warum sind nicht alle so? Und ich meine, der Anblick eines Schlachtfeldes müßte einen ebenso großen Abscheu vor dem Kriege erwecken, wie das Sterbebette des Patrons in mir einen Abscheu vor dem Hader erweckt hat! — Er schüttelte wieder heftig den Kopf, auf dem der wachstuchene Südwester saß, erhob sich und kehrte zu seiner Wohnung zurück.

Noch war die kurze Dämmerung des langen Sommertages nicht ganz hereingebrochen, als er schon in seinem Lehnstuhle saß. In's Gärtchen konnte er von da nicht sehen, sonst hätte er bemerken müssen, wie nach einem Blicke gegen die Stadt hin, die Wangen seines schönen Kindes in höherer Gluth zu blühen begannen, welche Gluth am stärksten wurde, als eine Mannesstimme ihr den guten Abend bot. Sie richtete sich erglühend auf und dankte mit einem Lächeln, das ein Herz stärker schlagen machen konnte.

Ist dein Vater zu Hause? fragte Hendrick van Meulendonk. Sie bejahte und der junge Mann trat, ihr noch einen Blick der Liebe zuwerfend, in das Haus.

Sein Empfang bei Jan Verstolk war ein ganz anderer, als der erste.

Jan erhob sich rasch aus seinem Sessel, trat dem Jüngling entgegen und reichte ihm die derbe Rechte, in der die seines Vaters im Tode erkaltet war.

Seid willkommen, Mynheer, sagte der Seemann, seine Hand drückend. Was ist's, daß Ihr Euern Kiel nach meiner Wohnung richtet?

Ich komme, Euch zu danken, Steuermann Jan, für die christliche Liebe, die Ihr meinem Vater —

Ah was! unterbrach ihn Jan. Mynheer van Meulendonk, Ihr habt gehört, wie mein braves Weib das auch so nannte, wie Ihr jetzt. Das ist aber, glaube ich, Pflicht und Schuldigkeit, und daher soll man nicht danken. Macht keine Flausen und schweiget mir davon stille.

Ich gehorche, sagte Hendrick, denn ich bin, wie Ihr Seeleute sagt, bei Euch an Bord, und da habt Ihr das Commando.

Jan gefiel diese seemännische Redeweise. Das habt Ihr brav gemacht, Mynheer! Nun, so laßt's gut sein.

Wohl, sagte Hendrick, die Hand des Seemanns kräftig schüttelnd; aber ich habe noch Etwas mit Euch abzuthun; mein theurer Vater wird Morgen um zehn Uhr Vormittags beerdigt und die Gilden geben ihm, da er zu der Gilde der Bogenschützen gehörte, das Geleit zur letzten Ruhestatt. Euch wollte ich den Leichenbitter nicht schicken, sondern Euch selbst bitten, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Jan fühlte wohl, wie schmeichelhaft das war und dankte, indem er zusagte. Hendrick entfernte sich und Jan gab ihm das Geleite bis zur Hausthüre, eine Ehre, die er nur Einem erwies, nämlich dem Nachbar Tennhage, der zehn Jahre älter war, als Jan. Daß er die Ehre einem Jüngern erwies, zeigte, daß er ihn sehr werth hielt, denn höherer Stand und Reichthum galt vor dem alten Steuermann als werthlos und das bestimmte bei ihm den Werth des Menschen nicht.

Hendrick hätte es lieber gesehen, Jan wäre weniger höflich an diesem Abende gewesen, denn — die Dämmerung hatte sich rasch hinter die Dünen gesenkt. Eine glücklichere Stunde, ein paar Worte mit Annetje zu plaudern, mochte sich nicht finden lassen, und sie war auch nicht ohne Grund im Gärtchen geblieben.

Hendrick sah, daß das zerrann, aber er benutzte die Gunst des Augenblicks nach Kräften. Er wandte sich noch einmal zu Jan und sagte:

Steuermann Jan, Ihr habt Euch am Felsen von Cancal und am Sterbebette als der ächte Freund meines Vaters bewiesen. Traget diese Gesinnung auf mich über und erlaubt, daß ich Euch je und dann, wenn es die jetzt auf mir allein lastenden Handelsgeschäfte erlauben, einmal besuche.

Topp, Mynheer, erwiederte Jan. So oft Ihr Euere Segel hier herauf richtet und bei mir einlaufen wollt, dürft Ihr Euch vor Anker legen und ich will Euch gerne sehen.

Annetje erbebte im Innersten bei diesen Worten und die Gluth deckte wieder Wangen und Stirne. Es war ein Glück, daß die Dämmerung ihren Schleier auch über das jugendliche Antlitz warf.

Eva, die an der Thüre der kleinen Küche stand und die Reden auch gehört, sagte leise: Der redet vom Käfig und meint das Vögelein, das drinnen sitzt, und der Vogelsteller merkt's nicht! Bei meiner Treue, guter Jan, du bist's nicht, dem der etwaige Besuch gilt. Wenn sich nur das gute Kind nicht bethören läßt.

Hendrick war längst hinter den Dünnen auf der Seite des Hafens verschwunden, als Jan zu Eva trat.

Blerem! sagte er, das ist ein Staatsjongetje, der Hendrick! Eine ganz andere Art, als der Alte war. Der muß seiner Mutter nacharten? Weißt du Etwas von der? Eva?

Freilich! entgegnete die Angeredete. Sie war die Tochter des reichen van Delft, der in der Hafenstraße wohnte, und ich hörte oft die Armen sagen, wenn sie aus dem Hause kamen: Das Mietje von Delft ist ein Engel, denn die gibt doppelte Wohlthat, Trostworte, Segensworte, Mahnworte und auch noch Geld!

Blerem! Da hab' ich mich nicht geirrt! sagte Jan heiter lächelnd, denn gerade so sieht mir das Jongetje aus!

Die Höflichkeit, welche Hendrick nicht ohne Absicht dem alten Seemanne erwiesen, trug ihm Früchte, wie er sie wünschte, und er ging hinter den Dünen den Weg zu seinem einsamen Hause mit dem Gedanken, daß er nun fortab manche glückliche Stunde, vielleicht die Einzigen, die ihm zu Theil werden konnten, in dem Häuschen hinter den Dünen zubringen werde, und sein Herz pochte stärker bei diesem Gedanken.

Und noch ein anderes pochte heftiger, als je. Jan hatte es gar nicht in der Dämmerung bemerkt, daß Annetje im Garten war. Er trat wieder in die kleine Stube und setzte sich in seinen Sessel, indem er die ernsten Bilder an seiner Seele vorüber gehen ließ, die seit dem Tode des Patrons unausgesetzt seine Seele beschäftigt hatten.

Annetje setzte sich auf das Bänklein unter dem Birnbaum und dachte dem nach, was sie eben gehört. Ihr Herz pochte heftig. Wenn er nun kommt, sagte sie leise zu sich, was wird das werden? Wird er sich zusammennehmen? O wie muß ich über mich wachen, — denn — ich — habe — ihn — — lieb! Es war heraus, über die Lippe, das stille Geheimniß des jugendlichen Herzens, und sie erschrack fast selbst vor dem Worte. O mein Gott, wie soll das werden und enden? Lieben kann und werde ich nur ihn, ihn allein und für ewig! Das fühl' ich. Aber — welche Kluft zwischen ihm und mir! Unübersteiglich! Das arme Schifferkind, und der junge Alleinerbe des reichsten Mannes von Ostende! Nein, das geht nicht! Nun und nimmer! Armes Herz!

Die Thränen rieselten über ihre Wangen. Sie kämpfte heiß. Endlich bog sie die Knie im nächtlichen, sie völlig umhüllenden Dunkel und betete um Kraft, das eigne, schwache Herz zu besiegen.

Da erhellte ein Blitz die Nacht. Sie fuhr empor und floh in das Haus. Der Donner grollte heftig. Das Wetter kam näher. Der Sturm wühlte das Meer furchtbar auf, daß die Fluthwelle, die jetzt gerade kam, wider die Dämme schlug, als wollte sie sie vernichten. Es klang wie mächtige Kanonenschläge und zwischendrein hallte furchtbar der Donner in gewaltigen Schlägen und die Blitze fuhren am Himmel hin wie feurige Schlangen. Die Möven zogen wehklagend in großen Schaaren dem Lande, zu, und ihr Wehklagen, so ergreifend und herzdurchschneidend, hallte in den Zwischenräumen schauerlich durch die Nacht; die warnende Lootsenglocke wimmerte in ergreifenden Lauten in diesen Aufruhr der Elemente.

Annetje floh in ihr Kämmerlein und fiel weinend auf ihr Bette. Ach, sollte das prophetisch sein? fragte sie und rang die schneeweißen Hände.

Annetje! rief die Mutter.

Sie trocknete ihre Thränen und eilte hinab.

Du hast geweint? fragte Jan betroffen.

Ach, du weißt, wie weich das Kind ist, sagte statt ihrer die Mutter, im besten Meinen, das Rechte getroffen zu haben. Sie hat gewiß an die armen Seefahrer gedacht, die auf der See in diesem Wetter in Gefahren sind, die fast die menschliche Kraft und Weisheit verhöhnen.

Das ist brav, sprach Jan. Zünde die Thranlampe, ich will das Sturmgebet vorlesen. Während die Mutter nach dem Lichte ging, griff Jan nach einem alten Buche, das auf dem Gesimsbrette lag und als sie das Licht brachte, las er in tiefer Andacht das Gebet um Gottes Schutz und Obhut für die, welche auf den Wellen des Meeres in dem gebrechlichen Bauwerke der Menschenhand schwammen, das wir Schiff nennen.

Sie verzehrten stille ihr Abendbrot und suchten das Bette. Der Sturm heulte fort; die Lootsenglocke wimmerte in die schwarzdunkle Nacht; die Möven stießen ihre Angstschreie aus und der Schlaf floh ein paar thränenerfüllte Augen, bis endlich jenseits Mitternacht die Macht der Natur sie schloß und in's Reich der Träume hinüber die Gedanken und Gefühle spielte, die sich zu schauerlichen Bildern zusammenreiheten.

Es ist ein beneidenswerther Vorzug der Jugend, daß selbst die düstersten Ahnungen, die schreckenvollsten Bilder der Einbildungskraft, keine lange Dauer haben, und ihre Wurzeln nicht tief einschlagen können. Der leichte, bewegliche Sinn der Jugend ist schnell wieder der heitern Seite des Lebens zugewendet und ein Hauch des frischen Lebens weht die düstern Vorstellungen hinweg. So kehrte auch bei Annetje die heitere Ruhe wieder, als am Morgen die Sonne wieder vom blauen Himmel lachte. Die Schläge der Brandung, die nur allmählig sich zu mindern pflegen, hörte sie nicht, denn die Sorge des kleinen Hauswesens forderte ihre ganze Aufmerksamkeit.

Tage und Wochen vergingen, Hendrick ließ sich nicht sehen, ging nicht vorüber, kam nicht in's Haus, wie er doch sich erboten hatte. Die Sehnsucht nach dem An-

blicke des geliebten Jünglings wollte die Brust sprengen. Der Gesang verstummte. Sie wurde ernst und nachdenklich. Sollte er krank sein? — Wie sollte sie das erfahren? —

Endlich hob Jan selbst ihre Sorgen, ohne es zu ahnen. Eines Tages kam er aus dem Hafen, wohin ihn täglich Bedürfniß und alte Gewohnheit führte. Es war ein heißer Tag gewesen und er setzte sich auf das Bänklein unter dem Birnbaume und sah Eva und Annetje zu, die krauteten, pflanzten und begossen.

Nachdem er den Südwester abgelegt und das stramm zugeknöpfte Lederwamms gelüftet, auch ein paarmal geblasen und gepustet und mit dem Lederärmel den Schweiß von der Stirne gestrichen hatte, sagte er: der junge Meulendonk hat aber seine Arbeit jetzt. Das arme Jongetje fühlt die Last und Bürde des Geschäftes, das der alte Patron bis jetzt fast alleine auf seinen Schultern getragen. Nun, es ist ihm gut. Er muß lernen, was es heißt, ein Kaufmann zu sein, wie es der Ruf des Hauses Meulendonk fordert. Natürlich muß er einmal alle Waarenvorräthe mit den Büchern vergleichen und sehen, was er hat. Mag ein hübsch Sümmchen werth sein! Blerem! Der alte Patron hat Etwas zusammengeschafft! Ich sprach ihn heute im Hafen. Ist aber dabei kerngesund und sagte bedauerlich, er werde noch in vierzehn Tagen mich nicht besuchen können; er komme nicht einmal zu einem Gange in frischer Luft, es sei denn vom Hafen in's Haus und aus der Schreibstube in's Magazin oder in seine Schiffe. Der Reichthum ist doch auch eine Last! Aber ein Jongetje ist's nach dem Herzen Gottes, ohne Stolz, ohne Hochmuth. Blieb bei mir auf der Straße stehen und fragte nach Weib und Kind, als ob's Unsereiner wäre! Damit fiel denn die Last von der Brust des Mädchens und sie geduldete sich.

Endlich — es war an einem Sonntag Nachmittage — saß der alte Nachbar Tennhage bei Jan in der Stube, deren Fensterlein offen waren, denn unter dem Birnbaume war es zum Verschmachten heiß. Sie plauderten von den kriegerischen Zeitläuften, belobten und tadelten den Rath der Stadt, je nachdem sie seinen Anschluß an die Niederlande und das Haus Nassau ansahen. Sie besorgten, daß die feindliche Macht auch Ostende in den Kreis ihrer Heimsuchungen ziehen möchte.

Annetje hörte theilweise, was die alten Männer judicirten, theils schweiften ihre Gedanken zu dem, dessen Bild ihre ganze Seele erfüllte. Sie stand am offenen Fenster und nickte den Vorübergehenden, plötzlich aber durchzuckte sie ein jäher, freudiger Schrecken und eine Gluth übergoß das schöne Gesicht. Niemand in der Stube, wohl aber Einer draußen sah dies Erröthen und sah es mit inniger Freude.

Es war Hendrick van Meulendonk, der mit raschem Schritte sich dem Häuschen näherte.

Sie wollte fliehen, aber die Beine versagten ihr den Dienst. Ehe sie sich völlig gesammelt, trat er, achtungsvoll grüßend in das Stübchen.

Jan stand auf und wollte dem werthen Gaste den Sessel einräumen. Sanft aber nöthigte ihn Hendrick, sich wieder niederzulassen und nahm dankbar den Schemel, welchen ihm Annetje setzte; der alte Tennhage stand auf und wollte weggehen, weil er meinen mochte, ein Geschäft habe Hendrick zu Jan geführt.

Meister Tennhage, sagte Hendrick, der es merkte, wenn ich Euch von dem alten Nachbar und Freunde wegdrängen sollte, so wollt' ich lieber auf der Stelle mich entfernen, und müßte es bedauern, gekommen zu sein.

Ich wollte Eure Geschäfte nicht stören, Mynheer! sagte der ehrwürdige Greis, der einen gangbaren Spezereikram hielt.

Geschäfte? rief Hendrick. Ihr irret, die werde ich am Sonntage nicht abthun. Mich führt nur der Wunsch hierher, ein Stündchen mit dem treuesten Steuermanne meines seligen Vaters zu verplaudern, der ihm einst Leben und Vermögen am Felsen von Cancal rettete, und ich denke, daran nehmet Ihr auch Theil, denn von so alten, erfahrenen Männern, wie Ihr Beide, der Eine zur See, der Andere im Handel, kann ich junger Mensch nur Etwas lernen! Das gefiel auch dem alten Krämer und er blieb, und bald entspann sich ein sehr lebhaftes Gespräch, das mehr und mehr selbst

die Frauen mit ihren Gedanken in jenen Kreis zog, zumal Hendrick auf's Wärmste die Sache der Niederlande vertrat.

Sollen wir uns preisgeben, sagte er, ohne uns zu wehren? Ostende vermag Etwas, wenn seine Bewohner vom rechten Geiste beseelt sind. Ihr, beide betagte Männer, wisset besser, als ich, wie die Stadt dem Herzoge von Parma widerstand, der sich ganz Flandern unterworfen hatte, und wie der Herzog von Anjou seine harte Stirne widerrannte, ohne Etwas zu erzielen.

Ihr habt Recht, Mynheer, fiel ihm Jan in die Rede, ich war damals dabei und Ihr auch Tennhage. Wir sind jetzt gehörig fest hinter unsern Wällen und Bastionen, fester als damals und können uns schon tüchtig wehren.

Und werden es auch, so Gott will! sagte Hendrick mit Feuer. Das Gespräch blieb in diesem Gleise, bis endlich Tennhage wegging. Nun entfernte sich auch Hendrick, leider, ohne mit Annetje ein Wort gewechselt zu haben. Nur sein Auge ruhte auf dem schönen Mädchen mit unsäglichem Wohlgefallen und Eva hatte allein diese Blicke beobachtet.

Jan ergoß sich in das Lob des jungen Mannes und pries seinen Verstand und seine edle Gesinnung und diese Worte waren nur Wohllaut für das Ohr seines Kindes.

Einige Tage später ging früh am Tage Jan mit Eva nach Mariakerke, um dort eine junge Kuh zu kaufen, da die ihre zu alt war, um in den Dünen zu weiden.

Annetje saß allein in der Stube, als plötzlich Hendrick vor ihr stand.

Sie stieß unwillkürlich einen Angstschrei aus; aber der junge Mann wollte sich wieder entfernen.

Ich sehe, daß ich dir unangenehm bin! sagte er.

Annetje bat ihn nicht zu bleiben und er blieb dennoch. Er hatte die Alten sich entfernen gesehen, und wollte einmal sein Herz vor dem Mädchen ausschütten. Das that er auf die sittigste und edelste Weise. Er legte ihr sein Herz offen, daß sie erkannte, wie innig er sie liebte, wie redlich seine Absichten seien. Daß das liebende Mädchen auch ihm ihre Liebe bekannte, blieb nicht aus. Wie wäre es anders möglich gewesen? An ein Weggehen, wenn etwa Annetje's Eltern heimkehrten, dachte er nicht; vielmehr wollte er sie nun erwarten. Der Abend neigte sich schon auf Meer und Land, als endlich Jan, Eva vorausschreitend, in die Thüre trat und mit Erstaunen und steigendem Unwillen Hendrick erblickte, der neben Annetje saß und ihre Hand in der seinigen hielt.

Was gibt's hier? rief er. War das der Zweck Eurer Besuche? Ich hätte Besseres von Euch gedacht, als daß Ihr hinter dem Rücken der Aeltern ein unschuldiges Mädchen heimlich besuchet und ihren guten Ruf in Gefahr brächtet!

Hendrick trat vor ihn hin. Zürnet nicht, bat er bescheiden, und lernet erst meine Absichten kennen, ehe Ihr urtheilt. Uebel nehme ich es dem Vater nicht, daß er über diesen heimlichen Besuch zürnet; aber wie sollte ich mich mit dem eingezogenen Mädchen verständigen, als so? Höret mich an! Annetje und ich, wir lieben uns lange schon; aber noch kam kein Wort der Verständigung über unsre Lippe. Heute haben wir uns unsre Liebe gestanden —

Was Liebe, rief zornglühend Jan. Ihr könnet mein Kind nicht als Hausfrau nehmen, drum meidet meine Schwelle.

Wer sagt das? rief Hendrick. Bin ich nicht Herr meines Willens, meiner Hand? Wer hätte mir zu gebieten.

Ich sag's, Mynheer, ich! rief Jan. Ein armes Schifferkind paßt nicht in Euere Prunkgemächer und sie nicht zu ihr. — Gestern hat Pieter Gardiner um sie angehalten und er soll sie haben. Der paßt für sie. Gleich zu Gleich geht über Hoch und Reich!

Mann, Jan, was denkst du? rief Eva, der Taugenichts soll unser Kind haben? Nein, so lange ich lebe geschieht das nicht!

Weib, misch' dich nicht in meine Angelegenheiten, zürnte er. Ich bin Vater und Herr im Hause. Was ich will, muß geschehen. Oder steckst du mit unter der Decke da?

Vater, tödtet mich lieber! rief laut weinend und die Hände ringend das Mädchen.

Jan stampfte mit dem Fuße, den ein schwerer, unförmlicher Wasserstiefel bekleidete, auf den Boden, daß es dröhnte. Ein Ausbruch seines wildesten Zornes war im Anmarsch, als Hendrick seine Hand ergriff.

Als meines Vaters Schiff, von seiner Hand mißleitet, gegen den Felsen von Cancal getrieben wurde, wo es zerschellen mußte wie eine Eierschale unter eines Mannes Fußtritt, da gab er nothgedrungen nach und Ihr rettetet das Schiff und Aller Leben, die darauf waren. — Jan, zweier Menschen Lebensglück ist in diesem Augenblicke in gleicher Lage, als das Schiff het flammetje am Fesen von Cancal, und Ihr stehet da, wie dort mein Vater, und wollet es zertreten; weil ihr nicht hören wollet das, was ein ehrliches Herz Euch zu sagen hat.

Hendrick hätte nicht besser seine Waffen wählen können.

Jan schwieg und hörte ihn an. Nach einer Weile sagte er: Wohlan, ich will nicht handeln, wie der Patron damals. Redet, ich höre!

Er setzte sich in seinen Sessel und stützte den Kopf in die unskelige, harte Faust. Hendrick hatte halb gewonnen, was er als Ziel erstrebte. Ruhig, klar, fest und entschieden, sagte er Jan, daß er nie eine Andere zum Altare führen würde, als Annetje; und ganz dasselbe sagte er von ihr. Dann bat er um seinen väterlichen Segen zu ihrem Ehebund.

Jan richtete den Kopf in die Höhe und sah Annetje mit durchdringendem Blicke an. Ist's so? fragte er das weinende Mädchen.

Annetje fühlte, daß eine Entscheidung nahte. Sie nahm ihren ganzen Muth, ihre ganze Seelenstärke zusammen, sah ihren Vater fest an, und sagte: Nie habe ich Euch eine Unwahrheit gesagt. Heute gilt's für mich Leben oder Tod, — denn nur mit Hendrick kann und mag ich leben; drum sag' ich: Ja, so ist's!

Jan's Kopf sank auf die Brust.

In diesem Augenblick öffnete Tennhage die Thür und rief herein: Schon wieder da? Wie ist der Handel ausgefallen? — aber in diesem Augenbicke überschaute und — begriff er die Lage der Dinge, erschrack und wollte sich schnell zurückziehen.

Hendrick kam ihm zuvor, ergriff ihn bei der Hand und zog ihn in die Stube.

Tennhage, sagte Jan, merkt Ihr, wo das hinaus will?

Tennhage nickte lächelnd und sagte: Glück zu, lieber Nachbar, denn Mynheer van Meulendonk meint es ehrlich und treu, ich merkte das schon lange.

Was? rief Jan, Ihr merktet es und verschwiegt mir's? Seid Ihr ein ehrlicher Freund und treuer Nachbar?

Langsam, Jan, sagte ernst Tennhage, ich denke Beides zu sein. Ich sah, daß sich die jungen Leute lieb hatten und erwog den Abstand der Verhältnisse zwischen Beiden. Aber ich erwog, daß Annetje werth ist, eine Königskrone zu tragen und die schönste, liebenswürdigste und edelste Königin sein würde, und dachte: Mynheer van Meulendonk hat Recht; ich erwog ferner, daß er ein ehrenwerther junger Mann ist, der nicht eines jungen Mädchens Kopf verdrehen will, um sie unglücklich zu machen, sondern ehrliche Absichten habe, das liebe Kind zu seiner ehelichen Hausfrau zu machen; ich erwog endlich, daß mein lieber Nachbar und alter, treuer Freund Jan Verstolk kein Narr sein und einem so wackern Manne, wie Mynheer Hendrick, sein Kind mit Freuden geben werde, da es ihn von Herzen lieb hat, und darum schwieg ich; jetzt aber muß ich reden, damit meine gute Meinung von meinem lieben Freunde Jan Verstolk nicht völlig und unheilbar Schiffbruch leide!

Jan sah ihn eine Weile an; dann sprang er auf und rief: das soll sie wahrhaftig nicht, mein braver Nachbar und Freund!

Kaum war das Wort aus seinem Munde, da ergriff Hendrick Annetje's Hand und zog sie zum Vater, und beide knieten nieder und baten: Segnet uns! Und Jan und Eva legten ihre Hände in einander und segneten sie und Tennhage rief freudig aus: Gott segne Euch, der Euch sichtbarlich für einander bestimmt hat.

Es machte ein unaussprechliches Aufsehen in Ostende, als es bekannt wurde

Hendrick von Meulendonk habe Jan Verstolk's Annetje zu seiner Gattin erwählt. Niemand wollte es anfänglich glauben, da der Abstand zu groß zu sein schien. Unstreitig war die Familie van Meulendonk eine der ersten und angesehensten der Stadt, eng verbunden mit den van Delft's, den van Maldeghem's und andern uralten Familien, die, sofern sie heirathsfähige Töchter hatten, mehr oder weniger sicher darauf gerechnet hatten, er werde sich eine ebenbürtige Gattin wählen und holen. Dann war wieder, ohne Widerspruch, Hendrick, wenn nicht der Reichste, doch sicher Einer der Reichsten der Stadt, dessen Schiffe die Meere durchfurchten; endlich war er ohne allen Zweifel unter allen jungen Männern der Stadt der Gesittetste, Geachtetste und Kenntnißreichste, der offenbar nur darum noch nicht im Magistrate der Stadt oder an dessen Spitze stand, weil er noch zu jung war.

Und dieser junge Mann, dem die ersten Jungfrauen der Stadt mit süßem Entzücken ihre Hand gereicht hätten, wählte sich die Tochter eines Dünenbewohners, eines Steuermanns, der zwar wohlhabend für seine Verhältnisse, dennoch solche Ansprüche für sein Kind nun und nimmer machen konnte; das war zu arg!

Alle, die so dachten, zürnten, grollten, haderten und manche scharfe Mutter- oder Tochterzunge beurtheilte diesen Schritt mit schneidender Schärfe und Härte. Das Mädchen selbst kannten sie gar nicht, denn Annetje führte das eingezogenste, stillste Leben und wenn sie ausging, trug sie den langen, schwarzen Mantel, der mit seiner Kaputze ihr schönes Gesicht verhüllte, wie ihn noch heute, der uralten Sitte treu, jede Ostenderin trägt, welche die öffentliche Straße betritt.

Je herber die Urtheile waren, desto größer wurde die vom Neide aufgestachelte Neugierde, die zu sehen, die über alle Vorurtheile des Standes und Vermögens einen so außerordentlichen Sieg errungen. Wenigen gelang dieß; aber die, denen es gelang, mußten sich gestehen, daß sie größeren Liebreiz, holdseligere Anmuth und siegendere Demuth und Bescheidenheit kaum je erblickt. Andere gestanden sich selbst das bloß und warfen die Lippen schnippisch in die Höhe, meinend, es sei denn doch so außerordentlich nicht, und manche vornehme Jungfrau könne sich wohl mit der armen Matrosendirne messen.

An solchen Urtheilen fehlt es nie in ähnlichen Fällen und die Leidenschaften rufen sie allemal wach.

Es gab indessen auch Leute, und die gehörten den Ständen an, welche näher an den Jan Verstolk's grenzten, welche den jungen Mann priesen, weil er die alten Vorurtheile niedertrat und einmal die andern Stände zu Ehren brachte. Und die das Mädchen kannten, sagten: Hendrick van Meulendonk ist der Gescheidteste in Ostende, denn er hat die Perle erkannt und erworben, die im Verborgenen lag.

Nur Einer rasete freilich. Es war der wilde, rohe Pieter Gardiner. Er hatte, nach Jan's aufmunternder Annahme seines Heirathsantrages, unbedingt auf die Hand des Mädchens gerechnet, das er glühend liebte. Er drohte Tod und Verderben und wurde aus Verzweiflung über das Vernichten seiner Wünsche nicht mehr nüchtern. Wer weiß, was der rohe Unhold gethan hätte, wäre nicht das Schiff, auf dem er unlängst Matrosendienste genommen, gerade um diese Zeit zu einer weiten, langdauernden Seereise ausgelaufen und er so für's Erste unschädlich geworden.

Hendrick merkte, wie die Vornehmen über seinen Schritt dachten, denn alle, selbst seine Verwandten, zogen sich schroff von ihm zurück und lösten die Bande völlig, die ihn bisher mit ihnen verbunden hatten. Er lächelte darüber, aber nur für Annetje that es ihm wehe, und in Einem Betrachte auch ihm, er hatte mit Annetje im Kreise dieser Leute — glänzen und ihre Vorurtheile siegreich niederschlagen wollen.

Er äußerte einmal einen solchen Gedanken, nur ihn andeutend. Annetje erfaßte ihn gleich und erklärte, da sie in solche Kreise nicht passe, würde sie sich nie in dieselben eindrängen, aber auch nicht in sie eingeführt sein wollen. Ueberhaupt widerstand sie auf's Festeste dem Wunsche Hendrick's, sich zu schmücken mit alle den Kostbarkeiten, mit denen sein Reichthum sie überhäufen konnte, und seine Liebe überhäufen wollte.

Ich will deinem Hause, deinem Stande keine Schande machen, sagte sie, durch eigensinniges Abweisen dessen, was ich dir schuldig bin, aber es darf und wird nur

das Nothwendigste und dann das Einfachste sein, und du gestattest, daß ich selbst es wähle. Man soll in Ostende nicht sagen, das Matrosenkind wolle ihre Herkunft mit deinem Gelde verdecken.

Tennhage, der diese Reden mit angehört, sagte mit großer Freude: Annetje, ich habe gesagt, du verdientest eine Fürstenkrone, und hätt' ich es damals nicht aus vollem Herzen gesagt, heute würde ich es vor aller Welt sagen!

Hendrick wollte seine Hochzeit mit alle dem Glanze feiern, den ihm sein Stand und sein Vermögen zuließ. Annetje bat ihn mit Thränen, es nicht zu thun. Deine Standesgenossen, deine Verwandten, die mich verachten, kommen doch nicht, sagte sie. Wozu denn diese Verschwendung? Nun, wenn meine Wünsche etwas bei dir gelten, so wird sie ganz in der Stille gefeiert und unsere Gäste sind einige deiner vorurtheilslosen Freunde, meine Eltern und Tennhage; aber um Eins bitte ich dich, fuhr sie fort: setze die Summen, die eine prunkvolle Hochzeitsfeier würde gekostet haben, aus, und laß die Armen, nicht bloß die Bettler, sondern die wahrhaft Armen, damit erfreuen. Ihre Segensgebete sind uns ein lohnenderes Bewußtsein, als der Beifall derer, deren Gaumen wir gekitzelt, deren Schaulust wir befriedigt hätten. Sieh, das ist nach meinem Sinne, und, nicht wahr, du schlägst es mir nicht ab?

Hendrick küßte gerührt die Thränen weg, die noch in ihren langen, dunkeln Wimpern zitterten und rief aus: Wie hat Tennhage die Wahrheit geredet!

Es blieb bei Annetje's Bestimmung. Die Trauung des schönen Paares geschah stille und unscheinbar und der biedere Tennhage rechnete es sich zu einer großen Ehre, die bedeutende Summe unter die Armen gewissenhaft zu vertheilen, die Hendrick höchst freigebig ihm zu diesem Zwecke überwiesen hatte, und Segenswünsche der alten, kranken und wirklich nothleidenden Armen stiegen in heißen Gebeten zum Himmel empor, und die Reichen und Angesehenen, die es ja doch auch erfuhren, konnten nicht anders, als den edeln Sinn des Mädchens bewundern, den sie in der Hütte unter den Dünen nie würden gesucht haben.

Annetje's Eltern widerstanden Hendrick's Bitten, der sie in sein Haus ziehen wollte.

Behüte mich Gott! mein lieber Sohn, sagte Jan. Dort ist mir's nicht geheuer, mir nicht und Eva nicht, die mir dieß Häuschen, das langjährige Ziel meiner kühnsten Wünsche, erspart hat. Dort käme mein Freund Tennhage nicht mehr zu mir, es wäre ihm zu unbequem, und den kann ich nicht mehr missen, jetzt, wo mir Annetje fehlt.

Annetje hatte das Hendrick vorausgesagt, er hatte es aber nicht glauben wollen. Dennoch aber kamen fast täglich die alten Leute zu ihren Kindern und gar oft begleitete sie der wackere Tennhage, der Annetje eben so schmerzlich im Häuschen seines Freundes Jan vermißte, als dieser selbst und seine Eva.

In Hendrick's Hause wohnte Glück und Friede. Sie ist ein Engel, sagte er sich tausendmal; sie ist ein Engel, sagten die Gehülfen im Geschäfte und die Dienstboten; sie ist ein milder Engel, sagten die Armen der Stadt, die sie treulich bedachte. Sie selbst ging oft in der Dämmerung, ungekannt im schwarzen, weiten Mantel der mittleren und unteren Stände Ostende's, zu den Alten, Kranken und Leidenden und brachte Trost und Hülfe, und der Preis ihrer Huld nud Wohlthätigkeit war in ihrem Munde und Herzen. Es konnte nicht wohl ausbleiben, daß solche Weise, ihren Reichthum anzuwenden, auch hinausdrang auf den Markt des Lebens, um so mehr, als sie in ihrer Erscheinung jedes Auffallende, und wenn es auch ihrem Stande und Vermögen hätte zukommen müssen, sorglich vermied, und in einer Einfachheit und Bescheidenheit auftrat, die ihr immer mehr die Herzen gewann und auch die versöhnte, die einst über Hendrick's Wahl gemurrt und bitter geurtheilt. Gerne suchten sie die Veranlassung, das Band wieder anzuknüpfen, das sie selbst zerrissen hatten, und Annetje war es, deren Bitten Hendrick dahin brachten, das Vergangene, das ihn so tief verletzt, zu vergessen und die Hand wieder anzunehmen, die ihm dargeboten wurde.

Seht Ihr's, sagte Tennhage, ihr Vater, der alte Jan, hatte Recht, wenn er sie liebkosend seine kleine Wetterhexe nannte. Sie hatte manchmal die Wetterwolken des

Unmuthes und des Zornes von seiner Stirne gejagt, wenn ihm etwas gegen die Strömung ging, und den Sonnenschein heitern Wetters und die fröhliche Brise in die Segel seines Herzens gehert.

Nun zeigt sich's wieder an den hoch- und dicknasigen Vornehmen, die meinten, das liebliche Schifferkind sei nicht von so feinem Stoffe, wie sie. Von dem Irrthume hat sie der Anblick kurirt, denn so fein und schön ist keine ihres Gelichters, als diese Blume der Dünen. Von den andern Irrthümern hat sie ihr Thun und Wesen geheilt. Respekt hat sie ihnen eingeflößt, und Jan würde sagen, sie danken Gott, wenn sie in ihrem Kurse segeln können, denn nun kamen sie allmälig herangekrochen wie Landschildkröten und recken die Köpfe aus dem Panzer ihres Hochmuths und blicken sie freundlich an und liebäugeln mit ihr und sie? Ja, das herrliche junge Weib läßt sie es nicht ahnen, daß sie ihren Haß kannte. Gott segne sie!

Was der alte Tennhage sagte, das sagte Ostende, aber nicht weil er es sagte, sondern weil dieselbe Gesinnung und Meinung alle theilten. Niemand aber war glücklicher als Hendrick, der alle Tage mehr den Werth seines Weibes erkannte, alle Tage sie höher schätzen und inniger lieben lernte.

Und auch in das Leben und Thun, in den eigenen Ton dieser vornehmen Leute wußte sie sich mit einer wunderbaren Biegsamkeit ihres Wesens zu finden, ohne das, was ihr darin widerstand, anzunehmen und gut zu heißen, was nach ihrem besseren Wissen und Gefühle dem gesunden, natürlichen Sinne oder dem Gefühle des Rechtes widersprach. Das sagte sie dann auch ehrlich, aber in einer so weichen, milden, gewinnenden Weise, daß es den lehrmeisterlichen Anstrich verlor, und auch nicht scharf war, zu verletzen. Und doch wirkte ihr Wort und Wesen mehr, als wenn es anders gewesen wäre und ihr sittlich reines Uebergewicht war zu groß, um nicht täglich an Geltung und Einfluß zu gewinnen.

III.

Dieses stille, selige Glück, dessen Hendrick sich erfreute, sollte nicht ungetrübt bleiben. Die Stürme aber, die es stören sollten, kamen nicht aus dem Innern des Familienlebens, sondern sie braußten aus andern Richtungen und trafen nicht ihn allein, sondern alle in seiner Vaterstadt Ostende. Was lange gedroht, was die Ostender und ihre Bundesgenossen längst vorausgesehen, was sie durch ihre Wehrhaftmachung der Stadt, durch ihre neuen Werke, den neuen Hafen, den des Meeres Gewalt hereingefressen in's wehrlose Land und doch zum Segen für Ostende gebildet hatte, abzuwehren hofften, das kam in einer Weise, die vielleicht Andere eingeschüchtert hätte, nicht aber die Bürger Ostende's und die Besatzung, welche zur See kam, um zu helfen den muthigen flandrischen Männern, die für Heerd und Familie, für Glauben und Freiheit zu kämpfen und zu bluten gelernt hatten. Ostende war eine feste Stadt geworden; zur See blieb ihr allezeit der Weg in die weite offene Welt, und die Zufuhr konnte ihr nicht abgeschnitten werden. Nicht einmal sehr nahe konnte ihr der Feind rücken, da zweimal täglich Ostende's treuester Verbündete, das Meer, seine wildbraußenden Fluthen in's nahe Land ergoß und Lachen und Sümpfe zurückließ, an denen des Feindes Klugheit und Witz, Kraft und Tapferkeit zu Schanden werden mußte, wenn von innen, aus der Stadt, der Karthaunen und Feldschlangen eherner Mund sich zu rechter Zeit aufthat, um auszuspeien Tod und Verderben auf die, welche es tollkühn wagten, sich der unnahbaren Stadt nahen zu wollen. Erst mußte Ostende und alle die, welche die Stadt vertheidigten, vertilgt sein, ehe es dem Feinde gelang, Herr über die Stätte zu werden, wo die Stadt gestanden. Und dennoch wagte es der Feind, Ostende zu belagern und zu berennen! — Allerdings war es herausfordernd, daß die Besatzung von Ostende häufig Züge in's offene, flandrische Land machte und durch ihre Contributionen das Land und seine Bürger arm zu machen drohte. Die Stände Flanderns riefen die Hülfe des Erzherzogs Albrecht an, aber Ostende griff er nicht an, für's Erste wenigstens, sondern es schien sein Plan, die Stadt mit einem Gürtel von einzelnen kleinen Festungen zu umgeben und ihr so an's Leben zu kommen, während er zunächst die räuberische Besatzung im Zaum halten zu wollen schien. Trotz

den steten Störungen und Neckereien der Besatzung von Ostende, entstanden rings um die Stadt siebzehn kleine Forts oder Festungen, in die der Erzherzog eine tapfere Besatzung legte, die aber noch mehr, als die Besatzung von Ostende, das Land aussaugten und quälten.

Alles aber deutete auf den Plan hin, daß der Erzherzog einen Schlag gegen Ostende im Schilde führe, denn seine Rüstungen, seine Anwerbungen neuer Söldner konnten nur Ostende gelten, dessen Eroberung die Stände Flanderns verlangten und mit schweren Opfern zu fördern bereit waren.

Das Alles wußte man in Ostende, darum wurde die Stadt immer mehr zur uneinnehmbaren Festung gemacht.

Welche Gegenwirkungen aber auch von Seiten der Holländer gemacht wurden, Ostende sah sich in den heißen Sommertagen des Jahres 1601 von einem großen Heere mit ungeheuren Belagerungsmitteln bedrängt. Die lange erwartete und gefürchtete Stunde hatte geschlagen. Der Donner der Kanonen kündigte der Stadt an, was ihr bevorstand. Aber sie bewirkten auch, daß sich alle waffenfähige Mannschaft dem Commandanten van der Noot zur Verfügung stellte, der sie in Fähnlein eintheilte und in den Waffen übte. Einem der Fähnlein stand Hendrick van Meulendonck vor, dessen leuchtendes Beispiel von Liebe und Hingebung für die theure Vaterstadt eine großartige Wirkung hervorgebracht hatte. Ostende hatte keine Bürger mehr, sie waren alle, wie durch einen Zauberschlag in Soldaten umgewandelt. Die Generalstaaten ließen es nicht an Hülfe fehlen, und bald sah Ostende einem großen Waffenplatze gleich, der von Soldaten wimmelte und mit Allem wohl versehen war, was zu einer hartnäckigen Gegenwehr erforderlich. Eine der ersten Handlungen van der Noot's war die, den Rath der Stadt und alle Hauptleute der Bürgerbewaffnung um sich zu versammeln. Er sagte ihnen unter Anderm: Eine schwere Zeit steht uns bevor, eine Zeit voll Anstrengungen, Opfern, Leiden und Drangsalen, an denen Frauen, Kinder und Greise weder Antheil nehmen können, noch dürfen. Es ist darum mein eiserner Wille, sie aus der Stadt und an sichere Orte bringen zu lassen, wo die Männer, in deren Hand das Vaterland sein Wohl gelegt hat, für sie mit Treue und Hingebung sorgen werden. In dreien Tagen müssen sie die Stadt verlassen. Es ist für Schiffe gesorgt. Waffnet Euch mit Ergebung, Ihr tapferen Männer; es muß geschieden sein von Allem, was uns lieb ist, aber nur zu ihrem und unserm Vortheil, denn wer möchte Weib und Kind, Vater oder Mutter an den Leiden einer langen Belagerung theilnehmen lassen? — Gehet hin und kündigt es der Bürgerschaft an!

Viele erbleichten. Unter ihnen Hendrick. Er fühlte ein Schwert durch seine Seele gehen. — Stumm vernahmen sie das eiserne Machtgebot, dem willenlos gehorcht werden mußte. Stumm verließen sie den Commandanten, aber wenige Stunden später war ein lautes Wehklagen in allen Häusern und Familien und dunkel, wie die kommende Nacht, legte sich der namenloseste Schmerz auf die Herzen. Wer könnte ganz die Wirkungen dieses Schmerzes beschreiben? Oder die Thränen zählen, die in dieser Nacht flossen? Und doch mußte noch in dieser Nacht Alles vorbereitet werden, denn die Schiffe lagen segelfertig im Hafen, die sie aufnehmen und fortbringen sollten. An einem Tage war dieß unmöglich, da man das, was man am Höchsten hielt, doch mitnehmen wollte und mußte. Wer zuerst an die Reihe kam, wußte auch Niemand; darum mußten sich alle gefaßt machen. Annetje war niedergedonnert von der Kunde. Sie war keines Wortes mächtig. Thränenströme rannen aus ihren schönen Augen und ihre Arme umfaßten den Geliebten, als wollten sie ihn nimmer lassen. So sehr ihm das Herz blutete, Hendrick versuchte Alles, sie zu trösten und sie zur Ergebung in das unabweisbare Geschick zu stimmen. Er führte sie noch am Abende hinauf an die Dünen, zu Jan und Eva, die mit Annetje die Stadt zu verlassen gezwungen waren. Dort war Tennhage, der mit Ruhe und Sammlung sich über die nothwendige Maßregel aussprach. Ob es ihm so um's Herz war? Wer konnte es sagen? Nur das ungewöhnliche Zucken der Muskeln seines Gesichtes schien dann und wann seine Worte Lügen zu strafen und von einem tiefern, ihn innerlich erregenden, mächtigen Gefühle Zeugniß zu geben. Aber es war keine Zeit mit Wehklagen zu verlieren, es

mußten Maßregeln verabredet werden und Hendrick hatte bereits eine sehr bedeutende Summe Geldes mitgebracht, die er Jan einhändigte und die ausreichend war, Annetje und ihre Aeltern auf Jahre hinaus gegen jede Noth sicher zu stellen. Alles wurde, wenn auch schweren Herzens, besprochen, was nöthig war. Nur Annetje saß stille da. Sie nahm keinen Antheil an dem Gespräche; sie sah starr an den Boden und es schien, als habe der namenlose Schmerz über die Trennung von ihrem geliebten Gatten sie völlig starr und theilnahmlos gemacht. Hendrick sah mit schwerem Kummer auf sie. Er trug doppelte Last auf seiner Seele — den eignen Schmerz und den um die Wirkung des Trennungsschmerzes auf sein theures Weib.

Kaum hatte jemals Ostende eine Nacht erlebt, wie diese, die der Trennung der heiligsten Verbindungen voranging, eine Trennung, die für Viele eine solche für das Leben in dieser Welt war, und die sich jedes Herz, erfüllt von den schwärzesten Vorahnungen, als eine solche dachte. Kein Haus war ohne das tiefste, schmerzlichste Weh, kein Herz, das nicht das ganze Maß desselben fühlte. Der Commandant van der Noot war ein eisenfester Mensch. Hatte er ein wohlerwogenes Wort gesprochen, so mußte es ausgeführt werden. Er selbst ging mit seinem Beispiele voran. Am Morgen ließ er das Werthvollste in Kisten an Bord des zunächst zu befrachtenden Schiffes bringen, dann führte er selbst sein Weib und seine zwei Kinder zu dem Boote, küßte sie und befahl sie dem Schutze Gottes, dann wandte er sich an die Bürger und sagte: So! nun bin ich Euer! — die Boote ruderten an's Schiff und van der Noot gebot, daß man in seiner Straße fortführe. —

Hendrick van Meulendonck wohnte in derselben Straße und so war die Reihe an ihm. —

Aber seit dem Abende, wo sie starr und stumm gewesen, und diesem Morgen war eine Wandlung mit ihr vorgegangen, die selbst Hendrick räthselhaft erschien. Sie war ruhig und leitete mit Umsicht und Ergebung, was gebieterisch die kurze gegebene Frist erheischte. Sie selbst und ihre, ihr treuergebene Dienerin packten den Aeltern und für sie selbst das Nothwendigste und dann kamen die beiden Alten, tief gebeugt herab zu ihren Kindern, um den schweren Gang zu thun.

Wo ist Tennhage? fragte Hendrick.

Der arme Mann liegt so schwer erkrankt darnieder, daß er wohl nicht auszuwandern braucht, sagte Jan mit großem Schmerze. Er wird die Anker für die Ewigkeit lichten!

Das betrübte Alle noch mehr.

Draußen, auf den Gassen, hörte man die Ausbrüche des Schmerzes in allen Abstufungen und aus den Häusern traten die Frauen und Kinder, gestützt auf ihre Gatten, die selbst der Stütze mitunter bedurften.

Van der Noot war sehr umsichtig gewesen. Von Leuten, die seines vollsten Vertrauens werth waren, ließ er die Besitzthümer der armen Ausgetriebenen bezeichnen und verladen und dann die Familie folgen. Es wurde Abend, ehe Annetje an die Reihe der Einschiffung kam und noch waren Viele zurück.

Herzergreifend und erschütternd waren die Auftritte, wenn nun eine Familie schied und das dem Tode geweihte Haupt derselben, den geliebten Vater und Gatten, zurücklassen mußte! — Keine Feder vermag's auch nur annähernd diese Bilder des herbsten Jammers und Unglücks mit Worten darzustellen! — Selbst die rohesten Seeleute, die im langen Kriege wild und hart gewordenen Soldaten, konnten ihrer Thränen nicht Herr und Meister werden, wenn sie sahen, wie die Herzen derer fast vor Weh brachen, die hier — für diese Welt zum letzten Male sich sahen.

Bleich wie eine Leiche, hing Annetje am Arme des von Leid und Weh durchschauerten Gatten. Sie lehnte ihren schönen Kopf an sein Herz; aber kein Wort wurde gewechselt. —

Da nahte das verhängnißvolle Boot! — Die Aeltern nahmen von Hendrick schmerzlichen Abschied und bestiegen das Boot. — Annetje umschlang Hendricks Hals — dann riß sie sich los und sprang in's Boot, ihr Antlitz verhüllend, und es stach in See. —

Hendrick stand noch einige Augenblicke und starrte thränenlos dem Boote nach,

das im Dunkel verschwand, — dann drängte er sich durch die laut jammernden Menschengruppen und eilte, eine Stätte zu suchen, wo er alleine mit seinem Leide sein könne. —

Es war bereits zehn Uhr Abends, als der Commandant des Schiffes, welches die erste Ladung der Auswanderer nach Seeland bringen sollte, das letzte Boot nach dem Lande abgehen ließ.

Vier Matrosen ruderten es zum Strande.

Die Dunkelheit lag rabenschwarz auf Meer und Land. Wolken im Westen schienen ein Gewitter anzukündigen. Der Capitain drängte die Bootsleute zur Eile. —

Niemand sah es auf dem Schiffe und die Bootsleute legten kein Gewicht darauf, daß noch ein fünfter Matrose in's Boot sprang; ebenso wenig beachtete man es bei dem Jammern der Einzuschiffenden, daß nur vier Matrosen zurückfuhren. Wo der fünfte geblieben? Niemand bemerkte es, Niemand fragte nach ihm in der Hast, mit welcher die Matrosen die Einschiffung betrieben, und als die letzten Auswanderer das Verdeck geräumt, der Ruf: All' Mann auf Deck! erschallt war und Keiner fehlte; auch Jeder seinen Befehl empfangen hatte, stach gegen 11 Uhr des Abends unter grollendem Donner und zuckenden Blitzen das Schiff in See mit all den tiefergriffenen Herzen an Bord, aus denen Gebete für die theuern Zurückgelassenen zum Himmel aufstiegen. Am Hafen wurde es allgemach leer und stiller und Jeder der schwergetroffenen Männer trug seine Bürde von Kummer mit mehr oder weniger Leid in's Kämmerlein; aber schon nach einer Stunde riefen die Lärmzeichen Alle unter die Waffen. Der Erzherzog, der in Mariakerke mit seiner Gemahlin sein Hauptquartier genommen, war durch Spione von dem unterrichtet, was in Ostende an diesem Tage sich begeben. Die gedrückte Stimmung der Bürgerschaft benutzend und die schauerliche Gewitternacht dazu — rückten seine Belagerungstruppen in der Stille heran, vielleicht die Stadt zu überrumpeln und erst, als sie den Wällen nahe waren, begann ein Kanonendonner, gegen den der Donner des Himmels verstummte. Der Erzherzog aber hatte vergessen, daß van der Noot sein Gegner war. Dieser, schlau berechnend, daß seine Gegner von ihren Spionen würden unterrichtet sein, und einen heftigen Angriff beabsichtigen könnten, hatte alle seine Maßregeln in der tiefsten Stille genommen. Scheinbar nichts ahnend, ließ er den Feind nahe heran kommen und empfing ihn dann auf eine so nachdrückliche Weise, daß das Treffen eins der Mörderischesten der ganzen Belagerung wurde. Die Bürger kämpften wie Löwen, denen ihre Jungen geraubt. Kein Pardon wurde gegeben oder genommen. Tod! hieß das Losungswort, und der Tod mähete unter den Belagerern auf eine so schauderhafte Weise, daß Tausende ihren Tod fanden und der Ausfall der Belagerten, den van der Noot an allen Angriffsstellen angeordnet hatte, trieb die Belagerer überall vor sich her und lichtete ihre Reihen und Glieder, ballte sie dann zu Knäueln, die sich selbst, im Versuche, sich in wilder Flucht zu retten, hinderten und unfähig machten zur Vertheidigung, also, daß Bäche Blutes floßen, Haufen von Todten und Verwundeten die Wahlstätten des Kampfes bedeckten und ein ungeheurer Verlust dem Erzherzog fühlbar machte, er habe ein Werk unternommen, das die Ruhmredigkeit seiner Befehlshaber, als werde Ostende binnen wenigen Wochen erobert sein, völlig zu Schanden machte. Als van der Noot seine Streiter nach der Blutarbeit dieser Nacht am folgenden Morgen sammelte und der Lücken nur Wenige fand, rief er, seine Hand gegen Mariakerke ausstreckend: Wacht een Bigte! (Wart' ein Bißchen!), du Erzherzog da drüben! Wir haben dir einen Willkommsgruß gesendet, an den du denken wirst! Machet's immer so, meine Mitstreiter, und die Feinde sollen uns nicht an's Koller kommen!

In der That vergingen mehrere Tage, in denen die Todten beerdigt, die Verwundeten im feindlichen Lager mußten untergebracht werden, ehe Etwas mehr geschah, als daß das Geschütz seine Kugeln ausspie, die hin und wieder in der Stadt Schaden anrichteten. Van der Noot ließ auch die seinigen nicht schweigen, aber mehr noch suchte er durch Befestigungsarbeiten die Bürger nicht zum Brüten über das Scheiden von den Ihrigen kommen zu lassen. Die Einschiffung ging ununterbrochen

vor sich und nach dreien Tagen waren nur noch streitbare Männer in Ostende, die todesmuthig für die Vaterstadt Alles einzusetzen bereit waren. Kein Vorwurf traf van der Noot wegen seiner Maßregel. Man erkannte die Wohlthätigkeit und Nothwendigkeit derselben an, so tief sie auch in die Herzen hineinschnitt; er selbst war ja der Erste gewesen, der Weib und Kinder an Bord des sie entfernenden Schiffes geliefert. Da mußte Jeder achtungsvoll erkennen, wie der, welcher den Befehl gegeben, ihm zuerst gehorcht und dieß, sowie das Wissen, wie sorglich der tapfere Held für Ostende wache, gab sodann Ergebung in's Herz und Muth zum Handeln.

IV.

Mehrere Tage waren vergangen, seit die Schiffe Weiber, Kinder, Jungfrauen und Greise weggeführt vom heimischen Heerde am Ostendener Strande. Kein weibliches Wesen weilte innerhalb der Mauern, gegen die Angriffe auf Angriffe geschahen und Kugeln auf Kugeln prallten, ohne daß übrigens ein erheblicher Schaden geschah. Dagegen brachten die Ausfälle der Belagerten, die oft so recht wie ein Dieb in der Nacht, unerwartet und plötzlich geschahen, Tod und Verderben in die Reihen der Feinde, und die Belagerungsarbeiten, welche sie in der Woche gemacht, wurden im Zeitraum weniger, denn einer Stunde, vernichtet. In der Stadt sah man nur Bewaffnete, nur Einüben des Dienstes und Dinge, welche ins soldatische Treiben hineingehörten. Kein bejahrter Mann schien mehr da zu sein, außer dem Krämer Tennhage, der sich in so kurzer Zeit von seiner lebensgefährlichen Krankheit so durch und durch erholt hatte, daß es kein Mensch ihm mehr ansah oder daran dachte, daß er sich entfernen solle. Er verkaufte nach wie vor in seinem Lädchen oder „Winkel", wie der Kaufladen im flammändischen heißt, seine Waaren im Kleinen, und war völlig ungestört und unbeachtet.

Was that's am Ende auch, wenn der Eine in der Stadt blieb? Er übernahm ja mit seinem Bleiben das Schwerste, nämlich alle die Leiden, welche eine belagerte Stadt zu tragen hat, und die, welche sie umschließt. Und das blieb am Ende ja doch seine eigne Sache. —

Es schien, als habe er die Fürsorge über Jan's Häuschen übernommen, denn man sah ihn bisweilen hineingehen und darinnen verweilen. Daher fiel es denen, welche in der Nachbarschaft wohnten, gar nicht auf, daß in den ersten acht Tagen bisweilen durch die Ritzen der sorgfältig verschlossenen Läden ein kaum bemerkbarer Lichtstrahl den Weg nach Außen fand.

Es ist auch gut, sagten die Nachbarn, daß der Tennhage die Aufsicht auf sich nimmt, denn der Hendrick van Meulendonck kommt nicht mehr aus dem Lederkoller, so viel hat er als Hauptmann seines Fähnleins bewaffneter Bürger zu thun, um sie nach Kriegsgebrauch einzuschulen, daß sie die langen Pistolen und die schweren Muskedonner handhaben, laden und damit den Feind wegblasen lernen, wenn er sich mäusig machen will.

Wir aber, die wir das, was in dem Häuschen vorging, genauer kennen lernen müssen, dürfen schon einige Zweifel hegen, ob der alte Baas Tennhage überhaupt krank gewesen, und ob nicht irgend ein geheimer Verkehr daran Ursache gewesen.

Schon einige Tage vor dem Befehle van der Noot's, alle weiblichen Bewohner der Stadt und alle Kinder und Greise zu entfernen, war es bekannt, daß ein solcher Befehl ergehen würde und Hendrick sprach es schweren Herzens gegen Annetje, seine geliebte Frau, aus. Schon am folgenden Abende sah man in der Dämmerung einen jungen, schlanken Matrosen von feinem Wuchse, den Südwester auf dem Kopfe, in dem langen Lederwamms, dessen Schöße bis über den halben Schenkel herabreichten, aus Meulendoncks Hause treten und flüchtigen, leichten Schrittes hinter die Dünen eilen. An Jan Verstolk's Häuschen vorüber, nahm er seinen Weg zu dem „Winkel" Tennhage's, in dem Häuschen, das dem Jan's etwa auf hundert Schritte nahe lag, nämlich weiter gegen die heutige Westpforte der Stadt. Sogleich erlosch das Licht in Baas Tennhage's Vorderfenster. Die Thüre wurde geschlossen, und erst ziemlich lange nachher verließ der Matrose Tenn-

hage's Häuschen und das Licht erschien wieder und die Thüre war wieder den Kunden, die etwa so spät noch vorsprechen wollten, geöffnet. Auch das fiel übrigens keinem Menschen auf. Ebenso wenig wurde es bemerkt, daß Baas Tennhage in diesen Tagen einen ganzen Matrosenanzug von gutem Leder machen ließ, wie er etwa einem vierzehnjährigen Knaben hätte passen mögen, und das Maß dazu gab, wie ein gelernter Kürschner.

An dem Abende, als die letzten Frauen, Greise und Kinder eingeschifft worden, sprangen, wie erzählt, fünf Matrosen in's Boot und viere kehrten nur zurück, und als der Kapitän all' Mann auf Deck! rief, fehlte keiner.

Das fiel hintennach den Matrosen auf, als zwei betagte Eltern ihre Tochter, die vermählt war, suchten und nicht fanden. Auf strenges Befragen der Dienerin, ergab es sich, daß sie in Matrosenkleidung wieder an's Land gegangen war, ohne von Jemanden erkannt zu werden. Nun, die Thränen verdunkelten die Blicke und eine Hand voll Turnosen versiegelten den Mund eines der vier Matrosen im Boote, daß er, wie die anderen Dreie auch, nicht das Geringste von der Sache wußte.

Es war die junge Frau eines vornehmen, einflußreichen Mannes. Daher machte der Kapitän nicht viel Aufsehen, beruhigte die kummergebeugten Eltern mit der Versicherung, er bringe sie nach und ließ das Schiff lustig mit seinen vollen Segeln vor der frischen Landbrise herlaufen, ohne weiter Aufhebens von der Sache zu machen. Er hatte Leute genug an Bord und die andern Zweie, die nach ihm kamen, sollten ja auch ihre Ladung haben. Die würden schon das junge Ding bringen, meinte er; denn der van der Noot habe scharfe Augen und würde es sicherlich nicht dulden, daß so ein vornehm Weibchen alleine auf seinem Trotzköpfchen beharre, in der Stadt bleiben zu wollen, wo er doch sich von seiner eignen, noch jungen Frau getrennt und von seinen lieben Kindern. Pah, rief er zuletzt, ich lasse mir kein graues Haar drum wachsen! In der Stadt ahnte Niemand derartiges. Nur einer Frau, die hinter den Dünen wohnte, begegnete am Abende ein fremder, junger Matrose, der so übel in den Matrosenstiefeln ging, daß sie ihm nachzusehen sich nicht enthalten konnte. Er war, ohne zu grüßen, vorüber gegangen und nahm seinen Weg gegen die Wohnung Jan Verstolk's. Etwas weiter zu bemerken, ließ die wachsende Dunkelheit nicht zu.

Baas (was der nämliche Name ist, den wir mit Vetter vertauscht haben, während der weibliche: Base uns geblieben ist) Tennhage wohnte mutterseelen allein in seinem Häuschen. Kinder hatte er nie gehabt und sein Weib war ihm vor etwa zehn Jahren gestorben. Der alte, sehr brave und tüchtige Mann hatte nur und ganz alleine mit Jan Verstolk und seiner Familie Umgang und kam, seit Annettje Meffrouw van Meulendonck geworden war, mit Jan und Eva sehr oft in Annettjes Haus, da er beide sehr lieb hatte. Es ging ihm recht an's Herz, als er des Freundes treue Hand drückte. Die Hoffnung, daß er bald nachkommen würde, war ein Gedanke, der in Jan's Seele einen Lichtstrahl fallen ließ.

Weinend blickte ihnen Tennhage nach und sprang dann mit gleichen Füßen aus dem Bette.

Verzeih mir's Gott, daß ich in dieser schweren Stunde Mummerei treiben mußte, rief er aus, kleidete sich an und setzte sich in seinen Laden; aber keine Seele kam, Etwas zu kaufen, denn gerade in dieser Gegend und in der oberen Stadt hatte van der Noot zuerst aufgeräumt, da sie sehr, vielleicht am Meisten, den feindlichen Kugeln ausgesetzt war, bis auf die beiden Häuschen Tennhage's und Jan's, die von den Dünen geschützt wurden. Er hörte das Wehklagen und es ging ihm ein Schwert durch das mitfühlende Herz.

Der Mittag ging langsam dahin. Die Dämmerung legte sich auf die Dünen und die Nacht verdrängte schnell das Zwielicht. Da hörte er Tritte sich seinem Häuschen nähern.

Er erschrack und blickte betend gen Himmel.

Jetzt ging die Thüre auf und unter dem alten Südwester drängten sich die reichen braunen Locken hervor und aus diesem dunkeln Rahmen sah das unaus-

sprechlich liebreizende Gesicht Annetjes mit glühenden Wangen und heißen Thränen.

Also doch! sagte er mit einem tiefen Seufzer, und blickte mit unsäglicher Wehmuth das schöne Weib an, das vor ihm stand.

Wie? rief sie aus, Baas, Ihr konntet glauben, ich verließe Hendrick? — Hab' ich ihm nicht am Altare geschworen, ihn nicht zu verlassen, bis uns einst der Tod für diese Zeitlichkeit scheiden würde? Erwartetet Ihr, daß ich eine Meineidige sein könnte und würde? O Baas Tennhage, da kanntet Ihr mich nicht, wisset nicht, was treue Liebe bis in den Tod ist.

Er sah sie mit leuchtenden Blicken an.

Freilich hab' ich dich gekannt, du Perle Flanderns, sagte er; aber willst du es dem Mann verargen, der dich, wie dein Vater, liebt, daß ein tiefes Weh durch seine Brust zieht, wenn er bedenkt, daß du dich dem Tode weihst?

Mit Hendrick, wie Gott will! rief sie aus. Doch, Baas Tennhage, es könnte ein Verräther lauschen! —

Du hast Recht, sagte der alte Mann und hauchte sein Licht aus. Drüben in deines Vaters Häuschen ist Alles für dich bereitet! setzte er hinzu und schritt hinaus, schloß seine Thüre und schlug den bekannten, ihm so lieb gewordenen Weg nach dem Dünenhäuschen ein.

Alles war todtstille ringsum, auch drunten in der Stadt und drüben im Lager der Feinde. Es war die trügerische Stille, die dem schrecklichen Kampfe vorherging, eine Windstille vor dem Sturme, wie sie der Seefahrer aus Erfahrung kennt.

Tennhage verließ sie, nachdem er sie mit allen den vorsorglichen Einrichtungen bekannt gemacht, und kaum war er jenseits der Thüre, so eilte sie, nach allen den heftigen Aufregungen sich niederzulegen.

Eben wollte der Schlaf ihr müdes Auge schließen; die Hände waren noch zum Gebete gefaltet, das auf ihrer Lippe erstarb — da begann der entsetzliche Lärm des Kampfes, der Donner der Kanonen, das wilde Geschrei der mit schrecklicher Erbitterung kämpfenden Männer.

Sie sprang vom Lager auf und zündete, zitternd an allen Gliedern, ein Licht an; dann fuhr sie in die Kleider, band das reiche Haar auf dem Wirbel auf, daß es der Südwester bedecke und wollte hinauseilen, als ihr Tennhage den Weg vertrat.

Was gedenkst du? fragte er voll Erstaunen das erregte Weib. Weißt du, was Moses that, als Israel die heiße Schlacht schlug? —

Sie sah ihn fragend an.

Er betete zum Herrn, fuhr Tennhage fort. Das ist auch dein Beruf, du schwaches Weib. Laß' uns beten, der wankende Greis und das schwache Weib! Und er fiel auf seine Knie nieder und Annetje neben ihn, und er betete mit wunderbarer Glaubensinnigkeit und Kraft und das geängstete Weib betete mit ihm lange Zeit.

Als er aufstand, ergriff sie wieder die unaussprechliche Todesangst um Hendrick.

Tennhage schalt ihren Unglauben. Er sprach, begeistert wie ein Seher, von dem Schutze des Herrn über Hendrick.

Sie horchte gläubig. Ihre Blicke hingen an des Greises Munde. Endlich folgte sie ihm und setzte sich auf ihr Bette und — wie groß auch ihre Angst war und ihre innere Aufregung — sie sank, trotz des Kanonendonners um, und die Macht der Natur siegte über die Erregung des Herzens — sie schlief tief und immer tiefer. Tennhage löschte das Licht, legte seinen Kopf auf den kleinen Tisch und auch er sank in einen tiefen Schlaf der Entkräftung.

Als beide aus dem Schlafe erwachten, tagten eben die ersten Lichtstrahlen im Osten. Es war todtstille, wie am Abend vorher. Ach Hendrick! rief sie, die Hände vor der heftig schlagenden Brust faltend.

Ruhig Kind, sagte Tennhage. Weißt du nicht, daß wenn dich in dreien

Tagen ein menschlich Auge sieht, du mit Gewalt auf das segelfertige Schiff gebracht wirst? — Darum sei ruhig und bete! Ich gehe, und ehe eine Stunde vorüber ist, bin ich wieder hier, um dir Nachricht zu bringen.

Das wirkte. Sie setzte sich aufs Bette und Tennhage schloß die Stuben- wie die Hausthüre ab und ging hinab nach der Stadt. Ein Nachbar begegnete ihm. —

So früh schon in Jan's Hause? fragte er, da er ihn heraus hatte treten sehen. —

Ach, es liegt mir das anvertraute Gut näher am Herzen, als das eigene, erwiederte Tennhage.

So ist es, Baas, entgegnete der Nachbar, der aus dem Kampfe kam und von Pulver und Blut schauerlich aussah.

Das war ein Kampf! sagte er. Kein Pardon hüben und drüben, da wurde gemordet, Baas, Ihr stellt es Euch nicht vor; aber als van der Noot uns zählte, fehlten nur Wenige und des Feindes Leichen bilden Berge!

Zu welchem Fähnlein gehörst du denn? — fragte mit pochendem Herzen Tennhage, denn er wußte, sie horchte hinter dem Laden auf jede Silbe.

Ei, zu dem tapfern Hendrick van Meulendonk! rief mit Stolz der Bürger.

Lebt er noch? fragte Tennhage, aber die Frage schnürte ihm die Brust zusammen, daß er kaum athmen konnte.

Lebt? freilich lebt er und nicht einmal eine Wunde hat er! rief der Bürger. Eben erquickte er sein Fähnlein noch mit einem frischen Trunke kostbaren Weines. Das ist ein Hauptmann!

Da vernahm man einen halb unterdrückten Ausruf von Jan's Häuschen her.

Der Bürger horchte.

Was war das? fragte er Tennhage.

Weiß nicht, habe auch nichts gehört, erwiederte der Greis. Du bist noch heftig erregt von dem Kampfe, setzte er hinzu. Da wird dich der Ruf einer Möve auf den Dünnen irre geführt haben.

Ist möglich! sagte der Bürger, drückte Tennhage's Hand und eilte rasch hinter die Dünen. Als Alles stille war, und Tennhage nichts mehr sah und hörte, kehrte er schnell zu Annetje zurück.

Kind, Kind, rief er, du bist nicht mächtig genug, deine Gefühle zu beherrschen. Wohin soll das führen? Lerne um Gottes Willen dich beherrschen! Du siehst ja, wie gnädig der Herr unsere Gebete erhört hat. Danke ihm, und suche ruhiger hinzunehmen, was er sendet!

Sie erkannte, wie richtig das war; wie sehr sie die Zurechtweisung verdiente, und gelobte Folgsamkeit.

Endlich waren die drei langen Tage, in denen sie ihre Sehnsucht beherrschen mußte, vorüber.

Das Kleid, welches Tennhage besorgt, paßte ihr, wie angegossen. Er hatte, statt der unförmlichen Matrosenstiefel ihr ein paar Reiterstiefel mit weiten Stulpen machen lassen, wie sie die Offiziere trugen, und statt eines Südwesters, einen Filzhut mit breiter Krempe und einer Feder gekauft. Sie sah allerliebst aus, zumal das reiche kastanienbraune Haar bis an den Nacken abgeschnitten war, wie es die Männer jener Tage trugen. Ein falscher Bart von brauner Farbe vollendete ihre Unkenntlichkeit.

Als sie so vor Tennhage hintrat, das Schwert umgegürtet, zwei lange Pistolen im Ledergürtel, sah er sie, mit dem Ausdruck der Liebe, lange an. Allmälig nahm sein Gesicht einen andern an, den der Wehmuth. Dann sagte er:

Geh' in Gottes Namen!

Und seine Hand drückend, eilte sie nach der Stadt. —

In einem feuerfesten Gemache seines Hauses, das früher zum Aufbewahren der Kasse und werthvoller Papiere verwendet worden war, saß Hendrick beim matten Schein eines Lichtes und stützte den Kopf in die Hand. Seine Gedanken waren bei — Annetje. Nach und nach wirkten indessen die Unruhe und die Anstrengungen des

Dienstes, die ihn Tag und Nacht in Anspruch nahmen, daß seine müden Augen zufielen und er in einen Schlummer sank, der nur eine Frucht gänzlicher Ueberspannung war. Ein Traum hatte seine Seele befangen. Er sah Annetje, wie sie vom Decke des Schiffes die Arme nach ihm ausbreitete, und dieser so lebhafte Traum weckte ihn in eben dem Augenblicke, als ein Diener einen jungen, fremden Offizier meldete, der alsbald hereintrat.

Sein Anblick erschütterte Hendrick auf's Heftigste, — denn das waren die Züge, die Augen seiner geliebten Frau. Er würde auf sie zugegangen sein und sie in seine Arme geschlossen haben, hätte nicht der gekräuselte Bart, der das weiße Kinn umschloß, ihm gesagt, es sei eine merkwürdige Aehnlichkeit und Nichts weiter.

Was führt Euch zu mir? fragte er ihn, höflich entgegentretend. Hendrick, mein Hendrick! rief das liebende Weib, das sich nicht halten konnte, riß den falschen Bart ab und lag an seinem Herzen.

Die Seligkeit des Augenblicks ließ jede Bedenklichkeit verstummen und beide genossen die ganze Freude eines so unerwarteten Wiedersehens. — Erst später kamen die kühleren Betrachtungen des richtenden Verstandes; aber an Annetje's entschiedenem Willen, unter allen Umständen das Loos ihres Gatten zu theilen, strandete jede Einrede. Sah er doch darin die Fülle ihrer Liebe und Treue, und wie auch sein Verstand ihren Schritt tadeln mußte, sein Herz mußte preisend sich ihrer Liebe freuen.

Sie erzählte ihm nun, wie sie es angefangen und er mußte ihren Muth, ihre Ausdauer in der Verfolgung ihres Zieles bewundern und fühlte sich Tennhage verpflichtet, der selbst ein solches Opfer gebracht, um Annetje's Plane zu fördern. Nur das Eine quälte ihn, wie er vor van der Noot es bemäntele. Es lag für's Erste die Hoffnung vor, daß sie in ihrer unkenntlichen Verhüllung als Einer der Vielen gelten konnte, die fast täglich als Freiwillige in Ostende eintrafen, um in der hartbedrängten Stadt den Kampf mitzubestehen. Und in dieser Weise ging es auch und Niemand kam hinter das Geheimniß, da Annetje mit ritterlichem Muthe an der Seite ihres Gatten kämpfte, es mochte in der Nacht oder am Tage sein.

Und dennoch würde van der Noot, der eine Ahnung des wahren Verhältnisses zu haben schien, es entdeckt haben; aber er wurde plötzlich durch die Generalstaaten abgerufen und der, welcher an seine Stelle trat, wußte nichts von den örtlichen Zuständen und Verhältnissen.

Indessen ging die Belagerung mit allen Schrecken voran. Die Kanonen zerstörten alle hervorragenden Gebäude der Stadt und verwandelten sie in Trümmerhaufen. Das geschah auch mit Hendrick von Meulendonk's Wohnhause und seinen großartigen Magazinen. Die Stadt glich schon in den ersten sechs Monaten der Belagerung einem Trümmerhaufen. Die Besatzung wohnte in Kellern und Hütten, und unter Zelten, so lange es die Jahreszeit zuließ. Hendrick und sein Weib bezogen das Dünenhäuschen Jan's und lebten, wenn die Kämpfe einmal ruhten, mit Baas Tennhage ein solches Stillleben, das nur getrübt wurde durch die wachsende Noth der Stadt und der unberechenbaren Verluste ihrer Einwohner.

Hendrick und Annetje waren bei jedem Kampfe in den vordersten Reihen; aber ein sichtbarer Schutz des Allmächtigen waltete über ihnen und seiner Engel Wacht schien Alles von ihnen abzuhalten, was Andere so furchtbar traf. Ein einziges Mal war Hendrick verwundet worden, aber doch nicht bedeutend und unter der liebevollen Pflege seines heldenmüthigen Weibes erholte er sich schnell wieder von dem erlittenen Unfalle.

Dieser Heldenmuth Annetje's war im Munde eines Jeden in der belagerten Stadt. Sie galt für einen jungen Holländer überall und Jeder begegnete ihr mit einer Hochachtung und Verehrung, wie sie die Wunder tapferer Ausdauer und kühnen Muthes verdienten, welche sie leistete. Der Commandant wollte ihr ein Fähnlein zur Führung anvertrauen, aber sie zog es vor unabhängig und als Freiwilliger an der Seite ihres Freundes Hendrick zu fechten. Die unermeßlichen Hülfsmittel des Erzherzogs Albrecht, der mit seiner Gemahlin in Mariakerke wohnte und von hier aus die Belagerung leitete, ließ Ostende's endliches Schicksal voraussehen; dennoch

lag dieß Ziel der Belagerung noch ferne und in den dreien Jahren, welche diese Belagerung dauerte, sollten noch Ströme Blutes fließen, ehe Albrecht und Isabella auf den eroberten Schutthaufen des Sieges hart getrübte Freude empfinden sollten.

V.

Der Gang der Geschichte, wie ihn mir die Chronik Ostende's vorschreibt, nöthigt auch die Leser an einen Namen zu erinnern, der einmal störend in das Lebensglück der beiden Personen, die wir lieb gewonnen, einzugreifen drohte.

Jan Verstolk war ein Mann von einfacher Weise. Tiefe Blicke in das Herz eines Menschen zu thun, war er nicht geeigenschaftet. Daher kam es, daß er auf einen Menschen Etwas hielt, der, eines seiner treuesten Kammeraden Sohn, von allen Besseren in Ostende verachtet wurde. Es war Pieter Gardiner. Roh und wild, ausschweifend und tückisch, war er seinen Leidenschaften in allen Fugen preisgegeben und fähig zu jeder Unthat, wenn seine Leidenschaften ihn dazu aufstachelten. Sein Vater war in einem Schiffbruch umgekommen, und seine Mutter, ein rohes Ostender Fischweib, vermochte nicht, dem wilden, entarteteten Leben durch Lehre und Vorbild eine bessere Richtung zu geben. So wuchs er unter allen heillosen Einflüssen des rohen Matrosenlebens auf, und die Jagd auf spanische Schiffe, welche sein Schiffsrheder trieb, weihten ihn frühe in ein Leben ein, das jeden besseren Keim erstickte.

Die blendende Schönheit Annetje's, der Tochter des Freundes seines Vaters, und seines eignen Gönners, erfüllte ihn mit einer Liebe zu ihr, wie sie ein Gemüth, wie das Seine, hegen konnte. Aber alle Annäherung an sie schnitt das fein und rein fühlende Mädchen in einer Weise ab, die jeden Andern für immer würde zurückgescheucht haben, die aber nur geeignet war, seine Leidenschaft auf's Wildeste anzufachen und sie glühender zu machen.

Seine Werbung mußte scheitern und Hendrick van Meulendonck führte die Liebliche heim, die unter keinen Umständen Pieter Gardiner's Weib geworden wäre. Tief in seiner Seele glomm jetzt der Haß gegen Beide und die Rache für verschmähte Liebe. Er würde seiner Rachsucht auf eine blutige Weise genügt haben, hätte er nicht mit seinem Schiffe eine seeräuberische Kreuzfahrt antreten müssen, die bis nahe an das Ende des ersten Jahres der blutigen Belagerung seiner Vaterstadt reichte.

Verschiedene Landungen an den Küsten Seelands hielten ihn in genauer Kenntniß von dem, was in Ostende vorging. Sein wilder Muth sehnte sich, Theil zu nehmen an den blutigen Kämpfen; allein, wenn ihn Etwas trösten konnte über das Nichterfülltwerden dieses Wunsches, so war es die Nachricht, daß van der Noot alle Frauen habe aus der Stadt bringen lassen. Da war ja auch Annetje von ihrem Gatten getrennt! Er fühlte eine teuflische Lust, wenn er sich das Bild des Kummers Beider über diese Trennung ausmalen konnte, und hing diesen Gedanken mit Vorliebe nach.

Einst mußte das Schiff auf einer der Seeländischen Inseln Vorräthe einnehmen, und Pieter Gardiner ging an's Land. Ganz unerwartet traf er hier den alten Jan und die andern aus Ostende Vertriebenen. Hier vernahm er, daß Annetje in Ostende geblieben und Baas Tennhage ihm gemeldet habe, sie sei in Männerkleidung, unerkannt bei ihrem Gatten. Jan erzählte das arglos. Er ahnte nicht, welch einen Feuerbrand er in die rachedürstende Seele eines Verworfenen geschleudert, und wie heillos die Wirkung dieser Mittheilung werden sollte. Nicht lange darauf vermiethete der Patron des Schiffes dieses an die Generalstaaten zum Transporte von Lebensmitteln nach Ostende, und Pieter Gardiner hatte die Hoffnung, seine Vaterstadt wieder zu sehen; dann aber wollte er den Seedienst aufgeben und sich den Kämpfenden dort anschließen.

Als er in Ostende landete, fand er schon die Greuel der Verwüstung, welche die harte Belagerung hervorgebracht; er fand aber auch den Muth einer tapferen Besatzung und Bürgerschaft, der dem Tode unerschrocken in's Auge

blickte. Das hob auch seine Lust auf's Neue, sich in die Reihe dieser Streiter einzustellen, und er that's mit allem Eifer, aber auch alle dem trotzigen Uebermuthe seines unbändigen Wesens. Eine Aufgabe aber war noch ungelöst. Die steten Kämpfe an verschiedenen Punkten der bedrängten Stadt; die Menge der Streiter in den verhältnißmäßig kleinen Räumen, machten es nicht leicht, Jemanden herauszufinden. Nur einmal war ihm ein junger Mann begegnet, der ihn an Annetje erinnerte, aber der sich um das Kinn kräuselnde, braune Bart machte ihn irre. Unablässig war er bemüht, ihren Aufenthaltsort zu entdecken, da die Gebäude van Meulendoncks längst in Trümmer geschossen waren. An Jan's Häuschen hatte er gar nicht gedacht, bis er eines Tages Hendrick in dasselbe eintreten sah. Jetzt war es ihm klar, wo er sie suchen müsse; allein am Tage blieb ihm keine Zeit und Abends waren die Läden so fest geschlossen, daß kein Blick zulässig war in's Innere. Wie das unersättliche Raubthier das Taubenhaus umschleicht, seine friedliche Beute zu erhaschen, so umschlich er an jedem Abende mit teuflischen Rachegedanken das Häuschen, wo das stille eheliche Glück seine Stätte hatte; aber noch war er Annetje's nicht ansichtig geworden, da auch ihn der Dienst fesselte, und eben der künstliche Bart ihn irre leitete.

Einer aber hatte ihn gesehen, es war Baas Tennhage, und ein Entsetzen war über ihn gekommen, als der Unhold ihm sagte: Nun, Annetje ist hier, gegen Kriegsordnung in einer Festung? Tennhage hatte das verneint. Mit einer teuflischen Lache aber sagte ihm Pieter Gardiner, daß es Jan ihm selbst gesagt habe. Seitdem erfüllte eine nagende Unruhe Tennhage's Seele, und er konnte es sich nicht versagen, Hendrick und Annetje vor diesem Menschen zu warnen, dem er alles Verworfene zutrauen zu müssen glaubte. Was Pieter Gardiner vor hatte, sagte er Niemanden. Seine Rache würde indessen früher ihr Genüge gesucht und erhalten haben, hätte nicht eine feindliche Kugel ihm ein Bein weggeschossen. Seine Kur dauerte lange. Er litt furchtbar, und daß er nun ein Invalide und Krüppel geworden, das verbitterte sein Gemüth unheilbarer noch. Durch dieses viele Monate andauernde Leiden, hätte man denken sollen, wäre sein Sinn milder, und wäre der Gedanke an sein ruchloses Leben die Brücke zu seiner Besserung geworden; allein einer solchen Umänderung war sein verdorbenes, in Lastern verhärtetes Gemüth unfähig. Die Zeit, da er in Schmerzen unthätig dalag, diente ihm so recht dazu, seine im Innern verschlossenen Rachepläne auszubrüten und auszudenken.

Ein Stelzfuß mußte das mangelnde Bein ersetzen. Nun konnte er nicht mehr dienen, nicht mehr nützen. Er befürchtete nicht ohne Grund, bei der ersten Gelegenheit nach Seeland gebracht zu werden, darum forderte die in ihm gährende Rache rasche Befriedigung, und er lag nun stets im Hinterhalte, um die Gehaßten auszukundschaften.

Annetje, gewarnt durch Tennhage, blieb eine Reihe von Tagen zurück, wenn Hendrick in den Kampf eilte; aber eine namenlose Angst verzehrte sie daheim. Ihre Einbildungskraft steigerte die Gefahren des geliebten Gatten in's Riesenhafte und auf jede Gefahr hin war sie entschlossen, ihn fortab in alle Kämpfe zu begleiten. War sie am Tage in der peinlichsten Lage, so war ihre Freude unaussprechlich, wenn er unversehrt am Abende zu ihr zurückkehrte.

In dieser Freude unterließ sie es eines Abends die Läden zu verschließen, und auch Hendrick, in der Sehnsucht, sie wieder zu sehen und ihre Seele aus den Banden quälender Angst zu befreien, beachtete es nicht, daß sie offen waren.

Auf ein solches Vergessen hatte der verworfene Gardiner gerechnet und — sich nicht getäuscht. Hinter den Dünen vom Hafen heraufschleichend, sah er mit bebendem Herzen die Fenster unbewahrt, aus denen das Licht hervordrang.

Er schlich näher und sah Annetje ohne den falschen Bart, aber in dem nämlichen Kleide, in dem sie ihm zuerst aufgefallen war. Beide, Hendrick und Annetje, saßen in enger Umarmung neben einander.

Wuth im Herzen, Zeuge ihres Lebensglückes sein zu müssen, spannte er die lange Pistole, die er bei sich trug. In dem teuflischen Herzen dieses ruchlosen Menschen war nur ein Zweifel. Wen sollte er morden? — Sie? dann war bloß Hendrick elend. Ihn? ja, dann konnte er sich an ihrem Jammer weiden, denn sie hatte ihn ja verschmäht!

In diesem Augenblicke hob er die Pistole, legte sie des sichern Zielens wegen auf das Fensterbrett und zielte nach Hendrick's Stirne; aber auch in demselben Augenblick, wo seine Hand das Zündkraut auflegte, erhob Annetje ihren Kopf und er kam in die Linie, welche der Flug der Kugel bezeichnen mußte.

Der Schuß brannte los — und Annetje, durch die Stirne geschossen, sank blutend zusammen.

Einen Schrei des Entsetzens stieß Hendrick aus — aber in demselben Augenblicke rief er den Namen des Mörders, zog sein Schwert und stürzte hinaus.

Durch den Stelzfuß gehindert, war der Mörder erst wenige Schritte entfernt, als ihn Hendrick erreichte. Ein Hieb sauste durch die Luft und mit gespaltetem Schädel sank der Ruchlose zur Erde.

Die Tapferkeit Hendrick's von Meulendonk ist tollkühn, sagte Veere, der Befehlshaber von Ostende, einige Tage später zu einem andern Offiziere, als bei dem Bauwerke, welches der „Sandhügel" hieß, ein blutiger Kampf entbrannt war. — Es ist, als ob er den Tod suchte.

Es wäre nicht zu verwundern, entgegnete der Offizier, denn ein Meuchelmörder hat ihm sein herrliches Weib erschossen, die nun schon ein Jahr an seiner Seite in Männerkleidung focht und den Ruhm der Tapferkeit in hohem Grade sich errang.

Veere hörte nur halb, was er sagte, denn seine Blicke folgten allen den Schwankungen des Kampfes. Endlich flohen die Spanier unter Mendoza und der Sieg der tapfern Bürger, die heute dort allein dem Feinde die Spitze geboten, war entschieden.

Als das Siegesgeschrei verhallt war und die Todten in die Befestigungen hinein getragen worden, entstand plötzlich ein lautes Wehklagen in den Reihen der Bürger.

Was bedeutet das? fragte Veere.

Der Offizier eilte hinzu und kam bald zurück.

Hendrick von Meulendonk ist gefallen! sagte er meldend.

In diesem Augenblick trugen die Bürger auf untergelegten Piken den Leichnam daher.

Veere entblößte sein Haupt und sagte: Ostende's edelster Bürger ist gefallen! Er verdient unsere tiefste Trauer! Dann wandte er sich an den Offizier. Ihr sagtet von seinem tapfern Weibe? Es kam eine dunkle Kunde davon zu meinem Ohre. Wisset Ihr, wo er sie begrub?

Neben dem Birnbaume im Gärtchen des Dünenhäuschens, das er bewohnte, versetzte der Offizier.

So ruhe der edelste Sohn Ostende's neben seiner edelsten Tochter! sagte Veere, und der Zug, dem sich Hunderte von Bürgern, blutbedeckt und von Pulverrauch geschwärzt, anschlossen, ging unter verdientem Wehklagen hinauf nach den Dünen. Dort gruben sie neben dem frischen Hügel seines Weibes ein Grab und legten ihn mit seinen Waffen hinein. Kein Sarg umhüllte ihn, denn dazu fehlte das Holz.

Endlich war der Hügel gewölbt und Thränen in den Augen der muthigsten Männer waren mehr, als eine lobende Grabrede, mehr als ein prunkendes Denkmal.

Aber an stillen Abenden sah man noch längere Zeit eine Gestalt auf den Gräbern, versunken in tiefen Schmerz. Es war die Gestalt eines Greises, und als man sie nicht mehr allabendlich erblickte, verbreitete sich in der Nachbarschaft die Kunde: Baas Tennhage ist gestorben! Die Nachbarn, die seine Liebe und Treue für die beiden Gatten kannten, legten ihn quer vor ihre Gräber und erfüllten damit einen oft von ihm ausgesprochenen Wunsch.

Jan und Eva kehrten nicht mehr nach Ostende zurück, wohin sie nichts mehr ziehen konnte, denn auch ihr Häuschen, lange verschont, wurde, als die Belagerer mit ihren Werken von allen Seiten näher rückten, in Trümmer geschossen. Sie ruhen in Seeländischer Erde, und über den Gräbern Hendrick's und Annetje's und Tennhage's steht die finstere Brauerei, links, wenn man die Buttermilchstraße hinauf, nach dem Damme geht, das letzte Haus.

Geschrieben in Ostende im August 1857.

W. O. von Horn.

Der Katzen-Raphael.

Von Moriz Rosenheyn.

1. Pestalozzi.

Es war spät Abends. Auf einem einsamen Bergespfade lief weinend ein kleiner Knabe in ärmlich zerrissener Kleidung, unter der knopflosen Weste eine große schöngefleckte Katze tragend. Endlich blieb er rathlos stehen, denn er war an einen der vielen Kreuzwege vor der rieder Haide gekommen, und die Thränen trocknend schaute er besorgt sich um nach allen Seiten. Doch alles vergebens; die lange Haide lag öde und still vor ihm, in der Ferne aber erhoben die riesigen Gletscher der Berner Alpen ihre starren eisigen Häupter zum düstern Nachthimmel empor. Nur einzelne Sterne flimmerten durch die Wolken und keinen Laut von Leben erreichte das lauschende Ohr des Knaben. Da setzte er sich schluchzend und erschöpft nieder, und die schnurrende Katze an sein Herz drückend und sie mit Küssen bedeckend, sah er still vor sich hin, indeß der Wind rauh durch die Eiskronen der Berge sich drängte und pfeifend durch das Riedgras der Haide strich.

Plötzlich unterbrach das nächtliche Schweigen Pferdegeschnaube und Räderrollen, und bald kam ein zweirädriges Wägelchen polternd den holprigen Weg heran. Befremdet hielt der Herr des Wagens still, als er am Rande der Landstraße die dunkle, zusammengekauerte Gestalt des Knaben erblickte und mit freundlicher Stimme fragte er: „Wohin denn, Bube?“

Ein schmerzliches, dumpfes Schluchzen war die Antwort. Da sprang der Mann rasch aus dem Wagen; er war jung, stark, in schlichter ländlicher Tracht, das bleiche, scharfmarkirte Gesicht trug den Stempel der innigsten Menschenfreundlichkeit und Güte; er faßte das Kind am Kinn und hob sanft dessen thränenvolles Antlitz zu sich empor.

Der Kleine war ein Abbild von Häßlichkeit; er litt an der den Schweizer Gebirgsleuten eigenthümlichen Kropfkrankheit, dem Kretinismus; Hände und Kopf waren plump und ungestaltet, aber unter der niedrigen, von struppigen Haaren umstarrten Stirne leuchteten ein Paar Augen klar und rein, wie eine ungetrübte Kinderseele, hervor.

„Vater ist todt,“ schluchzte der Kleine.

Und deine Mutter? fragte der Fremde.

„Auch todt, schon lange,“ wiederholte der Bube.

Armer Junge, sprach langsam der Mann und ergriff des Knaben Hand; und wie heißt du denn?

„Friedli Mind.“

Und möchtest du mit mir gehen in das große Haus da drunten? Wie? Der Fremde wies über die Haide nach einem leuchtenden Punkte zwischen den Bergen.

„Katz' auch?“ fragte der Bube mit freudestrahlenden Augen.

Auch, Friedli, erwiederte lächelnd der Mann und legte die Hand auf das schwarzgelockte Haupt des Knaben, der mit lautem Freudenrufe seine Katze weckte. „Gottes

Friede sei mit dir, du armes verwaistes Kind! Ja, ich will dein Vater sein," sprach feierlich der Mann und hob den verwunderten Knaben auf den Wagen, der nach kurzer Fahrt vor einem großen Gebäude hielt.

Das Haus war Neuhof und der Mann, an dessen Hand der verwaiste Friedli seine neue Heimath betrat, hieß Johann Heinrich Pestalozzi.

Ich höre dich fragen, lieber Leser, was für ein Mann war denn jener Pestalozzi? und antworte: der edelste Kinderfreund, den es gab, ein Mann, der sich um die Erziehung des Volkes unsterbliche Verdienste erworben hat, der all' seinen Reichthum nur darin suchte und fand, ein väterlicher Freund der Armen, Waisen und Unglücklichen zu sein. Unter Kindern selbst ein Kind, das war sein größtes Vergnügen; ein schöneres kannte er nicht. Doch fragst Du, worin der Lohn für sein segenvolles Leben bestand, muß ich Dir wehmüthig erwiedern: „Die undankbare Mitwelt pflegt selten anders, als mit Dornen und Thränen zu lohnen." An beiden war des edeln Pestalozzi Leben reich. Schon als Knabe hatte er seinen Vater, der Arzt in Zürich war, verloren, jedoch von seiner Mutter, die sich zwar sehr einschränken mußte, und von seinem Großvater, einem frommen Landprediger, eine gar treffliche Erziehung erhalten. Den Wunsch des Letztern, Prediger zu werden, verwirklichte er nicht; er ging zur Rechtswissenschaft über, entsagte aber den Studien gänzlich und wurde — ein Bauer.

Wie wunderbar doch die Wege des Herrn sind! Pestalozzi mußte ein armer Bauer werden, um der große Reformator des deutschen Volksschulunterrichts zu sein.

Durch Mitanwendung seines väterlichen Erbtheils kaufte er sich das Gütchen Neuhof, unweit Bern, und heirathete Anna Schultheiß, die Tochter eines Züricher Fabrikherrn. Der kleine Acker und die Fabrik seines Schwiegervaters nahmen von nun an seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Da er aber hier den Druck und die Noth, dazu die Rohheit und Unsittlichkeit, mit einem Worte die gräßliche Tiefe des sittlichen Elends der Aermsten im Volke so recht aus dem Grunde kennen zu lernen Gelegenheit fand, wurde das warme Herz des Mannes mit einer Wehmuth, einem Schmerze heimgesucht, der ihm viel schlummerlose Nächte brachte, bis er endlich das Mittel gefunden zu haben glaubte, wodurch allein dem grenzenlosen Elende jener Unglücklichen zu steuern sei: bessere Erziehung der Kinder niederer Stände. Wie ein Blitz schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: „Ich will Schulmeister werden; Lehrer und Erzieher der armen Kinder, und es soll besser werden in der Welt;" er vernahm in seinem Herzen die Stimme: „Du sollst's!" und zu ihr gesellte sich eine zweite: „Du kannst's!" und nun fügte der Mann hinzu: „Ich will's." Wie hat er sein Wort gehalten, er ist ein Weltschulmeister geworden!

Rasch ging es nun an die Ausführung des gefaßten Planes. Im Jahre 1775 versammelte er fünfzig, zum Theil Bettelkinder von der Straße, um sich her, und ward ihnen nicht allein Lehrer, sondern auch Vater und Versorger. Schon nach wenigen Monaten waren die Kinder so im Guten und in der Freude am Wahren befestigt, daß sie oft des Abends, wenn Pestalozzi bei ihrem Zubettgehen gebetet hatte, ihn baten, noch bei ihnen zu bleiben und sie noch im Dunkeln weiter zu unterrichten. Gleichwohl scheiterte das schöne Unternehmen schon nach wenigen Jahren. Pestalozzi hatte sich durch seine große Mildthätigkeit in Schulden gestürzt. Das Institut löste sich auf. Das Gütchen mußte verpachtet werden und die drückendste Armuth, ja sogar Spott war der Lohn dieses Menschenfreundes.

Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

2. Der Garten zu Neuhof.

Noch erging's Pestalozzi möglichst nach Wunsch. Die Beete seines Gartens zu Neuhof wimmelten von muntern, reinlich gekleideten Knaben und Mädchen, arme verwaiste Kinder, die er aufgelesen an Zäunen und Wegen, um sie durch Arbeit zu erziehen und zu bessern. Die Kleinen gruben, schaufelten und harkten, wußten

jedoch den ihnen zugewiesenen Arbeiten immer einen Augenblick abzuzwacken, um einem Kameraden irgend einen Schabernack zu spielen. Der allgemein Verfolgte schien ein kleiner häßlicher Junge zu sein, der, ohne der ihm zugeschleuderten Erdwürfe zu achten, allein in einem Winkel emsig grub.

Pestalozzi selbst schritt, die freundliche Gattin am Arme, in flüsterndem Gespräche durch die sandbestreuten Gänge des Gartens, verloren in den hoffnungsvollsten Plänen für die Zukunft des in Elend aller Art versunkenen Gebirgsvolkes, dem sein Genie aus den dürren Haiden die Wege der Kultur zu bahnen versuchte. Plötzlich riß ein wilder Lärm ihn aus seinen Träumen, und durch die schwachbelaubten Bäume flog ein strenger Blick aus den dunkeln Augen des Gründers der Anstalt auf den tobenden Haufen seiner Schüler.

Eine große, durch den Garten springende Katze lenkte die Neckereien der Knaben von dem Ziele ihrer bisherigen Verfolgungen ab und auf sie. Mit einem lauten Hallo rannte die Schaar hinter dem gejagten Thiere her. „Friedli, deine Katz! deine Katz!" und ein Hagel von Erdklößen saußte nieder auf das flüchtende Thier. Da sprang der Knabe hastig auf, den Spaten von sich schleudernd und mit geöffneten Armen der schreienden Katze entgegen. „Katz' hieher! hieher Mieschen!" rief er mit Angsttönen. Aber zu spät! Ein knorriger Ast streckte die Katze nieder, die blutend und kläglich schreiend zu Friedli's Füßen sich hinschleppte. Da fuhr ein Blitz der Wuth über das häßliche Gesicht des Knaben; mit funkelnden Augen und keuchender Brust ergriff er den Spaten, der mit schmetterndem Schlage niederfiel auf das Haupt des boshaften Buben, dessen Wurf die Katze blutig geschlagen. Rachebrüllend umringte die Schaar der Knaben den Friedli, der bleich und sprachlos niedersah auf den Niederstürzenden. Da trat der Lehrer mit bekümmerter Miene in den Kreis. „Wer von Euch hat das gethan?" fragte er ernst und hob den ächzenden Knaben auf. „Der Friedli!" erscholl es ringsum, und alle Stimmen erhoben sich, um den Verhaßten anzuklagen. Der aber hatte mit einem dumpfen Schrei die blutende Katze ergriffen, und einen heißen Kuß auf des geliebten Lehrers Hand drückend, durchbrach er den Kreis der Knaben und verschwand zwischen den Bäumen. Und als die Nacht kam — hatte Pestalozzi einen Schüler weniger.

3. Das Schild zum rothen Hahn.

„Mittag ist's, Herr Freudenberg!" rief die dicke Wirthin zum rothen Hahn in der Vorstadt zu Bern freundlich zu dem Gerüste hinan, auf welchem der Maler Freudenberg eben das riesige Schild der Schenke in neuer Farbenpracht herzustellen bemüht war.

„Gleich komm' ich," rief der Maler und stieg ächzend und behutsam die knarrende Leiter hinab.

Kaum war er in der Thüre, als ein Knabe, der seit früh schon um die Schenke herumlungerte, schnell die Leiter heranklomm und auf dem hohen Gerüste verschwand. Eine Stunde mochte verflossen sein, als der Maler mit glänzendem, weinrothem Gesichte die Leiter wieder bestieg; doch mit einem grunzenden Schrei der Verwunderung blieb er auf der letzten Sprosse stehen, denn an seiner Stelle gewahrte er einen Knaben, der, vor sich eine todte Katze liegen habend, mit hastigen Zügen deren Bild neben dem rothen Hahn des Meisters hinpinselte.

„Welcher Satan führt Dich hierher, Du Galgenbrut!" schrie erbost der Maler, sprang auf das Gerüst und packte den unberufenen Stellvertreter bei den Ohren. Doch schnell lies er ihn los und mit einem beifälligen Blicke auf den rohen Versuch des Jungen brummte er: „Der Kukuk, gar nicht schlecht! der Junge hat Talent. He, wer hat Dich denn das gelehrt?"

„Katz' ist gestorben," erwiederte weinend der Kleine. „Gottlieb aus Neuhof hat sie erschlagen," und er erhob die treuen Augen und gefalteten Hände hülfeflehend zu dem Maler. Nach einer Minute Ueberlegens fuhr dieser fort: „Bist

also aus Neuhof, ein Waisenkind! — bist entlaufen? na, willst Du Maler werden?"

Da rief freudig der Bube: „Nur zu gern möcht' ich's! Katzen will ich malen."

„Wollen's versuchen!" sprach mit freundlichem Lächeln der Meister. Und Friedli zog als Lehrling in das Haus des Malers Freudenberg ein.

4. Des Malers Töchterlein.

Zwölf Jahre mochten vergangen sein, da standen zwei junge Maler in Freudenberg's Werkstätte zu Bern vor einem großen Madonnenbilde, welches als neues Altarblatt für die Marienkirche bestimmt war.

„Und nun keinen Strich mehr, Bruder!" rief der Eine zurücktretend und mit freudigem Lächeln sein Werk betrachtend. „Juchhe, Friedli! Des Meisters rosiges Töchterlein, Clara, ist mein!" und jubelnd umfing der fröhliche Geselle seinen Kameraden. „In dem schönen Basel laß ich als Meister mich nieder: aber Du, mein Freund, mußt mir noch eine Bitte erfüllen."

Langsam erhob der Angeredete sein Haupt. Es war Friedli; er war groß und stark geworden, aber auf seinem Gesichte lag noch immer der Fluch der Häßlichkeit und traurig hingen seine leuchtenden Augen an dem Fragenden, einem jugendlich schönen Manne.

„Du mußt Clärchen, meine verlobte Braut, mir zuführen in die Kirche, damit ich aus der Hand meines einzigen Freundes empfange, was mir das Theuerste ist auf Erden. Willst Du's?" fragte jener mit herzlich flehender Stimme.

Wehmüthig verneinte Friedli: „Ich bin krank, lieber Konrad, und kann's nicht" — und nach einem leisen Gruße schritt er hinaus.

Lange schaute ihm Konrad nach; ein bitteres Gefühl durchzog sein Herz; er hatte errathen, daß sein Freund vergehe in stummer, hoffnungsloser Liebe.

Und so war es. Als der Hochzeitszug aus der Kirche kam und der Freude lauter Jubel das Haus des Malers durchwogte, da schlich Friedli in den kleinen Garten hinter dem Hause, setzte sich auf den kleinen Hügel, unter dem er seine Katze einst begraben, und weinte bitterlich.

5. Die Gebrüder Füßli.

Viele Jahre waren seitdem verflossen. In den Laden des reichen Buchhändlers Füßli zu Zürich stürmte dessen Bruder ein, der als Maler Ruf hatte. „Ich hab' ihn, Bruder, ich hab' ihn!" rief er, und mit freudestrahlendem Antlitz warf er eine Mappe mit Zeichnungen auf den Ladentisch.

„Wen denn?" fragte der Buchhändler.

„Den Katzen-Raphael, den Mind! Durch einen Zufall entdeckte ich seinen Wohnort. Morgen fahre ich nach Bern, wo er still einsam lebt."

Der Buchhändler hatte indessen die Mappe geöffnet und mit freudigem Erstaunen die originellen Kunstschöpfungen jenes Malers betrachtet.

Der arme Kretin, der verwaiste Knabe, in dessen Herzen sich eine traurige Begebenheit aus seinen Jugendtagen zu Neuhof tief eingegraben, hatte sein Talent, Katzen zu zeichnen, mit wunderbarem Fleiße gehegt und gepflegt. In allen seinen Bildern brachte er sie, immer wieder, verschieden von seinen früheren Darstellungen, mit erstaunenswürdiger Treue und Schönheit an.

„Also in Bern wohnt der Mind?" sprach endlich der Buchhändler.

„Mind?" fragte ein ältlicher Mann in unscheinbarer Kleidung, der zufällig auch im Laden sich befand und den Bildern näher trat.

„Ei, Herr Pestalozzi!" rief mit herzlichem Gruße der Maler Füßli. „Kennen Sie den Mind?"

„O ja, er entlief mir als Knabe aus Neuhof. Damals war er der unfähigste und letzte meiner Zöglinge. Grüßen Sie ihn, mein lieber Füßli, wenn er sich meiner

noch erinnert," und mit einer leichten Verneigung gegen den Buchhändler fragte der Volkslehrer: „also keine Hoffnung für mich in Zürich?"

„Lieber Herr Pestalozzi," entgegnete Füßli treuherzig, „geben Sie Ihre Ideen von der Beglückung des Volkes auf; Sie finden keine Anerkennung heut zu Tage. Ihre schöne Anstalt zu Neuhof ging ein; Sie sind dadurch arm geworden. Versuchen Sie etwas Anderes; werden Sie Schriftsteller!"

Pestalozzi, arm und rathlos, senkte das Haupt und verließ schwermüthig den Laden; aber bald darauf erschien bei Füßli im Verlag sein „Lienhard und Gertrud" worin er seine theuer erkauften Erfahrungen als Volkserzieher und Schulmann auszusprechen und zu vertheidigen suchte, ein Volksbuch, das noch heute seines Gleichen nicht gefunden hat; doch dem Buche erging es damals wie dem Meister, — sie wurden nicht verstanden.

6. Der Welt Lohn.

Es war am 6. November 1804, als der Maler Füßli aus Zürich das Haus der Wittwe Freudenberg in Bern betrat, um den Katzen-Raphael kennen zu lernen. Das mürrische Weib, jedem Besuche abhold aus Furcht, es dürfte Jemand gelingen, den armen Mind zu bewegen, ihr Haus zu verlassen, und dadurch ihre Geldquelle versiegen, wies stumm dem Maler das Zimmer des Künstlers. In der ärmlichen Stube, von dem Sorgenstuhle, den er nie verließ, schaute der arme Mind durch das offene Fenster zur grünen Alp hinauf und streichelte sanft eine schöne gelb und schwarz gefleckte Katze, die schnurrend auf seinem Schooße ruhte. Füßli schauderte zurück vor dem kaum menschenähnlichen Wesen, das vor ihm saß, dessen plumpe Hand die wunderschönen Bilder zeichnete und dessen abstoßendes Aeußere den zarten Geist des Künstlers barg.

Doch bald vergaß der eingetretene Maler, vertieft und schwelgend im Anschauen der wunderlieblichen Zeichnungen, die überall auf Tisch und Wänden zur Schau da waren, ihres Schöpfers, der ruhig eingeschlummert war.

Als Füßli am andern Abend zur Wohnung des Unglücklichen kam, fand er — eine Leiche. Mind war arm und elend gestorben; zu seinen Füßen schlummerte die Katze. Nach seinem Tode gingen seine Bilder zu hohen Preisen ins — Ausland. Reiche Engländer kauften sie an.

Ihn, wie seinen Lehrer Pestalozzi, den großen Volkserzieher, der als ein achtzigjähriger Greis in der Fremde im Mangel starb, vergaß das Vaterland; doch während die dankbare Nachwelt endlich Pestalozzi's Andenken ehrt und feiert, denkt Niemand an dessen Zögling, den Katzen-Raphael, den armen Gottfried Mind.

Heuernte in den Alpen.

Von A. W. Grube.

Gleichwie jene den Menschen nährenden Grasarten, Weizen, Roggen und Gerste weit mit ihm nach Norden gehen und hoch mit ihm in die Berge aufsteigen — im Kanton Graubünden z. B. geht die Region des Weizens noch 4000 Fuß, die des Roggens bis 5000 Fuß über's Meer: — so sind auch jene Grasarten und Kräuter, welche die Hausthiere des Menschen nähren, abgehärtet gegen die Unbill der Witterung und noch viel kräftiger, den Elementen Trotz zu bieten, als das Getreide. Das „Gras" wächst auf den eisigen Gefilden der Polarzone und an brennender Felswand der unter warmer Sonne gelegenen Gebirge; üppig auf den fetten Marschen und Nehrungen, reich in den humusreichen Thalflächen sprießend wird es duftiger und kraftvoller im Hinaufsteigen zur Alptrift; und wenn dort die Sonne nur ein paar Monate lang die Schneedecke des langen Winters abzieht, schießt es freudig empor, die Gemse und Ziege, das Schaf und die Kuh zu ätzen.

In hochgelegenen Thälern, wie im Ober-Engadin, ist das Gras die einzige

Nährpflanze, an deren Dasein die Ernährung des Rindviehs und durch dasselbe die Existenz des Menschen geknüpft ist. Bei St. Moritz hat die Thalsohle die Höhe vom Rigi-Kulm, nämlich ohngefähr 5500 Fuß. Noch höher ist das Aversthal, auch in Graubünden; sein Hauptort Cresta liegt 6300 Fuß über dem Meer und der Weiler Juf sogar 6730 Fuß. Bäume und Sträucher sind da nicht mehr zu sehen, wohl aber saftig grüne Wiesen, umschlossen von kahlen Felspyramiden und ewigen Eismassen. Und auf diesen Alptriften weiden über 2000 Stück Rindvieh und 3000 Stück Bergamasker Schafe, für welche hohes Miethgeld von den italienischen Nomaden gezahlt wird und die Bevölkerung (deutschredend und protestantisch) ist ein freies und frohgemuthes Hirtenvölkchen von etwa 340 Seelen.

In den niederen Theilen der Alpenländer könnte mehr Getreide gebaut werden, als gebaut wird; aber man bedarf der Thalwiesen als „Äsch“ (von ätzen, nähren) für den Herbst, wenn das Vieh die Alp verläßt, und zur Sicherstellung des Vorraths für den Winter. Ganz bezeichnend nennt der Allgäuer, obwohl er auch Sommerkorn, Rüben, Kraut und Kartoffeln baut, seine guten Wiesen, die zweimal gemäht aber auch gut gedüngt werden, „Felder.“

Wo die Grasweide eine so bedeutende Rolle spielt, da ist es denn auch nicht zu verwundern, daß sehr genaue Unterschiede gemacht werden und eine Rangfolge statt hat, von welcher sich der Bewohner der Ebene nichts träumen läßt. Zuvörderst wird „Wiese“ von bloßer „Weide“ unterschieden. Die Weiden haben niederes und weniger Gras, als die Wiesen, und mehr kopfblüthige Kräuter. Es gibt Thalweiden und Bergweiden, welch letztere meist nur einmal abgeweidet und gemäht werden. Manche Weiden — meist Eigenthum einzelner Gemeinden oder ganzer Landschaften — werden gar nicht gemähet. Weiden und Wiesen, die gar nicht gedüngt werden, heißen in der Schweiz „Mägeri.“ Diese bilden dem Werth nach die unterste Stufe; den zweiten Rang nehmen die mageren Wiesen ein, die nur einmal gemäht werden, den dritten und höchsten die fetten „zweimähdigen“ Wiesen. Es ergibt sich aber noch ein wichtiger Unterschied nach der Lage. Die Wiesen im Thalgrund heißen „Heimwiesen,“ „Landgüter,“ die Bergwiesen „Heuberge“ auch kurzweg „Berge,“ auch wohl „Heuthäler.“ Die Wiesen in der Nähe des Hauses heißen „Heimathgute;“ diese werden stets sorgfältig gedüngt und haben ein fettes Gras. Vor der Alpfahrt wird dasselbe vom Vieh abgeätzt, dann zweimal gemäht und im Herbst noch einmal geätzt. Die „Berge“ (den Maiensässen in Vorarlberg und Graubünden entsprechend), bilden den Uebergang zu den Alpen und sind wie die Weiden des Thals durch Hecken oder trockene Zäune und lose Mauern eingehegt. Auf jedem dieser Berge findet sich ein Kuhstall und ein kleines Wohnhaus mit Küche, Stübchen und Schlafgemach; denn es wird da im Sommer während des Heuens und im Spätherbst, bis das Heu aufgezehrt ist, Posto gefaßt. Manche Berge, wenn sie das ganze Jahr bewohnt und darum sorgfältiger bewirthschaftet werden, verwandeln sich in Heimathgüter und haben dann auch ziemlich geräumige Wohnungen. Die Wiesen der Berge haben im Durchschnitt ein üppiges, milchreiches Gras, und die gröberen dickstenglichten Gewächse des Thales bleiben schon zurück. Auf den eigentlichen Bergwiesen herrschen die Gräser entschieden über die andern Kräuter und bewirken jenes freundliche gesättigte Grün, das dem Auge so wohl thut. Es sind übrigens keine andern Arten, als diejenigen, welche auch schon auf den Wiesen der Ebenen wachsen (so sind Poa pratensis Rispengras, Holcus lanatus Honig- (Riß-) Gras, Agrostis vulgaris gemeines Straußgras, Dactylis glomerata Knäuelgras, Briza media das zierliche Zittergras, Antoxanthum odoratum Riechgras, das auch dem Heu des Flachlandes den bekannten Wohlgeruch ertheilt) auch in der Tiefe zu finden. Doch treten die weicheren Hafer- (Avena pubescens, flavescens) Lieschgräser (Phleum) und Trespen, der Wiesenfuchsschwanz und ähnliche zurück, während die Poa alpina, das Alpenrispengras sich geltend macht, namentlich an gedüngten Stellen, und die Kopfblüthen (Synanthereen) die Apargien (Pfaffenröhrchen), Löwenzahn, Maaßlieben nebst Kleearten, Ranunkeln, Knöteriche die Flora des Thals fortsetzen.

Auf den Alptriften spielen die Gräser keineswegs mehr die Hauptrolle. Die Habichtskräuter mit ihren großen tiefgelben Blüthenköpfen, die Senecio (Kreuzkraut) und Scharfgarben, Alpargien und Asteren, die Steinbrech- und hochgelben Aurikeln, welche den starren Fels mit Blumenpracht und Blüthenduft schmücken, die tiefblauen Gentianen und das lilafarbene Alpenglöcklein (Soldanella alpina), das hervorsprießt, sobald der Boden vom Schnee erlöst die Sonne begrüßen kann. — alle diese großentheils nahrhaften Kräuter treten neben den Gräsern und Halbgräsern sehr merklich hervor. Die Gräser selber werden gedrungener, mitunter steif, wie das rahmgebende Borstengras (in Graubünden „Roppa") aber da alle Kräuter jung und in frischester Treibkraft sind, wenn sie abgeweidet werden, so wirken sie schon aus diesem Grunde vortheilhaft auf die Milch, während sie in ihrem würzigen Saft einen entschiedenen Vorzug vor den Gewächsen der niedern Gegenden haben. Das „Chammblümli" (Nigritella angustifolia, zu den Orchideen gehörig) hat einen Vanilleduft, obwohl es nebst dem bitteren Enzian als Viehfutter einen untergeordneten Rang behauptet. Desto werthvoller ist der goldene Löwenzahn (Alpenwegerich Leontodon aureum) und ganz besonders das doldentragende Mutterkraut, „Mutteri" (Meum mutellina) das eben so milchgebend wie aromatisch ist, und in der Höhe von 6000 bis 7000 Fuß vortrefflich gedeiht. Im Allgäu und den baierschen Alpen heißt es „Mardaun" und auf dortigen Alpen kann man es nebst dem „Rütz" (Alpenwegerich) in prachtvollen über 2 Fuß hohen Exemplaren sehen.

In der Schweiz hat man viele Alpen zu „Heubergen" gemacht und bloß aus dem Grunde angekauft, um sie allmälig abmähen zu lassen; die Natur hat sie aber offenbar zum Abweiden bestimmt und es zeigt sich, daß ihre Grasschicht immer kärglicher, ihre Flora immer geringer wird, da mit der Wegnahme des zur Verwesung übergehenden Grases auch keine neue Humusschicht hinzukommt, während das Vieh nicht so kahl abfrißt, wie die Sense, und zugleich seinen Dünger zurückläßt. In niederen Alpen, wo man früher mähen kann, gewinnt das Gras noch zum Nachwuchs Zeit und da mag denn auch das Abmähen weniger schaden.

Da man beim Melken den Kühen gern frisches Futter reicht, so liegt dem Senn oder der Senntin stets die Sorge für das Grasschneiden ob. Man holt das Gras aus jenen steilen, unwegsamen Regionen, wohin das Vieh nicht kommen kann, und die Sennmädchen in Salzburg, Steiermark und Tirol mähen mit todesverachtender Kühnheit solche Grasplätze ab, laden das Gras in die Buckelkraxe (den Tragkorb) oder binden es in ein großes Tuch und schleppen es auf dem Kopfe heim. Sie nennen das „Gleck" schneiden und in's „Gleck" gehen. Die Blätter der Cacalia alpina sind im steierischen Oberlande besonders geschätzt und bilden einen Hauptbestandtheil des „Gleckes."

In solchen Alpenthälern, wo es an größern Wiesenflächen mangelt, wie im Kanton Glarus, wird auch die Ernte des Wildheues, der „Wildheuet" sehr wichtig. Ohne diesen Wildheuet würde mancher Arme seine paar Kühe nicht durchwintern, sein Kartoffelfeld nicht düngen können. Der Wildheuet ist Gemeindegut und jeder hat das Recht ihn zu benutzen. In der Waldregion, zwischen Felsklüften, an schroffen Abhängen der Hochalpen, wohin kein Thier außer der Gemse seine Schritte zu lenken wagt, finden sich stets mehr oder weniger ausgedehnte Grasplätze. In der Waldregion können diese leicht gemäht werden; anders ist es aber in den Felshängen und an den Wänden des Hochgebirgs. Dort kann nur mit Lebensgefahr das Gras abgemäht und zu Thal gebracht werden; es gehört (wie zur Gemsjagd) Körperkraft, Gewandtheit, ein schwindelfreier Kopf dazu, ein „Wildheuer" zu sein. Doch gerade die Gefahr scheint neben dem Gewinn ein Reiz mehr zu sein für die armen, aber kräftigen Menschen. Mit Fußeisen versehen, die Sense in der einen, den Rock in der andern Hand, den Schleifstein im Futteral am Leib befestigt, ein Garn oder Leintuch mit sich führend, geht der Mann auf seine botanische Jagd aus, klettert an den steilsten Felswänden empor, stemmt, wenn er auf die grüne Oase gelangt ist, die Füße fest und schneidet nun das Gras, welches gar bald trocknet und dann in große Bündel

zusammengebunden entweder in die Tiefe hinabgerollt oder auf dem Rücken fortgeschleppt wird. Die in's Thal hinabrollenden Grasbündel heißen in Tyrol „Grasbären." Sind mehrere Plätze zu mähen und nicht weit von einander entfernt, so nehmen die Wildheuer einige Ziegen mit; die Ihrigen tragen auch wohl etwas Brod und Kartoffeln nach, und in den kleinen hölzernen Heuschobern, wo das Heu bis zum Winter aufgeschichtet wird, ist dann mehrere Nächte nach einander die Schlafstätte. In günstigen Sommern gewinnt der Wildheuer einen bis anderthalb Zentner Heu des Tags; in heißen Sommern versengt aber auch an sonnigen Stellen das Gras gänzlich. Mit Einbruch des Winters, wenn der Schnee manchen Abgrund gefüllt und die Wege geebnet hat, werden dann jene Wildheuvorräthe auf Schlitten in's Thal gebracht. Wie bei der Gemsjagd geht aber auch beim Wildheuen manches Menschenleben zu Grunde.

Wo das Heu fast die einzige Ausbeute ist, welche der Mensch der Natur abgewinnt, ist natürlich die Heuernte eine frohe Zeit; das Festliche liegt fast schon im Heumachen selber. Die dunkelgrünen Wiesengründe, welche gegen die helleren Heuhaufen so angenehm abstechen, die frischere Luft inmitten der Sonnenhitze, der vom Heu ausströmende, würzige Duft, die leichtere Arbeit des Aufhäufens — das stimmt Alles schon fröhlicher als die glühende Sonne auf kahlem Stoppelfelde und der Staub der Ackerkrume, trotz des größeren Reichthums, den diese mit der Körnerfrucht spendet. Uebrigens ist von eigentlichen Festlichkeiten bei und nach der Heuernte in Tyrol wie in der Schweiz nicht viel zu spüren; nur der allezeit aufgeweckte und lustige Appenzeller läßt es sich nicht nehmen, während der Mäh- und Erntezeit lustig zu jubeln, zu schmausen und aus dem Arbeitstage einen Festtag zu machen. Mit hellem Jauchzen ziehen die Mäder frühmorgens auf ihre Wiesen, und einer sucht den andern in schnellem regelrechtem Mähen zu übertreffen. Liegt alles Gras danieder, so erhebt sich ein neues Jubelgeschrei, und ein tüchtiges Frühstück wird eingenommen. Weiber und Mädchen begeben sich an's Wenden und mit ihnen wird denn mancher Appenzeller Witz vom Stapel gelassen. An Wein, Branntwein und Most ist kein Mangel und die singlustigen Kehlen werden fleißig angefeuchtet, auch der Magen wird dabei nicht vergessen. Nach öfterem Umwenden wird das Heu am Abend in größere Haufen geschichtet, am folgenden Tage, wenn es noch einmal auseinandergebreitet und getrocknet worden ist, in Bündel von ein bis anderthalb Zentner geschnürt und von den rüstigen Männern in die Scheunen gebracht, wo man es ganz fest zusammen stampft, so, daß sich eine merkliche Hitze in der Masse entwickelt und das Heu völlig trocken und sehr leicht wird. Die ganze Ernte endet mit einem lustigen Schmaus.

Die Sagen von der „Blümlisalp."

Von A. W. Grube.

In den Erzgebirgen begegnet man vielfach der Sage von einem verschütteten Schacht, von plötzlich verschwundenen Silber- und Goldminen, von einem entschwundenen Paradies der Bergleute, die des edeln Metalls so viel besessen hätten, daß sie mit silbernen Kugeln Kegel schoben und ihre Zeche mit Goldstücken bezahlten. In den Alpenländern sind die reichblühenden, vom besten Milchgras strotzenden Alpwiesen das verlorene Paradies, der Garten Eden, welcher einst den Aelper zum reichsten und glücklichsten Menschen machte, aber verzaubert in wüste Schutthalden und vergletscherte Schnee- und Eisflächen sich auf immer ihm entzog. Nicht ohne Schuld der glücklichen Menschen selber. Jene Bergleute wollten in ihrem Uebermuth gar nicht mehr arbeiten, sondern die Herren spielen; sie beschlugen ihre Pferde mit silbernen Hufeisen und wenn sie zechten, führten sie gottlose Reden. Die reichen Aelpler konnten ihr Glück eben so wenig ertragen; ihren betagten Eltern verschlossen sie die Thür ihrer Sennhütte, um desto ungestörter mit den Dirnen zu buhlen, für welche sie sogar die

besten Käse als Pflastersteine verwandten, damit auf dem Wege zur Sennhütte die Füße der Geliebten nicht naß würden.

Vom wildzerklüfteten Thorsteiner, dem einzigen Gletschergebirge in Steiermark, geht die Sage, er habe auf seinem Gipfel früher die herrlichsten blumenreichsten Weiden gehabt, auf denen eine reiche Senntin gewohnt, die aber eine so schlechte Wirthschaft geführt habe, daß der Zorn Gottes darob erwacht und in einem furchtbaren Ungewitter die ganze Alp zerstört, in Schnee und Eis und starren Fels verwandelt worden sei. Noch jetzt zeigen die Steyrer dem Fremden die „verwunschene Alm," welche als wüstes Land oberhalb anderer annoch gesegneter Triften sich ausdehnt

In Wallis, da, wo jetzt der Turtmanngletscher seine Eiswogen in den grünen Thalgrund hinabrollt, befand sich einst, wie die Sage erzählt, die „Blümlisalp," die schönste und fruchtbarste des ganzen Thales. Der Senn hatte seinen alten blinden Vater bei sich, aber behandelte ihn härter als einen fremden Knecht. Einstmals kam in der Nacht ein schreckliches Unwetter; der Sohn, welcher seine liebste „Kathrin" auf Besuch erwartete, verließ aber nicht die Hütte, sondern schickte seinen alten Vater hinaus, das fern weidende Vieh einzutreiben. Um den Mißhandlungen zu entgehen, ging der blinde Greis in das Wetter hinaus und verirrte sich immer weiter von der Alp, doch alle Kühe zogen ihm nach. Und während nun der böse Sohn seine Kathrin empfing, geschah ein furchtbarer Krach, der Gletscher war in Bewegung gerathen, stürzte sich auf die Alp und verschüttete diese sammt dem Senn und seiner Dirne und dem schwarzen Hündchen, das die Hirten auf der benachbarten Zentumalp noch heute zuweilen sehen wollen, während eine Stimme die Worte weithin erschallen läßt:

„Ich und mey Kathrin müssen immer und ewig auf Blümlisalp sein."

Im Kanton Glarus lautet dieselbe Sage, auf den Glärnisch bezogen, dessen Haupt mit ewigem Schnee und Eis bedeckt ist, also:

Auf dem Glärnisch war vor Zeiten eine „Prachts-Alp"; die ganze Gegend zwischen dem rauhen Glärnisch und dem Bächistock war Eine Weide. Die Alp gehörte seiner Zeit einem jungen Burschen, der sie selber bewirthschaftete und jeden Sommer hinaufzog. Seine alte Mutter und seine Liebste hatte er im Thale gelassen, doch zu letzterer gesagt: Komm und besuch mich einmal „zur Stubet"; die alte Mutter hatte er nicht eingeladen. An einem schönen Sonntag schauete er gegen das Thal hin und sah eine Frauensperson heraufkommen, vermeinte, es sei seine Liebste und ging ihr entgegen. Doch als er näher kam, erkannte er seine Mutter. Diese sprach: Gott grüß dich! Es ist mir sauer geworden das Bergsteigen, ich bin recht müd' und hungrig; gib mir nur schnell einen Imbiß. Das sollte mir fehlen! rief der Sohn. Mach, daß du wieder herunterkommst! Mit Gewalt trieb er sie von sich. Nicht lange darauf kam auch die Kathri; als er die erblickte, legte er einen Käse nach dem andern auf den Weg bis zur Hütte, damit sie ihre Schuhe nicht beschmutzen möchte. Aber kaum war die alte Mutter unten im Thal angelangt, da löste sich der Firn und vergletscherte die Alp und überdeckte die Kühe sammt dem Senn und seiner Liebsten, dieweil er so gottlos sich gegen die eigene Mutter vergangen. Alle Jahr ein Mal kommt er unter dem Gletschereis hervor und ruft laut:

Ach ich und meyni Liebste Kathri
Und mys Hündli Pari
Müend immer und ebig underäne Firn u-unde si.

Diese und ähnliche Sagen sind in naturhistorischen wie sittlichen Thatsachen sehr wohl begründet. An vielen Orten, wo jetzt das grünblaue Gletschereis die Grasdecke abgeschabt und große Schutthalden vor sich her getrieben hat, war früher blühendes Weideland. Lawinen und Bergrunsen haben manche ergiebige Alp für immer zerstört. Daran sind aber die Aelpler zum Theil selber Schuld; sie haben die Wälder auch da weggehauen, wo sie eine Schutzmauer gegen die Lawinen bildeten; sie haben in ihrer Habsucht die Alpwiesen gemäht, die in dem länger aufschießenden Grashalm einen Kitt geboten hätten, woran der aufthauende Schnee sich gehalten und so den ersten Anstoß zur Lawine beseitigt haben würde. Wie die Berglehnen kahler gewor-

den sind, ist auch das Klima rauher und kälter geworden; an vielen Stellen, wo die Dammerde vom felsigen Untergrunde einmal abgespült ist, kann nimmer ein Wald wieder wachsen; und eine Alp, die über Gebühr durch Abmähen geschwächt wird, kann nimmer wieder zur alten Blüthe zurück, da sich allmählig auch das Gras ändert und Flechten und harte Kräuter an seine Stelle treten. — Die Alpen, je älter sie werden, wollen um so schonender und zarter behandelt sein; wer vom alten blinden Vater die Dienste des jungen Sennbuben verlangt, bindet sich ebenso die Ruthe, die ihn züchtigt, wie der, welcher über dem momentanen Genuß vergißt, was er der nährenden Mutter zu danken hat.

Ein falscher Prophet unter den Kaffern.

Von Dr. Hartwig, Badearzt in Ostende.

Es ist schon oft vorgekommen, daß falsche Propheten großes Unheil über die leichtgläubige Menge gebracht haben; doch schwerlich möchte jemals ein ganzes Volk durch Betrug und Fanatismus in so unnennbares Elend gestürzt worden sein als dasjenige, dessen trauriges Schicksal ich nun den Lesern unserer Maje vorführen will. Auch an diesem Beispiel werden sie erkennen, daß die Wirklichkeit an wunderbaren Schickungen oft die kühnsten Erfindungen des Romandichters übertrifft.

Unter allen wilden Völkern, mit denen die Engländer im weiten Bereich ihres Colonialreichs in Berührung kommen, haben ihnen bekanntlich in den letzten Jahren die Kaffern am meisten zu schaffen gemacht. Raubsüchtig und verwegen, sind diese Barbaren auch in Friedenszeiten stets die größte Plage der Ansiedler an den Grenzen der Capcolonien gewesen und mehr als einmal ist die gegenseitige Feindschaft in blutige Kriege ausgeartet, die nur beendigt wurden, um später mit desto verheerenderer Gewalt wieder auszubrechen. Für die Kafferhäuptlinge — Sandilli, Macomo, Kreli — war jeder geschlossene Friede nur ein Waffenstillstand, eine Pause, um frische Kräfte zu sammeln, und doch wurde er ihnen von den Engländern, bei der großen Schwierigkeit, das kriegerische Räubervolk bis in seine entfernten Schlupfwinkel zu verfolgen und dem Verlangen nach zeitweiser Ruhe, gerne gewährt. Man wußte zwar, daß die gedämpfte Flamme nach einigen Jahren wieder auflodern würde, war aber dennoch froh, auf so lange hin die Aussicht eines friedlichen Zustandes zu genießen.

Am Schluß des letzten Krieges mußten die Kaffern ihre Weiden und Jagdgründe südlich vom Keiskamma-Fluß verlassen und sich jenseits desselben, im sogenannten Britischen Caffraria ansiedeln. Sie unterwarfen sich nur höchst ungern dieser Verbannung, sandten beim Abschied von ihren verlassenen Wohnorten manchen sehnsüchtigen Blick zurück, und drückten die Hoffnung aus, sich später wieder in deren Besitz zu setzen. Einstweilen war ihre Hauptsorge ihren ungeheuren Viehstand zu vermehren, und in der Ruhe die Mittel zu sammeln, um bei der nächsten Schilderhebung die verhaßten Weißen in's Meer zu jagen oder selbst im entscheidenden Kampfe unterzugehen. Dieser Entschluß war der englischen Regierung wohl bekannt, die durch theuer erworbene Erfahrungen gelernt hatte, die Art und Weise jenes geheimnißvollen Volkes zu verstehen, und die Zeit des nächsten Ausbruchs fast auf die Stunde zu berechnen. So traf denn in aller Stille, zu Anfang des vorigen Jahres, der Gouverneur Sir George Grey seine Anstalten gegen den kommenden Sturm. Englische Regimenter wurden herbeigezogen; eine starke Bürgerwehr organisirt, und die deutsche Legion an die Gränzbezirke angesiedelt. Doch sei es, daß die Kaffern nur wenig Lust hatten, den friedlichen Genuß ihrer unabsehbaren Heerde für die Entbehrungen des Krieges aufzugeben oder daß sie an der Möglichkeit zweifelten, den so wohl vorbereiteten Engländern etwas anhaben zu können; so entstand dießmal ein

Zwiespalt im Rath der Anführer, und die Hauptfürsprecher des Krieges fanden ein weniger williges Gehör.

Da erhebt sich plötzlich im Kraal oder Lager des mächtigen Kreli ein Prophet, der dem versammelten Volke von einem gar wunderbaren Gesichte, das ihm in der Nacht erschienen, erzählt. „Hört die Offenbarung und gehorcht dem Willen der Götter" ruft der Erzbetrüger aus. „Bald wird der Tag erscheinen, wo eure Vorfahren von den Todten auferstehen werden, um sich mit den kriegslustigen Tapfern unter euch zu vereinigen, und mit einem Schlage das Joch der weißen Männer auf ewig zu vernichten. Doch viel Fleisch und Korn wird die unzählige aus dem Grabe sich erhebende Menge bedürfen, und Sorge müßt ihr im Voraus tragen, daß es euren Besuchern an Nichts fehle. Schlachtet also eure Heerden, verbrennt die aufgespeicherten Früchte und am Tage der Auferstehung werden für jeden geschlachteten Ochsen 12 neue erscheinen; für jedes den Flammen überlieferte Maas des mehlreichen Kornes ein Vorrath von hundert neuen euch erfreuen."

Man wird es kaum für möglich halten, und dennoch ist es wahr, daß dieser grenzenlose Unsinn vielen Glauben fand. Tausende und Tausende von Ochsen wurden geschlachtet; unzählige Tonnen Korn vernichtet, und im ganzen Kafferlande hörte und sah man nichts, als das Tödten des Hornviehs und das Brennen der aufgestapelten Vorräthe, denn wer am Worte des Propheten zweifelte, mußte der rasenden Wuth der bethörten Menge gehorchen, welche den Ungläubigen bittere Vorwürfe machten, daß sie durch ihr Zaudern das Erscheinen der Vorfahren verschöben.

Endlich kommt der sehnsüchtig erwartete, so zuversichtlich versprochene Tag; tiefe Stille herrschte in allen Lagern; vollständig zum Kampfe gerüstet sitzt jeder Krieger vor seiner Hütte, um die erwünschten Gäste zu empfangen; die Thüren der leeren Viehställe und Kornscheuern stehen weit geöffnet zur Aufnahme des erhofften Zuwachses — doch Stunde nach Stunde vergeht, die Sonne sinkt, das Firmament funkelt vom unzähligen Sternenheer — und Nichts vom Erwarteten erscheint.

Wer schildert die allgemeine Bestürzung! Doch mit frecher Stirn weiß der Prophet dem drohenden Sturme der Verzweiflung zu trotzen. „Wehe! wehe! ruft der freche Lügner aus über die Ungläubigen, welche ihre Heerden versteckt, ihr Korn behalten haben! Sie allein sind Schuld am Zorne der Götter! Sie allein haben euch in euren gerechten Hoffnungen getäuscht." So wurde denn der verschärfte Befehl des Schlachtens auf's Neue erlassen; die letzten Heerden getödtet, das letzte Korn verbrannt, damit endlich der Auferstehungstag erscheine. Inzwischen war der Gouverneur kein müßiger Zuschauer dieser wahnsinnigen Scenen gewesen; er hatte alles aufgeboten, die Kaffern von ihrer Thorheit zu überzeugen, aber zugleich an der Gränze eine gehörige Truppenmacht versammelt, denn er wußte, daß, sowie die Verzweiflung sich der wilden Horden bemächtigte, Kreli auf die reichen Kornfelder und wohl gefüllten Ställe der Ansiedler hinweisend, sie noch einmal in jenes Land führen würde, welches sie schon so oft mit Mord und Flammen verwüstet.

Bald fing der Hunger an seine Macht unter den Wilden geltend zu machen; kleine Einfälle über die Gränze fanden nächtlich statt. Der seiner Heerde beraubte Bauer floh mit seiner Familie, glücklich, wenigstens diese gerettet zu haben, nach einem sicheren Zufluchtsort; Reisende wurden geplündert und getödtet, und viele andere Greuelthaten verübt, deren jede in früheren Zeiten schon hingereicht hätte, einen neuen Krieg zu veranlassen; alles deutete auf einen nahe bevorstehenden Ausbruch hin, doch war ein Jeder gehörig darauf gefaßt, ihm zu begegnen. Zu dieser Zeit hätte eine einzige Uebereilung die schlimmsten Folgen haben, viele unnöthigen Kosten, viel unnützes Blutvergießen verursachen können; doch Sir George Grey, vollkommen überzeugt, daß die selbstmörderische Thorheit der Kaffern deren Macht viel gründlicher brechen würde, als alle voreilige Waffen-

gewalt, wartete ruhig die Zukunft ab. Man begnügte sich, die Einfälle zurückzuschlagen; durch zweckmäßig aufgestellte Truppen das Eigenthum der Ansiedler zu schützen; die gefangenen Räuber dem Richter zu überliefern, und überließ es dem falschen Prophetenwort, seine schrecklichen Folgen an dem dem Untergang geweihten Volke auszuüben.

So kam denn der zweite Tag der Verheißung, an welchem die Auferstehung stattfinden sollte, heran, und kaum war er zu Ende, so ergoß sich Wehklagen und Verzweiflung über das ganze Kaffernland. Zu spät lernten nun die Elenden die Größe ihres Wahnsinns erkennen und zu spät die Häuptlinge ihren Irrthum einsehen, denn die durch langes Fasten geschwächten Krieger waren nicht mehr im Stande, die Waffen zu führen, und so wurde das Mittel, wodurch die Ehrgeizigen gehofft hatten, ihre Macht und ihr Ansehen zu vergrößern, zur Ursache ihres gänzlichen Verderbens. Der Prophet war wohlweislich — verschwunden; der Hunger fing an zu nagen; die Truppen standen zum Empfang der verzweifelten Wilden bereit. Bald kamen sie an, in dichten Haufen, doch dießmal nicht um zu verwüsten und zu tödten, sondern um Hülfe und Mitleid zu erflehen; und sie, die kurz vorher von der Vertilgung des weißen Mannes geträumt, baten ihn nun flehentlich um Nahrung für sich und ihre hungernden Kinder. Und nicht vergebens war die Bitte der tief gebeugten Wilden, denn sie fanden Güte und Erbarmen, wo sie selbst im ähnlichen Falle mit bitterem Hohngelächter den mörderischen Speer zum Todesstreich geschwungen hätten. Fünf und zwanzig tausend Kaffern sind in den letzten Monaten über die Grenzen der Ansiedelung gewandert, wo es ihnen erlaubt ist, für ihren Unterhalt zu arbeiten, oder die öffentliche Mildthätigkeit ihren Hunger stillt; doch, schrecklich zu erzählen, soll mehr als die doppelte Anzahl bereits im eigenen Lande umgekommen sein. Die noch vor Kurzem so furchtbare Nation der Kaffern ist fast ganz vertilgt, und sowohl die rührende Bitte des ersten Häuptlings Kreli an den Gouverneur, seine Frauen und Kinder vor dem Hungertode zu erretten und seine Betheurungen einer ewigen Treue, als auch Sandillis freiwillige Uebergabe seiner Herrschergewalt an die britische Regierung beweisen, daß sogar die Edelsten und Höchstgestellten im Lande von der allgemeinen Noth ergriffen sind und daß lange Tage der Ruhe und einer segensreichen Sicherheit den Kapansiedelungen bevorstehen. Es wird zwar behauptet, daß die Kaffern sich später zu einem Volke wieder vereinigen und die Menschlichkeit ihrer Wohlthäter mit schwerem Undank vergelten werden; doch jedenfalls müssen viele Jahre darüber vergehen, und wenn inzwischen die Wilden wieder zu Kräften kommen, so wird auch die Macht der Ansiedler vielleicht in einem zehnfachen Maße zugenommen haben.

Der wißbegierige Deutsche interessirt sich gerne um Alles, was in der Welt vorgeht; es gibt kein Land, kein Volk, an welchem er nicht Antheil nähme, doch verweilt er am liebsten in jenen Gegenden der Erde, wo seine Landsleute sich ein neues Vaterland gegründet haben und folgt ihren Schicksalen mit ganz besonderer Theilnahme. So wird denn auch die Geschichte des falschen Kafferpropheten, trotz ihrer schmucklosen Darstellung, hoffentlich bei unsern lieben Lesern einigen Anklang finden, da sie in wahrem Zusammenhange mit den Schicksalen der braven Deutschen steht, die zum Kriege ursprünglich angeworben, nunmehr als treue Grenzhüter des Kaplandes den Pflug des Landmanns durch den jungfräulichen Boden ziehen. Die Selbstvertilgung der Kaffern kann ihnen natürlich nur vom größten Nutzen sein, denn sie sehen sich dadurch im ruhigen Genuß der Früchte gesichert, welche ihr rühmlicher Fleiß erwerben wird. Es freut uns sehr zu hören, daß ihre Hauptstädte „Stutterheim“ und „Wooldridge“, obgleich, wie bekannt, erst in jüngster Zeit gegründet, den Vergleich mit allen benachbarten, wohl 15 und 20 Jahre alten englischen Niederlassungen nicht zu scheuen brauchen. Möchten sie nur in der neuen Heimath die Sitten und die Sprache ihres Vaterlandes nicht vergessen, und der deutschen Bildung eine neue Wohnstätte am Südende Afrikas eröffnen!

Wie man Obst bekommt.

Von Chr. Snell.

Obst — das wäre auch mein Spaß! Wenn man nur hier welches ziehen könnte, oder wenn ich nur brav Aecker hätte, um Bäume pflanzen zu können, — so denkt vielleicht mancher Leser beim Blick auf unsere Ueberschrift. Aber das ist Alles nicht so schlimm, wie man meint. Es gibt in Deutschland nur ganz wenige Gegenden, in welchen wirklich kein Obst fortkommt. Da ist z. B. der Westerwald, der Vogelsberg, die Eifel, der Hundsrücken, wo man oft weit und breit keinen Obstbaum sieht und wo man doch überall Obst haben könnte. Wo das Klima rauh ist, da wähle man nur die richtigen Sorten *). Spätblühende Aepfel, Mirabellen, Reineclauden und selbst Zwetschen kommen fast überall bei uns fort, und die Kirschen ohnehin. Auf den höchsten Punkten des Schwarzwaldes, im würtembergischen und bayerischen Oberlande werden noch bis 2,000 Fuß über dem Meeresspiegel die Kirschen in großer Menge gezogen, und das daraus bereitete Kirschwasser (Branntwein) wird in alle Welt versandt.

Wo der Boden sehr steinig ist, müssen beim Setzen der jungen Bäumchen gehörig große Setzlöcher gemacht werden, damit die zarten Würzelchen ordentlich Nahrung haben. Wird der Baum größer, so treibt er seine stärkeren Wurzeln, Nahrung suchend, in jeden Boden ein, wenn es nur nicht purer Fels ist.

Gar häufig wird auch darin gefehlt, daß die Bäume zu schlecht gedüngt werden. Mistjauche, Fleischabfälle, verendete Thiere (als Hunde, Katzen u. s. w.), ebenso Knochen, in den Boden gebracht, sind vorzügliche Dungmittel für Bäume. Wie häufig sieht man statt dessen auf dem Lande die todten Thiere und die Knochen in den Pfützen liegen oder sonst zerstreut, die Luft verpestend und den Menschen zum Ekel! Am wirksamsten zeigt sich der Dung bei dem Steinobste, z. B. Zwetschen und Mirabellen, und bei den Beerenfrüchten, z. B. Johannis- und Stachelbeeren. Nur die Kirschbäume bedürfen keines Düngers; er befördert sogar bei denselben den Harzfluß.

In rauhen Gegenden muß ferner darauf geachtet werden, daß die Obstbäume nicht in oder an tiefgelegene feuchte Wiesenthäler gepflanzt werden, sondern an höher gelegene Orte. Hier zerstören nämlich die Frühjahrsfröste nicht so leicht die Blüthen, als in den Thälern, wo bei heiterem Himmel infolge der nächtlichen Wärmeausstrahlung Spätfröste viel leichter gefährlich werden. Hiergegen läßt sich aber auch noch etwas Anderes thun. In Gegenden, welche den Spätfrösten ausgesetzt sind, häufele man im Winter oder gegen das Frühjahr den Schnee rings um die Baumstämme etwas an und trete ihn fest. Kommt nun die Frühlingssonne, so wird sie den Schnee um den Baum nur langsam schmelzen und den Wurzeln wird nur kaltes Schneewasser zugeführt. Daher kommt es, daß solche Bäume noch völlig kahl stehen, wenn andere, durch die warme Frühlingssonne verlockt, schon treiben. — Ist gegen den Frühling kein Schnee vorhanden, so ist es auch schon sehr wirksam, wenn nach starkem Froste, wo der Boden gefroren ist, rings um den Baum Stroh gelegt wird, was die Folge hat, daß die Erde weit länger gefroren bleibt; denn, so gut, wie das Stroh, als schlechter Wärmeleiter, die Kälte abhält, verhindert es auch das Eindringen der Wärme.

Hat man auf diese Weise die Blüthezeit regulirt, so ist das Obst unter 3 Fällen 2mal gewonnen. Regenwetter während des Blühens muß schon sehr anhaltend sein, wenn es die Obsternte vernichten soll. Gewöhnlich fällt dieselbe in diesem Falle nur weniger reichlich aus. Aber auch hier kann man etwas nachhelfen, was namentlich in Gärten ausführbar ist. Wenn nämlich einmal einige regenfreie Stunden erscheinen (was doch auch beim ärgsten Regenwetter meistens der Fall ist), so schüttele man die Bäume sanft. Dadurch werden die Regentropfen, welche in den Blüthen hängen,

*) Ueber die einzelnen Sorten kann sich Jeder bei dem landwirthschaftlichen Vereine seines Landes Raths erholen. Das landwirthschaftliche Wochenblatt von Nassau brachte schon ganze Verzeichnisse solcher Obstsorten.

entfernt, so daß diese eher abtrocknen und die Befruchtung rascher vor sich gehen kann. Letzteres wird auch schon durch das Schütteln an und für sich bewirkt, indem hierdurch der Blüthenstaub von den Staubfäden abgeschüttelt und auf die Narben gebracht wird. Die nähere Begründung, weshalb der Regen der Obstblüthe so verderblich ist, würde hier zu weit führen; vielleicht kommen wir später noch einmal darauf zurück.

Hauptsächliche Obstfeinde sind ferner noch die Raupen, gegen welche es aber auch, wie sattsam bekannt ist, Mittel gibt. Nur offene Augen und fleißige Hände werden erfordert, und vor Allem halte man die bösen Buben von der Zerstörung der Vogelnester und dem Wegfangen der alten Vögel ab; denn die Vögel vertilgen mehr Insekten, als es Menschenhände vermögen. Würden die Vögel sorgfältig gehegt und geschützt, so würde von Insektenverheerungen wenig mehr die Rede sein.

Was nun den Mangel an Raum betrifft, welchen Viele als Einwand gegen eine größere Ausdehnung der Obstzucht anführen, so verhält es sich auch hiermit ganz anders. Man sehe sich nur einmal in den Dörfern um! Ueberall sieht man Wüsteneien, wo das Unkraut wuchert und die Brennnessel trotzig das Haupt erhebt, während doch die herrlichsten Obstbäume da stehen könnten! Keinen Bauernhof sollte es geben, wo nicht ein mächtiger Birnbaum schützend und schirmend seine Krone ausbreitete! Und unmittelbar an Häusern, Ställen und Mauern — welch herrliches Spalierobst läßt sich da ziehen! Grade in unmittelbarer Nähe der Gebäude ist die Obstzucht ganz besonders lohnend. Denn einmal lassen sich da die obenerwähnten Schutzmaßregeln am leichtesten ausführen, und dann werden auch die Bäume schon durch die Gebäude selbst vor den Einflüssen rauher Witterung geschützt. Dazu kommt noch, daß die Bäume in der Nähe der Wohnungen durch den Salpeter und andere salpetersaure Salze, die sich immer an Wänden und Mauern bilden, ganz vorzüglich gedüngt werden.

Wer also verfährt, der bekommt Obst.

Die Weinbergschnecke.

Von Carl Stöber.

Aber der Schreiber dieses lebt mit den Franken an der Altmühl, und bei diesen wird das oben genannte Schalthier nicht zu den Frauen, sondern zu den Männern gezählt. „Der Schneck" spricht man, dieweil die Leute mit dem Buchstaben E. so sparsam umgehen, wie der Koch mit dem Safran. — Die Vögel, welche rufen „Schnecke, Schnecke, strecke deine Hörner aus" sind für uns ausländische Vögel. Die bei uns in den kurzen Hosen von Zwillich, mit den braunen Waden und auf dem Bauch im Grase liegend, rufen „Schneck! Schneck! streck dei Hörner aus, oder i schlag a Loch ins Haus." Wüßte auch gerade nicht, warum man das Thier mir nichts dir nichts in die Weiberstühle weisen sollte. Es ist froh, wenn es vor der eigenen Thüre fertig ist und kehrt vor keiner fremden — es will nicht das letzte Wort haben, sondern spricht lieber gar nichts — von einem Stammvater im Paradies, nicht von einer Stammmutter kommen die beiden Sprichwörter „Eine Hausfrau keine Ausfrau" und „Eine Frau soll sein, wie die Schildkröte, welche beständig in ihrem Hause bleibt, und, wenn sie ausgeht, soll sie es mitnehmen;" kämen sie von einer Stammmutter, so würde sie keine Andere, sondern sich selbst als Urmuster hingestellt und gesagt haben „Eine Frau soll sein, wie die Schnecke" — von dem Thiere ferner wird Niemand sagen können „Jung ein Engel, alt ein Teufel" — es ist nicht Schuld daran, wenn man so oft hören muß „Das Ei ist immer klüger, als die Henne" — „Immer auf einer Leier bleiben", „Sich um Nußschalen zanken", „Das Thränenwasser trocknet am schnellsten" sind Sprichwörter, bei denen kein vernünftiger Mensch an unser Thier denkt.

Der Schneck also hat auch eine Post und ist Oberpostmeister nicht nur des deutschen Reichs, wie weiland der Fürst von Thurn und Taxis, sondern auch aller Reiche der Welt, so weit der Boden fest und das Gras grün ist, und seine Bestallung

ist nicht erst von Kaiser Karl dem Fünften oder Ferdinand dem Zweiten, sondern schon von Adam, als er noch herrschte über die Fische im Meere und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kreucht. Seinen hebräischen Titel empfing er, als der Mensch einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen gab. Da wurde er Schaflul genannt. Seit dem aber die Ungeduld in die Welt gekommen ist und den Menschenkindern nichts mehr schnell genug geht, ist der Name „Schneckenpost" in Gebrauch gekommen und zum Spottnamen geworden.

Der freundliche Leser aber läßt die Welt spotten und gibt das Eine und das Andere, das weiter soll, auf diese Post, wie denn auch geschrieben steht „Darum, meine lieben Brüder, ein jeglicher Mensch sei schnell zu hören, langsam aber zu reden und langsam zum Zorn; denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist." Hat er zum Exempel einen Schuldiger, so einen, der gern bezahlen wollte, aber vor lauter Taufen und Kindern, oder vor Doktor und Apotheker nicht dazu kommen kann, so schreibt er, nämlich der freundliche Leser, einen Mahnbrief mit der weichsten Feder, die er auftreiben kann, und, wenn er ihn geschrieben und zupetschirt hat, gibt er ihn nicht auf die Eisenbahn,, sondern auf die Schneckenpost, ärgert sich auch nicht, wenn er unterwegs liegen bleibt; denn er ist eingedenk des Wortes „Jedem, der dich bittet, dem gib. Und wie ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen auch ihr. Und so ihr liebet, die euch lieben, was Danks, was Lohns, Verdiensts, Ruhms und Gnade habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber. Und wenn ihr euren Wohlthätern wohl thut, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder thun dasselbige auch. Und wem ihr leihet, von denen ihr hoffet zu nehmen, wieder zu empfangen, wohl gar mit Zinsen und gleichem Dienst, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder leihen den Sündern auch, auf daß sie Gleiches wieder nehmen. Vielmehr liebet eure Feinde, thut wohl und leihet, da ihr nichts dafür hoffet, so wird euer Lohn groß sein und werdet Kinder des Allerhöchsten sein." — Oder wenn der freundliche Leser einen Brief empfangen hat, der mit Galle, Blausäure und Schlangengeifer geschrieben ist, schneidet er sich nicht in den Finger, die Antwort zu schreiben mit seinem wallenden Blute, sondern mit kalter Dinte schreibt er sie und gibt sie auf die Schneckenpost. In dem Brief aber sind so viel Zeilen, so viel glühende Kohlen für das Haupt des Feindes. — Item: Es schießt Einer mit dem Telegraphen her, so heißt es bei dem freundlichen Leser nicht „Piff! Paff!" das ist, er schießt nicht auf dem Telegraphen wieder hin, sondern wirft's in den Schalter der Schneckenpost und denkt dabei „dem Herrn X. wird's doch noch bald genug kommen."

Aber auch die Taubenpost soll von den Morgenländern nicht vergebens erfunden sein. Denn wer hängt ein Seufzerlein in Herzens-Angelegenheiten nicht lieber an den Hals einer Taube, als daß er es zwischen die Posthörner des Meister Langsalms legte oder in seine Landkutsche? — Weiter: Wenn deine Tochter einen Schullehrer oder einen Landgerichts-Assessor hat und sie läßt in ihrem Brief vom jüngsten Datum etwas von einem Schuh fallen, der ihr zu eng werden will und wo er sie drückt, — und du hast's in deinem Vermögen, so schick's ihr in klingender Münze durch den Nürnberger Boten, oder noch besser, du nimmst eine Banknote von feinstem Papier und gibst sie auf die Taubenpost. — Oder: Dein braver Sohn in Erlangen oder gar auf dem theuren Pflaster von Heidelberg ist krank gewesen und schreibt dir von seinem großen Appetit und schließlich auch von seinem Wechsel, wie er das Vorschuhen braucht, so ist es auch besser, du schickst ihm das Leder dazu nicht mit der Schneckenpost, sondern mit der Taubenpost, maßen von dem Schuldenmachen aus Noth nicht weit ist bis zu dem Haus mit den eisernen Gittern und der gastfreundlichen Inschrift: „Wahrlich, ich sage dir, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest." —

Der Schneck baut ferner nicht mehr, als er muß und soll; aber mancher Mensch hat sich schon aus seinem Hause heraus und vor seine eigene Thüre hinaus gebaut, wie zum Exempel der Hafner in Engelthal. Der hatte seine Hütte zu oberst zwischen

den alten Felsen und unter den Buchen, die aus der Höhe ihre breit gehaltenen Zweige wie Sonnenschirme darüber ausbreiteten. Von da schaute sie hinab in das Städtlein, nicht trübselig, als wäre sie lieber unten, sondern heiter, als wollte sie sagen „Kommt doch herauf zu mir, ihr Häuser, die ihr so sonnenarm in euren Seitengassen, Winkeln und Höfen steht! Da oben ist nichts verbaut und verstellt.“ Aber zu der vierten Bitte schreibt Luther „Alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, als Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Aecker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, gute Freunde, getreue Nachbarn und deßgleichen.“ Und wer vorüberging und die kleine Hütte sah, mußte bei sich selber sprechen „Für Friede, Gesundheit, Zucht und Ehre ist unter diesem Dächlein wohl Raum genug, aber wo in aller Welt für einen Herd mit zwei Töpfen, und für ein Schaff zum Wasser, und für die Erdäpfel im Winter, und zu einer Stange für zwei Hühner, und zu einem Kasten mit Kleidern und Wäsche, und für Bettstatt und Wiege, und für die Hafnerin zum Ausholen mit dem Arm, wenn sie ihre Schuhe salben, und für den Hafner, wenn er seinen Rock ausklopfen will? Leichter geht das Handwerkszeug des Zimmermanns in einen Nähtisch, als Alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, in diesen Geisstall, des Stuhls gar nicht zu gedenken, den man dem guten Freunde, getreuen Nachbar und deßgleichen zum Niedersetzen anbieten soll.“ — Doch mit Viel hält man Haus und mit Wenig kommt man auch aus, sagt das Sprichwort. Der Töpfer behalf sich Anfangs, und hätte sich bis ans Ende mit aller Geduld beholfen, wäre die Waare, welche er fabricirte, nicht so gar nachgiebiger Natur gewesen. Wenn einer von seinen Buben den Holzschuh nach dem andern warf und sein Ziel verfehlte, kostete es meistens ein paar frisch gedrehten Häfen oder neugebackenen Tiegeln das junge Leben. Oder hatten sie Frieden und zogen einander die Stiefel aus, so kam es auch vor, daß der dienstfertige Theil im Amtseifer hinter sich zurück fiel und unter den aufgeschichteten Gefäßen zu Ehren und Unehren großes Unheil stiftete, maßen sein Schädel weit härter war, als ihre dünnen Seitenwände. Da war es Zeit, daß der Töpfer mit den hundert und fünfzig Gulden, die er zurückgelegt hatte, auf das Erdgeschoß noch ein Stockwerk bauen ließ. Nun gab es zwei Stuben im Haus, und der Töpfer drehte seine Scheibe noch einmal so fröhlich, als vorher. Aber das Haus blieb eben, wie zuerst, etwas hoch droben. Der Thon und das Holz, die man zur Häfnerei brauchte, mußten unten am Berg abgeladen und mühsam gar hinauf getragen werden, und die Hafnerin fürchtete oft, es möchten ihr die Arme aus den Schulterblättern gehen, wenn sie Wasser aus dem Mühlbach holte und mit den zwei schweren Eimern den steilen Buck hinaufstieg. Sonntags Nachmittag aber, wenn sie den Buben ihre zerrissenen Strümpfe stopfte und ihr Mann beim Bier war, kam ihr wohl auch der Gedanke „Wenn es nicht so weit zu uns herauf wäre, käme doch auch manchmal eine Seele und erzählte einem, wie es drunten in der Welt hergeht; so aber muß man Jahr aus Jahr ein für sich bleiben, wie der Keker auf dem Kirchthum, der sich nach allen Seiten dreht, und kommt doch Niemand aus seiner ganzen Sippschaft zu ihm hinauf.“ Kurz, die Töpfersleute wurden bald eins, ihr Haus oben zu verkaufen und sich unten ein neues zu bauen. Und größer dürfe es nicht werden, als das alte, im Gegentheil lieber kleiner; denn eine Schuld wollten sie sich nicht machen. Aber, wie es eben geht, der Maurer- und Zimmermeister sagten „Seid nicht so sonderbar; ein Stockwerk mehr oder weniger, es geht in Einem hin“. Miethwohnungen wurden gerade sehr gesucht und theuer bezahlt, und ein reicher Vetter streckte dem ehrlichen Hafner vor, so viel er wollte und nur zu drei Procent. Das ging Alles, wie geschmiert. Aber schon im ersten Jahre merkte der Besitzer des großen Hauses, was es sei, wenn Interessen mit aus der Schüssel essen, im zweiten brachte er den Zins kaum mehr zusammen, im dritten wurde er auf zweite Hypothek zu dem Capital geschlagen und im vierten stand der Hafner unter den Verganteten im Amtsblatt. — Als er eines Sonntags, wie sonst in besserer Zeit, droben unter den frisch ausgeschlagenen Buchen lag, und des bevorstehenden Auszugs gedachte, und wie ein Töpfer ein eigenes Haus haben oder aufhören müsse sein Handwerk zu treiben,

kroch ihm eine große Schnecke über den Weg, langsam und gravitätisch, wie noch einmal die Besitzerin eines eigenen Hauses. Da gingen dem unglücklichen Manne die Augen über und sein tiefer Seufzer lautete in die Wortsprache übersetzt „O, wäre ich doch so klug gewesen, wie du!"

Um aber wieder auf unseren Schneck zu kommen, so ist ihm auch die feinste Nase nicht abzusprechen. Die sitzt ihm in seinen vier Hörnern, welche er ausgestreckt läßt, wo die Luft sauber ist, und einzieht, wo ihm der Wind nicht gefällt. — Umsonst sieht die ganze Sippschaft der Mistkäfer, der Kugelkäfer, der Gaukler, der vierfleckige, der schwarze bis herab auf den gemeinen so sauber, reinlich und glänzend her; selbst der Heilige, der von den Aegyptern zu den heiligen Thieren gezählt und allenthalben in ihren Tempeln, auf ihren Obelisken, in Stein und Gold abgebildet wurde, würde es vergeblich versuchen mit unserem Thiere über den „Guten Tag!" und „Schön' Dank!" hinaus zu kommen. Auch bei der mindesten Annäherung würde sich der Schneck sachte in seine Behausung zurückziehen. Dann dürfte der ägyptische Heilige hundertmal um das Haus herum gehen, er würde keine Fensterladen geschweige denn eine Thüre offen finden. — Umsonst pudert sich der Schmetterling mit Blüthen weiß, Purpur und Goldstaub; der Schneck sieht doch das leichte Tuch, welches der Sommervogel an seinem Frack hat, und wirft ihm Seitenblicke zu, die um nichts einladender sind, als die, welche die unmüssige Biene für die grüne Baumheuschnecke hat, wenn diese vom Heumonat bis in den späten Herbst einen langen Tag um den andern verleiert. — Der freundliche Leser hält es aber eben so. Bekommt er von dem Baron einen so gar freundlichen „Guten Tag, mein lieber Nachbar!" so merkt er sogleich, es geschieht nicht wegen des Zauns, sondern wegen des Gartens, vielleicht wegen der jungen Magd, welche bei ihm dient, spricht bei sich selber „der Herr Baron ist trotz seiner Glanz-Handschuhe doch ein Mistkäfer," und sorgt dafür, daß bei ihm Nachts nichts ein- und ausgehen kann, wozu er nicht den Hausschlüssel hergibt, den er unter seinem Kopfkissen hat. — Oder der junge Herr Vetter mit dem doppelten Tuch an seinem Rock und dem silbernen Strich am Kragen kommt eiligst die Gasse herauf. Da wartet der freundliche Leser auch nicht, bis sich der Tagedieb zu ihm und seiner Tochter auf die Bank setzt, sondern er macht mit ihr eine rückgängige Bewegung in sein Haus, und der Pflastertreter kann an der verschlossenen Hausthür lesen, was ihm beliebt, und wenn es auch nichts wäre, als das ächt engländische Sprichwort: „Mein Haus ist meine Burg."

So schließt auch der Schneck des Jahres einmal seine Thüre hinter sich zu, aber nicht vor einem Tagdieb oder Pflastertreter, sondern vor einer bösen Zeit. Die warmen Regen des Sommers sind vorüber und mit ihnen die milden thauigen Nächte. Alles Gras und Kraut, vor Kurzem noch so zart und saftig, wird immer härter. Der Winter wird bald über manches Lebendige kommen, wie ein Fallstrick, und es tödten. — Unser Thier nicht. Denn es kennt die Zeichen, die seinem Feinde vorangehen, und geht in seine Kammer, die ihm in den locker übereinander liegenden und mit Moos überwachsenen Steinen oder in dem hohlen Birnbaum gebaut ist. Da verbirgt es sich vor der grimmigen Kälte und thut den vorgeschobenen Laden erst wieder auf, wenn der Laubfrosch nach der ersten Fliege schnappt und des Hirten Sohn die ersten Pfeifen schneidet. Unser Thier erinnert an das Wort des Herrn „Gehe hin, mein Volk, in deine Kammern und schleuß die Thür nach dir zu; verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn vorübergehe." O schönes Wort zu den alten Bildern „In dem sechshundertsten Jahre seines Alters ging Noah mit den Seinen in die Arche und der Herr schloß hinter ihm zu. Und als der Berge Spitzen wieder hervor sahen, öffnete Noah das Fenster und ließ eine Taube fliegen, und die Taube brachte ein Oelblatt in ihrem Schnabel." — Gehe hin, mein Volk, in deine Kammern und schleuß die Thür nach dir zu; verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn vorübergehe." O liebliches Wort! Die Christen sangen es, als sie auf dem Wege nach Pella waren. — Gehe hin, mein Volk, in deine Kammern und schleuß die Thüre nach dir zu; verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn vorübergehe." O väterliches Wort, ich will deiner recht eingedenk sein, und mich zu den Stillen im

Lande halten, wenn sie einmal wieder Aufruhr machen. „Gehe hin, mein Volk, in deine Kammern, und schleuß die Thür nach dir zu; verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn vorübergehe; deine Todten werden leben und auferstehen. Wachet auf und rühmet, ihr Bewohner des Staubes! Denn der Thau des Herrn ist ein Thau des grünen Feldes, und die Erde gebiert die Todten.“ O tröstliches Wort, du bist süßes Harfenspiel für die Sterbenden. Amen!

Dies und Das.

Der Lebensgang eines Rock's. Ein vornehmer, junger Modeherr, der mehr Geld, als Arbeit hat, läßt sich beim ersten Schneider der Hauptstadt, nach dem neuesten Modeschnitte, einen Frackrock machen, der ihm bezaubernd schön sitzt. Er wiegt ihn halb mit Gold auf, glänzt darin in der vornehmen Gesellschaft ein-, zwei-, dreimal — dann legt er ihn ab — und läßt ihn in ein Kleidermagazin verkaufen, wo ihn ein Handlungsdiener als neu, um Vieles billiger, ankauft. Er trägt ihn ein Jahr. Die Mode wechselt. Er ist altmodisch geworden und wird verkauft. Neu gefüttert, aufgearbeitet, mit einem Sammtkragen versehen, kauft ihn, als funkelneu, ein Anderer. Vielleicht ist der Schnitt auch der herrschenden Mode näher gebracht. Er trägt ihn wieder ein Jahr. Da beginnt er doch Zeichen eines reiferen Alters zu zeigen, und — ein vornehmer Trödler ersteht ihn, zu dem heimlich Einer von denen schleicht, der etwas noch gelten will und doch wenig Geld hat. Er wird auf den Schultern des Schreibers, Handwerksburschen oder dergleichen, ein Jahr älter — als Sonntagsrock. Darauf wird er Werktagsrock, vielleicht noch ein Jahr. Er ist, weil von feinem Tuche, noch respektabel, und geht abermals um ein Billiges an einen Trödler niederer Sorte. Der verkauft ihn an einen Ausläufer, Hausknecht, armen Handwerker, und er wird noch einmal Sonntags-, dann abgäng und fadenscheinig geworden, Werktagsrock. — Jetzt scheint seiner Tage Ende da? Nein, es gibt ein Wämmslein für seinen Knaben und die übriggebliebenen Lappen decken die unfreiwilligen Oeffnungen, die das gemeine Leben mit dem Namen: Löcher bezeichnet. Der Zeitpunkt naht, wo kein Stich der Nadel der flickenden und seufzenden Mutter mehr halten will. Da naht der Lumpensammler und tauscht ihn ein gegen ein paar Ellen Schnur. Jetzt kommt er unter den Holländer, der ihn zu kleinen Theilchen zermalmt und er wird Papierbrei. Seine ursprüngliche Farbe verschwindet und als Papier geht er noch einmal in die Welt — doch auf dieser bedenklichen Reise begleiten wir ihn nur bis dahin, wo ihn der Raucher zu einem Fidibus zusammenlegt, um seine Cigarre oder Pfeife anzuzünden. Er geht in Flammen auf. Das ist vorerst — sein Ende. — Ich glaube, da liegt Stoff zum Nachdenken und Vergleichen!

Der Nutzen der Vögel. Es gibt noch Gegenden im lieben Vaterlande, wo die superklugen Herrenbauern und selbst noch sehr pfiffige Beamte — Spatzenköpfe einliefern lassen, weil die argen Spatzen so viel Schaden an dem Weizen, der Gerste u. s. w. thun. Ich könnte deren namhaft machen. Solche Dummheit ist kirchthurmgroß und unsre wohlwollenden Regierungen sollten endlich einschreiten zum Schutze unsrer so nützlichen, kleinen Vögel, die solcher Barbarei und der bösen Buben Rohheit zu Tausenden jährlich erliegen und immer mehr verschwinden, besonders die so nützliche Meise in ihren verschiedenen Arten. Was nützt unser Schulunterricht, was unsre oft gepriesenen Fortschritte in der Bildung, wenn sie solches Wüthen gegen das eigne Beste, solche Barbarei und Rohheit nicht hemmen kann? — Der Nutzen unsrer Vögel, besonders der kleinen und der Singvögel ist unermeßlich und der allgütige Schöpfer hat sie nicht umsonst befähigt, sich in so großer Zahl zu vermehren. Sie sind die treuen Gehülfen derer, die da säen und ärndten und diese bedenken es nicht. Sie nähren sich, das ist erwiesen, und füttern ihre Jungen größtentheils mit Raupen, Insekten und all den zahllosen kleinen Thierchen, deren ungeheuerer Vermehrung und deren unberechenbarer Schädlichkeit sie allein einen unübersteiglichen Damm entgegenzusetzen von Gott bestimmt sind, den menschliche Weisheit und Klugheit nimmer zu errichten vermöchte. Und wenn unsre so wohlthätigen Spatzen, Finken u. dgl. bisweilen ein Körnlein Weizen erhaschen, so wiegen die Hunderte zerstörten Raupen- und Insektennester dieß viel Tausendmal auf.

Amerika soll uns in vielen, vielen Dingen kein Muster sein und ist's wahrhaftig nicht; aber in Einem Punkte möchte es (wollte Gott!) unsern Regierungen vorleuchten. Amerika hat Gesetze zum Schutze der Vögel erlassen und läßt sorglich über ihre Ausführung wachen. Möchte doch das auch im lieben Deutschland geschehen und einmal das Kopfeinliefern verboten werden! — Wie wirkt dieß Kopfeinliefern auf die Jugend? —

Auf der Grabenmühle, oder Geld und Herz.

Eine Geschichte von L. Würdig.

I.

Wenn die Zufriedenheit und das Glück der Menschenkinder immer an Hab' und Gut und Hufen Aecker und Wiesen gebunden wäre, dann hätte der alte Andreas Brosemann unten auf der Grabenmühle, deshalb schlichtweg nur der „Grabenmüller" geheißen, unter den Zufriedenen und Glücklichen in Wiederode gleich vornean stehen müssen.

Leider Gottes, es war aber ganz anders, denn mit der Zufriedenheit hat's so sein Wesen, dem bis jetzt noch kein Pfiffikus und Erzgrübler auf den Grund gekommen ist. Das aber ist eine längst ausgemachte Sache, daß sie viel lieber in einem Häuschen mit moosigem Strohdach drauf, als in einem weitläufigen Müller- und Bauerhof Quartier macht.

Also, — wie gesagt, der Grabenmüller war bei all' seinem Reichthum ein unzufriedener und unglücklicher Mann. Und das kam daher, weil er erstens ein richtiger Filz und Geizhals war; der, wie alle Genossen seiner saubern Zunft, nie satt und genug kriegen konnte; und dann noch zweitens: weil er keine Freude an seinen Kindern erlebte, — wie er immer meinte.

Bei seiner Tochter freilich war er damit vollständig im Recht gewesen. Ein von ihm bis in den Grund verhätscheltes Gänschen, das immer hoch hinaus wollte, hatte sie mit des Vaters ganzer Zustimmung einen windbeuteligen Kaufmann in der Stadt geheirathet, der nach einigen Jahren, als das Geld alle war und der Herr Schwiegerpapa absolut nichts mehr herausrücken wollte, nach Amerika ging und Weib und Kind auf den Hefen sitzen ließ. Gern oder ungern mußte sie der Alte wieder in's Haus nehmen und ihr das Gnadenbrod geben.

So leichtsinnig sonst auch Grabenmüller's Röschen immer gewesen, der Schlag aber ging ihr durch's Herz. Als der März kam und am Waldessaum die ersten Veilchen wieder blühten, — starb sie und ihr Kind.

Grabenmüllers einziger Sohn, Philipp, hingegen, war ein kreuzbraver Bursche, mit dem der Vater aber erst recht sein „bischen Noth" hatte, weil er mit des verstorbenen Schulmeisters Lindner Tochter, Annemarie, ging, die sonst alles nur mögliche Gute und Liebe besaß, leider aber nur Eins nicht, nämlich: Geld! —

Geld, viel Geld aber war die Losung des alten Grabenmüllers und sein Philipp, der einzige Erbe des schönen Müller- und Bauerhofes, sollte durchaus auch nur wieder eine reiche Frau heirathen.

„Fetttöpfe — Fettnäpfe!" war in dem Punkt des Alten Sprüchwort; mit andern Worten: „Gleich und Gleich gesellt sich!" — und nun das Unglück. —

Die Grabenmüllerin, das Muster einer Hausfrau und Mutter, gottesfürchtig, verständig, fleißig und gutherzig, hatte bis jetzt immer vermittelnd zwischen Vater und Sohn gestanden. Daß es aber nicht lange mehr so fortgehen und vorhalten würde, begriff sie auch, zumal der Vater in der letzten Zeit immer noch brummiger und bissiger gegen Philipp geworden war und erst noch neulich gedroht hatte, ihn von Haus und Hof zu jagen, oder gar mal zu enterben, wenn er noch länger die Liebschaft mit dem Bettelmädchen führen würde. Und der alte Grabenmüller war gerade der Mann dazu, eine solche entsetzliche Drohung am Ende doch wahr zu machen, denn einen schroffern, dickfelligern und dummstolzern Bauer als ihn, gab's auf viele Meilen im Umkreis nicht zum zweiten Male. —

Der armen Mutter brach schier das Herz über den schweren häuslichen Unfrieden, der sich Abends mit niederlegte und frühmorgens wieder mit aufstand und Tags über mit finsterm Wesen und giftigen Blicken umherschlich; und Philipp war ihr an's Herz gewachsen, ihr Ein und Alles. —

Der armen Frau, ehedem Landrichters Hannchen, war's in dem Punkt nicht viel besser gegangen als Philipp. Ein schwaches Mädchen, hatte sie auch nicht nach Herzensneigung, sondern nach dem unabänderlichen Willen ihres strengen Vaters den weit ältern Grabenmüller heirathen müssen, und so mit blutendem Herzen ihr Glück und ihre Jugend zum Opfer gebracht.

Und deshalb verstand sie das unsägliche Herzensweh ihres Sohnes, seinen fortwährenden Kampf zwischen Pflicht und Liebe und fühlte sein Schicksal mit, als wäre es ihr eigenes.

Ihre erste und letzte Liebe nämlich war der verstorbene Schullehrer Lindner gewesen, der dazumals seinem Vater, einem ehrlichen Leinweber, im Amt folgte und sich dann späterhin auch verheirathete — aber glücklicher, als die arme, verkuppelte Grabenmüllerin; und dessen hinterlassene Tochter eben war unsere Annemarie. Grad' so, als hätte die gewaltsam unterdrückte Liebe der Aeltern nach so und so viel Jahren in den jungen Herzen der Kinder wieder neue Wurzeln schlagen und weiter grünen sollen. —

Natürlich, daß der alte mißtrauische Grabenmüller seine Ehefrau deshalb immer in einem gewissen Verdacht hatte, als halte sie es mit Philipp, oder spiele hier gar die Kupplerin.

Doch dies, weiß Gott, war ferne von ihr!

Um des Hausfriedens willen sah sie Philipps Verhältniß mit Schulmeisters Annemarie nur ungern; anderseits jedoch war sie auch nie gewillet, ihrem einzigen Sohn in Herzensangelegenheiten Gewalt anzuthun, zudem sie noch in tiefster Seele die Ueberzeugung trug, daß Annemarie ein durchaus frommes und rechtschaffenes Mädchen sei und ihren Philipp für hier und dort glücklich machen würde.

Und dieß Alles vermehrte den Unfrieden auf der Grabenmühle von Tag zu Tag und verbitterte gegenseitig das Leben. —

Anders, doch eben nicht besser, stand's beim Kossathen Hübner hinter der Kirche. Obgleich sie zwar das Haus sammt Anwesen ihr eigen nannten, hatten sie doch nur blutwenig daran zu fordern, und hätte der Hypothekeninhaber, ein Beamter in der Stadt, kein Christenherz in der Brust getragen, wäre die Butike, mit Allem, was drum und dran hing, schon lange auf den nothwendigen Termin gekommen.

Der alte Hübner war Annemariechens Vormund und Pflegevater, und das schon seit zwölf Jahren, als dazumals so jählings ihre Aeltern starben, und der Schulze froh war, die sechsjährige Waise für ein Billiges untergebracht zu haben.

Das arme Waisenkind wurde von seinen Pflegeältern gehalten, wie die meisten seinesgleichen in Stadt und Dorf, — kurz, hart und unfreundlich, — wie denn Hübners nicht ihre eignen Kinder zu erziehen verstanden, geschweige ein fremdes. Und war Er einer von denen, die öfters über den Durst trinken und dann wüst, streit- und raufsüchtig sind, war Sie eine rackrige und plackrige Hausfrau, die in vielen Stücken keinen rechten Unterschied zwischen „Mein und Dein" zu machen verstand und nur immer ihren Vortheil im Auge hatte.

Aber bei alledem, wie schon oben gesagt, stand's doch windig um sie, und die Jungen auf der Gasse wußten, daß Hübners auf dem letzten Loch pfiffen.

Als Annemariechen aus der Schule kam, faßte sie sich ein Herz und ging auf's Amt, um den Schulzen zu bitten, sie nun irgend wo anders hinzugeben, da sie sich stark und kräftig genug fühle, in einer größern Wirthschaft fortzukommen. Aber da kam sie schlecht an! Da war Polen auf und Warschau brannte; denn der Schulze hätte ja nur neue Laufereien und Scherereien gehabt! Und dann auch, — Hübners wollten sie durchaus nicht gehen lassen, weil sie ihre kräftigen Arme gebrauchen konnten, besonders da sich ihre älteste Tochter verheirathen sollte und Annemarie eine Dienstmagd ersetzte.

Ach, um so ein armes Waisenkind steht's meist schlimm bei den Menschen; und hätte es den Einen und Einzigen nicht, wäre es ganz vereinsamt und verlassen. Doch der liebe Gott hat gerade für solche armen Wesen seine treuesten Engel bereit, die sie führen an fester und treuer Hand durch des Lebens Krümmen und Dornenwege.

Und akkurat so stand's mit Annemariechen. Der gute, alte Gott war bisher immer recht ersichtlich mit ihr gewesen, und das Senfkorn des Glaubens wurzelte immer fester in ihrem Herzen und grünte und schoß empor, — eine rechte Hoffnungssaat, — um hundertfältige Frucht zu tragen; eine Frucht der Geduld und Ergebenheit in den heiligen Willen Gottes.

Grabenmüllers Philipp war von Jugend auf Annemariechens Gespiele gewesen. In treuer Freundschaft hatte er ihre kleinen Freuden und Leiden mit ihr getragen und gehalten zu ihr, wie ein recht herziger Bruder zur Schwester. Und so war's noch; nur insofern anders und inniger, daß sich in den zwei jungen Herzen die Wunderblume der Liebe entfaltet hatte. Aber keine, wie sie meist an der Tagesordnung, deren Blüthe und Duft der leiseste Windstoß oft über Nacht entführt, sondern eine reine und heilige für's ganze Leben.

Doch wie nun einmal kein Erdenparadies ohne Schlange ist, so auch hier. Philipps Vater war dahinter gekommen, und sein blinder Eifer und maßloser Grimm träufelte Gift auf die Blume der Liebe, und er war gewillet, um jeden Preis den geschlossenen Herzensbund der Kinder zu zerreißen. Ob's ihm aber gelingen wird? das ist die Frage. —

Doch ehe wir nun in unserer Geschichte weiter gehen, haben wir uns erst noch einen Menschen zu beschauen, der zwar eigentlich nicht verdient, von ehrlichen Menschen beachtet zu werden, den wir aber doch kennen lernen müssen.

Der Schreiberdietrich, so geheißen, weil er mal zur ersten Franzosenzeit, Anno 6, auf kurze Zeit einem Abschreiberposten im Amt vorgestanden, war ein Winkeladvokat, Linksmacher und Kuppler erster Sorte, der die eckigsten Sachen rund zu machen verstand und die Worte setzte, wie mancher Tanzmeister die Füße nicht. Die Dreistigkeit und Unverschämtheit selber, kam er hinten wieder herein, wenn man ihn vorn hinausgejagt hatte, und ohne daß sie's eigentlich wußten und wollten, hatte er dabei die Bauern alle im Sack.

Er half freien und begraben, machte hier Ehe-, Auszugs- und Pachtverträge, dort Bittschriften, Taufscheine und Testamente, und es war keine Hütte im Dorfe, in die der Filuh nicht schon seine Nase gesteckt hätte. Und natürlich überall blieb was kleben an seinen Fingern, denn ehrt's nicht, so nährt's doch. Und dabei war er ein abscheulicher Fuchsschwänzer und Ohrenbläser, der Aeltern und Kinder und Mann und Weib zusammenhetzte, wenn er nur sonst dabei im Trüben fischen konnte, — ein rechter Judas, denn rothhaarig war er auch, den man zu Allem gebrauchen konnte, nur zu nichts Gutem.

Vom alten Hübner hinter der Kirche ein Freund und Gevatter, stand er mit dem alten Grabenmüller eben nicht zum Besten, weil er den in einem Fruchthandel mal ganz gehörig angeräuchert hatte, und Brosemann besaß in solchen Dingen ein ungemein gutes Gedächtniß. Und dennoch schien es, als wäre der Grabenmüller in der letzten Zeit wieder etwas freundlicher gegen ihn geworden, und Schreiberdietrich, stolz darauf, meinte immer zum alten Hübner: „Pass' mal auf, Gevatter, der kommt mir doch wieder, — und wenn's wegen Lindner's Annemarie ist;" und dann lachte er höhnisch auf, als hätte er den Alten schon fest im Sack.

Und — richtig, der Spitzbube bekam Recht.

Es war an einem Sonnabend vor Weihnachten. Der alte Grabenmüller hatte Frucht in der Stadt verkauft, und daß das ein gewaltiges Quantum gewesen sein mochte, zeigte die strotzende Geldkatze, die er über die knochigen Hüften geschnallt hatte. Als er schon ein gut Stück Weges von der Stadt ab war, um so ganz in seinem „Esse" nach Hause zu fahren, sah' er den Schreiber-

dietrich vor sich hertrotten, der heute auch seine Marktgeschäfte drinnen abgemacht hatte.

Als er den reichen Grabenmüller mit den aalglatten Apfelschimmeln hinter sich herfahren hörte, machte er schnell in seiner kriechenden Art und Weise Front und zog den Deckel vom Kopf, wie vor dem Amtsrath.

Dem eingebildeten Grabenmüller gefiel das, und mit einem Ruck brachte er die Pferde zum Stehen und rief dann vom Wagen herunter: „Könnt mit aufsteigen, Schreiberdietrich, meine Schimmel laufen schneller als ihr, und übrigens meine ich, 's ist immer besser bäuerisch gefahren, als herrisch gelaufen."

Versteht sich, der Angeredete ließ sich so etwas nicht zweimal sagen, besonders da ein rechtes Unwetter im Anzuge war. Im Nu war er hinten drauf und über die Sperrleiste weg; aber er trauete kaum seinen Augen, als ihm der alte Grabenmüller dicht neben sich, auf dem Strohbunde einen Sitzplatz anwies.

„Das geht vor des Alten Ende," dachte Schreiberdietrich, nahm dann behutsam die langen Rockschöße auseinander und setzte sich. Das Gespräch Beider drehte sich anfangs um die Marktpreise, dann um's Wetter und die Wintersaat und späterhin kam Schreiberdietrich auf Grabenmüllers Apfelschimmel, wie die doch ein wahrer Staat von Thieren seien; denn er wußte recht gut, so etwas kitzelte den Alten bis in die große Zehe.

„Aber was kosten sie auch!" entgegnete der Grabenmüller dummstolz, „zwei straffe Fuder Waizen sind dafür hops gegangen. Doch was thut's? Unsereiner hat noch mehr in der Scheune."

Wie gesagt, Schreiberdietrich suchte den Alten warm zu machen; und als er ihn da hatte, wohin er ihn eigentlich schon lange hatte haben wollen, brachte er ein anderes Kapitel auf's Tapet und sprach: „Nichts für ungut Herr Brosemann, (denn Grabenmüller wagte er ihn schon lange nicht zu nennen,) aber Eins wundert mich doch, nämlich, daß ihr bei eurem erschrecklichen Reichthum und in euren Jahren, denn irre ich mich nicht, müßt ihr in den Fünfzigern schon lange nichts mehr zu suchen haben, noch so selber zu Markte fahrt, und sogar heute ohne Knecht. Euer Philipp, der Staatsbursche, würde die Marktstrapazen viel eher abhalten. Und was den Handel und Wandel betrifft, da läßt sich der auch nicht so leicht ein X vor U machen."

Der Grabenmüller schaute eine ganze Weile vor sich hin, dann entgegnete er: „I nun ja freilich, das ginge schon, aber es geht doch nicht, durchaus nicht! Und glaubt mir's nur steif und fest, ich bliebe bei dem abscheulichen Wetter auch lieber daheim hinter dem Ofen sitzen, aber das Ding hat seinen Hacken."

Und weil er in einer ganz besonders redseligen Stimmung war, fuhr er fort; „Selber ist der Mann! und so lange ich nur noch halbweg auf den Strümpfen bin, lasse ich mir das Heft nicht aus den Händen winden. Das Jungvolk heut zu Tage hat ganz andere Fahrten im Kopf und zumal nun erst mein Philipp! Ihr versteht mich doch, Schreiberdietrich? Denn seht, schickte ich den in die Stadt, würde das Spektakelstück noch ärger, als es schon ist, weil er da Gelegenheit hätte mit Annemarie zusammenzutreffen, die jeden Sonnabend Hübners bischen Butter und Eier zu Markte bringt. Und darum will ich's nicht! Denn meiner Seele, ich wäre ja ein Narr und Kinderspott, wenn ich mir den Strick zum Aufhängen selber drehen wollte."

„Da guckt mal!" nahm Schreiberdietrich das Wort und stieß dabei den Alten in die Rippen, „wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit davon;" denn er hatte Schulmeisters Annemarien erkannt, am rothgewürfelten Kopftuch und der drallen Haltung, die mit rührigen Schritten, die leere Kiepe auf dem Rücken, ihrem Dorfe wieder zuschritt.

Anstatt jeder Antwort, schnalzte der Grabenmüller nur mit der Zunge, und im Hui jagten die muthigen Apfelschimmel, gleichsam im Einverständniß mit dem Alten, an dem armen Waisenkinde vorüber.

„Warte nur, alter Giftmichel," dachte Schreiberdietrich, „dir setze ich heute noch einen Floh in's Ohr, der dich ganz abscheulich zwicken soll."

„Aber ein schmuckes Mädchen ist's und bleibt's doch!" nahm er nach einer ganzen Weile das Wort wieder, „und das muß man gestehen, euer Philipp hat Geschmack und die kann er ma! über den Markt führen."

„Aber so lange ich lebe — nicht!" schrie der alte Grabenmüller auf, „und übrigens giebt's noch mehr Ketten, als reißende Hunde!" — „Nur für den ist keine geschmiedet!" gegenredete der Schreiberdietrich lachend, „und zugegeben, daß ihr ihn wirklich anlegt, läßt ihn kurz drauf eure Frau doch wieder los." — „Meine Frau?!" fragte der Grabenmüller ganz verblüfft, „wie meint ihr das?" — „Nun, wie ich's meine?" antwortete Schreiberdietrich, „Gedanken sind zollfrei, und was ich weiß, — weiß ich!" Und leiser sprechend, den Mund fast an des Alten Ohr gelegt, fuhr er fort: „Habt ihr's denn ganz und gar vergessen, daß sich Annemariens Vater vordem mit Landrichters Hannchen, eurer jetzigen Frau, führte? Hahahaha," lachte er auf, „das ist's ja eben — und Art läßt nicht von Art!"

Der alte Grabenmüller saß bei diesen Worten da, als wäre ihm die Gerste verhagelt.

Schreiberdietrich aber fuhr fort: „Ihr versteht mich doch, wie ich's eigentlich meine? Doch übrigens, ich will Nichts gesagt haben. Vom Reden kommt Reden und ich mische mich nicht gern in Familienangelegenheiten." —

Ein richtiger Ehemann und Vater hätte für schamlose Verdächtigung seiner Haus- und Familienehre diesen Schuft mit dem umgekehrten Peitschenstock vom Wagen gejagt, — unser dämeliger Grabenmüller aber schwieg und nur dann und wann ließ er ein nachdenkliches halblautes: „Hm, hm" hören.

Mittlerweile war man dem Dorfe ganz nahe gekommen. Einen Büchsenschuß von der Grabenmühle, die von hier aus am Ende des Dorfes seitwärts lag, forderte Brosemann den Schreiberdietrich auf, doch lieber nun abzusteigen und sprach noch: „Geht gleich durch die Gärten, hinten 'rum, damit meine Leute nicht merken, daß ich euch mitgenommen habe, denn ich will so 'was nicht wissen. Und übrigens, Schreiberdietrich, was wir selbander gesprochen haben, bleibt hübsch unter uns." — „Versteht sich, versteht sich," antwortete der Schuft und in einem Satz war er vom Wagen herunter und stiefelte dann auf Grabenmüllers Geheiß durch die Nachbargärten hin. —

Der alte Brosemann fuhr im Schritt der Grabenmühle zu, wo er freundlich vom klaffenden Spitz und Karo, dem Hofhund, empfangen wurde.

II.

Es war den Tag darauf, am zweiten Adventsonntag des Jahres 1811. Von dem Schmutz des vergangenen Tages war auf den Gassen und Feldern keine Spur mehr, weil sich über Nacht ein schneidender Ostwind aufgemacht und ringsum Alles wieder abgetrocknet hatte.

Eine tiefe sabbathliche Ruhe lagerte über dem Dörfchen, in die das schöne, volle Glockengeläute von dem schlanken Kirchthurm mit dem blitzenden Kreuzlein den Sonntagsmorgengruß trug.

Zur Frühkirche rief's; und es wurde auch dazumals noch verstanden, denn die Thüren der Häuser und Hütten öffneten sich und heraustraten Väter und Mütter, Greise und Kinder, Knechte und Mägde, um Ihm die Ehre zu geben, Ihm, der da war, ist und sein wird; um nach sechs vollen Werkeltagen den siebenten Tag, der dem Herrn gehört, zu einem rechten Bet- und Bußtag zu machen. Wünschen wir den frommen Kirchengängern allen eine gesegnete Andacht!

Auf der Grabenmühle war's heute nicht minder still und sonntäglich. Das klappernde Mühlwerk hatte der alte Mahlbursche schon den Samstagabend zur Ruhe gebracht, wie es in dem Hause Sitte war, seitdem die brave Ehefrau

darinnen schaltete und waltete, die den Tag des Herrn nicht mit der alltäglichen Arbeit stören und schänden wollte. So sehr Brosemann auch anfangs gegen die Neuerung gewesen war, hatte er es sich am Ende doch gefallen lassen müssen, und nun war er ganz einverstanden damit.

Aber nicht, daß er selbst alle Sonntage zur Kirche gegangen wäre, sondern er meinte immer, „der Sonntag gehört mir;“ und wenn so Alles still und heimlich im Haus und Hof war, konnte er desto besser in seinen geheimen Schubfächern herumkramen und die Rechnungen und Papiere in Ordnung bringen.

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, als ob der alte Grabenmüller die liebe Kirche nie besucht hätte, — ei, Gott behüte! — Nachmittags war er sogar häufig dort, doch leider Gottes, der Pfarrer predigte tauben Ohren, weil er die ganze Predigt über schlief. Und wie? Viel besser als daheim im hochgebauschten Gardinenbett, da ihn gerade zur Nachtzeit ein kurzer, trockner Husten quälte, das Erbtheil aller alten Müller, deshalb vom Volk auch nur der „Müllerhusten“ genannt.

Heute war der Alte schon seit dem frühesten Morgen von heim weg. Wohin aber? das wußte Niemand anzugeben; und es fiel auch sonst nicht groß auf, da ein solches Auswandern sehr häufig vorkam, und bei den uns bekannten Familienverhältnissen auf der Grabenmühle von einem besondern Abschiednehmen und Bewillkommnen nicht groß die Rede sein konnte.

Auffallend bei der ganzen Geschichte war nur sein ungewöhnliches Benehmen am gestrigen Abend und daß er heute den Kirchenrock angezogen, den er sonst in hohen Ehren hielt, wie er überhaupt mehr Sorgfalt auf seinen ganzen Anzug verwendet hatte.

Daß er gestern Abend mit dem spitzbübischen Schreiberdietrich nach Hause gefahren war, wußte man auch schon auf der Grabenmühle, obgleich er den Seinen kein Sterbenswörtchen davon hatte verlauten lassen, und man muthmaßte deshalb auf Dies und Jenes.

Philipp meinte, er sei vielleicht nach Großbergheim hinüber, um bei seinem Rechtsanwalt eine Geldsache in Ordnung zu bringen. Doch dazu wäre der Tag zu kurz gewesen, denn Großbergheim lag von Wiederode fünf volle Stunden, und der Vater war dazu nicht fest genug auf den Beinen, und über Nacht war er schon seit einigen Jahren nicht mehr von Haus und Hof weggeblieben.

Anders wieder meinte der alte, treue Mahlbursche Klaus, der schon an die vierzig Jahre im Hause diente und mit dem Grabenmüller steif und stumpf geworden war. Der hatte ihn quer durch den Kirchhau stapeln sehen, der Gegend zu, wo das Kreisstädtchen lag, wahrscheinlich um vom dortigen Amtsrath, der das große Rittergut bewirthschaftete, Oelsaat zu kaufen.

Aber ganz anders dachte und meinte die Mutter, und leider dachte und meinte sie recht, wie wir späterhin erfahren werden. Und um das schwere und übervolle Mutterherz zu erleichtern und auszuschütten, ging sie in's Gotteshaus, die einzige Zuflucht und Freistätte vor den schwülen Stunden dieses armseligen Menschenlebens.

Gegen zehn Uhr war gewöhnlich der Gottesdienst zu Ende und die Mutter hatte alle Hände voll zu thun, die versäumte Stunde wieder einzubringen, da nach einer althergebrachten Haussitte auf der Grabenmühle Sonntags schon mit dem Glockenschlag Elf Mittag gegessen wurde.

Anstatt des Vaters erschien heute ein Gast aus der Stadt, Meister Bissing, der Leinweber, der wieder ein schönes Stück Drell ablieferte, zu dem die Grabenmüllerin eigens das Muster angegeben hatte. Und obgleich sie schon alle Kisten und Kasten voll hatte und gut und gern damit ein halbes Dutzend Mädchen hätte ausstatten können, ließ sie doch noch immer mehr spinnen und weben, weil sie gerade in diesem Artikel eine rechte Hausfrauenehre suchte und von Drell, Leinwand und Bettgezügen gar nicht genug anschaffen zu können vermeinte.

Versteht sich, der ausgefrorene und ausgehungerte Meister Bissing mußte mitessen und fand das Sonntagsgericht „Sauerfleisch mit Rosinen“ delikat. Nachher zählte ihm die Müllerin seine Forderung Heller bei Pfennig auf, denn sie knickerte und knauserte nicht mit dem sauern Schweiß der Armuth, und hatte dann auch noch ein Schälchen Kaffee für ihn in der Wärmeröhre bereit.

Von ganzem Herzen dankbar, mit einem „Gott lohn's!“ auf den Lippen und mit einem straffen Bündel schönsten Garns zu einer neuen Arbeit unter dem Arm, trat Meister Bissing seinen Rückzug wieder an.

Später kamen auch noch ein paar Fleischer aus der Stadt, um mit dem Grabenmüller um die Mastochsen zu feilschen, — wurden aber von der braven Hausfrau kurz und bündig abgewiesen, die den Tag des Herrn nicht durch so ein unchristliches Geschacher entweihen lassen wollte. —

Und noch immer nicht kehrte der Grabenmüller zurück.

Schon wurde es dämmerig draußen auf der Gasse und eben schlug's Vier an der Schwarzwälder Wanduhr, an der man kaum noch die Zeiger unterscheiden konnte.

Eine unnennbare Angst ergriff die Grabenmüllerin. Die Landstraßen waren unsicher, und erst noch neulich war an einem alten Handelsjuden ein scheußlicher Straßenraub verübt worden.

In ihrer großen Herzensangst lief sie auf die Erkerstube hinauf, von wo aus man eine Fernsicht über die ganze Landschaft hatte, und lugte und spähete trotz Dämmerung und Dezembernebel mit dem scharfen Auge der Liebe. Da war es ihr, als ob sich drüben aus der Haide, die auf der einen Seite die Landschaft begrenzte, eine Gestalt bewegte. Und immer näher und näher kam's und immer deutlicher und deutlicher traten die Umrisse hervor, und mit einem „Gott sei ewig Lob und Dank! Er ist's!“ eilte sie wieder vom Fenster weg, die Treppe hinunter, um den längst Erwarteten, ihren Ehemann, den Vater ihres Philipp, zu empfangen.

Unter der Hausthür schon begrüßte sie ihn mit einem herzlichen „Grüß' Dich Gott, Brosemann!“ worauf er nur mit einem kalten „Schön Dank!“ antwortete.

„Aber mein Gott und Herr, wo du auch nur so lange ausbleiben konntest“, sprach sie in leisem Vorwurf, „und noch dazu am lieben Sonntag! Ach, du glaubst gar nicht, wie ich mich deinetwegen abgeängstigt habe.“ — „J, i, sieh mal“, entgegnete Brosemann spöttisch, „drum hat's mir auch heute so grausam im linken Ohr geklungen.“

Unterdessen waren sie in die Stube getreten. Der Grabenmüllerin wollte über das kurze und geringschätzige Wesen ihres Mannes das Herz in der Brust zerspringen. Und wie sie den alten Murrkopf kannte, wußte sie nur zu gut, daß das dicke Ende erst noch kommen würde.

Als der Alte wieder in seinen Hausschlappen und dem gefutterten Kamisol steckte und die weiße baumwollene Zipfelmütze mit dem dicken Klunker darauf wieder in gewohnter Weise über die Ohren gestülpt hatte, zog ihn die Müllerin neben sich auf die Ofenbank, legte die Hand vertraulich auf seine Schulter und sprach: „Aber nicht wahr, Alterchen, nun sagst du mir auch, wo du heute so lange gewesen bist?“

„Wenn's weiter nichts ist“, antwortete er aufstehend in einem ganz aparten Ton, „das kannst du gleich erfahren. In Griesingen drüben, bei Michel Langens Wittwe, wo ich die Sache so ein bischen eingefädelt habe von wegen unserm Philipp und ihrer steinreichen Lene.“

„Hab' ich's doch befürchtet! Doch also, doch! Ach du mein Gott und Herr, das Unglück fehlt uns gerade noch!“ schluchzte halblaut die Müllerin und fragte dann halb verzagt und halb hoffend: „Andres, und das ist dein fester Wille?“ — „Auf den ich nächstens das Nachtmahl nehmen werde“, antwortete der Alte und fuhr dann fort: „Ärger, als es schon ist, kann's nicht mehr kommen; das

Hundeleben habe ich satt! So lange ich am Leben bin, darf mir der ungerathene Bube die Bettelmamsell nicht in's Haus bringen! Und übrigens — alle deine Kuppeleien haben nun doch nichts geholfen, denn noch bin ich Herr im Hause und will's auch bleiben! und du, Schlange, sollst mich am längsten hintergangen und betrogen haben!" —

Alles Zagen, Bangen und Schluchzen hatte nun bei der so schwer und tief beleidigten Grabenmüllerin mit einem Mal ein Ende, und sonnenklar fühlte sie, daß nun der Augenblick gekommen sei, einen andern Ton anzuschlagen.

„Deine schwere und schamlose Anklage gegen mich", sprach sie ruhig, aber entschieden, „verzeihe ich dir, und wünsche nur, daß sie dir auch Der verzeihen möge, vor dem unser ganzes Denken und Thun offen daliegt und dessen Augen viel heller sind, als die Sonne. Daß du jedoch so mir nichts, dir nichts dein einziges Kind verkuppeln willst und noch dazu an so Eine, wie Michel Langens Lene ist: geizig, hoffährtig, gottlos, — und deren Vater für einen unchristlichen Wucherer und Leuteschinder gegolten hat, da muß ich auch noch ein Wörtchen mitsprechen, denn ich bin dein vor Gott angetrautes Weib und Philipps Mutter!"

„Der's aber gerade so recht wäre, wenn die Schulmeisterdirne, die arm wie eine Kirchenmaus ist, in ein vollgestopftes Haus käme und sich mit sammt ihrem Anhang satt fräße an meinem Tisch!" schrie er in wildem Zorne auf.

„Siehst du, da steckt's eben!" entgegnete sie ihm, „dein maß- und schamloser Geiz ist's, der dich blind macht bei sehenden Augen, um den du den Frieden des Hauses und deine und unsere Ehre auf's Spiel setzest; um den du das einzige Kind, dein eigen Fleisch und Blut verschachern willst an den, der grade das Meiste bietet. O ich kenne dich nur zu gut, die vier und zwanzig Jahre voller Leid und Kreuz bei dir im Hause haben mir über dein jämmerliches Wesen die Augen geöffnet; um den abscheulichen Mammon verkaufst und verräthst du Alles, was jedem guten Menschen hoch und heilig gilt, und Gatten- und Vaterliebe hast du noch nie gekannt!"

„Redensarten, nichts als Redensarten!" rief der Grabenmüller dazwischen, „und ich brauche mich nur zu schütteln, so fallen sie wieder ab von mir, und Philipp heirathet Michel Langens Lene doch!" — „O fahr' nur fort so, fahr' nur fort so!" nahm die Müllerin das Wort wieder, „die selige Röse hast du auch schon hingeopfert! Da sollte es immer ein feiner und reicher Stadtherr sein und Wallbauers Leberecht, der wohl so viel wie du in die Milch zu brocken hat, wurde abgewiesen. Und als dann endlich der Ersehnte kam, war Keiner froher und glücklicher als du über den feinen und gewandten Stadtherrn, der aber hinterher nur ein aufgeputzter Lump und Strolch war und dir viele graue Haare und großes Herzeleid gemacht hat. Ein gebrannt Kind scheuet das Feuer, heißt's; du aber nicht, das weiß Gott, und wieder wird so ein herzbrechendes Spiel getrieben. Doch den Philipp darfst du mir nicht so schnöde verkuppeln und hinopfern, das schwöre ich dir bei der ewigen Gerechtigkeit Gottes, denn ich habe auch noch ein Recht an ihm, das hohe, heilige Mutterrecht, und das will ich geltend machen bei allen Gerichtshöfen der Welt und bei dem alleroberſten Gerichtsherrn, bei dem lieben Herrgott im Himmel!"

Die Erinnerung an die selige Röse hatte den Alten doch etwas getroffen und mühsam nach einer Entgegnung suchend, polterte er lächerlich genug heraus: „Mache mir nur die Pferde nicht scheu!"

Die Müllerin, die ihn bis auf's Tippelchen kannte, benutzte klug diese seine Stimmung und fuhr fort: „Meinst wohl, ich wüßte nicht, wer dich gegen mich so aufgebracht hat? Gestern Abend gleich erfuhr ich, daß du mit dem erbärmlichen Schreiberdietrich nach Hause gefahren bist. Da mag's gut über mich hergegangen sein! und wahrhaftig, du solltest dich schämen, mit so einem Nichtsnutz gemeinschaftliche Sache zu treiben und dein Weib und Kind von so

Einem beschmutzen zu lassen. Und zu verwundern ist's nur, daß die Jungen auf der Gasse nicht mit Fingern auf dich gezeigt haben; — verdient hättest Du's!"

„Schieb's nur auf den", antwortete der Grabenmüller, „was ich weiß, weiß ich; und ich müßte ja ein Brett vor dem Kopf haben, wenn ich nicht selber euer ganzes Treiben durchschaut haben sollte. Doch, wie gesagt, am längsten hat's gedauert und ich will doch mal sehen, wer eigentlich hier Herr im Hause ist?" — „Du, nur du, Brosemann!" entgegnete sie ihm mit vor Thränen erstickter Stimme, „zwinge nur dein einziges Kind, die gottlose Person zu heirathen; mache den armen Jungen und dein Weib unglücklich, — aber verlange nicht, daß ich dann nur noch einen einzigen Augenblick länger in deinem Hause bleiben soll! Siehst du, dann bist du mich auf einmal los, was wohl schon lange dein Wille gewesen sein mag, und du kannst dann mit deinem leidigen Geldkrame schalten und walten, wie du willst. Mir aber wolle der liebe Gott dann recht bald ein seliges Sterbestündlein bescheeren, daß ich nicht das Elend und den Jammer meines Kindes sehe und den Unsegen und Fluch Gottes in deinem Hause!"

Die arme Frau wollte noch weiter sprechen, doch es ging nicht, denn heiße Schmerzensthränen stürzten aus ihren Augen und wankenden Schrittes ging sie der Hinterthüre zu, die in den Alkoven führte.

Brosemann saß stumm und starr da. Kein Sterbenswörtchen kam über seine Lippen, aber desto mehr dachte und fühlte er. Seine Frau, die er bei alledem herzlich liebte, hatte so bestimmt und entschieden mit ihm gesprochen, wie noch nie; ja, sogar gedroht, im äußersten Fall von ihm zu gehen. Eine solche Schmach sollte ihn treffen? Der reiche Grabenmüller vielleicht deßhalb vor Gericht, zum Gespött des Dorfes und der Umgegend? — Dies Alles waren Gedanken, die seinen Hirnkasten zu sprengen drohten. Und Stunde auf Stunde verging. Gegen neun Uhr kehrte Philipp zurück, der vorhin, gleich nach dem Erscheinen des Vaters, zu guten Freunden gegangen war; er suchte aber eilig das Lager, da er dem alten Manne die böse Laune anmerkte. Vom Gesinde erfuhr er noch, daß die Mutter wahrscheinlich wieder mit Kopfweh geplagt sei, denn sie wäre zeitig zu Bett gegangen. Nur der Vater wollte dazu noch keine Anstalten treffen, und doch hatte es schon Zehn geschlagen, seine gewöhnliche Schlafenszeit; und nicht lange währte es, da rief der Wächter draußen auch die elfte Stunde ab.

Um das heiße Antlitz zu kühlen, steckte der alte Grabenmüller den Kopf zum Fensterschübchen hinaus, zog ihn aber bald wieder zurück, denn ein furchtbares Schneetreiben hatte sich aufgemacht, und der Nachtsturm heulte in unheimlichen Weisen wild und toll um Haus und Mühle.

Gedankenvoll, die Hände auf dem Rücken, durchschritt Brosemann die Stube nach allen Seiten hin, und Stunde auf Stunde verging.

Aber je mehr es draußen tobte und heulte und an den morschen Fensterläden rüttelte und schüttelte, desto ruhiger wurde es nach und nach in seiner Seele, und des Zornes Ausgang — ist der Reue Anfang. Und als er so immer nüchterner die Sachlage betrachtete, reuete ihn der ganz Hergang und er hätte, wer weiß was, drum gegeben, — so geizig er sonst auch war, — wenn er noch nicht in Griesingen drüben bei Michel Langens Wittwe gewesen wäre. Und hätte er gleich den Anstifter des ganzen Greuels, den spitzbübischen Schreiberdietrich, bei der Hand gehabt, wer weiß, was sich für ein neues Spektakelstück auf der Grabenmühle zugetragen hätte.

Aber in den Alkoven zu gehen und der so schwer gekränkten Hausfrau ein reuiges und versöhnliches Herz entgegen zu tragen, dazu war er doch zu starrköpfig.

Nachdem er noch einmal im Kachelofen tüchtig aufgelegt hatte, holte er sich aus der Futterkammer eine wollene Pferdedecke, hüllte sich hinein und ver-

brachte den Rest der Nacht in einem Halbschlummer auf dem bequemen Großvaterstuhl.

Andern Tages ging das Leben und Treiben auf der Grabenmühle wieder seinen alten gewohnten Gang. Schon Philipps und des Gesindes wegen sprachen die Eheleute mit einander das, was so gerade gesprochen werden mußte. Nachmittags wohl auch noch ein Wörtchen mehr; und wer es nicht aus dem Fundament wußte, hätte nimmermehr geahnt, was gestern Abend alles Bitterböse zwischen zwei christlichen Eheleuten vorgefallen war. Konträr, — Philipp fand den Vater heute umgänglicher als sonst, und baute darauf Hoffnung für seine herzinnige Liebe.

III.

Weihnachten kam und verging. Das Vorgefallene wurde mit keiner Silbe mehr erwähnt und das Verhältniß zwischen den Familiengliedern auf der Grabenmühle war wieder dasselbe, wie es jahrelang vorher gewesen: nicht besser und nicht schlechter.

Wie es so zur Winterzeit auf den Dörfern ist, stille Tage und Wochen folgten stillen Tagen und Wochen; und ehe man es sich versah, war der April wieder vor der Thür. Der April mit seinen Stürmen, aber auch mit seiner gesegneten Fruchtbarkeit, die den Mutterschooß der Erde erschließt und Leben und Weben haucht in Alles, was der Herr geschaffen hat und erhält.

Es war gerade am heiligen Abend vor Ostern. Der Frühling wehete seine ersten linden Grüße über die Berge und Thäler, und der tiefblaue Himmel und der goldige Sonnenglanz hatte die Gräser und Kräuter am Felsrain sprießen gemacht und in den Hausgärten und auf den Gräbern um das Dorfkirchlein blüheten Maßliebchen, Veilchen, Schneeglöckchen und blaue Leberblümlein.

Auch die gefiederte Sängerwelt war wieder vertreten. Lerchen, Finken und Weißkehlen sangen und zwitscherten den ganzen Tag um die Wette; Herr Specht lachte fröhlich und derb dem fliehenden Winter nach; und von den Störchen, die auf Landrichters Gehöft ihr luftiges Häuslein hatten, vermeinte man auch, recht bald wieder den trauten klappernden Frühlingsgruß zu hören.

Auf dem Bauholz unter der breitästigen Gemeindelinde taumelte sich die bausbackige Jugend in heitern Spielen. Die Väter standen meist in feierabendlicher Ruhe vor den Thüren, im Gespräch mit den Nachbarn, oder lehnten zum Fenster heraus, wohingegen die Weibsleute noch fleißig handierten, denn der Winterschmutz mußte von Grund aus weggeschafft werden, und mit dem „Kuchenbacken" hatte es auch noch sein Wesen. Und wenn Einer die Nase in's Quergäßchen gesteckt hätte, wo Bäckers wohnten, wäre ihm der lieblich duftende, brodelnde Geruch des verschiedenartigsten Gebäcks entgegengeweht, denn auch die ärmsten Häusler und Miethsleute hatten heuer ihr Festküchelchen im Ofen.

Dies machte, weil die letzte Aerndte eine gesegnete gewesen war, von der das Schriftwort gegolten: Herr, du suchest das Land heim und wässerst es und machest es sehr reich. Du lässest das Getreide wohl gerathen, du krönest das Jahr mit deinem Gut. —

Auf der Grabenmühle legte man heute die Hände zwar auch nicht in den Schooß, aber es eilte grade nicht groß mehr, da die meisten Arbeiten schon beseitigt waren, wie gewöhnlich am Samstag Nachmittag, weil die Hausfrau das Einläuten des Feierabends immer mit geziemender Sammlung und Andacht genießen wollte. Und zumal erst heute, am Osterheiligenabend, wo die Glocken die Siegeskunde in's Land hinaustrugen, den Ostergruß der Gläubigen: „Christus ist auferstanden!" —

Mit dem Grabenmüller stand's anders. Der konnte nun einmal bei seinem bodenlosen Geiz im Arbeiten und Placken kein Ende finden. Frühmorgens schon

hatte er seinen Sohn mit dem Geschirr nach Großbergheim geschickt, um einem dortigen Bäcker und Händler Mehl zu überbringen und bei der Rückkehr gleich Quadern aus dem herrschaftlichen Steinbruch zu laden, zum Grund für die neue Scheune, die noch im laufenden Jahre gebaut werden sollte.

Pressiren that Beides eben nicht. Im Gegentheil, der Bäcker wie der Händler hätten das Mehl noch lieber erst nach den Feiertagen genommen. Und was nun die Quadern betraf, konnte dabei ein richtiger „Fleischerweg" gemacht werden, da man nicht einmal bestimmt wußte, ob der Inspektor auch Sonnabends an Ort und Stelle sei, um verladen zu lassen. Und dies Alles nur wieder des elenden Geizes und Schachers wegen, um, wie er gemeint: „mit einem Klapps zwei Fliegen zu treffen", item — das Geld nur erst wieder sicher im Kasten zu haben.

Eben schlug's Fünf auf der Thurmuhr. Das wäre so die Zeit gewesen, wo Philipp hätte zurück sein können; doch er kam nicht.

Der Alte ging unruhig im Hause umher und horchte neugierig auf jedes ferne Wagengerassel. Vergebens. Nachgerade wurde es ihm doch schwül unter der Zipfelmütze und er schob sie unruhig von einem Ohr auf das andere, wie es so seine Art und Weise war, wenn er was auf der Leber sitzen hatte. Das Handpferd nämlich war ein fünfjähriges feuriges Thier und ging heute vielleicht erst zum dritten Male neben dem Sattelpferde, das gerade auch noch nicht über die Mucken hinaus war.

Seine Unruhe stieg deshalb zusehends. Alle Augenblicke mal trat er vor die Thür auf den Fahrweg und schauete das Dorf hinauf, wo Philipp auf der Landstraße zurückkehren mußte, doch er kam nicht.

Heimkehrende Feldarbeiter und aufgeschürzte Bauerdirnen, die seitwärts des Dorfes herkamen, mit gewaltigen Holzhucken beladen, von denen man spricht, daß sie zweimal brennen, erst auf dem Rücken und dann im Ofen, fragte er nach Philipp, — doch Niemand wollte ihn gesehen und gehört haben.

Bange, schwere Gedanken kamen über ihn. Schon den ganzen Tag über war's ihm so absonderlich zu Muthe gewesen und hatte ihm wie Blei in den Gliedern gelegen; vielleicht eine Ahnung, die nun eintreffen zu wollen schien.

„Mutter, wenn der Junge mit dem Handpferd ein Unglück gehabt hätte!" sprach er zu seiner Frau, die eben aus der Speisekammer kam, wo sie die Kuchen für das Gesinde zugeschnitten hatte. Aber die entgegnete ihm ruhig: „Aengstige dich nicht so unnütz ab, Andres. Du weißt doch, mit dem Fuhrwerk kann man's nicht immer an der Schnur haben. Und dann vergiß auch nicht, daß Bruchsteine schwer sind, und Philipp fährt gewiß nur im Schritt, um das arme Vieh nicht zu übernehmen." —

Anfangs schien dieser besonnene Zuspruch helfen zu wollen, doch leider nicht lange und die Besorgniß trat wieder von neuem ein. Da hieß es denn auch gleich bitter und beißend: „Wo ich aber auch nur heute meine fünf Sinne gehabt habe, daß ich nicht selber gefahren bin. Aber ich sehe schon, ich soll nun einmal keine Ruhe und keinen Frieden mehr haben, und aus dem leichtsinnigen Burschen wird nun und nimmermehr was Gutes." — Die Grabenmüllerin, die solche Redensarten und grundlose Verdächtigungen nicht ausstehen konnte, antwortete gereizt: „Nun denn, ein andermal fahre selbst und laß den Burschen nun und nimmermehr aus den Kinderschuhen heraus. Aber wissen möchte ich's doch, wie oft du schon bei solchen Gelegenheiten über die Zeit geblieben bist. Aufgeschrieben habe ich's eben nicht, doch in die Hunderte geht's ganz gewiß hinein."

Der Grabenmüller wollte ihr gereizt entgegnen, doch das Wort erstarb ihm auf den Lippen, als er die Leute draußen auf der Straße aufkreischen hörte und auseinander springen sah.

Wie ein Blitz war er vor der Thür und was sah er? In rasender Eile kam scheu und wild ein Gespann das Dorf herauf, — sein Gespann — ohne

Führer und Zügel! Und jemehr der riesige Müllerwagen mit den ellenhohen Leiterbrettern hinter den kollerigen Bestien herrasselte, desto unbändiger wurden sie. Und ihre Mähnen flogen und ihre Nüstern schnaubten und was ihnen auf der Straße begegnet, wäre dem Verderben geweiht gewesen.

„Allmächtiger Gott, mein Kind, mein einziges Kind!“ schreit die Müllerin in den Tumult hinein; und der Alte, ohne gerade den Kopf zu verlieren, sieht die wüthenden Thiere immer näher und näher heranbrausen, etwas seitwärts vom Fahrwege ab, — schnurstracks auf die Grabenmühle zu!

Und in seiner steigenden Todesangst reißt er das nur angelehnte Hofthor zur Hälfte auf, wohl mehr, um sich vor der augenscheinlichen Gefahr dahinter zu bergen, — und im andern Augenblick schon, kaum, daß er's glauben und fassen kann, -- brausen und rasseln sie wie der Blitz an ihm vorüber, den einen Thorflügel dabei in Grund und Boden schmetternd, — in den Hof hinein, — um da endlich, wie auf einen Zauberschlag, am Kuhring Halt zu machen! —

Doch anstatt nun in väterlicher Herzensangst zu denken, was wohl aus Philipp geworden? trat der alte Grabenmüller mit Schelten und Wettern aus seinem Versteck. Und als er nun erst das zerrissene Riemzeug und die abgebrochene Vorderachse gewahrte, war er vollends aus dem Häuschen.

Da schreit die Mutter in jähem Todesschrecken: „Herr Jesus Christus, eine Leiche, hier auf dem Wagen!“ Im ersten Augenblick der furchtbaren Ueberraschung waren Aller Zungen und Hände wie gelähmt, bis der Handfesteste unter der Menge, (denn das halbe Dorf hatte sich derweile auf dem Mühlhof versammelt) der alte Mühlbursche Klaus, auf den Wagen gestiegen war, untersucht hatte und nun herunterrief: „Gott erbarme sich, 's ist Schulmeisters Annemarie! Aber ich glaube, todt ist sie nicht!“ —

Unterdessen nun die Unglückliche behutsam in's Haus getragen wurde, wo sie von der Grabenmüllerin, dieser ächten barmherzigen Samariterin, mit Aufmerksamkeit und Liebe empfangen wurde, spielte der Grabenmüller den Priester und Leviten und trieb sich im Stall umher, um, wie er zu den Knechten meinte, nur nicht eine Luft mit der ihm bis in den Tod verhaßten Annemarie zu athmen.

Und wenn die vielen neugierigen Gaffer nicht gewesen wären, — denn vor den Leuten wollte er den guten Schein retten, — hätte er sich bestimmt schon jetzt zum Aeußersten hinreißen lassen. Denn seine Augen traten aus ihren Höhlen und schienen wie verglas't zu sein, seine Muskeln zuckten und seine hohe knochige Gestalt fiel bald zusammen, bald erhob sie sich wieder wie zu einem furchtbaren und unnatürlichen Kampf, der hier noch ausgekämpft werden mußte, und die Knechte und Mägde meinten, so hätten sie ihn noch nie gesehen. —

Doch lassen wir ihn einstweilen und begeben wir uns dafür zu der unglücklichen Annemarie in Grabenmüllers Hinterstübchen.

Durch die sorgsame und liebende Pflege der braven Hausfrau hatte sie sich von ihrer schweren Ohnmacht schon so ziemlich wieder erholt und erzählte nun, — und akkurat so, wie sich's die Müllerin gedacht, die mit sicherm Frauenblick die ganze Sachlage gleich von vorn herein durchschauet hatte.

Mit bebender Stimme, die Augen schüchtern zu Boden geschlagen, begann Annemarie: „Ich hatte Leseholz im großen Hau geholt, eine gar schwere Last. Als ich damit ganz erschöpft die Landstraße erreicht hatte, kam eben Philipp herangefahren und forderte mich auf, die Holzhucke auf den Wagen zu legen und mit aufzusteigen, denn er fahre leer heim, da der Inspektor nicht im Steinbruch gewesen sei. Ich unvorsichtiges Mädchen that's. Unterdessen ich mir nun ein Plätzchen auf dem Wagen zurecht machte, war Philipp am Hinterrade beschäftigt. Da plötzlich wurde das Handpferd unruhig, und

ehe Philipp nach vorn springen und nach dem Leitseil greifen konnte, flog das Gespann schon in sausendem Galopp dahin." —

Von der überstandenen Angst noch ergriffen, bedurfte das arme Mädchen einiger Minuten Zeit zur Erholung. Dann aber erzählte sie weiter: „Philipp ist durch Gottes Gnade ohne jeden Schaden davon gekommen, denn ich sah noch, wie er zur Seite sprang und dann eine ganze Strecke weit hinter dem Gespann herlief. Ich aber habe eine unbeschreibliche Todesfurcht ausgestanden. Noch dicht vor dem Dorfe kam der Gedanke über mich, von dem Wagen zu springen, um nur nicht den Schimpf und die Schande zu erleben, durch die Gassen des Dorfes geschleppt zu werden. Der liebe Gott aber wollte es anders, eine tiefe Ohnmacht kam über mich, bis ich endlich hier unter eurer Pflege wieder erwachte." —

„Armes, armes Kind du!" schluchzte die Grabenmüllerin, „doch vertraue nur dem lieben Gott. Und wie er heute so ersichtlich über dir gewaltet hat, wird seine Liebe und Gnade auch ferner mit dir sein. Und was uns Trübsal dünkt und Kummer und Gefahr, das wird in seiner Hand zuletzt eine Freude und Seligkeit, die wir nicht ahnen und hoffen konnten." —

Annemariechen war vor der christlich frommen Frau unwillkürlich aufs Knie gesunken und bedeckte nun ihre Hände mit glühenden Küssen. „Nicht dahin, nicht dahin!" sprach die Grabenmüllerin und richtete sanft die Kniende auf. Und überrascht und überwältigt von all' dem Vorgefallenen und Wunderbaren fuhr sie fort: „An mein Herz komm', an mein Herz!" und die bisher so verwaisete und verlassene Annemarie sank in die Arme der Müllerin, — sprachlos zwar, aber mit Wonnegefühlen im Herzen.

Und es schien, als segne der Herr in seiner unaussprechlichen Liebe und Gnade dies Erkennen und Verstehen zweier edlen Seelen, denn seine untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen durch den Geranium und Rosmarin auf dem Fensterbrett in's Stübchen, und es kam der Friede, den die Welt nicht geben kann, beseligend über — Mutter und Tochter. —

Aber nicht lange währte dies, und der alte Fluch des Lebens und der Sünde regte sich wieder, da nun einmal hier in dem Land der Mängel und Unvollkommenheiten fortwährend die Freude mit dem Schmerz und dem Jammer Hand in Hand geht.

Denn kaum, daß Annemarie das Haus verlassen hatte, änderte sich die Scene wieder, und Gottes Friedensengel verhüllten ihr seliges Antlitz und kehrten wehklagend und jammernd auf lange, lange Zeit der Grabenmühle und ihren Bewohnern den Rücken. —

Philipp war heimgekehrt. An der Hofthür schon hatte ihn der Vater mit harten Worten und schamlosen, entehrenden Drohungen vor dem Gesinde begrüßt. Eben stürzte der Arme mit den Worten in die Stube: „Rette mich, Mutter, rette mich und schütze mich vor dem Vater und vor mir selbst!" —

Und ehe noch die beklagenswerthe Frau zu Worten kam, donnerte der Alte außer Rand und Band wie ein Rasender los: „Ungerathener Bube du, steh', steh', daß ich dich todtschieße, wie einen räudigen Hund, denn lieber kein Kind, als eines, das mir die Schande anthut, so eine Dirne in's Haus zu bringen!" Und im andern Augenblick schon stürzt er in den Alkoven, wo die geladene Jagdflinte steht. —

An einem Einzigen Haar noch hängt Verbrechen, Weltordnung, Blutschuld und Todsünde! Und dies erkennend, ruft die Mutter aufkreischend: „Geschwind, Philipp, geschwind! Fliehe, fliehe! Gott sei mit dir und das Andere überlasse mir!" —

Und während der arme Philipp zur Thür hinausstürzt und eiligst das Weite sucht, ringt die Mutter mit dem zornschäumenden Alten, einer Löwin gleich, um ihr einziges Kind, ihr Blut und Leben! Und der Herr stärkt ihren Arm — sie wird Siegerin!

Die dem Alten mit selbsteigener Gefahr entrungene Waffe in der Hand, jagt sie den Schuß durch's offene Fenster in's Blaue hinein, und verläßt dann schnell das Haus des Unfriedens und der Sünde, um bei einer Anverwandten im Nachbardorfe vor der Hand ein Unterkommen zu finden.

Und als sie dahin eilt unter den ersten Schatten der Dämmerung mit dem zu Tode gefolterten Frauen- und Mutterherzen, allein und verlassen, zwischen öden Haidestrecken und wüsten Moorgründen, fangen gerade rundum die Osterglocken an zu läuten, — rein und melodisch, siegesjauchzend über Noth und Tod, eine lebendige Stimme Gottes in der Wüste, mit der verheißenden, gnadenvollen Zuversicht: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!" — — —

Und der Grabenmüller? Mehr einer Leiche als einem lebenden Menschen ähnlich, lag er wüst und verstört in dem Sorgenstuhl. Die unglückselige Liebschaft seines einzigen und reichen Sohnes, die Schmach und Schande vor dem ganzen Dorfe, das bettelarme Mädchen auf seinem Wagen und in seinem Haus und Hof gesehen zu haben, hatte ihm einen Seelenzustand gebracht, der im höchsten Grade verzweiflungsvoll war.

Und dann noch seine Ehefrau, — die Ehre und Krone des Hauses, hatte die Verhaßte gehegt und gepflegt, wie eine Mutter das Kind; hatte Partei ergriffen gegen ihn; und — was das Aergste war — hatte das Haus verlassen! —

Dies Alles lag mit Zentnerschwere auf seiner Seele und machte ihm die eine einzige Nacht zu einer grauenvollen Ewigkeit. —

O es ist eine längst ausgemachte Sache: der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, und das Schriftwort lügt nicht: „Was der Mensch säet, das wird er ärndten!" —

An demselben Abend noch, als die tiefe geheimnißvolle Stille der heiligen Osternacht das Dörfchen mit allen seinen Leiden und Freuden, Wünschen und Hoffnungen schon lange umfangen hielt, trug sich noch etwas Anderes bei Hübners hinter der Kirche zu. Der arme Philipp, der sich den ganzen Abend wie ein flüchtiges Wild in der Nähe der Grabenmühle herum getrieben hatte, wollte nicht ohne Abschied von Annemarie scheiden.

Neben dem Ziehbrunnen in Hübners Hausgarten stand das Pärchen. Um sich die Nacht, über sich den sternbesäeten Himmelsdom und in sich, in tiefinnerster Seele, all' das bittere Weh zertrümmerter Hoffnung, herzzerreißenden Abschiedes.

Philipp hatte Annemariechen Alles erzählt. Den Zorn des Vaters, das Elend der Mutter, seine Flucht auf ihr Geheiß und daß er nach einem der reichen Walddörfer hinüber gehen wollte, um sich dort bei dem ersten besten Bauer als Knecht zu verdingen.

Annemarie war fast außer sich darüber. Der Schlag kam ihr zu überraschend, zu zerstörend. Aber dennoch — edel, fromm und hochherzig wie sie war, bat sie dringend: „Gieb mich auf, Philipp, gieb mich auf! Der heiligen Kindespflicht und dem Frieden des Hauses muß ein Opfer gebracht werden. Ich will das Opfer sein, und wenn hier einmal ein Herz brechen soll, dann breche mein Herz! Das arme Waisenkind wird bald vergessen sein, während du sonst ein Vater- und Mutterherz mit in's Grab zögest, was Gott der Herr verhüten wolle in allen Gnaden." —

Ob ihr nun das Alles unser Philipp mit seinem frischen, treuen Jünglingsherzen widerlegt? wir müssen es annehmen; denn als der Wächter die Mitternachtsstunde abrief und es nun an das schmerzensreiche Scheiden und Meiden ging, hätte ein Lauscher den heiligen Treueschwur der Liebe vernommen, wie er unter Thränen und Seufzern feierlich von Beider Lippen bebte: „Dein auf ewig!" —

Und noch lange, lange darauf, als Philipp in der Richtung nach Großbergheim hin verschwunden war, blickte ihm ein treues Auge der Liebe nach; — und

fromme, heiße Segenswünsche entströmten dem betenden Mädchenherzen. Und stiegen zum Himmel hinauf, bis an den Thron Gottes, der der ewige Urquell aller wahren Liebe und Treue ist, — und der da gern hat Zweie — fromm, fest und unwandelbar in Einem! —

IV.

Wochen waren vergangen, wie denn die Tage nach einem ewigen Gesetz kommen, gehen und kreisen, unbekümmert um den Schmerz und die Lust der Menschen. Das Heute begräbt das Gestern und das Morgen wieder das Heute und tausend Jahre sind vor dem Ewigen wie Ein Tag.

Es war zur Zeit der Pfingsten, wenn der lachende Himmel und die blühende Erde uns so recht die Güte und Lieblichkeit Gottes schmecken und fühlen lassen; wo das sehende Auge in jedem schaukelnden Grashalm seiner Allmacht Wunder schaut und das Ohr entzückt auf jeden Jubelruf lauscht, der dem Höchsten aus Hecken und Sträuchern entgegentönt.

Auch unser Dörfchen hatte sich seinen freundlichen Frühlingsschmuck wieder angelegt, und zu dem duftigen Blüthenschnee und dem saftigen Wiesengrün paßte der frische, helle Klang aus den neubelebten Menschenherzen.

Nur in der Grabenmühle war's anders. Da hatte immer noch der alte, böse Feind seine Herberge genommen und der Hausvater war zu schwach, ihm solche im heiligen Namen Gottes wieder aufzukündigen.

Und wie glücklich und zufrieden hätten die Leute da drinnen sein können! Ach, und wie unglücklich und elend waren sie! Die Unglücklichsten und Elendesten im ganzen Dorf und noch durch eigene Schuld und eigenes jämmerliches Gebahren. Zwar war die Hausfrau seit ungefähr vierzehn Tagen wieder in der Mühle, wohin es hauptsächlich der Herr Pfarrer gebracht hatte, doch man sah' und hörte, es war Beiden kein rechter Ernst damit. Auch war sie nicht seinetwegen zurückgekehrt, sondern nur Philipps wegen. Es läßt sich so mehr für ihn thun und besser auf den Vater einwirken, dachte sie. Höhlt doch der einzelne Tropfen mit der Länge der Zeit den Stein aus, — und ein Mutterherz hört ja nicht auf zu lieben, zu glauben, zu hoffen! — Und was nun den Grabenmüller hierbei betraf, hatte sie der grade nicht gerufen, denn das hätte sein störrisches Wesen nicht zugegeben, sondern er war so „hinten'rum" gekommen, durch eine zweite Hand. Bei einer gerichtlichen Ehescheidung hätte er der Frau ihr „Eingebrachtes" wahrscheinlich wieder herausrücken müssen, und — wie wir ihn kennen gelernt, das konnte er nicht.

Das eheliche Verhältniß bei Brosemanns auf der Grabenmühle war deshalb ganz eigenthümlicher Art. So „guten Tag und guten Weg" wie man in ähnlichen Fällen sagt. Und wollte Einer vom Andern 'mal was wissen oder haben, wie's doch kommt im Zusammenleben und Geschäft, wußte keiner von Beiden, wie er's klug und geschickt genug anfassen und herausbringen sollte, und oft genug blieb das Wort dazu im Halse sitzen.

Von Philipp war bis jetzt noch nicht ein einziges Mal die Rede wieder gewesen. Der war drüben beim Vollbauer Rösinger in Siegewitz in Diensten und ließ die Mutter regelmäßig zwei Mal in der Woche durch die alte Butterhannliese grüßen, die bei Rosingers gut angeschrieben stand.

Als im April die Sommersaatzeit begonnen, war der Grabenmüller gezwungen, sich noch einen Knecht zuzulegen, denn Philipps rührige Hände vermißte er aller Orten. So sehr ihm das auch wurmte, ließ er sich gegen Niemand 'was merken. Ja er war wohl eigentlich froh, daß Alles so gekommen war, und seine aparten Pläne mußte er in der Sache auch noch haben, wie jeder an seinem fortwährenden Simuliren leicht merken konnte.

Bei seinen Lebzeiten war allenfalls dafür gesorgt, daß Philipp mit seinem Willen und Wissen das Schulmeistermädchen nicht heirathen durfte. Doch wie stand's damit nach seinem Tode? — Und es war ihm ein quälender Gedanke, daß die Verhaßte doch mal als Hausfrau in sein Hab' und Gut einziehen sollte. —

Und deshalb mußte ein Riegel vorgeschoben werden. Aber welcher? Das war's! und eben deswegen simulirte und spekulirte er Tag und Nacht und war brummig als Ehemann und unausstehlich als Brodherr dem Gesinde gegenüber.

Und bei alledem konnte er doch der Sache nicht recht auf den Grund kommen, dazu war er wieder nicht schlau und pfiffig genug, und was er sich heute in seinem Starrkopf zurecht gelegt hatte, das verwarf er morgen wieder als nicht stichhaltig. —

Da fiel ihm mal der Schreiberdietrich bei, der, wie wir schon wissen, die eckigsten Sachen rund zu machen verstand, ob der ihm vielleicht einen vernünftigen Rathschlag ertheilen könnte. Doch sich ihm so blank und bloß in die Hand geben, wollte er auch nicht. „Es muß sich mal so machen von ungefähr" meinte er zu sich selber, — wie dazumals auf der Rückkehr vom Markt in der Stadt.

Und wirklich, — es machte sich denn auch, wie wir unten gleich sehen werden.

In der Stadt war Jahrmarkt, den Montag nach Himmelfahrt; außer dem Gallusmarkt einer der besten von den vieren im Ort, weil er immer zahlreich von Landleuten besucht wurde.

Auch die Grabenmüllerin war heute dort, um diese und jene ausgegangene Artikel wieder in die Wirthschaft zu kaufen. Der alte Grabenmüller hielt Haus, und weil's um diese Zeit nicht groß mit der Feldarbeit pressirte, hatte er sich was im Garten hinter dem Hause zu thun gemacht, wo er ein kleines Stück Frühkartoffeln anhäufelte.

Es war ein drückend heißer Maitag; kein Lüftchen regte sich. Der Schweiß tropfte ihm in dicken Perlen von der Stirn und öfter als einmal mußte er sich mit dem Rücken der Hand über das bald nasse Antlitz zum Abtrocknen fahren.

Als die Sonne immer noch höher und höher stieg, konnte er's kaum mehr aushalten. Von der anhaltenden halbgebückten Stellung wurde auch sein altes Kreuz schwach, und gern oder ungern mußte er auf ein Weilchen die Hacke aus der Hand legen und auf dem Bänkchen neben dem Bienenhaus Platz nehmen.

Die Hände zwischen den Knieen gepreßt, sprach er halblaut für sich hin: „Ja, ja, das liebe Alter kommt nun zusehends. Alle Jahre geht's um ein gut Stück tiefer bergab. Die Alten müssen den Jungen Platz machen, und wer weiß, wer im künftigen Jahre hier ackert und scharrt." — Hier athmete er schwer auf; weil sich wieder Philipp und Annemarie in sein Sinnen mischten. Schwarze Bilder zogen an seiner Seele vorüber und mehr denn je drängte es ihn, in seiner Erbschaftsangelegenheit mal 'was Bestimmtes niederschreiben zu lassen.

So mochte er vielleicht ein Viertelstündchen gesessen haben, unbekümmert um die zwitschernden Weißkehlen, die über ihm, im blühenden Apfelbaum, ihren Jungen das leckere Frühmahl auftischten.

Da wurde ihm über den Gartenzaun weg, von der Feldseite her, ein guter Morgen geboten. Er fuhr ordentlich zusammen, als er den rothhaarigen Kopf des Schreiberdietrichs gewahr wurde. Doch bald drauf murmelte er vor sich hin: „Der kommt mir heute wie gerufen!" —

Wie es Schreiberdietrichs Mode war, kramte der brühwarm seine Neuigkeiten aus und sprach: „Wißt ihr's denn auch schon, daß heute früh der alte Hübner hinter der Kirche abgefahren ist?" — „Was denn? Hübner?" fragte der Grabenmüller erstaunt; und Schreiberdietrich war schnell mit der Antwort da: „Macht's anders, wenn's einmal so ist!" Und weil in demselben Augenblick das Sterbeglöckchen zu läuten anfing, fuhr er fort: „Da habt ihr's, nun ist's amtlich; denn das gilt ihm." —

Derweilen war Brosemann an den Zaun getreten und reichte dem Schreiberdietrich die Hand drüber weg, — eine Ehre, die er ihm noch nie erwiesen hatte.

Der Hallunke erkannte dies auch und machte Bücklinge über Bücklinge und erzählte in seiner losen Weise Dies und Jenes. Der Grabenmüller hingegen kam immer wieder auf den alten Hübner zurück; daß er ihn erst noch vor einigen Tagen gesehen, gesund und frisch, und wie doch der Tod oft unerwartet eintrete — heute roth und morgen todt. In Summa: man merkte, daß ihn diese Todesbotschaft ganz absonderlich ergriffen hatte.

„Und was wird denn nun aus der Bude und der Hand voll Acker?“ fragte er neugieriger als sonst, „denn daß die Alte das bischen Kram nicht lange mehr halten kann, sieht doch ein Blinder.“ — „Notabene, wenn ich nicht will!“ antwortete Schreiberdietrich schnell und warf sich dabei ganz gehörig in die Brust. „Wenn ihr nicht wollt?“ fragte verwundert der Grabenmüller, „nun, das klingt ja seltsam. Ihr habt doch etwa keine Absichten auf die Alte?“ — „Das nun eben weniger“, antwortete der Filuh, „und doch hat das Ding seinen Haken. Nämlich zu euch gesagt, Herr Brosemann, ich rede sonst nicht gern davon, — ich habe Hübners noch vor kurzem ein kleines Kapital zur zweiten Hypothek gegeben, weil sie sonst von Haus und Hof gejagt worden wären.“ Und wohlgefällig lächelnd fügte er noch an: „Nicht wahr, Herr Brosemann, 's giebt noch Schlechtere, als ich bin?“ „Hm, hm“, murrte der Grabenmüller vor sich hin, „daß nun einmal der Fuchs kein Spitzbube sein will. Ja, ja, — was nicht Alles aus einem Menschen werden kann!“ Und weil es ihm nun einmal in den Tod zuwider war, wenn sich solch „Lumpenpack“, wie er immer meinte, aufblasen und überheben wollte, warf er bissig hin: „Wenn doch das euer Vater noch erlebt hätte, daß sein Sohn Hypotheken ausstehen hat! Ich weiß noch recht gut, wie lumpig und lotterig er war und daß er draußen auf der Jägerwiese verkommen ist.“ —

Schreiberdietrich nahm dieses Sturzbad anscheinend still hin, aber im Herzen mußte es ihm doch ganz abscheulich wurmen. Ablenkend von dem Kapitel, sprach der Grabenmüller nach einer Pause: „Schreiberdietrich, ich habe euch eigentlich schon lange mal sprechen wollen.“ „Eine große Ehre für mich“, antwortete der „und wenn ich euch sonst womit dienen kann“ —

Ohne ihn ausreden zu lassen, sagte Brosemann: „Kommt doch mal nach vorn in die Stube mit mir. Ich bin heute ganz allein zu Hause, denn ich weiß schon, wenn meine Alte daheim wäre, machtet ihr mir Einwände. Sie hält nun einmal nicht Viel von euch, und ihr müßtet riskiren, wieder hinaus bekomplimentirt zu werden.“ — „Alles schon dagewesen, Alles schon, Alles!“ warf der ehrlose Wicht hin, „und wenn mir die Weibsen nicht von jeher so spinnefeind gewesen, wäre ich schon lange nicht mehr so ein alter, grämlicher Junggesell.“ —

So waren sie in die Stube getreten. Um ganz ungestört zu sein, schob Brosemann den Nachtriegel vor. Dem ewig unsichern Schreiberdietrich kam darüber ein leichtes Frösteln an. Erst als ihm der alte einen Stuhl zum Niedersetzen anbot, beruhigte er sich wieder.

Stumm und still, die Hände auf dem Rücken, schritt der Grabenmüller durch die Stube. Plötzlich aber blieb er stehen und sprach: „Schreiberdietrich“, — aber weiter ging's nicht; grade so, als hätte er sich selber geschämt, dem anzuvertrauen, was jetzt Alles zur Sprache kommen sollte. Nur mit Mühe überwand er's und fing dann von Neuem wieder an: „Schreiberdietrich, daß ich ein unglücklicher Vater bin, wißt ihr.“ — „Leider, leider“, antwortete mit verstellter Theilnahme der Spitzbube.

Der Grabenmüller fuhr in einem ganz eignen Ton fort: „Ein Junger kann, ein Alter muß sterben! sagen die Leute immer, und paßt mal auf, 's dauert nicht lange mehr mit mir. Hat mir die Röse schon, — Gott hab' sie selig! — graue Haare gemacht, — ist der Philipp der Nagel zu meinem Sarg. Und

selbst meine Frau, — ach Gott! die — doch ich kann euch so nicht Alles erzählen, es schnürt mir die Kehle zu. Aber so wahr ich hier vor euch stehe, das Alles soll anders werden!" —

„Recht so, recht so", antwortete Schreiberdietrich, den Alten anfeuernd, „und wie ich euch kenne, seid ihr der Mann nicht, der sich von All' und Jedem auf dem Kopf herumtanzen läßt." — „Wenigstens soll's am längsten gedauert haben", sprach der Grabenmüller und fuhr dann fort: „Schreiberdietrich, wenn ich so bedenke, wie sie's schon getrieben haben — und wie sie's erst treiben werden, wenn ich mal nicht mehr bin, — möchte mir der Kopf platzen. Für wen habe ich denn nun gearbeitet? — Für Lindners Dirne vielleicht, die sich dann breit in mein Haus setzen würde? Nimmermehr! und wie ich mich kenne, würde mich die Schmach und Schande noch auf dem Todbette peinigen und mich mal ruhelos umgehen lassen für alle Ewigkeit. Deßhalb, — deßhalb", — hier stockte er wieder. „Schreiberdietrich, sie zwingen mich dazu, — Gott ist mein Zeuge! Aber — wie du mir, so ich dir; Böses vertreibt Böses; und der alte Hirtentobias meinte immer: Auf einen Hundebiß gehören Hundehaare! Versteht ihr mich? He?" „Noch nicht ganz, Herr Brosemann", antwortete Schreiberdietrich. „Dummkopf!" fuhr der Alte auf, „ich hätte euch doch für gescheidter gehalten. So wisset denn, daß ich mein Testament machen und den Jungen enterben will, im Falle es ihm nach meinem Tode einfallen sollte, die Annemarie zu freien. Versteht ihr mich nun? He?" „Vollkommen", antwortete Schreiberdietrich und sprach dann weiter: „Doch wie ich euren Sohn kenne, schreckt ihn solch' Manöver nicht und er heirathet dann erst recht Annemarie." „Schreiberdietrich", schrie der Alte auf, „plagt euch denn der leibhaftige Teufel? Haus, Hof, Mühle, Geld, Aecker und Wiesen auf der einen Seite und auf der andern die arme Annemarie? I da müßte ja gleich — der Schlag könnte Einen treffen, wenn der Junge, mein Junge, so ein vernagelter Erzesel sein sollte!" — „Und doch, Herr Brosemann, doch, — Hundert gegen Eins! er ist so ein Erzesel!" antwortete Schreiberdietrich; „und übrigens laßt eure Faxen; ihr tragt doch nur Wasser im Siebe und diesmal ist eure Rechnung ohne den Wirth gemacht. Denn erstens: vom Enterben kann gar keine Rede sein, sondern ihr könnt ihn nur auf's Pflichttheil setzen. Und zweitens dann: was das Muttergut betrifft, — dürft ihr ihm da auch nicht einen einzigen Heller vorenthalten. Und glaubt ihr meinen Worten nicht, dann holt mal eure Ehestiftung her. Ich müßte mich sehr irren, wenn's da nicht Schwarz auf Weiß stehen sollte, denn ich war dazumals eurer Mutter Beistand, und euer Schwiegervater, der verstorbene Landrichter, meinte immer: Was geschrieben ist, ist geschrieben, keine Kuh leckt's ab, keine Krähe scharrt's aus! — Oder meint ihr etwa, Philipp wäre nicht zufrieden mit dem bloßen Muttergut? O ganz gewiß, und aus dem einfachen Grunde, weil er dabei immer noch ein wohlstehender Mann ist, und die Annemarie hat er auch noch obenein."

„Advokatenschmuß!" rief dann der Alte und schloß das Schreibpult auf, worin die Papiere in einem geheimen Schubfach lagen und suchte unter einem dicken Stoß die Ehepakten hervor, die er dann dem Schreiberdietrich darreichte. Als der eine Weile geblättert hatte, sprach er: „Da guckt, aber erst setzt euch hübsch die Brille auf, da steht's groß und breit!"

Brosemann that wie ihm geheißen und las dann. —

„Wo ich aber auch nur meine Gedanken gehabt habe," sprach er kurz drauf, äußerlich ganz gelassen, faltete das Papier wieder ordentlich zusammen und legte es dann wieder in die Schublade.

Was aber Alles in seiner Seele vorgehen mochte, das wußte nur Einer! —

Mürrisch setzte er sich in den Sorgenstuhl, stützte den Kopf sinnend in die Hand und sah finster auf einen Fleck hin. Schreiberdietrich trommelte unterdessen an den Fensterscheiben und pfiff ganz leise eine Tanzweise dazu. —

Nach einer ganzen Weile murmelte der Alte von seinem Platz her: „Das ertrage ich nicht!" — Und als hätte er auf einmal alle seine Kraft und Entschlossenheit wieder erlangt, sprang er auf und schrie: „Macht's anders, Schreiberdietrich, — macht's anders! und so wahr ich der reiche Grabenmüller bin, soll's mir auf eine Hand voll Spezies nicht ankommen!" —

Hui, das war Wasser auf Schreiberdietrichs Mühle! Nun hatte er den geizigen Alten, wo er ihn schon lange hatte haben wollen, und es währte gar nicht lange, da pfiff der saubere Finke ein ganz anderes Lied.

„Herr Brosemann," begann er sich räuspernd, „ich wüßte allenfalls noch einen Ausweg, — wenn ihr nur sonst nicht widerhaarig sein wollt. Umsonst hat man nun einmal Nichts in der Welt und wen ein Mittel vom Tode retten kann, der knickert und knausert nicht erst noch lange mit Doktor und Apotheker. Seht, ich habe so ein Mittelchen und wenn auch Philipp anfangs den Mund verziehen und Bauchgrimmen bekommen sollte, — so hilft's doch, und das ist und bleibt hier die Hauptsache." —

Der Grabenmüller sah ihn fragend an.

Schreiberdietrich fuhr fort: „All euer Drohen, Fluchen und Wettern hat bisher noch nichts geholfen und wird nichts helfen."

„Hier heißt's handeln! — Annemarie muß aus dem Weg geschafft werden! Aber nicht durch Gift und Dolch, — o behüte, Herr Brosemann, behüte! sondern auf eine ganz manierliche Weise. Nämlich: sie soll heirathen! Sie muß heirathen! Aber nicht euren Philipp, sondern einen ganz Andern. Rathet mal? — Mich soll sie heirathen, mich! oder besser, ich will sie heirathen. Doch nur unter der Bedingung, daß ihr mir das Mädchen gerade nicht als eine Bettelpuppe zuführt. Doch erschreckt nur nicht, ich fordere nicht unverschämt." — „Schreiberdietrich, und das wollet ihr?" fragte der Alte ganz erstaunt. „Und warum nicht?" meinte der, „das frische, dralle Mädchen steckt mir schon lange in der Nase." — „Aber, Schreiberdietrich, — aber — ob sie euch auch will?" fragte zweifelnd Brosemann. „Will? hahahaha," lachte der laut auf, „sie muß, Herr Brosemann, sie muß! denn so ein blutarmes Ding darf durchaus keinen eignen Willen haben; und ich meine, zuletzt wird sie noch Gott danken, daß sie an einen ehrlichen Mann gekommen ist. Nicht zu vergessen, die alte Hübnern wird mir behülflich sein. Entweder — oder! Nämlich entweder Annemarie, oder das Kapital zurück. Versteht ihr mich? Und dann noch, wie ich die Annemarie kenne, — ein stilles gutherziges Mädchen, läßt sie es dahin nicht kommen. Trotz aller schlechten Behandlung, die sie im Allgemeinen von Hübners genossen, hängt sie doch an der alten Hexe mit einer gewissen Dankbarkeit. Die Pflicht gilt ihr höher als die Liebe und, paßt mal auf, zuletzt beißt sie doch an! Und Philipp? — Anfangs liebeskrank und siech, — kurirt ihn die Zeit wieder aus, und das lustige Ende vom Liede ist eine Hochzeit zwischen eurem Philipp und Michel Langens Lene in Griesingen drüben." —

Der alte Grabenmüller strahlte vor Freude, die nur bei der Frage: „Und was verlangt ihr von mir zur Mitgift?" etwas gedämpft wurde. „Vierhundert Species, Herr Brosemann, nicht mehr und nicht minder!" antwortete Schreiberdietrich kurz und bündig. „Viel Geld das, viel Geld!" entgegnete der Alte, „doch wie ich euch kenne, wird's die Hälfte auch thun, denn die Zeiten sind schlecht und Unsereiner steht auch nicht mehr so wie früher." —

Schreiberdietrich, der da sah und hörte, der Alte mache Winkelzüge, versetzte ruhig und seiner Sache gewiß: „Nun, vielleicht findet sich für den Preis ein Narr, ich aber nicht," und dabei war er schon bis an die Stubenthür gekommen.

„Nu, nu!" brummte der Grabenmüller, „Fordern und Bieten macht den Kauf, und wegen Vierhundert Species wird mir's doch vergönnt sein, das Maul aufzuthun?"

Kurz und gut, die Beiden wurden handeleins. Dreihundertsechzig Stück war der Schandpreis. Die übrigen Vierzig hatte ihm der Grabenmüller doch noch abgezwackt.

Wegen „Lebens und Sterbens" brachte der Schreiberdietrich gleich den Vertrag zu Papier, den der Alte unterschreiben und petschiren mußte.

So wurde auch noch festgestellt, daß Schreiberdietrich erst gegen den Herbst hin mit seinem Heirathsantrag herausrücken sollte. Alles der Leute und des guten Scheins wegen. Dagegen forderte ihn der Grabenmüller auf, auf jede Weise dafür zu sorgen, daß Philipp und Annemarie keine Gelegenheit fänden, wieder zusammenzutreffen. Von einer längeren Trennung Beider erwartete der Alte noch das Meiste und er hielt hier das Sprüchwort fest: „Aus den Augen, aus dem Sinn!" —

Als er den Schreiberdietrich über den Hof führte, um ihn durch den Garten wieder hinauszulassen, fuhren die Hunde wie besessen auf den Elenden los, daß Brosemann, um sie abzuhalten, nach einer dastehenden Pflugreute greifen mußte.

Gradeso, als ob das unvernünftige Vieh gewußt hätte, welch' neues Schandstück er wieder hier angezettelt und daß er zwei Herzen auseinanderreißen wollte, die nach dem Rathschluß Gottes für alle und ewige Zeiten zusammengehörten. —

V.

Bei den weltgeschichtlichen Ereignissen des Sommers 1812 und bei dem allgemeinen Jammer und Elend der deutschen Völkerschaften traten die traurigen Familienverhältnisse auf der Grabenmühle etwas in den Hintergrund. Denn man hatte ganz Anderes zu denken und zu thun, da Frankreich, im Bunde mit einer halben Welt, zum Kampfe gegen Rußland marschirte. Drückende Einquartirungen, Kontributionen und ähnliche Kriegsdrangsale waren in Städten und Dörfern an der Tagesordnung.

Insbesondere aber litt unser Wiederode darunter, das unmittelbar an der großen Heerstraße lag, und es war schon vorgekommen, daß in einer Nacht nahe an hundert Mann auf der Grabenmühle gelegen hatten.

Und noch immer wollte es kein Ende nehmen. Die Quartiermacher jagten sich förmlich; bald Kavallerie, bald Infanterie und Artillerie, und so fort Woche auf Woche, — eine gewaltige Völkerwanderung von Westen gen Osten; und alle die Tausende und wieder Tausende nur Werkzeuge eines Einzelnen und in seiner Art Einzigen, um seinem blinden Ehrgeiz und seinen schnöden Rachegelüsten zu fröhnen.

Natürlich, daß sich der Grabenmüller über das Alles kreuzunglücklich fühlte. Denn Erstens durch und durch Franzosenfeind, kostete ihm zweitens die sogenannte „große Armee" tagtäglich Geld, viel Geld! und wie wir wissen, war das seine schwache Seite.

In Folge dieser fortwährenden Geldopfer hatte er — etwas Unerhörtes in der Geschichte der Grabenmüller — ein Kapital kündigen müssen; hatte ferner noch einen dritten Knecht in Brod und Lohn genommen, mit dem er das Unglück hatte, daß der eine für drei essen konnte, ohne sich den Magen zu überladen. Und drittens und letztens: von den fortwährenden Vorspannfuhren fielen seine prächtigen Apfelschimmel und Braunen zusehends zusammen und wurden knapp gehalten in Hafer und Heu, während die Kavalleristen für ihre Mähren das beste Futter im Uebermaß wegnahmen.

Und dann auch wohl noch, — obgleich er's gegen Jedermann leugnete, — der nagende Kummer um Philipp! — Aber nicht, daß er mit der Zeit endlich nachgiebiger und versöhnlicher geworden wäre, — im Gegentheil, er benahm sich störrischer und hochfahrender denn je. Und als ihm an seinem vier-

undsechzigsten Geburtstag, im Juli, Philipp durch die Mutter gratuliren ließ, hatte er sich so ein „Possenspiel" ein für alle Mal verbeten.

Ja noch mehr. Als sich der Einquartierungstrubel nur halbweg wieder verzogen hatte, paßte er mal dem Schreiberdietrich auf und drang in ihn, nun endlich die Heirathsgeschichte einzufädeln und der fatalen Sache mit Einem Schlag ein Ende zu machen.

Und so kam's denn auch. Eines Tages, so in der zweiten Hälfte des August, verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht durch's Dorf: der rothe Schreiberdietrich freie um Schulmeisters Annemarie'n! die Meisten lachten darüber und hatten ihren Spott über den feinen Freiersmann.

Die arme Annemarie! Auf dem Kirchgang am letzten Sonntag hatte ihr Schreiberdietrich in seiner unverschämten Art und Weise den ersten Antrag gemacht. Bis auf den Tod erschreckt, hatte sie ihn alles Ernstes und mit der rechten Würde und Hoheit einer ehr- und lobesamen Jungfrau zurückgewiesen. Doch der Schuft ließ nicht nach, kam immer und immer wieder und verfolgte sie auf Weg und Steg.

Und wie er sah, daß bei dem Mädchen durchaus nicht anzukommen war, steckte er sich hinter die alte Hübnerin.

Auch die machte anfänglich Einwendungen und hatte Bedenken nach allen Seiten hin, denn es kam ihr denn doch zu unpassend vor: das kräftige, frische Mädchen und der zusammengeschrumpfte, grämliche Junggesell.

Doch diese Ansicht änderte sich blitzschnell bei ihr, da ihr Schreiberdietrich eines Tages unumwunden erklärte: „Entweder du, Alte, bist mir behülflich, daß mich Annemarie je eher, je lieber heirathet, — oder: ich kündige dir das Kapital, und du kannst dann sehen, wo der Zimmermann das Loch im Hause gelassen hat.

Wie gesagt, das wirkte. Und da sie ihren augenscheinlichen Vortheil bei dem Handel gewahrte, hielt sie auf einmal das Pärchen für eines, das wie geschaffen für einander sei und bombardirte nun gemeinschaftlich mit dem spitzbübischen Schreiberdietrich auf Annemariens Herz los.

„Lieber den Tod, als ihn!" gab das arme Kind eines Abends der abscheulichen Alten zur Antwort, die noch vor dem Zubettgehen das Gespräch wieder auf die „annehmbare Partie" gelenkt hatte.

Als nun aber die Hübnerin unter Thränen sprach: „Ach, Annemarie, du weißt gar nicht, was mir für ein Unglück daraus erwächst, wenn du nein sagst. Der Schreiberdietrich, der eine Hypothek auf dem Hause stehen hat, droht in dem Fall es anschlagen zu lassen und mich an den Bettelstab zu bringen. Also nur du kannst mich vor Armuth und Elend bewahren, und wie ich dich kenne, wirst du es auch thun. Zu Neujahr sind es dreizehn Jahre, daß du in meinem Hause bist und — das weiß Gott — ich habe dich gehalten wie mein eigenes Kind und dich auf Händen getragen und gepflegt, als du vor etlichen Jahren schwerkrank am hitzigen Fieber daniederlagest. Habe deshalb Barmherzigkeit mit einer armen, alten Frau, mit mir, deiner zweiten Mutter, und stoße mich nicht erbarmungslos in die Welt hinaus. Oder meinst du wirklich, der alte, filzige Brosemann gäbe jemals zu, daß dich sein einziger, reicher Sohn freien dürfte? Eher geht die Welt unter, denk' an mich! Doch nein, nein, so thöricht bist du ja nicht! du bist ja immer mein besonnenes und gehorsames Kind gewesen. Drum mache endlich dem Immer und Elend bei Grabenmüllers ein Ende, wo jetzt nur deinetwegen Unruhe herrscht und Unfrieden und Verzweiflung. Schreiberdietrich ist lange nicht so schlimm, als man ihn hier im Dorfe ausposaunt hat und sein bischen Brod hat er auch. Drum nimm ein gewisses und bescheidenes Auskommen für ein ungewisses. Ein Mädchen, blutarm wie du, darf nicht groß mäkeln, sage Ja und ich will dir's noch auf meinem Sterbelager danken!" —

In einem ähnlichen Ton schwatzte die Alte noch eine ganze Weile fort und es war gerade kein Wunder, wenn das arme Mädchen dadurch bis in's tiefste Innere erschüttert wurde.

Schwere, heiße Schmerzensthränen rannen ihr über die glühenden Wangen und ohne ein Wort zu sagen, schlich sie in ihr Kämmerlein hinauf und in dem übervollen, schwerbelasteten Mädchenherzen begann ein Kampf zwischen Pflicht und Liebe.

Wohl hatte die alte Hübnerin insofern die Wahrheit berührt, daß Annemarie, die älternlose Waise, einst in ihrem Hause Unterkommen und Wartung gefunden und was sonst noch zur Leibes- und Lebensnothdurft gehört. Hingegen war, wie wir schon früher gehört, von einer eigentlichen Liebe und Hingebung zu dem armen Waisenkinde nie die Rede gewesen; und zwischen „geduldet werden" und „geliebt sein" ist ja ein himmelweiter Unterschied, — eine Kluft, die Hübners während der langen Zeit des Zusammenlebens mit der Armen nicht auszufüllen und zu überschreiten im Stande gewesen waren.

Aber ein gutherziges und frommes Mädchen, wie unsere Annemarie, hatte sie jetzt kein Gedächtniß für jahrelange Unbill und schnöde Zurücksetzung, sondern nur eines für genossene Gutthaten, und den Undank hatte sie von jeher für ein rabenschwarzes Verbrechen gehalten.

Kein Wunder also, wenn das Bitten und Flehen der Hübnerin in Annemariens Herzen ein vielfaches Echo gefunden hatte und daß der Gedanke, die alte Frau durch eine Ablehnung des gemachten Heirathsantrages in Armuth und Elend zu bringen, sie mit einer Schwere belastete, die sie nicht ertragen zu können wähnte.

Und nirgends ein Ausgang zum Guten! Denn auf der andern Seite wieder nahete sich ihr gespenstisch, riesengroß, erdrückend — das Verbrechen der Untreue an Philipp, — an ihrem Philipp, der ihr zueigen gehörte von den ersten Tagen ihres mädchenhaften Fühlens und Denkens an, der die Sonne ihres Lebens war und dem sie oft vor dem Auge und Ohr des Höchsten Liebe und Treue geschworen für Hier und Dort.

Und dann erst seine Mutter, die gute und liebevolle Grabenmüllerin! die das arme, verlassene Waisenkind an jenem verhängnißvollen Osterabend mit ächt christlicher Nächstenliebe empfangen und gepflegt und aufgefordert hatte, standhaft und getreu zu bleiben, und dann — ein Opfer der Barmherzigkeit — hinausgewandert war in die Nacht der Angst und des Entsetzens, beharrlich und getreu bis an's Ende, — die sollte sie jetzt aufgeben und jene seltene Treue und Opferfreudigkeit mit Verrath belohnen? — „Zu viel, zu viel für mich!" wimmerte sie aus schmerzzerrissener Seele heraus und wühlte den glühheißen Kopf in die Kissen ihres Lagers, und ihre Thränen flossen unaufhaltsam dahin. — Ach und wie gern hätte sie auch ihr tiefinnerstes Leben mit dahin strömen lassen mögen und den Tod begrüßt als den Boten der Ruhe und des Friedens.

Doch aus dem namenlosen Herzeleid und aus all' den schwarzen Bildern und Gedanken, die sie erfüllten, rang sich nach und nach, wie das siegende Morgenroth nach einer stürmischen Nacht, der belebende und beseligende Gedanke an Gott und seine unaussprechliche Vaterhuld hervor, ohne dessen Wissen und Willen kein Sperling vom Dache und kein Haar von unserem Haupte fällt.

Und die hochgehenden Wogen ihres Schmerzes legten und ebneten sich, und stiller und sanfter wurde es in ihr und um sie her und ihre Kniee beugten sich, ihre Hände falteten sich, fest und innig, im heißen, ringenden Gebete zu Gott; — ein frommes, unschuldsvolles Kindesherz, vertrauensvoll gelehnt an die Brust des Allvaters.

Und wie denn so ein inbrünstiges Anrufen nie ohne beruhigende Antwort und gnadenvolle Erhörung bleibt, so auch hier. Wunderbar getröstet und gestärkt richtete sie sich wieder auf, schritt zum Fenster, von wo aus man die Kirche und den sie umgebenden Friedhof überschauen konnte, öffnete es und

sagte leise den ersten Vers aus dem kostbaren Paul Gerhardt'schen Kirchenliede vor sich hin, allda es heißt:

„Auf, auf, gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl!

Es war eine stille, freundliche Septembernacht, die sie draußen umfing, so recht geschaffen, Ruhe, Frieden und Vertrauen zu dem unsichtbaren Lenker unserer Geschicke in die Seele zu senken.

Die untergehende Mondsichel beschien noch die Giebel und Dächer der Häuser, während die Fluren und Felder schon im tiefen Schatten der Nacht lagen. Aber droben glänzte azurblau das unendliche Gewölbe des Himmels mit seinen Myriaden blitzender Sterne und Welten, die ewig wachen Augen Gottes über den Kindern der Erde und des Staubes; und es heimelte sie an wie in den goldenen Tagen der Kindheit, eingesungen von dem Wiegenlied einer liebenden Mutter.

Ach, die lieben, lieben Ältern! Wie anders doch wäre es, wenn sie noch lebten und ihre Augen sie schützen, ihre Hände sie leiten könnten! Doch sie ruheten drüben unter dem Fliederbaum, — vereint im Leben und im Tod, — und über ihren eingesunkenen Gräbern hing wie ein weißer, duftiger Schleier der feuchte Nachtthau, — öde, kalt, gespenstisch.

Wie anders aber, — ermuthigender und lebensvoller glänzte der Morgenstern am Himmel, der nach ihrem Dünken und Meinen gerade über Siegewitz stehen mußte. Und es war ihr, als brächte er Grüße von dort herüber, — von ihm, von Philipp; und sie sandte tausend Grüße und Blicke wieder zu ihm hinauf, zu dem getreuen und zuverlässigen Boten der Liebe, dem schweigsamen Vermittler zwischen hüben und drüben; und immer klarer und fester rang sich der Entschluß aus ihrer Seele, Philipp anzugehören für Leben und Sterben, für Zeit und Ewigkeit.

Und noch lange, lange währte dies Sinnen, Träumen und Geloben, bis endlich der junge Tag sein erstes, mattes Grau um die fernen Bergspitzen legte und sich hier und da im Ort schon eine Stimme des Lebens vernehmen ließ.

Todtmüde schloß Annemarie das Fensterchen und suchte dann auf ihrem Lager Ruhe und Erquickung, die sie auch bald fand.

Wider alles Erwarten erwähnte die alte Hübnerin den Tag darauf die Heirathsgeschichte Schreiberdietrichs mit keinem Worte. Selbst der auserwählte Bräutigam, der rothhaarige Schuft, ließ sich eine ganze Woche lang nicht bei Hübners sehen, lief aber desto mehr nach der Stadt, da sich die verschiedenartigsten Gerüchte über Napoleons Feldzug gegen den russischen Koloß kreuzten.

Ein anderes Mädchen hätte sich über diese anscheinende Ruhe in Betreff ihrer Lebensfrage in Sicherheit wiegen lassen, — unsere Annemarie aber wußte nur zu gut, daß diese scheinbare Ruhe nur einem um so heftigeren Sturme vorausging, der denn auch nicht lange mehr auf sich warten ließ.

Eines Abends, als Annemarie ganz allein zu Hause war und so manchen Seufzer über ihre Zukunft mit in den feinen Faden auf dem Spinnrädchen laufen ließ, öffnete sich leise, ganz leise die Hausthür, und behutsam und scheu, wie Einer, der kein gutes Gewissen hat, trat Schreiberdietrich in's Stübchen.

Seine erste Frage war nach der Hübnerin, und er stellte sich ganz verwundert über deren Abwesenheit, obgleich er erst das Ding mit ihr abgekartet hatte, mal ein Stündchen mit dem armen Waisenkinde ungestört sein zu können, denn

die versprochenen Spezies kamen ihm Tag und Nacht nicht mehr aus dem Sinn.

Dummdreist bis zur Ungebühr, langte er gleich nach einem Holzschemel und nahm damit dicht neben der fleißigen Spinnerin Platz.

„Na, was soll's denn damit?" fragte Annemarie, über das zudringliche Wesen des Verhaßten tief verletzt. „Kommt mir um's Himmelswillen nicht in mein Gehege, ich mag so Einen, wie ihr seid, nicht zur Nachbarschaft." Um ihren Worten gehörigen Nachdruck zu geben, stand sie schnell auf und setzte sich mit ihrem Spinnrädchen auf die Ofenbank. „Wenn's weiter nichts ist", sprach Schreiberdietrich, „das kann ich auch"; — sprang auf, und im Handumdrehen saß er schon wieder neben ihr.

Jetzt galt's, der Spröden schön zu thun, was auch der Nichtsnutz zu verstehen schien, denn Schmeichelnamen, wie „Püppchen", „Herzchen", „Engelchen" und „Tausendschöne" flossen nur so von seinen heuchlerischen Lippen hin. „Wenn's euch sonst Spaß macht", rief Annemarie dazwischen, „immer zu, mich aber trifft's nicht."

Eine drückende Pause entstand hierauf, die aber plötzlich dadurch unterbrochen wurde, daß Annemariens Spinnfaden riß. Im Nu hatte Schreiberdietrich den Rocken gefaßt, den er nicht eher wieder lassen wollte, is ihn die Eigenthümerin, nach einem alten Spinnstubengebrauch, mit einem herzhaften Kuß eingelöst hätte.

Doch da kam er gut an! Mit einem kräftigen Ruck setzte sich das Mädchen wieder in Besitz desselben; und als nun der so überraschte Schreiberdietrich alles Ernstes auf sie eindrang, um sich gewaltsam zu nehmen, was ihm das sittsame Mädchen verweigert hatte, erhielt er nach längerm Ringen einen solchen Stoß von ihr, daß er rücklings gegen die Stubenthür flog. — In diesem Augenblick trat die Hübnerin ein.

Aber nun ging's los, denn daß Schreiberdietrich in seiner Werberei nicht glücklich gewesen war, dafür hatte die Alte augenscheinliche Beweise. Zwischen zwei Feuern stehend, wurden dem armen Mädchen von den beiden Verbündeten alle nur erdenklichen Schimpf- und Spottnamen zu Theil, und es hätte nicht Viel gefehlt, die arme Annemarie wäre von der abscheulichen Hübnerin mit Händen und Füßen malträtirt worden.

Doch die hatte fest und sicher Posto gefaßt zwischen Kammerthür und Kleiderspinde und in ihrer großen Herzensangst drohete sie „Feuer und Mordio" zu rufen, wenn man sie nicht augenblicklich in Ruhe lassen würde.

Bei einer Frau, wie die Hübnerin, wirkte solche Drohung nicht; konträr — sie reizte sie nur umsomehr auf. Der schlaue Schreiberdietrich aber schlug plötzlich einen ganz andern Ton an. Denn in seiner Heirathsgeschichte wollte er kein Aufsehen machen, zumal er nur zu gut wußte, daß hierbei das ganze Dorf auf Annemariens Seite stand.

„Ruhig, Frau Gevatterin, ganz ruhig," beschwichtigte er deshalb die zornige Hübnerin, „denn Einer will so, der Andere wieder so genommen sein. Wenn Einer die Welt und die Menschen kennt, bin ich's. Mit dem Trotzköpfchen da heißt's behutsam umgehen. Und übrigens — es eilt ja nicht; morgen ist auch noch ein Tag und vielleicht, daß das Jüngferchen da nicht so heißblütig ist. Freilich mag ihr die Affenliebe zu dem Bauerntölpel noch zu tief im Fleisch sitzen, und noch ist ihre Eitelkeit zu rege, sich mal als die zukünftige Grabenmüllerin zu sehen." Und sich zu Annemarien wendend, die noch immer nicht gewagt hatte, ihre sichere Stellung zu verlassen, fuhr er fort: „Ja, ja, ich meine dich, du aufgeblasen Ding. Doch ich weiß, wo die Zäume hängen, und deinen vermeintlichen Schwiegerpapa kenne ich inwendig und auswendig, und noch heute thut's ihm leid, daß er dich dazumals nicht mit Peitschenhieben aus dem Hause gehetzt hat. Drum sei gescheidt, mein Würmchen, und überlege dir die Sache genau. Wie schon gesagt, pressiren thut's eben nicht und bis Martini allenfalls kann ich mich

schon gedulden. Aber von da ab auch nicht einen Augenblick länger; entweder — oder! Entweder du sagst ja und nimmst mich, oder du beharrest in deinem kindischen Trotz und bringst dadurch Grabenmüllers, deinen Philipp, dich selber und die alte Hübnerin in Kummer, Armuth und Verzweiflung; und ich will dann schon dafür sorgen, daß dir ein ehrlicher Mann seine Hand nicht zum zweiten Male anbieten soll. Verstanden?" —

„Recht so, Schreiberdietrich, recht so," hetzte die Hübnerin, „wie gesagt, bis zu Martini, aber dann darf mir die Bettelmamsell auch nicht einen einzigen Augenblick länger vor Augen bleiben!" —

Annemarie glaubte vor Schimpf und Schande in's Knie brechen zu müssen. Anderseits richtete sie aber auch wieder die fröhliche Hoffnung in Gott auf, denn: Zeit gewonnen — Viel gewonnen; zwischen heute und Martini lag noch mancher Tag, und aus dem Worte Gottes wußte sie, daß geschrieben steht: „Es kann vor Abend noch anders werden!" —

Mittlerweile kamen die verschiedensten Gerüchte über Napoleons Kampf gegen Rußland nach Deutschland. Eine Zeit voll banger Erwartungen und Befürchtungen lagerte auf den Herzen der deutschen Patrioten und Niemand konnte es sich länger verläugnen, daß nun bald der Augenblick kommen würde — Alles zu gewinnen, oder Alles zu verlieren! —

Doch der Herr der Heerschaaren und Schlachten hatte das Geschick der harrenden Völker zum Guten hingewendet, und die Nachricht: „Moskau brennt!" übte einen Zauber in Pallast und Hütte aus, dessen Allgewalt noch heute in den Herzen der Zeitgenossen nachbebt.

Und dabei blieb's nicht. Von Woche zu Woche flogen neue Freuden- und Siegesbotschaften auf Adlersflügeln durch Stadt und Land, die zwar bei dem Spionirsystem des französischen Machthabers anfangs nur behutsam aufgenommen werden mußten, bald aber nicht mehr zu verleugnen und zu widerlegen waren. So die Nachricht von dem Rückzug der Franzosen, von der Schlacht bei Smolensk, von der grimmigen Kälte, dem Uebergang über die Beresina, von Napoleons Abreise vom Heer, — item Auflösung und Untergang desselben. Doch es ist hier nicht der Ort und die Zeit, auf diese weltgeschichtlichen Ereignisse näher einzugehen, sondern solche nur insoweit anzudeuten, als sie mit den in unserer Geschichte handelnden Personen zusammengehören. —

Natürlich also, daß es dem Grabenmüller bei der großen Sorge für die nächste Zukunft seines Hauses und Vermögens vor der Hand nicht in den Sinn kam, sich den Kopf auch noch mit den unseligen Familienverhältnissen vollzustopfen; und selber Schreiberdietrich ließ den Martinitermin ruhig vorübergehen, da er wohl allen Respekt haben mochte, sich in einer so bewegten Zeit einen eignen Hausstand zu gründen.

Als die Hübnerin mal über dies Kapitel mit ihm sprach, entgegnete er ihr voller Sicherheit: „Annemarie läuft uns nicht davon; und kommt Zeit, kommt Rath." —

Mithin war das arme Waisenkind vor der Hand den drängenden Freier los und legte um so vertrauensvoller ihr Schicksal in die Hand des himmlischen Vaters, der bis hierher geholfen hatte und gewiß auch weiter helfen würde. —

Eine große und herrliche Zeit brach über das deutsche Vaterland herein. Der Völkerfrühling des glorreichen Jahres 1813, wo es galt einzustehen für die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit.

Nachdem die Ueberbleibsel des französischen Heeres im elendesten Zustande die deutsche Grenze wieder überschritten hatten und ihr Kaiser in Paris schleunigst eine neue Kriegsmacht schuf, waren auch die Feinde des ehrgeizigen Corsen nicht unthätig und sammelten alle ihre Kräfte, um endlich das verhaßte Joch abzuschütteln.

Am 3. Februar erließ der hochherzige Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. den ewig denkwürdigen Aufruf: „An mein Volk", und von allen Seiten und

aus allen Ständen strömten Freiwillige zu den neuentfalteten Fahnen des Vaterlandes, die sie zu Siegen und Ehren führen sollten.

Auch unser Philipp konnte und wollte nicht zurückbleiben. „Für so ein freuden- und ehrloses Leben lieber einen schnellen und ehrlichen Soldatentod," schrieb er von Siegewitz aus an die Mutter. Und obgleich sie anfänglich über diesen Entschluß des einzigen, geliebten Sohnes vom tiefsten Schmerz ergriffen wurde, schrieb sie ihm kurz darauf doch: „Ist es dein fester Wille, dann ziehe hin mit Gott! und was er in seiner Weisheit noch über uns kommen läßt, will ich in Demuth hinnehmen." — —

So überschickte sie ihm auch ihre jahrelangen kleinen wirthschaftlichen Ersparnisse, um sich dafür ebenbürtig und gut ausgerüstet den kühnen Vaterlandsstreitern anzuschließen. —

Als sie ihrem Manne, dem Grabenmüller, Philipps Entschluß mittheilte, überraschte ihn der zwar ersichtlich, aber er konnte doch nicht umhin, halblaut vor sich hinzumurmeln: „Das ist der erste vernünftige Streich des Burschen, — das Andere mag Gott lenken!" —

Am Abend vor dem Abmarsch nach der Kreisstadt war Philipp, unbemerkt vom Vater, noch einmal auf der Grabenmühle und dann bei Hübners, im Garten neben dem Ziehbrunnen, und drauf schied er, begleitet von den heißesten Segenswünschen einer treuliebenden Mutter und Braut. —

VI.

Wiederum waren Tage und Wochen vergangen und immer näher und näher rückte der Zeitpunkt, wo sich die verbündeten Preußen und Russen mit dem fränkischen Eroberer in offener Feldschlacht mitten in Deutschland messen sollten.

Und die heiße, ungestüme Sehnsucht nach endlicher Befreiung von dem schmählichen Fremdenjoch und der freudige Hinblick auf eine sieggekrönte, freie und herrliche Zukunft des Vaterlandes, erfüllte das deutsche Volk mit einer wunderbaren Thatkraft und Weihe, und es war ein Streben, Schaffen, Erheben, Opferbringen und Ausharren, das auf den Blättern der Weltgeschichte für alle und ewige Zeiten einen höchst ehrenvollen Platz einnehmen wird. —

Aber mitten unter all' diesen erfreulichen Anzeichen eines neuerwachten deutschen Volksbewußtseins, nahete sich ein neuer Feind den Häusern und Hütten, — todtenfahl, gespenstisch, — gegen den nicht Schloß und Riegel, nicht Waffe und Wehr schützte.

Seine Heimath Schlachtfelder, Spitäler und aufgewühlte Leichenäcker, — war sein Nahen Furcht, Schrecken und Entsetzen, sein Athem Siechthum und Tod, und sein schwarzes, grauenhaftes Panier rauschte immer unheimlicher über Städte und Dörfer, Flecken und Weiler, — eine neue Zuchtruthe des Herrn, — unter der nach seiner unerforschlichen und weisen Weltführung nun Gerechte und Ungerechte seufzten.

Ein bösartiges, ansteckendes Nervenfieber, auch Lazarethfieber und Kriegspest genannt, brach aus und forderte viele Opfer. Ende März 1813 kehrte der gefürchtete Gast auch in Wiederode ein und wählte zu seinem ersten Absteigequartier — die Grabenmühle.

Der alte Mahlbursche Klaus fing an über Kopfweh und Schwere in den Gliedern zu klagen. Obgleich die wackere Grabenmüllerin schnell mit einem Schälchen heißen Fliederthees bei der Hand war und nicht duldete, daß er noch länger außer dem Bett blieb, vermochte ihre freundliche Sorgfalt das Uebel doch nicht zu beseitigen. Von Stunde zu Stunde wurde der alte Klaus matter und kränker, und als andern Tages der Arzt aus der Stadt erschien, erklärte der rundweg, das Nervenfieber sei im Anzug.

Brosemann wollte darüber schier aus der Haut fahren. Dies Unglück fehlte ihm grade noch. Denn war in der letzten Zeit schon die Ackerwirthschaft in's Stocken gerathen, sollte es ihm nun auch mit der Müllerei so ergehen, besonders

da Klaus schon seit Jahren dies Geschäft fast allein besorgt hatte. Und dann noch, — das Aergste für ihn: die Furcht vor der Ansteckung! Bei seinem Vetter, dem Schulzen drüben in Lübsfelde, war, durch Ansteckung übertragen, fast das ganze Haus ausgestorben. Kein Wunder also, wenn er jetzt an ein ähnliches Schicksal dachte und kaum daß der Doktor die Mühle wieder verlassen hatte, sagte er zu seiner Ehefrau: „Mutter, es ist ein großes Unglück, das uns da betroffen hat! Aber ich bitte dich um's Himmels Willen, mach's nur etwa nicht noch größer durch deine Mitleidigkeit. Klaus muß aus dem Hause — und das auf der Stelle. Da ist die alte Hirtenliese unten, denn ein öffentliches Lazareth haben wir leider Gottes noch nicht, die ihn gewiß für Geld und gute Worte aufnimmt, und so weit ich sie kenne, ist sie brav und menschlich." — „Wenigstens menschlicher als du!" fiel ihm die Hausfrau in's Wort, „der du durch das Fortschaffen des Unglücklichen wieder eine neue Sündenlast auf dich und unser Haus wälzen willst. Pfui, Andres, in die Seele solltest du dich schämen, daß du dem armen, kranken Klaus, der sich in deinem Dienst stumpf und steif gearbeitet hat, nun in seiner unverschuldeten Krankheitsnoth das Haus verweigern und — ist's Gottes Wille — kein ruhiges Sterbeplätzchen vergönnen willst. Aber was schwatze ich denn da noch viel drüber! Das ist ja gar nicht deine, sondern nur meine Sache, und ich sage dir, Klaus bleibt jedenfalls bei uns im Hause. Und was deine leidige Furcht vor der Ansteckung betrifft, da lasse ich den lieben Gott walten, in dessen Vaterhand unser Leben steht und der unsere Tage gezählt hat vom Anbeginn. — „Grethe, Grethe!" rief sie drauf in die Küche hinaus, „lauf doch mal schnell hinüber zur Kräuterlore und sage ihr, ich ließe sie dringend bitten, herüber zu kommen und den alten Klaus in seiner Krankheit zu pflegen." Und sich zu ihrem Mann wendend, fuhr sie fort: „Das alte Weibchen versteht's und hat schon manchen Schwerkranken gepflegt, oder zur ewigen Ruhe gebettet, und ist voller Rath und Trost, der in solchen Lagen oft mehr wirkt, als des Doktors gallebittere Mixtur!" —

„Grillen, nichts als solche infame Weibergrillen," warf der Alte ärgerlich hin, „und ich weiß schon, wie's hier zugeht, der Eine will nach rechts und der Andere nach links." —

Das Beste war, daß sich diesmal die Grabenmüllerin um die Widerrede gar nicht kümmerte, denn sie hatte noch vollauf in der Wirthschaft zu thun.

Erst nach einer ganzen Weile kehrte die ausgesandte Grethe wieder zurück, brachte aber keine gute Nachrichten, da die alte Frau selber todtkrank an einem plötzlichen Schlaganfall darniederlag.

Die Grabenmüllerin überflog bei dieser Botschaft ein leichter Schrecken und einen Augenblick schien sie unschlüssig zu sein. „Na, wenn du es denn einmal nicht anders willst, dann schicke zur Hirtenliese," nahm Brosemann das Wort wieder, „die wird das Kunststück so gut wie die Kräuterlore verstehen. Nicht wahr, Mutter?" „Nein," entgegnete die Angeredete fix, „die Hirtenliese mag ich nicht, denn erstens ist sie unzuverlässig und stocktaub und zweitens macht sie zu viel Geträtsch von jeder Sache, und das habe ich nun einmal nicht gern. Aber nun noch Eins, Andres, was nur dich angeht, nämlich: laß mich in Ruhe, dein ängstliches Gefrage und unstetes Herumtrippeln macht mich unruhig. Kommt Zeit, kommt Rath; wenn alle Stränge reißen, ist Winkelmanns Justine auch noch da; für Geld und gute Worte ist Zuckerbrod zu kriegen, und das steht nun schon fest bei mir: vor der Hand pflege ich den Kranken!"

Der alte Grabenmüller sah sie vor jähem Schrecken und Entsetzen sprachlos an, und während er noch das rechte Wort zur Entgegnung suchte, war seine Frau schon über den Hof weg und die Hintertreppe hinauf, wo der Kranke in einem heizbaren Stübchen lag.

Neun volle Tage pflegte die Grabenmüllerin mit ächter Samariterbarmherzigkeit sonder Furcht und Scheu den alten treuen Diener des Hauses; und es war

wohl keine Stunde der Nacht da, daß sie nicht um ihn war und sich bemühte, recht pünktlich und gewissenhaft den Anordnungen des Arztes nachzukommen.

Doch Alles umsonst. In Gottes Rathschluß war es anders beschlossen, die Krankheit stieg zusehends und als der zehnte Tag kam — war der alte Mann eine Leiche. —

Als der Todte in stiller Morgenfrühe zur ewigen Ruhe gebracht worden war, bat die Grabenmüllerin ihren Ehemann, sie doch heute mit dem Einspänner nach der Stadt fahren zu lassen, um Dies und Jenes drinnen in Ordnung zu bringen und dann auch bei dem Steinmetzmeister ein Grabkreuz für Klaus zu bestellen.

Zu jeder andern Zeit hätte der Grabenmüller dagegen Einwendungen gemacht, wie er denn überhaupt nicht viel von solchen Extrafuhren hielt, weil in der Regel dabei nur Zeit und Geld verausgabt wurde; heute aber war er ganz einverstanden damit. Das machte die eigenthümliche, weiche Stimmung, die so an Begräbnißtagen in Sterbehäusern herrscht, und der sich selbst der Grabenmüller heute nicht hatte entziehen können.

Mit einer eigenthümlichen Hast ordnete die Müllerin ihren Anzug und stand schon lange reisefertig da, unterdessen Christlieb, der Großknecht, immer noch mit dem Aufzäumen und Anschirren des Braunen zu thun hatte.

Es war ihr ganz apart zu Muthe, so war ihr fast noch nie gewesen. Unruhig ging sie hin und her, als stände sie auf Kohlen, und es fehlte eben nicht viel, da hätte sie selber mit Hand an das Geschirr gelegt. Der Grabenmüller, der dies Hasten und Drängen merkte, fragte erstaunt: „Was hast du denn in aller Welt heute? Und pressirt's denn so? Eben ist's Schlag Acht, und wenn du dich sonst drinnen ein bischen eilest, könnt ihr leicht bis Mittag wieder heim sein". —

„I freilich, 's ist kindisch von mir," sprach die Müllerin, „aber du glaubst gar nicht, was mir das Blut wieder zu schaffen macht, und es wäre doch wohl besser gewesen, wenn ich heuer den Aderlaß nicht übergangen hätte. Von der frischen Morgenluft hoffe ich noch das Beste." —

„Na nu!" meinte Christlieb, nahm das Leitseil in die Hand und schwang sich dann behende auf den Vordersitz des Wägelchens, auf dem er sich gar stattlich ausnahm, denn er hatte den Sonntagsrock angelegt, wie denn überhaupt so eine separate Fahrt mit der Müllerin eine Ehrensache für die Knechte war.

Im Nu saß auch die Hausfrau oben und ihr wiederholtes: „Adjes Brosemann!" und dessen Wunsch: „Glückliche Fahrt!" mischte sich mit Christliebs schallenden Peitschenschlägen.

Es war ein wunderbarer Frühlingsmorgen, in den sie hineinfuhren. Ihr Weg führte abwechselnd durch aufschießende Weizen- und Roggenfelder und knospende Obstbaumalleen, und dazu tirilirte hoch oben die Lerche und in den Hecken und Sträuchen zu links und rechts zwitscherten und sangen Meise, Finke, Amsel und Weißkehlchen, daß es eine Art hatte.

Die Grabenmüllerin, die sonst ein offenes Auge und Ohr für die Allmachtswunder des lieben Herrgotts besaß und bei ähnlichen Gelegenheiten immer mit einer sinnigen Bemerkung und freundlicher Rede und Gegenrede bei der Hand gewesen war, — war heute „maulfaul" wie Christlieb, verstimmt darüber, in sich hinein murmelnd meinte, und nur einige Mal gelang es ihm, das Gespräch auf ein Weilchen in Gang zu bringen. —

Kaum in der Stadt angelangt, ging sie zuerst in die Rathsapotheke, um die für Klaus gelieferte Medizin zu bezahlen und war herzlich froh, als sie die Quittung darüber in der Hand hielt. „S'ist besser so!" dachte sie, besonders da sich die Rechnung höher stellte, als sie gemeint, „er ist nun einmal so in Geldsachen, und um den Hausfrieden zu erhalten, will ich lieber einige Thaler aus meinem Beutel bezahlen."

Auch mit dem Doktor hätte sie gar zu gern Abrechnung gehalten, leider aber war der nicht zu Hause, und deshalb stundenlang warten, ging auch nicht gut.

Beim Steinmetzmeister angekommen, legte ihr der die mannigfachsten Zeichnungen vor. Ein einfaches Kreuz mit dem Stundenglas und einem lächelnden Engelskopf drauf — das Bild des Vergänglichen und Unvergänglichen, — war bald herausgefunden und zur Inschrift wählte sie die Worte: Matth. 25, 21. —

Als sie dem Meister die Arbeit gleich im Voraus bezahlen wollte, weigerte sich der, das Geld anzunehmen. Doch die Grabenmüllerin bat inständigst darum und versuchte dann sogar einen scherzhaften Ton anzuschlagen: wie man in dieser bösen Zeit nicht mal mehr im eigenen Hause seines Lebens sicher sei, heute roth und morgen todt; und es sterbe sich leichter, wenn keine Läpperschulden und keine kleinen Kinder hinter einem herschrien. —

Erst als sie wieder auf dem Wagen saß und dann bald die Stadt mit ihren hohen Häusern und engen, dumpfen Gassen hinter ihr lag, athmete sie unwillkürlich aus tiefster Brust auf, wie Einer, auf dem zur Nachtzeit der Alp gelastet hat und der dann plötzlich erwacht und zu seiner Freude den dämmernden Morgen in's Stübchen brechen sieht. Auch war sie auf der Heimfahrt aufgeweckter als vorher und machte den Christlieb auf mancherlei aufmerksam. Und als sich der ein Herz faßte und sie fragte, ob ihr denn heute früh nicht recht wohl gewesen? antwortete sie ihm: „Kannst schon recht haben, Christlieb, denn mir war's, als stände in einem weg Jemand hinter mir, der mich zur Eile triebe und wieder deuchte es mir, als sei ich ein Schwerkranker, der sein Haus bestellen müsse, um dann erst in dem rechten Sterbefrieden dahin zu fahren. Doch Gott sei Lob und Dank, jetzt ist mir's wieder besser." —

So waren sie wieder in die Nähe des Dorfes gekommen. Die Sonne, die noch kurz vorher brennend heiße Strahlen hernieder gesandt hatte, war auf einmal von schweren, schwarzen Wolken verhüllt, wie das Wetter im Aprilmonat veränderlich ist. Und dazu machte sich ein schaler Wind auf, der gerade aus dem rechten Regenwinkel blies und wohl die Ursache sein mochte, daß die Grabenmüllerin plötzlich über Frost zu klagen anfing, zu dem sich ebenso plötzlich ein stechender Kopfschmerz gesellte.

„Fahr zu, Christlieb", sprach sie, „sonst faßt uns der Regen noch!" Der aber ließ sich so etwas nicht zweimal sagen und in wenigen Minuten hielten sie wieder im Hof der Grabenmühle.

Brosemann empfing die heimkehrende Hausfrau freundlicher, als seit vielen Jahren geschehen, und man merkte es ihr an, wie wohl sie sich darüber fühlte. Und dies Wohlgefühl der Seele schien sich auch dem Körper mitzutheilen, denn der Frost und der stechende Kopfschmerz verließen sie in den Nachmittagsstunden etwas, und wie immer arbeitete sie unermüdlich in Haus und Wirthschaft.

Ja, Abends aß sie sogar noch mit ihrem Mann und dem Gesinde ein paar Löffel Suppe und hatte noch für Jeden am Tisch ein freundliches Wort bereit, das den Leuten so oft das einfachste Gericht zu einem Festessen gemacht hatte.

Nur das übliche Schälchen Kaffee zum Nachttrunk wollte ihr heute nicht schmecken, und unbemerkt von ihrem Mann suchte sie das Geschirr wieder bei Seite zu bringen.

Aber nicht lange mehr konnte sie ihr Unwohlsein verheimlichen. Brosemann bemerkte ihr glühendes Angesicht und da er nach dem Grund desselben fragte, meinte sie anscheinend sorglos: „Das macht wohl, weil ich mich den ganzen Tag in der Luft herumgetummelt habe." Innerlich aber gestand sie sich's unumwunden, daß eine schwere Krankheit im Anzug sei.

„Du bist unwohl, Mutter, verhehle es mir nicht länger", sagte voller Sorge der Grabenmüller beim Niederlegen, und kaum im Bett angelangt, kam ein furchtbarer Fieberfrost über sie, daß ihr die Zähne im Munde klapperten.

„Da haben wir's, ach du mein Gott und Herr!" schrie der Grabenmüller in höchster Angst auf und suchte dann schnell wieder in die Kleider zu kommen. Doch wie es nun einmal in seinem Wesen lag, daß er selbst da noch bitter und

hart wurde, wo er so gern liebevoll und zärtlich gewesen wäre, setzte er noch vorwurfsvoll hinzu: „Der alte Klaus wäre bei der Hirtenliese eben so sanft gestorben wie bei uns, und Du hättest dann das entsetzliche Uebel nicht!—

„Was mein Gott will, gescheh' all' Zeit, sein Will' ist doch der beste!" murmelte die Grabenmüllerin mit krampfhaft gefalteten Händen zwischen den todtbleichen, frostzitternden Lippen hin, um gleich darauf besinnungslos in die Kissen zu sinken. —

Ein furchtbares Nervenfieber brach aus, das in dem jahrelang geplagten und von den letzten bösen Nachtwachen aufgeriebenen Körper volle Nahrung fand; und oft gehörten mehrere handfeste Leute dazu, um die im wildesten Fieber Rasende im Bett zu halten. —

Eine traurige, jammervolle Zeit brach für den Grabenmüller herein, deren Last ihn erdrücken zu wollen schien, und wie ein Schatten schwankte der vor Kurzem noch so rüstige Mann in dem öde gewordenen Hause umher.

Wo sonst reges Leben und lustiges Geklapper von früh bis spät zu vernehmen war, herrschte eine peinigende Stille. Die Mahlgäste von nah und fern zogen mit Wagen und Karren goldener Fruchtkörner weiter ins Land hinein, zum Wiesenmüller, der von jeher ein rechter Broddieb und Neidhammel des Grabenmüllers gewesen war und nun aus dessen Schicksal Gewinn zu ziehen wußte.

Desgleichen begann die Sommersaatzeit. Doch da fehlte es an den nöthigen Menschenkräften, allüberall und gern oder ungern mußte heuer ein Theil der Aecker unbestellt liegen bleiben und Disteln und Quecken überzogen wuchernd die schönen Stücke.

Und bei dem allen Einquartirung über Einquartirung, — Freunde und Feinde, die immermehr zu einem entscheidenden Kampfe in Sachsen hinzudrängen schienen.

Ja, es waren Tage des tiefsten Elends, der bängsten Verzweiflung, die sich für ihn zur furchtbaren Höhe steigerte, da eines Abends der Arzt erklärte: er habe nur wenig Hoffnung für die kranke Hausfrau, und er wolle nur wünschen, daß sich das böse Lazarethfieber, einmal eingenistet, nicht noch mehr Opfer in diesem Hause suche.

In Folge dessen flüchteten die Knechte und Mägde treulos aus dem Pesthause und nur der uns bekannte Christlieb und eine alte Tagelöhnerfrau waren die einzigen, die noch Stich hielten.

Und zu dieser äußern grenzenlosen Sorge und Noth für den Grabenmüller gesellte sich dann auch eine, anfangs nur leise, mahnende Stimme aus der Seele geheimsten Tiefen heraus, die aber von Stunde zu Stunde an Macht gewann und dem abgehetzten alten Manne wie die schmetternde Posaune des Weltgerichts erklang.

Und dazwischen wieder, gleichsam zu recht schneidendem Spott und Hohn, zogen auch liebliche Bilder an seiner Seele vorüber: Gesundheit, Friede, Liebe und Segen im Bunde mit seiner braven Hausfrau, mit Philipp und — Annemarie! — Doch — „zu spät, zu spät!" murmelte er im tiefsten Schmerz vor sich hin, — „denn sie stirbt; ihn schießen sie todt; und Annemarie — haßt mich, flucht mir wohl gar! —

Wenn er jetzt gewisse geschehene Dinge hätte ungeschehen machen können! — Er kam sich vor, wie ein aus dem Paradies Gestoßener, mit dem Kainszeichen auf der Stirn, für den auch selbst die Seligen nicht Bitte, Gebet und Fürbitte einlegten.

Natürlich, daß eine solch' gewaltige innerliche Aufregung die übelsten Folgen für den gebrechlichen Körper haben mußte; und als nach einigen Tagen der Arzt wieder erschien, überraschte es ihn nicht groß, daß auch der Grabenmüller am Nervenfieber darniederlag. —

VII.

Schon seit dem Tode des alten Klaus herrschte eine unheimliche Stimmung in Wiederode, die durch das ebenso plötzliche wie schwere Erkranken der Grabenmüllerin, an demselben Uebel, nur noch drückender wurde.

Was sich Viele bisher immer noch auszureden gesucht und woran sie nicht glaubten, weil sie es nicht wünschten, stand nun mit Einem Schlag fest und unabänderlich da, zumal auch von Amtswegen bekannt gemacht wurde, daß das Lazarethfieber im Orte ausgebrochen sei.

Eigentlich hätte es nur heißen sollen: „auf der Grabenmühle", denn im Dorfe wußte man bis jetzt noch nichts davon; konträr — der Gesundheitszustand seiner Bewohner war heuer ein viel besserer, als er es seit langer Zeit im Frühjahr gewesen. Die Superklugen unter den Wiederodern, die das Gras wachsen und die Spinnen husten hörten, hatten deßhalb so ihre aparten Gedanken und meinten in stolzer Sicherheit: Man solle sich nur nicht unnöthig ängstigen. Diesmal sei es nur auf gewisse Leute abgesehen; und an Schulmeisters Annemarien habe sich der alte Grabenmüller schon längst die Feuerhölle verdient u. s. w. —

Wem fällt da nicht unwillkürlich der Bibelspruch bei, der von dem Splitter in des Bruders Augen und dem Balken in den eignen handelt? Aber Recht bekamen diese elenden Splitterrichter doch nicht, denn noch an demselben Tage, als die Kunde durchs Dorf flog, daß nun auch der Grabenmüller das böse Nervenfieber habe, brach das Uebel plötzlich auch am entgegengesetzten Ende des Dorfes aus und zog die Gassen hinauf und herunter und forderte manches Opfer. —

Von der alten Butterhannliese erfuhr Annemarie den traurigen Zustand bei Grabenmüllers haarklein, und selbst Schreiberdietrich konnte nicht umhin, bei Hübners noch denselben Abend zu erzählen, welch' ein Jammer und Elend drüben bei Brosemanns herrsche, wie er selbst aus Christliebs Munde gehört haben wollte, und daß der Alte nicht leben und sterben könne.

Und weil er nun einmal sein wüstes, unfläthiges Wesen und Geschwätz nicht lassen konnte, meinte er im Fortgehen noch zur Hübnerin: „Dem alten Filz geht's diesmal an die Leber; aber schon recht so; denn wie Einer sich bettet, so schläft er!" — Ob's ihm aber mit dem faulen Geschwätz Ernst war? soll dahin gestellt bleiben, sintemal ihm die Braut sammt Mitgift nach wie vor in der Nase steckte und Grabenmüllers Tod einen Strich durch die Rechnung gezogen hätte. —

Annemarie war außer sich über Brosemann's Schicksal. Mit den schwärzesten Farben malte sie sich das Unglück der alten Leute von Anfang bis Ende aus und sann und überlegte, wie hier zu lindern und zu helfen sei, — bis dann endlich aus diesen wirren Bildern, der bangen Sorge um die Leidenden, der Gedanke stieg: trotz aller erduldeten Unbill, Schmach und Schande hinüber auf die Grabenmühle zu eilen und den verlassenen Kranken Wartung, Pflege, Trost und Rath angedeihen zu lassen; ein Gedanke und Vorsatz, der nur in dem glaubensfrischen und demuthsvollen Gemüth unserer Annemarie aufsteigen und zur lebendigen That werden konnte. —

Es war zu Ende April, in der goldigen Frühe eines Sonntagsmorgens, als sie, wunderbar gestärkt im Herrn, den schweren Kreuz- aber auch hochherrlichen Siegesgang antrat.

Um so viel wie möglich dem neugierigen Gefrage der Leute zu entgehen, schritt sie durch das Kirchgäßchen, um auf einem entlegenen Feldwege nach der Grabenmühle zu kommen.

Still und friedlich lag das Dorf noch um sie her, denn es war ja Sonntag, wo die Leute etwas länger als sonst schliefen, und von Einquartierung gab es auch seit ehegestern keine Spur mehr. Nur die Lerche war schon munter und

jubelte ihre Lob- und Danklieder in den jungen Morgen hinein, und ein Flug Feldtauben pickte emsig in dem frischgesäeten Erbsenfeld, um sich dann, aufgeschreckt durch das frühe Erscheinen des Mädchens, wieder auf den nächsten Dachfirsten zu sammeln.

Hier und da wurde wohl auch schon ein Laden aufgestoßen oder sonst Jemand, der die Nacht am Bette eines Schwerkranken zugebracht hatte, lugte mit verwachtem Antlitz hinter den herabgelassenen Fenstervorhängen, wohl herzensfroh, wieder das milde, heitere Licht des Tages begrüßen zu können.

Unwillkürlich verdoppelte Annemarie die Schritte, um nur erst aus dem Bereich dieses schweren Kreuzes und Leides zu kommen, das mit eisernen Armen das Dörflein umfangen hielt.

Trostreicher und herzerhebender war für sie die neuerstandene Mutter Erde, die mit ihren lachenden Feldern und blühenden Obstbäumen, den duftigen Strauß vor der Brust, in ihrem ersten unaussprechlich süßen Zauber dalag, der in jeder Menschenbrust, mehr oder minder, ein Echo weckt.

Und noch dazu der Sonntagsmorgen, der Tag des Herrn! wo es uns in unserer festlichen Stimmung deucht, als sei da der Himmel blauer, seine Sonne goldiger, die Erde grüner und die Menschen darauf besser; wo auch das Alltäglichste ein festliches Gewand zu tragen scheint und sich im Allerkleinsten und Geringsten die Weihe des Tages spiegelt.

Mit jedem neuen Schritt erschauete Annemarie neue Wunderwerke des Herrn; denn immer höher stieg das strahlende Tagesgestirn, würziger duftete Flur und Feld, lauter und voller sangen die Vögel, fröhlicher summten in den goldgelben Rübsenstöcken die Bienen, und an den Grashalmen und Baumzweigen, an den sprossenden Hecken und Sträuchen hingen schimmernde Thauperlen, gleichsam die Freuden- und Dankesthränen des Geschaffenen, — dem Schöpfer geweint.

In diesem wonnigen Schauen, Fühlen und Sinnen war unsere Annemarie ein gut Stück Weges vorwärts gekommen, und wie von einer eisigkalten Hand berührt, fuhr sie zusammen, als ihr Blick auf die Grabenmühle traf, die vielleicht nur noch ein paar hundert Schritte weit von ihr lag. Vor ihren Augen flirrte und dunkelte es, ihre Füße wankten und nur mit großer Mühe erreichte sie noch einen Baum am Wege, an den sie sich fast ohnmächtig anlehnen mußte. —

Und noch einmal, — schon so nahe dem siegreichen Ziele — traten Bedenken an sie heran und lebendiger und ergreifender denn jemals trat der vorjährige Osterabend mit allen seinen Qualen und erschrecklichen Folgen vor ihre Seele, und es war ihr, als müßten sich dort auf der Grabenmühle alle Thore und Thüren aufthun, und darunter der alte Brosemann mit seinen Helfershelfern erscheinen, um die fremde Zudringliche mit Scheltworten und Peitschenhieben von seinem Haus und Hof abzuhalten. Tief und schmerzlich fühlte sie gerade jetzt die ungeheure Kluft zwischen sich und dem steinreichen Mann da drüben.

Und schon im Begriff, eiligst wieder umzukehren, regte sich plötzlich der gute Engel wieder in ihrer Brust, und mit dem in ihr auftauchenden bleichen Schmerzensbilde der schwerkranken Grabenmüllerin, — Philipps und ihrer Mutter — kam die rechte Demuth wieder über sie und die hochheilige Liebe, die nicht eifert und nicht das Ihre sucht, die Alles trägt, Alles glaubt und Alles duldet! —

Mit der ihr eignen Rührigkeit schritt sie in Gottes Namen wacker fürbaß und schon in einigen Minuten stand sie vor dem Seitenpförtchen des Gehöfts und im andern Augenblicke im Hofe der Grabenmühle, umgackert und umschnattert vom hungrigen Hühner-, Enten- und Gänsevölkchen und selbst der wachsame Hofhund ließ sich durch ihr erstes freundliches Wort zur Ruhe verweisen.

Annemarie war in dieser harmlosen Gesellschaft, die an ihren wirthschaftlichen Sinn und ihre Herzensgüte zu appelliren schien, plötzlich wie umgewandelt. Mit einer Ruhe und Sicherheit, als hätte sie schon jahrelang hier geschaltet und

gewaltet, öffnete sie die Futterkammer, wo sie die blanken Fruchtkörner in Hülle und Fülle vorfand, nahm eine Schürze voll auf und erfreute damit die Harrenden.

Hei, wie die pickten und schnabelten und dankbar gluckſten und schnatterten, denn sie mochten wohl über das große Leid im Hause die letzten Tage vernachlässigt worden sein.

Unsere Annemarie aber war durch diesen kleinen Auftritt schnell auf den Standpunkt gedrängt worden, den sie hier für die nächste Zeit einnehmen sollte, eine mitleidige Wärterin der Menschen und des Viehes; und einmal in der Rolle, ging sie behende der Küche zu, wo sie die alte Taglöhnerfrau, wie bekannt, noch das einzige dienende Frauenzimmer auf der Grabenmühle, neben dem flackernden Heerdfeuer — eingeschlafen fand.

Die arme alte Frau! Fast drei volle Wochen hatte sie Tag und Nacht ruhelos am Krankenlager der Grabenmüllerin verlebt, und Annemarie, dies wohl erkennend, störte ihren Schlummer nicht und vollendete rührig das hier begonnene Geschäft des Kaffeekochens.

Aber dann litt es sie nicht länger in der Küche, denn ganz wo anders war ihr eigentlicher Platz.

Klopfenden Herzens, mit angehalt'nem Athem und auf den äußersten Fußspitzen ging sie durch die Wohnstube in den Alkoven hinein, an das Bett der Schwerkranken.

Doch welch' ein freudiges Erstaunen ergriff sie hier, denn anstatt die Kranke in wilden Fieberträumen und mit starrem, verglastem Blick vorzufinden, wie sie gefürchtet, lag diese in einem ruhigen und erquickenden Schlummer da.

Hätte Annemarie die schlafende Wärterin in der Küche draußen vorher geweckt und sich erst nach dem Befinden der Kranken erkundigt, würde ihr das ganz natürlich vorgekommen sein, was ihr jetzt wie ein Wunder deuchte; denn über Nacht, gerade mit dem einundzwanzigsten Tag, hatte sich die Macht der Krankheit gebrochen und die Leidende schien nunmehr auf dem Wege der Genesung zu sein.

Dankend und preisend die unendliche Gnade Gottes, dessen starke Hand vom gewissen Tode errettet, saß Annemarie in einem Winkel des Alkovens, das treue Auge unverwandt auf die süß Schlummernde gerichtet, und all das Zagen und Bangen um die Theuere, das noch vor wenigen Minuten mit Zentnerschwere auf ihrer Seele gelegen, löste sich auf in das wonnige Gefühl neuer Hoffnung, neuen Lebens.

Und ein Viertelstündchen nach dem andern flog dahin und schon läutete es im Dorfe zum ersten Male zur Kirche.

Da regte sich die Kranke und schlug die Augen auf und blickte verwundert im Stübchen umher, und es kam ihr vor, als habe sie einen langen, bitterbösen Traum geträumt. Dann aber fiel ihr Blick auf die treue Annemarie; und anstatt sich über deren Hiersein zu wundern, oder gar zu erschrecken, wie es doch leicht ein möglicher Fall hätte sein können, streckte sie ihr die bleiche Hand entgegen, die Annemarie mit Inbrunst erfaßte und sie mit heißen Küssen bedeckte.

Hierauf bat die Grabenmüllerin mit schwacher Stimme um etwas Speise und im Nu war Annemarie zur Thür hinaus um ein Süppchen zu bereiten.

Unter der Küchenthür traf sie auf die noch schlaftrunkene Wartefrau, die vor Schreck beinah' in's Knie gesunken wäre und alles in der Welt eher zu sehen erwartet hätte, als Schulmeisters Annemarie auf der Grabenmühle. Doch nach der Art vieler Dienstboten schlau genug, und nur einen etwaigen Vortheil im Auge, betrachtete sie das arme Waisenkind schnell mit ganz andern Augen, nämlich: als Philipps Braut und zukünftige Grabenmüllerin und meinte sich bei ihr einen Stein in's Brett zu setzen, wenn sie auf den alten Brosemann recht schimpfe und lästere.

Aber da kam sie übel an bei Annemarien und die sagte es ihr unumwunden heraus, daß sie so etwas nicht leiden könne.

Weil gleich siedend Wasser bei der Hand war, ging's mit dem Einrühren des Süppchens blitzschnell, und Annemarie hatte die große Freude, daß die Kranke einige Löffel voll davon mit sichtbarem Appetit genoß. Bald nachher lag sie wieder in einem wohlthätigen Schlummer. —

Als gegen Mittag der Doktor in's Haus kam und ihm nun alle die guten Anzeichen im Betreff der Kranken überbracht wurden und er dann prüfend an ihrem Lager stand, meinte er seelenvergnügt: „Für diesmal denke ich mit Gottes Hülfe die brave Frau durchzubringen. Aber nur noch Ruhe und Pflege.“ —

Natürlich war das eine Freudenbotschaft für Annemarie, und Dankesworte stiegen dafür aus ihrem Herzen zu Gott hinauf. —

Mit dem alten Grabenmüller aber stand's leider anders.

Obgleich die Krankheit nicht mit ihrer gewöhnlichen Stärke und Macht bei ihm aufgetreten war und sich nach zeitweiligen Fieberphantasien auch einzelne lichtere Augenblicke einstellten, hatten sich doch in den beiden letzten Tagen mancherlei andere übele Erscheinungen und Zufälle gezeigt, daß der Arzt nicht ohne Grund einen bedenklichen Ausgang fürchtete.

Das kleine Erkerstübchen oben war zur Krankenstube eingerichtet worden, und da lag er nun, ohne sich bisher einer besonders guten und aufmerksamen Pflege erfreut zu haben.

Als Annemarie noch denselben Vormittag mit bang klopfendem Herzen die Treppe hinaufstieg und an sein Lager trat, fand sie ihn mit geschlossenen Augen die Hände kreuzweis auf der Bettdecke ruhend, und seine todesbleichen Lippen bewegten sich leise zu einem unverständlichen Selbstgespräch.

Ein buntes Heer von Gedanken und Bildern kam über sie; und so nahe plötzlich dem vor Kurzem noch so gefürchteten Mann und Vater ihres Philipp, war es ihr, als müßte sich die hinsterbende Hülle vor ihrer Auflösung noch einmal zum allerletzten Kampf gegen sie erheben und den ewig lastenden Fluch und Weheruf ausstoßen. Doch es blieb still, — still wie im Grabe, und nur dann und wann knusperte ein Todtenkäfer in der morschen Fensterbrüstung.

Mit der flachen Hand über die Stirn fahrend, als wollte sie da drinnen alle die unseligen Erinnerungen an eine traurige Vergangenheit verwischen, flog Annemariens Blick durch das Stübchen und über das Lager des Kranken weg, und freilich, da gab's für rührige und ordnende Mädchenhände Viel zu thun.

Ihr erstes Geschäft war dem Kranken die Kissen zurecht zu rücken, um ihn dadurch in eine mehr sitzende Lage zu bringen; dann das zusammen geknitterte Leintuch wieder zu glätten und das Deckbett gehörig aufzulockern.

Bei dieser Handthierung kam sie in unmittelbare Berührung mit dem alten Mann, der wie ein hülfloses Kind in ihren Armen hing und nicht einmal die Kraft hatte, die Augen aufzuschlagen. Aber fühlen mußte er die genossene Wohlthat und ahnen die Hülfe einer barmherzigen Seele, denn als er wieder zurück in die Kissen sank und eine wohlthuende Bettwärme den gebrechlichen Körper durchdrang, tappte seine rechte Hand suchend nach der Pflegerin, bis sie auf das Haupt Annemariens zu liegen kam, die neben seinem Bette sprachlos auf den Knieen lag, aber das Herz voll von seliger Freude.

Erst nach einer ganzen Weile erhob sich das Mädchen wieder und räumte im Stübchen auf und öffnete ein Fenster, um reine, frische Luft hereinzulassen und war beschäftigt gleich einer sorgenden Hausfrau.

Da plötzlich regte sich der alte Mann wieder im Bett und richtete sich mit einer nicht zu erwartenden Leichtigkeit auf und sein starrer wilder Blick flog forschend durch das Stübchen. Seine Brust arbeitete mächtig, sein Athem glühete, seine knochigen Hände ballten sich, und mehr denn zehn Mal kreischte er auf: „Verräther du, Schurke, fort, denn du hast mir meine Kinder gestohlen!“ —

Trotz der unbeschreiblichen Todesangst, die über Annemarien kam, hielt sie doch wacker Stand, zumal sie aus den Fieberphantasien des alten Mannes merkte, daß er es nur mit dem Schreiberdietrich zu thun zu haben schien. Und als er sich noch immer mehr im Zorn, Wuth und wilden Flüchen gegen den Kuppler erging und sich in dem rasenden Zustand völlig aufzureiben drohete, nahete sich Annemarie seinem Lager und suchte ihn durch sanften Zuspruch und Worte der Liebe zu beruhigen.

Und es gelang ihr auch; die Hand auf seine glühheiße Stirn gelegt, bannte sie bald den wilden Aufruhr der kranken Seele, und nach und nach tauchten liebliche Bilder in ihm auf und, täuschte sie sich nicht, nannte er leise, ganz leise, mit einem wunderbaren Frieden auf dem Antlitz, Philipps und — ihren Namen.

Bis auf's höchste abgespannt, fiel er darauf wieder in den unerquicklichen Schlummer zurück, die Augen fest geschlossen, wie ein Todter. Doch im tiefsten Innern waltete die unsichtbare Hand des allmächtigen Gottes zum Heil seiner unsterblichen Seele und schlug Wasser aus dem todten Gestein und machte den dürren Stecken grünen. —

Und Tage auf Tage schlichen dahin, einförmig, düster, traurig. Und dazu kam noch, daß das Wetter umschlug, und anstatt des erquicklichen Frühlingssonnenscheins öffneten sich die Schleusen des Himmels und ein kalter Regen, gepeitscht von heulenden Nordwestwinden, fiel in Strömen herab.

Aber eine Lichtseite hatte das unheimliche Nachtstück auf der Grabenmühle doch, denn mit der Hausfrau ging es zusehends besser. Und obgleich sie noch das Bett hüten mußte, hatte sie sich doch schon etliche Male mit Annemarie über ihr und Philipps Schicksal theilnahmsvoll berathschlagt. —

Nur des alten Grabenmüllers Zustand schien derselbe bleiben zu wollen. Obgleich nach des Arztes Aussage die eigentliche Krankheit gehoben war, lag er doch noch so sterbensschwach und anscheinend besinnungslos darnieder, daß nach menschlichem Vermuthen und Ermessen keine Besserung in Aussicht stand.

Doch — im Schwachen ist der liebe Gott mächtig, — und erst sollte er noch wirken, ehe für ihn die Nacht kam, da Niemand mehr wirken kann.

Und je hinfälliger die sterbliche Hülle zu werden schien, desto lebendiger ward der unsterbliche Geist; und es kam für ihn in den stillen, langen Krankheitsnächten, bei geschlossenen leiblichen aber scharf blickenden geistigen Augen, die rechte Selbsterkenntniß in die wunde Seele und Reue und Buße über sein vergangenes Leben.

O ganz gewiß — Philipp und Annemarie lagen dem alten Mann schwer auf der Seele. Aber wie ein Scheintodter bei den fürchterlichen Zurüstungen zu seinem Begräbniß nach Hülfe aufkreischen möchte und doch in seiner starren Ohnmacht nicht kann, so auch er. Und immer eiternder wurde das Geschwür seiner Seele und immer zerfleischender seines Herzens namenlose Reue.

Doch auch ihm sollte noch Freude und Friede werden, denn Gott ist die Liebe! und wer seine Missethat bekennet und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen. —

Nach einem für den Kranken ganz besonders unruhigen Tage, dessen bange Sorge und Todesangst für unsere Annemarie durch die Nachricht von dem höchst zweifelhaften Erfolg der Schlacht bei Groß-Görschen, am 2. Mai 1813, noch gesteigert wurde, (denn aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Philipp unter einer Abtheilung des Blücher'schen Korps dort mitgefochten) kam wider alles Erwarten und Verstehen die erste ruhige Nacht für den alten Brosemann. Er lag da wie ein süß Schlafender, bewacht und bewahrt von Annemariens heißesten Segenswünschen.

Es mochte gegen drei Uhr frühmorgens sein, da regte sich der alte Mann wieder. Obgleich selbst todtmüde, eilte Annemarie dennoch augenblicks an sein Bett, um ihm irgendwie dienen zu können. Und nun?! Mit einem Blick, der

ihr durch die Seele ging, theils vor banger Furcht, theils vor heiliger Freude, ruheten des Kranken Augen lange, lange auf dem erbebenden Mädchen, gleichsam um das schöne Bild festzuhalten und in die Seele aufzunehmen, das sich ihm darbot. Dann aber suchte er hastig nach ihrer Hand, und sie fest in die seine schließend, sprach er mit schwacher Stimme: „Annemarie, nicht wahr, du bist's? Ja, ja, du bist's! Mädchen, Engel, kannst du mir all' das namenlose Elend vergeben, das ich dir zugefügt habe? O sprich, sprich doch und stille die Qualen, die bisher meine Seele gepeinigt! Willst du, willst du?" —

Und anstatt jeder Antwort sank die Arme auf's Knie und lehnte den Kopf gegen die Kissen. Und Brosemanns Arme umschlangen sie, so fest, so innig, wie es seine wenigen Kräfte nur zuließen, und von seinen Lippen bebte das schöne, heilige Wort des Friedens und der versöhnenden Liebe: „Gott segne dich, meine Tochter und ihn — meinen und deinen Philipp!" —

Ermattet von der gewaltigen Aufregung, fiel der alte Mann wieder in's Kissen zurück, aber auch da noch bebte von seinen zitternden Lippen das: „Gott segne dich, meine Tochter!" bis ihn wieder ein fester Schlaf umfing. —

Annemarie aber schlich auf den Zehen zum Erkerstübchen hinaus, nach dem Garten hinunter, um das übervolle Herz mit seiner namenlosen Freude auszuschütten in den Schooß Gottes, dessen erbarmende Liebe sie jetzt so reich gesegnet.

Und sie mußte lange, lange mit ihrem himmlischen Vater gesprochen haben, denn als sie sich wieder von den Knieen erhob, dämmerte rosig der Morgen in's Thal und in ihr wiederholtes freudiges „Amen! Amen!" mischten sich die Frühglocken und der Vögel Gesang und Gezwitscher.

Eben im Begriff wieder in's Haus zu gehen und der villeicht schon wachen Mutter all' das Vorgefallene mitzutheilen, drang durch die tiefe Morgenstille fernes Geräusch an ihr Ohr. Sie lauscht gespannt auf. Wie Pferdegetrappel und dumpfe, verworrene Menschenstimmen klingt's und immer näher und näher scheint's zu kommen. Bange Ahnungen erfüllen sie, die urplötzlich Zusammenhang mit der Nachricht über die letzte Schlacht erhalten. Um Gewißheit darüber zu erlangen, steigt sie schnell wieder die Treppe hinauf, um von einer Bodenluke aus die eigentliche Ursache zu erspähen.

Und was sieht sie? Soldaten, so weit ihr scharfes Auge trägt, nichts als Soldaten, deren blitzende Waffen in den goldigen Sonnenstrahlen funkeln; ein Theil der preußischen und russischen Armee im geordneten Rückzug vom Schlachtfelde her, der Elbe zu.

Anfangs wollte sie fliehen und das große Ereigniß den Bewohnern des Hauses verkündigen, — doch umsonst, es ging nicht; wie angewurzelt stand sie da und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Die mannigfachsten Gefühle ergriffen sie; eine stille Wehmuth und Trauer über den Rückzug der Verbündeten und wieder Hoffnung und Erwartung, daß sich vielleicht Philipp unter den Tausenden befinden könne. Das aufgeregte, treuliebende Mädchenherz malte sich das kurze Wiedersehen des Theuern, das schöne Versöhnungsfest am Krankenlager des Vaters mit den rosigsten Farben aus.

Und Bataillone auf Bataillone, Reiterei und Fußvolk, ergrauete Krieger und blutjunge Freiwillige zogen schweigend an ihr vorüber. Und obgleich das scharfe Auge der Liebe die geschlossenen Reihen rechts und links durchflog, — ihren Philipp gewahrte sie nicht.

Und Stunde auf Stunde verging und noch immer nicht schien der gewaltige Menschenstrom ein Ende nehmen zu wollen.

Von dem langen und anstrengenden Hinstarren flimmert und flirrt es ihr vor den Augen; unten bedarf man ihrer, — sie weiß es; — ja man ruft sie, — doch nur für das Eine hat sie Auge und Sinn, gilt ihr heute die Liebe höher als die Pflicht, und mit sichtbarer Anstrengung durchfliegt ihr Blick von Neuem die Reihen der Krieger.

Endlich — am äußersten Waldsaum lichten sich die Reihen, die Letzten sind's; sie kommen näher und näher, doch — Philipp ist nicht unter ihnen. —

Ein unsäglicher Schmerz zuckt durch ihre Seele, der Schmerz getäuschter Hoffnung. Aber nicht lange währt dieser trostlose Zustand. Von neuem schlägt fernes Waffengetöse an ihr Ohr, und als sie die Landstraße hinunterschaut regt sich mit leisen Schwingen noch einmal die Hoffnung in ihr, denn in der That reihen sich da Wagen an Wagen und wieder blitzen Waffen im Sonnenstrahl.

Doch als sie näher kommen, welche entsetzliche Täuschung! Hunderte von Krankenwagen sind's mit schwer Verwundeten und gräßlich verstümmelten drauf, deren fahle Gesichter, hohle Augen und klägliches Wimmern alle Gräuel und Schrecken des Krieges bloß und offen darlegten und Annemariens Herz mit Jammer und Entsetzen erfüllten.

Und noch nicht genug Leides für das gequälte arme Mädchenherz, hält eben einer der Wagen vor der Grabenmühle still und — die Hand des Todes scheint erdrückend auf ihr zu liegen, da ihr Blick auf den verwundeten, todtbleichen — Philipp fällt.

Mit einem gellenden Schrei, der durch Haus und Hof dringt, läuft sie die Treppe hinunter, aber dennoch in diesem fürchterlichen Augenblick von ihrer Besonnenheit nicht ganz verlassen, wirft sie schnell Betten auf's Kanapee und in der andern Minute schon befindet sich der verwundete Philipp unter ihren pflegenden Händen, und all' ihre Furcht, aber auch ein Strahl der Hoffnung drängt sich in den einen und einzigen Gedanken zusammen: „Herr, erbarme dich! Herr, wende dein gnadenvolles Antlitz wieder zu uns! Herr, laß' uns nicht zu Schanden werden!" —

Und Er half auch, der so inbrünstig angerufene Herrgott, der den Seinen grade da am nächsten ist, wenn ihnen die Noth am größten dünkt.

Philipps Wunde im Oberarm war nur eine Fleischwunde, die der bald erschienene Hausarzt für nicht gefährlich erklärte. Nur der bedeutende Blutverlust und der schlechte Verband irgend eines fahrlässigen Feldscheerers hatten den sonst so kräftigen Körper des jungen Mannes etwas heruntergebracht.

Unter Gottes fernerem gnädigen Beistand und gepflegt von einer treuliebenden Mutter und Braut ging Philipp schon in den nächsten Tagen seiner Besserung und Genesung entgegen.

VIII.

Siehe — „das Alte ist vergangen, es ist Alles neu geworden!" —

Am Sterbelager Brosemanns finden wir die ganze Familie in treuer Liebe und tiefer Wehmuth versammelt, denn das Sterben versöhnt und der Tod verklärt. —

Wie gesagt, es geht zur Neige mit dem alten Mann, dem aber der allbarmherzige Vater im Himmel noch am Rande des Grabes die Augen geöffnet, auf daß er schaue all' das süße Glück und den reichen Segen der Liebe.

Aber kein Sterben ist's, wie das kalte Wort der Menschen gemeinhin den Abschied vom Leben bezeichnet, sondern ein allmäliges süßes Einschlummern zum seligen Erwachen drüben. Und kein Todesweh zuckt in den Fibern, kein letzter heißer Schmerz durchwühlt, tiefe Furchen ziehend, das Antlitz, sondern still und ruhig liegt er da und um das schon halbgebrochene Auge zuckt ein Strahl seliger Freude.

Mit gefalteten Händen und angehaltenem Athem lauschen die Grabenmüllerin und Annemarie auf den einschlummernden Vater, indessen Philipps heiße Schmerzensthränen unaufhaltsam dahin fließen, denn jetzt, — jetzt scheint's zu Ende gehen zu wollen.

Doch nein — noch einmal regt sich der Kranke und schlägt mit großer Anstrengung das Auge auf, das beredt, liebend und segnend auf Philipp und

den Seinen ruht. „Gott segne euch, meine Kinder! und dich, Mutter, und dich!“ bebt es kaum vernehmlich von seinen erkaltenden Lippen und bei diesen Worten der Liebe und des Friedens küßt ihm der stille Engel des Todes die müde Seele weg.

Ein lautes und inbrünstiges „Vaterunser“ der Verlassenen geleitete die unsterbliche Seele zur seligen Heimfahrt. —

Erst beinahe ein Jahr darauf, am 31. März 1814, just am Tage des siegreichen Einzugs der Verbündeten in Paris, fand eine stille, aber gemüthliche Hochzeit auf der Grabenmühle statt, nachdem Philipp noch die glorreiche Völkerschlacht bei Leipzig mitgefochten hatte, von woaus sich, nach einer abermaligen leichten Verwundung, sein ehrenvoller Abschied herdatirte.

Als der junge Grabenmüller am Abend des schönen Tages sein bildhübsches und seelengutes Frauchen voll seliger Freude in den Armen hielt und all' die ihm erwiesene Gnadenfülle Gottes in dankbarer Seele überdachte, da traten auch Freuden- und Dankesthränen in Annemariens Augen.

In seiner treuherzigen Weise meinte Philipp: „Nicht wahr, Annemarie, ohne Kampf kein Sieg, und die in Thränen säen, sollen in Freuden ärndten!“ Mit gefalteten Händen und in ernst-feierlicher Stimmung war Annemariens Antwort:

„Der Herr hat Alles wohl bedacht,
Und Alles recht und gut gemacht:
Gebt unserm Gott die Ehre!“

„Amen!“ erscholl es von den Lippen der eben eintretenden Mutter, und war somit der Grundsatz ausgesprochen, auf dem hinfort des Hauses Glück und Heil gebauet und gefördert werden sollte.

Und dabei blieb es auch. Gottvertrauen, Christensinn und Wohlthätigkeit gegen Arme und Unglückliche waren Brosemanns schönste Tugenden und das Schriftwort: „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen,“ fand bei ihnen am Schreiberdietrich und der alten Hübnerin eine wortgetreue Auslegung.

Ach Gott, der bedauernswerthe Schreiberdietrich! Kaum von dem bösen Lazarethfieber genesen, das ihn arg mitgenommen hatte, fiel er etliche Tage vor der Leipziger Schlacht den Kosacken als vermeintlicher französischer Spion in die Hände, die ihn zwar nicht nach Fug und Recht an den ersten besten Baum aufknüpften, dafür aber dermaßen durchknuteten, daß der arme Teufel nie wieder in Besitz gesunder Gliedmaßen kam und im buchstäblichsten Sinne des Worts ein „grundgeschlagener“ Mann verblieb.

Bei der alten Hübnerin im Quartier, deren Haus bald auf den nothwendigen Termin kam, lebten Beide von gewissen Wohlthaten, die zwar nur still und heimlich geschahen, von denen aber das ganze Dorf zu Ehr' und Ruhm der christlich frommen Annemarie sprach und die sich ihr droben einst zum unvergänglichen Strahlenkranze reihen werden. Denn der Herr ist gerecht und hat Gerechtigkeit lieb! —

Das heimathliche Gebetsläuten.

Von W. O. von Horn.

Die Abendglocke tönte feierlich durch das Thal. Die Sonne war schon hinter den Bergen verschwunden und der Abendhimmel glühte in dunklem Purpur.

Ich nahm mein Käppchen vom Haupte, faltete meine Hände und sprach ein leises Gebet zum Herrn. Auch mein Nachbar Veit, ein wackerer Küfer, that wie ich. — Er war, wie er oft pflegte, am Feierabend zu mir gekommen.

Die Abendglocke läutet, sagte er darauf erregt. Wie wenige unter uns kennen noch den Namen: Die Gebetsglocke! Und doch hat uns einst im Religionsunterricht unser Geistlicher gesagt, die Mahnung an das Abendgebet sei die ursprüngliche, kirchlich christliche Bedeutung des Abendläutens.

Ich nickte bejahend.

Herr Nachbar, sagte er darauf, ich weiß nicht, ob Sie mein früheres Leben kennen?

Ich mußte das verneinen.

Nun dann, und es ist mir jetzt grade so, als müßte ich davon reden, will ich Ihnen eine Begebenheit daraus mittheilen, die mit dem Gebetsläuten in der engsten Berührung steht.

Ich war, fuhr er fort, braver, frommer Ältern Kind, auferzogen in frommer häuslicher Sitte. In den Kreis dieser Sitte gehörte es, daß wenn die Abend- oder Gebetsglocke läutete, wir alle im Hause die Arbeit ruhen ließen und ein stilles Gebet sprachen. Das war Etwas so feierlich Ernstes und Rührendes, daß ich daran mit wahrer Erbauung zurückdenke. Es war, wie wenn des Herrn Stimme an unser Herz ergangen wäre, der zu gehorchen, Alles weichen mußte. — In einigen Jahren sollte ich zu einem Meister kommen, um ein Handwerk zu erlernen. Unsere Thalleute, damals wie jetzt, lebten vom Weinbau, und der einzige Küfer im Dorfe war kein gelernter und gewanderter Küfer, sondern Einer, der es so aus der Faust trieb. Der Zunftzwang hatte ja längst aufgehört.

Höre Jacob, sagte mein Vater zu mir, du bist ein starker Junge und kein Handwerk hat hier im Dorfe bessere Aussicht, als das eines Küfers; wie wär's, wenn du ein Küfer würdest? Das stand mir an. Sobald ich die Schule hinter mir hätte und konfirmirt wäre, sollte ich in ein Dorf am Ufer des Rheines, wo ein sehr geschickter Küfer wohnte. Indessen ging das nicht so leicht, weil es meinem Vater, der ein armer Mann war, schwer wurde, das Lehrgeld aufzubringen. Es wäre aber Zeit für mich gewesen. — Wir beriethen in der Dämmerstunde, die dem Gebetsläuten folgt, und wir wurden einig, ich sollte im Tagelohne, zu dem in der nahen Stadt, die vielen Weinbau trieb, Gelegenheit in Fülle war, mir das Lehrgeld verdienen.

Das war freilich ein weiter, aber doch ein zum Ziele führender Weg, und der Weinbergsarbeit kundig, jung, stark und fleißig, ging ich freudig daran, zumal Nachbars Lieschen, auch armer, aber sehr braver Leute Kind, zum Binden und Heften der Reben allemal in zwei Zeitabschnitten im Zuge noch anderer Jünglinge und Mädchen mitging. Wir hatten uns lieb seit den Kinderjahren und unsere Herzen wuchsen in dieser Zeit so fest zusammen, daß ich und Lieschen uns gelobten, einander treu zu bleiben und uns einmal, so es der Herr gesegnete, zu heirathen. Zwei Jahre war ich so im Sommer in den Tagelohn in den Weinbergen gegangen und im Winter hatte ich in einem Steinbruche, der in einem Grundstücke meines Vaters lag, Steine gebrochen und aufgeschichtet und sie dann im Frühlinge verkauft. Immer war mein Verdienst treulich von der Mutter aufbewahrt worden, und als ich mein siebzehntes Jahr antrat, war die Summe des Lehrgeldes nicht nur voll, sondern ich konnte aus dem Erlös der im letzten Winter gebrochenen Steine mir ein tüchtiges ledernes Schurzfell mit gelber Schnalle kaufen, wie es die Küfer tragen, und noch ein neues Tuchwamms.

Nun war Polen auf, wie wir sprichwörtlich sagen, und ich trat in die Lehre. Der Herr hatte mir, was man so einen offenen Kopf nennt, gegeben, ich begriff rasch und hatte Geschick und Anstelligkeit; aber nach zweien Lehrjahren mußte ich der Trommel folgen. Der Napoleon spaßte nicht, das wußten wir Alle. Das Scheiden that unendlich wehe, aber ich mußte fort. Was half da Alles Weinen? Vom Depot in Boulogne in Frankreich kam ich nach Spanien in den blutigen Kampf, den ein tapferes Volk gegen seinen Unterdrücker führte, und eine Kugel der „Brigands“, wie die Franzosen die Spanier nannten, traf

mich schon im zweiten Jahre in den Oberschenkel. Mit dem Reiten, ich diente nämlich in der reitenden Artillerie, war's am Ende. Ich bekam meinen kahlen Abschied und konnte, wenn es mir beliebte, heimgehen.

So weit habe ich Ihnen mein äußeres Leben erzählt, jetzt muß ich meines Innern gedenken. Wie im Äußern, so waren auch im Innern mancherlei Veränderungen mit und in mir vorgegangen. Im Hause meines Handwerksmeisters herrschte lose Sitte, oder, daß ich es bestimmter bezeichne, viel Gottlosigkeit.

In meinem Älternhause wurde nie das Morgenbrot gegessen, ohne daß mein lieber Vater aus dem Starkenbuche, wie wir das treffliche Gebetbuch von Stark in unserer Gegend nennen, den Morgensegen gebetet hätte. Dabei standen alle Hausgenossen im Kreise. Ich kann Ihnen nicht sagen, was dieser heilige Brauch ein Segen für uns alle war. Man ging so freudig an sein Tagewerk! Man wußte, daß nun Gottes Gnadenauge über Einem wachte und daß sein Segen auf der Arbeit ruhete. Ebenso wurde nach dem Abendessen und vor dem Schlafengehen der Abendsegen vom Vater im Kreise der Familie gebetet und ruhig legte man sich nieder in der Huth des Herrn.

Daß das Tischgebet gesprochen wurde, und zwar von mir, verstand sich von selbst, und wie das Gebet zur Stunde des Gebetsläutens gepflegt wurde, habe ich Ihnen schon erzählt.

So war's an den Werktagen. Am Sonntage gingen wir zweimal zur Kirche und am Nachmittage wurde in der heiligen Schrift gelesen bis um vier Uhr, dann durften wir Kinder hinaus und auch die Ältern gingen zu den Gefreundten und treuen Nachbarn. So war die ehrwürdige Vätersitte im ganzen Dorfe und der treue Pfarrer hegte und belebte sie. Dieß fromme Gebetsleben im Hause hatte einen gesegneten Einfluß auf mich und mein Gemüth. Ich war fromm von ganzer Seele, und Herz und Leben war rein.

Da kam ich zu dem Meister. Heiliger Gott, welch ein Unterschied! Beten? Nein, daran dachte Niemand, als etwa die arme Meisterin, die ein Höllenleben zu ertragen hatte, da der Meister regelmäßig um Mittag trunken und Abends aus Rand und Band war. Als ich leise am Tische betete, wurde ich so lange verhöhnt — bis ich es ließ —. Bibellesen am Sonntage? — Du lieber Gott, es war keine Bibel im Hause! Den Sonntag heiligen und zur Kirche gehen? Daß sich Gott erbarme!

Bis Mittag wurde im Hinterhause gearbeitet, aber nur solche Arbeit betrieben, die keinen Lärm und Aufsehen machte. Ueberdieß war es ein Filialdorf und wir hatten eine starke Viertelstunde zur Kirche. Man war müde um Mittag und der Schlaf, so süß der Jugend, verlockte sich ihm hinzugeben. — So vergingen Monate, ehe ich Gottes Wort hörte, aber Fluchen und Drangsaliren, Kollern und Schimpfen, das hörte ich vom Morgen bis zum Abende, am Werktage und am Tage des Herrn und zum Weintrinken wurde ich methodisch abgerichtet, denn es — kostete den Meister Nichts.

Anfänglich war mir dieß Leben ein Greuel, und ich meinte, ich müßte vergehen. Ich wollte fortlaufen; aber mein Vater duldete das nicht und sagte: Es ist eine Prüfung für deinen Glauben und deine Gebetstreue!

Ich blieb; aber Sie wissen, wie gefährlich einem jungen Menschen böse Beispiele sind. Wie abscheulich es mir auch anfänglich erschien; ich gewöhnte mich nach und nach daran. Ich betete bei Tische auch nicht mehr leise für mich; ich unterließ das Gebet, wenn die Gebetsglocke rief zum Reden mit dem Herrn. Abends schlief ich müde ein und Morgens weckte mich der Meister mit Schimpfen und Fluchen.

Zwei Jahre in solch' einem Heidenleben — Herr, die können in einem jungen Herzen manche stille, heilige Saat des Vaterhauses vertilgen. Das Soldatenleben ist nie und nirgends eine Schule der christlichen Frömmigkeit. Gott sei es geklagt, sie lernen da nur, was Gott verdrießt und verboten hat!

Aber die Schule der Soldaten Napoleons, vollends die in Spanien, wo Rauben und Morden das Tagewerk war, lieber Herr Nachbar, sie war entsetzlich! Wollte Gott, ich könnte diese zwei Jahre aus meinem Leben vertilgen, ich wollte die Kugel segnen, die mich am rechten Beine ein Weniges hinkend machte!

Was sollte ich nun, da ich meinen Abschied hatte, machen? Heimkehren und Küfer werden, was ich streng genommen nicht einmal verstand, und ein Pfuscher mein Leben bleiben, wie der alte Ulrich weiland? Nein, dagegen bäumte sich mein Hochmuth.

Damals waren in Frankreich die Arbeitskräfte rar, denn Napoleon schleppte die blühende Jugend, die Hoffnung des Landes, auf seine Schlachtfelder und ließ nur Invalide heimkehren. Da war denn so Einer wie ich, der jung war und hanthiren konnte, ein seltener Vogel. Daß er mit dem rechten Fuße kein Schnelläufer werden konnte, und keinen Kontertanz tanzen konnte, war zwar unangenehm, aber schadete Nichts. Ja, in Summa, bei einem Küfer in Epernai fand ich Arbeit oder, daß ich es besser sage, Unterricht im Handwerk. So wenig ich auch verstand, er übersah Alles, um nur Hülfe zu bekommen, und das Einzige, wozu ich scheel sah, war das, daß mein Lohn dünne ausfiel. Etliche Jahre blieb ich hier und in Rheims.

Hatte ich im Meisterhause und bei der Armee in Spanien eine gute Lehrzeit in der Gottesvergessenheit bestanden, so hatte ich sie nun auch in französischer Leichtfertigkeit durchgemacht und war darin rasch zünftig und Meister geworden.

Lieber Herr Nachbar, aller Segen des frommen Vaterhauses war gewichen! Ob ganz — das wird der Erfolg lehren.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber einmal begegnete mir ein Deutscher in Lyon. Wie ihn der Sturm dahin verschlagen, weiß ich nicht; aber es war ein grundbraver Würtemberger, die ehrlichste schwäbische Natur, die es geben konnte. Er hatte das Heimweh und trachtete nur wieder „haim“ zu kommen, wie er sagte. Wie es ansteckende Leibeskrankheiten gibt, so gibt's auch solche des Gemüths. Mein deutsches Gemüth war noch nicht ruinirt und des Schwaben Gemüthsleiden steckte mich an. Er sprach mir von „dahaim“ und dort war sein Paradies, sein Himmel. Da tauchte aus dem trüben Nebel der Gegenwart ein Bild der Vergangenheit nach dem andern auf. Das Vaterhaus mit seiner heiligen Sitte und seinem Frieden; meine Jugend mit ihren harmlosen Freuden; Lieschen meine erste Liebe, dieß milde, liebliche Wesen, das ich vergessen hatte; die Alten mit ihrer reichen, treuen Liebe, ihrer glücklichen, weil schuldlosen und zufriedenen Armuth — ich sage Ihnen — eine unhörbare Gebetsglocke mit ihren wehmüthigen Tönen klang mir im Gemüth. Ich hatte seit fast zwei Jahren nicht mehr heim geschrieben — das fiel mir auf die Seele — kurz, ehe ich mich's versah, hatte ich das Heimweh, wie mein Freund, der treue Schwabe und auf Einen Tag schritten wir bei Kehl über den Rhein und schüttelten den Staub von Frankreichs Erde von den Füßen. Hätte ich damit Alles abschütteln können! Was ich in dem Einen Jahre im Handwerk gewonnen hatte, war nicht weit her. Ich hatte großentheils Kellerarbeit gehabt, Abstechen, Flaschenfüllen und Derartiges. An ein tüchtiges Fässermachen, eines Küfers ächte Probe, daran war ich nicht gekommen.

So sagte mir mein Gewissen, daß ich zum eigenen Betriebe des Handwerks die Reife noch nicht habe.

Mein Weg, der Heimat zu, führte durch die sogenannte „Bergstraße.“ Dort ist Weinbau, Weinhandel und also finden sich Küfer. So schloß ich und in Bensheim an der Bergstraße fand ich einen tüchtigen Meister. Ein Engel war er nicht. Trinken, fluchen und haseliren — das verstand er meisterlich; aber auch sein Handwerk, und das aus dem Fundamente. Halt aus bei dem! sagte ich zu mir. Da kannst du Etwas lernen! So machte ich's und blieb bei ihm anderthalb Jahre.

Heimgeschrieben aber hatte ich — nicht! — Soll ich's bekennen, so war es eine tiefgefühlte Scham und Scheu, die mich zurückhielt. Ich dachte: Du kommst als tüchtiger Küfer heim und dann ist Alles gut.

Damit beruhigte ich mich und blieb; aber ich arbeitete Tag und Nacht, wie ein Feind bei einer belagerten Stadt. Ich gehorchte in Allem meinem wunderlichen Meister, der überdieß im Handwerk ein Splitterrichter war und den kleinsten Fehler, die unbedeutendste Leichtfertigkeit im Nu entdeckte und unerbittlich zu ändern und zu verbessern zwang; ich führte mich gut auf. Das war Alles. Dafür war ich in anderthalb Jahren so weit, daß ich sagen konnte, ich sei ein gewürfelter, geriebener Küfer.

Lieber Herr Nachbar, es ist ein Sprüchwort, aber auch ein Wahrwort, das: Gottes Mühlen mahlen langsam, aber rein. Seit der treue Schwabe zu mir gekommen war, hatten Gottes Mühlen in mir angefangen zu mahlen. —

Sein mit dem tiefsten Gefühle, oft mit Thränen ausgesprochenes „Dahaim" klang mir leise in der Seele fort und immer lauter vernahm ich es, immer weniger konnte ich ihm Widerstand leisten. Mein Meister merkte das wohl. Er verlor mich sehr ungerne, denn er sagte selbst, einen Gesellen, der so habe schweigen können, wie ich, habe er noch nie gehabt, und so Einen müsse er haben, weil er ein Brausekopf sei. Das war reine Wahrheit, und ich hatte gleich von Vornherein eingesehen, was hier besonders Noth that, und mich ritterlich darin geübt. Er gab sich alle Mühe; erhöhte meinen Lohn — ja er ließ mich in nicht allzuweiter Ferne sein liebliches Töchterlein als meine Frau, sein blühendes Geschäft als das Meine erblicken; aber — Gottes Mühlen mahlen langsam, aber rein, das heißt, gründlich und fein, daß kein Körnlein unzermalmt bleibt und sich die Kleie vom Mehle sauber scheidet. —

Ich mußte heim, wie es auch komme.

Jakob, sagte der Meister, als er mir beim Abschiede die Hand drückte, was ich dir gesagt habe, ist nicht in den blauen Nebel geredet. Geh in Gottes Namen heim; aber glückt dir's etwa nicht oder findest du nicht Alles nach deinen Gedanken und Wünschen, so komme morgen oder in einem Jahre wieder, und du sollst erfahren, sofern ich noch lebe, daß das alte Sprüchwort: Ein Wort, ein Wort, ein Mann, ein Mann! noch eine Wahrheit ist.

Ich ging, weil Gottes Mühlen immer rascher in mir zu mahlen begannen. —

Ich nahm einen andern, weil nähern, Weg, als den durch das Rheinthal hinab und seitwärts dann in's heimische Thal — ich ging über das Gebirge, — und schnitt, von Mainz aus, einen mächtigen Winkel ab.

Da droben auf dem Berge, der unser Thal gegen Süden begrenzt, sehen Sie die hohe, alte, ehrwürdige Eiche. Sie steht hart neben dem Wege, der von droben herab in's Thal führt. Man überblickt da, wie Sie wissen, das ganze Thal der Länge nach; man sieht jedes Haus, die Kirche auf dem Hügel im Thale — das ganze Dorf.

Ich war sehr ermüdet und von der Sommertages Hitze ermattet, als ich die Eiche erreichte und in's Thal blickte. — Gottes Mühlen mahlten rasch in meinem Innern. —

Eine Frau ging vorüber. Sie trug eine schwere Bürde Klee. Ich kannte sie genau. Sie aber mich nicht. Sie grüßte und ging vorüber. —

Ich wollte fragen: Leben meine Aeltern noch? Lebt — Lieschen noch? — Aber die Kehle war mir zugeschnürt. Ich konnte kaum ihren Gruß dankend, wie es Sitte ist, erwiedern.

Ich war wieder alleine. Drunten lag das stille friedliche Dorf. Dort die Kirche. Drum herum die Gräber. — Vielleicht — doch ich konnte den Gedanken nicht ausdenken, denn, ohne daß ich es in meinem Gedankenbrüten bemerkt, war die Sonne hinter den Gipfeln der bewaldeten Höhen hinabgesunken. Der leichte, wunderbare Schleier von feinem Abendnebel legte sich über das tiefe Thal und

in diesem Augenblicke läutete die Gebetsglocke vom Kirchthurme und ihr trauter Klang wurde heraufgetragen zu der Höhe, wo ich saß.

Herr, — ich kann heute, nach vielen, vielen Jahren noch keine Worte finden, welche den unaussprechlichen Eindruck wiedergeben könnten, den dieser Klang auf meine Seele ausübte. —

Die Mütze vom Kopfe reißen, auf meine Kniee niedersinken und: Herr, Herr, sei mir Sünder gnädig! ausrufen, das war Eins; — aber daran reihete sich ein thränenbegleitetes Bekenntniß voll Reue, voll Scham — und ein Gelöbniß heimzukehren wie zur örtlichen Heimath, zur himmlischen, zum Herrn; wieder zu werden, wie ich als Kind war und gut zu machen so Vieles, was zentnerschwer auf der Brust lag.

Es war dunkel geworden und ich wußte es nicht. Ich lag noch auf meinen Knieen im Gebete, im Reden mit meinem Gotte, den ich so lange vergessen und versäumt, und meine Thränen flossen in heißem Ergusse.

Endlich tauchten die Lichter drunten im Dorfe auf.

Ich erhob mich. Ich fühlte, dieß Gebetsläuten war das Einläuten eines neuen Lebens, das Grabgeläute der Vergangenheit, das Sonntagsgeläute einer geistigen Auferstehung. Die Mühlen Gottes hatten ihr Mahlen vollendet; die Kleie war geschieden vom reinen Kerne und seinem Mehle. —

In wenigen Minuten war ich unten im Dorfe und stand vor dem Vaterhause und die Brust arbeitete keuchend. Ich mußte mich sammeln, ehe ich mit Gott einen Blick in die erleuchtete, kleine Stube, durch die hellen Scheiben werfen konnte, die der Mutter reinliche Besorgtheit immer so klar hielt. Jetzt that ich den Blick — und — noch einmal bog ich meine Kniee und betete: Herr, ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan hast! — Denn — da saßen sie um die dampfende Schüssel voll Kartoffeln — der Vater und die Mutter, noch immer rüstig und frisch, und die Schwester, die eine schöne, blühende Jungfrau geworden war, mit dem Stempel der jungfräulichen Seelenreinheit auf dem Antlitze — und sie betete: Komm Herr Jesu und sei unser Gast, und segne uns, was du uns bescheret hast! Eine Sekunde später trat ich, bleich von allen den tiefen Erschütterungen, die ich so schnell nach einander erlebt, in die Stube.

Aufblicken, und ausrufen: Mein Sohn! Mein Sohn! Das war eins bei der Mutter. —

Lassen Sie uns schweigen von dem, was folgte. Heute noch erschüttert es meine Seele in ihren innersten Fugen! sagte Veit und wischte sich die hellen Thränen aus den Augen. Nach einer Weile fuhr er fort: O, wie ist die Aelternliebe so reich, so groß, so tief! Kein Vorwurf kam über die Lippen. Nur die Liebe feierte ihre schönsten, gesegnetsten Augenblicke.

Die Mutter wollte nun schnell noch in die Küche, um Etwas, die Freude bezeichnendes, dem Mahle hinzuzuthun. Der verlorene Sohn war ja heimgekehrt! Ja, er war heimgekehrt und ich fühlte es tief in meiner Seele, es war droben im Himmel Freude bei den Engeln Gottes, wie hier bei den glücklichen Menschen über die doppelte Heimkehr.

Ich hielt sie zurück und aß einige Kartoffeln und wagte nun erst zu fragen: Was macht Lieschen?

Die Schwester lächelte.

Warte noch ein Bischen, lieber Jakob, sagte sie, dann sparen wir alle die Antwort, und die, die du dann empfängst, ist besser als die unsrige!

Sie hatte kaum ausgeredet, da wurde die Thür hastig aufgerissen, und Lieschen, blühend wie die frische Rose, um Vieles schöner, als ich sie verlassen, trat hastig in's Stübchen.

Was ist denn zu thun, fragte sie angstvoll, ich habe ja die Mutter so heftig rufen hören: Mein Sohn! mein Sohn!

Sieh hier hin, Lieschen, sagte mein Vater, dessen Gesicht von Seligkeit strahlte, siehe hier hin, und hole dir die Antwort selbst.

Ich saß starr da, in ihren Anblick völlig versunken. Die Thränen aber rannen, mir unbemerkt, über die gebräunte Wange. Ich konnte nur meine Arme gegen sie ausbreiten — und —

Doch lieber Herr Nachbar, Sie wissen, welch' eine zufriedene, glückliche Ehe ich mit Lieschen führe — sie ist, wie ein ungetrübter Frühlingstag, voll Blüthe und Freude gewesen bis heute, und vierzig Jahre sind, bei einem solchen Bekenntniß, keine Kleinigkeit.

Und nun, gute Nacht Herr Nachbar, sagte er, und stand auf. Ich drückte ihm für seine Erzählung dankbar, auf's Innigste die Hand.

Er war geblieben, wie er droben unter der Eiche gelobt, und jenes heimathliche Gebetsläuten mit seiner wunderbaren Wirkung klang immer neu, in seinem Sinn und Leben, in seinem Hause und seiner Familie fort.

Appenzeller Witz.

Von A. W. Grube.

Das Appenzeller Ländchen gehört zu den schönsten Kantonen der an Naturschönheit so reich gesegneten Schweiz. Es ist, als wollte der am weitesten nördlich vorgeschobene Alpenstock, die Gruppe des Säntis, des alten Mannes und des Kamor noch einmal alles Schöne und Große, Malerische und Kühne zusammenfassen; zackige Hörner und Spitzen, die auch im Sommer ihren weißen Schneemantel nicht von ihren Schultern lassen, schroff abfallende Felswände und dunkelgrüne Alpseen in den Hochthälern, freundliche Hügelreihen mit hellgrünen Wiesen, fruchtbaren Obstbäumen und schmucken Wohnhäusern nach dem Rheinthal und Bodenseebecken hin, und hier der Blick weithin geöffnet ins Schwabenland bis nach dem Schwarzwald, Alles so heiter, frei offen, ein schlagender Gegensatz zum Bregenzer Walde, der nur auf den hohen Bergkuppen eine Aussicht auf das offene Land frei läßt. Wie der Säntis, der König des Bodensees, stolz auf die weite Wasserfläche herabschauet, so blickt auch der Appenzeller mit einer gewissen Genugthuung von seinem höheren Standpunkte ins „Niederland", wie er die Feld- und Riedfluren am Bodensee nennt. In früheren Zeiten ist er oft genug in dieses Niederland wie eine zerschmetternde Lawine hinabgebraust, um das mit dem Abte von St. Gallen verbündete Rheinthal, Bregenz und die schwäbische Ritterschaft zu bekämpfen und den unter dem Joch der Lehnsherrlichkeit gebeugten Städten mit Gewalt die Freiheit zu bringen.

Am „Stoß", der steilen Bergwand hinter Altstetten, haben die Appenzeller, wie vormals die Spartaner an den Termopylen, gekämpft, aber sieghaft unter ihrem Leonidas, dem Grafen von Werdenberg, der, ein erbitterter Feind des Herzogs Friedrich von Oesterreich, sich an ihre Spitze gestellt hatte. Gleich den alten Spartanern verstanden sie sich ebenso gut darauf, mit dem Schwerdt wie mit kurzer treffender Rede drein zu schlagen, so daß auch ihre witzigen Antworten seit langem sprichwörtlich geworden sind. Gegenwärtig, wo Außer-Rhoden, die eine Hälfte des Kantons, sich ganz der Fabrikindustrie hingegeben hat, während Inner-Rhoden, im Besitz der Alpen, der Alpwirthschaft obliegt, hat sich das alte kriegerische Feuer sehr gemäßigt; doch sowohl die ärmeren katholischen Inner-Rhoder, wie die erwerbslustigeren protestantischen Außer-Rhoder haben ihr lebhaftes Temperament keineswegs eingebüßt; sie sind noch immer die lustigsten Gesellschafter, die besten Sänger, die lärmendsten Zecher, und die alte Rauflust bricht hier und da noch wie ein unter der Asche glimmendes Feuer hervor. Unter allen Schweizern machen sie am wenigsten Umstände; treten sie in die Stube des Herrn Pfarrers oder Herrn Landammanns, so nehmen sie gleich selber sich einen Stuhl zum Sitzen und sagen auch wohl erst „guten Tag", wenn sie Platz

genommen haben. Auch mit dem Fremden setzen sie sich gern auf Du und Du, und, wenn dieser Spaß versteht, so kann er sie auf das Beste in Zug bringen, wird aber auch bald ihre Grobheit merken, wenn er vornehm thun und von „oben herab" mit ihnen verkehren will. Man neckt sie oft damit, daß ihr Land von dem größeren Kanton St. Gallen rings umschlossen sei, ohne dieß wären sie nicht zur Ruhe gekommen. „Ja", entgegnen sie, „unser Kanton liegt wohl darin, aber wie ein Dukaten in einem Kuhfladen."

Manche Antworten sind wirklich ausgezeichnet und würden sich in der Tradition fortpflanzen, auch wenn sie nicht gedruckt worden wären. Wir führen hier nur folgende an:

An einer Tagsatzung der 13 alten Kantone fragte der Präsident, nachdem er die Meinung der einzelnen Abgesandten vernommen, zuletzt auch noch mit einiger Geringschätzung den Appenzeller Gesandten, der, ein einfacher Bauer, ziemlich unbeachtet dagesessen hatte: „Nun, und was dünkt euch gut?" „Honig und Küchlein!" antwortete der Gesandte, als hätte es sich um die Leibspeise der Appenzeller gehandelt. Alles lachte; der Präsident aber fragte nun höflicher, welches seine Meinung im vorliegenden Rechtsfalle sei und erhielt nun auch die rechte Antwort.

Ein anderer Appenzeller Gesandte, ein Glaser von Profession, wurde von einem Herrn aus den Landvogteien, der ihm den Vorsitz bei Tische mißgönnte, spöttisch gefragt, wie viel man jetzt für das Einsetzen einer Scheibe bezahle? „Vier Batzen zu Hause" lautete die Antwort, „wenn ich aber ausziehen muß, sechs Batzen und dann (seinem Frager auf die Achsel klopfend) gebe ich einen Hornaff obendrein." Hornaff hieß das dreieckige Stück Glas, das zwischen die früher üblichen runden Scheiben kam, und der Fragende hatte nun die Wahl, auf wen er den „Hornaff" beziehen wollte.

Ein Landammann traf im Wirthshaus mit dem Hauptmann K. v. U. zusammen. Während jener eine tüchtige Portion Stockfisch zu verzehren sich anschickte, fragte er den Hauptmann, ob derselbe nicht auch Stockfisch essen wolle? „Ich mag sie nicht," antwortete dieser. „Das ist nicht schön," bemerkte der Landammann, „wenn die Brüder einander nicht mögen!" „Doch schöner," entgegnete der Hauptmann, „als wenn sie einander fressen."

Eine Appenzeller Gemeinde, die wenig Mannschaft hatte, stellte ihre Männer bei der Musterung alle in eine Fronte. Da man sie deßhalb aufzog, bemerkte Einer: Wir haben keine wüste (schlechte), die man müßt hintre (hintenan) stellen!

Bei einer anderen Inspection bemerkte der eidgenössische Oberst dem appenzeller Offizier, die Krägen an den Röcken der Leute schienen ihm sehr ungleich zu sein. Der Offizier antwortete: das komme daher, weil nicht alle Soldaten ordonnanzmäßige Hälse hätten.

Ein Bettler zog mehrere Mal etwas ungestüm an einer Hausschelle. Unwillig trat der Hausbesitzer an's Fenster und rief: Marschier fort, und komm mir nie wieder vor's Haus! „Recht Herr" erwiederte der Bettler, „eben kam ich, um Abschied zu nehmen."

Bei der letzten Naturforscherversammlung zu Tragan (im Sommer 1857) bewunderte der Rathsherr P. Merian aus Basel die Behäbigkeit der Appenzeller, die wohl nicht von lauter Bergschotten (Molken) herrühren möchte: „Sie machen es — meinte er — „wie die Wegweiser und die Pfarrer, beide zeigen den rechten Weg, gehen ihn aber selber nicht!" Ein Appenzeller blieb die Antwort nicht schuldig, indem er fragte: Wissen Sie aber auch, worin ein Wegweiser und Basler Rathsherr unähnlich sind? und die Frage beantwortete: „die Wegweiser strecken ihre Hände aus, die Basler behalten sie im Sack!" Die reichen Basler sind als „Geldsäcke" bekannt! obschon der Witz auf Herrn Merian und die vielen wohlthätigen Reichen in Basel nicht paßte, so gab er doch Zeugniß von der steten Zungenbereitschaft der witzigen Appenzeller.

Von bösen Zeiten.

Ein Kapitel aus dem immerwährenden Kalender von Th. Meyer-Merian.

Wenn die Menschen schon um Vieles besser sind als die Sperlinge und Raben, die der himmlische Vater doch auch ernährt, so verzagen gleichwohl gar Manche: sie möchten vergessen sein. Wie bewährt die Weisheit, wie wunderbar die Ordnung und wie unergründbar die Hilfsmittel alle, beim ersten Anlaß, den das kurze Gesicht nicht gleich bis an's Ende überschaut, fürchten sich die Kleingläubigen und meinen: da übersehe es aber der liebe Gott doch gewiß! oder, er könne in dem Falle nicht helfen, sie wüßten auch gar nicht wie? sei ja dieser Weg versperrt und jener! Und sie ruhen nicht mit hundert Wenn und Aber, bis sie endlich wirklich da anlangen, wo man nur noch trösten kann: nun, wenn alle Stricke reißen, dann wirst du wenigstens nicht gehängt!

Regnet's drei Tage hintereinander, so wird über die Nässe gejammert: es faule und ersaufe Alles! scheint aber die Sonne eine Woche lang, dann muß Alles verbrennen, — und der Mensch mit seinem Fürchten und Zagen hat doch noch nie ein einziges Tröpflein Regen verhindert. Daß da Einer ist, der am besten die rechte Zeit kennt und weiß, was wir bedürfen, ohne daß es ihm der Hans und der Jakob zu sagen brauchen, an das denken nur Wenige.

Und wenn dir der lange und harte Winter warm macht, trotz seiner Kälte, so laß dich vom alten erfahrnen Landmann belehren, wie unter der Schneedecke die Saat gleichmäßig und sicher steht und nachher Nachfröste weniger zu fürchten sind. Ist es doch ein gar köstlicher und bewährter Spruch, und nicht gegen den Frost allein, daß ein Frühlingstag mehr aufthaut als ein Wintermonat frieren macht. Nicht minder wiegt die Bauernregel: dem härtesten Winter folge die gesegnetste Ernte. Wie scharf und grimmig der Winter auftritt, sein Heilmittel, der Schnee, hat ihm die göttliche Weisheit ja doch von vornherein hinten aufgepackt.

Dieß Alles vergißt aber der Kleinglaube, wie er vergißt, daß Gott Niemanden vergißt. Wer mit den rechten Augen sieht, der wird Vieles, das Verderben scheint, als Segen erkennen. Manch armes Kind fror wohl im strengen Winter und mehr als ein Weiblein wußte nicht, wo genug Reisig zusammenlesen oder Erdäpfel auftreiben! Die überreiche Raupenbrut erfror an den Bäumen zwar gleichwohl nicht, aber die Vögel, die so lange Feld und Wald verschneit fanden, die machten sich dafür um so eifriger über das Ungeziefer her und räumten damit auf, solche sogar, die sonst keine Liebhaber von derlei Braten sind. Der Frost, die Nässe im Frühling hat den ersten Kirschen geschadet und darüber jammert richtig alle Welt. Hingegen daß die Aepfel- und Pflaumenbäume von den zudringlichen Maikäfern, die gerade ihr dreijähriges Jubiläum feiern wollten, bei der Gelegenheit befreit wurden, davon spricht Niemand.

Und so muß oft ein unsanfter Stoß kommen, welcher die Menschen aus ihrer Trägheit und Stumpfheit aufrüttelt, sie hinaustreibt dahin und dorthin, wohin sie anders ihrer Lebtage nie gekommen wären und Andern bringen, was die nicht haben, und von ihnen dagegen empfangen, woran sie Mangel leiden. Dadurch wird dann das Menschenblut ein wenig untereinander geschüttelt und der Hans erfährt bei dieser Gelegenheit, der Jean gehöre im Grunde mit ihm zur gleichen Familie. Nicht nur Josephs Brüder sind um des Hungers willen nach Aegyptenland gezogen, das geschieht noch tagtäglich und zwar weiter als nach Aegypten. Denn seit dem Thurmbau zu Babel gilt der Rathschluß: die Menschen sollen nicht beisammen sitzen bleiben! und Hunger und Kriege, Sturm und Wasser müssen gehorsam das Ihre zur Ausführung beitragen. Steht nicht ganz Amerika vor uns?

Wenn man bei Verheerungen den Schaden in so und so viel Millionen berechnet, da vergißt man zu häufig nur, neben den Ausgaben auch die Einnahmen aufzuführen und z. B. mit anzugeben, wie viele arme und fleißige Arbeiter durch die neuen Bauten von Palästen und Dämmen ehrlich Brod für sich und die Ihrigen haben gewinnen können; was doch in eine rechte Generalrechnung auch gehörte.

Denn es mag dadurch kommen, daß eine sogenannte böse Zeit oft mehr Gutes als Böses wirkt, wenn nur immer der rechte Rechnungsmeister da wäre, die verschiedenen Posten herauszufinden und aufzustellen.

Die Noth schreitet wohl mit ehernem Schritte durch ein Volk hin, blicke nun Hunger und Krankheit aus ihren Augen, oder brause sie in entfesselten Wasserfluthen daher. Aber ein unsichtbarer Begleiter geht neben ihr her, der sie hier zurückhält, dort Balsam auf Wunden legt, die sie geschlagen, und dem Boden, in den der eherne Fuß Furchen getreten, ein Samenkorn anvertraut. Dieser stille Begleiter ist der Segen, der leise an die einzelnen Wohnungen und Herzen tritt und Einlaß begehrt. Keiner hat es je bereut, der ihm das Pförtlein aufgeschlossen, Viele aber, die nur nach dem dräuenden Antlitze der Noth blicken, beachten ihn nicht, Pharisäer so wenig wie Sadducäer.

Was so unter Sturm und Verderben jedes einzelne Dörflein, Haus, jeder Mensch besonders erfährt, kommt freilich nicht in die Zeitungen, das weis nur Einer, der, welcher auch weiß, warum er solche Zeiten schickt. Mancher, dem Feuer oder Wasser seine Habe genommen, er denkt nun erst an Gott. Nicht nur daß der ihn aufgerüttelt aus seiner Sicherheit, nein, auch mit Dank, denn wunderbar ist ihm sein Kind gerettet worden, das er schon verloren sah und darüber verschmerzt er den andern Verlust und hat ein großes Capital obendrein gewonnen für sein künftiges Glück. Denn wenn's auf Erden nicht mehr so vergnüglich aussieht, wie in einem Kramladen um Weihnacht, oder gar auf einem Tanzboden, so wendet eben Der und Jener seinen Blick doch an einen andern Ort als bisher, auch gen Himmel zum Beispiel.

Und kehrt nicht da gerade am schönsten der Segen ein in einem Christenlande, wo die Felder ihre Gaben versagen, die gewohnten Quellen versiegen und der Hunger sich zu Gaste ladet und immer gieriger zehrt an dem Vorrathe der Armuth; daß sie unter Sorgen sich niederlegt und mit Kummer aufsteht? Gott, der derselbe ist für Arm und Reich, er hilft den Armen allerdings nicht, daß er Korn regnen und Milch fließen läßt, aber eben damit, daß er Reiche geschaffen und ihnen Ueberfluß gegeben. Die Reichen sollen nun Gottes Zahlmeister und ihre Schätze die Vorrathskammer der Armen sein. Und das kommt Beiden zu Gute. Denn da geht den Reichen in der Noth der Armen ein Licht auf, daß sie sehen, welche Wohlthaten sie bisher vielleicht ohne Dank und jedenfalls ohne Verdienst genossen, und das soll sie antreiben, jetzt ihr Ehrenamt um so gewissenhafter zu verwalten, das Ehrenamt, den himmlischen Vater bei den Brüdern zu vertreten, der die Hungrigen speist und die Nackten kleidet.

Gottlob! viel tausendfältig wurde es erlebt, daß, wo der Nothruf der hungernden Armuth in die üppigen Feste und den Ueberfluß des Reichthums gedrungen, er auch Herzen erweckt hat; daß auf den Ruf ein Geist des Wohlthuns ist aufgestanden und durch die Länder hingegangen, gehindert von keiner Grenze, keiner Sprache und keiner Religion. Nicht das Glück, sondern die Noth stellt dem Menschen das lebendigste Bruderzeugniß aus, nicht am Glücke, sondern an der Noth hängen Dankesthränen, und an den Thränen auch der Segen. Die Noth hat die schönsten Denkmäler geschaffen, das segensreichste Gute gestiftet, die Noth zugleich auch das Schadhafte und Faule am Leibe der Menschheit heilen lehren, sie hat Kranken- und Armenerziehungsanstalten gegründet, so gut wie Arbeitshäuser.

Freilich läßt sich der Segen böser Zeiten weder immer gleich, noch überall herausfinden oder gar mit Händen fassen und in Zahlen ausdrücken. Und ein so gutes Gewissen mögen Wenige haben, daß ihnen die böse Zeit nicht doch auch wieder wie eine Strafe und Zuchtruthe vorkommen sollte. Wenn das Jeder auf sich bezieht, so schadet's nicht besonders viel. Manches auch mag im weisesten Hirn nicht immer sein rechtes Plätzlein finden. Soviel hat aber gewiß schon Jeder, der merken will, merken können, aus unzähligen Beispielen der großen und kleinen Geschichte, der gedruckten und ungedruckten, um gelegentlich sein Haupt zu beugen und ohne seiner Ehre etwas zu vergeben, bei sich zu denken: auch wenn ich's nicht begreife, ist es doch gut so! Wer aber diesen Glauben hat und fest hält, Reich oder Arm, der besitzt einen Vorrath, der selbst über den längsten Wintermonat von Noth hinausreicht.

Dies und Das.

Wie es zweien deutschen Kaisern mit ihren Gläubigern erging. Schuld bringt Ungeduld, sagt ein altes Sprüchwort, und mit dem Worte: Ungeduld, das bloß wegen des Reimes steht, wird eben alles Unheil bezeichnet, das der heillosen Quelle der Schuld entspringt. Selbst Schuld in Beziehung auf Darlehen, Geldschuld, bringt Ungeduld. Das erfuhren einmal zwei deutsche Kaiser, denen es in früheren Tagen auch einmal knapp mit dem Gelde ging, wie andern ehrlichen Leuten, besonders zu dieser Zeit! — Als Kaiser Friedrich der Dritte anno 1474 vom Reichstage in Augsburg wegzog, und gen Würzburg ziehen wollte, rotteten sich die Schmiede, Schneider, Sattler und Schuster zusammen, denen der Kaiser namhafte Summen für gelieferte Arbeit schuldig geblieben war, und paßten ihm bei Günzburg auf, spannten ihm die Pferde vom Wagen und als sich die adelichen Herren und Ritter des Gefolges für den Kaiser wehren wollten, empfingen sie von den handfesten Handwerkern Püffe, die manch blaues Mahl zurückließen. Hatte Gewalt nichts geholfen, so halfen hintennach gute Worte gar Nichts. Wohl oder übel mußte sich der arme Kaiser in sein Schicksal ergeben, bis die Schuld, welche sich auf 6736 Gulden belief, von den Augsburger Kaufleuten und denen noch andrer Städte vorgeschossen, und die steinharten Gläubiger bezahlt worden waren. — Nicht viel anders erging es anno 1350 dem Kaiser Carl dem Vierten. Den hatte die Kaiserwahl und was drum und dran hing, arm gemacht. Als er nun in dem genannten Jahre nach einem Reichstage die Stadt Worms verlassen wollte, wo er bei den Metzgern, die das Fleisch an den Kaiserlichen Hof geliefert, tief in der Kreide saß, rotteten sich diese derben Gesellen, von Einem angeführt, der am Meisten zu fordern hatte, zusammen und ließen den Kaiser nicht aus der Stadt. Auch jetzt wollten die Ritter drein schlagen, aber es bekam ihnen übel und erst, als der Bischof von Worms das Geld schoß und des Kaisers Schulden zahlte, konnte er ungehemmt abziehen.

Ein seltsamer Wegweiser. Reisende in Afrika haben in den endlosen Ebenen der Capcolonie große Leiden in der heißen Jahreszeit zu erdulden. Die Reise auf den schweren Wagen, welche Ochsen ziehen, geht nur langsam voran. Das mitgenommene Trinkwasser verdirbt leicht und die drückende, furchtbare Hitze bringt brennenden Durst; auch die Lebensmittel verderben leicht — da treten Nothstände ein, die schauderhaft zu nennen sind, denn die Zugthiere sterben vor Durst und derselbe schauderhafte Tod erwartet sicher den Reisenden, wenn er nicht eine Quelle erreicht, bei der menschliche Wohnungen nicht fehlen. Da ist oft ein Straußennest mit 40 bis 50 großen, köstlichen Eiern eine Gotteshülfe. Aber sie sind schwer zu finden, da der schlaue Riesenvogel sie, wo möglich, unkenntlich macht, und es meist nur Aushöhlungen im gluthheißen Sande sind. Sitzt er nicht brütend darauf, so sind sie noch schwerer zu entdecken, und selbst, wenn dieß geschieht, gelingt es nicht leicht, denn der Vogel legt, wenn er Feinde in der Ferne sieht, seinen Hals flach auf die Erde, so, daß er nur schwer zu entdecken ist. Beobachtet aber der Reisende einen einzelnen, in der Luft schwebenden, weißen Geier, so ist der ihm ein sicherer Wegweiser zu einem Straußennest mit Eiern. Hat nämlich der hoch in der Luft schwebende, ungemein scharf ausschauende Geier einen brütenden Strauß entdeckt, so wartet er, bis der Vogel die Eier verläßt, um nach Nahrung auszugehen. Sind die Eier bloß, so stößt er zur Erde, nimmt einen Stein in seinen Krallen mit empor, schwebt grade über dem Neste, und läßt alsdann den Stein mitten in das Nest herabfallen, weil er nur so die dicke, harte Schale des Straußeneies zerbrechen kann, an der sein scharfer Schnabel umsonst sich abmühen würde. Der herabfallende Stein zerbricht einige Eier, die nun der Vogel schnell verzehrt. Folgt der Reisende diesem Wegweiser, so werden die Eier seine sichre Beute, und seine Noth ist für's Erste gehoben, denn des Eies Flüssigkeit lindert die Qual des Durstes und gibt eine stärkende, wohlschmeckende Nahrung.

Ein Leibgericht der Mexikaner. Es ist in der That verwunderlich, wenn man hört, welche Dinge der Mensch oft mit großem Wohlgeschmacke verzehrt, ja man muß es gestehen, daß Unsereinem dabei der Appetit gründlich vergeht. Das ist z. B. der Fall, wenn man vernimmt, daß die Chinesen die Ratten mästen und dann als Leckerbissen verspeisen; daß man auf der Insel Manila Nichts köstlicher findet, als ein Beiessen von Fledermäusen und gebratenen Eidechsen, und auf der Insel Ceylon und auch anderwärts das Fleisch der Riesenschlange außerordentlich beliebt ist. Allein über das Alles reicht doch ein Lieblingsgericht der heutigen Mexikaner ungleich weiter hinaus. Es ist dieß ein Kuchen oder Fladen, den sie hotle nennen. Er wird aus — Wanzeneiern bereitet! Und diese Speise ist in Mexiko seit Jahrhunderten beliebt. Herr Guérin-Méneville, ein sehr gelehrter Franzose, berichtet über diesen Hotlekuchen, daß er aus den Eiern von drei Sorten Wasserwanzen bestehe, die man in Mexiko häufig finde. In den kleinen Seen und andern Gewässern des Landes wächst nämlich eine Art Binsen, auf welche diese Wasserwanzen ihre Eier gerne legen. Um die Eier, welche diese ekelhaften Insekten legen, in größerer Zahl zu gewinnen, schneiden die Mexikaner diese Binsen ab und legen sie in Bündeln und in langen Reihen an den Rand des Wassers, doch so, daß sie in das Wasser hineinreichen. Nun kommen die zahlreich dort lebenden Wasserwanzen, legen ihre Eier auf die Büschel der Binsen und flugs ist der Mexikaner da, sammelt vorsichtig die Büschel, schüttelt die Eier auf Tücher ab, trocknet sie und — nachdem er sie durchgesiebt, um Anderes davon zu scheiden, verwendet er sie zu Kuchen oder verkauft sie auf den Märkten, wo sie gut bezahlt werden.

Ländlich, sittlich, sag' ich dabei; aber wenn mich ein Mexikaner zu Gast lüde? Was meint Ihr, liebe Leser?

Der Vogelsteller.

Von K. Stöber.

In der Nacht von St. Ursula auf St. Cordula — ungefähr zwischen 11 und 1 Uhr — schlich Jemand in den Höfen und unter den Bäumen und Felswänden der Karthause umher. Es war kein Ruhestörer, sondern einer von den Menschenfreunden, die sich über den gesunden und festen Schlaf des Nächsten von ganzem Herzen freuen können. Es war ein Schlosser; denn er öffnete das Klosterpförtlein mit einem Dietrich, und doch keiner, weil er wieder fortging, ohne für seine gehabte Mühe etwas zu rechnen und in Ansatz zu bringen. Vielleicht litt er an den Augen und scheute deßhalb jedes starke Licht; denn er hielt sich immer im Schatten und mied sorgfältig die Plätze, über die der Vollmond seinen Schein ausgoß. Oder trieb ihn die Nächstenliebe, nachzusehen, ob doch das Haus des Kastners allenthalben wohl verwahrt sei, und nöthigen Falls die sorglosen Bewohner vor Schaden zu warnen? Wenigstens untersuchte er die Stärke der Eisenstangen an den Fenstergittern des Erdgeschosses, maß mit den Augen, wie lange die Leiter sein müsse, die mit der Spitze an ein Fenster im ersten Stockwerk reichen sollte, und befühlte ein Hinterthürlein am Herrenhause, ob es von weichem oder hartem Holz wäre und mit Eisenblech beschlagen sei oder nicht. Der gefährlichste Nachbar für das Herrenhaus aber schien ihm der alte große Birnbaum zu sein, nicht nur wegen seiner Höhe überhaupt, sondern auch wegen des dicken Astes, mit dem er bis an einen offenen Dachladen reichte. Um sich vollkommen davon zu überzeugen, hatte er schon den Stamm mit beiden Armen umklaftert und den einen Fuß aufgehoben, als hinter ihm in der Pfründnerei eine Nachtigall zu schlagen anfing und er wieder hinging, woher er gekommen war.

Denn die Nachtigall, welche damals schlug, war keine aus dem Geschlecht, das von Alters her angehenden Dichtern so viel Dinte, empfindsamen Augen so viel Thränenwasser und weichen Herzen so viel überwallendes Blut gekostet hat. Es war keine von denen, welche der Herrlichkeit einer Sommernacht die Krone aufsetzen, wann die Sterne funkeln und die Feldhölzer in feuchtem Mondlicht stehen und eine Mutter ihr schlafendes Kind in den Armen nicht sanfter wiegen kann, als die laue Luft die blühenden Erdbeeren im Buchenschlag und das neue Schilf im Teich. — Die Nachtigall, die unseren Nachtwandler verscheuchte, war eine von denen, wie sie die freundliche Leserin in der folgenden Geschichte näher kennen lernen kann.

Es waren einmal ein Mann und seine Frau. Der Mann hielt es mit dem, der da spricht „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, — dem Beleidiger oder der Beleidigung; — sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und so Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und so dich Jemand nöthiget eine Meile, so gehe mit ihm zwei." Deswegen baute er auch die Obstmärkte nicht, wo man für Zungenkraut Ohrfeigen einhandelt, und es hätte kommen mögen, wie es wollte, er wäre kein Haar weiter gegangen, als Paulus, da der Hohepriester Ananias denen, die um ihn standen, befahl, daß sie den Apostel aufs Maul schlügen, oder als Christus vor Cajaphas, da er den Backenstreich empfing. Denn er war langsam zu reden und langsam zum Zorn, — eine regennasse Garbe, die das Feuer mit seiner Zunge beleckt, aber liegen läßt und zischend weiter geht, wenn es merkt, daß da nichts zu machen ist. — Das junge Weib des Mannes aber, die Wäscherin, hielt es nicht mit dem Neuen sondern mit dem Alten Bunde, woselbst es heißt „Auge um Auge, Zahn um Zahn!" und ärgerte sich über den nassen Klotz im Ofen, nämlich über ihren Mann, den Schuster. Denn wenn sie auch manchmal meinte, sie hätte recht geschürt und ihn zum Brennen gebracht, so war es doch immer nichts und ihre Mühe umsonst. — Einmal aber, als sie wieder geschürt hatte, fuhr er von seinem Rappen auf noch einmal wie ein Drache,

und schlug dem Nachbar, der ihn einer Sache zieh, mit dem Schustershammer den Kopf ein. Und weil dazumal in dem Städtlein noch eine absonderlich prompte Justiz war, so wurde er noch denselben Vormittag zum Tode verurtheilt und hinausgeführt. Die Armensünder-Glocke auf dem Rathhause fing an zu lamentiren, und so oft mit dem Läuten ausgesetzt wurde, stimmten die Chorschüler ein Buß- oder Sterbe-Lied an, oder die Trommel der Stadtsoldaten schmetterte dazwischen, und als der Zug das Thor hinter sich hatte, hub sich ein Schwarm Raben von der Schützenlinde und flog ihm voraus. Die Schusterin aber folgte ihm mit ihren Augen von einem Bodenloch ihres Hauses an der Mauer. Und als ihr Mann von der Galgenleiter noch einmal nach der Stadt und nach seinem Hause zurückschaute, wollte sie sich auf die Gasse hinunter stürzen und zugleich mit ihm sterben. — Aber in demselben Augenblick hub der Wecker an der Schwarzwälder Uhr neben ihrem Bette aus und weckte sie auf. Denn sie hatte geschlafen und von dem Allen nur geträumt. Bevor sie aber ihre Laterne anzündete und aufs Waschen ging, schlich sie sich zweimal an das Bett des Mannes, zu sehen, ob er noch da sei, und gelobte in ihrem Herzen, nie mehr zu schüren, so lange sie lebe.

Die Nachtigall also, die in der Pfründnerei schlug, war auch ein Wecker. Aber des Kastners Vogelfänger, dem sein Getöse galt, fuhr nicht so schnell auf, wie die Schusterin aus ihrem Traum, sondern trat sein Tagewerk langsam und bedächtig an, wie der Sattelgaul des Fuhrmanns, der aus dem Stalle gezogen und an die Deichsel gestellt wird. Auch war es bei ihm nicht, wie bei der Schusterin, mit etlichen leicht über- und umgeworfenen Röcken und Halstüchern gethan; er steckte sich in eine vollständige Rüstung, wie sie damals die Vogelsteller von Profession gegen die rauhen und feuchten Oktober- und November-Morgen anzuthun pflegten. Die gewalkten Strümpfe gingen weit über die Kniee hinauf. Daß sie nicht wieder herunter rutschten, wie bei unmäßigen Schneidern und Webern, verhinderten enganliegende Beinkleider aus einem kräftigen Tuch, das mehr ins Gewicht, als in die Elle ging. Und weil aller guten Dinge drei sind, so kamen noch Kamaschen dazu, die bis zur Hälfte der Schenkel reichten und nicht aus braunem Tuch, sondern aus dem Filz gemacht zu sein schienen, wie er in den Papiermühlen gebraucht wird. Die Schuhe, an welche sie sich anschlossen, wie die Hülsen der Haselnüsse an ihre noch unreifen Früchte, hatten daumendicke Sohlen und waren auch bezüglich des Oberleders so wasserdicht, wie die Socken der Eisbären. Oben aber deckten sich die Pelzmütze mit den herabgebundenen Ohren, der Kittel mit dem hohen stehenden Kragen und die gestrickten Schlupfer um die Handwurzeln und weiter vor so gut, wie die Federschuppen der nordischen Wasservögel über ihrem Flaum. Selbst das Gesicht hatte nur wenige verwundbare Stellen. Die buschigen Augenbrauen und der dichte Schnurrbart schwebten über den Augen und Lippen, wie schützende Vordächer. Auch ging es dem Vogelsteller nicht, wie dem Hirtenknaben, der in der Rüstung des Königs nur wenige Schritte that und dann sagen mußte „Ich kann nicht also gehen, ich bin es nicht gewohnt." Der Alte war trotz der siebenzig Jahre, die er schon auf dem Rücken hatte, noch ein kräftiger, rüstiger, aufrechter Mann und trug dreißig Pfund Wolle und Leder an seinem Leibe so leicht, wie das Nashorn seine centnerschweren Ueberwürfe. Auch hätte er zum Anthun seines Feldhabits kein Licht gebraucht. Er hatte es im Griff, wie die Biene das Zellenmachen im finstern Korb. Aber sein Zimmerbursch, der invalide Stadtsoldat, hielt auf christliche Hausordnung. Er zündete die Lampe an, die über seiner Bettlade in der Mauervertiefung an die Stelle eines heiligen Bruno von Holz getreten war, nahm von dem Bücherbrett hinter sich „Den Lustgarten für neuerwachte Seelen" und las daraus dem Vogelsteller, während er sich rüstete, die nachstehende Morgenbetrachtung vor.

Prediger Cap. 9. Vers 12.

Auch weiß der Mensch seine Zeit nicht, sondern wie die Fische gefangen werden mit einem schädlichen Garn und wie die Vögel in einem Strick gefangen

werden, so werden auch die Menschenkinder berückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt. —

Auslegung.

Was die Zeit ihres Abscheidens anbelangt, so können auch die Kinder Gottes nicht über die Nase hinaus schauen, nicht einmal über eine gewöhnliche und landübliche, geschweige denn über eine seltsam große, damit ein Levit nicht zum Vorhang kommen noch zum Altar nahen durfte. Wie der Fisch die Angel verschlingt mit dem Wurm und die Drossel ihren Hals steckt durch die Schlinge nach den rothen Vogelbeeren, und wissen es nicht, also kannst du den Tod einathmen mit einem Odemzug und verschlucken in einem hellen Wassertropfen, und wärest du auch ein Freund Gottes geheißen, wie Abraham. So das aber geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden? Die Gottlosen werden berückt zur bösen Zeit, wie der Raubfisch im Röhricht, wenn der Wasserfeger mit der scharfen Sense durch die Binsen fährt.

Exempel aus der heiligen Schrift.

Achasja, der Sohn Achab, war König zu Samaria und that, das dem Herrn übel gefiel, und wandelte in dem Wege seines Vaters und seiner Mutter, und diente dem Baal und betete ihn an, und erzürnte den Herrn, den Gott Israel, ganz wie sein Vater that. Aber in seinem Palast zu Samaria war ein Gitter, aber nicht an einer Gallerie oder an einem Fenster, wie etliche meinen, sondern in dem Fußboden eines Saals, vermuthlich damit man das Licht aus dem oberen Stockwerk in ein Mittelzimmer des unteren lassen könnte, wenn man wollte. Und wenn das Gitter nur aus feinem Draht oder schwachen Stäben gemacht war, so gehörte gewiß ein starker Deckel dazu, den man zu gewissen Zeiten weghob und zu anderen wieder darauflegte, besonders wenn in dem Saale ein Mahl gehalten wurde und die trunkenen Augen der Gäste den Unterschied zwischen einem Fußteppich und einem Loch im Fußboden nicht mehr zu machen vermochten. Kurz der König Achasja, wollte er bei der Nacht auf dem platten Dache des Hauses zu seinem Leib- und Hof-Gott Baal-Sebub beten, oder war er auf einem anderen Wege, wozu man sich nicht leuchten läßt, oder promenirte er im Saal, weil ihn ein Zorn oder deß etwas nicht schlafen ließ, er fiel durch das Gitter, daß er sich sehr wehe that und noch nicht lange auf seinem Bette lag, als ihm der Gott seiner Väter, deß Wege er verlassen hatte, sagen ließ „Du sollst nicht von dem Bette herabkommen, darauf du dich gelegt hast, sondern sollst des Todes sterben.“ Also starb er nach dem Wort des Herrn, und Joram, sein Bruder, ward König an seiner Statt.

Exempel aus anderen Büchern.

Zu T. im Fränkischen Kreise saßen einmal, es war am Sylvester-Abend, lustige Gesellen beim Bier. Sie waren nicht von der schlimmsten, aber auch nicht von der beßten Art, und was sie miteinander sprachen, hätte besser sein können und schlechter. Sie waren aber Stammgäste und hatten von dem Herrn Wirth zum Schluß des alten Jahres ein jeder ein Glaskrüglein verehrt bekommen, ein geschliffenes und mit schön verziertem zinnernen Deckel. Diese neuen Gefäße einzuweihen, stießen sie ein Mal um das andere Mal an und brachten allerhand Trinksprüche aus. Der Schwarze rief „Es lebe der Tod mit seiner alten Sense!“ Der Rothe schrie „Freund Hain soll leben und sein eingerostetes Stundenglas!“ Der Braune machte aber gar den ersten Reim in seinem Leben und sprach „Vivat! der Meister Knöchlein soll leben und seine Waden auch daneben!“ Und als sie heim gingen, sangen sie noch in der Elstergasse:

Meister Knöchlein, laß auf Erden
Uns drei Mediciner werden.
Laß uns! Wir geloben dir
Unsre Kunden halb dafür.

Den Morgen darauf aber war der Rothe krank. Er verspürte Stechen unter dem Zwerchfell, dann stellte sich grausames Erbrechen ein, und ob er gleich nicht mehr so viel im Magen hatte, als in einen Erbsenbalg geht, würgte

17*

es ihn doch fort und fort, bis der kalte Brand dazu kam und seinem jungen Leben ein Ende machte. Die Doktores aber, die Ursache seines Todes zu erfahren, schnitten den Leichnam auf und fanden in der Magenwand einen Glassplitter, nicht größer, als der Dorn einer wilden Rose ist. Und das Glaskrüglein, daraus der Verstorbene am Sylvesterabend getrunken, hatte oben am Rand ein Scharte, darein der Splitter paßte, wie ein Ast in sein Loch und ein Stilet in seine Scheide. — Seitdem mahlt man den Tod, wie er von hinten her über die Zecher herein schaut und sein Stundenglas mit dem rinnenden Sand hinhält, als wollte er anstossen und sagen „Laßt mich auch mitthun, ihr Herren!"

Schlußseufzer.

Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod.
Ach wie geschwinde und behende
Kann kommen meine Todesnoth!
Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut,
Mach's nur mit meinem Ende gut.

So lange der Stadtsoldat an der vorstehenden Morgenbetrachtung las, hatte der Vogelsteller mit den hundert Knöpfen, Hacken und Schleifen seines Anzugs zu thun; als aber der Vorleser an den Schlußseufzer kam und ein Vaterunser hinzufügte, richtete er sich auf und faltete seine Hände. Dann sagte er Ade, ging in die Küche, zündete seine Pfeife mit einer Kohle aus dem Aschenhaufen auf dem Herde an, nahm den großen Tragkorb mit dem neuen Garn auf den Rücken und verließ, einen handfesten Prügel unter dem Arm, die Karthause.

Draußen lag ein dichter Nebel über Berg und Thal, und die Buchen troffen von ihm, als wäre erst ein Strichregen über sie hingegangen. Uebrigens war es mondhell und nicht viel dunkler, als in einer Schlafstube, wo die Nachtlampe in der mattgeschliffenen Glaskugel brennt.

Also verfolgte der Vogelsteller aus der Karthause den vor ihm liegenden Weg ohne Unterbrechung, und kam aus dem Thal zu der Kapelle der Schmerzhaften Frau, die auf dem breiten und kahlen Bergrücken steht. Eilen wir ihm auf der Eisenbahn nach, die schon seit der Schöpfung des Menschen für seine Gedanken gebaut ist, so finden wir, daß unser Mann an diesem hoch liegenden Bethel einen besonderen Antheil nehmen mußte.

Denn er nahm aus seinem großen Tragkorb einen Dachziegel und füllte damit eine Lücke aus, welche der letzte Sturm in die Bedachung des kleinen Heiligthums gerissen hatte. Auch den Epheu, der die ganze Wetterseite des Bethauses bedeckte, hatte er gepflanzt und gezogen. Denn als er bemerkte, daß die Hütte Gottes an dieser Wand ihren Bewurf zu verlieren und Noth zu leiden anfing, pflanzte er das Immergrün an den Fuß derselben und begoß es mit Wasser, das er immer aus dem Bach der Zwillinge mit hinauftrug, bis es der darauffolgende milde und nasse Winter übernahm die jungen Pflanzen zu tränken. Den nächsten Frühling darauf begannen sie schon an der Mauer hinaufzuklettern zum Zeichen, daß sich auch ihre Wurzeln schon in den neuen Standort gefunden hätten. Die alte Linde, welche die Hälfte ihrer Aeste über die Kapelle ausstreckte, sorgte dafür, daß sie immer den von ihrer Heimath her gewohnten Schatten hatten.

Inwendig in der heiligen Hütte war eine Mutter Gottes von Stein, sitzend auf einem aus dem natürlichen Boden hervorragenden Felsenblock, den heiligen vom Kreuze genommenen Leib des Sohnes auf ihrem Schooß und in ihren Armen, in ihrer Brust aber den zweischneidigen Stahl, von dem Simeon geweissagt hatte „Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen." Epheuzweige, die sich durch ein schmales Fenster in die Kapelle hinein gewagt hatten, liefen an der gewölbten Decke derselben hin und bildeten ein zweites grünes Dach über dem heiligen Bilde.

Vor Alters war hier ein Prinz aus dem fürstlichen Hause auf dem Heimweg von der Jagd mit dem Pferde gestürzt und mit eingedrückten Rippen liegen geblieben. Auf die Nachricht davon, die sein einziger Begleiter in die Stadt

brachte, eilte die Mutter des Verunglückten auf dem kürzesten Fußpfade nach der Stätte des Jammers. Dort setzte sie sich auf eine niedere Felsenplatte, ließ sich den halbtodten Sohn auf den Schooß heben und behielt ihn in ihren Armen, bis ihm der Odem ausgegangen war. — Das Jahr darauf befahl sie, den Fels mit einer Kapelle zu überbauen und auf ihn das Bild der schmerzensreichsten aller Mütter zu setzen. Der Meister aber, der Architekt und Bildhauer zugleich war und die Ausführung dieses Befehls übernahm, hatte mit Andern damals die Fürstin begleitet, als sie den traurigsten Weg ihres Lebens betrat, und darum scheint es mehr als Sage zu sein, wenn es in der Umgegend heißt, die Maria auf der Platte, eine stattliche Frauengestalt in mittelalterlichem Gewande sei ein getreues Conterfei von der Fürstin.

Der Antheil aber, den unser Vogelsteller an der Kapelle nahm, hatte weder in dem verunglückten Prinzen, noch in der schwerheimgesuchten Mutter desselben seinen Grund, sondern in etwas ganz Anderem, was in der folgenden Geschichte zu Tage liegt, in der er — nämlich unser Vogelfänger selbst — die Hauptperson ist und wenn auch nicht die glänzendste, doch die erste Rolle hat.

Wenn in einem Thalkessel, wie der ist, in welchem Ortenberg liegt, mitunter einmal kein Thurmfalke horstet, dann geht auch die Zeit ganz ruhig vorüber, wo die Hausschwalbe ihre flüggen Jungen aus dem Neste auf die Bäume in dem Hausgarten führt und da den Tag über ätzt. Man hört nun hin und wieder ein ungezogenes Gekreische, womit das unersättliche Volk den Alten die weit aufgesperrten Schnäbel entgegenstreckt, oder einige Bettellaute von den Großen, die den mit Futter wiederkehrenden Alten entgegenflattern, weil sie nicht sitzen bleiben und warten wollen, bis die Reihe an sie kommt. Die Mütter aber setzen, wenn sie wieder ein Maul gestopft haben, ihren Fliegenfang fort, sorgenlos und ohne Umschauen hingleitend über den Spiegel des Weihers und den Blumenflor auf den Wiesen, oder an kühlen Tagen zwischen den Rindern und Schafen auf der Weide. Ganz anders aber ist es, wenn ein Sperber im Revier ist. Da sind Angst, Schrecken, Jammer und Geschrei an allen Enden. Den Gelbschnäbeln merkt man freilich, ehe sie der Krummschnabel beim Fittig nimmt, nichts dergleichen an. Desto mehr den Alten. Ihr Flug, sonst gerade ausgehend, wie der Cours des kühnsten Amerikaners, ist zum unsichern und ängstlichen Flattern und Kreisen geworden. Der Wunsch, den hungrigen Kindern Brod zu holen, zieht sie fort, und der Gedanke an die Gefahr, in der sie die Armen zurücklassen, bringt sie nach einem Augenblick wieder zur Umkehr. Aber es hilft ihnen Alles nichts. Irgend woher ertönt ein warnender Schrei; aber zu spät. Der Feind hat sich wieder ein Opfer ausersehen und schießt schon wie der Blitz aus der Höhe herab. Die Alten können sich noch retten; aber die Jungen flattern rathlos umher und schon im nächsten Augenblick hat der Räuber wieder eins in seinen Krallen und drückt ihm mit Einem Griff Brust und Herz ein. Alles fliegt ihm schreiend nach, aber vergebens. Alles fliegt dann zum Himmel empor und klagt dem Himmel die Noth. Aber auch der Himmel hat für die seufzende Creatur kein Ohr. Noch an dem nämlichen Tage oder am andern ganz gewiß wiederholt sich derselbe Jammer, und wenn der Herbst gekommen ist, ziehen die meisten Alten wieder allein dahin, wie sie im Frühlinge gekommen sind.

Noch schlimmer ging es einmal ein Stockwerk tiefer, unter den Dächern von Ortenberg, wo andere Herzen schlugen, die den Verlust eines Kindes nicht so leicht und schnell verschmerzen und verwinden konnten, wie die Schwalben.

Viele Jahre waren die Mütter des Städtleins, besonders die einsamen und armen, in dem sichern und ungefährdeten Besitz ihrer heranwachsenden und erwachsenen Söhne glücklich gewesen. Der Tod hatte seit Menschengedenken die traurigen Scenen von Naim nicht wiederholt, die Gefahren der Verführung waren damals kaum des Nennens werth, und das wenige stehende Militär des Fürsten bestand größtentheils aus alten Invaliden und hatte nicht mehr Anziehendes, als ein vergilbtes und in Schweinsleder gebundenes Exercier-Regle-

ment. So verwelkt waren seine Hüte, so trübselig seine Gewehre, so anspruchslos seine einzige Fahne und so heiser und übel bedient die zwei Trommeln, die bei Aufzügen vor ihm hergetragen wurden. Und ergänzt wurde es theils mit angeworbenen Rekruten und theils mit den ehelichen Sprößlingen der Unterofficiere. Das fröhliche Aufschießen ihrer Söhne hatte daher auch den Ortenberger Müttern seit dem dreißigjährigen Krieg keine Sorge mehr gemacht, und wenn es auch so schnell ging, wie bei den Weiden am Bach, und so gerade ausfiel, wie an der Königskerze im sonnigen Schlag.

Da erschien aber an dem Horizonte der Glücklichen ein preußischer Werber und stellte der unerfahrenen Jugend Netze, bald da und bald dort an der nahen Gränze. Als ihm vollends das erste Stadtkind von Ortenberg in die Schlinge gegangen war, geberdeten sich die Mütter vor den andern erwachsenen Söhnen, wie der Sperling mit seinen Jungen im Garten, wenn die Katze unter den Kohlblättern lauert: Sie trippelten hin und her, und warnten, und verwünschten den Seelenverkäufer, und mehr als eine geballte Faust wurde nach der Gegend gerichtet, wo er gerade mit seinen blanken Thalern, Spielleuten, tanzlustigen Dirnen und sonstigen Lockvögeln sein konnte.

Da, wo er seine Fähnlein mit dem schwarzen Adler nicht aushängen oder aufstecken durfte, hatte er den einen oder den andern Zuführer. In Ortenberg war es ein Mensch, den sie nach seinen rothen Haaren den Röthel nannten. Sie hätten ihn aber auch den krummen Fritz nach seinen Füßen, oder den bucklichten Friedel nach seiner hohen Schulter, oder den einäugigen Frieder nach dem einzigen Fenster im Kopf heißen können, das ihm die Kinderblattern gelassen hatten. Denn Gott hatte ihn nach allen Seiten gezeichnet und ihm vorn wie hinten Warnungstafeln angehängt, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Hütet euch vor dem." Und dennoch hatte er eine große Kundschaft. Weiber, die abseits ihrer Männer mit dem Leihhaus Geschäfte machten, betrunkene Spieler, denen es an dem dritten oder vierten Mann fehlte, der eine oder der andere verlorene Sohn, der das väterliche Erbe auf der Schnellpost expediren wollte, Alle, die nicht wußten, was sie bei ihren Affären mit einem ehrlichen Mann thun sollten, und Andere ihres Gelichters gaben ihm so viel zu verdienen, daß er die Weberei, die er erlernt und eine Zeit lang getrieben hatte, an den Nagel hängen konnte. Ob er dabei war oder nicht, als der schwere Geldsack des Hofmetzgers Füße bekam und die Kammerthüre hinter sich offen ließ, wußte er selbst am beßten. Seine Mutter sagte den Tag darauf, als Lärm geschlagen wurde, ungefragt Allen, die ihr in den Weg kamen, ihr armer Kerl der Fritz hätte die ganze vergangene Nacht Leibreißen gehabt und sich in seinem Bett gekrümmt, wie ein Wurm.

Dieser Rothstift von Ortenberg trat eines Abends zu dem Sohn der Brodhüterin, der ein Büttnergeselle war und mit aufgestülpten Hemdärmeln unter der Hausthüre stand. Denn der junge Mensch machte ein Gesicht, wie Haman, als er den Mardachai, den Juden, durch die Straßen der Residenz führen mußte. Die jungen Herren aber, die mit ihren Aeltern schmollten, hatten dem Röthel schon viel zu verdienen gegeben, und deßwegen klopfte er an den Essigtopf, um zu hören, was für einen Ton er gebe, und sagte „Kobel, dir hat gewiß die Henne das Brod genommen?"

Der Sohn der Brodhüterin antwortete, das Leben sei ihm zuwider. Seine Mutter behandle ihn noch immer, wie einen Buben, und wolle ihn das spanische Rohr seines seligen Vaters nicht tragen lassen, bis er Meister geworden wäre. Was die Leute dazu sagen würden, sage sie immer; er aber kümmere sich um die Leute gar nichts, und ihm sei es einerlei, was sie schwätzten. Er sehe nicht ein, warum überhaupt nicht Jeder ein Rohr tragen dürfe, der es bezahlen könnte.

Dabei spuckte er voll Aerger seitwärts aus, und der Rothstift fand dadurch Zeit einzufallen und zu sagen: „Wenn ich ein Enocks-Kind wäre, wie du, ein solcher Goliath, dann hingen mir alle Spanier in Ortenberg gut. Ich thäte mich in einen Rock des Preußenkönigs stecken lassen. Bei dem gelten die großen

Leute Alles und ein Flügelmann ist ihm zehntausendmal lieber als ein Professor. Die gelehrten Herren schaut er an, wie der Jud das schlechte Silber; mit seinen Grenadieren auf der Schloßwache plaudert er, drückt ihnen einen Dukaten um den andern in die Hand, und wenn sie auf den Knochen schlecht werden, macht er Laufer, Hausmeister, Kammerdiener und Schulmeister aus ihnen. Oft, wenn es eine kalte Nacht gibt, schickt er dem Posten vor dem Schloß seine Wildschur, oder sagt zu den Bedienten, wenn die Tafel aus ist: „Heut wischt ihr euch das Maul, ihr Schlingel und Tagdiebe, und was übrig geblieben ist, tragt ihr meinen Kindern, den Grenadieren hinunter auf die Wachtstube.“ Da hat schon Mancher gelernt, wie man Fasanen und Pasteten anpacken muß, und hatte früher seine Zähne an nichts, als Erdäpfeln gewetzt.

So log der Rothstift, wie gedruckt. Der Kopf des jungen Kobel aber stand über zwei langen Füßen, über zwei noch längeren Seiten und auf dem gestreckten Hals so hoch, daß sich der freundliche Leser nicht wundern wird, wenn wir sagen, er sei von den königlichen Dukaten, Pasteten, Fasanen und Weinresten schwindlig geworden, und sein Besitzer habe nicht nur beschlossen, sich unverzüglich anwerben zu lassen, sondern auch mit seinem Rathgeber ausgemacht, wie die Flucht aus dem mütterlichen Hause zu bewerkstelligen und die Sache überhaupt am beßten auszuführen sei.

Den Morgen darauf — es war an einem Sonntag — als die Lerchen erwachten und den Thau von ihren Federn schüttelten, waren die beiden Gesellen schon unterwegs nach der Werbestation, die damals zunächst an der Gränze in Hochfeld war, und verkürzten sich die Zeit auf eine eigenthümliche Weise.

Der Sohn der Brodhüterin hatte nämlich für die Zeit, die zwischen seiner Flucht von daheim und dem Herrenleben in den Schloßwachen von Berlin und Potsdam verfließen würde, die silbernen und goldenen Münzen mitgenommen, die ihm sein Pathe theils bei seiner Taufe eingebunden und theils zu Weihnachten verehrt hatte. Diese Schaumünzen waren, eine jede besonders für sich, in Papier eingewickelt, und auf jedem Blatt, das einen solchen Silber- oder Gold-Fisch umschloß, stand, von dem Geber gemacht und eigenhändig geschrieben, ein Gedenkvers.

Zu einem Brabanter Thaler z. E. gehörte der Spruch:

Das Bräuhaus ohne Dampf
Und den Christen ohne Kampf,
Die Gerbmühl' ohne Wind
Und den Christen ohne Sünd,
Den Bäcker ohne Sieb
Und den Christen ohne Lieb,
Den Stall ohne Stroh,
Einen Christen und nicht froh.
Den Kram ohne Düten
Und den Christen ohne Frieden,
Und den Wein von heuer
Kauf alle nicht theuer.

Zu einem Preußen-Thaler gehörten die Reime:

Trau der Katz nicht, wenn sie zwirnt,
Und dem Herzen nicht, wenn es zürnt.
Trau dem Hund nicht, wenn er nagt,
Und dem Herzen nicht, wenn es klagt.
Trau der Henne nicht, wenn sie schlüpft,
Und dem Herzen nicht, wenn es hüpft.
Trau dem Gold nicht, eh's geprobt,
Und dem Herzen nicht, wenn's dich lobt.
Trau dem Schalk nicht, dieweil er lebt,
Und dem Herzen nicht, so lang sich's hebt.

Ein Thaler, der auf der einen Seite ein galoppirendes Rößlein trug, lag in einem Zettel mit dem Verse:

Ob du auch schreist „Halt! halt!
Dieß Rößlein läuft doch zu,
Und deines Ruf's Gewalt
Bringt's ewig nicht zur Ruh. —

Ob du auch sprichst „Halt! halt!“
Dein Fehltritt geht doch fort,
Es hemmen nicht Gewalt
Die Folgen, noch dein Wort.
Nur Einer kann es thun.
Will's Gott, so muß die Schuld
Sammt ihren Folgen ruhn.
O, fleuch zu seiner Huld! —

Auf dem Oktavblatt, in das ein Kronenthaler gewickelt war, stand:

Palmbaum, deine Krone hebt herrlich
In den sonnigblauen Aether sich;
Aber der Wurm nagt an deiner Kraft,
Feindes Axt trifft deinen Schaft.
Und sie welkt und fällt — ein Raub
Der Vergänglichkeit — in den Staub. —
Thaler, deine Silberkrone zeigt sich,
Nun aus dem Prägstock, herrlich;
Aber du wirst von dem Wucherer berührt,
In dem schmutzigen Verkehr geführt,
Und, wie Feuerwürmer vom Tod erfaßt,
Ist ihr Silberblick erblaßt. —
Salomo, dein Goldreif legt sich
Um deine Locken so herrlich;
Aber dich trifft des Todes Blick,
Und dein Haupt sinkt zurück,
Und er fällt mit Thron und Land
Andern in die ausgestreckte Hand. —
Himmel, deine Kränze herrlich
Sie nur sind unvergänglich,
Welken nimmermehr,
Werden keinem Haupt zu schwer.
Sind's werth, daß wir um sie ausgehn
Und ein Leben lang im Kampfe stehn. —

Eine Schaumünze mit Maacha, der Mutter Absoloms an dem Todtenhügel ihres Sohnes und mit der Umschrift „Ein thörichter Sohn ist seiner Mutter Grämen“ lag in einem Blatt, das einen schwarzen Rand und folgendes Lied unter der Aufschrift „Die Mutter des verlorenen Sohnes“ führte:

Sie wandelt, wie im Traume,
Weiß nicht recht, was sie will,
Und an des Waldes Saume
Steht sie noch einmal still. —
Ein Ast ist ihre Stütze,
Ein dürrer, krumm dabei,
Probiert ihn, ob er nütze
Und zuverlässig sei. —
„Was willst du noch, du Alte
Von Abrahams Geblüt
Am rauhen Steig zum Walde
So wirr und krank und müd?“
„Mein Sohn der ist verloren;
Mein Stecken und mein Stab,
Nun hab ich den erkohren
Zum Wandern auf und ab.
Drum brach ich einen andern
Mir im Gestänge ab,
Daran ich will gar wandern
Bergab bis an das Grab.

Ein Goldgulden ruhte in einem Blatt, auf welchem folgende Goldreime stunden:

1.

Gilt dir das Schwein als fein und hold,
Dann ist dir's auch der Trunkenbold.

2.

Gar wenig, was da gleißt, ist Gold,
Von Salomo ihr lernen sollt.

3.

Wenn's in den Wetterwolken rollt,
So sprich „Gott warnt“ und nicht „Er grollt.“

4.

Wer Weisheit aus der Bibel holt,
Der wünscht sich nicht mehr Ophirs Gold.

5.

Wer zahlt den besten Lohn und Sold? —
Der Teufel zahlt zuletzt mit Lug,
Die Sünde lohnet stets mit Trug,
Die Furcht des Herrn allein mit Gold.

6.

O, glaubt und thut stets, was ihr sollt,
So kriegt ihr wahrlich, was ihr wollt.

Mit diesen Pathengeschenken machte es der Sohn der Brodhüterin, wie mit Nüssen. Die goldenen und silbernen Kernlein steckte er in seine Westentasche, die federleichten Hülsen aber warf er weg und überließ sie dem Morgenwind, der mit ihnen spielte, bis sie es satt hatten und sich in einen Busch oder in eine Felsenkluft oder in einen Baumwipfel zurückzogen. Nur ein einziges Blatt, das absonderlich schön mit blauer, grüner und rother Dinte beschrieben war, fing der Rothstift auf. Aber während er sich in die Frakturschrift mit den tausend künstlichen Schnörkeln vertiefte, gerieth er in einen Seitenweg hinein, und als er mit dem Buchstabiren fertig war, hatte er sich gänzlich verirrt, und kam immer tiefer in das Irrsal hinein, je mehr er darüber nachsann, wie er sich mit einem Theil der Pathengelder für seine Dienste bezahlt machen könnte, gleichviel mit oder ohne Wissen ihres Besitzers.

Noch weniger, als er, wußte die Brodhüterin, was für einen Weg sie einschlagen sollte. Ihr Sohn hatte nur einen Zettel hinterlassen, worauf mit Bleistift geschrieben stand: „Ade, Mutter, ich gehe unter die Soldaten.“ Wo aber der Werber für den Augenblick seine Station hätte, wußte sie nicht, und wollte nicht darnach fragen, um ihren Sohn nicht als einen Davongelaufenen in der Leute Mund zu bringen. Doch rief und schrie es in ihrem Herzen „Nur nach! nur nach!“ und darum hieß es auch „Zum nächsten besten Thor hinaus!“

Aber da außen, wo eine Heerstraße, drei Vicinalwege und ein Dutzend Fußpfade das Weite suchten, war guter Rath eben so theuer wie in der Stadt. Denn jeder oder keiner von diesen Wegen konnte der sein, den der verlorene Sohn eingeschlagen hatte, und die Brodhüterin hätte da für mehr als eine Stunde Stoff genug zum Rathen und Wählen gehabt. Sie hatte sich aber, noch ehe sie vor das Thor kam, in ein stilles Gebet aus dem Herzen vertieft: „Lieber Gott, sprach sie, du weißt es selber, der Kerl ist noch zu dumm, als daß er unter fremden Leuten fortkommen könnte, sonst hätte ich ihn schon längst auf die Wanderschaft geschickt und nicht so lange im Nest sitzen lassen. — O, laß ihn den Weg wieder heim finden, ehe denn ich anfange, seinetwegen mein Lager mit meinen Thränen zu netzen! Oder ist ihm sein Vater zu bald gestorben, und habe ich es versäumt, ihm den Hals zu beugen, weil er noch jung war, und den Rücken zu bläuen, weil er noch klein war, so geschehe dein heiliger Wille. Ich weiß wohl, die ungebrannte Asche, die der Hauptmann den Muttersöhnen verschreibt, ist gesund und heilsam, auch die harten Bretter, darauf er sie legt und desgleichen der Wasserkrug, den er ihnen vorsetzen läßt. — So thue nun, lieber Gott, was du willst. Aber eine ewige Schande wäre es für seine Mutter, wenn er mit dem ungeflickten und ungewaschenen Hemd, so er auf dem Leibe hat, unter die fremden Leute käme. Darum gib, daß ich ihm noch begegne, ehe er gar hingeht in seines Herzens Thorheit. In diesem Päcklein sind auch ein paar wollene Strümpfe, die er braucht, wenn es kalt wird, und eine Kleinigkeit für seinen Feldwebel zum Einstand, daß er säuberlich fahre mit dem Knaben.

— Er hätte freilich etwas anderes verdient; aber du wirst ihm gnädig sein, lieber Gott, und seiner Dummheit zu gut halten, was er gethan hat. — Aus tiefer Noth schrei ich zu dir, Herr Gott, erhör mein Rufen; dein gnädig Ohr neig her zu mir und meiner Bitt es öffne. Denn so du willst das sehen an, was Sünd und Unrecht ist gethan, wer kann, Herr, vor dir bleiben?"

Während die Brodhüterin dieses und Anderes Gott in Gebet und Fürbitte vortrug, war ihr von den fünfzehn breiten und schmalen Wegen, die vor ihr lagen, einer wie der andere, und als sie ihre Augen und Gedanken auf etwas Anderes richtete, befand sie sich in einem tiefen Hohlweg, der steil bergan führte, und mit den Aesten und Zweigen bedeckt war, welche die Buchen und Föhren von links und rechts sich einander entgegenstreckten. In der Mitte desselben lag ein Blatt rosenrothes Papier, das seinen wahrscheinlich kurzen Flug auf einer Partie Sauerklee beschlossen hatte, und worauf geschrieben stand:

Des Tags in einer Wolkensäule,
Des Nachts in einer Feuersäule
Gingst du, Herr, deinem Volk voran
Den rechten Weg nach Canaan.
Ei, wie so gut war es bedacht!
Sein Führer warst du Tag und Nacht.
Nun flammt nicht mehr die Feuersäule,
Nun steigt nicht mehr die Wolkensäule.
Doch zeiget deine Güt und Gnad
Mir immer noch den rechten Pfad.
Dein Wort führt mich den rechten Steg
Und ist ein Licht auf meinem Weg.

Die Brodhüterin hob das fliegende Blatt auf, und als sie die Verse darauf gelesen hatte, war es ihr, als sollte sie sich nach der Taube umsehen, die ihr dieses Oelblatt unmittelbar vom Himmel gebracht hätte.

Bald aber erkannte sie in dem Papier eines von den Blättern, worein die Pathengeschenke ihres Jakob gewickelt waren, und dankte Gott für seine große Barmherzigkeit, womit er sie auf die Spur des verlorenen Sohnes gebracht hätte. — Und ungefähr dreißig oder vierzig Schritte weiter fand sie wieder ein Blatt, das vom Thau durchnäßt und mit hängenden Flügeln auf dem Moosteppich einer Felsenplatte lag. „Jetzt werde ich ihn bald haben!" jubelte es in dem Herzen der Mutter bei dem Anblick desselben, und ob sie gleich schon vor Freude kaum zu Odem kommen konnte, so lief sie doch mehr, als sie ging, vollends den Berg hinan. Als sie aber oben ankam, und aus dem grünüberwölbten Hohlweg heraustrat, sah sie nichts vor sich, als einen breiten und kahlen Bergrücken, weit und breit kein Oelblatt mehr und nicht einmal die leisesten Spuren von Fußstapfen im Thau, so weit er in dem Schatten der hohen, den Bergrücken rings bekränzenden Waldbäume noch unberührt von Sonne und Morgenwind lag. Selbst der Fußpfad, der sonst auf dieser Höhe zu der Kapelle der schmerzhaften Frau führte, war verschwunden, seitdem sich die Bewohner der ganzen Umgegend zur protestantischen Kirche geschlagen hatten und keine Andächtigen mehr weder alleine noch in Prozessionen zur Mutter Gottes darin wallfahrteten. Hirten und barfüßige Holzleserinnen aber, die kreuz und quer über die Fläche schreiten, lassen in dem kurzen von den Schafen beschorenen Grase keine Wege hinter sich zurück. Dazu kam noch ein schweres Gewitter, das von Morgen heranrückte und der Brodhüterin keine andere Wahl mehr ließ, als in der Kapelle bis auf Weiteres ein schützendes Obdach zu suchen.

Sie war aber noch niemals in diesem Bethel gewesen, und desto mehr wurde sie von der steinernen Frau überrascht, die den heiligen Leib des gekreuzigten Sohnes auf dem Schooß und in den Armen, auf einem unbehauenen Steine saß, als wäre es einer von Golgathas Felsen.

Müde an Leib und Seele von dem ungewohnten Gang und von dem Kummer um den verlorenen Sohn ließ sie sich vor dem Bilde auf den Boden nieder, schaute unter dem überhängenden Schleier hinein in das schmerzensvolle Ange-

sicht der Mutter und sprach bei sich selber: „Jetzt weiß ich, wie es dir gewesen und was das Schwert bedeutet, das dir durch die Seele gedrungen ist, und warum du von da an deinen Mund so wenig mehr aufgethan hast. Und du weißt, wie es einer Mutter ist, dergleichen ich bin. Könnte ich dir mein Leid klagen und dürftest du mit mir reden, du würdest zu mir sagen „Gebt Euch zufrieden, Brodhüterin. Euer Sohn hat einen bösen Streich gethan. Aber rechnet es seinem Unverstand zu und glaubt mir, er bleibt nicht lange bei den Soldaten, sondern desertirt, so bald er das Loch findet. Dann weiß er erst, was er bei Euch hat, maßen er den Unterschied zwischen dem Commißbrod und Euren Nudeln bald spüren wird. — Macht's ihm nur nicht zu arg, wenn er wieder heim kommt. Wenn sein Vater noch lebte, der müßte ihm von Rechts wegen ein Paar abfliegen lassen; aber für Euch ist's genug, wenn Ihr ihn weidlich auszankt und herunterlaufen laßt."

So hätte sich die Brodhüterin von der steinernen Maria vielleicht noch lange rathen und Trost einsprechen lassen. Aber wie auf dem Meere oft der Sturm in einer und eben derselben Bucht Schiffe zusammenbringt, die sonst nie zu einander gekommen wären, so ging es auch mit dem Wetter, welches die betrübte Mutter in die Kapelle getrieben hatte.

Nachdem der verlorne Sohn und sein Seelenverkäufer lange genug in dem Wald irre gegangen und zuletzt auch auf die freie Bergebene herausgekommen waren, blies ihnen der Sturm, der den Hagelwolken voran eilte, so stark von hinten her in die Segel, daß sie es auch für das Beste hielten, ihm nachzugeben und nach der Kapelle zu zu halten, ihre Hüte mit beiden Händen über die Ohren herabziehend, weil sie Lust gezeigt hatten, es den losgerissenen und wirbelnden Blättern in der Luft gleich zu thun.

Der Rothstift erreichte zuerst das Hüttlein Gottes bei den Menschenkindern; aber so schnell er hinein gestürzt war, so schnell ging es auch wieder mit ihm hinaus. Sein erster Blick prallte an der beraubten Mutter zurück und mit ihm der ganze Mensch, der aus lauter Feigheit und bösem Gewissen zusammengesetzt war. Wenn er auf dem Tigerfang gewesen und, die geraubten Jungen unter dem Arm, mit der Mutter derselben in der nämlichen Höhle zusammengekommen wäre, hätte er nicht mehr erschrecken und nicht bestürzter das Fersengeld bezahlen können. Unter dem Deckmantel der Finsterniß kehrte er zu seiner Mutter in der Stadt zurück. Als er aber von ihr vernahm, daß Nachmittags vorher der Amtknecht da gewesen wäre und ganz sonderbar nach ihm gefragt hätte, entwich er noch in derselben Nacht wieder und schloß sich an eine Gesellschaft an, in deren Satzungen das siebente Gebot fehlte sammt den Worten der Auslegung „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsers Nächsten Geld und Gut nicht nehmen." In den Geschäften dieser Compagnie kam er nächtlicher Weile noch gar oft in seine Heimath zurück und war auch derselbe Jemand, der wie oben erzählt wurde, in der Nacht von St. Ursula auf St. Cordula in der Carthause umherschlich.

Der verlorne Sohn dagegen wurde durch das so ganz und gar unerwartete Wiedersehen seiner Mutter in der Kapelle zur Salzsäule, wie Lots Weib, aber nur in einer weit beträchtlicheren Länge, als diese. Die Brodhüterin ließ ihn jedoch nicht lange in diesem Zustande der Versteinerung. „Nun Gott sei es gedankt, rief sie, daß du wieder da bist!" und erhub sich dabei von ihrem niedern Sitz zu den Füßen der schmerzhaften Frau.

Dann gab ein Wort das andere, das Gewitter ging schnell vorüber, Mutter und Sohn kehrten in ihr Schwalbennest mit dem Brodhüterladen am Rathhause zurück, und hatten am Ende des Tages nichts weiter zu bedauern, als die schönen Papiere, in welche die Pathengeschenke gewickelt gewesen waren, und von denen nur zwei in der Tasche der Mutter mit zurückkamen.

Der wiedergefundene Sohn verheirathete sich nach dem Ableben seiner Mutter, und nach dem Tode seines Weibes, die, ohne Kinder zu hinterlassen, starb, kaufte

er sich als Pfündner in die Karthause ein und wurde da zu dem Vogelsteller, den wir heute noch weiter begleiten wollen, nämlich auf den Vogelherd.

Die Hütte dieses Vogelherds stand mannstief in der Erde. Sie ragte nur mit dem fast flachen Dach über den Boden empor, und auch dieses war mit Moos, Hauswurz und Steinbrech ganz überzogen. Es schien für unerfahrene Drosseln eben so wenig etwas Gefährliches zu verdecken, als die vergriffenen Deckel der Romane, wornach die Gelbschnäbel aus unserem Geschlecht so gierig langen. Auch unter den niederen Giebeln der Hütte, an und vor den Brettern, durch welche die Guck- und Zug-Löcher gingen, war alles so mit Flechten und Nesseln verblendet, daß die armen Vögel denken mußten, List und Nachstellung wären überall, nur nicht da zu suchen. Und die schmale, andere Thüre war so sorgfältig und täuschend mit Fichtenborke überzogen, daß der Buntspecht keinen Anstand nahm, anzuklopfen, und erst stutzte, wenn es einen ganz anderen Widerhall gab, als er an den Bäumen des Waldes zu vernehmen gewohnt war. Im Innern der Hütte fand sich aber Alles, womit die unter dem Himmel berückt zu werden pflegen, — die Lockvögel, welche die Freien um ihre Freiheit zu beneiden und keine größere Lust und Begierde zu haben schienen, als auch sie darum zu bringen und um ihr Leben dazu, — die feinen grünseidenen Gurten, an denen man diese Seelenverkäufer mitten in den Herd hängt und die ihnen da einen so weiten Spielraum lassen, daß sie thun können, als wären sie ganz ungebundene Leute, — kleine Büsche voll schwarzblauer Wachholderbeeren, die man in den Boden steckt, und die rothen Vogelbeertrauben, die man rings an den Bäumen aufhängt, als wären sie da gewachsen, — die Schlingen von weißen Roßhaaren, die man in den zu dem Herde führenden Waldgängen anbringt, um gelegentlich auch auf dem Hin- und Heim-Wege ärnten zu können, und andere Dinge, welche die Vögel zu fürchten haben, seitdem der Krieg der lebendigen Creaturen untereinander begonnen hat.

Unser Vogelsteller aus der Karthause machte sich ungesäumt an sein Tagewerk, und ehe noch in den Thälern umher eine Glocke zum Frühgebet läutete, hatte er schon das Doppelnetz gerichtet, die Lockvögel ausgesetzt und sich auf seinen Posten an den Guck- und Zug-Scharten begeben. Aber der Tag ließ sich nicht gut an. Lange ließ sich gar nichts sehen und hören. Endlich kam ein Zug Krammetsvögel; aber ein Wiesel, das von der Feldjagd zurückkam und an dem Herd vorüberstrich, verscheuchte sie wieder. Eine nachkommende Schaar stürzte mit Heißhunger über die ausgesteckten Beeren her; aber das Zugseil, das von der Hütte zum Netz führte, glitt über die Rolle hinab, in der es lief, und der Zug verunglückte. Kaum war wieder Alles in Ordnung, so erschien ein neuer Flug von wandernden Drosseln; aber ungeschickter Weise warnte einer von den Lockvögeln, statt einzuladen, weil ihm eine Maus über den Weg lief, und die Reisenden dankten für das Frühstück und begaben sich über Hals und Kopf weiter. Zuletzt erschien auf dem Schurplatz sogar ein Hase und machte als ein heuriger allerhand dummes Zeug. Er stierte die Lockvögel an, als hätte er seine Lebtage noch kein zweibeiniges Thier gesehen, und fuhr dazwischen bald mit der rechten und bald mit der linken Pfote über seine blöden Augen. Dann beleckte er das eine und das andere Blatt, worauf sich ein Thautropfen gesammelt hatte, und machte dazwischen plötzlich einen gewaltigen Seitensprung, als hätte ihn eine Wespe in die Nase gestochen. Wiederum beroch er das nächste beste Kräutlein, und schüttelte dann bedenklich und zweifelhaft den Kopf, wie ein reisender Botaniker, wenn er nicht sogleich weiß, wohin er eine Blume thun soll, die er gefunden hat. Oder er versuchte einen Grasstengel, und spuckte dann rechts und links mit allen Zeichen des Ekels, wie Einer, der in ein Roggenkorn zu beißen vermeint, aber etwas erwischt hat, was aus einer ganz andern Fabrik gekommen ist, als das liebe Getreide. Oder er schaute gerade aus in die blaue Luft hinein und verstellte dabei seine Geberden, wie ein eitles Mägdlein, das sich im Spiegel beschaut und mit sich selber kokettirt und mit seinem Ebenbild in allerhand Grimassen wetteifert. Und wenn er sich gar,

wie ein aufwartendes Hündlein auf die Hinterfüße setzte, seine Hände übereinander legte und mit seinen langen Löffeln arbeitete, wie der alte Telegraph auf der Frauenkirche in Paris mit seinen Flügeln, da wußten die auf dem Herd und auf den Bäumen daneben umhersitzenden Vögel nicht, wie sie ihre Verwunderung genugsam ausdrücken sollten, — die feinen Meisen in der Schalkheit ihres Herzens und die Naturkinder, die Mistler, aus aufrichtigem Erstaunen.

Für unsern Vogelsteller in der Hütte war aber der Unfug, den sich der junge Herr von Löffelholz auf dem Herd erlaubte, kein Spaß, wie der freundliche Leser hören wird, wenn er mit seinem Ohr an der linken Seite des Mannes horchen und vernehmen will, wie es in dem Herzen desselben untereinander und widereinander ging. Da stampfte der Zorn in der einen Herzkammer mit dem Fuß auf dem Boden und rief: „Wenn du nur krepirtest, du Pavian mit deinen vermaledeiten Possen!" Die Billigkeit in der andern Kammer dagegen meinte, genau betrachtet und genau genommen hätten doch die Hasen ein älteres Recht an den Wald als der Mensch, und von jungen zumal sei eben nichts Anderes zu erwarten.

Die warmköpfige Uebereilung versetzte „Was besinnst du dich lange? Zieh ihm das Garn über dem Kopf zusammen und dreh ihm den Hals um." Die kaltblütige Klugheit ihrerseits rief „Halt!" und replicirte, es dürfte noch abzuwarten sein, ob nicht die Drosseln, die so neugierig rings umher auf den Bäumen säßen und schon so zutraulich thäten, zu dem Hasen herabkämen. Würde dieß der Fall sein, dann könnte man zwei Fliegen mit Einem Schlag treffen. — Darüber flogen aber die Vögel, durch irgend etwas verscheucht, plötzlich auf und davon. Und nun vereinigten sich der Unwille und noch ein anderes Stück von dem alten Menschen, die Habsucht und sprachen zu dem Manne, der das Seil zum Zug in der Hand hatte „Du wirst doch nicht mit leeren Händen abziehen? Fang wenigstens den Langohr, so hast du übermorgen einen guten Sonntagsbraten." Dagegen aber erhub sich die Ehrlichkeit in ihrem aus der Mode gekommenen, aber für die Ewigkeit gemachten Kittel und rief darein „Bei Leib und Leben nicht! Die Jagd gehört dem Fürsten. Es stehet geschrieben „Du sollst nicht stehlen."

Und so hätte es in dem Herzen des Vogelstellers vielleicht noch lange hin und her geredet, bis es zu einer Entscheidung gekommen wäre; aber auf einmal brach es durch die dürren Aeste des nahen Föhrenschlags, wie ein flüchtiger Zwölfender, der Hase nahm seine Löffel zwischen die Schultern und entwich, zwei Schüsse fielen und ein Mensch in bloßem Kopf wollte über den Vogelherd hin. Aber er strauchelte über einen Pflock in der Erde und fiel mitten hinein. „Das muß ein Wilddieb sein" sprach der Vogelfänger bei sich selbst und zog. Das starke Garn, das auch den stärksten Rehbock gehalten hätte, fiel über dem Verfolgten zusammen und hielt ihn, bis seine beiden Verfolger nachkamen und über ihn herfielen. Wie eine Horniß mit ihrem Stachel, stach er noch mit seinem Messer nach allen Seiten. Aber es half ihm nichts. Der Vogelsteller eilte aus der Hütte herbei und schlug ihn mit einem Knüttel so auf die Hand, daß ihm das Stechen verging und die Jäger ihn überwältigen und knebeln konnten.

Der Gefangene aber war der Rothstift, der hier auf der letzten Station seiner Laufbahn ankam, um diese etliche Wochen darauf am Galgen zu beschließen.

Als der Vogelsteller sah, was für einen Vogel er dießmal gefangen hatte, zog er seine Mütze und dankte Gott, daß er ihn so gnädig durch die Versuchung geführt hätte. Daheim aber theilte er sich mit den zwei Jägern in die fünfzig Gulden, die auf die Habhaftwerdung des Röthels gesetzt worden waren.

Ein Rheinischer Uz. *)

Von W. O. von Horn.

Es ist jedermänniglich bekannt, wie grundverhaßt am Rheine die französische Wirthschaft war und in Sonderheit die Douane, das heißt, die Grenzbewachung gegen das nahe, deutsche Ausland, da von hier aus englische und durch die Engländer vermittelte überseeische Waaren und Erzeugnisse in's Land eingeschmuggelt wurden.

Auch die Douanen, die Grünröcke, wie man sie nannte, waren dem Volke unliebe Personen, aber der gutmüthige Rheinländer unterschied genau zwischen dem Amte und dem Menschen, und ließ den Letztern nie entgelten, was das Erstere Unangenehmes hatte. War aber Einer dieser Grünröcke boshaft, so riskirte er höchstens einmal gehörig geuzt zu werden.

Das geschah denn auch einmal einem Receveur oder Einnehmer und dessen Controleur oder Gegenschreiber in der guten Stadt Bacharach, und zwar Anno 1809. Es waren Beide Pariser, in mehr als Einer Beziehung verhaßt, und besonders bei den Schiffern, die alle mehr oder weniger Schmuggler waren; denn sie gingen selbst mit auf das Einfangen der Schmuggler aus, was gar nicht ihres Amtes war und ihre Begierde nach Prisengeldern bewies — da von jedem den Schmugglern abgenommenen Gute ein bedeutendes, nach dem Werthe bemessenes Geld den Fängern zufloß. Die Erinnerung an den Schelmenstreich, den ihnen die Schmuggler spielten, und der Beider schnelle Versetzung nach sich zog, ist mir in diesen Tagen im Dämmerstündlein recht lebendig erwacht und möchte ich das Stücklein, dessen sich wohl Niemand mehr erinnert, nicht verloren gehen lassen.

Es war im Auguste 1809, an einem Sonntag Nachmittag, der in diesem naßkalten Jahre ungewöhnlich heiß war.

Ich suchte Bubengesellschaft zum Ballspiele, aber am Rheine war keiner zu finden. Ich schlenderte die Marktgasse hinauf, dem Markte zu, wo unter dem schattigen Bogen des Rathhauses gewöhnlich eine erwünschte Bubengesellschaft zu finden war.

Dießmal aber täuschte mich die Hoffnung. — Alles war todtstille und leer.

An der Ecke des Bogens, wo gewöhnlich die Obstverkäuferinnen saßen, lehnte Pelzers Michel, der alte, treuherzige, stämmige Ausscheller und Nachtwächter der Stadt. Er hatte seinen einreihigen, blauen Frack an und den Dreimaster, genannt Bonapartshut, auf und schien in langweilige Betrachtungen versunken, die allemal die Avantgarde des Mittagsschlafes sind. Er sah mich ärgerlich umwenden, und mochte die getäuschte Hoffnung in meinem Gesichte lesen, was er, da er zu meinen Spezialfreunden gehörte (trotz seiner fünf und sechzig Jahre und meiner zehn) nicht gut haben mochte.

Wilhelmchen komm' mal her! rief er in seinem tiefen, aber rauhen und etwas grölenden Baß.

Meinem Freunde Michel konnte ich kein Gehör versagen. Mit dem Worte: No? (Nun?) trat ich zu ihm.

Gelt', Alterchen, du suchst die Buben? Ja, da kannst du lange suchen; die sind alle in's Münchholz, Haselnüsse brechen.

Das war richtig; und mein Entschluß, ihnen zu folgen, schnell gereift.

Er merkte es.

---

*) Uz ist am Rheine ein Ausdruck, welcher mit Hänseln, Necken, zum Besten halten, Aeffen, die gleiche Bedeutung hat, nur, daß der Uz nie boshaft, sondern komischer, gutmüthig humoristischer Natur ist. Die große Neigung zum „Uz" liegt im Rheinischen Volkscharakter, der überhaupt ein heiterer, gemüthlich neckischer ist. Vorzugsweise zeichnet sich darin der Schifferstand, und was ihm näher oder entfernter angehört, aus; wie denn auch der ächte Rheinische Witz, der aber nie stechend und verletzend wird, in diesem Stande seine rechte Heimath hat. Will Einer Einen uzen, aufziehen, so merken die Andern, ohne alle Zeichen blitzschnell die Absicht, und gehen sogleich sachgemäß, im größten Ernste darauf ein, und das Resultat ist dann ein Gelächter, dessen urkräftige Natur Jeden mit sich fortreißt und zum Theilnehmer unwillkührlich macht.

Laß dich warnen, sagte er wohlmeinend. Sonntags Nachmittags kommen auch die Steeger in's Münchholz; und du weißt, die haben's nicht gut stehen auf die Bacharacher. Sie nehmen euch die Nüsse ab und klopfen euch den Staub aus dem Kamisole am Leibe. Verstehst du? Da kriegst du auch deine Ration! — Bleib bei mir und geh' mit hinüber zum Hilar, in Corneli's Haus!

Ich mag nicht! war meine Antwort.

Aha, Strick! rief er. Erwisch ich dich? Gelt' du magst nicht, weil du gestern Abend, als der Hilar seiner Amsel den Dessauer Marsch mit dem Trompeterstücklein: „der Wein ist aus, wir zapfen Bier, Bier, Bier!" vorpfiff, dich vor's Fenster stelltest und: „Freut Euch des Lebens" tudeltest? He? Ist vielleicht nicht wahr? —

Ich stand, vom Gewissen geschlagen, wie eine begossene Katze da und fühlte, wie mir das Blut in's Gesicht stieg.

Wer — wer sagt's? fragte ich, in der Hoffnung los zu kommen.

Ich, erwiederte Michel, denn ich kam von Eichel's Haus, den Reul herab, und sah und hörte mit an, wie der Hilar mit dem Stecken herauskam, voll Gift und Galle, und du nach der Fleischgasse liefst und dich todtlachen wolltest. He — Bübchen, läugne, wenn du kannst? —

Ich war geschlagen und sah zur Erde, voll Scham und Reue, denn der gute Hilarius Straßburger gehörte auch zu meinen alten Freunden.

Es war recht wüst von dir, fuhr Michel fort, denn vorgestern schenkte er dir erst den schönen Haselnußkracher, den er gemacht hatte.

Das fiel mir jetzt noch schwerer auf das Herz. — Es war Alles wahr und richtig.

Michel, sagte ich endlich kleinlaut. Weiß er's, daß ich's war? —

Er sah mich lächelnd an und schwieg einige Minuten, mich quälend und strafend, denn diese Ungewißheit wirkte Beides. Endlich sagte er: Nein, er weiß es nicht; aber thust du es noch einmal, so sag' ich's ihm!

Da kam Freude in mein Herz und ich eilte zu Michel, reichte ihm die Hand und gelobte treu und ehrlich, es nie mehr zu thun.

Er drückte mir die Hand, machte noch einige Nutzanwendungen, griff dann in die Tasche und holte eine Handvoll braungereifter, frischer Haselnüsse und gab sie mir.

Da! sagte er, denn ich sehe, du hast Hilar's Nußkracher in der Tasche. Nun komm' mit zum Hilar, ich erzähle da einen Uz von gestern Nacht, wie du keinen schönern noch gehört hast.

Das entschied und wir gingen über den freien Platz, wo der Saal gestanden hatte, hinüber zu Corneli's Haus, das neben dem des Mär's Kellermann stand, und in dessen Erdgeschoß Hilarius Straßburger wohnte.

Hilar und Corneli, der Küster an der Klosterkirche war, saßen schon bei einander in dem sauberen Stübchen und schnupften wacker aus Corneli's Dose. Wir grüßten, wurden freundlich willkommen geheißen und ich setzte mich hinter den kirschbaumholzenen Tisch, und begann meine Arbeit mit dem schönen Nußkracher und den Haselnüssen.

Während ich so arbeitete, hob Michel an: Habt ihr auch den Uz von gestern Nacht schon gehört? —

Beide schüttelten den Kopf.

So paßt einmal auf! hob er an. Ihr wißt, daß der Receveur Coq .... und der Controleur Lefebre sehr verhaßt sind. Gestern haben ihnen die Schmuggler — und — ich, einen prächtigen Uz angehängt. —

Corneli winkte ihm und deutete auf mich.

O der kann's Maul halten! sagte er. Seid ohne Sorgen! Gelt' du, Wilhelmchen? —

Ich kaute eben eine Portion Nußkerne und nickte.

Er fuhr fort: Einer der Schmuggler ließ ein Brieflein an den Coq ..... schreiben. Darinnen stand: Als gestern Nacht gegen Ein Uhr würde eine große

Parthie englischer Seidenwaaren eingeschmuggelt. Sie seien nach Alten-Simmern bestimmt und würden durch das Kirchhofsthor an der Marktkirche, über den Sankt Werner und das Schloß, nach dem Hunsrück getragen.

Solche Brieflein von mißgünstiger Seite mochten die Zweie mehr gekriegt haben. Das war aber ein Extrafang. Gelang der, so wurden ein paar Hundert Franks Fanggelder auf einmal verdient. Coq . . . . ., der Einnehmer, ließ sogleich den langen Ement rufen und ordnete an, daß drei Douanen sich im Sankt Werner und drei im Schlosse verbergen sollten.

Zu seinem Controleur aber sagte er: Lefebre, damit wir auch unsern Antheil am Fanggelde kriegen, schleichen wir uns auf die breite, dunkle Kirchhofstreppe, die von der Obergasse nach der Seitenthüre der Kirche führt; setzen uns stille dahin und warten bis sie kommen; dann lassen wir sie durch und schleichen ihnen bis an die Sankt Werner's Treppe nach. Kommen die Leute oben im Sankt Werner heraus, dann laufen die Schmuggler die hohe Treppe wieder herab; wir stehen unten und wir haben sie, oder doch ihre Bündel!

Der Lefebre ist ein Hasenfuß. Das Fanggeld wär' ihm schon recht gewesen, aber — Kurasche hat er keine. Nun — der Coq . . . . . auch nicht viel, aber, da er wußte, daß drei tüchtige Männer im Sankt Werner lagen, schwoll ihm der Kamm.

Aber — sagte Lefebre, wenn sie uns sähen? —

Ah was, sehen! rief Coq . . . . . Es ist Neumond und die Nacht sackdunkel. Man sieht keine Hand vor den Augen, und auf der Kirchtreppe, die überdacht ist, ist's am hellen Tage nicht hell. Das ist Larifari! —

So blieb's dabei!

Ich hab's schon gesagt, ich wußte d'rum und hoffte, noch einen Privatuz dabei zu haben.

Wirklich war die Nacht stich-sack-dunkel. Als ich Zehn geblasen hatte, dachte ich: Setz' dich auf die Kirchentreppe, auf die Seite an der Kirche! Gedacht, gethan.

Es mochte so drei Viertel auf Elf sein, da hör' ich Zweie, leise flüsternd die Obergasse herschleichen. Als sie an die Kirchentreppe kamen, erkannte ich sie.

Coq . . . . . sagte leise zu Lefebre: Wir setzen uns auf die Seite nach Wasum's Hause — Einer über den Andern.

Ach nein, versetzte Lefebre, nebeneinander!

Meinetwegen auch! versetzte ärgerlich Coq . . . . . —

So saßen sie denn auf der dritten Stufe, mir gerade gegenüber.

Was wispelt nur so da oben? fragte Lefebre.

Fraget die Mäuse, die da oben auf der Treppe herum krabeln! sagte Coq . . . . . .

Ich fürchte mich vor Mäusen! versetzte der feige Lefebre ängstlich.

Ja, sie haben auch schon manchen Controleur bei lebendigem Leibe aufgespeist! uzte der Coq . . . . .!

Das traf.

Haltet nun das Maul, sagte er zornig zu Lefebre, sonst geht uns das Fanggeld flöten! —

Jetzt wurde es stille; auch in den Häusern erloschen die Lichter, und auf den Gassen war es schon stille und leer.

Bald darauf schlug's auf der Kirche Elf.

Leise hob ich mein gewaltiges, neues Blechrohr an den Mund, richtete es gegen Lefebre und stieß aus Leibeskräften hinein.

Das hallte wie Donner, und dem Lefebre, wie dem Coq . . . . ., die Beide von mir nichts gemerkt hatten, kam ein wahrer Todesschrecken an.

O mon Dieu! o mon Dieu! schrie Lefebre und beide sprangen auf und rannten davon, die Obergasse hin.

Mir stieß es das Herz bald ab, so mußte ich lachen; und oben am Thor des Treppendaches, wo die Treppe am Kirchhof endet, hörte ich auch ein kicherndes, unterdrücktes Lachen.

Ich stand auf und ging die Marktgasse hinab und blies meine Stunde fort, hütete mich aber, wieder auf meinen ersten Sitz zurückzukehren, sondern setzte mich leise auf die Bank, die vor Stolzen's Fenster stand. Das ist, wie ihr wisset, ganz nahe dabei.

Der verdammte Nachtwächter! sagte Coq . . . . ., er muß geschlafen haben, weil er sich so stille hielt. Und ihr, Lefebre, habt eine Kurasche, wie ein Kaninchen!

Ihr braucht noch zu hadern! sagte leise Lefebre. Seid ihr nicht mit fortgerannt?

St! St! bedeutete Coq . . . . ., der sich nicht weiter in eine Vertheidigungsrede einlassen mochte. Es geht stark auf Zwölf, und gegen Eins, so zwischen Zwölf und Eins kommen sie.

Beide setzten sich wieder neben einander und muckten nicht mehr.

Als es Zwölf schlug, ging ich blasen. Am Brunnen an dem Eck der Bauersgasse traf ich dreie, die sich Eimer füllten.

Was gibt's? fragte ich.

Einen Uz! erwiederten sie. Halt' dich in der Nähe!

So gegen halb Eins gab's plötzlich in der Marktgasse ein Getrappel, als kämen sechs bis acht Männer. Ihr wisset, wie es in der Nacht hallet!

Jetzt kommen sie! flüsterte Lefebre und drückte sich fest wider Coq . . . . .

In diesem Augenblicke aber gossen Zweie von der obersten Stufe der Treppe zwei Eimer kaltes Wasser über die beiden Franzosen, daß es ihnen zu Nacken und Brust hineindrang und die leeren Eimer kollerten die Treppe mit dumpfem Klange herab. — Aber die Eimer erreichten die Helden nicht mehr. Die waren aufgesprungen und wie wahnsinnig die Obergasse hingerannt. Sie hörten noch ein Händeklatschen von wenigstens Sechsen hinter sich her, und rannten die Bauersgasse hinunter, wie kopfscheue Pferde.

Beide wohnten, wie ihr wisset, in dem Hause der drei Schwestern Diel, neben der Apotheke, auf der Mauer. Der nächste Weg dahin war das enge Mauertreppchen neben dem Bauersthörchen.

Schrecken und Kälte, Aerger und Wuth machten, daß die Zweie wie besessen liefen. Der Lefebre war der Vorderste.

Lefebre, wartet doch, bis ich bei euch bin! keuchte Coq . . . . . Der hätte sich aber wenig um den Andern bekümmert, hätte er sich nicht vor dem dunkeln Treppchen gefürchtet, und wäre ihm nicht selbst von dem Laufen der Athem ausgegangen.

Er wartete also, bis der Andere bei ihm war, und ließ den voraus, der in seinem Grimm nicht einmal merkte, warum es der Lefebre that. —

Nun ging's das Treppchen mit heimlichem Fluchen hinauf. —

Als sie aber in der Hälfte waren, da goß es wieder Ströme des kalten Wassers auf sie, von oben herab.

Die Tritte des Treppchens wurden dadurch schlüpfrig; Lefebre ergriff seinen Vordermann in der Todesangst am Rockschooße; der verlor das Gleichgewicht und beide purzelten das Treppchen hinunter bis unten auf die Straße.

In diesem Augenblick kamen die drei Douaniers, die auf dem Sankt Werner gelegen und den entsetzlichen Lärm, das Händeklatschen und Laufen in der Obergasse gehört hatten, die Bauersgasse herunter, und die vom Schlosse, denen die auf dem Sankt Werner ein Signal gegeben hatten, hinterdrein — und sahen ihre hohen Vorgesetzten in dem allertraurigsten Zustande, pudelnaß und zerschellt, und sich schimpfend, daß sie sich fast an den Köpfen gekriegt hätten. Alle Bürger ringsumher wurden wach und kamen an die Fenster und nur der Respect hielt die Douaniers ab, in ein schallendes Gelächter auszubrechen.

Während das vorfiel, schritten zwölf Schmuggler mit schweren Bündeln seidener Waaren beladen, die Marktgasse herauf, über die Kirchtreppe, den Sankt Werner und das alte Schloß, ungestört und unter stetem Gelächter der alten Pfälzer Landstraße zu und brachten ihre Bündel unangefochten nach Erbach, wo sie ihnen Andere abnahmen und weiter trugen.

Coq ..... und Lefebre erkannten jedoch bald, wie es um sie stand. Sie schickten die Douaniers heim und machten, daß sie selbst heim kamen, denn — wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen! —

Als sie sich aber innerhalb ihrer vier Wände fanden, ging das Fluchen, Toben und Krakeelen wieder los, wo denn Einer immer die Schuld auf den Andern schob.

Das Bedürfniß des Ausziehens und sich zu Bette Legens war indessen bei Beiden, vor Kälte schnatternden Gesellen zu groß, als daß sie nicht am Ende ihren Prozeß hätten ungeschlichtet lassen müssen.

Und so wurde es denn endlich stille und ihre Lichter erloschen. —

Noch sollten indessen die armen Geplagten nicht ihrer uzenden Schelme los sein.

Es mochte gegen drei-Uhr Morgens sein — die Beiden durchnäßten Schläfer waren erst eingeschlafen, als sie wieder warm wurden — da klingelte es an der Thüre, und die bekannte Stimme des Douanen-Lieutenants Ement rief halb laut: Herr Einnehmer machen Sie schnell auf! — er redete aber französisch — Schnell! Schnell!

Beide erwachten und hörten die wohlbekannte Stimme.

Gebt Acht, rief Coq ..... dem Lefebre, der im Zimmer neben ihm schlief und nie die Thüre zumachte; gebt Acht, sie haben sie doch noch gekriegt!

In heiligem Eifer sprang er auf, zündete ein Licht und eilte hinaus, und riß die Thüre auf.

Was gibt's denn? rief er, — aber die Hälfte der Frage blieb ihm in der Kehle stecken — denn ein himmellanger Kerl fiel, steif wie Holz, auf ihn, daß er rücklings hinstürzte und das Licht erlosch.

Lefebre! Lefebre! Hülfe! Hülfe! Es liegt Einer auf mir! schrie Coq ..... wie ein Verzweifelnder.

Gleich! gleich! antwortete Lefebre, aber er zog die Decke über den Kopf, um sich zu retten.

Der Lärm weckte den Apotheker, der eigentlich nur Provisor bei der Wittwe war. Als dieser endlich mit dem Lichte kam, hatte sich Coq ..... herausgearbeitet und fühlte, daß es ein Strohmann war, der auf ihm lag.

Der Provisor wollte sich todtlachen.

Als das Lefebre hörte, kroch er heraus und ließ sich in der Thüre sehen.

Coq ..... war kreidebleich vor Zorn und Wuth über Lefebre, der ihn feig im Stiche gelassen, und über den neuen Uz der Schmuggler, denn der Strohmann hatte einen Zettel an die Stelle der Hand gebunden, die der Apotheker los machte und laut vorlas. Darin war denn ein herzlicher Dank der Schmuggler ausgesprochen, daß die Herren ihnen so muthig in die Hände gearbeitet hätten, denn sie hätten ihre Seidenballen ohne Störung die Kirchentreppe hinauf, über den Sankt Werner und das Schloß glücklich in Sicherheit gebracht. Das war das Schlimmste! — Und der Apotheker, und die Nachbarschaft und die Schmuggler wußten Alles und Morgen wußte es die ganze Stadt!

Der Apotheker wünschte lachend geruhsame Nacht und machte sich davon — denn er sah es dem schwarzen, giftigen Coq ..... an den rollenden Augen an, daß es noch Etwas absetzte. Und so war's auch, denn er blies sein Licht aus und blieb an der Thüre stehen, wo er denn hörte, wie die Zweie einander erst mit Worten, dann mit Fäusten ihr Herz ausschütteten.

Heute Morgen, als ich auf die Schreibstube im Rathhause komme, steht der Coq ..... bei dem dicken Mär Kellermann und verklagt mich, daß ich die ganze Geschichte angefangen hätte, und drum wissen müsse.

Sein Gesicht war an verschiedenen Stellen blau und grün unterlaufen und auch zerkratzt. Der Lefebre mußte sich wacker seiner Haut gewehrt haben!

Wie ging's dir aber nun? fragte Hilar.

Nun, verrathen durfte ich die Schmuggler nicht, versetzte Michel, und so mußte ich mich halt herausreden, so gut es ging.

Das hab' ich mir gedacht, sagte lachend der dicke Kellermann, daß mein ehrlicher Michel mit solchen Lumpenstreichen Nichts gemein hat. Ihr müsset, Herr Einnehmer, und das ist mein freundschaftlicher Rath, möglichst von der Sache schweigen, denn Ihr habt alle Lacher gegen Euch, und das ist immer so gut wie verloren. Wär' ich an Eurer Stelle, so suchte ich so schnell von hier fortzukommen, als möglich ist, denn es will mir scheinen, als sei hier Eures Bleibens nicht mehr!

Ein schöner Trost von Amts wegen, knurrte der Coq . . . . . und rannte wüthend fort.

Uebrigens mochte er bei ruhiger Ueberlegung doch finden, daß der Rath der Beste war, schloß Michel seine Geschichte. —

Daß Viel gelacht wurde, verstand sich von selbst, und ich füge noch zu, daß sich die beiden Unglücksvögel in keiner Gesellschaft mehr sehen ließen; nachträglich aber sehr einig waren, und in kurzer Frist versetzt wurden. Und das war gut, denn der dicke Mär Kellermann hatte die Wahrheit gesagt.

Schweizer-Industrie.

Von A. W. Grube.

1) Musselinweberei und Stickerei in Appenzell in St. Gallen.

Wem lacht nicht das Herz im Leibe, wenn er auf den grünen, sonnigen Geländen der Vorberge des Säntis, ich meine von Appenzell außer Rhoden wandert, und die Häusergruppen betrachtet, wie sie in bunter Mannigfaltigkeit ausgesäet sind über Berg und Thal, überall so schmuck und reinlich, mit dem Schindelpanzer geziert und den vielen hellen Fenstern versehen, im Innern so blank gescheuert und so behäbig eingerichtet, daß man gleich den Wanderstab niederlegen und bei diesen heiteren, lustigen Menschen, die ebenso offen sind wie ihre Häuser, wohnen möchte. Ueberall frisches, laufendes Wasser, ein freundliches Gärtchen mit Obstbäumen, grüne Wiesen, hier und da von einem Wäldchen unterbrochen — man sollte meinen, es wären lauter Sommerhäuschen und die Bewohner seien bloß des Vergnügens willen auf diese Hügel gezogen! Und doch befinden wir uns in einem echten Industrielande, inmitten einer der dichtest bevölkerten Gegenden, wo über 10,000 Seelen auf die Quadratmeile kommen, und Tausende von Weber leben da in ihren Kellerstuben, deren Fenster auf ebener Erde ausgehen! Aber sie sind fröhlich, diese Musselinweber, denn sie athmen doch öfter als die Bewohner des Flachlandes die frische reine Luft der Berge; sie sind in keine Industrie-Kasernen eingezwängt, sondern Alles arbeitet familienweise. Kann uns irgend etwas mit der Schattenseite der Industrie aussöhnen, so ist es der Segen, den sie den Bergbewohnern spendet, die ohne solche Hülfe kein anderes Mittel hätten um ihr Leben zu fristen, als die Auswanderung. Diese Appenzeller Berge und Gelände haben in ihren Wiesen und Bäumen, so freundlich sie auch ihrer Hauswirthschaft zu Hülfe kommen, keine hinlängliche Nahrungsquelle; aber in ihrer Betriebsamkeit haben sie den Zauberstab gefunden, der ihnen Geld und Gut aus weitester Ferne schafft. Die einfachen Appenzellerhäuser, die früher einer Sennhütte glichen, zeigen gegenwärtig im untersten Stock, halb unter der Erde, die Web- und Trankkeller, im zweiten Stock die Wohnstube mit dem Gaden (Nebenzimmer, als Schlafstube für die Eheleute ausersehen, aber nicht immer dazu benutzt) und der Küche, im dritten Stock den Obergaden und das vordere Schlafzimmer, die Diele. Wer diese blanken und gleißenden Dielen, Holzwände, Bänke, die sauberen Küchengeräthe und die schöne Ordnung und Reinlichkeit in einer solchen Arbeiterwohnung gesehen, wird das freundliche Bild nie wieder vergessen. Die Wohlhabenderen haben sich noch eine Vorhalle über die steinerne Treppe, die zur Hausthür führt, gebauet, und ein Eckthürmchen giebt nicht selten dem Hause den aristokratischen Schmuck eines Schlößchens. Die eigentlichen Arbeitgeber und Fabrikanten aber (manche haben

sehr klein angefangen), wohnen in wahren Palästen; der Fremde, welcher das Gebirgsdorf Haiden besucht, denkt an die Villen und Landhäuser einer großen, reichen Stadt, die nun kommen müsse — sie ist eben schon da und überall in den industriösen Dörfern und Flecken der Appenzeller.

Dieser kleine Kanton Außer-Rhoden, dessen Flächeninhalt noch keine 5 Quadratmeilen beträgt, zählt im Jahr 1850 nicht weniger als 607 Fabrikanten, 9984 Weber und Weberinnen, 2972 Spuler und Spulerinnen und 2161 Nähterinnen und Maschinen-Arbeiterinnen. Es gibt Fabrikanten, die am Ort mehrere hundert Weber und auswärts mehr als 5000 Stickerinnen beschäftigen. Die schlanken Wälderinnen, die in den Thälern der bregenzer Ach an ihrem Stickrahmen still und emsig arbeiten, und die schönen Appenzellerinnen Inner-Rhodens, die am Fuß des Säntis nicht minder emsig, aber lauter und lustiger den Stickrahmen vor sich haben, und die Arbeit der Blumen stickenden Nadel mit harmonischem Gesang begleiten: sie stehen im Dienst der unternehmenden, gewerbfleißigen Häuser Außer-Rhodens. Appenzell und St. Gallen lassen sogar bis tief nach Würtemberg und Baden hinein die armen Dorfbewohner Theil nehmen an dieser Industrie, welche ihre Waare weithin „über's Meer" sendet, wie die Stickerinnen mit einem gewissen Stolz den Fremden berichten, wenn er sie wegen des Absatzes befragt. Der Anfang war wie überall unbedeutend; zuerst war es die Leinwandweberei, die von St. Gallen aus unterstützt und angeregt wurde, dann aber durch die Baumwoll-Industrie verdrängt ward. Mit der Musselinweberei allein beschäftigen sich gegenwärtig in Außer-Rhoden allein gegen 11,000 Personen; das feinste weiße Baumwollengarn wird wie Seide in die Vorhänge und Halstücher, Hauben und Schleier hineingestickt, die gefärbte Baumwolle aber zu Schürzen, Turbanen, Tapeten, Chorhemden, Manschetten, Bettdecken, Taufstüchern, Shawls 2c. verarbeitet.

Wie die Neuenburger Thäler Locle und Lachaurdefonds sich an der Seite Genfs zur blühenden Uhrenindustrie erhoben, Genf aber nichts destoweniger die Mutterstadt des Geschmackes und der feinen Bijouteriewaaren bleibt: so hat sich Appenzell an der Hand von St. Gallen aufgerichtet, findet hier die reichen Firmen, die den Handel im Großen betreiben, namentlich die Ausfuhr besorgen, und die fleißigen Hände der Appenzeller in Bewegung erhalten. In St. Gallen sind die reichen Läden, wo man die elegantesten Taschentücher *) mit den feinsten Weißstickereien, die prachtvollen auf Tüll gestickten mit farbiger Seide und erhabener Arbeit gezierten Vorhänge, die luftigsten Schleier und Spitzenkleider bewundern kann. Die Paläste von Petersburg und Paris finden da ebenso den Schmuck für ihre Prachtzimmer, wie die Damen, welche mit ihrer Toilette in diesen Zimmern glänzen. Aber auch die farbigen Stoffe, aus denen der Muselmann seinen Turban zusammenwickelt und die mit Gold und Silberstreifen prangenden Rideaux, in den Staatszimmern des Orients zu glänzen bestimmt, sind da zu sehen neben abenteuerlich aufgeputzten Roben, in denen Mulatten und Negerschönen einherstolzieren. So ein St. Galler Laden ist nicht minder interessant und sehenswerth als die Appenzeller Häuser und ihre rührigen Insassen.

2) Seidenweberei in Zürich und Basel.

Wer von Wallenstadt über den wildromantischen See nach Weesen fährt und die prächtigen Felsmauern betrachtet, die den Wallenstadter See eng zusammenpressen, findet es erklärlich, daß er anfangs kein Haus, geschweige ein Dorf an den Ufern sieht. Kaum aber hat der Rand eine kleine Fläche frei gelassen, so erscheinen nicht bloß die von Wallnußbäumen überschatteten Häuschen, auch ein großes Fabrikgebäude (auf dem südlichen Ufer bei Murg) stellt sich plötzlich dem erstaunten Blicke dar. Es ist eine Baumwollenspinnerei, und der Kanton Glarus hat deren mit Türkischrothfärbereien verbundene sehr bedeutende. Im Kanton Zürich spielt die Baumwollenspinnerei, Weberei und Färberei eine nicht minder bedeutende Rolle, in Ustor ist Oberst Kunz der bekannte Spinner-

*) Es gibt deren das Stück zu 150 Francs.

könig, der allein 11 Spinnereien besitzt mit 140,000 Spindeln. Aber als eigenthümlicher Fabrikzweig tritt am Zürichsee die Seidenweberei auf.

Man fährt auf dem Linthkanal aus dem Wallensee in den Zürichsee, der in seinem oberen Theile, Angesichts der Glarner und Schwyzeralpen, noch ganz den alpinen Charakter zeigt, aber je weiter nach Zürich zu, desto lebendiger wird er durch die großen schönen Dörfer an seinen Ufern, wie durch die Dampfer, die ohne Unterlaß anhalten, um Passagiere auszusetzen und aufzunehmen. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Häuser und Etablissements an den rebengeschmückten Ufern, um in langer Reihe von Vorstädten ein Ganzes mit der Hauptstadt Zürich zu bilden. Alle diese Dörfer mit ihren steinernen weißen Häusern und grünen Fensterläden haben etwas Städtisches, Wohlhäbiges und zugleich das Lachende der sonnigen Weinbergsgelände, der Blumen- und Obstgärten, von denen sie umgeben sind. Diese Gärten und Hügel nöthigen zur Frühlings- und Sommerzeit den Menschen hinaus in Gottes freie Luft, so daß er sich vom langen Sitzen am Spulrade und Webstuhle erholen kann; denn fast in jedem Hause schnurren die Räder der Jacquard's*) mit ihren zauberhaft schnell übereinander hin schießenden Schiffchen, und diese Arbeit bildet in der langen Winterszeit die einträgliche Beschäftigung der Züricher, die auch des Sommers, wenn keine Arbeit draußen nach Feld und Garten nöthigt, emsig an den Webstuhl eilen, um jede Stunde des Tages zu nutzen. Eine solche Verbindung von Industrie und Landwirthschaft ist freilich nicht aller Orten möglich, wo sie aber Statt findet, zeigt sie sich höchst ersprießlich für das leibliche und sittliche Gedeihen des Menschen. Daß übrigens auch große Fabrik-Etablissements in Thätigkeit sind, die ausschließlich und mit aller Energie der Seidenindustrie obliegen, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Zur schöneren Arbeit gehört durchaus ein Zusammenwirken mehrerer Webstühle und eine Räumlichkeit, wie sie Privatwohnungen mangelt.

Schon im Jahre 1835 besaß der Kanton Zürich 10,000 Webstühle, auf denen er etwa für 7½ Million Gulden Waaren erzeugte. Seitdem ist die Seidenindustrie in stetem Zunehmen begriffen; am Schluß des Jahres 1855 zählte man 13 Rohseiden-Handlungen, 102 für den Ausfuhrhandel arbeitende Fabriken, 8 Seidenzwirnereien, 10 Seidenfärbereien, 6 Seidenappreturen und Pressen. Die Zahl der Webstühle betrug 25,291; und im Jahr 1855 betrug bereits die Ausfuhr schweizerischer Seidenfabrikate (mit Einschluß der Baseler Bänder) 14375 Centner! Der Kanton Tessin liefert seine erzeugte Rohseide sämmtlich nach Zürich, aber dieß Quantum ist viel zu gering und der Hauptbedarf wird von der Lombardei her gedeckt, im Fall der Noth aber (wenn die Seidenwürmer von Krankheiten ergriffen werden) bezieht man aus England chinesische und indische Rohseide.

Die Stoffe, welche verfertigt werden, führen sehr verschiedene Namen, wechseln auch nach den Bedürfnissen der Mode, so daß in diesem Jahre einige kaum mehr verfertigt werden, die noch im vorigen Jahre fabrizirt wurden. Schwere und leichte glatte, façonnirte und geköperte, schönbedruckte Stoffe in Ganz- und Halbseide kann man in den verschiedensten Abstufungen sehen; auf der letzten Industrieausstellung in Bern hatte Seidenfabrikant Staub in Horgen, der mit seiner Fabrik eine Seidenweberschule verbunden hat, die Stoffe ausgelegt, welche von seinen Zöglingen in fortschreitender Ordnung gewebt werden.

Die Preise der Züricher Seidenstoffe stehen niedriger als die französischen; an Güte können sie recht wohl den Vergleich mit Lyoner Waaren aushalten. Die seidenen Bänder aus Basel haben schon seit langem die französische Konkurrenz überflügelt. Beharrlichkeit und glückliche historische Ereignisse haben auch hier zusammengewirkt, dieß Resultat zu gewinnen. Schon im 13. Jahrhundert

*) Der Buchbinder Jacquard erfand den künstlichen Webstuhl, auf welchem sowohl einfache (flache) als façonnirte Seidenstoffe viel schneller als sonst gewebt werden können. Von der französischen Regierung ward ihm eine Belohnung von 300 Francs bewilligt (1806), deren Auszahlung später seine Vaterstadt Lyon übernahm.

pilgerten Züricher Kaufleute nach der Lombardei, um sich rohe Seide zu holen, woraus sie Zeuge, Bänder und Schleier fertigten. In den beiden folgenden Jahrhunderten wirkten jedoch die zahllosen Fehden, in die auch die Schweiz verwickelt wurde, nicht günstig auf die Seidenindustrie, bis um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die aus Locarno vertriebenen protestantischen Lombarden, die in Zürich willige Aufnahme fanden, einen neuen Schwung in dieses Geschäft brachten. Von ihnen lernten die Züricher das Färben der Seide, die Tramefabrikation, d. i. das Zwirnen der Seiden auf Mühlen, die Verfertigung von Sammet und seidenem Krepp. Deutschland war der Hauptabnehmer dieser Waaren, als aber das große Reich durch den dreißigjährigen Krieg verwüstet und ausgeplündert ward, wandten sich die Züricher nach Frankreich. Der Minister Colbert belegte die Seidenwaaren mit einem hohen Zoll, so daß die Schweizer diesen Weg auch wieder verschlossen sahen, jedoch reichlich entschädigt wurden durch die Gewaltmaßregeln, welche der despotische Ludwig XIV. gegen die Hugenotten in's Werk setzte, von denen manche nach der Schweiz entflohen. Zürich fand an diesen fleißigen und geschickten Flüchtlingen willkommene Lehrmeister, welche, im Besitz aller der neuen Erfindungen und Verbesserungen, die seitdem in der Seidenfabrikation gemacht waren, die bessere Methode auch am Zürichsee in Ausübung brachten.

Auch Basel verdankt den Fremden, namentlich den Mailändern, einen guten Theil des Aufschwunges seiner Industrie, die schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts in voller Blüthe stand. In einem Gedicht von anno 1586 heißt es:

Besonders wird auf alle Weiß
Seiden und Sammet gemacht mit Fleiß;
Tücher von Wullen rein und zart,
Doch stark und auf die Wellisch Art;
Burget, Duffet und Wommesin,
Aus Flachs die reinsten Tuechlin,
Und andere subtile Sachen
Welchs alls die Burger selber machen.

Die Seidenmanufaktur gehörte anfangs zum Handwerk der Posamentirer, die sich noch lange (bis 1610) zur Verfertigung des Sammets und der Bänder des Schiffleins und Schemels bedienten. Als die mechanischen Webestühle aufkamen, bewirkte die Zunft von der Regierung ein Verbot derselben; die Folge war, daß im Ausland die Waare billiger bezogen werden konnte und der Absatz stockte. Dieß veranlaßte mehrere Bürger, außerhalb der Zunft sich des Gewerbes anzunehmen; sie führten die Kunststühle (sogenannte Bändelmühlen) ein und verfertigten Taffetbänder. Noch einmal erhob sich gegen solche Neuerung das Posamentierhandwerk, noch einmal wurden die Bandmühlen verboten, aber bald sah die Regierung selber ein, wie durch ein solches Verfahren das Gemeinwesen Gefahr lief, den ganzen Industriezweig einzubüßen, und das Verbot ward zurückgenommen, die Seidenmanufaktur freigegeben. Nun entstanden zahlreiche Bandfabriken und Basel stand bald einzig da in dieser Fabrikation; im Jahr 1754 hatte der Kanton 1238 Bandstühle; dreißig Jahre später 2268, im Jahre 1835 gegen 4000, die an Bändern, welche zur Ausfuhr kamen, für 10 Millionen Franken erzeugten. Von den einfachsten schmalen und glatten Bändern bis zu den breiten moirirten mit leuchtenden Farben und geschmackvollen Zeichnungen prangenden, mit Silber- und Goldfäden durchwirkten Prachtbändern (bis zu 1 Fuß Breite) sind die verschiedensten Abstufungen in Arbeit, und die alten Kunststühle sind durch den Jacquard so vervollkommnet worden, daß man es schon zu sechs Schützen gebracht hat, die übereinander springen und zwar so, daß der unterste Schütze an die Stelle des obersten treten kann, wodurch die künstlichen Verschlingungen der Farbenzeichnungen möglich werden.

Im kleinen Kanton Basel sind gegenwärtig 37 Bandfabriken, von denen eine allein 600 Stühle in Bewegung setzt; es gereicht dem Geschäft sehr zum Vortheil, daß es fast durchgängig in den Händen reicher Kapitalisten ist.

3) Uhrenfabrikation in Genf und Neuenburg.

Wenn man in Gedanken ein paar Jahrhundert zurückgeht in jene Zeit, wo die Taschenuhren weder Spiralfeder noch Unruhe und Schnecke hatten, und statt der Kette eine Darmsaite gebraucht wurde, oder — wo die „Nürnberger Eier" sehr zierliche Uhren waren und zwei bis drei Gehäuse die Schwere der kleinen Maschine noch vermehrten; und wenn man nun unsere modernen Uhren betrachtet, in denen durch sorgfältig eingerichtete Hemmung von Cylindern bereits die Schnecken wieder entbehrlich geworden, die Hauptzapfenlöcher in Rubin gebohrt sind und durch den sinnreichsten Mechanismus es möglich geworden ist, die Uhren so flach und klein zu machen, daß man sie in einen Fingerring oder auf ein Armband einfügen kann: so erstaunt man billig über die rastlose Arbeit in dem unbegrenzten Fortschritte des Menschengeistes. Wer auf der dießjährigen Industrie-Ausstellung in Bern (1857) war, konnte dort silberne Cylinder-Uhren mit 4 Steinen für den geringen Preis von 30 Franken (noch nicht 15 Gulden), ausgestellt finden, aber auch die schönsten goldenen Repetiruhren für 220 Franken; für 1000 Fr. war eine Uhr zu haben von nur 8 Linien im Durchmesser mit einem funkelnden Brilliantenbesatz. Und während ein Chronometer (der genaueste Zeitmesser für wissenschaftliche Zwecke) schon für einen Preis von 140 Fr. feil war, sah man die winzigsten Luxusuhren in Brochen, Agraffen, Bracelets eingefügt zu Preisen von 2000 bis 3000 Franken! Ein Sachverständiger würde aber nicht minder die ausgezeichneten höchst feinen Instrumente und Maschinen bewundern, mit denen man jene Uhren hergestellt hatte, und auch darin den Gewerbfleiß, die Erfindungsgabe und Geschicklichkeit der französischen Schweizer erkennen. Denn Uhren und Uhren-Instrumente werden namentlich in den kleinen Kantonen Genf und Neuenburg erzeugt.

Genf ist das schweizerische Paris, das mit seinem Urbilde den Geschmack, die Feinheit und Beweglichkeit theilt, aber den ausdauernden Fleiß und die Solidität vor ihm voraus hat. Nicht bloß die Uhren, sondern der größere Theil der Gold- und Silberwaaren und vieler andern feinen Luxusarbeiten in den prächtigen Pariser Läden ist Genfer Arbeit. Zuerst that sich das industrielle Talent der Genfer im Handel und in der Anfertigung von Leder- und Seidenwaaren, Spitzen und Messerschmiedarbeiten kund, doch wurden nebenbei auch nicht wenig Stand- und Pendeluhren verfertigt. Da geschah es, daß sich im Jahr 1587 Charles Cusin aus Burgund in Genf niederließ, und dieser Mann war einer der geschicktesten Uhrmacher, der sich zuerst auf die Zusammensetzung von Taschenuhren verlegte. Seine Uhren wurden mit Gold aufgewogen; lange Zeit blieb die Kunst bei seinen Arbeitern und Schülern ohne Konkurrenz von anderer Seite und ward für Genf eine Hauptquelle des Wohlstandes. Niemand hätte geglaubt, daß im benachbarten Ländchen Neuenburg (Neufchatel), in den öden verlassenen Jurathälern, wo eine dürftige Bevölkerung dem dürftigen Boden mit Mühe ihr Dasein abrang, ein glücklicher Nebenbuhler der Genfer erstehen würde! Als im Jahr 1630 die erste Thurmuhr nach Locle gebracht wurde, versuchten sich sogleich mehrere Handwerker in der Zusammensetzung hölzerner Schlaguhren, und besonders that sich ein junger Mann, Namens Richard, dem es am besten gelang, als ein mechanisches Talent hervor. Im Jahr 1690 kehrte ein Bürger von Locle von einer weiten Reise heim und brachte eine Taschenuhr mit, die erste, welche die armen Bergbewohner zu sehen bekamen. An das Nachbilden eines solchen Kunstwerkes wagte sich aber Keiner, bis die Uhr reparirt werden mußte, und Meister Richard sich erbot, die Reparatur zu versuchen. Er nahm die Theile sorgfältig auseinander, untersuchte den Bau und nach langem Studium machte er sich an die Arbeit, die freilich sehr langsam von Statten ging, da er die nöthigen Werkzeuge sich selber erst erfinden und anfertigen mußte. Endlich gelang das Werk und nun wollten's auch Andere versuchen. Es entstand ein reger Wetteifer, der jedoch die aufgewandte Mühe und Arbeit schlecht lohnte, bis man sich aus Genf das taugliche Metall und die

entsprechenden Instrumente zu verschaffen wußte. Die Neuenburger machten bald so gute Fortschritte, daß ihre Werkzeuge noch die der Genfer übertrafen, und die bedeutendsten neueren Instrumente zur Uhrenfabrikation gehen in gegenwärtiger Zeit aus La Chaux de Fonds und der Umgegend hervor.

Von La Chaux de Fonds bis nach Locle ist es anderthalb Stunden Weges; dieß Hochthal, das früher nur ärmliche Hütten und schwarzgrüne Fichtenwälder kannte, ist jetzt mit netten, wohnlichen, zum Theil reichen Häusern bedeckt und von einer höchst thätigen, industriösen Bevölkerung bewohnt, der man keinen Mangel mehr ansieht. La Chaux de Fonds ist viel zahlreicher bevölkert und viel belebter, als die aristokratische Hauptstadt des Kantons (Neuenburg) selber, denn sie zählt 1200 Einwohner, und das sonst so winzige Locle, dessen Name wohl nur auf die nächste Umgebung beschränkt geblieben wäre, hat 6800 Einwohner. Mehr als 120,000 Stück Uhren im Werth von 12 Millionen Franken werden alljährlich über ganz Europa versandt. Genf und Neuenburg zusammen genommen haben im Jahr 1856 an Uhren im Gewicht von 1913 Centnern versandt; nach Rußland allein gingen für 1,800,000 Fr. fertige Uhren, für 60,000 Fr. Uhrenbestandtheile und für 30,000 Fr. Spieluhren. Da England sich vorzugsweise auf die Anfertigung von Schiffschronometern, astronomischen Uhren und besonders starken für die Kolonieen bestimmten Taschenuhren legt, die einen hohen Preis haben, so steht die Schweizer Uhren-Industrie einzig da, ohne gefährliche Konkurrenz. Aber auch hier ist es die möglichste Theilung der Arbeit, welche dem Industriezweig so große Schirmung verleiht und möglichst billige Preise ermöglicht. Die vermöglichen Unternehmer vertheilen die Arbeiten an ihre oft weit im Thal zerstreuten Arbeiter; die einen verfertigen das Rad a, und nichts als dieses Rädchen, die andern das Rad b, und ausschließlich dieses; die dritten legen sich bloß auf die Herstellung eines kleinen Stiftchens und bringen es nun durch lange Uebung zur größten Sicherheit und Kenntniß der Vortheile bei der massenhaften Produktion, so, daß sie selber wieder auf ihre Hand Arbeiter halten und besolden können.

Uebrigens hat die Uhrenindustrie in Genf und Neuenburg ihre Vorposten schon weit vorgeschoben, bis nach Lausanne, Murten und Biel, ja diese Orte sind bereits Mittelpunkte für neue Kreise geworden, da die Miethen in La Chaux de Fonds und Locle sehr hoch im Preise stehen. Jene öde Bergnatur ist durch die Industrie kostbar geworden.

Das Samenkorn.

Von Philipp Hoffmeister.

Das schöne Kleid der Erde ist ein aus Tausenden von Pflanzen gewebter Mantel, den sie umhängt, wenn sie sich schmückt zum Freudenfest des Frühlings. Es pranget dieses Gewand vom ersten Tage an mit mancherlei Blumen, die wie Sterne in dasselbe gestreut sind, aber so wie die Sonne höher steigt, nimmt auch der Schmuck und die Farbenpracht des Erdenkleides zu und bleibt bis zum Herbste, auf daß sie preise die Allmacht und Güte des Herrn.

Wir haben zwar hier in dem gemäßigten Himmelsstriche kaum eine Ahnung von der Größe, Schönheit und Fülle der Gewächse, wie die heiße Zone sie entfaltet, doch gibt das Wachsen und Entstehen, der Nutzen und die Mannichfaltigkeit der Pflanzen an sich uns schon viel zu bedenken und wir wollen heute mit dem Samenkorn beginnen, da ja in ihm, wie in dem Ei der Vogel, das ganze Gewächs eingeschlossen ist. Es ist erstaunlich, daß die Eichel, die mir doch todt und völlig leblos erscheint, ein Leben enthält, das mein Dasein an Länge weit überdauert; daß sie, an der ich doch keinen Mund zu entdecken vermag, die Feuchtigkeit aus der Erde ziehen kann und von dieser Nahrung gestärkt zu einem Baume heranwächst, der mich an Höhe wohl zehnmal übertrifft; daß aus dem kleinen Ding, das ich mit einem Finger bedecke, ein dicker fester

Stamm mit breiten Aesten und Millionen von Blättern entsteht, der mit seinem Schatten eine weite Fläche überdeckt, aus dessen Holz ich mir eine ganze Wohnung zimmern kann und von dessen Saft noch tausend andere Geschöpfe leben. Daß endlich die Eichel, obgleich der leiseste Wind sie forttreibt und zu Boden wirft, mit unsichtbaren Händen so tief und fest sich in die Erde eingraben kann, daß sie dem Sturm und jedem Wetter trotzt.

Man nimmt an, jede Pflanze entstehe aus einem Samenkorn, wie jedes Thier aus einem Ei. Indessen können wir das weder von dem Einen, noch von dem Andern mit Bestimmtheit sagen, sondern erfahren täglich mehr, daß in der Schöpfung keine Regel ohne Ausnahme ist.

Das aber ist gewiß, daß das Samenkorn die edelsten und beßten Säfte enthält, sowie die Blume mit dem köstlichsten Farbenschmucke prangt. Menschen und Thiere haben das bald herausgefunden und sich aus dem Samen der Pflanzen die gesundeste Nahrung bereitet; ja der Naturtrieb vieler Thiere geht so weit, daß sie ihre Eier entweder in die Blume oder doch an dem noch weichen Samenkorn absetzen, damit das Kleine, wenn es aus dem Ei schlüpft, dadurch sein Futter finde. So legt der Nußkäfer (Balaninus nucum F.) seine Eier an die weibliche Blüthe der Haselstaude in der Zeit, wo sich schon die Frucht zu bilden anfängt, doch so geschickt, daß das Wachsthum derselben nicht unterbrochen oder gefährdet wird. Das Würmchen, welches nach einigen Tagen entsteht, nährt sich erst wohl nur von dem Mark der Blüthe, sowie es aber größer wird bedarf es auch der kräftigeren Speise, strebt an der allmählig entwickelten Nuß in die Höhe und bohrt sich in dieselbe ein. Hier frißt es nicht gleich den eigentlichen Lebenskeim, sondern nur das Aeußere des Kerns, hält sich auch die Thür seiner Wohnung offen und erweitert sie mehr und mehr, so daß eine Zeitlang Beide, das Thierchen und die Pflanze nebeneinander wachsen und gedeihen können. Zuletzt aber siegt das höhere Geschöpf, der Eindringling, und im Herbste findet man oft eine dem Anschein nach gesunde und ausgebildete Nuß, aber statt des Kernes in derselben einen Wurm, der sich im Winter verpuppt, um im nächsten Frühling als vollkommenes Wesen sein eigentliches Dasein zu beginnen.

Ein anderer Käfer, viel kleiner als der eben genannte, ihm aber in der Farbe ähnlich, und auch zur Familie der Rüsselkäfer gehörend, wie jener, legt seine Eier in die Blüthen der Erbsen, Feldbohnen und anderer Schotengewächse. Das vollkommen entwickelte Thier lebt von dem Marke der Frucht und wird häufig in dem trocknen Kern gefunden, den es angebohrt und gemüthlich zu seiner Wohnung eingerichtet hat.

Man sieht aus diesen wenigen Beispielen, daß gerade dem Samenkorn die meisten Gefahren und Feinde drohen. Daher hat der weise Schöpfer es so eingerichtet, daß nicht nur der Lebenskeim von starken und festen Hüllen umschlossen wird und sich tief im Innern des Samenkorns befindet, wo so leicht ihm nichts schaden kann, sondern auch besitzt derselbe eine solche Zähigkeit und Ausdauer, daß beinahe Alles, was die übrigen Theile der Pflanze, Blätter, Blüthe, Stamm und Wurzel vernichtet, ihn doch nicht zu zerstören vermag. Ja endlich, und was das Wichtigste ist, das Samenkorn ist meist in einer solchen Menge und in so großem Ueberfluß vorhanden, daß, wenn auch ein guter Theil verzehrt wird oder auf sonstige Weise zu Grunde geht, immer doch noch viele Körner übrig bleiben, welche das Fortbestehen der Pflanze sichern.

Auch hierüber wollen wir einige Thatsachen anführen. Es wird fast kein Samenkorn gefunden, das nicht mit einer harten Schale umgeben wäre. Unter den vielen bekannten Nuß- und Steinobstarten zeichnet sich die Cocospalme durch ihre Härte und Dichtigkeit aus. Man kann aus der Schaale, die den Samenkern umschließt, mancherlei Geräthschaften machen, die dem Serpentinstein gleichen. Andere Samenkörner sind mit Stacheln und Dornen besetzt, wie die Passionsblume und die Klette; andere gemeinschaftlich in ein hartes Haus eingeschlossen, das man erst zerbrechen muß, um zu ihnen zu dringen.

Noch andere endlich, wie die Hagebutte, sind am Kern selbst mit einer so festen Rinde umgeben, daß man nicht begreift, wie der zarte Keim im Stande ist, sie endlich zu zersprengen.

Ein reizendes Bild von der Sorgfalt, mit welcher Gottes Hand das Samenkorn schützt, gewährt die Betrachtung des Samens eines auf feuchten Wiesen wachsenden Blümchens unter dem Vergrößerungsglase. Es ist dies die Sumpfparnassie (Parnassia palustris).

Die Samenkapsel enthält viele äußerst kleine, gelbbraune längliche Körner, die dem bloßen Auge zusammengeschrumpft erscheinen, bei gehöriger Vergrößerung



aber sieht es aus, als habe eine liebende Mutter ihren Säugling zärtlich in ein feines Tuch oder in einen Spitzenschleier eingehüllt, auf daß ihm keine Witterung schade. Merkwürdig ist bei diesem Samenkorn noch, daß die äußere Hülle nicht fest den eigentlichen Kern umschließt, sondern nur lose darum gewickelt ist, wahrscheinlich damit die Feuchtigkeit, welche die Pflanze hauptsächlich zu ihrer Ausbildung bedarf, recht schnell und in reichem Maaße an den Kern gelangen kann. Auch besteht deshalb die Hülle aus einem sehr lockeren Gewebe mit großen beinahe sechseckigen Maschen und hat ganz das Ansehen von Tüll.

Was nun die Zähigkeit und Lebenskraft vieler Samenkörner betrifft, so ist es bekannt, daß manche derselben auch selbst ihre Keimfähigkeit dann nicht verlieren, wenn sie den Prozeß der Verdauung durchgemacht haben. Daher zuweilen sogenanntes Unkraut sich durch den Dünger fortpflanzt. Andere Gewächse liegen auch mehrere Jahre in der Erde, ohne aufzugehen und erscheinen erst dann in großer Menge und oft zum Aerger des Landwirthes, wenn besonders günstige Witterungsverhältnisse zusammentreffen. Auch weiß ein jeder, daß Klee auf der Wiese wächst, wenn dieselbe mit Asche gedüngt wurde. Die Samenkörner dieser Pflanze müssen also in dem Boden vorhanden sein, und durch das besagte Reizmittel nur hervorgelockt werden. Eins der merkwürdigsten Beispiele ist aber der sogenannte Mumienweizen, welcher auch durch seinen reichen Ertrag so viel Aufsehen erregt. Bekanntlich kamen 1849 fünf Weizenköner, die in einem alten Grabe in Aegypten gefunden waren, in den Besitz eines Hrn. Drouillard in Fankreich, der mit seinem durch Fleiß und Einsicht erworbenen bedeutenden Vermögen bereitwillig jede nützliche Erfindung unterstützte. Derselbe pflanzte die seit vielen Jahrhunderten allen äußeren Einflüssen entzogenen Körner in fünf Blumentöpfe und hatte die Freude, aus jedem Korn eine schön bestandete Weizenpflanze zu erzielen, die einen zwölfhundertfachen Ertrag lieferte. Bei fortgesetzten Versuchen im Großen gab dieser Weizen noch immer 61 Korn, während man bei gewöhnlichem Weizen höchstens nur das 15. Korn erndtet.

Dieses Beispiel führt zugleich zu dem dritten Punkt unserer Betrachtung, nämlich der Menge des Samens, welcher aus einer einzigen Pflanze jährlich erzeugt wird. Man hat zwar auch Beobachtungen von Thieren, deren Fruchtbarkeit in Erstaunen setzt. So weiß man von der gemeinen Schmeißfliege (Sarcophaga carnaria L.), daß unter günstigen Umständen eine vierfache Generation in einem Sommer stattfinden kann. Legt also eine Fliege jedesmal 80 Eier, von denen die Hälfte Weibchen sein sollen, so vermehren sich diese in demselben Jahre auf 12,800; von diesen legt das erste Achtel oder die 1600 Weibchen noch dreimal, das macht 384,000; das zweite Achtel legt zweimal, folglich 256,000, das dritte und vierte Achtel wenigstens noch einmal, gibt wieder 256,000 Fliegen. Das zweite Achtel oder die 40 Weibchen des zweiten Satzes vom Mutterpaare, legen noch dreimal, also 9600; das erste Sechstel hiervon an 1600 Weibchen noch dreimal, oder 394,000: das zweite Sechstel zweimal, folglich 256,000 und das dritte Sechstel noch einmal, das ist 128,000, das gibt schon eine Gesammtsumme von einer Million und 696,400 Fliegen und will man noch das dritte Achtel, welches zweimal, und das vierte Achtel des ersten Satzes, das noch einmal legt, hinzuzählen: so erhält man die ungeheuere Anzahl von zwei Millionen und

90 Tausend Fliegen, welche in einem einzigen Sommer von Einem Paare entstehen können, da sie zu ihrer vollständigen Entwicklung nur etwa vier Wochen bedürfen.

Mit den Samenkörnern einer Sonnenblume oder einer Mohnpflanze würde aber im Verlaufe einiger Jahre auch die ganze Erde besäet werden können. Und wir haben auf der einen Seite dem Schöpfer zu danken, daß er einen solchen Ueberfluß aus einem einzigen Lebenskeime hervorwachsen läßt, auf der andern Seite aber einen gleichen Dank ihm zu bringen, daß er weise und gnädig der Fruchtbarkeit gewisse Gränzen setzte und daß eine Creatur der andern immer entgegensteht, damit keine ausschließlich die Oberhand gewinnt. Denn wie sehr wir uns einer gesegneten Erndte erfreuen und sie von Gott erflehen; was sollte es mit uns und unsern Speisevorräthen werden, wenn keine Feinde dem Gedeihen der Schmeißfliege Einhalt thäten.

Ein höchst bedeutsamer Umstand fällt noch bei dem Samenkorn auf, und das ist der Mangel an freier Bewegung oder mit andern Worten, das ewige Gesetz, daß die Pflanze im Allgemeinen an einen bestimmten Ort gefesselt ist, den sie aus freiem Willen nicht verlassen kann. Nun ist das in Hinsicht der Pflanze sehr nothwendig, sonst müßten wir unsern Feldern eben so gut einen Hirten setzen, der sie hütete, wie unsere Heerden. Obgleich man zuweilen genöthigt ist, auf die Felder, wenn auch nicht einen Hirten, doch einen Wächter zu schicken, besonders des Nachts.

In Beziehung auf den Samen aber ist eine gewisse Fähigkeit, den Ort zu verlassen und einen andern aufzusuchen wegen der Verbreitung der Gewächse sehr wichtig, und wir finden, daß die Natur Alles gethan hat, um diesen Zweck zu erreichen, ohne doch die Pflanze oder vielmehr das Samenkorn zu einem wirklichen Thier mit freier Bewegung zu machen. Der Baum breitet seine Aeste aus, damit seine Früchte nicht unmittelbar an dem Stamme niederfallen, sondern weit von demselben einen geeigneten Boden finden, sich zu entwickeln. Wo dies weniger der Fall ist, wie bei der Tanne, die auf majestätischem Stamme nur nach oben strebt, da bilden sich die Samenkapseln meist in der Spitze, hängen frei an dem äußersten Ende der Zweige, so daß sie dem Winde von allen Seiten preisgegeben sind, und damit dieser noch mehr auf sie einwirken könne, erhielt der Samenkern zwei dünne flügelartige Anhängsel, mit welchen er wirklich eine Zeit lang in der Luft schweben und von ihr fortgetragen werden kann, wie ein Vogel oder ein Schmetterling.

Andere Samen besitzen noch eine weit kunstreichere Vorrichtung, vermöge deren sie sich bei dem leisesten Winde erheben und weit hinweg geführt werden.



Am oberen Ende des Kerns steht nämlich ein dünner leichter Stab, auf dessen Spitze wächst eine Menge feiner Röhren, die kronen- oder strahlenförmig sich ausbreiten und an beiden Seiten mit zahllosen feinen steifen Haaren versehen sind. Dieses bildet zusammengenommen eine Art Kugel, die der Luft eine Fläche darbietet, aber zugleich so fein und leicht ist, daß sie von derselben bewegt werden kann. So schwebt denn das Samenkorn gleich einem kleinen Luftballon dahin, während der untere eigentliche Kern das Schiffchen oder der Ballast ist, damit es nicht etwa umstürzt, sondern beim Herabsinken auf die Erde stets so fällt, daß das Samenkorn Wurzel schlagen und sich entwickeln kann. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht der Löwenzahn (Leontodon taraxacum), allein noch gar viele Samenkörner von andern Pflanzen haben eine ganz ähnliche Bildung. In der Insektenwelt findet man sie an den Fühlern einiger Mücken z. B. der Gattung Culex, ꝛc. Doch können sie diesen kaum zur Erleichterung des Fliegens gegeben sein, da sie den Weibchen wieder mangeln, und müssen demnach eine andere Bestimmung haben.

Mehrere Gewächse besitzen die Fähigkeit den Samen, wenn er seine völlige Reife erlangt hat, eine Strecke weit fortzuschleudern. Hierzu gehört der sogenannte Bombardierpilz, ein kleiner Schwamm, nicht dicker als eine Stecknadel; die Samenkapsel öffnet sich durch die Sonnenwärme rasch, schließt sich aber eben so schnell wieder, und da der Samen die Gestalt einer unten etwas zugespitzten Kugel hat, so braucht er sich nur ganz wenig zu heben, um von der rasch schließenden Kapsel fortgeschnellt zu werden. Die wilde Balsamine (Balsamina impatiens), häufig in schattigen Gebüschen wachsend, erzeugt eine aus drei Theilen bestehende Samenschoote. Bei zunehmender Reife schwillt diese in der Mitte immer mehr an und platzt eben an dieser Stelle zuerst auf, weshalb die Körner gewaltsam ausgestreut werden, indem die Theile der Schoote sich augenblicklich wie ein Stück Gummi Elasticum wieder zusammenziehen. Kann die Pflanze nicht allein den Samen nach einem andern Orte schaffen, so müssen ihr andere Geschöpfe dazu behülflich sein. Jeder weiß, wie leicht die Klette sich vermöge ihrer scharfen und gekrümmten Stacheln an Alles anhängt, was in ihre Nähe kommt; aber daß dies nur in der Absicht geschieht, um den Samen möglichst zu verbreiten, hat wohl mancher nicht gedacht.

An sumpfigen Gräben wächst eine schmutziggelbe Blume, der sogenannte Zweizahn (Bidens tripartita). Die Samenkörner gleichen fast denen der Sonnenblume, sind nur kleiner und laufen am oberen Ende in drei Spitzen aus, an denen man, sowie an den beiden Seiten des Korns, eine Menge sehr feiner Widerhaken bemerkt. Hiermit dringen sie namentlich in wollene Kleider, den Pelz der Thiere und überhaupt in Alles, was sich ihnen naht, und klammern sich so fest, daß man sie nur mit Mühe wieder entfernen kann.

Auch die Thiere müssen also dazu helfen, daß die Pflanzen verbreitet werden.

Denn wie würden sonst auf alten Mauern, an Thürmen und Vorsprüngen Vogelbeeren und andere Sträucher gefunden werden, wenn die Samenkörner nicht durch Thiere dahin geschleppt worden wären? Schließlich ist die kugel- oder walzenförmige Gestalt vieler Samengattungen der Bewegung äußerst günstig und es bedarf nur eines kleinen äußeren Anstosses, um sie wenigstens von dem Stamm zu entfernen und ihnen an einer andern Stelle einen gesunden Wohnplatz zu verschaffen. Denn zum kräftigen Gedeihen der meisten Pflanzen ist es erforderlich, daß sie nicht stets an demselben Orte gezogen werden. Auch läßt sich schon aus der Form des Samenkorns auf seine inneren Bestandtheile schließen. Diejenigen, welche eine vollkommene Kugel bilden, aber keine glatte Fläche haben, enthalten meist ölige Substanzen; nähert sich ihre Gestalt mehr einem Cylinder oder einer Walze, so besitzen sie mehlige Theile, und dies nimmt ab, je größer das Verhältniß des Durchmessers zur Höhe wird.

Georg Stephenson.

Züge aus dem Leben dieses ausgezeichneten Mannes.

Von W. O. von Horn.

Vielen Lesern der Maje ist der Name des Mannes, von dem ich hier Eins und das Andere berichten möchte, gänzlich unbekannt. Dennoch kann mich das nicht abhalten, sie mit ihm bekannt zu machen. Dazu bestimmen mich zwei Gründe, von denen ich vorerst Rechenschaft geben will.

Allemal, wenn meine Blicke bei einem verdienstvollen Manne weilen, der sich an des Herrn Hand heraufrang aus dürftigen, gedrückten Lebensverhältnissen, freut sich meine Seele. Das ist kein Meisterstück, geboren im Glücke, gehätschelt vom Glücke, im Besitze aller Mittel, um die geistige Kraft nach

allen Seiten auszubilden, ein tüchtiger Mensch zu werden; es ist, wie man im gemeinen Leben sagt, nicht einmal eine Kunst; aber unter der niederbeugenden Last der Armuth und Niedrigkeit, und besonders dem Mangel an Bildungsmitteln, sich eine Bahn zu brechen; Großes zu leisten zum Segen für die Menschenwelt, und sich eine geachtete Stellung in der Welt zu erwerben. Das ist, nächst des Herrn Hülfe, gewiß ein Meisterstück und ich ziehe vor so Einem meinen Hut mit vollster Ehrerbietung ab und noch viel mehr, wenn er nicht dem Dünkel huldigt, daß Er's gethan, sondern in kindlicher Demuth hinaufblickt, von wannen denn doch allein alle Hülfe kommt.

Und so Einer ist der Engländer Stephenson nach allen Seiten und im vollsten Maße.

Das ist's, was mich zu dem Manne besonders hinzieht, und ihn, wie ich hoffe, auch meinen lieben Lesern theuer machen wird; aber das ist nur der Eine Standpunkt; der andre ist von ebenso großer Bedeutung, der in der Frage liegt, was hat denn Stephenson geleistet? — Was hat er der Welt gethan oder gegeben?

Heutzutage gibt es nicht mehr Viele, die nicht schon Eisenbahnen gesehen oder auf ihnen gereist sind. Der schnaubende, dahinrasende, unheimliche Dampfwagen, der Manchem zum Entsetzen war und dessen Anblick ihm eine Gänsehaut überzog, ist jetzt eine so allbekannte Sache; man vertraut sich seiner Macht so unbedenklich an, wie Anno 11 einer frommen, alten Stute, welche wir vor das bescheidene Wägelein spannten, um auf einer holperigen Landstraße eine Reise von einigen Stunden, nach thränenschwerem Abschiede zu unternehmen. So war's, liebe Leser, und so ist's heute; aber ist Euch denn nie der Gedanke durch die Seele gefahren, wer es gewesen, der diesen Umschwung der Dinge hervorgebracht oder vielmehr das hochbegabte Werkzeug in Gottes Hand, der Menschenwelt und ihren Bestrebungen Wege zu ebenen und ihren Reisen, ihrem Verkehre und Handel, Flügel zu leihen, und die weitesten Entfernungen zu durchfliegen mit der unberechenbaren Ersparniß an Zeit und Geld? —

Das war Georg Stephenson, von dem ich erzählen will und wie er es geworden ist.

Als man den Mann, der die Kraft des Wasserdampfes zuerst erkannte, es war ein Franzose, Namens Salomon de Caus, in's Narrenhaus setzte; als Napoleon nicht übel Lust trug, den Erfinder der Dampfmaschine, Fulton, dem edlen de Caus nachzuschicken auf demselben Wege, da ahneten selbst große Männer es nicht, wie schwer sie sich an diesen Männern versündigten.

Man hatte die Einsicht, die Gabe der Beurtheilung ihrer gewonnenen Ueberzeugung noch nicht; aber daß man in der späteren Zeit, nachdem man den Dampf als eine bewegende Kraft schon kannte, auch den tiefdenkenden Stephenson einen Narren und Schwindelkopf nannte, das ist verwunderlich; doch wir wollen sehen, wie das kam und wie er die Perückenhänse und Querköpfe besiegte! —

England ist reich an mächtigen Steinkohlenlagern, und das fördert ganz außerordentlich seinen Gewerbfleiß.

In den Umgebungen des Flusses Tyne liegt ein unberechenbarer Schatz an diesen Kohlen im Schoße der Erde und eine Menge Menschen arbeitet in den dortigen Kohlengruben.

Die Stadt Newkastle am Tyne ist der Mittelpunkt des dortigen Kohlenhandels. Daß sich in den tief unter die Erdoberfläche hinabreichenden Kohlengruben viele Gewässer sammeln, und, wenn sie nicht sorgfältig weggeschafft würden, dem Baue der Gruben und Kohlen hinderlich, ja verderblich werden müßten, begreift sich leicht.

Da hat man denn mächtige Pumpwerke errichtet, die Tag und Nacht fort arbeiten müssen, um dieß gefährliche, hinabsinkende Wasser zu entfernen, und so lange man noch keine Dampfmaschine anwenden konnte, die Pumpe in steter Bewegung zu erhalten, mußten es Menschen thun.

Nun lag unweit der Stadt Newkastle das Dorf Wylam und hier war an einer großen Kohlengrube ein solches Pumpwerk und dabei war als Arbeiter ein gewisser Stephenson beschäftigt, der in einem kleinen Häuslein, mit seiner sehr achtbaren Frau, still friedlich und zufrieden von seinem kärglichen Verdienste lebte, der sich freilich in dem Maße als unzureichend erwies, als die Kinder sich mehrten und heranwuchsen. Da hieß es: Zu Rathe gehalten! und: Keine Seitensprünge gemacht. Dazu war indessen auch weder Stephenson noch seine Frau geneigt.

Es war am 9. Juni 1781, als zum kleinen Häuflein noch ein Büblein hinzukam, dessen Taufname Georg wurde, und obwohl Kinder Last und Sorge brachten, brachte der Kleine viel Freude in's Haus.

Seine Kindheit verlief stille in diesem engen, von Armuth bedrängten Kreise; aber was er sah, war die ausdauernde Thätigkeit des Vaters und der stillen Mutter, die Hülfeleistungen der ältern Geschwister, und dieß Zusammenwirken in Liebe und Fleiß war von einem großen Einfluß auf des Knaben Sein und Wesen. Das aber war schon an dem Kinde zu bemerken, daß es Etwas in sich trug, was den Andern abging. Wenn diese in den Spielstunden laut jubilirten, konnte er sich nur stille vergnügen und zwar durch Schnitzen, Bauen und dergleichen. Hier zu Lande würden die Leute gesagt haben: Es gibt einen Poßler! Poßler nämlich heißt ein Mensch, der mit Geschick und wenigen Hülfsmitteln allerlei künstliche Dinge machen kann.

Der kleine Georg war still und nachdenklich und hatte eine ungemeine Ausdauer und Zähigkeit des Anhaltens, wenn er Etwas angefangen hatte, es auch zu Ende zu führen.

Die meisten Kinder werfen das schnell weg, was ihnen Anstrengung und andauernde Mühe macht; Stephenson, unser kleiner Georg nämlich, war hierin ganz anders: er ließ niemals ein Spiel, ohne es völlig zu beenden; nie eine kleine Arbeit, ohne sie zum Ziele zu führen; nie ein von ihm begonnenes Werk, ohne, wie groß auch die Hindernisse für seine kindliche Kraft und Einsicht waren, mit großer Ausdauer so lange anzuhalten, bis es so war, wie er es wollte und wünschte.

Solcher Richtung freute sich absonderlich der Vater Stephenson, der den Werth solcher Ausdauer in jeglichem Werke genugsam aus seiner eigenen Erfahrung kannte.

Als das Büblein heranwuchs, zeigte sich seine Genauigkeit in allen Dingen, besonders darin, daß er, wenn auch noch viel jünger als seine Geschwister, alle Aufträge, welche er von Vater und Mutter empfing, mit einer Pünktlichkeit ausrichtete, wie Keines der älteren Kinder; daher er denn auch vorzugsweise dazu verwendet wurde. Die Aeltern erkannten mit Freuden, daß Georg auch an andern, geistigen Gaben ein ungewöhnliches Maß vom Herrn empfangen hatte.

Mit dem Unterrichte nur sah es schen aus. Die Schulen in England sind nur für die Reichen, die sie zahlen können, die großen Kosten, die damit verbunden sind. Wenn nicht Väter und Mütter ihre Kinder selbst das Rechnen, Lesen und Schreiben lehren konnten, so war's nichts damit. Heutzutage ist durch die Einrichtung von Armenschulen dort wohl besser gesorgt, aber ausreichend immer noch nicht.

Da möchte ich auf den Segen hinweisen, den die Schuleinrichtungen in unserm lieben deutschen Vaterlande haben, und wie viel Dank wir unsern Fürsten und ihren Regierungen schuldig sind, die so väterlich sorgen, daß kein Kindlein ohne Unterricht bleibt. Zwar ist der Zwang manchen lüderlichen Aeltern lästig und die Strafen für Schulversäumniß ärgerlich; aber wohin sollte es kommen, wenn es Jedem frei wäre, in die Schule zu gehen oder nicht? — Ich kann mir's nicht versagen, hier auf Eins aufmerksam zu machen.

Vor einigen Jahren wurde thatsächlich ermittelt, daß in Frankreich, wo's auch mit dem Volksschulunterrichte übel aussieht, von 100 jungen Leuten, die in das Heer eintraten, nur 19 dürftig lesen, schreiben und rechnen konnten;

in Preußen aber von 100 eben solchen 19 es nicht konnten und dabei lag's noch meist am Mangel aller Anlagen und Fleißes bei diesen 19, nicht an den Schulen, die ihnen geöffnet waren. Merkt's Euch, liebe Leute!

Georg Stephenson lernte von seinen Aeltern so viel, als sie ihn lehren konnten. War's nicht eben genug, um Professor zu werden, so reichte es doch aus, um seine Bibel zu lesen und sein Gebetbuch, und mit Hülfe seiner Gaben und seines eigenen Fleißes, sich fortzuhelfen.

Eine seiner Hauptaufgaben war es, seine jüngeren Geschwister sorglich zu bewachen, daß nicht die stets vorüberrasselnden Kohlenwagen sie überführen. Als er acht Jahre alt war, freute er sich innig über das Glück, auch schon Etwas zu verdienen, und man meint, der kleine Mensch habe das deutsche Sprüchwort: „Selbstverdient ist ein Meisterstück" recht inne gehabt.

Er erhielt nämlich den Wächterdienst über die Kühe eines Nachbars, die in einem, wie es in England Brauch ist, eingefriedigten Wiesenraume weideten. Dabei konnte er auch seine Geschwisterlein noch beaufsichtigen und sich so doppelt nützlich machen.

Das gab nicht Viel zu thun, und seine müßigen Stunden füllte er damit aus, aus Lehm oder Thon allerlei Maschinen, wie er sie um sich sah, nachzubilden und es gewährte ihm ein großes Vergnügen, daran Allerlei, wie es ihm dünkte, zu verbessern und zweckmäßiger einzurichten. In's Kohlenwerk zu kommen, war sein lebhaftester Wunsch; aber damit war's noch Nichts. Er übernahm es denn auch gerne, Rübenhacker bei dem Nachbar zu werden, womit er täglich etwa sechs bis acht Kreuzer verdiente.

Etwas später wurde er, für etwas mehr als früher täglich, verwendet, um die Kohlen von Schlacken und Steinen zu reinigen.

Erst mit dem vierzehnten Jahre konnte er seines Herzens Wünsche heranreifen sehen. Mit der ihm eigenthümlichen Ausdauer und Zähigkeit fügte er sich ruhig dem Sortiren der Kohlen und Reinigen von Unrath, der darin und daran vorkommt. Er wollte nicht gleich Hans Obenan sein, wie das so viele unserer jungen Leute gleich wollen, die den Meistern im Sprüchworte gleichen, die — nicht vom Himmel fallen, aber es sein wollen, ehe sie den steilen Weg zur Meisterschaft erklommen.

Er wußte, es war der Uebergang zum Arbeiter im Kohlenwerke, und das genügte ihm, um mit Festigkeit des Willens das untergeordnete Geschäft zu unternehmen nnd zu üben, das ihm übertragen wurde und das er nach seiner Weise treu und vollkommen that.

Was ihn aber hoch erfreute, das war der Umstand, daß er Gehülfe seines guten Vaters am Pumpenwerke wurde und täglich seine zehn bis zwölf Silbergroschen verdiente.

Nun war er ein mithelfendes Glied zur Ernährung der Familie; er aß theilweise selbstverdientes Brot. Das war eine hohe Freude für sein treues Herz, das Gott seinen Dank dafür darbrachte aus kindlichem Gemüthe. Wie er früher, so verdienten alle Geschwister schon Etwas. Das war aber auch durchaus erforderlich, denn die Lebensmittel waren damals theuer und wenn nicht dieß Zusammenwirken in Liebe und Fleiß Statt gefunden hätte, so wäre ohne Zweifel Noth und Sorge über die Familie gekommen, die nun sich kräftig nähren und anständig nach dem Maßstabe ihres Standes leben konnte.

Georg Stephenson entwickelte sich leiblich und geistig ungemein frisch und kräftig. In dem Maße, als er in die Höhe wuchs, ging sein Leib auch in die Breite auseinander und die täglich angestrengte Arbeit stählte seine Muskelkraft in der Art, daß er, der vierzehnjährige Knabe, mit Leichtigkeit Lasten hob, an denen mancher Arbeiter der Kohlengrube umsonst seine Kraft versuchte.

Geistig wuchs Kraft und Einsicht durch das Betrachten und Nachdenken über die mancherlei Werkzeuge und Maschinen, die er täglich um sich herum im Gebrauche und in Thätigkeit sah; durch das Erforschen der Gesetze, welche ihnen zum Grunde lagen und ihre Thätigkeit regelten; durch das Zeichnen

ihrer Theile und ihres Ganzen in den freien Stunden; durch das Nachbilden im Kleinen; durch das Sinnen, ob nicht hier oder da eine Verbesserung könnte angebracht werden, die den Zweck leichter erreichen ließe.

Dabei horchte er leise, wenn ältere Leute von ihrem Berufe und ihren Erfahrungen redeten, und nie konnte man ihm sagen, daß er vorlaut sein Erkennen kund gab, auch wenn es das der älteren Leute übertraf und seine bessere Einsicht auf wohlgeprüften Gründen beruhte.

Auch hierin glich er nicht den vorlauten Büblein unserer Tage, die meinen mit ihrem Bißchen Erkenntniß müßten sie sich gleich an den Laden legen, und sich nicht schämen, alte Leute abzutrumpfen.

Die Maschinen, dieser künstliche Ersatz für menschliche Kraft und Thätigkeit, waren es hauptsächlich, die ihn in Anspruch nahmen, sein Nachdenken beschäftigten und ihn zur Nachbildung reizten.

Mit wahrer Liebe hielt er an seiner Pumpmaschine und mit dem regsten Fleiße reinigte und putzte er sie, daß sie glänzte und prangte, und dann erst freute er sich ihrer recht.

Es konnte nicht fehlen, daß die Vorgesetzten bald auf ihn aufmerksam wurden, denn wenn es an der Maschine irgendwo fehlte, mußte er immer die Stelle angeben und die Wege, dem Uebel rasch und entscheidend abzuhelfen; ja, wenn man es ihm anvertraute, half er selbst nach und ab und in so zweckmäßiger Weise, daß es anerkannt werden mußte und der glänzendste Erfolg seine Einsicht erwies.

So kam der Zeitpunkt schnell, daß er sich über seinen braven Vater hinaufschwang, der sich des Glückes und der Gaben seines Sohnes freute und stolz darauf war, einen solchen Sohn zu haben. Aber nun kam der Augenblick, wo Georg die Lücken und das Unzureichende seines Wissens fühlte, und zugleich das dringendste Bedürfniß in ihm erwachte, aus Büchern sein Erkennen zu erweitern und zu bereichern. Da war guter Rath theuer; zwar so viel verdiente er, daß er von seinem Lohne, den er als guter Sohn seinen Eltern gab, Etwas abziehen konnte für seine Bildung, und freudig willigten die guten Eltern ein; aber ein anderes Hinderniß war schwerer wegzuräumen, die unentbehrliche Zeit. Mußte er ja doch am Tage nothwendig in seinem Dienste arbeiten, um das tägliche Brot zu verdienen. So viel fiel ja niemals ab, daß er es hätte zum Unterrichte anwenden können, denn die Arbeitsstunden sind zugemessen, daß der Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend drinnen aufgeht.

In England ist Vieles anders, als bei uns, aber sie richten Alles vorsorglich und zweckdienlich ein. Der auf das thätige Leben gerichtete Verstand der Engländer weiß überall Rath.

Wie Georg Stephenson waren gewiß Viele da. Wie sollte nicht ein unternehmender Lehrer einmal auf den Gedanken kommen, eine Nachtschule einzurichten? Und, in der That, deren gab es und auch für Georg eröffnete eine solche die Aussicht, seines Herzens heißesten Wunsch zu erfüllen. Freudig ergriff er diese Gelegenheit und mit glühendem Eifer, und bald überragte er alle seine Mitschüler, ja selbst seinen Lehrer, daß dieser ihm sagte, er solle nun selbst eine Nachtschule errichten.

Das lag nicht im Plane Georgs. Sein Erlerntes sollte ihm nur die unterste Sprosse auf der Leiter des Wissens sein; sollte ihm die Pforte höherer Einsicht öffnen. Nun standen ihm die Schätze der Wissenschaft zu Gebote, welche die gelehrten Männer Englands in ihren Büchern niederglegt haben, und diese Schätze zu haben und sich anzueignen, war der leitende Gedanke des wissenseifrigen jungen Mannes.

Die Nächte, welche er bisher auf der Schulbank gesessen, brachte er nun im Stübchen zu, bei dem Scheine der Lampe, um, wie die fleißige Biene den Honig aus jedem Blümchen sammelt, aus den Büchern sich neue und reichere Erkenntniß zu sammeln. Das gelang ihm bei seiner großen Ausdauer in höchst erfreulicher Weise und nun that sich vor seinem Geiste ein sich immer erweiternder

Gesichtskreis auf; es erschloß sich ihm das klare Verständniß von Dingen, die ihm bisher Räthsel geblieben waren, und wie seine Fähigkeiten sich erweiterten, schwoll sein Eifer, das zu verwirklichen und zu gestalten, was er als reifgewordene Frucht seiner Erkenntniß in sich trug.

Ich habe es unterlassen, zu bemerken, daß Georg längst nicht mehr im älterlichen Hause war. Man hatte seine Gaben erkannt und gewürdigt und ihn mit höherem Lohne als Bremser nach Wellington Quai versetzt. Er nahm nun schon in der Woche seine zwölf Gulden ein, konnte seine Eltern unterstützen und anständig leben bei seinen bescheidenen, einfachen Ansprüchen an das Leben. Er lebte überhaupt, wie er die liebe Gewohnheit aus dem älterlichen Hause mit in die Fremde genommen hatte, sehr einfach, bescheiden und mäßig, und suchte sich Etwas zu ersparen — denn er dachte daran, sich einen eigenen Hausstand zu gründen.

Er hatte ein liebenswürdiges, sanftes, bescheidenes und thätiges Mädchen, Fanny Henderson, kennen gelernt und liebgewonnen. Sie war arm, wie er, noch ärmer, aber sie hatte arbeiten gelernt, und er verstand es aus dem Fundamente. Das war ja ein Vermögen, das nicht Jeder hat, und gab Gott seinen Segen dazu, so war es beiden nicht bange um die Zukunft. Sein Wahlspruch war: Ausdauer und Fleiß, und der Ihre: Fleiß und Sparsamkeit, und wenn dabei das Hauptbedürfniß nicht mangelt: die Gottesfurcht, und das Bet' und arbeit', das Herz und die Hand regiert, dann ist ein Fundament gewonnen, darauf ein einstöckig Häuslein und drinnen das Familienglück wohl ruhen mag.

Und so wurde es wirklich im Jahre 1802.

Wer diese kleine Hütte gesehen hätte, wäre gewiß erstaunt, wie die zwei jungen Gatten wirthschafteten. Natürlich fehlte da Viel, und dazu reichte das Geld nicht immer. Ein Mensch wie Georg Stephenson hielt, wenn's nicht unumgänglich nöthig war, das Geld zusammen und seine sanfte, liebe Fanny gab es noch weniger gerne aus ihren niedlichen Fingerchen. Beide aber fanden Dinge genug, die nicht gut zu entbehren waren. Kurz besonnen, machte er sich daran, sie in seinen freien Stunden selbst zu machen — und siehe da, es gelang herrlich, ja, weit besser, als Schreiner, Schlosser, Blechschmied u. s. w. es machten, denn er hatte das erfinderische Geschick, an Allem und Jedem, was er in seine Hände nahm, Verbesserungen anzubringen. Seine kleine Stube umschloß die Werkstätte der verschiedensten Handwerke.

Fanny schneiderte die Kleider, die er, wie der kunstfertigste Zuschneider in einer Schneiderwerkstätte, ihr in die Hand schnitt.

Er flickte ihre und seine Schuhe und Stiefel und machte Neue; er hobelte Tische und bequeme Stühle; er fertigte die Blechgefäße der einfachen Küche, und, als Gott sie mit einem Kinde segnete, eine so schöne Wiege, als man sie sehen konnte. Glücklichere Menschen umschloß England nicht! Wie aber Stephenson aus Allem Nutzen und Erwerb zu ziehen verstand, so wurde er der Zuschneider für die Kleider aller Arbeiter in seinen freien Stunden und sein Maß war so richtig, sein Schnitt so passend und schön, die Kleidungsstücke darnach so passend, daß auch daraus für den bescheidenen Haushalt ein schöner Zuschuß erwuchs — und — wußten die Frauen nicht zurechtzukommen, so war Fanny's Nadel bei der Hand und fertigte für einen angemessenen Lohn die Kleider. Sie hatten ihr redliches Auskommen, und Fanny sammelte die Ersparnisse zu einem kleinen Hausschatze, einem Spar- und Nothpfennig an.

Da lacht unser Einem das Herz, wenn er solchen Haushalt im Geiste sieht, aber wie wenige gleichen ihm heutzutage! —

Es war gerade, als wenn sie es geahnet hätte, daß Unglück über sie kommen würde. Das kam wirklich. Eine furchtbare Feuersbrunst brach in Wellington Quai aus, und auch ihre Hütte wurde ergriffen.

Nur Weniges konnten sie retten. Fanny war untröstlich. Georg beruhigte sie und war in sich gewiß, daß der Herr ihnen wieder helfen werde. An seinem

Gottvertrauen, seiner Ruhe und Besonnenheit richtete sich das schwächere Weib kräftig wieder empor.

Ueberall um ihn war Zerstörung und Verwüstung, aber Fanny begann zu fegen und zu reinigen und Georg herzustellen; aber es war doch ein Zeichen, wie sein Geist für Alles, was Maschine war, eine eigene Vorliebe hegte. Statt das Dach seines Häusleins zuerst herzustellen (was er später wieder selbst that) ergriff er die Schwarzwälder Holzuhr, die acht Tage ging, und die er sich noch als lediger Mann gekauft hatte, zuerst, setzte sich daran und stellte das zerbrochene Werk in sehr kurzer Zeit wieder her. Dann erst dachte er an Anderes. Und als nun wieder das Häuslein wetterfest, innen sauber von ihm selbst angestrichen und getüncht war; der kleine Heerd wieder stand, daran Fanny wirthschaftete, da ergab sich unverhofft aus der Herstellung seiner ehrlichen Schwarzwälder Achttägigen ein neuer, reicher Erwerb. Alle Nachbarn brachten ihm ihre Hausuhren, die ungangbar geworden waren. Kein Londoner Uhrmacher hätte sie besser herstellen können. Da überdieß seine vortreffliche Arbeit billig war, so sah Fanny bald ihr Stübchen zu einer Uhrmacherwerkstätte werden, deren Kundschaft täglich zunahm, und wo alsbald auch die feinsten Taschenuhren ebenso sicher ihre Herstellung fanden. Sein Arbeitslohn ging täglich fort und nur die Freistunden brachten diesen, an und für sich sehr reichlichen Erwerb. So wurden die Wunden des unglücklichen Brandes wieder ausgeheilt, die Zuschneiderei und Fanny's Nadelkunst dabei fortgeübt, und auch dem Schuster, wie andern Handwerkern mit Erfolg in's Handwerk gepfuscht — doch nicht gepfuscht! Denn, was aus Georg's Händen hervorging, war von einer Nettigkeit, Tüchtigkeit und Vollendung, daß es ihm kein Handwerker in seinem Fache gleich that. Sein rühriger und erfinderischer Geist wußte allen seinen Bedürfnissen abzuhelfen. So machte er sich die Leisten zu den Schuhen für sich, Fanny und ihr Kind selbst, darüber er die Schuhe fertigte. Als die Schuster des Ortes diese Leisten sahen, fanden sie sie so viel schöner und vortrefflicher, als die ihrigen, daß Georg die Hände voll zu thun hatte, alle die Leisten zu machen, die bei ihm bestellt wurden; wenn nun die Uhrreparatur feierte, wurden neue Leisten auf Bestellung oder zum Verkaufe gemacht und Fanny sah bald mit glückseligem Lächeln den kleinen Sparpfennig, den der Brand aufgezehrt, wieder anwachsen, und konnte ihn dankbaren Herzens dem ebenso erfreuten Gatten zeigen, der mit ihr zum Herrn flehte, daß er gnädiglich die Wiederkehr solchen Jammers verhüte, aus dem nur Wenige so schnell sich wieder erheben konnten, als Georg Stephenson's Familie.

Das aber war das große Geheimniß dieser schnellen Erhebung, daß er sich keiner Arbeit schämte, sondern in jeder das Mittel sah, seine und der Seinen Lage zu verbessern.

Wenn auch nicht ein ähnliches Unglück, so traf ihn doch ein neuer, schwerer Schlag, der dem schönen Sparpfennig Flügel gab.

Stephenson war noch im Alter der Miliz oder Soldatenpflicht, und da er ein stattlicher, blühender Mann, ohne irgend ein Fehl oder Makel an seinem Leibe war, wie es in der Schrift von Absalom heißt, so wurde er ausgehoben. Konnte er Weib und Kind dem Elende preis geben? Hätte er die Trennung ertragen oder sie? Es blieb nur ein Ausweg! Es mußte ein Ersatzmann gestellt oder vielmehr gekauft werden. In England fehlte es damals an Leuten nicht, die bereit waren, ihre Haut gegen angemessene Vergütung zu Markte zu tragen und per Gelegenheit sich gotteserbärmlich durchprügeln zu lassen, da in dem freien England die Schmach noch besteht, daß ein Soldat, der sich irgend vergißt oder gegen die Kriegsartikel sündigt, aus dem Salze durchgeprügelt wird.

Zu haben war der Ersatzmann schon, allein der Sparpfennig reichte nicht einmal hin. Einem Manne, wie Stephenson, der Aller Achtung und Werthschätzung durch seine musterhafte Aufführung, sein ächtchristliches Familienleben und seine Thätigkeit genoß, lieh Jeder,der's zu leihen hatte, gerne das Fehlende.

So kam er aus dieser mißlichen Lage; allein Schulden! Sie sind jedem ehrlichen tüchtigen Menschen ein Schrecken und eine Qual.

Wie auch Fanny für die Loskaufung ihres lieben Georg Gott dankte, dennoch bekümmerte es sie gewaltig, daß nun Schulden sie drückten. Georg fand das heraus. Er glättete die Stirn seiner lieben Gattin wieder, indem er ihr durch um so größere Thätigkeit und Sparsamkeit den Weg zeigte, aus dem Gewebe der Sorgen sich herauszuwinden, und siehe da, es gelang Beider Fleiß und Sparsamkeit und bald schien wieder die Sonne des Glückes in's stille Hüttlein, wo das schönste christliche Familienleben seine Stätte gefunden hatte.

Und was war's? Am Wirthshaus ging er — vorbei! Karten spielte er nicht. Faullenzen konnte er nicht. Bei Weib und Kind zu Hause bleiben, Gebet und Bibel nicht versäumen, und tüchtig arbeiten — das half von den Schulden!

Konnten aber die Leute, welche über die Kohlenwerke gesetzt sind, und doch ein reifes Urtheil haben, einen Mann, wie Georg Stephenson, ein Talent, wie das Seinige, so lange Zeit übersehen, ohne ihm eine andere, passendere Bahn zu eröffnen und es zu höheren Zwecken zu benutzen? —

Diese Frage liegt sehr nahe und manche Ereignisse lassen sie noch verwunderlicher erscheinen. Freilich, er war der Mann nicht, der sich vordrängte; der die Augen absichtlich auf sich zu lenken suchte; der mit seinem Talente Prunk trieb! — Dazu war er zu bescheiden. Es traten aber einige Ereignisse ein, die von Bedeutung für Stephenson wurden, so unscheinbar sie auch an und für sich waren.

Die Seile, die in der Grube zum Ausfördern der Kohlen dienten, nutzten sich außerordentlich schnell ab, und verursachten den Eigenthümern der Grube eine sehr hohe Ausgabe. Stephenson sann darüber nach, ein Mittel zu entdecken, das schnelle Abnutzen zu verhüten. Seinem Scharfsinne gelang es in überraschender Weise, und die großen Ersparnisse richteten die Blicke der Herren zuerst auf den ungewöhnlichen Mann, dessen Wissen und Können sie nicht geahnet hatten.

Es kam ferner vor, daß einige wichtige und sehr theure Maschinen schnell nacheinander unbrauchbar wurden..

Die Herren, welche sie unter sich hatten und ihre Einrichtung genau kannten, man nennt sie Ingenieure, schüttelten die weisen Köpfe. Die Versuche, sie herzustellen, mißlangen; die Grubenbesitzer waren nahe daran, in den freilich vollen Geldbeutel zu greifen, um zwei neue Maschinen anzukaufen.

Da trat der bescheidene Stephenson, der längst wußte, wo es fehlte, und wie zu helfen sei, hervor und sagte: wenn man ihm die Mittel böte, würde er die Maschinen in kurzer Zeit und mit geringen Kosten wieder so brauchbar herstellen, wie sie neu gewesen wären. Die Herren Ingenieure höhnten und spotteten des rusigen Bremsers und lachten ihn weidlich aus. Die Eigenthümer aber waren der Ansicht, ehe man das ungeheure Kapital zu neuen Maschinen aufwende, solle man den Versuch wagen; Stephenson sei ein gescheidter Mensch, was seine Erfindung mit den Seilen beweise, und kein Windbeutel — kurz — trotz des Spottens und Lachens der Ingenieure, machten sie den Prozeß kurz und ließen Stephenson gewähren.

Rasch machte er sich daran und in einer verhältnißmäßig sehr kurzen Frist waren die Maschinen in einer Weise hergestellt, die das Lachen und Höhnen verstummen machte und Stephensons Wort glänzend rechtfertigte, aber auch sein außerordentliches Geschick klar erwies.

So seine spottenden Gegner zu beschämen, war wahrlich auch ein Meisterstück, und er hatte die Sache nicht erlernt, wie die spottenden Herren es thaten.

Zehn Guineen (etwas über hundert Gulden) waren sein Lohn. Eine Verbesserung seines Gehaltes folgte unmittelbar. Seine Stellung wurde erhöht und noch mehr erfreute ihn das Versprechen, ihn künftig noch weiter zu befördern.

Glänzenden Angesichts trat er zu seiner lieben Frau, legte die zehn Goldstücke in ihre Hand und sagte: Das ist der Ersatzmann für die Miliz und so steht's mit mir!

Da kehrte Freude und Dank gegen den Herrn in der stillen Hütte ein, und die Sorge um die Schulden waren weg und — der Sparpfennig kam wieder in sein Recht!

Und es schien, als sei nun eine Bahn des Weiterkommens für ihn eröffnet und der Knoten, wie wir zu sagen pflegen, gebrochen. Er hatte die Kinderschuhe seines Talents ausgetreten. Nun mußte es gehen!

Mußte doch auch Jeder bei dem Eintritte in Stephenson's Hütte erkennen, hier wohne ein eigenthümlicher, wundersam begabter, einsichts- und kunstvoller Mensch, der die Bahn menschlicher Ausbildung gewissenhaft durchlaufen habe und mit außerordentlichem Erfolge. Wohin man blickte, da hingen Zeichnungen von Maschinen, Maschinentheilen, Pläne und der Gleichen an den Wänden; alle fein und zierlich gearbeitet und sauber mit Farben ausgemalt, daß sie ein Mann des Faches, durchgebildet in allen Richtungen, schöner, genauer, besser nicht hätte fertigen können; da standen auf jeder Stelle, wo es möglich war Etwas aufzustellen, Modelle der seltsamsten Art. Blickte darauf ein Kenner, so fand er augenblicklich bekannte Maschinen heraus, aber sie waren dennoch vielfach anders zusammengesetzt, wie die, welche er arbeiten gesehen, und fragte er darnach, so war ein beredter Mund da, der ihm zeigte, wie diese Einrichtung große Vortheile gewähre und gewöhnlich sprang die Verbesserung mit ihren Vortheilen in's Auge dessen, der ihn gefragt.

Hörte man aber, daß dieser Mann ohne alle Vorbildung und Anweisung zum Zeichnen und Modelliren, ohne alle Anleitung in der Kunst des Maschinenbaues, ohne Alles Erlernthaben derjenigen Wissenschaften, welche die Fragen nach dem: Warum? und: Wie? dem menschlichen Geiste erschließen und ihn auf den Standpunkt stellen, daß er sagen kann: Die Wirkung dessen, was ich hier gebildet habe, muß die und die sein —, dann erst staunte mit Recht der, welcher solche Dinge sah und nun den Mann mit dem ausdrucksvollen Gesichte, dem geistvollen Auge, der nachdenklichen Stirne betrachtete, der von Gottes Gnaden das geworden war — fast ein vom Himmel gefallener Meister, gegen die freilich mit Grund, Fug' und Recht unser deutsches Sprüchwort Einsprache erhebt. Hier aber war so Einer, wie's freilich Wenige gibt.

Durch die kranken Maschinen, die er hergestellt, waren die Blicke auf ihn gelenkt worden.

Die Herren Ingenieure hatten einen unwiderstehlichen Respect vor dem schlichten Manne, dessen Verstand, Einsicht und künstliche Fertigkeit ihre erlernte Weisheit so tapfer aus dem Sattel gehoben, ja, sie hielten es seitdem nicht unter ihrer Würde, in solchen Fällen, wo ihr Witz am Ende war, ihn zu Rathe zu ziehen — um — hintenach nämlich fest zu erklären, das sei doch auch bis auf das Tüpfelchen auf dem J ihre Ansicht gewesen. Natürlich, ein Esel will eben Keiner sein!

Item, man konnte den Gedanken nicht mehr wegweisen, daß dieser Mann in die Werkstätte gehöre, wo man die nöthigen Maschinen mache und baue, und so wurde er denn in die bei dem Kohlengewerke von Killingsworth befindliche Maschinenwerkstätte versetzt.

Hier war endlich der rechte Ort, dahin er nach seinen Gaben gehörte, da sein Geist frisch und freudig sich in seiner Welt fühlte und die Schwingen hob, um seine Kraft zu erproben. An Fleiß stand ihm kaum Einer gleich, an Einsicht Keiner.

Dem Verständniß des Ineinandergreifens des Räder- und Hebelwerkes brauchte er kein Nachdenken zu widmen. Ein Blick reichte hin, das zu übersehen; aber auch nur Einer dieser blitzenden Blicke, um zu erkennen, hier und dort sei eine Verbesserung vorzunehmen und so und so müsse sie erfolgen, dann werde sie dieß oder jenes Ziel schneller, sicherer und gewinnbringender erreichen, und den Nagel traf er immer auf den Kopf.

Da kam aber Stephenson mit vielen Leuten zusammen, und das alte Sprüchwort sagt: Viel Köpfe, viel Sinn; es sagt ein Neueres: Viel Köpfe, vielerlei

Zöpfe, und unser lieber Matthias Claudius sagt in dem allbekannten Liede: Urian's Reise, er habe die Menschen überall so gefunden, wie hier und — lauter solche Narren, und oft ist's wahr: Je gelehrter, je verkehrter.

Stephenson war ein stiller, bescheidener Mann, aber wenn er sich über eine gewonnene Einsicht aussprach, so geschah es mit einer solchen Bestimmtheit, wie sie eben nur als das Ergebniß eines klaren Durchdachtseins und einer dadurch gewonnenen allseitig runden Anschauung, wenn ich mich so ausdrücken darf, sich ergeben kann.

Das gefällt aber nicht immer; damit stieß er denn freilich an manche hochweise, sehr empfindliche Nasenspitze; rannte heftig gegen manche harte Stirne, hinter der ein winzig kleines Hirn desto fester in seinen engen Höhlen saß; traf manches eingerostete Vorurtheil, daß die morschen Bande krachten und die Fugen ächzend nachgeben mußten — aber hinter alledem saß der böse Geselle des Hochmuths und der Einbildung, den Matthias Claudius so bestimmt bei seinem Tauf- und Geschlechtsnamen nennt, der hier in Einen zusammenfällt.

Man kann ohne Mühe die Ueberzeugung gewinnen, daß die wegwerfendsten, härtesten und lieblosesten Urtheile über den vermeintlichen Erfinder und Alleswisser gefällt wurden; aber auch die, daß es einsichtsvolle Leute gab, die ihn richtig beurtheilten und vor seiner Einsicht die Achtung gewannen, die sie zu erlangen berechtigt war.

Stephenson hatte innere Kraft genug, diese Urtheile nicht ätzend und niederdrückend auf sich wirken zu lassen. Er kannte die Menschen ja schon, mit denen er es zu thun hatte.

Das Bewußtsein, wie hoch er über ihnen und ihrer pustenden Weisheit stand, wie weit er sie übersehe, machte ihn nicht stolz; er ging seinen Weg und ließ sie den ihrigen gehen; leider aber durchkreuzten sich gar zu oft diese Wege und er fand, daß sie ihm die seinigen abgruben, abdämmten.

Dann seufzte er wohl einmal tief auf, aber sein Glaube gab ihm die Gewißheit, daß die Wahrheit siegen würde, und seine Ausdauer war das Mittel, unverzagt sein Ziel im Auge zu behalten.

Endlich muß Wahr wahr bleiben und Recht recht, das ist sicher. Die Sonne dringt durch alle Wolken.

Hatte schon der Franzose de Caus seine Behauptung, man könne mit Wasserdampf Schiffe und Wagen fortbewegen, trotz des natürlichen Widerstandes, im — Irrenhause büßen müssen und war dort verkümmert und mit seinen großen Gedanken schauerlich zu Grabe gegangen, einer Welt gegenüber, die undankbar ihn verlachte und zum schrecklichsten Loose verdammte, mit klarem reichem Geiste unter Irren sterben zu müssen; so war es nicht wunderbar, daß der Knabe Watt vor dem siedenden Theekessel, nachdenkend über die Macht des Wasserdampfes, von seiner Großmutter ausgezankt wurde, weil er ein Träumer und Thor sei, aus dem einmal gar nichts werde.

Watt war glücklicher als de Caus. Es gelang ihm, in einer einsichtsvollen Zeit sein Ziel zu verwirklichen.

Darf es uns Wunder nehmen, daß, da Napoleon, als ihm Fulton's Erfindung der bewegenden Dampfkraft in ihrer Anwendung auf Dampfschiffe bekannt wurde, ausrief: „In's Narrenhaus mit ihm!“ — auch Stephenson Aehnliches erfuhr, als er auf die eisernen Geleise blickte, auf denen man die belasteten Kohlenwagen aus den Gruben von Killingworth schob, die Behauptung aussprach, man müsse auf solchen Wegen Städte und Städte, Länder und Länder verbinden und vermittelst der Dampfkraft einen Wagen bauen können, der mit angemessener Geschwindigkeit große Lasten und — viele Menschen fortbewegen könne? Da schrie die Welt Zetermordio!

Diesen Gedanke bewegte er in seinem Geiste, ohne daß er Etwas von denen wußte, die vor ihm und in einer viel und weniger frühen Zeit ihn bereits klar erfaßt hatten — und die Welt sagte: Er ist ein Schwindler, ein Narr, und wer ihm Gehör schenkt, der ist sein geistig Verwandter!

Und dennoch gab es unter den Vielen, die spottend oder mitleidsvoll Stephensons „Narrheit" erkannt zu haben meinten, Einen, dem Stephensons Gedanke wie ein zündender Blitz in die Seele fuhr.

Es war Lord Ravensworth, ein angesehener, einflußreicher, reicher Mann.

Der ist auch ein Narr, riefen die Hochweisen. Aber laßt ihn! Ob er sein Geld so oder so zum Fenster hinaus wirft, was kümmert's uns? Wir wollen aber die Hand auf unsere Taschen halten! Diese Narren werden auch klug werden! Mochten sie das thun! Stephenson hatte einen Gönner und zu seinen redlichen, klar gedachten Versuchen die redlichen Mittel. Das war für's Erste genug.

Er und sein „edler Lord" saßen manche Stunde zusammen und ein erleuchteter Geist sonnte sich in den Strahlen eines anderen, in dem der Herr zum Besten der Menschenwelt eine Sonne aufgehen ließ, die, jetzt noch durch Nebel, bald aber im vollen Lichte zu strahlen den inneren Beruf hatte.

Wie hatte der Mann gerungen, bis er so weit war, daß er sein Ziel erstreben konnte in erreichbarer Nähe? Ist es denn nicht aber allen großen Männern auf dem Wege des Erfindens und Findens ähnlicher Weise ergangen? —

Ich erinnere meine lieben Leser an unseren trefflichen Landsmann, den edlen Mainzer Guttenberg, den Erfinder des Buchdruckes; ich erinnere an Columbus, den Finder der neuen Welt, Amerika's, ja ich könnte die Reihe fortführen durch aller Zeiten gewundene Läufe und überall würden uns solche Kämpfe entgegentreten, aber auch der endliche Sieg des Gedankens über die Macht der Umstände, über Beschränktheit und stämmige Dummheit der Menschen, die das Große verwarfen, weil es neu war.

Jetzt, wo Stephenson durch Lord Ravensworth's Mittel im Stande war seinen Gedanken auszuführen und eine Maschine zu bauen, säumte er nicht. Er nahm einige geschickte Arbeiter in seinen Dienst und ging mit aller Sorgfalt an's Werk.

Der erste Dampfwagen wurde fertig und empfing von Stephenson zu Ehren Lord Ravensworth's den Namen „Mylord."

Er kostete verhältnißmäßig wenig, nur etwa so viel, als, mit andern Mitteln, Eine Pferdekraft würde gekostet haben; begreiflich war es, daß sie auf dieser ersten Stufe nur noch unvollkommen sein konnte; aber sie war da, sie war erfunden, das konnte Niemand in Abrede stellen.

Dennoch begannen die Hochweisen, die Alles besser wissen, ohne damit einen Hund hinter dem Ofen heraus zu jagen, die Köpfe zu schütteln, die Nasen zu rümpfen und neidisch zu sagen: Eine fortbewegende Maschine ist es, aber was leistet sie denn? Sie zieht mit einer Geschwindigkeit von vier Meilen in einer Stunde etwa achtzig Tonnen Gewicht. Was ist das gegen die Kosten? Berechnet Ihr den Kohlengebrauch oder vielmehr Verbrauch, das Abnutzen der Maschine, die Kosten der Unterhaltung, der Heizer, Leiter, Aufseher und die Gefahr, wenn sie einmal aus den Schienen geräth, so ziehen wir den Hut vor den guten, derben Pferden, die wohlfeiler gleiche Ziele erreichen. Es ist demnach eine Windbeutelei und eine von den Erfindungen, deren Werth, bausbackig ausposaunt, in Nichts zurücksinkt und mit dem Grabtuche des Vergessens bedeckt, dem Gedächtniß der Mitwelt entschwindet!

So redeten sie sich die Sache weg und ihr Urtheil über Stephenson und seinen Lord blieb sich gleich, ja es wurde härter, liebloser, ätzender und ihr Haufe wuchs, wie eine Schneelawine, die den jähen Abhang herunter rollt.

Stephenson betrachtete mit dem Auge der Liebe seine Maschine und dankte Gott für das Gelingen. Er sah, wo es fehlte; er erkannte es, wie eine leichte Nachhülfe die Kraft seiner Maschine verdoppeln müsse, ja, daß dann dem Steigern der Kraft zu jeder beliebigen Höhe kaum ein Hinderniß im Wege stehe, und freudeleuchtenden Auges rief er aus: Ich hab' es gefunden!

Ohne sich irre machen zu lassen, nahm er seine Maschine auseinander und baute sie verbessert wieder auf unter dem Hohngelächter seiner Gegner und Neider. Als sie fertig war, wurden denn doch die Hochweisen betroffen. Sie hatte die doppelte Geschwindigkeit und Kraft gewonnen und die dunkle Frage war gelöst. Da stand der Meister im seligen Bewußtsein des glänzend errungenen Sieges da und sein Lord drückte ihm bewundernd die Hand.

Schwiegen jetzt die höhnischen Redner und Spötter? Wir wollen sehen!

Es war im Jahre 1815, als Stephenson dieß Frohgefühl im Herzen trug. Zu diesem Siege kam dem seltenen, begabten ein Zweiter für die Vollendung eines kleineren, aber für viele Tausende höchst segensreichen Werkes.

Viele meiner lieben Leser wissen es ohne Zweifel, daß sich in den tiefen, dem Zutritte der gesunden Lebensluft kaum zugänglichen Kohlengruben Luftarten entwickeln (die Gelehrten nennen sie Gase), die dem athmenden Menschen höchst ungesund und nachtheilig sind. Dieß zeigt sich in dem bleichen Aussehen der Arbeiter, welche ihre Schichtenzeit, das heißt, die den in Abtheilungen arbeitenden Bergleuten zur Arbeit angewiesenen Stunden, in der Tiefe ausharren müssen, ehe sie wieder an's liebe Tageslicht empor gewunden werden. Das aber ist noch das Schlimmste nicht. Es gibt auch in den Kohlengruben Luftarten, die Bergleute nennen sie: „schlagende Wetter," die, wenn sie mit dem Lichte in Berührung kommen, wie Pulverminen sich knallend entladen. Geschieht dieß, so ersticken alle Arbeiter, welche im Bereiche dieser Luftarten sind, oder das durch die Macht des Schlages losgelöste Gestein begräbt sie. Eins wie das Andre ist Entsetzen erregend. Und diese Gefahren umgeben die armen Bergknappen stündlich und nahen ihnen so unmerklich oft, daß sie dem Verderben nicht mehr entweichen können.

Solche Unglücksfälle waren damals ungemein häufig, und viele denkende, wohlwollende Männer grübelten und sannen, wie dem abzuhelfen wäre. Die Lampe der Grubenarbeiter war damals offen, das heißt, die Flamme des Dochtes brannte frei. Sie hatten keinen Schutz gegen die heimlich heranschleichenden, schlagenden Wetter und ebenso wenig für das kostbare Leben gegen die rasch verderbende Macht derselben.

Stephenson's edlem Herzen, wie seinem denkenden Geiste, konnte diese Sache nicht fremd bleiben.

Auch er grübelte und sann nach, wie eine Sicherheitslampe könnte und müßte eingerichtet werden, welche leuchtete, ohne durch ihre Flamme die Gase zu entzünden. Und er fand mit Gottes Hülfe die Lösung seiner Aufgabe.

In demselben Jahre, da er seinen ersten, verbesserten Dampfwagen auf die Eisenschienen zu Killingsworth stellte, erfand er eine Sicherheitslampe für die Grubenarbeiter, die mit allgemeinem Danke und Jubel begrüßt wurde.

Zwar erfand kurz nachher auch der gelehrte Engländer Sir Humphry Davy eine ähnliche.

Stephensons Lampe nannten die Arbeiter, weil er Georg hieß: „Geordy" und die Andre: „Davy."

Natürlich — weil es so im Gange der Welt liegt, wurde die Davy'sche Sicherheitslampe hoch gegen die des armen, bescheidenen Stephenson erhoben; allein es zeigte sich bald, daß die „Geordylampe," wie sie die Arbeiter nannten, die eine große Liebe für den ihnen nahestehenden Stephenson hegten, große Vorzüge vor der „Davylampe" hatte; denn diese schützte ein Geflechte von Metalldraht, das glühend wurde und dadurch die Gase leicht entzündete, wenn sie kamen; die Andre, die Stephenson's nämlich, in dem Augenblicke der Gefahr erlosch, die Arbeiter zwar in Dunkelheit hüllte, aber die Entzündung der Gase unmöglich und dagegen ihre Lebensrettung möglich machte, indem das Erlöschen ihrer Geordylampen die Nähe der Gefahr anzeigte und zur Rettung mahnte und trieb.

So ist es denn gekommen, daß heute noch die Grubenarbeiter in jenen Kohlengebieten ihren „Geordy" dem Davy vorziehen, obgleich diese weltberühmt geworden ist, was jener nie in dem Maße gelingen wollte. —

Das ist der mächtige Unterschied, den die Stellung in der Welt leider gegen das bescheidene Verdienst des Niedriggebornen so häufig bemerken läßt! — Und wieder ein Beweis mehr, wie es um die Gerechtigkeit in der Welt steht. Nur wer sich geltend zu machen versteht, gilt Etwas! —

Dennoch war Stephenson's Name durch seine beiden hochwichtigen Erfindungen weit über die Grenzen seiner nächsten Umgebungen hinaus gedrungen, und seine häuslichen Verhältnisse waren aus dem tiefen Geleise der Armuth herausgehoben; aber er blieb der anspruchlose, demüthige Mann, der nicht glänzen, nur nützen wollte; der sich selbst da zurückzog, wo es galt, mit Posaunen den Ruhm in die Welt hinaus zu verkünden. Er saß an seinem Arbeitstische, in seiner bescheidenen Wohnung, zirkelte, zeichnete, rechnete, maß, grübelte und fand.

Das war seine Aufgabe, sein Ziel, und jedes gewonnene Ergebniß war eine neue Sproße auf der Leiter zum Größeren, das Fundament, darauf er neue Bauten in seinem Geiste aufführte, die, bei seiner Kenntniß und Denkweise, keine luftigen Gebilde der Einbildung waren, sondern immer Erfindungen und Verbesserungen, die von eingreifendem Erfolge und entschiedener Nützlichkeit waren.

Sein Dampfwagen oder wie man sie heute nennt, seine Locomotive, war sein Schooßkind, seine Liebe; ihn so nützlich als möglich zu machen, der Gedanke, mit welchem er einschlief und aufwachte.

Mit einem wahrhaft prophetischen Geiste sah er die Erfolge voraus, die er, vielleicht erst nach seinem Tode, haben, die gänzliche Umänderung, die er im Handels- und Weltverkehre haben müße. Das waren Vorstellungen, die sein Herz erfreuten.

Aber das Unglück blieb ihm in dem Kreise, der das Herz so innig berührt, nicht fern.

Seine gute, treue, geliebte Fanny starb. Das beugte den starken Mann tief; das traf ihn im Lebensmarke, und drohte seine geistigen Kräfte für lange Zeit zu lähmen.

Arbeit ist immer ein Segen, aber sie ist in schweren Prüfungsstunden auch eine Arznei, ein Trost, der wirksamer ist, als die Trostgründe, die uns wohlwollender Freunde treue Worte zuführen.

In dieser Zeit beschäftigte sich Stephenson mit leichteren Arbeiten. Er reiste auch viel im Lande umher und — machte vorzügliche Sonnenuhren, die sehr gesucht waren; fertigte Compasse und andere Instrumente, die er gut verkaufte und — gewann mit dem reichsten Trostquell, den ihm sein christlicher Glaube gab, seine Ruhe, die stille Ergebung in den heiligen Willen des Herrn wieder. Und mit diesem großen Gewinne wandte er sich auch wieder seiner großartigen Thätigkeit zu. Einen Sohn hatte ihm seine gute Fanny geschenkt, der vom Herrn auch mit reichen Gaben gesegnet war.

Stephenson dankte Gott, daß er in den Verhältnissen nun war, daß er dem Sohne eine gelehrte Bildung auf den Schulen seines Vaterlandes konnte geben lassen. Und wieviel mußte der Sohn gewinnen im belehrenden Umgange eines solchen Vaters? Wie viel am Anschauen seiner Modelle, seiner Zeichnungen, seiner Arbeiten.

Stephenson zog ihn in alle diese Sachen hinein und machte ihn vertraut mit seinen Plänen und den Ergebnissen seiner Gedanken und Forschungen. Er besprach mit dem Jünglinge den Gedanken, auf einem Eisenschienenwege oder einer Eisenbahn, vermittelst seines Dampfwagens, Güter und Personen in großer Kürze auf weiten Strecken zu befördern, und Beiden wurde es klar, wie die Ausführung, besonders in den ebenen Gegenden Englands, keine Schwierigkeiten darbieten könne, die nicht leicht zu überwinden wären, wenn nur das Capital dazu flüssig wäre.

Als er den Gedanken laut werden ließ, schrieen wieder die Hochweisen: Hört den Schwindler, den Querkopf, den Narren nicht an! Er bringt Euch

um Euer Vermögen! Die Dummköpfe sagten: Es heißt: Gott versuchen! Die Abergläubischen meinten: Es müsse Unglück und Verderben daraus erwachsen, denn es sei ein teuflisches Wesen! Kurz — es stand ein Heer mannigfaltiger Gegner gegen ihn auf. Er lächelte und sagte: Es geht doch und muß gehen; und erst, wenn sie die Erfolge mit Händen greifen, wenn der Vortheil ihre Taschen füllt, werden sie es verstehen lernen, was dadurch für die Welt gewonnen ist! —

Um diese Zeit heischte es die fortgeschrittene Bildung seines Sohnes, daß er auf eine Universität gehe.

Mit der längeren Trennung von ihm, dem Einzigen, der ihm gemüthlich und in treuer Kindesliebe nahe stand, war Stephenson's häusliches Leben gänzlich verwaist, und dieß häusliche Leben war bisher der Tempel des Friedens und der Ruhe gewesen nach Arbeit, Kämpfen und Stürmen. Er sah, daß ihm nun der letzte, theure Rest dieses Glückes schwand und — der Gedanke, in eine zweite Ehe zu treten, wurde in ihm wach.

Er hatte die Tochter eines Farmers oder eines freien Landwirths, Bauers, wenn wir wollen, kennen gelernt, ein Mädchen, das mit Fanny viel Verwandtes hatte, gebildet am Geiste, treuen, sanften Herzens war, und rasch warb er um ihre Hand, und sie wurde seine liebe, wackere Hausfrau.

Nun ging für Stephenson ein anderes Leben auf. Er hatte wieder eine Häuslichkeit und eine glückliche, denn Elisabeth war eine wackere Frau und eine Stiefmutter, die diesem Namen die scharfe Spitze abbrach und ihm sein Bitteres und Aetzendes nahm.

Sein Sohn machte ihm große Freude und zeigte sich als würdiger Sohn eines solchen Vaters.

Schon nach dem ersten Halbjahr seiner Studien löste er die mathematische Preisaufgabe der Universität und gewann mit großen Ehren den Preis.

Das war eine große Freude und des Vaters Angesicht strahlte, wenn er zu seinen vertrautesten Freunden (Andern würde er es aus angeborener Bescheidenheit nicht gesagt haben) davon redete. Auch über ihn selbst klärte sich das allgemeine Urtheil mehr und mehr auf. Viele ausgezeichnete, verdienstvolle und hochgestellte Männer erkannten seinen Werth an; nur die Hochweisen, die da meinten, sie hätten alles Erkennen und Verstehen im Pachte oder Alleinbesitze, blieben auf ihrer lieblosen Behauptung, er sei ein Schwindler und Narr, theils, weil sie das bessere Wissen von sich abhielten, oder sich schämten, ihre früheren, harten Aussprüche über den verdienstvollen Mann zurückzunehmen, oder endlich, weil es sie ärgerte, daß ein Mann aus dem Volke, der keinen sogenannten Bildungsgang auf gelehrtem Wege gemacht, sich zu solcher Höhe des Verständnisses empor geschwungen und selbst sie überflügelt hatte, die doch auf Universitäten gewesen und Latein und Griechisch verstanden.

Stephenson achtete ihrer jetzt so wenig, als früher. Er ging seinen Weg rüstig und muthig weiter und wiegte seinen Lieblingsgedanken in seiner Seele, eine Eisenbahn zu bauen, auf der mit dem Dampfwagen Güter und Menschen rasch weiter befördert werden könnten.

Ueber das, was er als wahr und heilsam erkannt hatte, sprach er so lichtvoll, so begeistert, daß, wer ihn hörte, davon überzeugt werden mußte. Sein reiches Wissen gab ihm alle Waffen, die Einwürfe, die man ihm machen mochte, siegreich niederzuschlagen, und grade das nach allen Seiten Durchdachthaben befähigte ihn ganz besonders dazu, seine Gegner so zu widerlegen, daß sie schweigen mußten.

Raschere Beförderungsmittel für den gesammten Verkehr der Menschen traten als schreiendes Bedürfniß überall zu Tage.

Ein Beispiel ist hier für Viele entscheidend. Wer hat nicht schon von der unermeßlichen Thätigkeit der Fabrikstadt Manchester gehört? Wer wüßte nicht, daß in dieser Fabrikstadt die Baumwolle der Rohstoff ist, dessen sich die erfolgreichste Thätigkeit bemeistert hat, um ihn in der mannigfaltigsten Gestalt

der Welt darzubieten zu Kleidungsstücken und jeglichem anderweitigen Gebrauche? Wem wäre es unbekannt, daß unermeßliche Mengen von Zentnern dieses Rohstoffes hier durch die Kunst der Menschenhand, aber mehr noch durch das Räder- und Hebelwerk der Maschine verarbeitet werden? Und alle die Rohstoffe zu der vieltausendfachen Thätigkeit mußte von der Hafenstadt Liverpool, wohin sie die Kauffahrteischiffe brachten, nach Manchester gebracht werden und, wie auch Alles aufgeboten wurde, rasch die Rohstoffe hinzuliefern — es war unzulänglich, der Verbrauch war unendlich größer, als der herbeigeschaffte Rohstoff. Es war stets Mangel daran, und welche Nachtheile für die Fabriken daraus entstanden, ist leicht zu fassen. Kanäle und treffliche Landstraßen waren da, aber das Alles blieb dennoch weit hinter dem Bedürfniß zurück.

Eisenbahn und Dampfwagen! sagte der stets klar denkende Stephenson, das allein befriedigt und reicht aus! Die Kosten werden groß, aber nicht viele Jahre, und Alles ist gedeckt und der Profit da! Die Schnelligkeit hebt Alles auf! Sie ersetzt schnell alle Kosten. —

Was Stephenson in Killingworth mit seiner Maschine erzielt, war im Kleinen der Anfang, aber der Beweis war geführt, und dasselbe im Großen herzustellen zwischen dem Seehafen von Liverpool und Manchester lag sonnenklar vor seinem Geiste und das, was ihm klar war, wußte er auch Andern klar, faßbar und begreiflich zu machen. Der Blitz zündete und eine Gesellschaft trat zur Ausführung zusammen. Stephenson sah sein Ziel nahe vor sich — aber noch hatte er es nicht erreicht.

Wir wissen es Alle, daß der Anlage einer Eisenbahn die Vermessung der Bahnstrecke durch Feldmesser vorausgehen muß. Es sind da die Unebenheiten des Bodens, der Wege, Gewässer und Alles zu berücksichtigen, was Schwierigkeiten bereitet; auf ebenem Lande ist es eine leichte Sache. Das Land ist aber nicht überall eine Ebene.

Also die Feldmesser begannen unter Stephenson's Leitung ihre Arbeit; aber da hätte man den Lärm hören sollen! Das Volk war rasend. Während ihrer Arbeit begleiteten sie ganze Haufen schreienden, fluchenden, ja sogar sie mißhandelnden Gesindels. Stephenson's Name wurde fluchbelastet. Er selbst ein Gegenstand der Volkswuth; allein es war nicht bloß das Gesindel der Straße, das hier aus sich heraus oder aufgestachelt von Andern, die dahinter standen, handelte, auch die Farmer oder Bauersleute, die auf Pacht- oder eigenen Gütern wirthschafteten, ja die hochadeligen Grundherren, die Lord's, deren große Güter die Bahn berührte oder durchschnitt, waren es, welche das Feuer der Gährung und des allgemeinen Widerwillens nährten und schürten.

Ihre Instrumente wurden zerschlagen, sie selbst von den wüthenden Volkshaufen verjagt. Man sah das Unternehmen als ein Werk des Teufels an, und prophezeihte Pest und Verderben, als deren unabweisbare Folge. So kam es dahin, daß zu Stephensons Schmerz das Unternehmen in's Stocken gerieth.

Es war indessen doch ein Samenkorn gewesen, das in fruchtbare Erde gefallen war und Sonnenschein und Regen mußten es einmal wieder wecken und zum Keimen, Grünen und Blühen bringen. — Das ahnete Stephenson und sah es im Geiste voraus; aber auch für ihn persönlich blieb die Sache nicht ohne Folgen. Ein hochgestellter Mann, der Geist und Einsicht besaß, sah seine Maschine in Killingworth und erkannte es, welche Perle dieser Mann war. Er veranlaßte es, daß Stephenson bei dem Ingenieuramte der Stockton-Darlingtoner Eisenbahn sofort mit einem Gehalte von 300 Pfund Sterling (etwa 3 bis 4000 Gulden) angestellt wurde. Dieser Mann hieß Pease. Als ihm Stephenson seine Ansichten auseinandergesetzt, ging er, der reich und einflußreich war, sogleich auf den Plan ein, in Newcastle eine Fabrik für Dampfwagen oder Locomotive zu errichten, zu der Stephenson den Geist und die Einsicht und Pease das Geld gab. Damit war die erste eigentliche Dampfmaschinenwerkstätte gegründet, der in allen Theilen Europa's seitdem so viele Hunderte gefolgt sind, die alle vollauf zu thun haben.

Damit war aber auch Stephenson an der Stelle angelangt, wo sein nie rastender Geist sich nach Lust und Liebe regen und bewegen, sein außerordentliches Talent sich selbstkräftig entfalten und alle die Erfindungen und Verbesserungen verwirklicht werden konnten, die er als schlummernde oder schon erwachte Keime in seiner Seele trug und die alle wissenschaftlichen Werkzeuge von der Sonnenuhr für Seeleute bis zum kunstvollsten Dampfwagen umfaßte.

Das war nun die Welt im Kleinen, wo von nun an Stephenson's bewunderungswürdige Thätigkeit und Einsicht waltete. Er war bisher nur Arbeiter gewesen, jetzt galt es, seine eigene Sache zu leiten, sich und seiner Familie eine sichere Zukunft zu gründen und seine Lieblingsbestrebungen zu verfolgen; aber wie er als Mensch stets bescheiden, einfach und milde gewesen war, so blieb er es als Leiter und Gebieter. Er wählte sich die tüchtigsten Arbeiter aus, die sich ihm gerne ergaben, nicht bloß, weil er sie nach Verdienst bezahlte, sondern weil sie ihn hochachteten und liebten. Er war ihnen nicht der sie anschnaubende Fabrikherr, sondern der wohlwollende Freund und Vater.

In Stephenson erwies es sich wieder, wie ächte Bildung stets mild und bescheiden macht; wie der, welcher gehorchen gelernt hat, nie ein tyrannischer Gebieter wird; wie das wahre Verdienst fremdes Verdienst ehrt und schätzt und wie der aufrichtig fromme Mensch die Liebe über Alles stellt, und das Vorbild, das uns der Herr gelassen, wenn es immer vor Augen steht, segensreich nach allen Richtungen wirkt.

Wenn auch bei dieser Eisenbahn die Hindernisse nicht kleiner waren, als bei der zwischen Liverpool und Manchester, die man hatte aufgeben müssen, weil die Menschen blind waren, so wurden sie doch glücklich überwunden, und im Jahre 1825 wurde sie eröffnet. Der Zug bestand aus 38 Wagen, der 1800 Zentner Waaren und 250 Personen aufnahm; eine von Stephenson gebaute Dampfmaschine oder Dampfwagen zog denselben, und er selbst stand auf dem Dampfwagen und leitete ihn. Welch' ein Gefühl mag ihn durchdrungen haben in diesem Augenblicke? Das, was er Jahre lang in seinem Geiste getragen und bewegt, war verwirklicht! Der Welt war der Beweis gegeben, daß er kein Schwindler, kein Narr war, wie die Feinde geschrieen!

Wie muß sein Herz voll Dankens und Preisens gewesen sein!

Was er vorausgesagt hatte, das verwirklichte er: die Maschine legte zehn englische Meile in einer Stunde Zeit zurück.

Das war nun nicht mehr zu bestreiten oder wegzuläugnen, denn es stand als kugelrunde Thatsache da vor den Augen der erstaunten Welt.

Diese Nachricht trugen die Zeitungen mit Blitzeseile durch ganz England, ja mehr noch, durch die ganze gebildete Welt und Stephensons Namen mit Ehren dazu. — —

Der Graf von Durham und einige andere Grundbesitzer, vielleicht neidisch gegen die Unternehmer dieser Eisenbahn, hatten es zu bewerkstelligen gewußt, daß, als im englischen Parlamente die Erlaubniß zu dieser Eisenbahn besprochen und dann gegeben wurde, den Unternehmern auferlegt wurde, daß alle zur Verschiffung bestimmten Kohlen, welche die Eisenbahn befördern würde, per Tonne und Meile nur, nach unserm Gelde, Einen und einen halben Kreuzer kosten dürfe. —

Auf Stephensons eindringlichen Rath gingen sie darauf ein und die Gegner lachten in's Fäustchen und sagten: „Nun wird ihr Profit leicht fortzutragen sein!"

Stephenson lächelte noch einmal, denn er erkannte sehr wohl, daß bei der Festsetzung dieser Maßregel zugleich der allerschmutzigste Geiz des Grafen mit im Spiele war. Er hatte in Sunderland reiche Kohlengruben und ließ die Meisten davon verschiffen.

Stephenson sah im Geiste eine Zeit kommen, wo dieser Satz hoch war und als zu hoch angesehen werden würde, und also dem Eisenbahnunternehmen durch die Menge der Kohlen einen bedeutenden Gewinn abwerfen müsse. Und

er hatte Recht. Als in nicht fernen Zeiten diese Eisenbahn eine halbe Million Tonnen jährlich an die Küste des Meeres zu verführen hatte, und es sich erwies, daß gerade daraus und zu diesem Satze ein sehr bedeutender Gewinn erzielt wurde, der mit dem stets wachsenden Kohlenverbrauche auch in steter Zunahme blieb, da lächelte Stephenson zum dritten Male und der edle Graf Durham und seine Mitbetheiligten zogen etwas säuerliche Gesichter. Sie erkannten, daß sie sich selbst geprellt, indem sie Andre prellen wollten. So sollte es immer in der Welt geschehen, wenn Eigennutz, Falschheit und Hinterlist dem Nebenmenschen einen Streich spielen will.

Das Verhältniß der Eisenbahn gestaltete sich gegen alles Erwarten höchst vortheilhaft. Die, welche sie im Voraus grundsätzlich verderben wollten, mußten ihre Förderer werden, ohne daß sie es wollten, und je mehr Geiz und Habsucht ihre Seelen beherrschten, desto mehr machte es ihnen Aerger, daß sie blinde Gegner gewesen und nicht Theilnehmer mehr werden konnten.

Graf Durham hätte nun gerne den Parlamentsbeschluß aufgehoben, den er einst hohnlachend bewirkt, wenn er gekonnt hätte, oder — wäre sehr gerne und noch lieber Theilhaber der Bahn geworden. Doch dafür war gesorgt, daß die gräflichen Bäume nicht in den Himmel wuchsen, und das war vollkommen Recht! —

Stephenson lächelte wieder und sagte: Nur ruhig, es wird noch besser werden! Meint Ihr denn nicht, daß, wenn erst einmal das noch immer wuchernde Vorurtheil gegen das Reisen mit der Eisenbahn wird überwunden sein; wenn die Leute erkennen, welch ein unberechenbarer Gewinn, der Gewinn an Zeit ist, und wie viel sie dabei ersparen an Kosten für Aufenthalt und Zehrung, so werden durch den Personenverkehr noch ganz andere Ergebnisse sich herausstellen, die wir in diesem Augenblicke noch gar nicht berechnen können!

Das war eine wahre Prophezeihung!

Im ersten Anfange der Bahn war der Personentransport gar nicht in Betracht gekommen. Der Kohlen gedachte man lediglich und alleine.

Stephenson, in dessen Geiste eine wirklich wunderbare Voraussicht lag, faßte auch diesen Gesichtspunkt scharf in's Auge und erkannte mit Sicherheit und Gewißheit, daß daraus eine angemessene Einnahme für das Unternehmen der Bahn hervorgehen müsse. Dennoch gelang es ihm kaum, seine Mittheilhaber dazu zu bringen, daß er Personenwagen bauen dürfe. In diesem Punkte waren sie völlig mißtrauisch und ungläubig.

Mit vieler Mühe gelang es ihm, daß — und ich gedenke dieses Umstandes gerne, weil er in unsern Tagen höchst komisch erscheinen muß, und weil er der unbeachtete Ausgangspunkt, der unscheinbare — der unabsehbaren Reihe von Personenwagen ist, welche unablässig unsere Locomotiven herzu und davon führen — ich wiederhole: Mit vieler Mühe gelang es ihm, als schon die Bahn weit gediehen war, es durchzusetzen, daß Ein Personenwagen hergerichtet werde, und zwar verwendete man dazu einen alten unbrauchbar gewordenen Postwagen, der den Namen: „Königin Charlotte“ trug.

Wir können ohne Lächeln daran nicht denken; aber sollten es einst die erfahren, welche über unsern Gräbern wandeln und noch großartigere Entwicklungen erleben und sehen werden, die werden über die Thatsache, noch mehr aber über den Mann in Erstaunen gerathen, dessen Blick durch den Nebel, der die Zukunft deckt, die unermeßliche Entwicklungsfähigkeit dessen erschaute, was er erfunden und in die Wirklichkeit versetzt hatte.

Er huldigte demselben immer richtigen Grundsatze, der später in der außerordentlichen Herabsetzung des Briefbeförderungsgeldes in England und auch dem Festlande zu Grunde gelegt und in seiner Folgerichtigkeit erkannt wurde, dem nämlich: Gebet den Leuten Gelegenheit, wohlfeil und schnell zu reisen, und es werden so Viele reiselustig werden, daß die große Zahl der Reisenden gerade den billigen Preis zum Grunde großen Gewinnes macht, oder auf die Briefpost angewendet: Setzet das Porto oder das Beförderungsgeld so geringe als

möglich, und es werden so viele Briefe geschrieben, daß der Ertrag dieses Geldes sich auf eine bedeutende Weise erhöhen muß.

Beides war richtig und wird sich Aehnliches zu jeder Zeit als wahr und sicher erweisen.

Geht man ja doch heutzutage noch weiter und sagt: Die Eisenbahnfahrten müssen so wohlfeil werden, daß kein Marktweib mehr zu Fuße geht und kein Handwerksbursche. Er muß berechnen können, daß er mehr an seinen Sohlen abläuft, als ihn die Eisenbahn kostet, Zeit und Ermüdung gar nicht in Betracht genommen, und selbst das edle Fechten dazu.

Freilich, wir sind heute, nach so vielen Jahren, von diesem Ziele noch entfernt, da die Preise noch nicht mit jenem Grundsatze im vollen Einklange sind, wenigstens in Deutschland; allein das wird, ja das muß kommen, wenn die, welche Eisenbahnen bauen und leiten, ihren eigenen Vortheil richtig zu beurtheilen verstehen und Gewinn zu ziehen wissen aus des edeln Stephensons Einsichten.

Jener Widerwille gegen das Reisen mit der Eisenbahn, den Stephenson noch kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ist längst verschwunden und die Lust, sich dem feuersprühenden, stöhnenden Ungeheuer von Dampfwagen anzuvertrauen ist ebenso groß, als jener Widerwille damals war.

So ändert sich schnell die Welt!

Stephenson rechnete sogar auf sein Verschwinden, und seine Rechnung erwies sich als richtig, und der Gewinn wuchs — in welchem Maße bis heute, das wissen wir Alle und lesen's alle Monate in den Zeitungen.

Nun endlich stand Stephenson geachtet, bewundert und verehrt da! Nun endlich erkannte man, was man an diesem Manne besaß! Die, welche einst so hämische und boshafte Urtheile über ihn in die Welt hinausgerufen, schwiegen mit Beschämung, als sie selbst die Ergebnisse seines Denkens, seines Fleißes und seiner Ausdauer sahen, und die Ehrlichen unter ihnen thaten ihm im Stillen oder laut Abbitte.

Jetzt, wo man das Gelingen einer mit Locomotiven befahrenen Eisenbahn vor sich sah, den Erfolg zu berechnen vermochte; wo, trotz des Dampfwagens, die Aerndten geriethen, keine Pest das Land heimsuchte und Gottes Zorn sie nicht durch den Blitz vernichtete, wie man früher geglaubt und prophezeiht hatte, jetzt, sage ich, konnte es nicht ausbleiben, daß man auch in Manchester und Liverpool wieder daran dachte, das Projekt aufzunehmen, das man dem Wahne eines irregeleiteten Volkes preisgegeben. Man hätte ja stockblind sein müssen, wenn man nicht die unermeßlichen Vortheile für Liverpool's Handel und Manchesters Fabrikthätigkeit hätte erkennen wollen, die durch dies zwar neue, aber höchst werthvolle und erfolgreiche Verkehrsmittel hervorgerufen werden mußten. —

Wie einst der deutsche Kaiser, wenn er nach seiner Krönung den Ritterschlag zu ertheilen hatte, durch den Herold ausrufen ließ: Dalberg vor! So hieß es hier: Stephenson vor! Denn ohne ihn konnte ja ein solches Unternehmen, das gegen die vollendete Stockton-Darlingtoner Bahn ein Riesenwerk war, nicht gedacht werden, und Stephenson war da, und bot ohne Unmuth über früher erlittene Unbill seine Hand dazu.

Wenn man aber annehmen wollte, alle Hindernisse seien dort überwunden gewesen, so hätte sich diese Voraussetzung als falsch erweisen müssen, denn die Eigenthümer der Kanäle, auf welchen bis jetzt die Baumwolle nach Manchester verschifft worden war, bäumten sich riesenhaft dagegen, obgleich das Kapital, welches sie einst auf die Anlage dieser Kanäle verwendet hatten, längst wieder in ihre Geldsäcke zurückgeflossen war, und der ungeheuere Gewinn dazu. Ebenso waren die Landedelleute und großen Herren, durch deren gewaltige Landgüter die Eisenbahnlinie laufen sollte oder mußte, die allererbittertsten Gegner der Bahn.

Flugschriften erschienen und wurden unter das Volk freigebig vertheilt, welche diese Eisenbahn als ein Werk des Teufels schilderten und wieder alle die

boshaften Mährlein dem Volke aufbanden, die schon einmal eine zu üble Wirkung hervorgebracht hatten. Man sagte einen allgemeinen Brand voraus, Pest und alles Schreckliche, ja, soweit verirrte sich Bosheit und Albernheit, daß man dem Volke in einer dieser, nur zu wohl auf die Dummheit des englischen Landvolks berechneten Flugschriften voraussagte, daß, sobald die Eisenbahn erbaut sein würde, keine Henne mehr ein Ei lege.

Unsere Leser werden herzlich lachen! Aber welcher Mittel bedient sich nicht der Eigennutz, um seine schmutzigen Absichten zu erreichen? Ist es anders in kleinern Verhältnissen? Bleibt nicht der Mensch unter allen Verhältnissen sich gleich? — Es ist eine traurige Erfahrung, aber sie wiederholt sich alle Tage und wir Alle haben sie, so oder so, schon gemacht und werden sie immer wieder machen! -- Und die Dummen glauben den blinden Unsinn, den ihnen die Bosheit vorspiegelt, und es wird so bleiben, so lange es Menschen — boshafte und dumme — gibt!

Stephenson stellte sich dieses Mal selbst an die Spitze der Vermessungsarbeiten und betrieb sie mit der Kraft und Ausdauer, die ihn überall an's Ziel gebracht; aber was mußte er persönlich, was mußten seine Gehülfen Alles ertragen? Vagabunden, Spitzbuben und Räuber können kaum so behandelt werden, wie sie es wurden. Mehr denn einmal war selbst ihr Leben oder ihre gesunden Glieder in Gefahr, denn das Landvolk war, aus allen Fugen gehoben, hellrasend. —

Stephenson gab seinen Gefährten und Gehülfen das ermuthigendste Beispiel. Sie wissen nicht, was sie thun, sagte er ruhig, und unser Muth und unsere Ausdauer wird sie ermüden. Wir müssen Augen haben — und nicht sehen; Ohren — und nicht hören; einen Mund — aber nicht reden. Das Alles hilft uns zum Ziele! Wie kannte der weise Mann die Menschen! —

Es war richtig! Trotz aller Streiche, die man ihnen zu spielen suchte; trotz aller Drohungen, die man mit Wuth ausstieß, vollendeten sie ihr Werk in aller Ordnung und Stephensons Rath war gut.

Nun, als Alles nichts half, riefen die Gegner: Die Bahn ist und bleibt unausführbar! Welche Narren werden die unermeßlichen, nie zu ersetzenden Kosten zahlen?

Stephenson lächelte. Er legte den Plan seinen Theilhabern (denn sein Vermögen erlaubte ihm dies nun schon und er machte andrerseits seine Einsichten als Kapital geltend) vor, und wie groß auch die Auslagekosten waren, die Stephenson redlich nachwies, er wurde genehmigt und zur Ausführung geschritten, vorher aber die nöthige Ermächtigung dazu ausgewirkt, die das Parlament geben mußte.

Als diese erfolgt war, als die Ausführung immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewann; als, trotz aller bereiteten Hindernisse und verbreiteten Verläumdungen und Mährlein immer mehr einsichtsvolle und unpartheiische Männer sich für Stephenson und seine Sache erklärten — da zogen die Kanaleigenthümer andere Saiten auf. Sie legten bei, wie der Seemann sagt, wenn er, nahe dem Hafen, einen großen Theil seiner Segel einzieht! Sie boten den bei dem Baumwollentransport Betheiligten — geringere Frachten an — ein Zeichen, daß ihnen die Ausführung der Eisenbahn Schrecken verursachte; aber sie hatten zu lange gewartet. Geiz und Habsucht hatte sie blind gemacht und — der Teufel ist allemal sein eigner Feind!

Es war zu spät! Dennoch waren selbst im Parlamente Menschen, die auf sich das Wort der heiligen Schrift auch hier anwenden ließen, daß ihre Weisheit zur Narrheit geworden war. Einer meinte, dem milden, ruhigen Stephenson, den sie vor das Parlament beschieden hatten, einen rechten Genickfang zu geben, und sagte: Nehmet an, daß eine Kuh auf der Eisenbahn stünde, wenn der in Einer Stunde Zehn Meilen laufende Dampfwagen daher käme — was gäbe es dann? Wäre es nicht ein leidiger Umstand — für — die Kuh!

Wenn das ganze Parlament in ein brausendes Gelächter ausgebrochen wäre — was gewiß bei Vielen der Fall war — es sollte uns nicht wundern.

Der aber, der den so superklugen Einwand gemacht, schwieg belastet von dem Gewichte seiner Dummheit.

Es kamen im Parlamente, zur Schande Englands, noch allerlei Geschichten vor, die ich nicht erzählen will, weil sie zu abgeschmackt sind.

Stephenson blieb fest und das Parlament gab endlich die Erlaubniß — aber die Unternehmer mußten dafür die ungeheure Summe von 30,000 Pfund Sterling bezahlen.

Und dennoch folgte ihm Hohn und Spott, und das thaten die, welche für die Ersten des englischen Volkes gelten und sein Bestes berathen!

Wer denkt dabei nicht unwillkührlich an das, was Columbus seiner Zeit in Salamanca erlebte? (Siehe das Büchlein: Von dem, der uns den Weg nach Amerika zeigte.)

Aber wenn die Dummheit ausstirbt, geht die Welt unter!

Stephenson hatte die theuere Erlaubniß errungen. Nun galt es, die zahllosen Schwierigkeiten, welche Sümpfe, Höhen, Felsen und andere natürliche Hindernisse bereiteten, zu überwinden.

Nur ein so reicher und erfinderischer Geist, nur eine so völlige Hingabe an das Unternehmen, nur eine so unverwüstliche Ausdauer und nicht zu erschütternde Ruhe, wie sie Stephenson besaß und bewährte, war im Stande, das so vielfach schwierige, so allseitig angefochtene Meisterwerk zu vollenden.

Er vollendete sein Werk zur Demüthigung aller Gegner und Feinde, und als er seinen Dampfwagen, den er „Rockit" nannte, auf die Bahn stellte, fuhr er mit demselben dreißig englische Meilen in einer Zeitstunde!

Wie stand's nun?

Sie hatten bezweifelt, ja Viele wollten darauf leben und sterben, daß er nicht zehn Meilen in einer Stunde fahren könnte. Jetzt hatte er einen unermeßlichen Sieg errungen.

Auch die erbittertsten Gegner schwiegen und ahneten, welcher Geist in dem „unstudirten Manne" saß.

Der edle Mann, der schon im Parlament mit seiner „Kuh" abgefahren war, wagte es nicht, den Mund aufzuthun.

Am 15. September 1830 wurde die Bahn eröffnet. Leider bezeichnete diesen Tag ein beklagenswerthes Unglück, der Minister Huskisson gerieth durch Unvorsichtigkeit unter die Räder und fand seinen Tod.

Doch auch dies traurige Ereigniß konnte keinen Schatten auf Stephenson werfen und warf ihn nicht auf ihn. Vielmehr waren alle Vorurtheile niedergeschlagen.

Die beiden hohen Herrn, die Lords Derby und Sefton, die die Bahn nicht durch ihre großen Güter hatten fahren lassen und Stephenson unsägliche Schwierigkeiten bereitet hatten, standen nun da, nicht bloß beschimpft vor der Welt, sondern des Vortheils beraubt, welchen die Eisenbahn ihren Gütern hätte bringen können, und um das Unglück für sich abzuleiten, bewirkten sie den Bau einer zweiten Eisenbahn und leiteten sie gerade durch ihre Güter! —

Wie durch und durch wahr und richtig Stephensons Rechnung und Urtheil war, erwies sich dadurch, daß beide Bahnen, vollkommenen Ertrag liefernd, neben einander bestehen.

Jedenfalls aber hatte Stephenson mit seiner Bahn bereits den Rahm von der Milch abgeschöpft, als die Anderen mit der Ihrigen hinten nachkamen.

Stephensons Sieg und Triumph lag vor. Er war nicht abzuleugnen und dennoch blieben die Herren auf ihrer Abneigung, sicherlich mehr darum, um sich gleich zu bleiben — denn innerlich mußten sie seinem Geiste Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Sein erbittertster Gegner war der Obrist Sibthorp.

Ich nenne den Namen, weil er zur allgemeinen Kenntniß kommen muß als Beispiel der unsinnigsten Verblendung und Dummheit.

Stephenson lächelte dazu. Er war zu gut, um ihn zu hassen, und zu gebildet und einsichtsvoll, um ihn nicht zu bemitleiden — oder über ihn zu lachen, was Tausende thaten, in deren Munde Stephensons Ruhm lebte. Ihm genügte es, sein Werk vollendet zu haben und seinem Herzen that es wohl, daß von da an bis zu dem Jahre 1840, wo Stephenson sich von allen öffentlichen Arbeiten und Unternehmungen zurückzog, um den Abend seiner Tage in ländlicher Ruhe und Zufriedenheit zu verleben, keine Eisenbahn in England gebaut wurde, ohne ihn, ohne seinen Rath, seinen Beistand und seine Hülfe. Das englische Volk ehrte ihn und hielt ihn hoch.

Dreißig Jahre, nachdem er Arbeiter in einer Kohlengrube zu Newcastle gewesen war, machte er, als reicher und hoch angesehener und verehrter Mann, die Reise von dieser Stadt nach London in neun Stunden und ihn zog eine von ihm erbaute Locomotive!

Welches Frohgefühl muß da sein Herz bewegt haben? —

Jetzt kam die Zeit der Ehren. In Liverpool errichteten sie sein Standbild und die Vorsteher der Stadt baten ihn, ihnen die Ehre zu erweisen, das Bürgerrecht anzunehmen, das sie ihm mit großem Glanze überbrachten. — Ehrenbezeugungen hielt er nicht hoch.

Der König von Belgien gab ihm einen Orden — den er nie trug.

Endlich, endlich wollte man ihn in England in den Adelstand erheben, aber — er schlug es rund ab. Er wollte nichts weiter sein, als Georg Stephenson.

Sein Vaterglück war groß und sein edles Herz verdiente diesen reichen Lohn und Segen Gottes.

Sein Sohn Richard, auf dessen Bildung er so viel verwandte, war nicht bloß ein guter, treuer Sohn — sondern ein ausgezeichneter Mann, der des Vaters Sinn und Geist reichlich geerbt hat. Er hatte die Freude, ihn in seine Fußstapfen treten zu sehen; zu erleben, daß den jungen Mann alle Welt hochschätzte, daß er Großes leistete und sein Ruhm in stetem Wachsen ist, wie es seine ausgezeichneten Kenntnisse verdienen.

Glücklicher Vater, wer möchte dir diese Freude nicht gönnen?! — Im Glücke und Ruhme blieb Georg Stephenson der bescheidene, sanfte, gottesfürchtige und liebreiche Mann, wie er es immer in andern Lebensverhältnissen gewesen war.

Im Jahre 1848, als der wüste Sturm durch Europa brauste, kam der Tod, ihn im 67. Jahre seines Lebens aus dieser Welt abzurufen.

Sein Name als Mensch, als Künstler, als Wohlthäter der Menschheit wird stets in Ehren bleiben. England blieb ihm viel schuldig und es scheint, als trüge es oder wollte es diese Schuld dem ausgezeichneten Sohne abtragen. Der edle Vater erließ sie ihm gerne. —

Dies und Das.

Das Alter der Thiere. Was Engländer und Franzosen nicht Alles herausklügeln! Da theilt ein Engländer mit, er habe sorgfältig nachgeforscht hier und da, zu Hause und in der Fremde, in alter und neuer Zeit, bei alten Leuten und in alten Büchern, und habe festgestellt, weil er's überall habe bestätigt gefunden, daß der Bär, der Hund, der Wolf selten älter würden als zwanzig Jahre, der Fuchs aber schon im 14. bis 16. seiner Jahre das Zeitliche gesegne, wie man zu sagen pflegt; (der Pfiffikus unter den Thieren muß so frühe sterben!) die Katze aber schon im 15ten, das Eichhörnchen im 7ten oder 8ten und der Hase im 7ten Jahre seines Lebens – versteht sich, wenn er nicht früher dem Jäger zur Beute wird oder — dem Fuchse. — Der Elephant stammt von alter Familie, er wird nämlich 400 Jahre alt. Dafür soll eine Thatsache Zeugniß ablegen. Nämlich Alexander der Große, erzählt die Geschichte(?), soll, als er Poros, den König der Indier, besiegt hatte, einem schon ziemlich alten Elephanten eine Inschrift haben festmachen lassen, und der Elephant habe 350 Jahre später die Inschrift noch getragen. — Das edle Thier erreicht übrigens jedenfalls ein außerordentlich hohes Alter, wie man sicher weiß. Pferde, wenn sie nicht mißhandelt werden von der Rohheit und der Habsucht der Menschen, sollen 60 Jahre alt werden. Freilich erliegt dies edle Thier in der Regel menschlicher Quälerei und erreicht kaum ein Alter von 25 bis 30 Jahren. Das Kameel, dieß kostbare Thier im heißen Afrika, wird 200 Jahre alt. Der gelehrte Cuvier in Paris behauptet, daß Wallfische 1000 Jahre alt würden. Daß sie aber dieß Alter nicht mehr erreichen, dafür sorgen die Thran suchenden Seefahrer, die den riesigen Wallfisch bis in die Eismeere am Nord- und Südpol der Erde aufsuchen, und mit ihren Harpunen tödten, um aus seinem außerordentlich dicken Specke den Thran zu sieden. Sie werden allgemach seltener und gar manches Schiff kommt federleicht von der weiten Reise heim — weil es nur wenige fand und tödten konnte.

Unter den Vögeln erreichen Adler und Raben das höchste Alter. In Wien hatte man einen Adler, der, obgleich er gefangen gehalten wurde, was bekanntlich das Leben der Thiere verkürzt, 104 Jahre alt war, als er starb. Raben sollen selbst über 100 Jahre leben und die Schwäne sogar — 360 Jahre — wenn sie, sagte Nachbar Philippspeter, indem er pfiffig den Finger an die Nase legte – nicht früher sterben! —

Der Name des Bernsteins. Gewiß haben die Meisten unserer Leser und Leserinnen schon Bernstein gesehen und die schönen Sächelchen zum Schmucke, die man daraus verfertigt. Sie wissen auch, daß es das versteinerte Harz eines unbekannten, längst untergegangenen Baumes ist, welches oft Mücken, Fliegen und andere Insekten in sich schließt. Sie wissen ferner, daß die Ostsee häufig dieses versteinerte Harz an das Ufer schwemmt, besonders, wenn heftige Stürme das Meer bis in seine Tiefe aufgewühlt haben, daß man es in Pommern und an der ganzen Küste der Ostsee, auch in der Erde, weit vom Meere gräbt, wo es nesterweise in der Erde, oft in bedeutender Tiefe, liegt; sie wissen ferner, daß man den Bernstein aber auch in Sicilien, Spanien und andern Ländern findet, und schon im grauen Alterthume sehr theuer und werth hielt. Ob sie aber wissen, woher der Name „Bernstein" kommt, weiß ich nicht, und will's darum hier, einem gelehrten Forscher, dem Herrn Doctor Thomas aus Königsberg in Preußen folgend, mittheilen. Er berichtet nämlich, man habe in der Zeit, als die Römer ihre Herrschaft über fast die ganze, damals bekannte Welt ausgebreitet hatten, den Bernstein: Stein der Berenica oder Berenicenstein genannt, woraus sich leicht, durch Abkürzung, bei den Deutschen der Name „Bernstein" bildete.

Ein Maler ohne Hände.

Von Emil Ohly.

Beim Lesen der Ueberschrift habt ihr gewiß schon bei euch selbst gedacht, die sei wohl nur eine bildliche Rede; denn ein Maler ohne Hände könne höchstens ein Pfuscher oder Stümper sein und in seiner Kunst etwa gerade so viel leisten, als ein Stocktauber auf der Geige.

Daß ein Stockblinder es weit zu bringen vermöge in der Musik, nun ja, das hab' ich erfahren an einem blinden aber kreuzbraven Juden, der zu Corbach lebte, im lieben Waldecker Ländchen, dem ich hierbei Gottes Segen wünsche. Dort, in Corbach, lebte mein unvergeßlicher Großvater, und der blinde Sabel kam fast allabendlich in dessen Haus, um ihn, der ein Klavierspieler war, vor dem man Respect haben mußte, mit den lieblichen, weichen Tönen seiner Flöte zu begleiten. Noch könnt' ich ihn malen, wenn ich ein Maler wäre, den Sabel, wie er von Haus zu Haus ohne Führer schlich, um sich durch Musikunterricht sein täglich Brod mit Ehren zu verdienen.

Daß Blinde auch mit großer Kunstfertigkeit allerhand kitzliche Handarbeiten zu fertigen im Stande seien, das habe ich noch vor Kurzem in der vortrefflichen Blindenanstalt gesehen, die mein theurer Freund und Landsmann Schäfer in Friedberg gegründet hat. *) Auch kenne ich einen Menschen, der nicht allein eine schöne Handschrift schreibt mit der Linken, sondern auch mit diesem, gewiß zu stiefmütterlich von uns behandelten Leibesgliede die herrlichsten Zeichnungen ausführt.

Daß aber ein Blinder malen gelernt, das habe ich noch nie gehört, und eben so unmöglich muß es — so denken wir — sein, daß ein Mensch ohne Arme und Hände ein Maler, ja — was noch mehr sagen will — ein großer Maler zu werden vermöge.

Doch sieh, lieber Leser, dem lieben Gott da Oben ist ja Alles möglich. Was er dir auf der einen Seite nimmt, nach seiner unausforschlichen Weisheit, daß kann er dir auf der andern nicht allein einfach, sondern doppelt und dreifach wiedergeben. Lässet er dir einen der fünf Sinne oder eines der Leibesglieder fehlen, so kann er einen andern der Sinne um so mehr schärfen, oder einem andern der Glieder eine desto größere Bildsamkeit und Geschicklichkeit verleihen.

Wir werden das bestätigt finden an dem merkwürdigen Menschen und Künstler, dessen Leben ich dir, — so viel ich selbst davon weiß, — zu erzählen beabsichtige. Denn wisse, mein Maler hatte nicht allein keine Hände, auch seine Füße waren mangelhaft und mißgestaltet, doch aber war der Inhaber derselben ein Maler nicht bloß, sondern ein großer Maler.

Hören wir jetzt von ihm.

Cäsar Ducornet, der Maler ohne Hände, erblickte am 6. Januar 1806 das Licht der Welt in der Stadt Lille in Flandern. In einer Nebenstraße dieser gewerb- und volkreichen Stadt stand das Häuschen, in welchem sein Vater wohnte — der arme Schuster Ducornet. Der war nun ein Mann, „schlecht und recht" und ließ sich's blutsauer werden um das tägliche Brod und um des Leibes Nahrung und Nothdurft für sich und die Seinen.

Lieber Leser, ich weiß nicht, ob dir der rechte Vater über Alles was Kinder heißet, ein Kind oder Kinder gegeben hat. Kinder sind ein Segen, eine Gabe der großen Vaterhuld und Freundlichkeit Gottes. Aber welch ein Segen erst, wenn die Kinder gesunde Leibesglieder haben, wenn sie wohlgebildete Händchen

*) Sie sei hiermit jedem Leser der „Maje" dringend ans Herz gelegt. D. Ver.

zum „Vater Unser“ oder „Aller Augen ꝛc.“ falten, mit gesunden Beinen zur Kirche gehen, und unter den Kameraden sich tummeln können! Mögen dann auch die Stücklein Brodes knapp ausfallen, mögen da auch „Rister“ die Schuhe zieren, und große Lappen von andersfarbigem Tuche vor den Knieen sitzen, — das hat nichts zu sagen, wenn's nur keine Löcher sind.

Denke dir aber den Schrecken des armen Schusters in der St. Jakobsstraße zu Lille und seines armen Weibes, das die Angst einer schweren Stunde kaum überstanden hatte!

Als nehmlich die Hebamme das neugeborne Kind auf die Arme nahm, um es dem Vater zu zeigen und der Mutter zum erstenmale an das Herz zu legen, siehe, da rollten zwei dicke helle Thränen ihr aus den Augen und ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust. Auf ihren Armen lag ja ein Krüppel im eigentlichen Sinne des Wortes, ein Kind ohne Hände, eine Mißgestalt, die anstatt der Beine, fast nur Knochenauswüchse am Leibe hatte, die in zwei plumpe Füße mit je vier Zehen ausliefen.

Doch, du weißt, mein lieber Leser, der Schuster zu Lille und sein Weib waren schlecht und recht und gottesfürchtig. So wußten sie denn auch, daß es Thorheit und Sünde, gegen die Schickungen von Oben auszuschlagen, daß es aber dagegen Christenpflicht sei, unter Gottes gewaltige Hand sich zu beugen. Das geschah von ihnen. Oft beugten sie sich über das Bettlein, in welchem das unglückliche Wesen schlummerte, und baten den Herrn um die rechte Geduld und Liebe zu dem Kinde, wenn es sein Wille sei, ihm das Leben zu erhalten, und um den rechten Schutz und Schirm aus der Höhe für sich selbst und für die arme Creatur.

Was im Anfang kein Mensch geglaubt hatte, das geschah nach Gottes Willen, — das Kind blieb am Leben, seine Kräfte nahmen wunderbar zu, und die Eltern hingen wirklich mit unbeschreiblicher Liebe an demselben.

Das Mitleiden mit dem armen Krüppel war auch bei dessen Spielkameraden so groß, daß sich nicht leicht Einer einfallen ließ, über ihn zu lachen oder ihn mit Neckereien zu verfolgen. Zudem nöthigte der kleine Cäsar Ducornet durch das Feuer seiner Augen und sein eigenthümlich kräftiges Wesen nicht allein seinen Altersgenossen, sondern Allen, die ihn sahen, eine gewisse Achtung ab.

Als nun Cäsar in die Jahre kam, in denen Kinder mit gesunden Gliedmaßen die Schule zu besuchen pflegen, da ward die Frage: was mit dem Kinde anfangen? zur eigentlichen Lebensfrage für die armen Eltern.

Der treue Gott und Herr aber, der mit seinem Rathe und mit seiner Hülfe da am Ersten einzutreten pflegt, wo der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit rath- und hilflos zu sein wähnt, der trat auch hier ins Mittel, und erweckte der armen Schustersfamilie in Lille und ihrem armen Kinde Rather und Helfer unter den Menschen auf Erden.

Es war nehmlich den Eltern und Allen, die mit dem kleinen Cäsar in Berührung kamen, nicht entgangen, wie er eine fast unglaubliche Geschicklichkeit in seinen vierzehigen Füßen entwickelte, wie er im Spiele den Ball mit den Füßen warf, wie er das Messer und die Scheere faßte, Brod und Holz, und aus Papier gar schöne Figuren schnitt.

Endlich ertappten ihn die Eltern bei einer Beschäftigung, die sie fast starr vor Verwunderung machte. Cäsar hielt zwischen den Zehen des rechten Fußes einen Bleistift und malte, aus einem Buche heraus, Buchstaben mit solcher Genauigkeit und Schärfe nach, wie man sie oft nicht einmal an der Schrift Solcher zu finden pflegt, die Jahre lang die Schule besucht und gesunde Arme und Hände haben.

Während der Schuster mit seinem Weibe noch daran überlegte, wie er es anfangen solle, diese unbestreitbaren Anlagen in seinem Kinde ausbilden zu lassen, da dasselbe zum Besuche einer öffentlichen Schule doch nicht fähig sei,

da führte der, der die Herzen der Menschen lenket wie die Wasserbäche, Rath und Hilfe in Ducornet's Hütte.

Abend war's, und unter dem Schein, den die Glaskugel auf den Schustertisch warf, saß der Meister Ducornet in dem niedern Stübchen. Ihm zur Seite, von derselben Beleuchtung profitirend, saß sein Weib, den Hanf vom Rocken herab in Fäden drehend. Nicht weit aber von den Eltern, die letzten Streifen des Kugellichtes benutzend, saß der Krüppel Cäsar und malte Buchstaben mit den Füßen auf ein vergilbtes Papierblatt.

Da klopft es an der Thür, und herein tritt, freundlich guten Abend bietend, Herr Dumoncel, ein alter Schreiblehrer, eine treue biedere Seele, mit einem warm theilnehmenden Christenherzen. Der Alte will nach einem bestellten Stücke Arbeit fragen, und nähert sich dem Platze, auf dem der originelle Scribent kauert.

Und was macht der Kleine da? fragt Herr Dumoncel.

Ich schreibe, ist Cäsars Antwort, indem er die großen, schwarzen Augen zum Fragenden emporrichtet.

Du schreibst? Nun so zeige deine Schrift, mein Liebkr, erwiederte der Alte, um dem unglücklichen Kinde und seinen Eltern einen Beweis seiner Theilnahme zu geben.

Dumoncel nahm das Blatt, welches das Kind, behend zwischen die Zehen fassend, ihm darreichte.

Mein Gott, diese Schrift von diesem Kinde! rief staunend Dumoncel. Diese schönen, festen, accuraten Buchstaben mit den Füßen gemacht; wie ist das möglich? Meister Ducornet, in diesem Kinde liegt Etwas verborgen. Bitte, gebt mir den Knaben in meinen Unterricht, — er soll ihn unentgeltlich haben. Ich will mich seiner um Gottes und um deß Willen annehmen, der, was wir seiner Geringsten Einem gethan, so ansehen will, als sei es ihm selbst geschehen.

Freudenthränen glänzten da in den Augen der Eltern. Dem menschenfreundlichen Schreiblehrer die Hand drückend, sprach der Vater: Lieber Dumoncel, wir wollen euer Anerbieten annehmen. Können auch wir euch nicht lohnen, so mag es Gott thun.

Laßt das nur gut sein, sprach der Schreiblehrer, und bringet mir morgen euer Kind. Damit wünschte er einen guten Abend und ging.

Cäsar sah mit freudestrahlenden Augen seinem künftigen Wohlthäter nach und rief: Ich will's schon lernen und brav sein, ihr sollt sehen, Herr Dumoncel!

Am andern Tage wanderte Meister Ducornet, sein Kind auf dem Rücken, der Wohnung Dumoncel's zu, und noch am selben Tage saß Cäsar als Schüler zu des Schreiblehrers Füßen.

Und der hatte denn auch wirklich seine Freude an ihm. Es dauerte nicht lange, so hatte der armlose Knabe seine Altersgenossen nicht allein erreicht, o nein, selbst viel ältere Knaben, die bessern Schüler Dumoncel's, hatte er überholt.

Eines Tages nun musterte der Schreiblehrer die Hefte seiner Schüler. Plötzlich trat er, mit Cäsar Ducornets Heft in der Hand, sinnend in die Nische eines Fensters. Er sah das Heft an, und sah es wieder an.

Wer hat diese Figuren gezeichnet? fragte er, die Schüler im Kreise scharf anblickend.

Schüchtern und mit bebender Stimme, als ob er Tadel, oder gar eine Strafe erwarte, meldete sich unser Cäsar.

Du, lieber Cäsar? sprach freundlich der Lehrer. Nun gedulde dich, du sollst mehr lernen als Schreiben. Dein Pfund, was dir der Herr gegeben, soll nicht in die Erde vergraben, sondern verzinslich angelegt werden, — du sollst ein Maler werden!

O daß es doch mehr solcher Dumoncels gäb., unter den Lehrern besonders,

wie manches schöne Talent, das oft auch in dem armen Kinde schlummert, brauchte dann nicht elend zu verkümmern!

Der Unterricht war geschlossen. Nicht lange darauf sehen wir den Herrn Dumoncel im Visitenhabit, mit Hut und Stock, durch die Straßen der Stadt Lille wandern. Er richtet seine Schritte nach dem Gebäude der Akademie und wird bei dem Direktor der Malerschule, Herrn Professor Watteau, gemeldet. Was dorten besprochen und ausgemacht worden, das kannst du dir denken, mein lieber Leser, wenn ich dir sage, daß unser armer Cäsar einige Tage darnach unter den Schülern der Malerakademie zu Lille in Flandern saß.

Unter der sorgsamen Leitung seines neuen Lehrers, des Herrn Professor Watteau, entfaltete sich Cäsar Ducornets Talent unglaublich schnell, und Herr Dumoncel hatte recht gesehen; es steckte kein Scribent, es steckte nichts anderes als ein Maler in dem armlosen Krüppel, und zwar ein Maler, der über das Gewöhnliche weit hinausragte.

In jedem Curse trug er einen Preis davon und als nun endlich der Tag kam, an dem der Preis für die beste Arbeit nach lebenden Modellen zur Austheilung kommen sollte, da vernahmen die Anwesenden mit Staunen und Verwunderung den Namen — Cäsar Ducornet, das Bild mit den Füßen gemalt!

Als nun der vor Freude halbselige Vater Ducornet nach Beendigung der Preisvertheilungs-Feierlichkeit den Sohn auf seinem Rücken nach Hause trug, da folgte ihm auf dem Fuße ein stattlicher Mann, an dessen Kleidung man es deutlich sehen konnte, daß der, dem Beides ist, Silber und Gold, ihn reichlich mit zeitlichem Gute gesegnet hatte. Bald nach dem armen Besitzer des Hauses trat auch ein vornehmer Besuch über die Schwelle desselben, und es dauerte gar nicht lange, da saß der reiche Rentner Demailly aus Lille, in eifrigem Gespräche mit dem armen Schuster daselbst begriffen.

Und es war in der That ein ernstes, wichtiges Ding, um welches das Gespräch sich drehete.

Es bleibt dabei, sagte Herr Demailly, als er nun sich erhob und zum Gehen sich anschickte, es bleibt dabei, Meister Ducornet, ich will eurem Kinde ein zweiter Vater sein. Gott gebe seinen Segen zum Werke und lasse es wohlgelingen zu eurem und eures Kindes Heil. Macht euch nun des Knaben wegen keine Sorgen weiter, sondern laßt mich, aber vor Allem den sorgen, der uns heißt, alle Sorgen auf ihn werfen. Gott befohlen! Ich hoffe, daß mein Pflegesohn schon morgen einzieht.

Als nun der Abschied kam, da gab es Thränen in des Vaters und der Mutter Augen, fast heißere Thränen noch, als damals, als sie den Krüppel auf den Armen der erschrockenen Amme liegen sahen. Bei den Schmerzen des Abschiedes trösteten sich jedoch die Eltern mit dem Gedanken, ihr Kind mit Gottes Hilfe so trefflich versorgt zu wissen, und mit der Aussicht, es jeden Tag sehen und sprechen zu können. Auch vergaßen sie nicht, dem Herrn zu danken für die wiederholte Durchhilfe in einer Noth, wo Rath und Hilfe Anfangs so ferne schien.

So zog denn der junge Maler auf dem Rücken seines Vaters aus der Schusterhütte in das Haus des reichen Mannes. Sein Wohlthäter nahm ihn an seinen Tisch und in seine sorgsamste Pflege, und hat sich bis zum Tode des armen Mannes desselben mit mehr als väterlicher Liebe angenommen. Herrn Demaillys Liebe zu dem armen Krüppel war so groß, daß er oft Tage lang stillsinnend dasaß, um Staffelei und Malergeräthe zu erfinden, wie es dem eigenthümlichen Körperbau seines Pfleglings angemessen erschien.

Dieser aber lohnte seinem väterlichen Freunde, wenn auch nicht mit zeitlichem Gute, doch mit einem kindlich dankbaren Herzen und mit unermüdlichem Fleiße in seiner Kunst.

In diese Zeit fällt ein, für die Entwicklung und Weiterbildung unseres

armlosen Malers, wichtiges Ereigniß. Der Herzog von Angouleme nehmlich besuchte die Akademie zu Lille und traf Ducornet über der wohlgelungenen, beinahe vollendeten Nachbildung eines van Dyk'schen Gemäldes. Erstaunt über diese Leistungen eines Malers, der den Pinsel mit den Füßen führte, ermunterte er ihn in seinem Streben durch lobende Worte und setzte ihm einen Jahresgehalt von 1200 Franken aus, damit er die große Akademie in Paris zu besuchen im Stande wäre. Seine Vaterstadt wollte auch nicht zurückbleiben und fügte weitere 300 Franken hinzu, und so finden wir denn nicht lange nachher unsern Cäsar Ducornet in der Weltstadt Paris.

Herr Demailly begleitete ihn dorthin. Er hatte gelobt, ihn nicht zu verlassen, und hat sein Wort gehalten.

Auf der Malerakademie in Paris arbeitete unser Ducornet mit bewundernswerthem Fleiße, und sein großes Talent trat immer mehr zu Tage. Schon nach sechsmonatlichem Aufenthalte in jener Anstalt trug er einen Preis davon. Als er aber, dadurch ermuthigt, sich um den sogenannten „großen Preis von Rom" bewarb und sogar schon alle dazu erforderlichen Vorfragen fehlerfrei gelöst hatte, da erklärten die Professoren der Akademie, wie mit Einem Munde: „der mißgestaltete Cäsar Ducornet sei seiner Körperbeschaffenheit wegen nicht im Stande, eine so große Leinwand, wie sie für das Preisbild bestimmt war, zu bemeistern."

Der arme Künstler ward von der Bewerbung ausgeschlossen, malte aber nun ein anderes Bild von gleicher Größe, strafte dadurch die Professoren der Akademie Lügen und zwang sie, ihr früheres Urtheil zurückzunehmen. Mit ausdauerndem Fleiße ging er nun an die aufgegebene Preisarbeit. Der Gegenstand war ein vortrefflicher. Die Scene aus der heiligen Geschichte sollte gemalt werden, wo der alte Jakob Abschied nimmt von Benjamin, den die Brüder nach Egypten mitzunehmen im Begriffe stehen.

Vollendet stand das Bild da, eines Preises würdig; jedoch dem Künstler ohne Hände und mit den ungestalteten Füßen einen solchen zuzuerkennen, dazu konnten sich die Preisrichter nicht entschließen, und Ducornet fiel durch.

Mochte nun auch eine fürstliche Person, welche der Direktor bei ihrem Besuche der Akademie vor das Bild des armen Malers führte, dieser Arbeit das gebührende Lob spenden: was nützte das Lob allein dem Künstler, der doch auch nach Brod zu gehen sich gezwungen sah. Mochte ferner ein hochgestellter Mann zum Beweise seiner Theilnahme ihn mit einem bedeutenden Auftrage für eine öffentliche Gallerie beehren; die frühere Zurücksetzung hatte einmal einen Stachel in Ducornets Herzen zurückgelassen. Er verlies also die Pariser Akademie, um unabhängig, soweit das für den Armen möglich war, für sich zu arbeiten.

Im Jahre 1831, also kurz nach der bekannten Julius-Revolution, ward ihm von Seiten der französischen Regierung der Auftrag, eine Anzahl der Bildnisse Louis Philipps zu malen, die von Staatswegen — vielleicht zur Weckung von Liebe für ihn? — an die verschiedenen Mairieen des Landes vertheilt werden sollten. Man glaubte, hiermit für des Malers Unterhalt genugsam gesorgt zu haben, und die Pension aus Staatsmitteln ward ihm entzogen. Seine Vaterstadt Lille that, ermuthigt durch diese edle Handlung der Regierung, ein Gleiches mit ihrer Pension, und Ducornet war nun lediglich auf das beschränkt, was er mit seiner — nun Hände können wir nicht sagen, Füße Arbeit, verdiente.

Es scheint uns nehmlich, als wenn er von der Zeit seines selbständigen Arbeitens an, Geldunterstützungen von Herrn Demailly nicht mehr angenommen habe.

Maler sind gar oft ein leicht und lustig Volk, das, wenn es 15 Groschen in der Tasche — für 2 Thaler Anschläge hat. Unser armer Maler hatte dagegen gar keine Bedürfnisse. Zufrieden mit Wenigem, lebte er in der tiefsten Zurückgezogenheit

auf seiner einsamen Kammer und schuf dort eine Menge von Bildern, deren sich auch Maler mit Händen nicht hätten zu schämen brauchen.

Soll ich dir die einzelnen nennen, lieber Leser? Es würde dich wohl nicht interessiren, und dann — was die Hauptsache dabei ist, — weiß ich sie nicht alle. Nur das weiß ich mit Gewißheit zu sagen, daß unter seinen Gemälden viele vortrefflich sind, welche religiöse Gegenstände darstellen, und jetzt die Altäre und Wände christlicher Kirchen zieren.

Auch seine Portraits nach dem Leben sollen mitunter trefflich sein, alle aber doch übertroffen werden von dem Bildniß des Generals Negrier, der Anno 1848 im Kampfe vor den Barrikaden sein Leben verlor. Dieses Bild hat um so größern Werth, da Ducornet den General nie, auch nur mit einem Blicke gesehen hatte, und ihn nach einem Gypsabguß und der mündlichen Beschreibung eines mit Negrier befreundet gewesenen Mannes malen mußte.

Sehr gern würde ich euch nun auch, meine lieben Leser, die Art und Weise schildern, wie der Mann ohne Hände beim Ausüben seiner Kunst sich angestellt. Doch ich hab' das nicht gesehen. Daß er ganz besondere, eigenthümliche Vorrichtungen hatte, ist ganz gewiß. Vor seiner Staffelei — dem Gestelle, auf welches die Maler die in einen Holzrahmen gespannte Leinwand aufzustellen pflegen — soll er ein Gerüste mit künstlich und leicht gebauten und angebrachten Leiterchen gehabt und sich auf denselben, mit dem Pinsel zwischen den Zehen, mit unglaublicher Behendigkeit, malend herumbewegt haben. Einen bis zwei Pinsel sah man ihn zwischen den Zähnen, die Pallette — Farbentafel von Holz — mit dem andern Fuße festhalten.

Bei den großen Ausstellungen im Louvre in Paris trug er mehrere Preise, darunter auch einmal den ersten, und endlich sogar die große goldne Medaille davon.

Siehe, mein lieber Leser, so schaffte ein Maler durch seiner Füße Arbeit sich durch das Leben, durch ein Menschenleben, in welchem es oft einem Manne mit gesunden Händen und Armen und mit rüstigem Körper, blutsauer wird um's liebe tägliche Brod.

Einen solchen Körper muß jedoch die Arbeit, und gerade diese Arbeit, die bei einem wahren Künstler auch den Geist beschäftigt und die Einbildungskraft hin und wieder mächtig aufregt, doppelt angestrengt haben.

Es war im Jahr 1856, also vor 2 Jahren, als plötzlich eines Tages unserm Ducornet der Pinsel entfiel und die Kräfte ihn dergestalt verließen, daß er kaum mehr im Stande war, sein Gerüste zu verlassen. Es war eine Lähmung, die diesem merkwürdigen Menschen- und Künstlerleben am 27. April desselben Jahres ein schnelles Ende machte.

Am Sterbebette meines Malers ohne Hände standen zwei Greise mit Thränen im Auge, zwei Männer, die sich Gottes Lohn um den Armen verdient, weil sie Christenpflicht an ihm erfüllt hatten.

Der eine derselben war der Schuster Ducornet aus der St. Jakobsstraße zu Lille, der treue Vater, der den Sohn so lange, mit Geduld und Liebe, — im eigentlichsten Sinne des Wortes — getragen hatte.

Der andere drückte dem Sterbenden die müden Augen zu in dem Bewußtsein, einem Unglücklichen sein Manneswort mit edler Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung gehalten zu haben. Du kennst den Mann, mein lieber Leser, den Menschenfreund, wie es deren wenige gibt in unserer so liebearmen Zeit, sein Name ist — Demailly.

Wie einmal Einer den Backofenzins erhob.

Von W. O. von Horn.

Die sprichwörtliche Redensart: „Den Backofenzins erheben" ist eine Rheinische und heißt so viel als schmarotzen, einer guten Mahlzeit nachgehen, ohne daß sie Etwas kostet. Von Einem, der so den Backofenzins erhob, erzählte mein seliger Vater oftmals. Er war Rektor an einer pfälzischen lateinischen Schule, ganz gut besoldet und dabei ein reicher Mann, aber schmutzig, geizig und langmäulig ohne Maß. Einem guten Schmauß ging er stundenweit nach. Sobald seine Ferien anfingen, ergriff er Hut und Stock und zog in's Land hinaus zu den Pfarrern, Beamten und in summa zu Allen, die er kannte; lag den Leuten wochenlang auf dem Halse und ließ sich traktiren. Es hieß überall, wenn die Schulferien nahten: Nun kommt der lange Rektor wieder, den Backofenzins heben. Wäre er noch ein angenehmer Gesellschafter gewesen! Aber er war aus Geiz selbst auf seinem Leibe schmutzig; ging in abgeschabten Röcken umher und sah aus, wie ein vagabundirender Handwerksbursche, ein Strohmer. —

Der Landschreiber zu S. war ein arger Schalk. Der ritt einmal an einem Pfarrhause seines Bezirks vorüber und sah den Rektor behaglich im Sessel sitzen. Aha, dachte er, der hebt wieder den Backofenzins! Aber wart! Ich will ihn kuriren! —

Es war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, als der Räuber Schinderhannes und seine Bande die Gegenden des Mittelrheines bis zur Bergstraße und zum Spessart hin gewaltig unsicher machten und alle Welt in Aengsten vor ihnen war. Da wurde denn oft Nachts, auch wohl am Tage, Allerorts das Volk aufgeboten, die Dörfer, Mühlen und Höfe, wie auch die Wälder zu durchstreifen, um der Strolche habhaft zu werden. Solche Streifzüge wurden heimlich angeordnet und grade, als er den langen, filzigen Rektor sitzen sah, hatte er einen solchen Streifzug angeordnet für die nächste Nacht.

Vor dem Dorfe begegnete er dem Pfarrer, der von einem Kranken kam.

Heda, lieber Herr Pfarrer, rief er ihm lachend zu: ich wünsche Ihnen Glück! Der Rektor ist eben angekommen, um den Backofenzins zu heben!

Der Pfarrer entgegnete lachend: Sie irren, Herr Landschreiber; er ist schon acht Tage bei mir.

Ei so soll dich! rief der Landschreiber. Geht er denn bald?

Heute noch, entgegnete der Pfarrer. Für die nächsten acht Tage kriegt ihn der Hofmann auf dem *** Hofe, der einen Jungen in seine Schule gehen hat.

Ist's gewiß? fragte der Landschreiber.

Ganz sicher, war des Pfarrers Antwort. Er geht heute um vier Uhr auf den Hof. Er bleibt überall acht Tage.

Das war dem Amtmann genug. Kaum war er zu Hause, so ließ er den Wachtmeister der Landdragoner rufen und sagt: Herr Wachtmeister, Ihr werdet das Fanggeld heute verdienen!

Wie so? fragte der mit leuchtenden Augen.

Es ist mir angezeigt worden, fuhr der Amtmann fort, daß der Schinderhannes diese Nacht auf dem *** Hofe schläft. Umstellt Ihr um Mitternacht das Haus gut, so ist er Euer. Habt Ihr ihn schon gesehen?

Nein! Nein! rief der Wachtmeister, der Feuer und Flammen war.

Nun, fuhr der Landschreiber fort, so will ich Euch die Personalbeschreibung mittheilen, wie sie in dem Briefe steht — oder kennet Ihr den Rektor B. von ****?

Nein, Herr Landschreiber, sagte der Landdragonerwachtmeister.

Das thut mir leid, versetzte der Landschreiber, denn dem gleicht er auf ein Haar und gibt sich auch für ihn aus, was ihm schon manchmal durchgeholfen hat. Nun hört nur und merkt's Euch: Er ist lang und dürre; hat ein Bißchen

röthliche Haare; trägt einen schäbigen, braunen Rock und einen Hut, der vor dreißig Jahren schon abgegriffen war.

Das paßt aber nicht — sagte verblüfft der Wachtmeister.

Was passen? rief der Landschreiber. Meint Ihr, alle die von ihm gegebenen Beschreibungen paßten? Er wird sich nicht hinsetzen und sich mit Worten abkonterfeien lassen. Dazu ist er zu pfiffig.

Kann sein, bemerkte der Wachtmeister, dem das, was der Landschreiber sagte, einzuleuchten begann.

Nun gut, fuhr der Beamte fort, nehmt Eure Maßregeln und ich denke Euch den Preis auszubezahlen.

Der Wachtmeister eilte von dannen und während er seine Maßregeln nahm, schritt der Rektor gemüthlich nach dem Hofe, um den Backofenzins dort ordentlich zu erheben, denn der Hofmann war reich und traktirte höchlich. Nachdem er sich recht gut am Abendtische versorgt, ging er zu Bette und freute sich schon auf den Kaffe, denn die Hoffrau war in der Küche beschäftigt, für einen mürben Kuchen zum Frühstück zu sorgen.

Nachts aber rückten die Streifer an, geführt von dem Wachtmeister; schloßen den Hof ein, daß kein Wiesel durchgekommen wäre und dann drang der Wachtmeister mit zwei Landdragonern in's Haus und verlangten den Schinderhannes. Der Hofmann erschrack auf den Tod und versicherte, der Gesuchte sei nicht im Hause, sondern der Herr Rektor B......

Viktoria! rief der Wachtmeister. Das ist er, den such' ich. Ich kenne den sauberen Vogel!

Der Hofmann versicherte, er könne für den Herrn Rektor gut stehen. Es half Alles nicht. Er mußte sie an's Bette des wohlgepflegten arglosen Schläfers führen.

Der erschrack auf den Tod, als er aufgeweckt wurde und vier entsetzlich derbe Fäuste seine dürren Aermchen faßten und ihm die Handschellen anlegten. Er schrie um Hülfe, aber Hohngelächter war die Antwort; er versicherte, er sei der Rektor B......, der Hofmann könne das bezeugen, aber Fluchen und Rippenstöße wurden ihm dafür. Endlich kam's denn doch so weit, daß sie ihm die Handschellen wieder ablösten, bis er sich angekleidet hatte; dann aber legten sie sie ihm an und fort ging's unter lautem Jubel und bedenklichen Kopfschüttelns des Hofmanns.

Am Amthause angelangt, meldete der Wachtmeister, daß er ihn habe. Der Amtmann sagte: Setzt ihn in den Bolles und stellt Wache neben ihn, denn der kann blau pfeifen!

So geschah es, wie auch der arme Rektor bat, der so schmählig um den fetten, frischen Kuchen kam, was er, benebst der Schmach, gar nicht verwinden konnte. Der Amtmann eilte sich am Morgen auch gar nicht mit dem Verhöre. Endlich befahl er ihn vorzuführen. Zum Glücke für den armen Rektor war der sogenannte Bolles unten im Amthause, so daß ihn das in Schaaren versammelte Volk nicht zu sehen bekam.

Was zum Henker! rief der Landschreiber, als die Landdragoner den Rektor hereinführten, der todtbleich war. Was zum Henker, Herr Wachtmeister, was habt Ihr gemacht?

Auf Ihren Befehl den Schinderhannes gefangen! entgegnete der freudig. Er behauptet, wie's in Ihrem Briefe stand, er sei der Rektor B......! Und er sieht justement so aus, wie Ihr's vorgelesen!

Ach, da ist ein arger Schelmenstreich Euch, mir und dem guten Herrn Rektor gespielt worden, versetzte der Landschreiber. Macht ihm die Fesseln los. Es ist wahrhaftig der Rektor B......, den ich genau kenne!

Der arme Wachtmeister fiel aus allen seinen Himmeln. Er stand mit offenem Munde da, wie eine Bildsäule. Ist's wahr, Herr Landschreiber? fragte er endlich kleinlaut.

Freilich ist's wahr! folgt meinem Befehle! rief der Landschreiber, und die Fesseln fielen.

Ich bin des Todes! rief der Rektor und sank in einen Stuhl. Wer kann das gethan haben?

Der Landschreiber ließ die Leute abtreten und sagte: Danket Gott, Herr Rektor, daß Ihr so davon kommt! Ihr zieht wieder herum, den Backofenzins zu erheben, Ihr verstehet das Wort, und liegt den Leuten Eurer Bekanntschaft an der Krippe, Euch umsonst füttern zu lassen. Da ist es einem zu arg geworden, der hat Euch den Streich gespielt. Bleibt bis Abend hier und macht Euch dann auf die Socken, daß Ihr heim kommt. Den Denkzettel habt Ihr. Mein Rath ist, laßt das Backofenzinsheben sein und bleibt fein daheim, dann passirt Euch so etwas nicht. Acht Tage Einem auf dem Halse liegen und sich gut füttern lassen, um es daheim zu sparen, das ist zu dick! —

Der Rektor wurde roth und weiß und wieder roth über die Lektion und schrieb sie sich hinters Ohr. Als ihn der Landschreiber bat, mit ihm den Kaffe zu trinken, zog er es vor, durch's Gartenpförtchen sich aus dem Staube zu machen, und nicht zu dem fetten Kuchen auf dem Hofe, sondern schnurstracks heim! —

Drei Tage später besuchte der Landschreiber den Pfarrer und sagte: dem Rektor hab ich das Handwerk gelegt; verrathen Sie mich aber nicht. Die beiden lachten weidlich. Der Rektor aber behielt den Namen: Schinderhannes bis an sein Ende — hat aber niemals mehr den Backofenzins erhoben. —

Ein deutscher Maler auf dem Nil.

Von M. Rosenhayn.

Gewiß kennt jeder meiner Leser das liebliche Bild: „Aschenbrödel unter den Täubchen" und „Rothkäppchen", vielleicht auch den „alten Krieger, der sein Söhnlein herzt." Diese schönen Gemälde sind von der Meisterhand eines Düsseldorfer Künstlers gefertigt, von Herrmann Kretschmer, der jedoch von Geburt kein Düsseldorfer, sondern ein Danziger ist. Eben dieser Künstler nun hat nicht nur viel Ausgezeichnetes gemalt, sondern auch viel Merkwürdiges erlebt, indem er um seiner Kunst willen allerlei Reisen und Fahrten unternommen hat, wie nicht leicht ein zweiter, und darum gewährt so mancher Zug aus seinem Leben ein hohes Interesse. Es sei Euch hier zunächst ein Bruchstück aus Kretschmers Streifzügen durch das ferne Nilthal erzählt.

Unser Maler war nach Kairo hinberufen worden, um den gewaltigen Pascha von Aegypten, Mehmed Ali, und dessen Söhne zu malen. Schon war er in der besten Arbeit, da brach der Krieg in Syrien und gleichzeitig auch die Pest in Aegypten aus. Ein Sohn des Pascha mußte nach Syrien, ein anderer, besorgt wegen der Pest, sperrte in seinem Palast sich ab, und ein junger Enkel Mehmed Ali's ward nach Marseille geschickt, um von einer plötzlichen Augenkrankheit dort geheilt zu werden. So blieben denn drei angefangene Portraits auf des Künstlers Staffelei unvollendet stehen. Mehmed Ali aber ließ ihm sagen, daß er jetzt an andere Dinge zu denken habe, als sich malen zu lassen. Kretschmer hatte auf diese Weise viele Monate müßig in Kairo zugebracht und der gehoffte große Gewinn schien sich in Nilwasser verwandeln zu wollen, welcher Umstand bei des Malers weiter Entfernung vom Vaterlande eben kein angenehmer war. Verdrießlich über die Hindernisse, welche sich ihm so unvermuthet entgegenstellten, durchstrich der junge Maler eines Abends die engen Straßen von Kairo, gefolgt

von seinem treuen Diener Omar. Dieser, eine redliche Seele, wie man sie äußerst selten im Orient antrifft, war sein Führer, sein Dolmetscher, sein Factotum. Er war von Geburt ein Araber; aber als Knabe in das Haus eines italienischen Kaufmannes gekommen, hatte er dort dessen Sprache erlernt und ernährte sich jetzt davon, daß er als Lohndiener bei den Fremden, welche Aegypten besuchten, in Dienst trat. Omar war einer von den wenigen Aegyptern, die den Fremden nicht auf jede Art betrügen und übervortheilen, sondern der es redlich meinte und dem Betruge gegen seinen Herrn zu steuern suchte, wo und wie er's vermochte. — Beide gingen also durch Kairo's Straßen. Da erblickte Kretschmer auf dem Platze vor der Citadelle einen Rais der Feluken, d. h. einen der Schiffskapitäne, die den Nil befahren. Der Mann war bildschön und malerisch gekleidet. „Das ist ein Kabinetsstück für deine Sammlung!" sprach der Künstler leise vor sich hin, „aber wie ihn bewegen, daß er sich malen läßt?" — Omar ward an ihn abgesandt, und seiner Beredsamkeit gelang es, den Rais zu bewegen, mit nach des Malers Wohnung zu kommen. Dieser setzte ihm dort Mokkakaffee, Taback und Sorbet vor und zeigte ihm die Bilder seiner reichen Mappe. Omars Schmeicheleien, daß er ein so schöner Mann sei, und das Beispiel der Prinzen aus dem Hause seines Herrschers, deren Bilder in Lebensgröße auf der Staffelei standen, besiegten die Bedenklichkeiten, welche ihm seine Religion eingaben; denn ein Muselmann läßt sich nicht malen, weil er fürchtet, daß aus seinem Portrait ein Doppelgänger werde, und er einst für alle diejenigen Sünden büßen müsse, die sein zweites Ich im Bilde auf seine Rechnung begeht. Indessen spazieren die Aegypter auch schon eher ein wenig neben dem Koran vorbei, als die ächten Muhamedaner. Kretschmer mußte ihm ein Duplicat des Portraits versprechen, und so saß der Rais zu einer Skizze für des Malers Mappe.

Während der Arbeit erzählte ihm der Feluke sein Unglück, daß er schon vier Fahrten für den Pascha nach Oberägypten gethan und von dort Armeebedürfnisse und Soldaten hergeholt habe, ohne einen Pfennig Frachtgeld dafür zu bekommen; auch könne er keine Rechnung darauf machen, weil der Pascha, wie jeder wisse, in der Zeit des Krieges und der Noth keinem Menschen etwas zahle; dagegen müsse er nach wie vor seine Schiffsleute beköstigen und ihnen ihren Lohn geben. Jetzt sei er schon zum fünften Male vom Pascha beordert und alles Bitten dagegen sei vergebens.

Kretschmer war unbeschäftigt, hatte die Merkwürdigkeiten des Landes bereits gezeichnet, die Pyramiden erstiegen, aber nach Oberägypten, nach Theben, zur berühmten Memnonsäule und den steinernen Riesen der Wüste stand längst sein Trachten. „Rais", sagte er, „willst du mich nach Oberägypten fahren, wenn ich dich vom Sklavendienste befreie? Ich will es unter der Bedingung thun, daß du billig gegen mich bist. Bedenke, daß du dann doch immer Etwas verdienst, von Mehmed Ali's Soldaten aber gar nichts. Besinne dich, Freund, nicht lange." Unser Künstler rechnete dabei auf die Unterstützung seines Consuls und einiger ägyptischen Großen, die er beim Malen der Prinzen kennen gelernt hatte. Der Rais sagte zu. Seine Bedingungen waren höchst billig. Kretschmer sollte die Mannschaft verpflegen und ihm selbst drei gute Groschen etwa täglich geben. Bald war man Handels eins und der Maler eilte zum preußischen Consul. Dieser gab ihm den Rath, das Schiff ganz anzukaufen, alsdann wollte er es schon mit solchen Pässen und Papieren versehen, daß ihm des Paschas Schergen, die über des Rais Ungehorsam ergrimmt sein würden, nichts anhaben sollten. Leider hatte nun aber Kretschmer kein Geld übrig zum Ankaufe des Schiffes, allein dafür wußte der Feluke schon Rath. „Ich verlange kein Geld," meinte er, „und will das Schiff nach beendeter Fahrt wieder zurücknehmen. Laß uns nur so thun, als gehöre dasselbe von jetzt ab dir." So ward denn ein Kaufvertrag zum Scheine geschlossen, und während im Consulate die nöthigen Papiere ausgefertigt und von Mehmed-Ali's Minister bestätigt wurden, Omar aber mit dem Rais den nöthigen Proviant an Bord schaffte und Pulver und Blei besorgte,

spannte der Maler ein gewaltiges Stück Leinwand in den Rahmen und malte sich in colossaler Größe die preußische Flagge. Tags darauf schon wehte auf Kretschmers Barke der preußische Adler, bewaffnet mit Scepter und Reichsapfel; die ägyptischen Gensdarmen fuhren scheu vor den fürchterlichen Fängen des gekrönten Adlers zurück, und am dritten Tage flatterte zum ersten Male die preußische Flagge über den Wogen des Nils, und ein preußischer Landwehrmann befehligte zum ersten Male auf dem alten weltberühmten Strome ein preußisches Schiff, dessen Besatzung außer dem Maler, Omar und dem Rais 12 Matrosen waren.

Die Reise ging, obgleich stromaufwärts, schneller als man geglaubt hatte; denn die Ruderer waren gewandt und ruderten je länger je besser, und alle Tage rundeten sich ihre Körper mehr, je länger sie von ihrem neuen Befehlshaber gepflegt wurden.

Die armen Kerle waren gar verhungert gewesen; dafür hätten sie nun aber auch ihr Leben für ihren neuen Bey, wie sie den Maler nannten, gelassen. Lieber Gott, mit wie Wenigem kann der Mensch durchkommen, wenn er mäßig zu leben gewohnt ist! Einige Hände voll dicken Reis stillten den Hunger der Schiffer für den ganzen Tag, und gab ihnen Kretschmer einmal ein am Ufer gekauftes Böcklein zum Besten, das sie freilich in wenigen Minuten verspeisten, so wußten die Leute nicht, welche Segenswünsche sie ihrem neuen Admiral spenden sollten.

Es waren die heißesten Sommermonate, Juni und Juli, und die Hitze unerträglich, fast täglich bis 40 ° nach Reaumur. Das Baden im Nilstrom war die einzige Erquickung und diese mußte mit großer Vorsicht angestellt werden, der vielen abscheulichen Krokodille wegen, die im Wasser umherkreuzten. Die Barke wurde alsdann unter Flintenschüssen dem Ufer genähert; nur zwischen Ufer und Kahn war das Baden möglich, nicht mitten im Strome. Dagegen gewährte das Nilwasser getrunken einen großen Genuß. Kretschmer war anfangs geneigt, zu glauben, es sei künstlich bereitetes Wasser; es hatte etwas unbeschreiblich angenehmes und wohlthuendes für den Geschmack, daß unser Maler Champagner zu trinken wähnte. Die Aegypter selbst finden es außerordentlich kostbar, daß sie trotz aller Hitze Salz essen, um sich immer mehr zum Trinken zu reizen. Man kann dort Leute sehen, welche drei Wassereimer davon täglich trinken, ohne sich beschwert zu fühlen; ja sie pflegen vom Nilwasser zu sagen: hätte Muhamed davon getrunken, so würde er Gott gebeten haben, ihn nicht sterben zu lassen, um das Wasser forttrinken zu können. Und wenn die Aegypter die Wallfahrt nach Mekka unternehmen, sprechen sie nur von dem Vergnügen, welches sie bei ihrer Rückkehr im Genusse des Nils finden werden; nichts läßt sich mit dieser frohen Aussicht vergleichen; sie gilt ihnen höher als die, ihren Familienkreis wiederzusehen.

Die Ufer des Nils bieten keine malerischen Ansichten dar; sie sind flach und eben und nur in den nächsten Begrenzungen angebaut. In einiger Entfernung vom Flusse gewahrt man den Anfang der Sandwüsten, welche schon Tausende von Meilen bedeckt haben und auch die kleinen Strecken fruchtbaren Bodens immer mehr zu verschlingen drohen. In weiter Ferne zeigen sich, wie blaue Wolken am Horizonte, Gebirgszüge, nur selten nähern sich einzelne Felsgruppen dem Ufer; es sind dies die Steinbrüche, aus denen man die riesigen Blöcke zu den Pyramiden und Tempelkolossen hernahm, und in denen sich unzählige Grabhöhlen befinden.

Die Reise war sehr einförmig gewesen; denn die arabischen monotonen Gebete der Schiffsleute ertönten fünfmal des Tages und blieben sich immer gleich, ebenso ihre Waschungen, und nur die Jagd auf einen rothen Ibis, der im Geschilf den Schlangen nachging, oder auf ein Krokodill, von dem die Kugeln abzuprallen schienen, bot eine seltene Kurzweil dar. Dann und wann ward an's Land gestiegen, um Milch und Bier oder einen Bock für die Leute zu kaufen, oder einige Hühner, an denen Aegypten den reichsten Segen hat, einzufangen.

Doch war solch ein Anlanden eben nicht erfreulich; denn der Schmutz und das Elend bei den ägyptischen Fellahs (Ackerbauern) war unglaublich. Nur eine einzige junge Bauerfrau traf unser Maler an, die er, so entstellt sie auch durch einen Ring in der Nase war, für seine Mappe abzeichnete. Die übrigen Jammerbilder waren eines Federstriches nicht werth.

Eines Tages aber sahen unsere Nilfahrer eine Schaar Beduinen, theils zu Pferde, theils auf Kameelen aus der Wüste nach dem Ufer zutreiben. Die meisten von ihnen saßen in der Nähe eines elenden Dorfes ab und versteckten sich, wie man vom Schiffe aus deutlich sehen konnte, hinter Dattelbäumen und Sykomoren und im hohen Schilfe des Nil. Kretschmer vermuthete gleich, daß sie's auf seinen preußischen Adler abgesehen hätten; aber der Rais hatte für jeden seiner Matrosen eine lange Flinte an Bord, und Pulver und Blei fehlte auch nicht, sie machten sich also schußfertig. Kaum näherte sich nun die Barke jenem Versteck, als sie auch mit einem lebhaften Gewehrfeuer von den Bäumen und aus dem Schilfe her begrüßt wurde. Der preußische Landwehrmann commandirte seine Araber ebenfalls zum Feuern, und bald schwangen die Beduinen sich wieder auf ihre Pferde und Kameele und jagten heulend und schreiend der Wüste zu. Schon früher hatte Kretschmer auf Anrathen des Rais die Vorsicht gehabt, Nachts mitten auf dem Strome vor Anker zu liegen, wo die Barke nicht so leicht durch Schwimmer erreicht werden konnte. Dann mußte der dritte Theil der Mannschaft abwechselnd unter des Rais und Omers Aufsicht vollständig bewaffnet die Nacht durchwachen. Jetzt aber verdoppelten sie ihre Aufmerksamkeit.

Fünf Mal machten die herumschwärmenden Beduinen ihnen den Spaß eines solchen Angriffs, indem sie von der Wüste nach dem Nil kommend sich am Ufer verbargen und den preußischen Adler mit Flintenkugeln begrüßten: doch fünf Mal wurden sie auf ähnliche Weise wie oben abgefertigt. Auch thaten sie unsern Nilfahrern eben weiter keinen Schaden, als daß einige Kugeln die Segel und eine auch des Malers preußisches Panier durchlöcherten; jedes Mal zogen sie mit Geheul in wilder Hast fort, wenn die Schiffsmannschaft Feuer gab, was ihnen ganz unerwartet zu kommen schien.

So war Kretschmer denn der erste Preuße, der die preußische Flagge gegen feindliche Angriffe in Aegypten vertheidigte, und der erste preußische Landwehrmann, der sich auf seine eigene Hand mit den Wüsten-Beduinen im Kampfe befand und aus diesem siegreich hervorging, und man gönne ihm den Ruhm, diese Vorfälle auf der Nilreise als einen Glanzpunkt der Kreuzzüge seines vielbewegten Künstlerlebens hervorheben zu können.

Die ganze Fahrt dauerte sieben Wochen und kostete ihn, da der Rais billig und die Matrosen mäßig waren, gegen 200 Thlr. Dafür war der Spaß gefunden.

Als Kretschmer mit der steigenden Fluth des Nils zurückkam, war in Kairo Alles in Aufruhr. Die Consuln der großen Mächte standen im Begriff, Aegypten zu verlassen, und auch unser Maler erhielt die Weisung, sich fortzubegeben, indem man ihn nicht weiter schützen könne. „Hol der Kukuk die ägyptischen Prinzen!" rief er im Stillen, ließ alle drei auf der Staffelei stehen und machte, daß er nach Konstantinopel kam.

Tod der Prinzessin Friederike Adolphine von Weißenfels.

In meiner guten Vaterstadt Langensalza steht ein altes, ödes, und verfallen aussehendes Schloß, Dryburg (Dreiherrenburg) genannt, einem Gefängniß nicht unähnlich, für welchen Zweck auch ein kleiner Theil seiner weiten Räume einge-

richtet und benutzt ist. Der bei weitem größere und wohnlichere ist im Gebrauche des dortigen Kreisgerichts, des Hauptsteuer-, Landraths- und Rentamts; überdieß hat der Verwalter des letztern auch noch in den obern Schloßräumen seine Amtswohnung.

In diesem Schloßflügel waltete vor mehr denn hundert Jahren ein liebes, holdes Kind mit seiner Mutter. Zwar lag der Vater im Grabe, es war also eine Waise, die Mutter eine Wittwe; dennoch lebte es nicht in Dürftigkeit und Mangel, sondern in Ueberfluß und hatte Alles, was sein Herz begehrte. Eine Schaar von Dienern lauschte auf jeden seiner Befehle, jeder Wunsch wurde ihm erfüllt. Sein größter Schatz aber war sein liebes Mütterlein. Von ihr wurde es geliebt von ganzer Seele, des Tages über gar oft in die Arme, und im Gebet in's Herz geschlossen. Für diese allein lebte sie.

Von diesem so reich gesegneten und dennoch so unglücklichen Kinde will ich Dir, mein lieber Leser, jetzt erzählen.

Ich habe schon gesagt, daß jetzt in jenem Schlosse ein Rentmeister lebt, dessen Dienstwohnung sich dort befindet. Derselbe hatte eine Schaar allerliebster, bausbäckiger Knaben von 3 bis 12 Jahren, denen ich Unterricht gab, in Folge dessen ich das Schloß täglich besuchte.

Eines Tages, es war am Tage vor dem heil. Christfeste, kam der kleine Edmund, der jüngste Sohn des Rentmeisters, ein kecker Bursche, mit einer Einladung zu Tische für den morgenden Festtag. „Sollst mit uns essen, höre; Papa und Mama haben's gesagt. Ich hol' dich auch ab, wenn du mir Bonbons giebst!"

„Soll gescheh'n, werde kommen, du holst mich aber ab." Fort sprang er, meine „schöne Empfehlung" an seine Eltern überhörend und im Stich lassend. Wahrscheinlich gab's zu Hause frischen Kuchen.

Andern Tages, lange vor 12 Uhr, war der kleine Störenfried schon wieder da. Er wußte, es gab in meiner Stube allerhand zu seh'n und zu wühlen, in Zeichnungen, Bildern, Büchern, Schmetterlingen und Käfern, mit und ohne Glas und Rahmen, und deßhalb hatte ich ihn sehr oft zu genießen, was mich nicht störte, denn er war dann still wie ein Mäuschen. Höchstens summte und brummte er ein wenig vor sich hin, oder pfiff, was seine Gewohnheit war.

Punkt 12 Uhr brachen wir auf und begaben uns ins Schloß. Dießmal wurde ich nicht in die sogenannte Schul- und Kinderstube, oder nach dem Wohnzimmer, sondern in den Saal geführt, wo das Mahl, an welchem noch ein paar geladene Gäste Theil nahmen, stattfand.

Dieser Saal, ehemals jedenfalls ein Prachtgemach der letzten Bewohnerin des Schlosses, der verwittweten Herzogin von Sachsen-Weißenfels, war ein großes, hohes, regelmäßiges Zimmer, das heute noch in seinen herrlichen Schnitzereien, Goldverzierungen, kostbaren Deckengemälden, seidenen Tapeten, Zeugniß gab von seinen fürstlichen Bewohnern. Ringsum an den Wänden hingen eine Menge großer Oelgemälde, auf denen man Familienmitglieder der hohen sächsischen Familie aus allen Zeiten abgebildet sah.

Als sich die Gäste und die Familie des Rentmeisters in diesem Saale versammelten, fehlte es natürlich von Seiten der erstern nicht an Fragen bei Betrachtung der Bilder.

Auch ich wanderte von einem zum andern, und blieb endlich bei einem Gemälde stehen, welches eine Mutter mit einem Kinde an der Hand vorstellte, dessen Engelsgesicht mit einem unaussprechlichen Ausdruck der Liebe zu der Erstern aufsah. Unwillkürlich kam mir der Gedanke in das Herz: Ist dieses ein Gebilde der Phantasie eines Malers, soll es das Antlitz eines Engels sein? Wo aber sind denn die Engelsflügel, der Heiligenschein? Oder stellt es ein irdisches Engelein vor? Und so schien es, denn an seiner Seite stand mit erhobener schützender Hand die treue Wächterin, die liebende Mutter. Ueber ihnen schwebten die heiligen Engel Gottes, ihr himmlischer Schutz und Schirm.

In der sinnigen Betrachtung dieses rührenden Bildes hatte ich alles um mich

vergessen, bis ich mit lauter Stimme vom Familienvater zum Platznehmen gerufen wurde.

„Sie sind ja völlig versunken, hören und sehen nicht."

„Ach, bitte, wen stellt das Gemälde vor?" fragte ich. „Ist das die letzte Herzogin mit ihrem Kinde?"

„Ein andermal. Jetzt kommen Sie."

So war mir zunächst jede Frage abgeschnitten; allein mein Interesse war zu sehr erregt und ich kam während des Mahles noch einmal auf meine Frage.

„Allerdings", antwortete da der Hausherr, „stellt das Bild die letztverstorbene Herzogin von Sachsen-Weißenfels nebst ihrer Tochter, jenem unglücklichen Kinde, vor. Sie scheinen sehr neugierig zu sein, kann Ihnen aber nicht Viel erzählen. Wenn Sie mehr erfahren wollen, so wenden Sie sich an die Großmutter, die bildet sich ein, Alles zu wissen, — wenn's wahr ist! — Ist bei alten Leuten der Fall. Sie glauben steif und fest an Sachen, die sie selbst nur gehört, oft aber wieder erzählt, und die sie nun, nach ihrer Meinung, erlebt haben.

Ich nahm mir vor, bei schicklicher Gelegenheit die alte Großmutter aufzusuchen, um Näheres über das Leben und den Tod der kleinen Prinzessin zu bitten. Was ich aber erst später und bei schicklicher Gelegenheit erwartete, sollte sich heute schon erfüllen. Die Knaben, welche bei Tische nach Kinderart mich, ihren Lehrer, immer im Auge gehalten und meinen Worten gelauscht hatten, waren nach beendetem Male, als wir älteren Herren noch im Gespräch an der Tafel saßen, hinweg und zu der Großmutter geschlüpft.

„Großmutterchen, Du kriegst Besuch, rathe mal, wen? Sie nannten meinen Namen. Du sollst ihm etwas von den schönen Prinzen und Prinzessinnen und Schloßfräuleins erzählen, weißt ja, was! All' die schönen Geschichten, welche du uns so viele mal erzählt hast. Darf er denn kommen?"

„Ich hole ihn, Großmama", schreit Edmund, und fort springt er. Eine Minute nachher kommt er zu mir, faßt mich bei der Hand und spricht: „Sollst zur Großmutter kommen, hat's gesagt. Sie will Dir eine schöne Geschichte erzählen."

Ich ahnete der Kinder Schwatzhaftigkeit, und folgte an Edmunds Hand nach der Stube der alten Frau. Freundlich wurde ich von der mehr als 80jährigen Greisin empfangen und zum Niedersitzen eingeladen. Es war eine hohe, starkknochige Frau, zwar vom Alter gebeugt, aber noch rüstig, und lebendigen, klaren Geistes und von einem bewunderungswürdig treuen Gedächtniß, besonders für die Erlebnisse fernerer Zeiten.

Als ich Platz genommen, und die kleinen vorlauten Enkel zur Ruhe bedeutet worden waren, begann sie.

„Aus Ihren Worten sehe ich, daß Sie von dem Bilde der Mutter mit dem Kinde so sehr gefesselt und zu Ihren jetzigen Nachforschungen veranlaßt worden sind. Ja, Sie haben ganz recht. Es ist schon Vielen, welche vor demselben gestanden, so ergangen und selbst ich alte Frau wende nicht selten meinen Schritt und Blick ihm zu, wenn ich im Saale bin. Freilich geschieht das jetzt selten, denn ich verlasse mein Stübchen nicht gern. Bin alt und schwach.

Auf dem Bilde ist sie noch die glückliche Mutter, seelig im Anblicke ihres kleinen Engels, den ihre Rechte schützend bedeckt, und das treue Mutterauge liebend bewacht, aber dennoch nicht bewahren konnte vor dem plötzlichen, urplötzlichen Tode.

„Und", rief ich, „wie ist der geschehen, wie nur möglich gewesen?"

„Lieber Mann, Sie thun da eine Frage, die Ihnen der Mund eines Menschen wohl nimmer beantworten wird. Der in der Höhe nur allein kann das. Was ich jedoch weiß, und das ist wenig genug, will ich Ihnen gerne mittheilen. Sie sehen in mir eine 87jährige Greisin, die jenem verhängnißvollen Ereigniß, welches den Tod der jungen Prinzessin herbeiführte, und das am 4. Juni 1751, Abends gegen sechs oder sieben Uhr geschehen ist, nicht allzu fern stand.

Meine Eltern aber sind als fürstliche Diener — der Vater war ein

sogenannter Heyduck, die Mutter Kammerzofe der Herzogin — Zeugen gewesen, nicht sowohl des Todes der Prinzessin, aber ihrer gräßlichen Verstümmelung, des entsetzlichen Zustandes, in dem man sie nach ihrem Fall aufgehoben, und sie haben den schrecklichen Eindruck, den markdurchdringenden Schrei der fürstlichen Mutter nie wieder vergessen können. Darum war ihnen jederzeit sehr weh, und es brachte sie in tiefe Trauer, wenn jene Begebenheit berührt wurde. Sie suchten das geflissentlich zu vermeiden. Uns Kindern theilten sie natürlich dieselbe mit; in unserer frühesten Jugendzeit mitunter als Warnung, wenn wir in allzu tollen und unvorsichtigen Sprüngen die hohen Steintreppen des Schlosses auf und ab jagten, oder uns zu weit über deren Brüstung lehnten, wohl gar drauf und dran herum kletterten. Später einmal, als ich im Alter der Prinzessin war, sagte der Vater: Siehe, Friederike, so groß und alt war die gnädigste Prinzessin, als sie ihren Tod fand, schrecklich, ungeahnt, unerklärlich bis zur Stunde. Nie vergesse ich ihn.

Sie war nämlich nicht, wie Sie vielleicht glauben, ein kleines Kind, sondern starb in ihrem siebzehnten Jahre, als blühende Jungfrau. So ist sie auch gemalt und zwar im Brautschmuck, denn sie soll die erwählte Braut des geistreichen Erbprinzen, nachmaligen Großherzogs von Weimar, Carl August, gewesen sein.

Das war mir allerdings etwas Neues, denn ich hatte sie mir nur immer als junges Kind vorgestellt.

Ich werde Ihnen nachher ihr Bild, das in den Besitz meiner seligen Eltern, und von diesen in meine Hände gekommen ist, zeigen.

„Die junge Prinzessin war“, so erzählten meine seligen Eltern, „eine sehr schöne junge Dame, deren unvergleichliche Engelsmilde und Sanftmuth nicht allein ihre nächste Umgebung in Fesseln des treusten Gehorsams, der tiefsten Anhänglichkeit schlug, sondern Aller Herzen gewann, wer auch nur in ihre Nähe kam, und von dem sanften Strahl ihres schönen geistreichen Auges berührt wurde.

Ihre durchsichtige Haut, etwas blasse Gesichtsfarbe und ein, ich möchte sagen, überirdischer Zug in ihrem Antlitz, ließ auf eine kurze Wallfahrt hinieden schließen. Nun, sie hat dieses Jammerthal früh genug verlassen, freilich auf eine schreckliche Weise.

Zu ihrer Ausbildung hatte sie die besten Lehrer. Darunter war einer der achtbarsten und gelehrtesten, der Magister Buddensieg, welcher ihr auch Musikunterricht ertheilte, da die Prinzessin eine schöne Stimme hatte und die Harfe meisterlich spielte. Am liebsten waren ihr geistliche Lieder, besonders Choräle, die man oft noch spät im Vorübergehen aus dem hohen Schlosse herab tönen hörte. Auch in diesen frommen Gesängen gab sich ihre schöne Seele, ihr Leben im Himmel schon hier auf Erden kund.

Dazu war sie sammt ihrer fürstlichen Mutter der Armen treuster Freund. Die Thränen Hülfeflehender zu trocknen, ihrer Noth abzuhelfen, war ihre größte Lust, daher man nicht selten beide in die Hütten der Kranken eilen sah, ohne Scheu und Widerwillen Labung und Trost für Leib und Seele zu bringen. Zwei Damen in einfacher Tracht, mit einem Diener in einer kleinen Entfernung, oder an der Seite einen geistlichen Herrn — es waren die barmherzigen Samariterinnen aus dem Schloß.

So führte die hohe Mutter und Tochter ein gar einiges, herrliches und gottseliges Leben, von dem milde Stiftungen und Vermächtnisse aller Art heut noch Zeugniß ablegen. Ja sie waren Engel auf Erden, — die Augen geschlossen — so waren sie Engel des Himmels, wohin stets ihr Herz und Wandel ging.

Eine ganz besondere Sehnsucht hatte von jeher das holde Fürstenkind nach dem Himmel, selbst nach dem irdischen, daher war sie auch eine große Freundin der Astronomie (Himmelskunde), wie es wohl auch die damalige Zeitrichtung begünstigte; deßhalb beschäftigte sie sich auch viel mit der Beobachtung der Himmelskörper, und besaß eine Menge astronomischer Instrumente, deren Anwendung sie nicht allein kannte, sondern die sie selbst fleißig gebrauchte. Sie, das einzige, dazu so kluge und begabte Kind, hatte volle Freiheit in ihrem Wünschen und Wollen, daher wurden ihr in ihren Forschungen und Grübeleien keine Schranken gesetzt. Und so hatte sie sich auch auf diesem Ge-

biete, obwohl noch in jungen Jahren — und für eine fürstliche Jungfrau ungewöhnlich — einen Schatz von Kenntnissen erworben.

Häufig sah man noch am späten Abend die weiße Gestalt im Schloßgarten wandeln, oder mit einem Fernrohre den Lauf eines Sternes beobachten, oder sie stand am offnen Fenster des Schlosses, und blickte mit unbeschreiblicher Sehnsucht nach oben, und dann sprach sich ihre volle fromme Seele gewöhnlich in dem rührenden Gesang eines Chorales aus, der nicht allein in die Tiefen des Schlosses, sondern der Herzen der unten Versammelten drang, als eine sanfte Mahnung an den Herrn über den Sternen.

Manche wollten sie sogar in den Nächten an den Schloßfenstern, ja bei Mondenlicht schlafwandeln gesehen haben; doch das ist wohl Unwahrheit, denn den Schloßbewohnern würde das nicht entgangen sein.

An einem Morgen, so fuhr mein Vater weiter fort, ach er ist mir leider zu erinnerlich, es war der 4. Juni des Jahres 1751, hatte meine Gattin Dienst bei der Durchlauchtigen Frau Herzogin, als die Prinzessin Friederike, welche anwesend war, und lange Zeit sinnend und lautlos da gesessen hatte, der ersteren plötzlich zurief: Es ist doch wunderbar. Ich hatte heute Nacht einen merkwürdigen Traum. Mir träumte, ich wäre der Abendstern geworden, und der Herr der himmlischen Heerscharen befahl mir, mein schönstes Licht anzuzünden. Da kam aber mit Blitzesschnelle ein grausiges Ungethüm, ein Komet, und schlug mir's mit seinem Schweife aus der Hand und stürzte mich vom Himmel herab. Der Traum war so lebhaft, daß ich erwachte und seine Wirkungen jetzt noch nicht los werden kann. Ist das nicht wunderbar? Vielleicht ist mein Abend nahe!

Friederike, antwortete die Herzogin mit Thränen, bitte, sage so was nicht. Sie faßte das liebe sanfte Kind an der Hand, zog es an's Herz und flüsterte: Sag das nicht wieder! Wenn Dein Stern untergeht, sinkt auch der meinige.

Ein Wink gebot meiner Mutter, sich zu entfernen. Was weiter gesprochen wurde, war ihr verborgen. Jedenfalls hatte die durchlauchtige Mutter die trüben Gedanken des mit bösen Ahnungen erfüllten Kindes zu zerstreuen gesucht. Ganz mochte ihr das nicht gelungen sein, denn an der Mittagstafel, an welcher ich mit die Aufwartung hatte, bemerkte ich, was mir erst später auffiel, als mir meine Frau die Sache mit dem Traum erzählte, — eine ungewöhnliche Stille und Blässe der Prinzessin, und unruhige, besorgte Blicke der alten Durchlaucht nach ihrer Tochter.

Nach Tische sah ich beide noch lange Zeit Hand in Hand im Garten lustwandeln. Endlich begaben sie sich wieder ins Schloß, eine jede in ihre Zimmer.

Die Prinzessin hatte um diese Zeit, es war 6 Uhr, Musikunterricht. Als ich den Herrn Magister Buddensieg, ihren Informator, anmeldete und hereinführte, und die Harfe aus ihrem Geschränk nahm, um sie der Prinzessin zu präsentiren, hörte ich sie noch sagen: Mein lieber Herr Magister, heute nicht. Ich bin nicht disponirt, Ihr seid für heute entlassen. Doch — noch ein Wort. Singe Er mir doch, lieber Buddensieg, einen recht tröstlichen Choral.

Gnädigste Prinzessin befehlen; welchen Sie geruhn.

Mir gleich. Doch ja: Befiehl Du Deine Wege! Ja, ja! diesen.

Nun erst nahm sie mir die Harfe aus der Hand, ich entfernte mich in's Vorzimmer, von wo ich anfänglich eine männliche Stimme allein einige Verse des angeführten Chorales, dann auch eine weibliche singen hörte. Es war Prinzessin Friederike, welche jetzt die Melodie, und der Herr Magister Buddensieg, welcher die begleitende Stimme sang.

Der Gesang war so ergreifend, daß ich unwillkührlich die Hände faltete, und das fromme Lied bis zu Ende leise mitbrummte.

Wenige Minuten darauf kam der Herr Informator heraus, grüßte freundlich und begab sich in sein Zimmer. Er wohnte nämlich auch mit im Schlosse.

Ich verweilte hier noch einige Augenblicke, als ich von der diensthuenden

Kammerfrau mit einem Auftrage der Prinzessin in die Stadt gesandt wurde, wo ich mich eine Stunde aufhielt.

Als ich zurück und in die Nähe des Schlosses kam, hörte ich einen gellenden, markdurchbohrenden Schrei. Etwas Schlimmes befürchtend, eile ich schnell vorwärts und trete ein. Welch ein entsetzlicher Anblick: Eben wollen die zum Tod entsetzten Schloßbewohner die durch einen Sturz vom obern Corridor zerschmetterte Prinzessin, sowie die arme unglückliche, in tiefer Ohnmacht liegende fürstliche Mutter aufheben und in ihre Zimmer tragen.

Mir brachen die Knie, und so starken und mächtigen Körpers ich auch war, ich sank um, wie ein geknicktes Rohr.

Das, lieber Herr, ist die Geschichte, und das beklagenswerthe Ende der durchlauchtigen Prinzessin von Sachsen-Weißenfels. Ein Mehres darüber konnte ich von meinem Vater nicht erfahren. Er sprach sich nie weiter aus. Ob er nicht mehr wußte oder, als ein treuer und verschwiegener Diener des fürstlichen Hauses, nichts weiter sagen wollte, ich weiß es nicht. Wie ich schon gesagt, er sah es überhaupt nicht gern, wenn wir den Namen der Prinzessin erwähnten, und da es ihn allemal verstimmte und traurig machte, so wurde, wie eine sich von selbst verstehende Sache, jede Andeutung über ihren unerklärlichen Tod unsererseits vollkommen vermieden.

Der vierte Juli war für unsre Eltern stets ein Trauertag, und nie verfehlten sie in der Stunde des Todes der Prinzessin vor ihrem Bilde ein herzliches Gebet zu sprechen und den Choral: „Befiehl du deine Wege“ zu singen. Bei dieser Gelegenheit hörten wir zuerst und allein etwas von ihrem Tode.

Eine andre Person, welche den Tod der Prinzessin lebenslang betrauerte und seit dieser Zeit nie mehr anders, denn in schwarzer Trauerkleidung ging, war die Kammerfrau, welche zuletzt bei ihr war. Ob sie die nähern Umstände ihres Todes kannte, oder sich irgend einer Schuld theilhaftig gemacht hatte: diese Räthsel sind nicht gelößt worden.

Wunderbar ist und bleibt es allerdings, wie dieser grauenvolle Tod möglich war, am Tage, in Mitte eines bewohnten, belebten Schlosses, auf einem Corridor, welcher ein hohes festes Geländer hatte, was sich nach ihrem Sturze völlig unversehrt erwies.

Hatte die Prinzessin, gelehnt an dieses Geländer, wie ihre Gewohnheit war, in den fernen blauen Aether, in sehnsüchtigem Verlangen nach ihrem Stern-Bilde, nach dem Stern ihres Traumes geschaut, und in völliger Selbstvergessenheit sich vielleicht am Geländer in die Höhe gezogen, und so ihren Sturz ahnungs- und absichtslos selbst herbeigeführt, oder war dieser durch einen unvorsichtigen Hülfeschrei ihrer Dienerin, eben jener Kammerfrau, veranlaßt worden; — man weiß es nicht.

Daß natürlich der gemeine Haufe sich ihren Tod vollkommen zu erklären suchte, läßt sich leicht denken. Nach seiner Ansicht hatten ruchlose, mächtige Höflinge des damaligen sehr prunksüchtigen, immerfort geldbedürftigen Dresdner Hofes die Hand im Spiele, um sich durch den Heimfall eines Wittwenjahrgeldes von 30,000 Thlr., welche die Herzogin von Sachsen-Weißenfels bezog, und nach ihrem Ableben auch die Prinzessin Friederike erhalten haben würde, neue Hülfsquellen der Verschwendung zu öffnen. Eine solche Lösung muß aber als trügerisch und entehrend für die Menschheit entschieden zurückgewiesen werden.

Der Herzenskündiger in der Höhe wird einstens den Schleier von der Uebelthat hinwegziehen, wäre wirklich eine solche geschehen.

Wenn aber, und das ist das Wahrscheinlichere, unbesonnene Angst, Schreck und Verwirrung den verhängnißvollen Sturz veranlaßt haben, da wird, wie schon hier auf Erden, ein gnädiger Richter Gnade und Erbarmen üben.

Noch eine Erklärung, nämlich daß die fromme Prinzessin ihrem Leben selbst ein Ende gemacht habe, ist nie laut worden. Das war, dafür bürgte die innige, heilige Liebe zu ihrer Mutter und zu ihrem himmlischen Vater, und im Schooße und Besitz alles irdischen Glückes, undenkbar.

Als Vater und Mutter am nächsten Todestage der Prinzessin in der Abendstunde von deren durchlauchtigen Mutter im Gesang des Chorales: „Befiehl du deine Wege“ überrascht wurden, zerfloß die hohe Frau in Thränen. Nur mühsam faßte sie sich. Schluchzend ergriff sie jener Hände und sagte mit thränenerstickter Stimme: „Das vergessen wir euch nicht, ihr treuen Seelen“, und ging mit verhülltem Antlitz von uns weg.

Als nun nach kurzer Zeit auch ihr Stern untergegangen, das arme Mutterherz gebrochen, und die erhabene Dulderin in der Gruft der Ahnen zu Weißenfels beigesetzt worden war, wurde ihr letzter Wille bekannt gemacht. Derselbe hatte auch meiner seligen Eltern gedacht. Sie bezogen bis an ihren beiderseitigen Tod eine ansehnliche Leibrente und hatten bis dahin freien Sitz im Schlosse.

Das werthvollste Geschenk für sie war das Bild der Prinzessin Friederike, welches ihnen laut testamentlicher Bestimmung vom Hofmarschallamt übergeben und von ihnen als ein Heiligthum bewahrt wurde. Von ihnen ist es endlich auf mich gekommen. Da Sie sich für das fürstliche Kind so sehr interessiren, so werde ich es Ihnen zeigen“.

Damit erschloß sie einen seltsam gestalteten, hohen Schrank, mit Löwenfüßen und Köpfen und allerhand fabelhaften Thiergestalten und Schnörkeln reichlich verziert, jedenfalls aus jenen Zeiten; nahm ein Ebenholzkästchen heraus, öffnete und — da lag das Bild der unglücklichen Prinzessin. In der That ein Engelsgesicht, wie aus Aether gewebt. Ich konnte nicht aufhören, es zu betrachten, da bei ihrem Anblick das eben Gehörte und ihr beklagenswerthes Ende mein Inneres immer wieder von Neuem bewegte.

Ja, du warst keine Selbstmörderin, hattest auch keine Ursache dazu. Hattest auch keinen Feind, der dich zu Tode hetzte. Dich hat der Herr heimgesucht und hingenommen. Du warst für diese Erde zu gut, darum durftest du nicht bleiben. Nun wandelst du in der Engel Schaar und singest in einem höhern Chore dein: „Ehre sei Gott in der Höhe“ und „Halleluja“!

Herzinnig und dankbar drückte ich der alten Dame die Hand, verabschiedete mich von den Kindern und schlüpfte aus dem Schlosse. In meiner jetzigen Stimmung konnte ich unmöglich zur Gesellschaft zurückkehren und alltägliche Reden hören und machen. Ich eilte weit weg ins Feld, immer einmal rückwärts schauend nach dem hohen Schlosse Dryburg und murmelnd: „Unglückliches Kind, arme Mutter!“

Noch muß ich als eine auffallende Thatsache erwähnen, daß, als die Herzogin Mutter nach kurzer Zeit in der Gruft ihrer Ahnen unter der Schloßkirche zu Weißenfels beigesetzt wurde, nur noch ein einziger Platz, der für sie, neben ihrer Tochter, vorhanden war. Ein wunderbarer Zufall! — Die Gruft schloß sich diesem Zweig der sächsischen Regentenfamilie für immer. —

Friede ihrer Asche.

Der Geizhals oder der Traum zum Leben.

Draußen vor dem Garten einer kleinen Landstadt stand ein alter Mann und schaute über den Zaun den Spielen zweier Kinder zu, eines Knaben und Mädchens von etwa 6 bis 8 Jahren. Wer kennt nicht die fröhlichen Jugendspiele „Kriegniß“, oder: „Es kommt der Fürst von Thoren“ 2c.

Die Kinder waren so heiter und fröhlich, so ganz ohne Sorg' und Kummer, Alles um sie Lust und Leben. In einer nahen Laube, von wildem Wein dicht verhüllt, saß ein glückliches Ehepaar; die Mutter mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, der Vater in einem Buche vertieft.

Es mochte aber mit dem Lesen kein rechter Ernst sein, denn er sah mehr auf die fröhlichen Kinder, als auf die Schrift des Buches, und ein unverkennbares Wohlbehagen lag auf seinem glücklichen Gesichte.

Ein Dienstmädchen brachte den dampfenden Kaffee und einen Teller voll Kuchen.

Als die Kinder das bemerkten, sprangen sie herzu und eine neue Freude strahlte aus ihren jugendlichen Gesichtern. „Kaffee und Kuchen!" schrieen sie; „das ist schön!" „Mutter, bitte schenk' ein. Mir das größte!" „Nein mir", rief das andere. „Ich habe großen Hunger."

„Halt, mein Bürschchen," sprach lachend der Vater, indem er die Hand des Knaben, welcher zwei Stücke Kuchen ergriffen, fest hielt; „nicht unartig! Eins auf einmal. Sieh', wie bescheiden wartet Deine Schwester Hilda, und sie ist doch das Geburtstagskind, um deren Willen die Mutter Kuchen gekauft hat. Auch kann der Hunger bei Dir nicht gar zu arg sein. Du hast ja kaum zu Mittag gegessen."

Die Mutter hatte mittler Weile den eingeschenkten Kaffee mit Zucker versüßt, und Alle schlürften mit stillem Behagen den angenehmen Trank.

Die Kinder hielten es aber nicht lange in der engen Laube aus. Bald genug waren sie wieder draußen, sprangen nach einem Schmetterling umher, oder saßen still an der Erde im Anblick eines Würmchems oder Käferchens, oder gruben und pflanzten an ihrem Beetchen.

„Lieber Mann," sprach die Frau, „es ist doch kein größeres Glück, als wenn Mann und Frau einig sind, sich lieb haben, ihren Frieden im Hause, im Schooße der Familie finden und nicht draußen in der lieblosen Welt. Wenn der Mann sobald wie möglich die Seinen verläßt, um nur hinter den Bier- oder Kartentisch oder auf die Kegelbahn zu kommen, und ebenso die Hausfrau lieber die Zeit in unnützem Geschwätz mit klatschsüchtigen Nachbarn oder in Thee- und Kaffeegesellschaft verbringt, wenn sie Gesellschaft wieder geben muß: dann wehe dem verlassenen Hauswesen, den armen Kindern, der ehelichen Liebe."

„Hast recht, Frau," antwortete der Mann, „siehst ja auch, wie ich Jahr aus, Jahr ein zu Hause stecke, glücklich, o überglücklich mit euch. Ich wünsche mir nichts weiter für mein ganzes Leben. Wenn's nur immer so bliebe. Der Ernst, ein derber, guter Knabe; die Hilda, so herzig und voller Zärtlichkeit."

„Ja, ja, lächelte die Mutter schalkhaft, das ist ganz die Mutter. Kann auch nicht eher ruhen, nicht einschlafen, wenn sie ja einmal unartig gewesen, bis der Papa wieder gut ist. Gerade wie ich sonst, ihre Mutter, wenn mein böser Schatz, der jetzt hier so unschuldig thut, als hätt' er nie ein Wässerchen getrübt, mit mir schmollte." Der Gatte hielt ihr den Mund zu. Sie schob die Hand freundlich weg und fuhr fort:

„Aber neulich warst Du doch zu hart mit dem Kinde, wolltest hinauf zu Bette gehen, ohne ihr verziehen und ein Gutenachtküßchen gegeben zu haben, und sie flehte so sehr, konnte nicht einschlafen, saß im Bette und rief immer wieder: „„Ach, mein guter, lieber Vater vergib mir doch noch einmal. Ich bin böse gewesen, ich weiß ja; ich will's aber nicht wieder thun. Lieber, lieber Vater, thu's doch, thu's doch!"" Und Du wolltest nicht. Sag', wie konntest Du so hart sein?"

Da kamen zwei Aermchen aus dem Laube, umhalseten den Vater von hinten, und eine Kinderstimme sprach: „Ja, ja, warst ein böser Vater, wolltest nichts von deiner Hilda wissen! Böser Vater, du! Nein, es ist nur ein Späßchen! Bist ein guter Vater, bist mein liebes Väterchen; aber sei auch nicht wieder so böse mit deiner kleinen Hilda. Will auch immer gut sein."

Der gerührte Vater zog das holde, treue, nur zuweilen etwas trotzige Kind an seine Brust, küßte sie auf die Stirne und Augen und sprach:

„Halte, liebes Kind, was dein kleiner Mund mir jetzt und so oft schon versprochen. Sei ein folgsames Kind, ärgere mich nicht durch Trotz, dann hab' ich dich auch lieb und die Mutter und der liebe Gott, und nie empfängst du auch nur ein böses Wort."

„Ich will ja gut sein, Väterchen, sei doch nur stille. Ich schäme mich sonst zu sehr.“

Mittler Weile war auch der kleine Ernst herangeschlichen, hatte sich auf der Mutter Schooß geschwungen und lugte mit Sehnsucht nach den Kuchenresten. Der Vater bemerkte es und sprach lächelnd: „Na, so gib dem kleinen Vielfraß nur noch ein Stück, er kann doch nicht eher ruhen, bis Alles vertilgt ist.“ „„Papa!““ antwortete der kleine Schelm, „„du sprichst ja selbst immer, man solle im Leben nichts halb thun; aber es ist ja beinahe noch der ganze Kuchen da.““

Der Vater lachte und faßte auch ihn beim Kopf, zog ihn von der Mutter Schooß auf seine Kniee und herzte und küßte ihn.

Da fing der alte Mann draußen am Zaune bitterlich an zu weinen, hielt die Hand vor sein Gesicht und schlich in bitterem Gram davon. Er hatte das Bild seiner Jugend erschaut. Es war Vater und Mutter und die dem Elende preisgegebene Schwester Hilda und er — der kleine Ernst. Er ging dahin, den fressenden Wurm im Herzen! — —

Draußen am äußersten Ende der Vorstadt eines kleinen Städtchens stand ein unscheinbares, aber freundliches Häuschen. Es hatte etwas so Trauliches und Einladendes, trotz seiner Aermlichkeit, seinem niederen Strohdache. Lag dies in der Sauberkeit seines Aeußern, welche der sanftglänzende Mond verdoppelte, oder war es das blanke, gastlich erhellte, mit blühenden Topfgewächsen besetzte Fenster, oder seine armen Bewohner, genug, über das Ganze war in abendlicher Stille ein so tiefer Friede verbreitet, daß es eine wahre Freistatt des Glücks zu sein schien.

Selbst der Wandersmann im Schnee draußen war unter dem Fenster stehen geblieben, hatte einem frommen Liede gelauscht, das aus dem Häuschen von alten und jungen Stimmen ertönte.

Sein Herz schwoll in unnennbaren Gefühlen. Er glaubte seine eigene Stimme, gepaart mit einer andern aus der längst entschwundenen Jugendzeit zu hören, und die seiner geliebten Eltern. Der Gesang war ihm nur zu wohl bekannt. Vielemal hatte er ihn einst gesungen, im Kreise der Seinen. Andächtig faltete er die Hände, stimmte leise mit ein und sang, seit langen Jahren zum erstenmale, wie zum Himmel erhoben, tief gerührt und erfüllt mit süßer Wonne.

Da schloß endlich der Gesang, aber heller Gläserklang ließ sich bald darauf hören. „Großvater, hoch! Und nochmals: hoch! Und abermals: hoch!“

Der Wandersmann im Schnee erzitterte. War es die harte Winterkälte? Ach nein, die fühlte er kaum. Ein anderes Weh durchzuckte seine Gebeine, durchschauerte sein Herz. Näher drängte er sich dem einzigen Fenster, von wo deutlich die Stimmen frommer und fröhlicher Menschen ertönten. Aermlich, aber sauber zeigte sich das Innere des Häuschens, wie wir das Aeußere schon kennen. Eine wie Silber glänzende Lampe auf schneeweißem, wenn auch etwas grobem Tischtuche, darunter Kuchen und gefüllte Gläser. Um den Tisch der Gatte an der Seite seiner jungen blühenden Lebensgefährtin, umringt von zwei kleinen Engeln in Menschengestalt, ihre Kinder. Das Alles bot sich dem Einblick in die niedere Hütte dar.

„Was mag der Großvater machen?“ sprach das junge Weib zu ihrem Manne. „Wer wird jetzt um ihn sein, ihn pflegen, wenn er krank ist? Ach, lieber, guter Mann, mein Herz kann nie recht fröhlich werden, auch heut' nicht, an seinem Geburtstage, der zugleich der unseres Erlösers ist, so lange er noch zürnt und den Fluch nicht von Deinem Haupte genommen hat. Es ist mir immer, als könne und dürfe es uns nicht wohl gehen, und selbst in der Freude steigen trübe Gedanken in mir auf und verbittern sie. Dazu kommt, wir wissen, er ist alt, allein und hilflos, von Jedermann gemieden. Du armer, alter Mann, wie wollt' ich dich pflegen, wenn ich dürfte, wenn du es nur zuließest. Wollte ja nicht deine Schwiegertochter, nein nur deine Magd sein! — Und auch Du, lieber Herzensmann, thust mir leid. Du könntest im Ueberfluß leben, brauchtest Dich nicht wie ein gemeiner Handarbeiter mit des Lebens Nothdurft zu plagen. Könntest mit

Kutsch' und Pferden fahren und Dich selbst bedienen lassen, während Du jetzt Andern aufwarten und schwere, ungewohnte Arbeit thun mußt."

Und die liebe, herzige Frau weinte bittere Thränen; aber den Mann draußen durchzuckte ein viel tieferes brennenderes Weh. Er rang die Hände, hielt das krampfhaft zuckende Herz, schlug mit den Zähnen; doch seine Stunde war noch nicht gekommen, die harte Rinde seines Herzens noch nicht geschmolzen.

„Sei stille, liebe Frau," tröstete der Mann. „Der Herr im Himmel kennt unsere Herzen; er weiß, daß wir uns nicht in freventlichem Ungehorsam dem väterlichen Gebot widersetzt.

Es heißt zwar: „„Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebest auf Erden;"" allein in demselben heiligen Buche steht auch, daß, wer Etwas höher achtet, als ihn, sein nicht werth sei, und nur das habe ich gethan, Gottes Willen höher gestellt, als den Eigenwillen meines verblendeten, befangenen Vaters. Er hat mich enterbt, aus seinem Hause gestoßen und gezwungen, von der Arbeit meiner Hände zu leben. Was thut das? Nicht meinetwegen bedauere ich es, nur um Deinet-, um unserer Kinder wegen thut es mir leid. Ich glaubte Dir einst mit meinen Reichthümern ein schöneres Loos, als das Du Arme bisher gehabt, bieten zu können und unsern Kindern eine geachtete Stellung in der Welt; aber es ist anders geworden. Ja! noch mehr und härter mußt Du arbeiten, als früher. Das thut mir leid! Und was wird aus unsern Kindern werden, den Enkeln eines Millionärs! — Ach, Vater! Du hast viel zu verantworten. Den Vaterfluch an uns, an deinen unschuldigen Enkeln."

Diese waren bei den Klagen der Eltern besorgt und ängstlich näher getreten und sahen betrübt mit fragenden Blicken Vater und Mutter an. Den Sinn der Worte selbst hatten sie nicht verstanden, wohl aber ahneten sie, daß der Großvater mit Vater und Mutter böse gewesen war.

„Garstiger Großvater," fing jetzt der kleine Ernst an, „macht, daß Mutter weint, hat den Papa aus dem Hause getrieben, Ruthe nehmen, durchhauen!"

„Ernst! böser Knabe," zürnte da die Mutter, „gleich gehe ich fort und komme im Leben nicht wieder, wenn Du das wieder sagst."

Da klammerte sich das Kind an die Mutter und schrie: „Ach Mutter, nicht fortgehen. Will's im ganzen Leben nicht wieder sagen. Bitte, bitte, liebe Mutter, weine nur nicht und gehe nicht fort."

„Kinder," rief der Vater, „macht mir das Herz nicht schwer, es ist ja heute des Großpapas und des Weltheilands Geburtstag, da wollen wir uns freuen und nicht bekümmern." Und der gute Vater faltete die Hände und flehte:

„Lieber Herr Jesus Christ, sei uns Allen auch ferner ein treuer Heiland und Vater und wandle das zürnende Vaterherz in Liebe und Verzeihung. Stille seinen Zorn und gib, daß er mich wieder aufnimmt in das liebe Vaterhaus und Vaterherz und die, welche an meiner Seite stehen: Tochter und Enkel!"

„Amen!" sprach die Mutter, „Amen!" riefen auch die Kinder.

Und nun die Gläser in die Hand. „Er lebe hoch! Und nochmals hoch! Und abermals hoch, der liebe, gute Großvater!"

Da sank der Wandersmann draußen in die Knie. Er flüsterte: „Sie beteten für Dich! — Und was thatest Du?" —

In der überseeischen Hafenstadt New-York war ein geschäftiges Hin- und Herwogen. Nicht vom Treiben des Tages, dem unermeßlichen Weltverkehr ankommender und absegelnder Schiffe aller Völker der Erde. Nein, die Menge der Menschen war festlich gekleidet und gestimmt. Es war ja auch ein wichtiger Tag, eigentlich Abend: Sylvesterabend. In wenig Stunden schon — da lag hinter Allen das alte Jahr mit seinen Leiden und Freuden und vor ihnen das neue mit der unbekannten Zukunft.

Da überließ sich die fröhliche Menge einmal unbekümmert der kurzen Freudenstunde und eilte zu den vollen Tafeln und Flaschen, die verlockend von

allen Seiten winkten. Ueberall Freude, Jubel, Leben im Palast des Reichen, wie in der Hütte des Armen.

Unter dem Häusermeer stand nur eines, beinahe das größte in der Reihe, welches dunkel und finster war. Sein Besitzer, ein allbekannter Geizhals und Wucherer, lag krank und sterbend darnieder.

Niemand war bei ihm, als sein treues Ebenbild, ein alter, schwarzer Diener, ebenso menschenfeindlich, tückisch und verworfen, wie sein Herr. Da schrie endlich, unter der Höllengluth eines qualvollen, tödtlichen Fiebers der Todtkranke nach dem Arzte, dessen Besuch er stets mit Entrüstung als unnöthig und kostspielig abgelehnt. Jetzt aber war der Schmerz zu groß, die Fieberhitze wahrhaft höllisch.

Zögernd schlich der tückische Sclave fort, um den Arzt herbeizurufen. Dieser kam endlich nach einer qualvollen Stunde und schauerte schreckhaft zusammen, als er in die eiskalte Stube trat, noch mehr aber, als er dem Kranken in das bleiche Antlitz sah, auf dem bereits ein kalter Todesschweiß perlte.

„Bitte, geben Sie mir die Hand, lieber Herr," bat er, „ich will Ihren Puls untersuchen."

„Geben? Geben?" sprach dieser, schon irre durch den Todeskampf. „Ich bin ein armer Mann und kann nichts geben," und damit zog er die Hand zurück. Diese fiel schlaff an der Seite nieder. Der Tod schien die Qual seines Leibes gebrochen zu haben.

„Unbarmherziger Wucherer," murmelte der Arzt, „der das Blut von Wittwen und Waisen getrunken, ihr Hab und Gut verschlungen, die arme Schwester um ihr Erbe betrogen, den einzigen Sohn grausam in's Elend gestoßen, du hast empfangen, was du verdient: den Fluch aller Deiner Schlachtopfer, die Verachtung des Redlichen bei deinem Leben, und jetzt einen Vorschmack der Hölle, die dich eben in ihren Pfuhl aufgenommen."

Mit kalter Verachtung drehte er sich und ging von der Stätte des Fluches. — Aber der reiche Geizhals war nicht todt, ein Starrkrampf nur hielt ihn gefesselt und krampfte alle seine Glieder und Nerven zusammen, so daß er sich nicht rühren und regen konnte. Mit Entsetzen wurde ihm endlich sein Zustand klar. Da wollte er laut aufschreien, aber seine Stimme versagte; er machte Versuche, sich zu erheben; Alles vergebens. —

In dieser verzweiflungsvollen Lage bot sich ihm ein neues entsetzliches Schauspiel dar. Sein schwarzer Diener leuchtete und grinzte ihm hohnlächelnd in's kalte Todtengesicht und flüsterte: „Alter Blutsauger, hat dich Satan endlich in seinen Klauen? — Er mag dich nur fest halten, sonst kommst du wieder, wenn du siehst, wie ich jetzt aufräumen will. Her mit dem Geldschlüssel, kann dir nichts mehr nützen! Ei, sieh doch, hält das alte Knochengerippe doch so fest, als ob es noch lebte und wüßte, was jetzt geschehen soll. Nein, ist es denn möglich, ich kriege den Schlüssel nicht aus seinen Krallen. Ja, ja, an dem, was dieser verschloß, hing seine Seele. Den Schlüssel muß ich haben, und sollte es noch etwas Anderes kosten."

Mit diesen Worten ergriff er ein kleines Holzbeil vom Hinterofen, holte aus über den Scheintodten, um ihm die Hand mit dem Schlüssel herunter zu schlagen. —

Da endlich wandt sich ein Angstgeschrei aus dessen röchelnder Brust; mit ihm floh der entsetzliche — Traum. Ja, ein Traum war das Ganze gewesen; nur sein Geiz und Wucher war schreckliche Wahrheit.

Aber mit der Wucht des Alpdrucks war auch der Geizteufel von ihm gewichen, die harte Rinde seines habsüchtigen Herzens geborsten. Da kamen die Engel und dienten ihm.

Er stand auf; — es war am Neujahrsmorgen — kleidete sich an mit einem unnennbaren Wonnegefühle und wunderbar, ohne bemerkbare Schwäche und Krankheit, murmelnd: „Was werden sie nur sagen? Ob sie sich wohl freuen werden? Ich denke doch! Und die gute Schwester Hilda, ach ich habe unendlich viel gut

zu machen. Wenn ich's nur kann, und es nicht zu spät ist. Herr Gott, betete er zum Himmel aufblickend, vergib mir meine Schuld, centnerschwer liegt sie auf mir: die Versündigung an meinem eignen Fleisch und Blut und an so vielen meiner Nebenmenschen. Du hast Großes an mir gethan, hast mich auf eine wunderbare Weise aus meinem Sündenschlafe erweckt. Gib nun auch Kraft aus der Höhe, daß mich der Geizteufel nicht wieder erfaßt."

Endlich war er fertig und ging, wenn auch noch schwankend und schwach, doch leichten Fußes durch die Straßen der Stadt. Je näher er der Vorstadt kam, desto langsamer wurde sein Schritt. Endlich hielt er an einem kleinen Hause. Zögernd öffnete er die Thüre und trat ein.

Da saß sein Sohn und hielt mit den Seinen das Morgengebet. Eben las er: „Und es wird. Freude sein über einen Sünder, der Buße thut," als er den Vater erblickte, der vor Rührung in Thränen schwamm. Da ließ er in freudigem Schreck das heilige Buch aus den Händen gleiten nnd stürzte mit dem einzigen Worte: „Der Vater!" an dessen Brust.

Dieser aber entwandt sich seiner Umarmung und sprach: „Ernst, kannst Du vergeben? — Freut es Dich, daß Du mich hier siehst?"

Und der Sohn weinte laut und konnte nicht antworten. Endlich ergriff er Frau und Kinder, führte sie zum Vater und alle drei knieten sie vor ihm und flehten: „Den Vaterfluch nimm von uns und gib uns Deinen Segen." Da hob er seine Hände, legte sie auf ihre Häupter und betete lange und inbrünstig. Dann zog er die lang Entbehrten an sein Herz und sprach: „Nehmt mich auf in Eure Mitte, ich will gut machen, so weit ich kann. Kommt, meine Kinder, lasset Euern Vater nicht; und will mich je der Teufel des Geizes und der Habsucht wieder einmal gefangen nehmen, so seid meine Engel und helfet und dienet mir."

„Amen!" riefen die Guten und umarmten ihn auf's Neue. Aber im Himmel oben bei den Engeln Gottes war Freude über den Sünder, den der Herr zur Buße geleitet hatte.

Hannoversche Haidebilder.

Von E. Heusinger.

Wenn man die Haupt- und Residenzstadt Hannover durch das Cleverthor verläßt, um einen der zur Nordsee führenden Wege einzuschlagen, so bildet Herrenhausen, ein umfangreiches Schloß, die äußerste Grenzlinie der die königliche Residenz umgebenden Herrlichkeiten. Hier bezeichnet, von einer Gruppe dunkeler Pinien beschattet, das Grabmal, wo König Ernst August mit seiner Gemahlin die letzte Ruhestätte gefunden, in bedeutsamer Weise den ersten Abschnitt des neuen, deutschen hannoverschen Königshauses.

Eine dreifache, prachtvolle, fast eine Stunde lange Lindenallee führt zu dem Schloße, das mit einer Ueberfülle von Bildhauerarbeit geschmückt ist, wie sie der Geschmack zur Zeit seiner Erbauung für schön hielt. Die Stammmutter des königlichen Hauses, die staatskluge Sophie, verweilte gern in Herrenhausen, und zwar vorzugsweise in einem kleinen, nach dem großen Garten führenden Arbeitszimmer, wo die hohe Frau fast regelmäßig einmal in der Woche den damals so hochgefeierten Leibnitz empfing, um den scharfsinnigen Vorträgen des Weltweisen aufmerksames Gehör zu leihen.

Auch Georg II. nahm seinen Aufenthalt in Herrenhausen, so oft er sich von dem Hofleben im Londoner St. James-Pallaste, oder von Regierungssorgen und Kriegsstrapazen im Umgange mit heiteren Männern und geistreichen Frauen erholen wollte.

Besonders lebhaft aber ging es in Herrenhausen zu, als Georg IV., der

Pracht und Genuß liebende König, im Jahr 1822 sein glänzendes Hoflager dort hielt, um die Huldigung seines deutschen Adels und die Ergebenheitsbeweise seines Volkes entgegenzunehmen. Der Glanz der Uniformen und der Staatswagen, besonders die Pferde des Marstalls, bei welcher Gelegenheit der goldbeschlagene Königswagen mit den acht weißgeborenen Hengsten die Bewunderung selbst der allerhöchsten fremden Herrschaften erregte, überstieg Alles, was man der Art in Deutschland seit dem berühmten Wiener Congresse gesehen hatte.

Die weitläufigen, im französischen Geschmack gehaltenen Gartenanlagen, die reichhaltigen Gewächshäuser mit ihren seltenen fremden Pflanzen, der große Springbrunnen mit den Wasserkünsten, der ausgedehnte Wald mit dem schillernden See, — alles das verleiht Herrenhausen, zugleich mit der Erinnerung an dessen viele Menschenalter hindurch so berühmte Vergangenheit, einen eigenthümlichen Anstrich. Der Rasen wie das Laub der Bäume sind so kräftig, die Blüthenbüsche innerhalb der schattigen Gehäge duften so süß, daß man mit vollen Zügen die würzige Luft einathmet und keine Ahnung davon hat, wie in nicht allzuweiter Entfernung über Herrenhausen hinaus den weiter ziehenden Wanderer ein so ganz verschiedenes Naturbild erwartet. Einmal noch gewährt der kleine Badeort Limmer in seiner grünen Umfassung, links von der Heerstraße — die Eisenbahn haben wir gänzlich verlassen — einen dem Auge wohlthuenden Anblick; aber es ist auch für lange Zeit der letzte! Schon bei der nächsten Biegung des Weges ist jede Schönheit wie durch einen Zauberschlag aus der Gegend entschwunden. Der lustige Gesang der Vögel, der uns auf unseren Gängen durch die Blüthengebüsche von Herrenhausen begleitete, ist gänzlich verstummt. Es wird einsam um den Wanderer; weit und breit herrscht feierliches Schweigen. Keine Veränderung mehr in den Bildern der Landschaft; kein Wechsel des Baumschlages, als der, welchen ein Anflug von Birken oder ein Föhrenkamp gewährt. Wie über das unabsehbare Weltmeer fliegt der irrende Blick ohne jeglichen Haltpunkt über die weite, in Braun und Violett wechselnde Fläche. Es ist die melancholische Steppe, „Haide" genannt, die in dieser Richtung bald hinter Hannover ihren Anfang nimmt, deren Einförmigkeit nur selten durch eine der grünen Oasen oder Inseln unterbrochen wird, von denen hin und wieder ein Weiler umgeben ist, oder durch die in langen Zwischenräumen durchblickenden Marschufer der Aller und Weser.

Die fast gänzliche Lautlosigkeit, die auf der schmucklosen Ebene liegt, gleicht dem Schweigen eines großen Todtenfeldes. Das eintönige Säuseln einer vorüberwirbelnden Sandtrombe, oder die wehmüthig klingenden Glöckchen der kleinen gehörnten Haideschafe, die weit zerstreut in der Einöde ihre dürftige Nahrung suchen, erscheinen uns zuletzt als willkommene Laute da, wo selbst ein Lied, welches man sich zur Unterhaltung vorzusingen versucht wird, von der uns umgebenden Leere, sobald es von den Lippen kommt, auch sofort begierig aufgesogen wird.

Es dauert lange, eh' man sich an diese Einsamkeit gewöhnt. Aber das anfängliche Gefühl der Verlassenheit macht allmälig andern Eindrücken Raum. Selbst der Gebirgsbewohner wird bei längerem Aufenthalte in der Haide die Ansicht gewinnen, daß der über die Gegend verbreitete Ausdruck von Schwermuth einer gewissen Schönheit nicht entbehrt.

Streift im Frühling der Morgenwind im sanften Hauche über die Haide, fallen und steigen die Töne, während sie sich an dem wellenförmigen Boden brechen oder durch ein den Pfad kreuzendes Birkenwäldchen säuseln, so glaubt man die klagenden Harfentöne deutscher Sänger des Alterthums zu vernehmen. Die Haideblümchen wie die Föhren hauchen, während der Thau auf den Glöckchen und den Nadeln perlt, so kräftige Düfte aus, daß man, statt des in den Lüften fehlenden Lerchenschlages selbst aus vollem Herzen dem Herrn ein Morgenlied anstimmen möchte. Flammt nun endlich die Sonne empor, wie aus einer goldenen Meeresfluth, dann taucht hier und dort, am fernen Rande des Gesichtskreises, eine einzelne Thurmspitze oder eine Gruppe von Pappeln auf, die in der oft

ganz spur- und wegelosen Haide, gleich den Pyramiden der Wüste, als sichere Wegweiser zu irgend einem Dörfchen oder einem einzelnen Gehöfte führen, wo man sich nach einigen Stunden bequem erholen kann.

Das Frühstück, welches man für wenig Geld bei einem ehrlichen Haidebauer erhält, mundet zumeist besser als in den glänzenden Speisesälen unserer Bahnhöfe.

Da stört uns nicht der schrille Ton der Dampfmaschinenpfeife, nicht die Glocke zum Einsteigen, kein Kellnertroß, der mit Schüsseln und Tellern durch den Speisesaal stürmt, uns selbst aber bis zum letzten Augenblick mit dem bestellten Frühstück warten läßt. Und Schinken giebt es unter dem einfachen Strohdache, so rosenroth im Anschnitte, wie man ihn zwar auf den Schildern der Speisehändler gemalt, selten aber in der Wirklichkeit antrifft; schwarzes kräftiges Roggenbrod, goldgelbe Butter und Käse mit glänzend perlenden Fettaugen, vollenden die einfachen Gerichte, die in blanken Geschirren auf einen weißgescheuerten Lindenholztisch mit freundlichem Gesicht von einem schüchtern blickenden Haideröschen aufgetragen werden, deren Wangen bei unserm ersten Gruß wie Morgenroth ergläh'n. Auf der langen Dehle fliegt die trauliche Schwalbe ein und aus, während wir uns es wohl sein lassen, und der Haushahn lockt sorgsam seine Familie zusammen, damit keins der vom Tische fallenden Krümmchen umkomme. Dabei wird man selten aus dem Gipfel der benachbarten Erlen die volltönende Stimme des gelben Vogels Bülow, darunter unsere Golddrossel zu verstehen ist, im März auch nicht die Nachtigall vermissen, sobald nur ein von niedrigem Gebüsch umsäumtes Bächlein die kleine bewaldete Stelle befruchtend durchrieselt.

Befriedigt steht man endlich von der Frühstückstafel auf und betrachtet mit Vergnügen die Kühe, die in ihren Ställen rechts und links neugierig die Köpfe nach der Dehle recken. Mit Wohlgefallen weilt man auf der häuslichen Einrichtung und auf der patriarchalischen Einfachheit, welche man wie im Hause, so auf dem Hofe und in den Scheunen bald als die Grundursache des überall sichtbaren Segens erkennen muß. Einfach, wie die sie umgebende Natur, sind die Bewohner der Haide in ihrem ganzen Thun und Lassen; gehen Abends nach vollbrachtem Tagwerke die Männer in ihren Holzschuhen zu einem Nachbar, der in nächster Nähe nicht selten eine Viertelstunde entfernt wohnt, so dreht sich die Unterhaltung nicht um Wirthshausleben und um Karten. Bienenzucht und Wiesenüberrieselung, die seit einer kurzen Reihe von Jahren weite Sandflächen der Haide in grüne Auen verwandelt, geben den Stoff zur Unterhaltung, wenn es nicht eben an der Zeit ist, daß die Pferdehändler durch das Land ziehen, um die neugeborenen Fohlen in ihre Register einzutragen oder diejenigen abzuholen, um die sie schon im vorigen Jahre gehandelt haben. Da strömt wohl der Redefluß der sonst so ruhigen Haidebewohner etwas lebendiger, weil jeder die besten Thiere im Stalle zu haben glaubt, und es erhebt sich nicht selten ein hitziger Streit über die bei letzter Thierschau in Uetzen oder in Celle vertheilten Prämien; der endet aber in der Regel, wenn es arg wird, damit, daß einer den andern einen „olen Narren" nennt.

Auf der Bleiche trifft sich nach Feierabend das junge Volk, das unter züchtigen Scherzen einfache Lieder singt, die in ihren langgehaltenen Melodien, aus der Ferne gehört, einen wehmüthigen Eindruck machen, fast wie die Lieder der italienischen Hirten im Albanergebirge. Am niedrigen Herde sitzt währenddem die Großmutter. Mit einem Enkel auf dem Schooße, schürt sie das Torffeuer unter dem eisernen Kessel, in welchem der Krützkohl zum Abendessen brodelt, indessen die Hausfrau auf der Bleiche nachsieht, ob auch das Leinenzeug zum letzten Male begossen ist. Dann ruft sie alle Mann „de Lue" tom Beden un tom Eten (die Leute zum Beten und zum Essen) unter das friedliche Strohdach zusammen, und die hölzerne Wanduhr giebt bald darauf für Alle das Zeichen der Ruhe. Zur Winterzeit spinnen und weben die Frauen. Die Männer beschäftigen sich mit Holzarbeiten, da sie in der Regel Eggen und Wagen selbst machen. Diese bleiben wegen des leichten Bodens unbeschlagen, bis auf

einen, mit dem sie ihre Produkte zur Stadt fahren. Auch die Stoffe zu den Kleidern bereiten sie sich selbst bis auf den Sonntagsrock, zu dem sie das Nöthige vom Kaufmanne holen.

Für das, was die Haidebewohner ihrem Boden bei dessen oft lang anhaltender Undankbarkeit nicht entnehmen können, entschädigen sie die Bienen durch Honig und Wachs, die einem tüchtigen Immeker (Bienenvater) in günstigen Jahren einen kaum glaubbaren Nutzen gewähren. So kommt es, daß ihre Schränke und Spinden mit schönem blanken Geschirr und ihre Truhen und Kisten mit Leinen und Drell reichlich gefüllt sind. Es giebt unter ihnen manchen Altvater, in dessen von der Zeit gebräunter Lade, tief auf dem Boden, in einem unscheinbaren ledernen Geldbeutel, wenn nicht in einem alten Strumpfe, Silber und Goldmünzen von seltenem Gepräge aufbewahrt liegen, damit nach ihrem Tode auch die Enkel ein Muster von Sparsamkeit daran nehmen mögen.

Fühlt man bei diesen Kindern der Natur nach dem Pulsschlage der öffentlichen Meinung — es ist die Gesetzlichkeit. Dabei erfreuen sich die Bewohner der Hannover'schen Haiden, gleich denen der fetten Marschen, eines hohen Grades von Unabhängigkeit. Sie sind so wenig wie diese Freunde der Willkühr. Als scharfe Beobachter der Natur und ihrer ordnungsmäßig wirkenden Kräfte erwarten sie alles Gute auf zeitgemäßem Wege. Sie wissen aber auch, daß, wer Unkraut säet, keine gute Frucht davon zu erwarten hat, und wer Wind säet, Sturm ärndtet.

Wenn man so durch die Haide wandernd, oft halbe Tage lang und darüber, auf meilenweiten Strecken die höhere Bildung und das gedrechselte Wesen unserer Zustände vermißt hat, fühlt man sich fast überrascht, wenn in der Ferne eine Stadt auftaucht, wie Neustadt am Rübenberge, oder Nienburg an der Weser; die erstere sechs, die andere zehn Stunden von Hannover entfernt.

Es ist schwer zu sagen, weshalb man das Städtchen, zum Unterschiede von andern gleichnamigen Städten, Neustadt am Rübenberge nennt, und zwar von einer unbedeutenden Anhöhe, in deren sandigem Boden weder Rüben noch andere Gemüse wachsen, während der Ort hart an der Leine liegt, die sich hier unter dem hohen Bogen einer steinernen Brücke hindurch drängt, und in einer malerischen Mündung in rascher Eile der Aller entgegenfluthet, um sich mit dieser bei Verden in die Weser zu ergießen.

So wenig auch der Rübenberg unter seinen höheren Brüdern einen Rang einnimmt, so gewährt er doch bei hellem Wetter eine weite, nicht unschöne Fernsicht, die man hier kaum vermuthet. Nach Westen erblickt man ein weites, baumreiches Gelände, dem sich die Mindener Berge, die letzten, welche man nordwestlich reisend hier gewahrt, als äußerster Hintergrund anschließen.

Die nächste Umgebung des Badeortes Rehburg erscheint dem Auge wie ein großer Park, in dessen Mitte man bei Sonnenschein die Wellchen des Steinhudermeeres wahrnimmt, wie sie im lustigen Tanze die Mauern des Forts Wilhelmsstein umhüpfen. Es ist diese kleine Festung ein niedliches Andenken an den tapferen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, das zugleich an einen nicht unbedeutenden Abschnitt der Geschichte des königl. Hauses von Portugal erinnert.

Dem Reisenden, welchem das gegliederte Leben der höheren Gesellschaft und dessen glänzende, wenn gleich rasch vorübergehende Erscheinungen besser gefallen, als die patriarchalische Einfachheit der einsamen Haiden, wird es schon recht sein, wenn er nach fortgesetzter Wanderung durch die stille Landschaft die Thürme von Nienburg und die grünen Ufer der Weser erblickt. Der Strom setzt hier schon in ansehnlicher Breite, nachdem er bei Minden vom Zwange des ihn einschließenden Gebirges befreit ist, seinen Lauf abwärts gen Bremen fort, während er Dampfschiffen und Kähnen — Böcke genannt — mit ihren Ladungen, die während der guten Jahreszeit durch Auswandererzüge beträchtlich vermehrt werden, zur bequemen und billigen Fahrstraße dient.

Nienburg war als vormalige Festung, ebensowenig als Hameln und Minden, im Stande, dem ungestümen Eindringen der französischen Heere zu Anfang

unseres Jahrhunderts Einhalt zu thun. Es ist schwer zu bestimmen, ob die Stadt durch Handel und Industrie so behäbig erscheint, oder ob sie die Nettigkeit ihrer Häuser, die Reinlichkeit ihrer breiten hellen Straßen den Beamten, der Garnison und dem Adel zu verdanken hat. Gewiß ist, daß Nienburg zur Zeit der Continentalsperre durch die bedeutende Fabrikation des Cichoriencaffees und durch einen mit vielem Geschick betriebenen Schmuggelhandel gute Geschäfte gemacht hat. Ein großer Theil der damals außerhalb der Stadt erbaueten Speicher oder Lagerhäuser hat sein Entstehen jener, der Handelswelt nicht überall in Deutschland ungünstigen Zeit zu verdanken. Es ist mir unbekannt geblieben, wie es mit der Fabrikation der Cichorien als Kaffeesurrogat gegenwärtig in Nienburg steht; indessen soll die gebrannte und gemahlene Rübe in großen Quantitäten ins Ausland gehen. Gleich dem Strome bieten die Eisenbahn und vortreffliche Landstraßen sowohl für den Absatz von Landeserzeugnissen als für die Erzeugnisse einiger in letzter Zeit sehr in Aufnahme gekommenen Fabriken die beste Gelegenheit dar.

Etwa eine Stunde weit läuft die Landstraße auf einem hohen Steindamm, der zugleich als Schutzdamm gegen die jährlichen Ueberschwemmungen dient, am linken Weserufer, einzelnen Gehöften und einer sehr bedeutenden Ziegelbrennerei vorüber, von wo man rechts auf guterhaltenen Wegen Bremen, links über die alten Flecken Neu- und Altbruchhausen und Stift Baßum, in einer kleinen Tagereise die Oldenburger Landesgrenze erreicht. Anfänglich sieht man rechts und links zur Seite der Straße die schönen schwarz und weiß gefleckten Marschkühe, die langsamen Schrittes auf üppigen Weiden ihrer gedeihlichen Nahrung nachgehen. Glatte rothwangige Mädchen, die, während sie emsig das Strickzeug handhaben, den blanken Milchzuber geschickt auf dem Kopfe balanciren, schreiten die schmalen Wiesenpfade auf und nieder. Sie würden bei ihrer oft großen Schönheit einen noch tiefern Eindruck machen, wenn sie ihre schuldlose Beschäftigung mit den fröhlichen Gesängen begleiteten, wie man sie so gern in den Harzbergen und im Thüringerwalde vernimmt, wenn eine Schaar fröhlicher Dirnen, oft schwer beladen, die steilen Pfade hinanklimmt. Man fühlt immer mehr, daß man den Küsten näher kommt, dem Budjadinger Lande, deren Bewohner sich durch eine so unzerstörbare Ruhe auszeichnen, wie sie in nicht höherem Maße den Holländern eigen ist.

Das sich immer wiederholende Bild der fetten, wiederkäuenden Kühe, der hochgeschürzten, schmuck und behaglich aussehenden Milchmädchen, könnte bei Manchem unwillkürlich eine Sehnsucht nach dem zwar einfachen, aber hohen Gewinn bringenden Leben der glücklichen Bewohner jener Gegenden erwecken. Gewiß werden Viele mit Lust an Milch und Butter, an Käse und Roggenbrod denken, vielleicht an ein stilles Häuschen, in dem ruhig die sorgsame Hausfrau waltet, während auf dem Rasen unter den Fohlen ein Häufchen fröhlicher Kinder friedliche Spiele treibt. Wer möchte nicht gern das Geräusch des großen Lebens hinter sich lassen, das oft bei großer Sorge nur wenig reine Freude gewährt.

Da wendet sich plötzlich der Weg zur Linken. Die fetten Weiden, die glatten Kühe und die drallen Mädchen folgen rechts dem Ufer des Flusses; der Reisende aber, welcher das Ziel seiner Bestimmung festhält, sieht sich bald wieder wie zuvor, seinen stillen Gedanken überlassen, allein in der rothblühenden Haide. Wie verhallendes Echo in einem fernen Gebirge klingen wieder die Glöcklein der kleinen schwarzharigen Schafe; das Torfmoor raucht, und durch den wirbelnden Dampf wirbeln ihm summend ganze Heere schwärmender Bienen entgegen. Er befindet sich abermals im Heiligthume einer nur noch wenig von der Hand der Kunst berührten Urwelt. Die fortschreitende Bildung dringt nur langsam in die Wohnungen der Anbauer ein, und das wollen wir ihnen gönnen, da mit ihr nicht immer das Glück angeht.

Daß es aber nicht von Ewigkeit her so still in der Haide gewesen, deß zeugen die ungeheueren Granitblöcke, die oft so zahlreich aus dem Boden aufragen, daß sie von Ferne, zumal im Mondschein, wie Trümmer von Städten aussehen, die vor Jahrtau-

senden zusammengebrochen sind. Die Wehen, die ihrem Erscheinen auf der Oberfläche der Erde vorangegangen sind, haben gewiß nicht allein die Erde, sondern auch das Weltmeer längs den Nordküsten unseres Vaterlandes in krampfhafte Bewegung versetzt. Deshalb knüpfen sich auch an die größeren dieser Steinmassen Sagen an, deren manche so schön sind, daß sie der Aufzeichnung auch schon wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit den Sagen der „Holsten" werth sind.

Auch an Sehern fehlt es nicht in jenen Gegenden, und ich habe deren selbst in meiner Jugend einige gekannt, die, wie man es dort in der Haide nennt, den Rosblick hatten, d. h. die Nachts, von innerer Unruhe und Gewalt getrieben, die Einöden durchstreichen mußten, um kommende Ereignisse vorauszusehen. Wunderbar genug, traf fast jedesmal ein, was einer von ihnen, „der alte Johannes", vorhersah. Leichenzüge oder Brautwagen fuhren bald nachher aus dem Gehöft, wohin er zur Nachtschau getrieben wurde. So sah er auch Engländer, Preußen, Russen und Franzosen, die er alle nach ihren Uniformen genau bezeichnete, Jahre lang vorher, ehe die Heere jener Nationen die nördlichen Grenzen von Hannover überflutheten. Es wäre die außerordentliche Gabe des Sehers auf der Goleradеr Haide wohl einer genauern Prüfung werth gewesen! Damals aber scheuete man sich mehr wie jetzt, über Dinge ein Urtheil zu fällen, über welche die Weisesten auf Erden keine begreifliche Auskunft zu geben vermögen. —

Der Abend war herangekommen, als ich etwa noch eine gute Stunde Weges bis zu dem Dörfchen zurückzulegen hatte, wo ein ehemaliger Kriegskamerad, ein Officier von der Königl. deutschen Legion, fast abgeschlossen von der großen Welt, mit derselben Pünktlichkeit, wie er einst seiner tapferen Schwadron vorgestanden hatte, ein zum guten Auskommen hinreichendes Landgut bewirthschaftete.

Das Brüllen einer Rohrdommel im nahen Bruche und das Anschlagen eines Schäferhundes, der in einiger Entfernung die in einer Hürde eingeschlossenen Schafe bewachte, waren die einzigen Laute, welche die Stille der lauen Sommernacht unterbrachen. Am Himmel aber jagten sich zahlreiche Sternschnuppen wie im Bogen geworfene Racketen, während ein zarter Nebel die Haide allmälig wie mit einem großen Silberschleier überwebte.

Wie verschieden war diese Nacht von einer Nacht in der Veja von Granada, in der Huerta von Valmira, oder von den sternfunkelnden, süßen, sinnberauschenden Nächten von Palermo oder Neapel! Sie war nicht durchhaucht von den betäubenden Wohlgerüchen, wie sie die Paradiesgärten des Südens aushauchen. Man empfand nicht das unbeschreibliche Gefühl, von dem man in sternenhellen Nächten tief durchschauert, die Denkmäler einer großen tausendjährigen Vergangenheit durchschreitet. Auch wurde nirgends beim Klang der goldnen Saiten eine leise Liebesklage vernehmbar; wohl aber ergoß der Mond bald nachher sein Silberlicht weithin über die Haide, so daß man die darin zerstreuten Föhrenkämpe, dazwischen wohl auch ein einsam Hühnengrab ganz deutlich erkennen konnte. Alles um mich her war mild und still, wie das ganze Leben in der Haide, bis nieder zum Meere, wo die Allmacht Gottes sich wieder in anderen, mächtigeren Stimmen vernehmbar machte. Aber auch kein Räuber zeigte hier wie in den spanischen Sierren, oder selbst vor den Thoren von Madrid, auf sein doppelläufiges Gewehr, als Zeichen, seiner Einladung, möglichst schnell zu seinen Gunsten die Taschen zu leeren, Folge zu leisten; kein Bandit lauerte zwischen den Gräbern unserer altdeutschen Vorfahren, wie es so oft im schönen Albanergebirge, ja zur Schande seiner nachgeborenen Kinder, nicht selten in der nächsten Umgebung der alten Roma, der Fall ist. Der Haidebewohner schläft ruhig in seiner Butze, die fest in die Wand eingefügt wie eine Schiffscoje, jedenfalls den Vorzug verdient vor dem allnächtlich wechselnden Lager des obdachlosen Lazaroni in den gottgesegneten Ländern des Südens. Während er die Thür seiner Wohnung mit einem hölzernen Riegel verschließt, kommt kein Gedanke in ihm auf, einem einsamen Wanderer Geld oder Leben zu rauben. Wohl aber theilt der allerärmste Bewohner der Haide sein Schwarzbrod, seinen Honig und seine Buchweizengrütze mit

einem Wanderer, der, wenn er auch noch so spät seine Schwelle betritt, ihm doch stets ein willkommner Gast ist.

Auch ohne von Geburt ein Hannoveraner zu sein, freuete ich mich, als guter Deutscher, dieser hannoverschen Sicherheit. So freuete ich mich auch manches anderen Guten, welches ich auf meiner letzten Wanderung durch die nördlichen Provinzen kennen zu lernen vielfach Gelegenheit hatte, besonders eines Nationalcharakters, der in seiner Ausdauer und Festigkeit und ächt religiösem Sinn unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland wohl schwerlich seines Gleichen finden dürfte.

Wie so ganz verschieden ist doch eine hannoversche Haide von einer polnischen Steppe, wo zu gewissen Zeiten, gleich den Wölfen, auch die Menschen bis zum Sterben gehetzt werden! Der Bewohner ist in den hannoverschen Haiden ein so freier Mann, als der dortige Adelige, ohne, wie dieser, abwechselnd mit seines Gleichen in den Vorzimmern der königlichen Gemächer Dienst thun zu müssen.

Ohne auf geschlossene Dörfer zu treffen, wundert sich der aus Mittel- oder Süddeutschland kommende Reisende über Lage und Bauart der oft mit weit ausgedehnten Grundstücken umgebenen ländlichen Gehöfte, die nirgends einen Nachbar zu haben scheinen. Ungewohnt ist ihm das selten in offener Flur liegende, meist in umwallten, mit uralten Eichen begrenzten Kämpen eingeschlossene Ackerland. Unwirthlich erscheinen ihm die einzeln und regellos in großen unbebauten Marken liegenden Wohnungen ohne alle Straßenverbindung; wunderbar, daß gerade diese einzeln liegenden Höfe, die bedeutende Besitzthümer bilden, rauh und anscheinend unbequem in der inneren Einrichtung sind; einfach, fast ärmlich erscheint ihm die ländliche Kirche mit ihrer Umgebung.

Und doch zeichnen sich hier die noch nicht ganz verwischten Umrisse einer längst verklungenen Zeit, die dem ganzen Lande den Stempel aufgedrückt haben, von dessen mattgewordenem Abdruck er jetzt die noch übrigen Zeichen beobachtete. Wer daher vom altdeutschen Volke, von seinen Sitten und Gebräuchen, überhaupt vom altdeutschen Leben noch Spuren sucht, der ziehe hinab in die Haiden des nordwestlichen Deutschlands! Er findet sie noch dort, wo kaum erst der Anfang der Uebergangsperiode zu unserer in ganz Europa zusammengelesenen Abgeschliffenheit — kurz, zu den jetzigen, sogenannten deutschen Sitten wahrzunehmen ist. Soll ich meines Herzens Wunsch aussprechen, so ist es der, daß noch lange Zeit darüber hingehen möge, ehe der Rest altdeutscher Sitte, wie man sie dort wahrnimmt, in der widernatürlichen Zerrissenheit und Verschmelzung aufgeht, wodurch die Nationalität unseres einst so kräftigen Volkes allmälig bis zur Unkenntlichkeit entstellt sein wird.

Tyroler Industrie.

Drei Tyroler Thäler.

1. Das Grödner Thal.

Die Grödner, deren Thal in ihrer Mundart Ghardeina, im Italienischen Gardena heißt, sind in der Alten und Neuen Welt wegen ihrer Holzschnitzereien berühmt geworden. Im Jahre 1703 begann Johann de Metz zu Schnaut bei St. Ulrich aus dem Holze der Zirbelnußkiefer (Pinus cembra) Bilderrahmen zu schnitzen, vorerst ohne Verzierung, dann mit allerlei Ornamenten versehen. Da er mit dieser Waare guten Absatz auf den Märkten fand, reizte das auch andere Thalbewohner, sich an solchen Arbeiten zu versuchen. Man blieb bei den Rahmen nicht stehen, sondern versuchte sich auch an dem Ausschnitzen von Bildern aus der heiligen Geschichte, als z. B. Kruzifixe, Krippen, Heiligenbilder,

ging dann zum Darstellen von Gemsen, Rehen, Hirschen, Alphütten, Spielzeugen für Kinder über, und alle diese Holzschnitzwaaren fanden reißenden Absatz. Die Brüder Vinanger reisten nach Venedig, nahmen dort Unterricht und verbreiteten nach ihrer Rückkehr die erlangten Kenntnisse weiter in's heimathliche Thal; nach und nach war keine Hütte mehr zu finden, in der sich nicht die Hände des Mannes und der Buben am bildsamen Holz der Zirbelnußkiefer versucht hätten. Was der Fleiß zur Winterszeit erzeugt hatte, ward dann zur Sommerszeit weithin in die Fremde hinausgetragen; die Grödner zogen in eigener Person mit ihren Waaren zu Markte, nach Deutschland, Oesterreich, Italien, und brachten für das geschnitzte Holz klingende Münze heim, so daß der Wohlstand in dem sonst armen Thale zusehends wuchs. Die Unternehmendsten knüpften mit allen Hauptstädten Europa's Handelsverbindungen an; es wurden Niederlagen der Grödner Holzschnitzwaaren in Rom, Neapel, Palermo, Florenz, Venedig, — in Madrid, Barcellona, Lissabon gegründet; einige zogen sogar über's Meer, um in den Vereinigten Staaten und Meriko ihre Waarenlager zu errichten. Mancher Grödner, der seine geringe Habe ganz in die mit seinen Holzwaaren gefüllten paar Kisten gesteckt hatte, kehrte nach Jahren heim als wohlhabender, für sein Thal reicher Mann, verheirathete sich und baute sich ein stattliches Haus.

Um das Handwerk durch die Kunst zu veredeln, verordnete Kaiser Franz im Jahre 1821, daß auf Kosten der Regierung ein talentvoller Jüngling aus dem Grödner Thale nach Wien gesandt würde, um nach erlangter künstlerischer Ausbildung eine in St. Ulrich zu errichtende Zeichnungsschule zu leiten. Die Wahl fiel auf Jakob Sotriffer, der 1822 nach Wien reiste, dort im Zeichnen und Modelliren seine Studien machte und die Werkstätten der vornehmsten Bildhauer, Drechsler, Lackirer und Maler besuchte, und 1824 in sein Thal zurückkehrte, wo alsbald die Schule eröffnet ward. Wider Erwarten fand diese vom Kaiser so wohlwollend dargebotene Gelegenheit, Neues und Besseres zu lernen, gar keinen Anklang; man sagte, die Väter und Großväter hätten ohne Schule das Schnitzen verstanden und Geld gelöst und so würden die Nachkommen deßgleichen thun. Bald sollten aber die Leutchen erfahren, daß jede Quelle versiegt, die keinen Zufluß erhält; sie hatten sich auf doppelte Weise in ihren Erwartungen betrogen. Erstlich kam die Konkurrenz, da auch die Schweizer sich eifrig auf das Holzschnitzen verlegten; zweitens, was noch bedenklicher war, konnten die Zwirbelnußkiefern nicht so schnell nachwachsen, als sie von den Grödnern gefällt wurden. Es trat Holzmangel ein; man mußte immer weiter gehen, um die Zirbelnußkiefer zu erlangen, die aus benachbarten Thälern angekauft und mit Mühe herbeigeschafft ward, was natürlich den Preis des Holzes und somit den Preis der Waare sehr in die Höhe trieb. Man streuete zwar fleißig Saamen zum Nachwuchs des schätzbaren Baumes, während dieser aber wuchs, gingen die Zeitverhältnisse auch rasch vorwärts, und gegenwärtig sieht man keinen Grödner mehr auf eigene Hand mit seiner Waare ausziehen; er würde nicht mehr den alten Gewinn erlangen. Vielmehr muß fortan auch in diesem Industriezweig das Handwerk sich in Fabrikarbeit umwandeln, d. h. ein Wohlhabender, in kaufmännischen Geschäften wohlbewandert, bestreitet alle Auslagen, liefert den Schnitzern das Material, bestimmt ihnen den Preis und verschickt „als Verleger" die Waare im Großen und Ganzen, und nur auf diese Weise ist es noch möglich, sie der vielfachen Konkurrenz gegenüber flott zu erhalten.

2. Das Stubbaythal.

Nicht weit von Innsbruck, südlich vom Innthal, entfaltet das vom wildstürmenden Ruetzbach, Waldrasterbach und ähnlichen kleinen aber heftigen Alpwassern durchströmte Stubbaythal die Pracht eines der merkwürdigsten Bergscenerien. Hoch oben thront die blinkende, drohend, und doch schön in die Tiefe herabblickende

Gletscherwelt, zu deren Gelb und Weiß die dunkeln Fichtenwälder, die smaragdgrünen Wiesen und die fruchtbaren Aecker an den tieferen Geländen den erfreulichsten Gegensatz bilden. Aber das Großartige und Wilde weiß selbst der aus der Brust jener Eisberge quellende Wildbach zu bewahren, der übermüthig in der Thalsohle noch fortbraust, obwohl er zum Dienst der Menschen eine Menge von Rädern umtreiben muß. In sein Rauschen mischt sich das Geklapper und Gepolter von Hämmern und Mühlen; in der Gemeinde Vulpmes, dem Hauptsitze der Eisen-Industrie der Stubbayer, tönen fast aus jedem Hause die Hammerschläge der rüstigen Schmiede, und einige 70 Meister beschäftigen nicht weniger als 200 Gesellen. In diesen kleinen Ortschaften und Häusergruppen, die sich 8 bis 9 Stunden das Thal aufwärts ziehen, werden alljährlich mindestens 2500 Centner Roheisen, 1200 Centner Stahl, 300 Centner gewalztes Blech und über 20 Centner Eisen- und Messingdraht verarbeitet. Dazu kommen die kostbaren Stoffe: Ebenholz, Elfenbein, Schildpatt, Perlmutter und Silber, die zu den feineren Arbeiten verwandt werden. Alle diese Rohstoffe werden großentheils von Außen bezogen, selbst das Eisen zumeist von Steyermark und Kärnthen; Messing und Kupfer liefert aber in hinreichender Menge das große Werk von Achenrain bei Rattenberg. Nur die Kohlen kommen aus nächster Nähe, nämlich aus den Wäldern des Stubbaythals selber. Man berechnet als gesammte Auslage etwa 70,000 Gulden, als Gesammt-Einnahme 180,000 Gulden.

Große und kleine Pfannen, Töpfe und Küchengeräthe aller Art, Bügeleisen, Messer, Sicheln, Sensen, bis zu den feinsten Kunstwaaren und Geschmeidesachen werden in die Kronländer von Oesterreich, nach Schwaben und Bayern, in die Schweiz und nach Italien, und über Triest auch in die Levante ausgeführt.

Anfangs gingen die Stubbayer mit ihren Waaren selber hausiren, und da sie kräftige Männer waren, konnten sie bedeutende Lasten auf ihre Schultern nehmen. Nach der Volkssage waren es drei Brüder, Thomas, Martin und Georg Tanger, aus der innersten Gemeinde des Thales, Neustift, welche sich durch ihre Leibesstärke besonders hervorthaten; der Georg soll einmal mit 8 Centnern Eisenwaaren auf dem Mauthhause in Schaffhausen angekommen sein, welche Last er aus seiner Heimath auf dem Rücken fortgetragen hatte. Wegen solcher Heldenthat soll er dann das Vorrecht der Mauthfreiheit erhalten haben. Dieß war um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Gegen Ende desselben kamen schon Fuhrwerke in Gebrauch, da die Nachfrage größer wurde, und, da die Stubbayer weit in der Welt umherkamen, konnte man sie denn, wenn sie in der lieben Heimath sich festgesetzt hatten, französisch, italienisch und hochdeutsch sprechen hören und Tarok spielen sehen. Um der größeren Konkurrenz die Spitze bieten zu können, traten die Vermöglicheren zusammen und bildeten Handelscompagnien, die nun ihre Reisende aussandten, um die nöthigen Geschäfte zu besorgen. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat auch dieß aufgehört, und man besorgt Alles durch das leichte Mittel der Correspondenz. Die Handelsgesellschaften haben sich aber vollständig ausgebildet, und bestehen aus einem Vorstande, aus Ganz- und Halbmeistern, Gesellen und Lehrlingen; ihre Niederlagen sind (außer in Innsbruck und am Orte selbst) in Wien, Gratz, Linz, Brünn, Olmütz; in Donaueschingen, Offenbach, Basel; in München, Ulm, Augsburg, Schwäbischgmünd, Durlach, Straubing, Neuötting, Lausanne. Auch von den neuesten Fortschritten im Maschinenwesen hat man seinen Vortheil zu ziehen gewußt, und man arbeitet ebenso leicht, als elegant, unbeschadet der Solidität.

3. Das Tesinothal.

Das an Naturschönheiten reich gesegnete Val Sugana erstreckt sich 12 Stunden lang von Trient gegen die Nordgrenze Italiens; ein Zweig dieses Hauptthals ist das Tesinothal, das sich gegen die Cima d'Asta, den Blocksberg Welschtyrols, der von Sagen und Mythen mit einem Glorienschein umgeben ist, hinanzieht.

Dieser Granitkoloß, 8842 Fuß hoch, eröffnet die herrliche Aussicht über die Alpen im Norden und Süden bis an das adriatische Meer, und die Wald-, Feld- und Alpenpartien an seinem Fuße sind nicht minder schön — aber die armen Thalbewohner können von dieser Schönheit nicht leben; die Alpwirthschaft ist zu gering, um ihnen ein gutes Auskommen zu sichern, und darum haben sie sich zeitig nach anderen Erwerbsquellen umgesehen. Im 17. Jahrhundert machte ein Tesinose, Namens Gallo, den Anfang eines Hausirhandels mit Feuersteinen, Schwefel und dergleichen Waaren, die an Werth sehr gering, eine tüchtige Last zum Tragen gaben. Einige Jahrzehnte lang folgten Mehrere seinem Beispiel und da sie höchst sparsam und einfach lebten, wußten sie aus der geringen und billigen Waare doch noch einen Gewinn zu ziehen. Die Remondinische Kunsthandlung in der Stadt Bassano glaubte diese Betriebsamkeit des armen Völkchens zum Verkauf von Bildern benutzen zu können; sie gab den Leuten erst ganz grob gemalte Heiligenbilder, dazu einige Brustbilder von Kaisern und Königen, und da diese bei den Landleuten guten Abgang fanden, nicht bloß in Tyrol, sondern auch in der Schweiz und dem angrenzenden Deutschland, nahm der Handel einen raschen Aufschwung. Das Haus Remondini richtete in Pieve, dem Hauptort des Thals, eine große Niederlage, und die Hausirer bekamen zu den Bildern noch allerlei Kupferstiche, Landkarten, Seidenblumen, Tuschfarben, Saiten, auch wohl Bücher; um's Jahr 1750 wanderten die Tyroler schon durch ganz Europa, errichteten ihre Handelsniederlagen in Italien, Deutschland Frankreich und England, sogar in Philadelphia suchten sie einen Stapelplatz ihrer Waaren zu gewinnen, aber die Amerikaner fanden an den Bildern keinen Geschmack. In den Jahren von 1780—90 war das Geschäft in vollster Blüthe; doch es ward arg gestört durch die französische Revolution; die Kleinverkäufer, welche keine größeren Niederlagen hatten und in alter Weise hausiren wollten, fanden immer weniger ihre Rechnung und auch der Glücksstern des Hauses Remondini erblich. So kehrten die meisten Tesinosen wieder zur alten Beschäftigung der Viehzucht und Alpwirthschschaft zurück, die sie früher bloß den Weibern überlassen hatten. Indeß besitzen noch vier Handlungshäuser in mehreren europäischen Städten größere Niederlagen von Kupferstichen, und zwei der Handelsherren haben ihren Wohnsitz in Pieve genommen, wo sie dem durchreisenden Fremden sehr freundlich die Besichtigung ihrer Kupferstichsammlung gestatten. Daß noch eine gute Zahl der Tesinosen mit Bildern umherwandert, kann man sich denken; im Spätherst, sobald Heu und Feldfrüchte unter Dach gebracht sind, verlassen Männer, Jünglinge und kräftige Knaben ihr Thal, aber zum Theil ohne alle Waare. Viele kaufen gegenwärtig erst ihre Bilder in Wien oder Venedig, Augsburg oder Florenz, Paris oder London, beziehen dann die Jahrmärkte oder gehen von Haus zu Haus, haben dabei ein wachsames Auge, um alte Kupferstiche billig einzuhandeln und sie dann in England, wo man überhaupt für alte Bilder eine Vorliebe hat, wieder zu verkaufen. In dürftiger Bekleidung, bei schlechter Kost und rauher Witterung, ziehen sie rastlos von einem Ort zum andern, und im nächsten Frühlinge kehren sie heiter und guter Dinge heim, den Gewinn in der Tasche.

Das Schwingfest.

Der Bauer, der in fruchtbarem Boden ackert und seine reiche Ernte mit vier kräftigen Pferden einheimst, wird wohl stark, aber auch steif; seine Arbeit ist ein langsames Einerlei, das keine Gewandtheit, Geistesgegenwart verlangt; seine derbe Kost in Gemeinschaft mit der schweren Luft der Niederung macht ihn schwerfällig.

Anders der Sohn der Berge, der abwechselnd Wiesen- und Ackerbau oder ausschließlich Alpenwirthschaft treibt. Dieser muß viel mehr mit den Elementen kämpfen, in die Umstände sich schicken, durch das Bergsteigen weitet sich die

Brust, die Beine werden gewandt, die Arme, welche den schweren Milchkessel heben, muskelkräftig; die feine und reine Luft in Verbindung mit der einfachen Milchnahrung macht nicht korpulent, wohl aber muskelhart, sehnig, elastisch. Auch gewährt die Beschäftigung noch Muße genug, um des Ueberflusses an Kraft sich zu freuen, die Welt herauszufordern, nach einem Ringkampf zu verlangen.

Der Tyroler Bursch, in der Fülle seiner Gesundheit und Kraft, läßt einen gellenden Pfiff erschallen; der nächste in der Umgegend, der den wohlbekannten Laut wahrnimmt, antwortet, und bald sind die beiden Männer im heftigen Faustkampf begriffen, der oft blutig endet, da die „Robler" (Ringer) sich zur Verstärkung der Faustschläge noch mit einem eisernen Ringe bewaffnen. Diese Sitte wird jedoch in Tyrol merklich seltener. Dagegen sind in der Schweiz die Wett- und Ringkämpfe noch in bester Blüthe und bilden wahre Nationalfeste.

Die gymnastischen Uebungen bestehen im Rennen nach einem gesteckten Ziel, dem „Wettlauf;" im Springen, Klettern, Häggeln (die Füße werden gegeneinander gestemmt und bloß die kleinen Finger eingehäkelt, wobei Einer den Andern vom Platze zu bringen sucht). Der Hauptkampf aber ist das „Hosenlupf" oder das „Schwingen."

Auf einem freien Rasenplatze geben sich zwei Männer die Hand, zum Zeichen, daß sie ehrlich, d. h. nach den Regeln der Ringkunst, wie sie durch langjährigen Gebrauch festgestellt sind, kämpfen wollen. Die beiden Ringer haben sich aller Kleidung entledigt, bis auf's Hemde und die kurzen weiten von starkem Zwillich verfertigten und durch einen Gurt zusammengehaltenen Beinkleider. Diese Ringhosen werden auch über die gewöhnlichen Beinkleider gezogen und bilden ein wesentliches Stück bei dem Zweikampfe, da es gilt, am Gurt und einem Ende derselben den Gegner vom Boden zu heben, und, wenn er bis auf Schulterhöhe gehoben ist, ihn mit kräftigem Wurf niederzuwerfen, daß er auf den Rücken zu liegen kommt. Der erste Angriff besteht gewöhnlich darin, daß jeder seine Rechte in den Hosengurt und die Linke in die aufgerollte Hose des rechten Schenkels schlägt, oder daß die eine Hand Hüfte und Hosenbund, die andere die Schulter des Gegners packt. Um diesen Angriff zu vereiteln, biegen sich oft beide Kämpfer weit vor, nur mit dem Kopf und Oberleibe sich berührend; diese abwartende Stellung heißt „Duffen" — mit großer Kraftanstrengung ziehen und drehen sich die Kämpfer, ehe der eigentliche Angriff möglich wird. Wer große Stärke mit Gewandtheit vereinigt, wendet auch wohl gleich nach dem Angriff das „Kurzziehen" an, — er reißt den Gegner mit Blitzesschnelle an sich, hebt ihn vom Boden und sucht ihn mit starkem Schwung rechts auf den Rücken zu legen. Beim „Fleuteschwung" stoßen und ziehen sich beide Kämpfer dermaßen an, daß sie mit stetig zunehmender Geschwindigkeit im Kreise herumwirbeln, bis es einem gelingt, sein rechtes Bein um das linke des andern herumzuschlagen und ihn so zu überwerfen. Beim „Knieschwung" zieht der Eine den Andern rasch an sich, dreht sich mit der linken Seite ein wenig rückwärts, als wolle er von da etwas unternehmen; ändert aber plötzlich diese Richtung, schlägt etwas gebogen sein linkes Bein an das linke des Gegners und überwirft ihn. Der „Fliegendätsch" ist jene Wendung, wenn der Kämpfer die rechte Hand blitzschnell aus dem Griffe zieht, sie flach am Gesicht des Gegners vorbei an die linke Seite des Nackens schlägt, als wolle er eine Fliege klatschen („erdätschen"), dann, immer jedoch den Griff der linken Hand festhaltend, etwas rückwärts springt und den außer Fassung gebrachten Gegner auf den Rücken wirft.

Es sind dieß nur wenige von den vielen Kampfweisen, aus denen man jedoch schon hinlänglich ersieht, wie innig verknüpft Gewandtheit und Stärke, Klugheit und Besonnenheit beim Schwingen sein müssen, wenn ein Sieg gewonnen werden soll. Es gilt, daß die Kämpfer genau abwägen, welche Art von Angriff oder Vertheidigung sie dem Gegner gegenüber anzuwenden haben, und dem Minderstarken aber Gewandtern gelingt es oft, den Riesen zu be-

zwingen. Zuweilen stehen beide Kämpfer wie angewurzelt am Boden, die Muskeln treten wie Hügel hervor, man hört den Athem schnauben, der Schweiß bricht aus allen Poren, alle Kräfte sind in Thätigkeit bei der scheinbaren Ruhe: endlich gelingt es dem Einen durch eine Kriegslist, seinen Gegner vom Boden zu heben und trotz aller Vertheidigung ihn immer höher zu bringen, bis er plötzlich auf den Rücken gestürzt wird, daß ihm alle Rippen im Leibe krachen.

Als tüchtige Schwinger galten namentlich die Appenzeller, Schwyzer, Unterwaldner, Luzerner und Berner; im Kanton Bern sondern sich aber wieder die Emmenthaler und Oberländer, die theils ihre besondern Schwingfeste veranstalten, theils als zwei feindliche Heerlager mit einander kämpfen auf der Berner Schanz. Ein paar schöne Schafe, eine Summe Geldes oder sonst ein Werthstück bilden den Preis, den der Sieger erhält; Städter und Alphirten stehen und sitzen rings im Kreise und nehmen Partei für den einen oder andern der Schwinger. Auf den Gesichtern malt sich Spannung, Angst und Besorgniß, wenn der Schützling unterliegt, Hoffnung, wenn der Kampf unentschieden schwankt, und plötzlich bricht der lauteste Jubel aus, wenn die eine Partei sich im Besitz des Sieges sieht.

Wie vor Alters sich aus dem Volke mächtige Nimrode und gewaltige Recken erhoben, deren heroische Thaten die Mit- und Nachwelt feierte: so stehen noch immer aus den Reihen der Schweizer Bauern und Hirten ausgezeichnete Ringer, sogenannte Schwinger-Könige auf, deren Ruhm Jahre lang alle anderen Kämpen weit überstrahlt, und mancher wilde Bueb, der sonst auf nichts hört, horcht mäuschenstill und wird ernst, wenn die Alten von den Siegen des Allgefeierten erzählen.

Ein solcher Schwingerkönig war Hans Ulrich Beer, der von seinem 18. Jahre an Sieg auf Sieg errungen. Am 26. September 1852 wurden die rüstigen Unterwaldner, an deren Gewandtheit und Kraft schon mancher gefeierte Berner Schwinger sich verrechnet hatte, zu einem Wettkampf nach Brienz geladen. Die Unterwaldner gewannen einen Sieg nach dem andern, die Berner saßen ganz beschämt und kleinlaut da, als die Gebrüder Beer auf den Kampfplatz traten und die Reihen der Berner mit neuer Hoffnung erfüllten. Wir lassen nun einen Augenzeugen erzählen:

„Hans Ulrich Beer tritt auf den Kampfplatz; gegen ihn Rohrer, ein stattlicher Mann von freundlichem Aussehen, der stärkste, nie besiegte Schwinger Unterwaldens. Als sie in die Mitte des Kampfplatzes gekommen, trat unter den Zuschauern Todtenstille ein. Beide Männer, mit dem Bewußtsein, die stärksten zu sein, und daß die Ehre des Tages für die wettkämpfenden Parteien von dem Ausgange ihres Kampfes abhänge, reichten einander ernst und mit Blässe auf den Gesichtern die Hand. Alle, die Schwinger und die Zuschauer, sind in größter Spannung. — Die Wettkämpfer greifen gegenseitig. Beer hebt im Augenblick seinen Gegner in die Höhe. Dieser, nach Schwingerübung, hält sich rückwärts mit einem Arm um den Nacken Beers und hängt mit der Ferse ebenfalls ein. Eine prachtvoll malerische Stellung! Beer entledigt sich mit der größten Anstrengung des um seinen Nacken geschlungenen Armes, behält mit einem Arm den Gegner in der Höhe und greift demselben gegen den Hals, stüpft mit großer Gewandtheit die eingehackte Ferse los und wirft den Gegner auf den Rücken, daß der Boden dröhnt. — Nun erfolgte der Ausbruch eines Jubels der Berner, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann. — — Nach einer Pause griffen die Schwinger zum zweiten Male. Beer zog den kurzen Knieschwung, überwältigte Rohrer zum zweiten Male und stand da als Sieger des Stärksten der Starken. Allgemein war die Theilnahme; ich sah Greise in Silberhaaren Freudenthränen über den Sieg vergießen. Das Kampfgericht sprach ganz unumwunden dem Ulrich Beer den ersten Preis zu, reichte ihm freundlich die Rechte und begrüßte ihn als Sieger."

Wer am Ostermontage 1857 in Bern war, der konnte dort einem der

schönsten Schwingfeste beiwohnen und die beste Landeskraft aus dem Oberland und Emmenthal sich messen sehen. Die kleine Schanze mit dem Blick auf die Zähringerstadt und die brausend vorbeifließende Aar in der Nähe, und mit der Fernsicht auf die Firne und Gletscher der riesigen Berner Alpen, ein Platz von hundertjährigen Linden beschattet, in deren Zweigen die Leichtfüßigen unter den Zuschauern einen guten Platz gefunden haben, auf der einen Seite die Oberländer, meist in blaue Leinwand gekleidet, auf der andern die Emmenthaler im gelben Zwillich, um sie herum die bunte Gruppe der Bauern und Städter, unter denen selbst die vornehmen Patrizier nicht fehlen, und schon dieser Festplatz mit seinem Volksleben gewährt einen höchst anziehenden Anblick.

Der Kampfrichter eröffnet das Fest mit einer Anrede, die also beginnt: „Liebe Schwinger, werthe Anwesende! Was soll ich bei Eröffnung unseres Nationalfestes sagen? Ich möchte ein Wort zu Euch sprechen, das von Herzen kommt und zu Herzen geht. Die Bedeutung unserer Volkskraft und des Mittels, dieselbe zu erhalten und zu erhöhen, will ich erwähnen! — Seht unsere herrlichen Alpen! Seit Jahrtausenden streben ihre ehrwürdigen Scheitel in das Blau des Himmels. Sie stehen unentweiht. — Warum? Weil das Fundament, auf dem sie ruhen, von dem großen Baumeister auf Jahrtausende festgebaut wurde. So muß auch die Kraft unseres Volkes auf festen Grundlagen beruhen, soll sie nicht durch die Stürme der Zeit überwältigt und gebrochen werden. Nur ein geistig und physisch starkes Volk wird auch ein freies Volk bleiben. Die Geschichte weist auf den Untergang mächtiger Völker hin, die ihre Vernichtung dem Verschwinden der Volkskraft zuzuschreiben hatten. Das Fundament der Volkskraft aber ist die Tugend!"

Achtzehn Kämpferpaare waren vorhanden; die jüngsten Schwinger betraten den Kampfplatz zuerst. Man sah da einen tannenschlanken Oberländer einen breitstämmigen Emmenthaler werfen; ein besonders heftiger Kampf entspann sich zwischen dem Oberländer Kaspar Brugger und dem Emmenthaler Christian Siegenthaler. Der letztere war von herkulischer Kraft; Brugger trat ihm sehr kunstgerecht entgegen, streckte gewandt seine muskulösen Schenkel und schmiegte sich zur Erde, aber die eisernen Arme des Siegenthaler hoben ihn dennoch in die Höhe und warfen ihn mit Macht nieder. Dasselbe Schicksal hatte der Oberländer zum zweiten Mal, wo ein gewaltiger Wurf seines Gegners ihn also schleuderte, daß er mit dem Kopf und Genick auf die Erde flog, doch, Dank seinen festen Sehnen und Knochen, keinen Schaden nahm.

Diesem Siege des Emmenthales folgte wieder ein glänzender des Oberlandes; die Parteien erhitzten sich mit jedem neuen Gange und das wirkte auch auf die Schwinger, die zuweilen nach verlorenem Griff hitzig in's „Fälen" (unregelmäßiges Ringen) geriethen, so daß der Kampfrichter und Schwingveteran, Großrath Gfeller, öfters zwischen die Streiter hineinspringen mußte, um sie mit seinen kraftvollen Armen auseinander zu halten. Besonderes Interesse erregte der Kampf des untersetzten Emmenthalers Aeschlimann mit dem hageren aber nervigen Oberländer Dowald, welcher durch rasche Drehungen und kühne Wendungen lange Zeit alle Angriffe seines stärkeren Gegners vereitelte und sogar vom Boden aufgehoben und ein halbdutzend Mal wie ein Wirbelwind im Kreise herumgedreht sich immer noch zu retten wußte, ja im Moment, als sein Gegner ihn abstellen wollte, diesen selber aufhob und in Gefahr brachte. Doch seine Kraft nahm sichtlich, dem viel stärkeren und ruhigeren Aeschlimann gegenüber, mit jeder neuen Wendung ab, bis er der Wucht des mächtigen Gegners zwei Mal unterlag.

Großen Ruhm erntete der junge Johann Beer, Brudersohn des für dieses Mal nicht anwesenden Schwingerkönigs, der trotz seiner Jugend die Kraft und Sicherheit des erfahrensten Schwingers zeigte. Nachdem alle Paare geschwungen hatten, galt es, die ersten Preise, vier ausgezeichnet schöne Schafe und damit den Ruhm des Tages zu erringen. Oberländer und Emmenthaler beriethen sich und

stellten dann vier Paare, aus den tüchtigsten Kämpfern gebildet, einander gegenüber. Dieser letzte und hitzigste Kampf ließ alles Vorhergegangene vergessen. Der jugendliche Johann Beer hatte gegen Moor, einen sehr starken Oberländer zu kämpfen. Rasch ergriffen sich die beiden Männer, Moor vertheidigte sich besonnen, als ihn Beer, ähnlich wie es sein Oheim öfters gemacht, mit einer schnellen Körperdrehung und einem Sprunge nach vorwärts auf seine rechte Hüfte riß, einige Mal im Kreise herum schwang und endlich zur Erde warf. Zum vollständigen Siege gehörte aber ein zweiter Gang. Im Nu führte der wild eindringende Beer seinen Schwung auf's Neue aus, nur mit dem Unterschiede, daß er seinen Gegner noch höher hob wie das erste Mal, ihn wie mit Zangen festhielt und dann erst siegreich mit ihm zu Boden fuhr. Zum dritten Male versuchte der Besiegte sein Glück und es gelang ihm durch Umklammern eines Schenkels über den allzukühn gewordenen Beer einen Vortheil zu erringen: schon erscholl lautes Freudengeschrei der Oberländer, und der Ruf: „jitz uf, uf, uf (auf) mit ihm!“ als Beer, „schnell besinnt“, sich wieder loswand, den zu sich herangerissenen Gegner hoch empor hob und dann zu Boden schleuderte, daß er kopfüber auf Nacken und Rücken fiel. Ein freundlicher Handschlag der durch die Entscheidung abgekühlten Schwinger endete das mannhafte Volksspiel. Es erfolgte die Preisvertheilung und das warme Schlußwort eines Kampfrichters, nach welchem die versammelte Menge der Zuschauer den Schwingern ein stürmisches Lebehoch rief. Der letzte Theil des Kampffestes ward, der ungünstigen Witterung willen, in der Reitschule abgehalten. Nun zogen die Schwinger, voran die Sieger mit den dickwolligen, blumenbekränzten Schafen, unter den Klängen der Stadtmusik die Stadt hinab zum Adlerwirthshaus, wo ein heitres Mahl Allen trefflich mundete. Man trennte sich mit einem „Auf fröhliches Wiedersehen im nächsten Jahr!“

Das Bluten der Weinrebe, auch ihr Weinen genannt.

Von Dr. Wirtgen.

Alle Pflanzen saugen mit ihren Wurzeln eine große Menge Wassers aus der Erde auf, das bald rein, bald mit anderen Stoffen vereinigt, zur Entwickelung der über der Erde befindlichen Pflanzentheile und Werkzeuge derselben verwendet wird. Sind es niedrige, krautartige Pflanzen, so nimmt mit dem Wachsthum derselben auch der wässerige Stoff oder das Wasser sogleich an der Bildung jener Pflanzentheile und Werkzeuge theil; sind es aber Bäume und Sträucher, deren holzige Theile, Aeste und Zweige bereits gebildet sind, so bemerkt man dieses Aufsteigen des Saftes an allen Stellen derselben. Die Weinrebe ist die bekannteste Pflanze, an welcher diese Erscheinung in einem hohen Grade wahrgenommen wird; doch ist es auch bei allen Holzgewächsen verhältnißmäßig nicht minder stark und es ist bekannt genug, daß Birken und Ahorne im Frühlinge eine sehr bedeutende Masse eines zuckerhaltigen Saftes abgeben können, aus welchem jene den Birkenwein und diese, namentlich der amerikanische Zuckerahorn, große Quantitäten Zucker liefern.

Das stärkste Aufsteigen des Saftes findet im Frühling statt, wenn der Saft zu der Bildung der Zweige, der Blätter und der Blüthen verwendet wird. Woher rührt aber diese gewaltige Kraft, welche den Saft in den Zweigen so weit in die Höhe treibt?

Zuerst hat sich der Engländer Hales im Anfang des vorigen Jahrhunderts mit der Untersuchung und Erklärung dieser Erscheinung beschäftigt, und hat dazu eine doppelt gekrümmte Röhre angewendet, wovon ein aufsteigender Schenkel an dem Ende eines abgeschnittenen Rebstockes angebracht ist, und dessen untere Krümmung mit Quecksilber gefüllt wurde, das von dem angehäuften Safte bei seinem Steigen in den inneren Schenkeln zurückgetrieben, selbst nun in den äußeren steigt. Auf diese Weise

fand Hales, daß die Quecksilbersäule bis auf einen Meter stieg, was 14 Meter oder über 43 Fuß Wasser gleich kommt, eine Kraft, mit welcher der Saft in der Rebe fortgetrieben wird, die fünfmal größer ist, als die, welche das Blut in einer Hauptschlagader des Pferdes forttreibt. An einem Birnbaumzweige sah der berühmte Botaniker de Candolle eine Quecksilbersäule um 5¼ Zoll, Weinrebenzweige am ersten Tage um 4 und am zweiten um zwei Zoll, an einem Zweig einer Apfelsorte in sieben Minuten sogar um 12 Zoll heben. Es ist schon bemerkt, daß die Jahreszeiten einen bedeutenden Einfluß auf die Stärke der Aufsaugung ausüben. Es wurde berechnet, daß von drei gleichen Zweigen der Roßkastanie die eine im Mai 125 Gran Wasser, die zweite im Juli 84 und die dritte im September 74 Gran aufgesogen hatten. Die stärkste Aufsaugung geschieht bekanntlich im Frühling, wenn der Saft zur Bildung aller oberen Pflanzentheile verwendet wird; jedoch finden wir auch eine bedeutende, wenn auch weit geringere Bewegung des Saftes im August, zur Bildung der in den Blattwinkeln stehenden Knospen.

Es sind vielfache Versuche gemacht worden, die Ursachen dieser Kraft zu erklären. Frühere Erklärungen sind zum Theil eben so unklar als absurd. Selbst die allgemeine Lebenskraft kann nicht hinreichen, diese Erscheinung zu erklären. In früherer Zeit hat die Annahme, daß die Capillarität oder die Haaröhrchenkraft, eine Kraft, welche sich in dem Naßwerden eines ganzen Stückes Zeug oder Löschpapier zeigt, wenn nur ein Ende desselben in Wasser eingetaucht ist, am meisten Anklang gefunden. Das Aufsteigen des Wassers vermittelst dieser Kraft findet aber so langsam statt, daß das Wasser sieben Monate gebraucht, um sich 29 Zoll im Glimmersande zu erheben, der doch die meiste Capillarität zeigt. Es kann die Einwirkung dieser Kraft nur eine theilweise sein, da sie nicht ganz zu läugnen ist.

Später hat Dütrochet alle Saftbewegung durch die Endosmose und Exosmose zu erklären versucht. Wenn eine organische Haut zwei Flüssigkeiten scheidet, so geht ein Austausch der kleinsten Theilchen durch dieselbe vor sich, die, je nach den Umständen, mehr oder weniger schleimig ist und bei welchen, bei verschiedener Dichtigkeit des flüssigen Stoffes, eine größere Menge kleinster Theilchen in der einen Richtung durchdringt, als in der anderen. Wenn man z. B. eine mit Milch gefüllte Blase, oben mit einer Oeffnung, in welche eine Glasröhre gebracht ist, in Wasser taucht, so sieht man in kurzer Zeit die Milch in der Röhre aufsteigen; es ist dies ein deutlicher Beweis, daß das Wasser durch die Blase eingesogen worden ist und in größerer Quantität zu der Milch gelangte, als diese nach außen getreten ist. In dem Falle, wo die weniger dichte Flüssigkeit (das Wasser) die Masse der dichteren (die Milch) vermehrt, nennt Dütrochet diese Erscheinung „Endosmose"; der entgegengesetzte Fall, wo der flüssigere Stoff zunimmt, ist die „Exosmose". Da nun der Saft durch das Zellgewebe, besonders des Splintes, in der Holzpflanze aufsteigt und durch die Veränderung des Saftes in den Zellen eine gewisse Verschiedenartigkeit stattfindet, und namentlich der aufsteigende Saft nach dem oberen Theile des Astes zu dichter ist, so ist es natürlich, daß der Saft auf diese Weise bedeutend in Bewegung gesetzt wird.

Es ist jedoch weder durch die Capillarität noch durch die Endosmose Alles erklärt: denn, wenn man an einem Gewächshause einen Zweig, eine Rebe, von außen nach innen leitet, so wird dieser Zweig eine sehr lebhafte Vegetation entwickeln, wenn auch die ganze im Freien stehende Pflanze mit ihrer Wurzel noch im Winterschlafe oder in einer geringeren Thätigkeit verbleibt. Es kann dieses nur daher rühren, daß in dem Inneren des Zweiges, in Zellen und Gefäßen, leere Räume entstanden sind, die zum Aufsteigen des Saftes wesentlich beitragen und wie sich nun durch die Einwirkung der Wärme nicht allein Blätter und Knospen entwickeln, sondern auch eine Erweiterung des Zellgewebes stattfindet, dadurch auch ein immer stärkeres Aufsteigen des Saftes entsteht, bis die Entwickelung vollendet ist. In neuerer Zeit haben Brücke und zuletzt W. Hofmeister sehr gründliche Untersuchungen darüber angestellt, welche beweisen, daß die durch das Wachsthum entstandenen leeren oder mit Luft gefüllten Räume in dem inneren Gewebe der Pflanzen, in Verbindung mit jenen anderen genannten Kräf-

ten, die Ursache dieser so auffälligen Erscheinungen sei. Der verständige Winzer aber sorgt dafür, daß er seinen Weinstock frühzeitig schneidet, damit bei dem stärksten Aufsteigen des Saftes die Schnittwunde schon etwas vernarbt ist.

Von dem Porzellan.

Von W. O. von Horn.

Heutzutage finden wir das Porzellan oder was wir so nennen, überall verbreitet, und die Eifler Porzellanhändler, wie sie im ganzen Rheingebiete bekannt sind, bringen's von Wittlich, Wellerfangen und aus den zahlreichen Fabriken im Gebiete der Saar überall herum, spottbillig, daß jede Bauersfrau ihren Kaffee, den häufig der Volkswitz: „Bankerottbrühe" nennt (man weiß schon, warum) aus solchen Tassen trinken kann. Daß aber diese Tassen und Teller gar kein Porzellan sind — das weiß nicht Jeder und nicht Jede. Es heißt eben so und dabei bleibt's.

Um die Irrthümer zu berichtigen, möcht' ich, auf die wirkliche Geschichte gegründet, einmal Etwas vom Porzellane den Lesern der Maje erzählen, die es gewiß gerne lesen werden, zumal, wie man darauf kam, und woher man es zuerst erhielt.

Wann die Menschen auf den Gedanken kamen, sich Gefäße aus Kitte oder Thon zu machen, kann kein Mensch mehr sagen; ebenso wenig, wo es geschehen und wie der nachdenkende Mensch geheißen, der es zu allererst versucht. Lange mochten sie sich mit den harten Schalen der Cocosnuß (in den Ländern, wo diese köstliche Gottesgabe wächst) oder mit den harten Schalen andrer Früchte beholfen, etwa auch des Flaschenkürbis sich bedient haben, der noch heute als Gefäß dient. Dann schnitzte man sie sich aus hartem Holze. Freilich erkannte man auch bald, daß damit allerlei Nachtheile verbunden waren, besonders, wenn man flüssige Dinge aufheben wollte. Blos getrocknete Thongefäße erwiesen sich auch bald als unzweckmäßig, bis ein erfinderischer Kopf auf den Gedanken kam, statt des Trocknens an der Sonne sie am Feuer zu härten oder sie zu brennen. Metallene Gefäße hatte man schon lange vorher, und wir wissen aus den Büchern Mosis, daß man sie in Aegypten von Gold und Silber besaß. Aus solchen Metallen aber konnten nur wohlhabende und reiche Leute sie haben und so zahlreich, wie sie der Gebrauch des Lebens erheischte, hatte man sie auch sicherlich nicht, denn dazu waren die edeln Metalle zu selten, also zu theuer. Das weitestverbreitete Metall war das Kupfer. Die Erfahrung aber, daß sauere und scharfe Flüssigkeiten, wenn sie in kupfernen Gefäßen aufbewahrt werden, giftig werden und die Gesundheit und das Leben ernstlich bedrohen, wird ohne Zweifel vor dem Gebrauche derselben gewarnt haben.

Da waren denn irdene, aus Thon gebackene Gefäße jedenfalls Etwas, dessen Werth die Menschen, schon aus Gesundheitsrücksichten, hoch anschlagen mußten und die Wohlfeilheit kam auch in Betracht.

Das Glas hatten die alten Phönizier schon erfunden und die Härte desselben erwies sich zum Aufbewahren sehr dienlich. Daher mögen es auch vorzugsweise solche Gefäße gewesen sein, zu denen man das Glas verwandte, und das Erfinden der Fensterscheiben aus diesem Stoffe lag noch lange Zeit im dunkeln Schoße der Zukunft — doch davon vielleicht ein andermal. Zu Spiegeln es zu verwenden, lag ebenfalls noch ziemlich ferne.

Thongefäße durch einen glasartigen Ueberzug fester und widerstandsfähiger gegen scharfe Flüssigkeiten zu machen, war eine wichtige Sache. Wahrscheinlich führte die Kunst des Glasmachens darauf. Wann es geschah, wo und durch wen, ist wieder in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Genug, es wurde Thon ziemlich frühe entdeckt, wie denn auch die Thongefäße, die man anfänglich auf die einfachste Weise mit den Händen knetete und formte, später vermittelst einer Drehscheibe geformt wurden, wie es jetzt noch unsre Töpfer thun. Ein Grieche, Namens Anacharsis, soll sie erfunden haben.

Da es aber damals noch keine Patente gab und diese also noch keiner Steuer unterworfen sein konnten, und darüber ebenso wenig Rechnungen und Register geführt wurden, so läßt sich das nicht Schwarz auf Weiß nachweisen und wir müssen die Ehre dieser nützlichen gewerblichen Erfindung dem alten Griechen unbestritten lassen, wie sie ihm von griechischen Schriftstellern beigelegt wird und wohl auch nicht ohne Grund und Ursache. Einen Thon zu finden, der den Gefäßen die Fähigkeit gab, im Feuer auszuhalten, also nöthigenfalls darin zu kochen; die zugleich einen hohen Grad von Härte besäßen und an und für sich einen festen, widerstandsfähigen äußern Ueberzug, ohne weitere Zuthat und besondere Nachhülfe gewannen, das war eine Aufgabe, die sich viele setzten und lange Zeit darüber nachdachten und darnach suchten. Das Finden war, wie überall, die Kunst, und diese war einem Volke vorbehalten, welchem manche andere wichtige Kunst bekannt war, während wir Europäer noch im Dunkeln herumtappten, und das im fernen Osten von Asien seine Wohnsitze hatte und heute noch hat, ich meine die Chinesen. Die hatten's frühe heraus, und bereiteten nicht nur solche Gefäße, die ungemein hart, fein und durchsichtig, sondern zugleich von schöner Form und mit verschiedenen unvergänglichen Farben in ihrer Weise bemalt und selbst mit Gold verziert waren.

In einer sehr frühen Zeit war ein Volk in Italien, die Hetrurier oder Etrurier, weit vorgeschritten in der Kunst, feuerfeste Gefäße, selbst von außerordentlicher Größe zu verfertigen und zu brennen. Sie hatten sehr schöne Formen und wurden auch bewunderungswürdig gemalt und verziert. Man hat noch reiche Sammlungen solcher kostbaren Gefäße aus dem dunkeln Alterthume in Paris, London, Berlin, und der, welcher dieß schreibt, sah vor etwa sechs Jahren in München eine kostbare Sammlung dieser etrurischen Gefäße, welche König Ludwig von Baiern mit großem Kostenaufwande gesammelt hat, und bewunderte die geschmackvollen Formen und wunderschönen Malereien daran in eben dem Maße, wie ihre Größe und Dauerhaftigkeit. Sie sind meist von dunkler, brauner und bräunlicher Farbe.

Aber Weiß, das appetitliche, reine Weiß, war in jener dunkeln Zeit des Alterthums selten an solchen Gefäßen. Das hatten aber auch diese Etrurier gefunden. Von ihnen kamen in Rom solche Gefäße in Weiß vor, man nannte sie (ich muß den fremden Namen hersetzen) vasa (Gefäße) Murrhina. Sie waren indessen, was man aus seltenen, aufgefundenen Resten weiß, ohne glänzenden, glasigen Ueberzug, wie denn auch die obgedachten braunen Gefäße dessen ermangeln, und ihre Dauerhaftigkeit war auch nicht weit her; dabei kosteten sie (zu Zeiten des römischen Kaisers Augustus) just so viel, wie die von Gold und Silber. —

Vom Porzellan aber waren sie weit entfernt, wenigstens wie sie es damals machten. Weitere Verbesserungen hätten vielleicht darauf geführt. Wer weiß? —

Die römischen Töpfer bezogen aus der Gegend von Pesaro, F a ë n z a und Urbino einen feinen, weißen Thon, aus dem sie schöne Gefäße machten. Ich nenne vorzugsweise die Stadt Faënza in Italien und der geneigte Leser mag sich den Namen einstweilen merken. Das Warum? wird sich schon ergeben und bald.

Einer Sache nahe sein ist schon wichtig und gut — aber man h a t sie deßwegen noch nicht. Die Italiener waren dem Porzellan schon ziemlich nahe, aber — der Deutsche war, das wissen wir von den in Holz geschnittenen Namen, Worten und Verslein, die man unter den alten Heiligenbildern las, die auch recht deutlich und schön mit abgedruckt wurden, der Buchdruckerkunst, lange vor dem edeln Mainzer Guttenberg, s e h r n a h e, aber es ging doch noch eine schöne Zeit hin, ehe dieser darauf kam, b e w e g l i c h e Buchstaben auszudenken, die man willkürlich

zusammensetzen konnte, und somit die unaussprechlich segensreiche Kunst, Bücher zu drucken, erfand. Die Italiener fanden das Porzellan nicht, obgleich, da bei den obgedachten italienischen Städten ein herrlicher weißer Thon gefunden wird, schon etwa seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts das schöne, weiße, porzellanartige Töpfergeschirr in Faënza verfertigt wurde, das man in französischer Weise: Fayance nannte und das für theures Geld in alle Welt hinausging und gekauft wurde von französischen Händlern, die den italienischen Namen auch französisch machten. Erst im fünfzehnten Jahrhundert lernte man eigentliches Porzellan kennen, und das kam auf einem Wege, der die Leute irre führte, nämlich es kam aus — Aegypten, daher man glaubte, es werde dortherum gemacht. Dort zu Lande war es im fünfzehnten Jahrhundert nicht eben sehr selten, wenn auch hochgeachtet. Das Erste, welches in Europa gesehen wurde, sandte der Sultan von Aegypten einem berühmten italienischen Fürsten, Lorenzo de Medicis, zum Geschenke. Das wurde mit Recht allgemein bewundert und man nannte den Stoff, daraus es gefertigt wurde, in Italien zuerst Porcellan und zwar aus folgendem Grunde. Man konnte sich gar nicht denken, daß zu diesen weißen oder blauen, harten, feinen und durchsichtigen Gefäßen Erde und Thon sei verwendet worden, und meinte, der Stoff sei aus den Schalen einer vorkommenden Muschel künstlich bereitet. Diese Muscheln nannte man auf Italienisch: Procellata's. Sie fanden sich in den Meeresstrichen Indiens. Andere glaubten, man gebe mit den Schalen dieser Muscheln den schönen Gefäßen den äußern Glanz, weil sie ebenso glänzten, wie diese Muscheln. So bildete sich für den Stoff dieser Gefäße der Name: Porzellan, und er ist seitdem geblieben. Andere glauben, der Name sei daher in Italien, woher er stammt, gebildet worden, daß bei Puzzuoli bei Neapel eine feine Thonerde gefunden wird, die man Puzzolana nannte. Ich will's nicht entscheiden, wer von Beiden Recht hat. Daß die Gefäße aus China auf Handelswegen nach Aegypten gekommen, wußte man nicht und ahnete man nicht. Andere Nachrichten erzählen, Giuseppe Barbari, der Gesandte der Republick Venedig am Hofe des Schah von Persien, habe dort um das Jahr 1474 zuerst solche Gefäße gesehen und bewundert. Ob er wußte, woher sie stammten, ist unbekannt. Lange konnte nun aber die Heimat des wahren und ächten Porzellans nicht unbekannt bleiben, da mehr und mehr kühne Seefahrer in die östlichen Meere vordrangen. Vorzugsweise brachten es die Holländer von ihren Seereisen mit und da sie es um ungeheuere Preise an die Fürsten und Mächtigen verkauften und die Nachfrage darnach sich außerordentlich steigerte, so wurde es für die holländischen Seefahrer ein ebenso einträglicher und wichtiger Handelsartikel, als die Gewürze Indiens. Sie verlegten sich auf diesen Zweig des Handels mit ebenso großem Eifer, als auf den mit den Naturerzeugnissen des Wunderlandes Indien. Durch die Bekanntschaft mit China und Japan, den indischen Ländern, wo man das kostbare Porzellan verfertigt, wurde dieser Handel noch ausgedehnter. Daher fiel es aber auch im Preise. Dennoch war es immer noch sehr hoch, da es in Europa Gebrauch wurde, Thee oder Kaffee aus den feinen, zierlichen und schönen, kleinen chinesischen Täßchen zu trinken und vor etwa hundert und fünfzig und hundert Jahren gehörte es wesentlich dazu, daß eine irgend wohlstehende deutsche Familie Kaffeegeschirre von ächtem chinesischem oder japanischem Porzellan ihren Gevattern und Vettern und Basen vorstellte, das man natürlich sehr hoch hielt und als Erbstücke betrachtete. Unser Einer, dem mehr denn ein halbes Jahrhundert vorübergerauscht ist, weiß das noch aus eigenem Augenscheine und gewiß viele Leser und Leserinnen mit ihm.

Jeder sah nun mit eigenen Augen, daß die italienische Waare aus der Stadt Faënza, die sogenannte Fayance, doch Etwas ganz Anderes und viel Geringeres war, als dieß Porzellan, das über Holland aus China und Japan kam, und daß man es eben — nicht nachmachen könne. Der italienische, auf einem Irrthume beruhende Name der feinen Geschirre blieb aber im Gebrauche, obgleich die Chinesen es Tsseki nannten, da sie mit dem Namen Tsse ebensowohl Thon als auch Stein bezeichnen. Man sieht schon, daß der Name Tsseki also ursprünglich die Bedeutung

steinharter Thongefäße hatte und diesen Namen verdienten die köstlichen Geschirre vollkommen, da sie aus Thon gemacht und wirklich hart wie Stein waren.

Das erste nach Europa gebrachte Porzellan war weiß und darauf waren allerlei seltsame Malereien in bunten Farben aufgetragen.

Später wurde meist blaues Porzellan eingeführt und besonders beliebt. Das kam aber so.

In dem sächsischen Erzgebirge wurden und werden heute noch häufig sogenannte Kobalt-Erze gegraben. Daraus bereitete man dort eine prächtige blaue Farbe, welche im Feuer aushielt und sich darin nicht, wie andere Farbstoffe veränderte. Meinen Lesern ist wohl hin und wieder diese Farbe unter dem Namen: Schmalte bekannt. Die pfiffigen Holländer erkannten bald, daß, wenn sie diese, den Chinesen unbekannte Farbe, dorthin brächten, die sich zur Färbung und Malerei des Porzellans so herrlich eignete, sie ein Geschäft machen könnten, wie kaum mit einem andern Handelsgegenstande. Aus Sachsen bezogen sie die Schmalte spottwohlfeil, und den Chinesen konnten sie sie aufhängen zu fabelhaften Preisen. Das gelang über alles Erwarten. Besonders in der Stadt Schneeberg wurde diese Farbe fein gemahlen und bereitet und die holländischen Geldsäcke befanden sich herrlich dabei, während die guten Schneeberger nur froh waren, wenn ihre Schmalte um annehmbare Preise abging.

Es ist hier der Ort, auf die Entstehung einer deutschen Redensart hinzuweisen. Die in Schneeberg gewonnene herrliche blaue Farbe nannte man damals: „Das Schneeberger blaue Wunder", und daher kommt es, daß wir Deutsche noch heute Etwas ein „blaues Wunder" nennen, was außerordentlich und kaum glaublich ist.

Soviel ist gewiß, die Mode mit dem chinesischen Porzellan war ungeheuer verbreitet, und es gingen ungeheuere Summen dadurch außer Landes; und besonders war es kostspielig, daß manche Fürsten Sammlungen kostbarer Porzellangefäße anlegten, welche unermeßliche Summen verschlangen und ohne weitern Werth waren. Darin zeichnete sich besonders August der Starke, Churfürst von Sachsen aus, der manch' Milliönchen hineinsteckte. Die Sammlung besteht heute noch in Dresden. — Das mißfiel den Sachsen nicht wenig. Uebrigens war's in Sachsen allein nicht so. Die Liebhaberei an solchen Kostbarkeiten war ziemlich allgemein, und nicht einmal allein bei den Fürsten; auch manche Leute geringeren Standes steckten große Summen hinein.

Es war daher eine äußerst naheliegende Angelegenheit, daß manche gelehrte Leute darauf sannen, ob denn nicht dieß kostbare Material auch in Deutschland könne bereitet werden? — Ich sagte eben, das Suchen sei das Rechte noch nicht — das Finden sei die Kunst. Aber zum Suchen reizte natürlich die unermeßliche Beliebtheit des chinesischen und japanischen Porzellan's und der noch immer sehr hohe Preis, den es hatte.

Es wird uns auf diesem Gebiete ein Mann genannt, der unablässig sich mit diesem Gedanken beschäftigte und seine bedeutenden Kenntnisse in der Scheidekunst darauf verwandte, die Porzellanmasse nachzubilden. Dieß war der Herr von Tschirnhausen.

Dieser unermüdliche Forscher reiste umher, um eine geeignete Erdart zu finden. Das gelang ihm zwar nicht, aber sein Eifer blieb doch nicht ohne Erfolg, nämlich er entdeckte die sogenannte Milchglasmasse, aus welcher meist unsere jetzigen Lampenschirme gemacht werden, und legte dazu eine Fabrik an. Ihm war's nicht gelungen, aber einem anderen sollte es gelingen. Dieser war Johann Friedrich Böttiger aus Schleitz, der sich übrigens auch Böttger schrieb. Dieser war eigentlich seines Zeichens ein Apotheker, aber er war noch Etwas dabei und darüber werden manche Leser lächeln, nämlich ein — Goldmacher! Wenn wir auch recht gut Alle wissen, daß das edle Metall, welches wir Gold nennen, von

Menschen nicht hervorgebracht werden kann, sondern, wie jedes andre ursprüngliche Metall, im Schoß der Erde gefunden wird, heutzutage besonders in Australien und Californien, so muß ich doch sagen, daß es um die Zeit vor zweihundert Jahren und noch später gar viele gelehrte Leute gab, die fest daran glaubten, vermittelst der Chemie oder Scheidekunst könne man durch die Zusammensetzung verschiedener Stoffe reines vollkommenes Gold machen. Dazu gesellte sich noch ein heilloser, gotteslästerlicher Aberglaube. Es ist kaum zu sagen, wie viele Köpfe die Goldmacherei völlig toll, und wie viele Geldbeutel sie völlig leer machte. Es war eine Narrheit, die aber eine ansteckende Krankheit war, und zum Grunde lag — der Teufel der Habsucht! —

Wie gesagt, es war eine herrschende Krankheit unter denen, die die Unterrichtetsten im Volke waren — eine herrschende Narrheit, welcher sich auch Böttiger frühzeitig zugewendet hatte. Das fabelhafte Ziel verlockte sie. Das Ding aber kostete Viel und nahezu war er in Gefahr, seine ganze Zukunft auf's Spiel zu setzen, weil der Apotheker, bei dem er war, ein vernünftiger Mann war. Das half aber einmal Nichts. Er laborirte fort, denn so Etwas läßt keine Ruhe — wie das Amerikafieber. Er war noch ein blutjunger Mensch, und daher um so erpichter darauf. Er gewann in Berlin Anhänger, machte Aufsehen. Selbst der König wurde auf ihn aufmerksam und wollte ihn sich sichern, das heißt, um sich die Vortheile seiner Kunst zu erhalten, ihn in sichern Gewahrsam nehmen. Dieß wurde bekannt, und Böttiger, der doch am Ende einsah, es sei Nichts mit seiner Kunst und er bestehe mit Schimpf und Schande, ja mehr noch, er könne doch am Ende einer gesetzlichen Bestrafung kaum entgehen, entschloß sich, Berlin heimlich zu verlassen.

Er flüchtete und kam glücklich und ohne Gefahr nach Wittenberg. Aber nicht genug, daß ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden war, es geschahen von Seiten des Königs die bedeutsamsten Schritte, ihn wieder zu bekommen. Das steigerte seinen Ruf, und August der Starke wurde auf ihn aufmerksam. Als er von ihm hörte, er sei ein Erzgoldmacher, so ließ er ihn gefangen nehmen und nach Dresden bringen, um — durch seine Kunst recht viel Gold zu bekommen.

Böttigers Lage war nicht beneidenswerth, zumal er sich selbst nicht verhehlen konnte, seine weltberühmte Goldmacherkunst, der er aus Eitelkeit gesteigerten Ruf gegeben, und die er selbst durch Täuscherei im Rufe gehoben, sei eitel Betrug und Windbeutelei. Ungestraft konnte er nicht davon kommen, wenn sich zuletzt alles in seine Richtigkeit auflöste, wie es unausbleiblich war.

Er war damals siebzehn Jahre alt und büßte schwer für seine Schuld; denn zwölf Jahre hindurch wurde er in strenger Gefangenschaft gehalten und sollte um jeden Preis — Gold machen.

All sein Bitten und Flehen um seine Freiheit blieb erfolglos. Einmal machte er, auf der Festung Königstein, den Versuch zur Flucht, der aber mißlang, und nur die Folge hatte, daß er nach Dresden zurückgebracht wurde, um — Gold zu machen.

Der oben genannte Herr von Tschirnhausen hatte ihm früher Winke gegeben, sich, bei seinen unzweifelhaften, mehrfachen Kenntnissen darauf zu verlegen, das Porzellan zu entdecken und nun warf sich Böttiger in seiner verzweifelten Lage auf diesen Gegenstand — da es mit dem Goldmachen durchaus nicht gehen wollte.

Der König von Polen und Churfürst von Sachsen schien auf die Sache einzugehen und war gnädiger gegen Böttiger, als es zu erwarten gewesen war, zumal er ihn mit dem Goldmachen getäuscht.

Böttiger war ein erfindungsreicher Kopf und es gelang ihm, bereits im November 1707 dem Könige seine ersten Erzeugnisse vorzulegen, die — sehr schön und gut ausfielen, aber statt der weißen Farbe eine dunkle, braune, auch

wohl rothbraune, ja selbst schwarze Farbe zeigten. Er zweifelte aber nicht, sein Geschirre auch weiß herzustellen. Dieß gelang ihm schon ein Jahr später und sein Porzellan war so dauerhaft, daß er in Gegenwart des Königs und Churfürsten ein Gefäß aus der vollen Gluthhitze des Ofens in eiskaltes Wasser werfen ließ, welches diese Probe trefflich bestand.

Nun erschien Böttiger gerechtfertigt, und sein hoher Gebieter war befriedigt, ob er gleich das Goldmachen, wie natürlich, schuldig geblieben war; denn es unterlag jetzt keinem Zweifel mehr, daß das ächte Porzellan erfunden war, und das war doch auch Etwas, das ins Gewicht fiel.

Der König und Churfürst ließ nunmehr eine Porzellanfabrik errichten und verlegte sie, etwas später, nach Meißen. Wie wichtig dem Könige und Churfürsten diese Erfindung war, geht daraus hervor, daß nicht nur die Erlaubniß der Errichtung dieser Fabrik in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde und überall hingesendet, sondern selbst den auswärtigen Gesandten am Hofe mitgetheilt wurde, damit sie dieses hochwichtige Ereigniß ihren Regenten anzeigen und mittheilen könnten. In den meisten damals erscheinenden Zeitungen ließ der König und Churfürst diese Nachricht mittheilen und besprechen, damit sie die möglichst weite Verbreitung gewönne.

Fragt man sich, warum das geschah, so ergibt sich die Antwort ganz einfach. August der Starke war ein äußerst prachtliebender, und darum verschwenderischer Herr, dessen Ausgaben nicht in dem Verhältniß mit seinen Einnahmen standen, wie es zu wünschen gewesen wäre. Der Hof und seine Feste, die kostspieligen Liebhabereien des Gebieters und Herrn verschlangen unermeßliche Summen, und die polnische, üppige Wirthschaft in Warschau kostete heilloses Geld.

Auf Böttigers Goldmacherkunst hatte der König und Churfürst sein Hoffen und Erwarten gesetzt. Diese hatte ihn bitter getäuscht, nachdem ungeheuere Summen verlaborirt worden waren. Jetzt bot der Alleinbesitz der Porzellan-Macherei eine sichere, reiche Geldquelle, zwar nicht so reich, als die Goldquelle gewesen sein würde, aber doch auch nicht ohne Bedeutung, wenn wir folgendes in's Auge fassen.

Soviel stand zwar fest, daß die Sucht, echt chinesisches, kostbares Porzellan zu besitzen, ansehnlich abgenommen hatte; erloschen war sie jedoch in dem Grade nicht, daß nicht ein Erzeugniß, wie es Böttiger durch seine Kunst mit einheimischen, das heißt, sächsischen Mitteln hergestellt, einen noch immer außerordentlichen Gewinn abwerfen konnte, ja mußte. Dann aber kam noch ein Anderes hinzu. Konnte Böttiger sein Kunsterzeugniß billiger ausbieten, als das echtchinesische Porzellan, so stand zu erwarten, daß die Liebhaberei an solchen schönen Geräthen einen neuen Aufschwung nehmen würde. Endlich aber kam ein besonderer Umstand in Betracht.

Die feinen Waaren von Faënza, welche französische Handelsleute unter dem Namen: Fayance in den europäischen Handel gebracht, waren in Holland, und zwar in der Stadt Delft, mit großem Erfolge nachgeahmt worden, und für die sogenannte „Delfter Waare“ gingen große Summen nach Holland, denn es waren diese Gefäße sowohl in Sachsen, als in allen Ländern Deutschlands, ja man kann sagen Europa's, ungemein beliebt. Der Verbrauch war so ungeheuer, daß, obgleich in mehreren holländischen Städten diese Geschirre gemacht wurden, allein in der Stadt Delft an fünfzig Fabriken thätig waren. Ueberdieß kam in Holland eine neue, sehr kostspielige Mode auf, die auch in Deutschland eifrige Nachahmung fand. Die Holländer machten nämlich aus dem „Delfter Geschirre“ sogenannte „Fließen“, das heißt, kleinere und größere Täfelchen, die schön bemalt waren. Diese legte man in einen Kitt regelmäßig an und in einander und bekleidete dann die Wände der Zimmer, Treppen, Kamine u. s. w. statt der bisher gebräuchlichen Täfelung mit Holz oder schönen Gesteinen, als z. B. dem theuern Marmor; ja man bildete daraus Fußböden in Prachtgemächern. Das sah so

glänzend und schön, so sauber und reinlich aus, daß, wie theuer es auch war, es eine ungemeine Verbreitung fand. Und doch war das Material dieses „Delfter Geschirres" äußerst zerbrechlich und zerbröckelte unter Umständen ebenso leicht.

Böttigers Erfindung, deren Vervollkommnung einem so strebsamen Geiste wie dem Seinen gelingen mußte, erwies sich schon in den ersten Erzeugnissen als unendlich fester, schöner, besser, als die Delfter Waare; konnte sie nun eben so billig geliefert werden, so war jene verdrängt und es mußten mächtige Summen dem Schatze des Königs und Churfürsten zufließen.

Solche Aussichten waren ein herrliches Pflaster auf die allmälig heilende Wunde des mißglückten Goldmachens. Als sich nun Böttigers Fabrikat als wirkliches Porzellan, weiß wie Schnee, hart wie Glas, und durchsichtig und glänzend wie das chinesische Porzellan erwies, da konnte kein Zweifel mehr obwalten an dem reichsten Gewinne. Das hatte der edle Tschirnhausen nicht mehr erlebt, er würde sonst sich ebenso glänzenden Hoffnungen hingegeben haben.

Und dennoch blieb vorerst, trotz der Verkündigung in aller Welt, diese allzuglänzende Hoffnung so unerfüllt, wie die Böttigers, endlich seine Freiheit wieder zu erlangen, ja beide Umstände waren aufs Genaueste verbunden.

Der arme Böttiger war noch immer Gefangener in Dresden; wie konnte er die Fabrik in Meißen so leiten, wie es hätte für einen schwunghaften Betrieb geschehen müssen? War es nothwendig, daß er in der Fabrik in Meißen anwesend sei, so begleitete ihn eine Abtheilung Dragoner dorthin, überwachte ihn auf Tritt und Schritt, und führte ihn, wenn das Geschäft vollendet war, wieder seiner engen Haft in Dresden zu. Das lähmte seinen belebenden Einfluß auf die Fabrik in eben dem Maße, als diese selbst in ihrem Betriebe, da die eigentliche Bereitung der Porzellanmasse ein ihm allein bekanntes Geheimniß war. Der Gedanke, Böttiger könnte entfliehen und sein Geheimniß anderswo verwerthen, also dem Hofe den erwarteten Gewinn entziehen, war allein die Ursache dieses sehr unklugen Verfahrens, dessen Ungerechtigkeit an und für sich damals gar nicht in Betracht gezogen wurde. Hierzu gesellte sich noch ein anderer lähmender Umstand. Es herrschte nämlich in den Kassen, welche den Geschäftsbetrieb der Meißner Fabrik mit den nöthigen Mitteln — und deren Maß war nicht eben geringe — versorgen sollten, ein andauernder Geldmangel, dem um so weniger abzuhelfen war, als alle vorräthigen Gelder nach Warschau geschickt werden mußten, wo des Königs Hof die Einkünfte des Churfürstenthums Sachsen verschlang. Dennoch gelang es dem unermüdlichen Geiste Böttigers, sein Werk einer immer höheren Vollkommenheit zuzuführen, was ihm um so höher anzurechnen ist, als die ungerechte Behandlung, die er fort und fort erfuhr, jeden Andern lässig und mißachtend gemacht haben würde.

Ruhigere Erwägung ließ ihn sein Loos als verdiente Züchtigung früheren Unrechts und Thorheit erkennen, und als Buße die Erfüllung seiner Aufgabe betrachten. Zum höchsten Range erhob indessen sein Fabrikat eine unschätzbare Entdeckung.

Auf dem Grund und Boden eines Bürgers von Schneeberg, sein Name war Veit Hans Schnorr — entdeckte man ungesucht die ächte Porzellan-Erde. Sie hieß nach dem Besitzer des Grundstücks „die Schnorrsche Erde". Vermittelst dieser gelang es, das ächte und rechte, dem chinesischen gleiche, steinharte und glänzende, wie Glas durchsichtige Porzellan herzustellen, welches der Meißner Fabrik zu allen Zeiten ihren unbestrittenen Ruf sichert.

Sie war indessen nicht die Einzige geblieben. Auch an andern Orten machte man Porzellan. Dennoch erlebte es der schwergeprüfte Böttiger noch, daß sie diese Stufe der Vollendung erreichte, die seinem Namen unter den Erfindern wichtiger Künste und hoher Vortheile einen achtbaren Rang sichert. Er starb am 13. März 1719.

Ob die Hoffnung von dem großen Gewinne der Fabrik sich noch erfüllte, ist wohl kaum anzunehmen, da sie viel zu ringen hatte unter den mißgünstigen Umständen. Sie besteht indessen heute noch in wohlverdientem hohem Rufe. Auch in der Herstellung des ächten Porzellans ist sie nicht allein geblieben. Die Porzellanfabrik von Serres

bei Paris hat einen glorreichen Ruf; der Name Wedgeworth in England ist berühmt; die Königlichen Fabriken in München und in Berlin machen ihr den Rang streitig, ob sie gleich immer noch in Ehren besteht, und, als Erste ihrer Art, ihr Anrecht sich zu sichern weiß.

Von den Vornamen.

Von K. Th. Kribitzsch.

I.

Man hat gar mancherlei und weiß nimmer, was man daran hat, und man spricht gar manches Wort sein Lebelang und weiß nimmer, was man damit sagt. Also ergeht es sonderlich mit den Taufnamen. Die Eltern wählen und geben sie — oft unter viel Kopfzerbrechen und langer Berathung mit Vettern und Muhmen — und wissen doch die meisten nicht, was die Namen bedeuten, darum sie auch sich nicht bedenken, sie zu verstümmeln und zu verzerren, daß es ein Jammer und eine Schande ist. Und die Kinder hören ihre Namen von Kindesbein an, lernen sie auch schreiben, aber was sie daran haben, wissen und lernen ihrer die allermeisten auch nicht. Und doch wär's so hübsch, wenn sie's wüßten, die da geben, und die empfangen, es könnte ihnen wohl manchmal, beiden, den Großen und Kleinen, auch eine leise, linde Erinnerung sein an ihre Pflicht und an ihren Gott. Darum hab' ich mir vorgenommen, euch, die ihr da oben im Grünen sitzet zwischen Bäumen und Büschen, hinter Glas und Kanne, und habt nichts Gescheidteres zu thun, als den Feierabend in Behagen und Ruhe zu genießen, einmal ein Stündlein zu unterhalten von diesem Capitel. Und so euch das recht ist, soll mir's lieb sein, und ich komme dann wohl auch einmal wieder.

Nun sind aber der Taufnamen so gar über die Maßen viel, daß ich gar nimmer weiß, womit ich anfangen und womit ich's enden soll. Aber ich habe nicht Zeit, mich lange zu bedenken — so will ich mit dem anfangen, womit unser ganzes Geschlecht angefangen hat, mit Adam; und will — daß ich's nur gleich zuvor sage — das Ganze in eine solche Ordnung bringen, daß ich zum Ersten rede von den hebräischen Vornamen, dann von den griechischen, danach von den lateinischen und zuletzt von den deutschen. Doch werdet mir nur nicht ungeduldig; es kommt ja nicht Alles auf einmal. Auch will ich ja gern das Register nicht so lang machen, sondern mich auf die Namen beschränken, die bei uns zu Lande, d. h. bei dem Christenvolk im Schwunge sind.

Also Adam! Das Wort bedeutet, daß er gemacht ist aus Erde, denn Adama heißet Erde, Erdboden (1. Mos. 3, 19). Und das erinnert einen an mancherlei, wie zum Exempel, daß wir auch allzumal wieder zur Erde werden müssen, davon wir genommen sind; auch daß Adam der erste war, der wider Gott sündigte, und daß in uns Allen der alte Adam noch steckt. Es lassen sich aber die Menschen nicht gern daran erinnern, darum kommt der Name nicht zu häufig vor. Doch weiß ich einen, der ihn getragen, und nicht mit Unehre, vielleicht ist er dir aus der Schule her noch im Gedächtniß, der alte Rechenmeister aus Nürnberg, Adam Riese. Auch weiß ich zwei Dichter, denen der Adam überall hier vorangeht, nämlich Adam Reißner († 1563), von dem ist das: In dich hab' ich gehoffet, Herr, und: Adam Oehlenschläger († 1850). Sonst finden wir die Namen Adam, Adams, Adami auch als Geschlechtsnamen nicht selten, und darunter manchen berühmten Mann, wie den Tonmeister dieses Namens, der im J. 1856 am 3. Mai in Paris verstarb.

Weiter kommt in der Bibel vor Abraham, den hat sich in alter Zeit auch mancher zum Taufnamen gewählt für sein Knäblein oder für sich selber, wie der schnurrige Hofprediger in Wien, Ulrich Megerle, der sich Abraham a Sancta

Clara nannte. Von dem giebt's wunderliche Historien und Büchlein, das eine ist betitelt: Huy und Pfuy der Welt, oder von den Tugenden und Lastern; ein anderes: Abraham a Sancta Clara, ganz neu ausgeheckte s Narrennest oder curiose Werkstätte mancherlei Narren und Närrinnen, und so viel andere mehr. Auch war der berühmte Mathematiker Kästner ein Abraham. Was aber der Name bedeutet — wenn du in deiner Bibel rechtschaffen Bescheid weißt, wirst du schon so nicht fragen. Der alte Vater des Volkes Gottes hieß erst Abram, d. h. verdeutscht: Vater der Höhe oder hoher Vater. Danach aber (1. Mos. 17,5), nachdem ihm Gott verheißen, daß er ihn wolle zu einem Vater vieler Völker machen, sprach er: Du sollst nicht mehr Abram heißen, sondern Abraham soll dein Name sein. Und das heißt: Vater der Menge.

Aber nun gieb Acht, ich will dich einmal examiniren! Wie hießen die Eltern Samuels? So ist's recht: Elkonna und Anna. Aber Anna, was bedeutet das Wort? Es hat einen schönen Sinn, es heißt Gnade, Huld, danach wird der Name bedeuten: die bei Gott in Hulden steht, oder die Holdselige, Liebliche. Das Wort ist aber dasselbe mit dem scharfen Anhauch: Hanna. Davon kommt denn auch Hannas, Hanno und das zusammengesetzte Wort Johannes und Johanna, d. h. Gottes Huld, Gottes Geschenk, also ein Kind der Gnade (vergl. Gotthold). Nun, mit solch einem Namen kann man sich schon sehen lassen, und fürwahr, wenn man all die schönen Erinnerungen dazu denkt, die dieser Name giebt, von Hanna, der Mutter Samuels und der frommen Prophetin, die das Christkindlein im Tempel begrüßte, und Johannes, dem Prediger in der Wüste und dem Jünger, der an seines Meisters Brust lag, und dem hochwürdigen Bischof von Constantinopel, der von seiner Beredtsamkeit genennet wird Johannes Chrysostomus, d. i. Johannes Goldmund, und von den frommen, wackern Churfürsten von Sachsen, Johann dem Beständigen und Johann Friedrich dem Großmüthigen, und Johann Herrmann, der die vielen schönen Lieder gedichtet hat, und Johannes Matthesius, Luthers Tischgenossen, und Johann Graumann, der 1519 auf der Pleißenburg in Leipzig Eck's Schreiber war, dennoch aber Luthers Freund und ein rüstiger Förderer seines Werkes in Preußen, u. s. w. u. s. w. bis herab auf die heilige Anna von Schlesien und auf die Heldenjungfrau von Orleans, und so du willst, noch weiter, ja meinetwegen gar bis Johann, dem muntern Seifensieder — wenn man das alles zusammennimmt, so kann man fürwahr ordentlich einen Respect bekommen vor dem Namen und vor denen, di ihn tragen. Aber es ist mit den Namen, wie mit einem Kleid oder mit einer Münze. Das Kleid verliert seinen Glanz mit dem Alter, die Münze wird unrein, abgegriffen, also daß man am Ende nicht einmal mehr das Bildniß und die Unterschrift erkennt. Der Name Johannes und Hanna, Anna haben einen so schönen, reinen, vollen Klang, und Hänschen und Aennchen und Hannchen (denke nur an Aennchen von Tharau und Hannchen mit den Küchlein, wie heimeln und schmeicheln sie uns an. Aber wie hart klingt das verkürzte Hans und gar wie häßlich Anne, Hanne. Und wie viel schöne Erinnerungen die Namen in uns erwecken mögen, auch der Bediente heißt Johann und der Kutscher nennt seinen Gaul Hans und der Gärtner wirft dem stolzen Schwan in seinem Teich mit dem Worte sein Futter zu, und denken an nichts. Und das Sprüchwort von dem Hänschen und dem Hans hat mit unsern Namen sicherlich auch nichts Gutes im Sinn. — Das ist das Loos der Schönen auf der Erde. Uebrigens kommt der Name auch als Eigenname sehr häufig vor, zusammengezogen in Jahn, verkleinert in Jäneke, Jänichen, zusammengesetzt in Mostjahn, Junghans, Hansemann u. v. a.

Nun da ich A gesagt habe, werde ich wohl auch müssen B sagen, da habe ich denn zuerst zu erinnern an Bartholomäus, d. h. Sohn des Streitbaren. Also hieß der 12 Apostel einer, wahrscheinlich derselbe mit Nathanael. Sonst wissen wir von ihm weiter nichts. Doch berichtet die Sage, er habe das Evangelium nach Arabien und Armenien und Kleinasien getragen und den Kreuzestod gelitten.

Es ist ihm der 24. August geweiht, und es hat sich einmal ein König von Frankreich auf diesen Tag ein gräuliches, schreckliches Andenken gestiftet. Habt ihr noch nicht gehört von der Pariser Bluthochzeit oder der Bartholomäusnacht? — Es ist also das Wort eines Apostels Name, doch klingt er gar weltlich und unheilig in der Abkürzung Barthel, zumal in der Redensart, die man von einem klugen Menschen sagt, der die rechte Quelle weiß: der weiß, wo Barthel Most holt. Wer mit dem Barthel gemeint sei, ich weiß es nicht. Soll ich euch aber einen solchen klugen Barthel nennen? so wäre der gewißlich einer, der um das Vorgebirge der guten Hoffnung herumgefahren ist im Jahre 1486: Bartholomäus Diaz. Denn im Capland gibt's nicht allein guten Most, sondern auch, die Leute sagen's wenigstens, einen köstlichen Wein. Wohl bekomm's ihnen.

Wir wollen indeß weiter fahren und kommen zu Benjamin. Der Name kommt nicht zu selten bei uns vor. Giebt's nicht einen Benjamin Franklin, der Amerika in seinen Freiheitskämpfen so große Dienste geleistet und den Blitzableiter erfunden? Der ist ein rechter Zeuge, daß nicht Stand und Geburt schuld sind, wenn aus einem Menschen nichts wird, oder doch nichts rechts und großes. Denn was war dieses Benjamin's Vater? Ein Seifensieder war er, zu Boston in Nordamerika, und hatte so wenig Verdienst, daß der Kleine ihm mußte Seife sieden helfen. Doch freute er sich auch, daß der Knabe bald so schöne Gaben des Geistes offenbarte, schaffte ihm Bücher, und da er 12 Jahre alt war gab er ihn einem ältern Sohn, der ein Buchdrucker war, in die Lehre. Da gab's nun Bücher der Hülle und der Fülle, und der kleine Benjamin ließ sich nicht nöthigen zuzulangen, saß und las 3, 4 Stunden vor Anfang der Tagesarbeit und halbe und ganze Nächte hindurch, sparte sich's von seinem Taschengeld ab, daß er nur recht viel Bücher kaufen konnte, und man sah ihn oft sitzen in der einen Hand ein Buch, in der andern ein Stück trockenes Brod, vor sich ein Glas Wasser. Und das ist nun dennoch ein so gar berühmter Mann worden in aller Welt. Er hat einen Bund zu Stande gebracht zwischen Frankreich und seinem bedrängten Vaterland, und da er im Jahr 1785 heimkehrte in sein Land und in seine Stadt Philadelphia, da empfing ihn alles Volk mit Jubel und Jauchzen, mit Glockengeläute und Kanonendonner und andern Ehren mehr. Und als er starb im Jahre 90, 84 Jahre alt, und ward begraben, da waren bei 20,000 Menschen versammelt zu der Feier in der Stadt. Auf seinem Grabstein aber stehen die Worte, die er sich selber verfasset: Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers, als Speise für die Würmer, gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist. Doch wird das Werk selber nicht verloren sein, sondern einst wieder erscheinen in einer neuen, schönern Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser. — Das ist nun ein Benjaminer. Ein anderer ist der schlesische Pastor und Dichter Benjamin Schmolke, von dem das schöne Lied ist: Himmelan geht unsre Bahn — und: O wie fröhlich, o wie seelig, werden wir im Himmel sein u. a. m. Aber daß wir die Hauptsache darüber nicht vergessen, was heißt denn der Name? Rachel, da sie das Kind gebar, kam es ihr hart an und da ihr die Seele ausging, daß sie sterben mußte, hieß sie ihn Benoni, d. h. Schmerzenssohn, aber sein Vater hieß ihn Benjamin, d. i. Glückskind, Glücks- oder Lieblingssohn (1 Mos. 35, 18). Nun, meine lieben Leser, solche Benonis, solche Schmerzenskinder sind wir unsrer Mutter alle einmal geworden, wenn's ihr auch nicht erging, wie der armen Rachel, und auch nach der Zeit haben wir wohl Vater und Mutter noch manche Sorge und Thräne gekostet, ohne und durch unsere Schuld — das wollen wir nimmer vergessen.

Dies und Das.

Wie ein Dieb Todesangst als Strafe hinnehmen mußte. Der Reisende Waterton war von seinen langen Reisen im südlichen Amerika nach Yorkshire zurückgekehrt und hatte seine Sammlungen aufgestellt, die er auf die freundlichste Weise Jedem zeigte und erklärte. So war denn auch einmal eine Gesellschaft bei ihm, welcher er unter andern Sehenswürdigkeiten Pfeile zeigte, wie sie die Wilden in Guyana führen und ihre Spitzen mit dem furchtbaren Gifte, das sie Curare nennen, vergiften und sie dann durch Blaserohre auf ihre Feinde abschießen. Die Wirkung des Giftes schilderte Waterton, der Wahrheit gemäß, als unmittelbar rettungslos tödtend, sobald es mit dem Blute in Berührung tritt. Einer in der Gesellschaft stahl einen der niedlichen Pfeile, Gott weiß, in welcher Absicht, und steckte ihn in seine Rocktasche und breitete sein Taschentuch darüber. Ob Waterton es bemerkt hatte, oder was ihn sonst bewog — er lud die kleine Gesellschaft zu einem Frühstücke ein und unterhielt sie sehr lebhaft. Der Dieb vergaß seinen Raub, fuhr mit der Hand in die Tasche, und — verwundete sich den Finger an der Pfeilspitze. Ich bin vergiftet! schrie er plötzlich in voller Todesangst. Alle fuhren mit Entsetzen auf und der Dieb gestand seine That und zog den Pfeil, der ihm den Finger verwundet hatte, hervor. Waterton erschrack auf's Heftigste und erklärte, der Tod sei unvermeidlich, wenn nicht augenblicklich ein Wundarzt zur Hand sei, den Finger — abzunehmen.

In kalten Todesschweiß gebadet stand jammernd und winselnd der Dieb da. Ein Bote wurde nach einem Wundarzt gesendet; allein die Todesangst des Diebes jammerte Waterton. Er erklärte, daß die Indianer allemal erst ihre Pfeile aus ihrem Curare-Büchschen vergifteten, wenn — sie sie abschössen, und — diese Pfeile seien — nicht vergiftet! Daß eine tüchtige Strafpredigt dazu kam, und der nur durch den Schrecken mühsam zurückgehaltene Zorn der Gesellschaft auch sich kund gab, läßt sich denken. Eine gehörige Strafe hatte der Dieb übrigens und — man darf sich dem Glauben hingeben — daß er keinen Pfeil mehr stehlen wird!

Urtheil eines Chinesen über die Stadt London. Vor einigen Jahren reiste ein Chinese nach Europa. In London fragte man ihn, was er am Auffallendsten finde? Er antwortete: Zuerst eure Stadt, denn in derselben sind die Häuser so dicht gedrängt, wie die Schuppen auf dem Rücken eines Fisches, so daß die Einwohner nicht athmen können; sodann die Männer, weil sie in dem Oberkleide (dem Rocke) den Schwanz der Thiere nachahmen (er meinte den hinten hängenden Frackrock), und in der Kopfbedeckung (er meinte den Hut) den Mörser des Apothekers, und weil sie Brillen tragen, auch wenn sie nicht lesen.

Man möchte doch ehrlich fragen, ob der Chinese nicht Recht habe in seinem scharfen Urtheil?

Regenschirme. Heutzutage sieht man jeden ehrlichen Bauersmann, seinen Regenschirm unterm Arme, zur Stadt wandern, wenn's etwa tröpfelt oder rieselt oder ein Gewitter im Anzuge ist. Die Mutter des Regenschirms ist der Sonnenschirm im Morgenlande. Da, wo die Hitze sengend ist, muß der Mensch, wenn er in die Sonne hinaus muß, seinen Kopf schützen, wenn er nicht einen Sonnenstich sich zuziehen will, und oft mit ihm einen schnellen Tod. Da dachten die Leute natürlich frühe an Sonnenschirme, um Schatten zu gewinnen, und wir wissen, daß in Asien, besonders in China, der Gebrauch der Sonnenschirme in ein graues Alterthum hinauf reicht. In Europa quält uns die Sonne selten in dem Maße, daß wir Sonnenschirme nöthig hätten, nämlich die Männer, bei den Frauen — nun, die Eitelkeit hat auch ihr hübsch Antheilchen dran, ist das Etwas, — was — wenn es auch durch vernünftige Kopfbedeckungen sich ersetzen ließe — hingehen mag. Dagegen ist der Regen ein unangenehmer Nachbar, ob er gleich so bescheiden ist, nicht weiter als auf die Haut zu bringen, und da sich wendet. Dennoch ist man erst in verhältnißmäßig später Zeit darauf gekommen, Regenschirme sich zu machen. Erst vor 150 Jahren etwa kamen sie in Deutschland auf; und da trugen sie nur vornehme und reiche Leute. Sie wurden von Wachstuch gemacht und waren eine runde Scheibe, die durch Holzstäbe ausgespannt wurde. Später nahm man Rohr dazu und begann sie zu wölben. Heute macht man sie von Seide, federleicht, zierlich, und jeder Schustergeselle führt seinen Regenschirm als Spazierstock, wenn er am Sonntage in's Freie lustwandelt. Das ist auch ein Fortschritt! Gäb's nur nicht so viele Fortschritte dieser Art, die auch einen andern Fortschritt in sich schließen, nämlich den — des Geldes aus dem Beutel! Regenschirme nannte man sie vor 100 Jahren noch nicht, sondern: Regendächer, und den Namen verdienten sie wegen ihrer respektablen Größe, besonders die, unter denen Vater, Mutter und die „lieben Kleinen" alle Platz hatten, und Sicherheit vor der Nässe fanden. Ist es nicht ein Zeichen stets zunehmender Selbstsucht, daß man heutzutage nur solche für Eine Person hat? Also auch der Regenschirm ein Zeichen der Zeit, und ein bedeutsames?! —

Der unglückliche Himmelfahrtstag.

Von A. E. Fröhlich.

Aus der Stadt in's Dorf Wil hinein fuhren auf einem Wägelein miteinander des Ammanns Sohn, der Schwarzhans und Michel, der Sohn der verwittweten Müllerin.

„Wie man hört", sagte Schwarzhans, „ist es für dich aus mit des Kirchmeiers Verena, der Heinrich ab dem Bühl ist mit ihr versprochen." „Ich habe es auch vernommen", antwortete Michel; „es ist eben so gut; ich hätte am Kirchmeier einen Vogt bekommen. Meine Mutter sprach mir immer nur von dieser Verena, sonst hätte ich selber nicht an sie gedacht. So bin ich wieder frei und den reichen und hübschen Töchtern, ich denke, nicht zuwider."

„Ueberhaupt", sagte Schwarzhans, „was wollen wir schon heirathen? Es ist damit noch immer früh genug. Wir wollen unsre schönen Tage noch recht genießen und uns mit unsern jungen Töchtern lustig machen und dem trübseligen, knechtischen Geist, den der Pfarrer und der Kirchmeier suchen zu verbreiten, rechtschaffen entgegenarbeiten; es soll in unserm Dorfe ein heiteres, aufgewecktes Wesen herrschen."

„Nun wird Heinrich vom Bühl", fuhr Michel fort, „auch mit seinem künftigen Schwäher, dem Kirchmeier und mit dem Pfarrer jublen."

„Es ist Schade", sagte Schwarzhans, „da wird auch seine schöne Schwester Elisabeth sich nicht mehr unsern Freundinnen anschließen; oder meinst, sie hoffe nicht, Müllerin zu werden?"

„Ich sehe sie nicht ungern", erwiederte Michel; „wer weiß, was noch werden kann."

„Vergessen mußt du aber nicht", fuhr Schwarzhans fort, „daß auch des Kirchmeiers Rudolf ein Aug' auf sie hat."

„Nun," sagte Michel, „ich habe grade nicht nöthig, auf Geld zu sehen; es gibt noch schönere als die Elisabeth."

„Welche meinst du?" fragte Schwarzhans.

„Das weißt du schon," sagte Michel, „schöner ist weit und breit keine, als die Hanne im Tobel, und die siehst du gerne."

„Wenn sie nur Geld hätte," antwortete Schwarzhans; „aber für einmal hat das nichts zu sagen. Zur Freude beim Wein gibt's kein frischeres und gescheiteres Mädchen, als diese Hanne; aber nur selten habe ich sie früher mit Freundinnen auf dem Tanzboden angetroffen; ihre Mutter bewacht sie ängstlich."

„Und jetzt geht ihr der Samuel aus dem Thalbrünnchen nach," fuhr Michel fort; „du wirst auch schon davon gehört haben?"

„Ja, ja," sagte Schwarzhans, "mit dem setzt es noch Händel; was nimmt sich der Lumpenbube heraus, der schönsten Tochter nachzugehen."

So sprachen die Beiden auf der Heimfahrt.

Dieser Samuel war der Sohn einer Wittwe, die noch zwei jüngere Mädchen hatte. Sie wohnte im Thalbrünnchen, etwa eine halbe Stunde von Wil entfernt, zu welcher Gemeinde das einsame Haus gehörte. Um das Haus war ein Gärtchen, ein Acker und eine Wiese mit schönen Obstbäumen. Die Wittwe bebaute das Land fleißig; die Kinder konnten ihr noch wenig helfen, sie mußten täglich in's Dorf hinunter in die Schule. Der Sohn aber ging auf den Taglohn in die benachbarte Stadt; sein verstorbener Vater hatte ihn das Handwerk eines Zimmermanns gelehrt und Samuel war ein gesuchter Arbeiter. Er half mit seinem guten Wochenlohn die Mutter und seine beiden Geschwister erhalten. Nach seinem Feierabend heimgekommen, arbeitete er noch oft bis in die spätere Dämmerung im Garten oder auf dem Acker. Am Sonntag ging er regelmäßig in die Kirche und blieb dann meist zu Hause und zeichnete allerlei Pläne, wie ihn das sein Vater gelehrt hatte, oder er las auch aus der Bibel

oder einem nützlichen Buche den Seinigen vor. Bisweilen kamen auch an einem Sonntagnachmittag seine zwei Freunde Heinrich und Rudolf zu ihm, die besahen seine Zeichnungen und er erklärte sie ihnen, oder sie hörten seinem Vorlesen zu, oder sangen auch einen Psalm oder ein anderes geistliches Lied, denn der Mutter Stimme war noch schön, auch hatte sie ihre Kinder singen gelehrt. Zur täglichen Hausandacht gehörte auch das Singen. Oder sie stiegen hinter dem Thalbrünnchen den Wald hinauf und erfreuten sich oben auf der Fluh an der weiten Aussicht.

„Es ist Niemand glücklicher als ihr im Thalbrünnchen", sagte Heinrich oft, „ihr habt einander lieb und den ungestörten Frieden; kein Nachbar beunruhigt euch; und nicht leicht ist es in einem Winkel lieblicher, als hier in diesem Thalgrunde unter den Bäumen, bei eurem schönen Brunnen und an dem Bache, der hier seine Quellen hat. Ihr seid auch durch den Berg vor den kalten Winden geschützt, daher geräth euch alle Jahre das Obst. Ihr seid von der Welt abgeschieden und doch nicht allzuweit von derselben entfernt und sehet durch das Bachthal noch weit in sie hinaus. Auch euer Häuschen könnte nicht freundlicher sein, und feiner eingerichtet ist keines im Dorf."

„Der Vater selig hat das verstanden", sagte die Wittwe, „er hat es hier gebaut, er wollte gern abseits wohnen; er hat diesen Thalwinkel umgereutet. Und wir haben da zwanzig Jahre im ungestörten Glück gelebt, bis es dem Herrn über Leben und Tod gefallen hat, den lieben Vater zu sich zu nehmen. Wir haben aber sichtbar des Vaters Segen und Gott hat uns den Samuel erhalten."

„Nein, mir hat er euch erhalten, Mutter; wo könnte es mir wohler sein, denn hier?"

„Aber so allein wirst du doch nicht immer da wohnen wollen", sagte Heinrich; „auf dem obern Boden eures Häuschens ist noch Raum für eine Haushaltung; da machst du dir wohl noch Stube und Kammer und Küche zu recht und führst dir Jemand herauf, der dort unten am Bach wohnt, wo du täglich vorüber gehst."

Samuel sagte nicht nein und mochte lächeln. Die Mutter aber meinte, eine zweite Küche würde auf keinen Fall nöthig sein. Und Samuel stimmte bei.

Die aber, auf welche Heinrich hindeutete, war eben Hanna, die einzige Tochter einer Wittwe, welche eine Viertelstunde weiter unten am Bache im sogenannten Tobel wohnte. Hanna, hoch und schlank gewachsen, hatte ein feines Angesicht und Wesen; Verstand und Güte schauten aus ihren Augen und Mienen. Sie war Weißnäherin und arbeitete täglich in der Stadt in reichen Häusern. Da hatte sie sich die leichteren Formen des Umgangs gemerkt, war jetzt weniger schüchtern und unbeholfen und hatte doch ihre Bescheidenheit und Einfachheit bewahrt. Samuel und Hanna kannten sich von Kindheit auf; die Wittwen hatten sich mit ihren Kindern gegenseitig oft besucht; die Kinder waren mit einander in die Schule gegangen, auch mit einander confirmirt worden; und seit nun Hanna bei einer fern wohnenden Pathe ihren Beruf erlernt hatte und als erwachsene und blühende Tochter heimgekommen war und dann angefangen, täglich in die Stadt zur Arbeit zu gehen, wußte es Samuel zu treffen, daß er sie hin- und herbegleitete. Sie konnten meist ungestört neben einander gehen, da die Arbeiter, welche von Wil in die Stadt kamen, die nähere Landstraße benützen, durch das enge und abgelegene Bachthal aber nur selten ein anderer Taglöhner, Landarbeiter oder ein Reisender hinab- oder hinaufsteigt. Anfangs wollte sie nicht den Schein haben, als warte sie auf ihn, ging auch öfter früher oder später von Hause oder aus der Stadt fort, so daß er, wenn er lange auf sie gewartet und gepaßt hatte, den Weg hin und her allein machen mußte.

Sie war ihm zwar freundlich, aber die Vertraulichkeit der Kinderjahre war nun einer gewissen gegenseitigen Scheu gewichen. Zudem sah er sie immer

schöner und stattlicher werden, und bemerkte auf dem Weg zur Kirche, wie mancher reiche Bube sie in's Auge gefaßt und bei Gelegenheiten am Jahrmarkt, an der Kirchweihe sich ihr zu nähern gesucht; um so mehr hatte er sich dann bemüht, sie auf ihrem Wege zu treffen, ihr kleine Dienste zu leisten und überhaupt seine Anhänglichkeit zu zeigen.

Mit dem ersten Tageslicht war er öfter im Tobel und verrichtete in dem zum Häuschen gehörenden Ackerland, Garten und Baumgarten irgend eine Arbeit, besserte etwas an den Hägen oder an dem Wege das Bachthal hinunter; der Steg über den Bach bekam eine Lehne; wo über Steine hinüberzuschreiten war, da legte er größere und breitere Kiesel hin und befestigte sie; Wasser, das über den Fußweg gedrungen, leitete er ab, so daß der Pfad durch das Bachthal noch nie überall so in Ordnung gehalten war, wie jetzt. Dies Alles konnte von der Hanna nicht unbemerkt bleiben. Und als sich auf ihren Geburtstag, der damals auf einen Sonntag im Maien fiel, im Gärtchen im Tobel feine Rosen und andere seltene Blumen in Geschirren eingesetzt fanden, so dachte auch die Mutter der Hanna an einen Freier und zwar an einen reichen, voraus an des Ammanns Sohn, den Schwarzhans, oder an Michel, den Sohn der Müllerin; denn daß diese Beiden die Hanna schon haben zum Weine führen wollen und zum Tanz, wußte sie. Auch war es ihr nicht recht, daß Hanna denselben nicht folgen mochte.

„Du bist doch einfältig,“ sagte die Mutter, „mit dem Schwarzhans oder Michel nicht zum Wein oder Tanz gehen zu wollen; alle andern Töchter würden dich beneidet haben. Ich wollte denn doch lieber in der Mühle als hier im abgelegenen Tobel wohnen; und der Schwarzhans, der wird Ammann, sobald sein Vater die Ammannsstelle aufgiebt; der Schwarzhans ist einziger Sohn: sie haben einen großen Hof; auch dort wollte ich lieber wohnen, als alle Tage den weiten Weg bei Regen und Unwetter, bei Hitze und Kälte zur Arbeit in die Stadt zu gehen. Du dauerst mich jedes Mal.“

„Liebe Mutter,“ sagte Hanna, „danken wir Gott, daß wir diesen Verdienst haben; werde ich in den bessern Häusern bekannter und habe ich mir das nöthige Vertrauen verdient, so geben sie mir wohl auch die Arbeit nach Hause and da kann ich dann mehr bei euch sein. Die Beiden, die mich schon zum Wein und Tanz führen wollten, kenne ich schon; sie haben schon mehr als ane brave Tochter zum Besten gehalten. Zudem bin ich noch nicht achtzehnjährig. Auch ist es mir bei euch gar nicht verleidet, so wenig als hier im Tobel, wo könnte es stiller und friedlicher sein?“

„Aber ich werde alt,“ sagte die Mutter; „sollte ich bald sterben müssen, was wolltest da dann anfangen? Unser Häuschen und Gärtchen würde verkauft, es ist ja noch nicht ganz schuldenfrei.“

„Nun,“ sagte Hanna, „desto fleißiger will ich sein wenn andrer Gedanken müßig gehen; schon haben wir mit Gottes Hülfe den größten Theil der auf unserm Haus und Land haftenden Schuld abbezahlen können; und wenn uns Gott wie bisher gesund und bei Verdienst erhält, können wir in zwei bis drei Jahren auch schuldenfrei sein. Und daß ich kein Geld habe, wissen auch der Michel und der Schwarzhans.“

„Die,“ sagte die Mutter, „haben nicht nöthig auf das Geld zu sehen.“

„Desto mehr aber thun sie's,“ antwortete Hanna. „Zur Kurzweil wäre ich ihnen reich genug.“

„Ja,“ sagte die Mutter, „wären sie so schlimm, wie du meinst, würde ich selbst nicht von ihnen reden. Du kennst si ja auch nicht näher. Und wohl hat sie dir der Samuel aus dem Thalbrünnchen so vorgemahlt, mit dem du schon mehr als einmal in die Stadt hinuntergingst und wieder heimkamst. Der aber hat kein Vermögen, eine Mutter, die noch lang leben kann und noch zwei unerwachsene Schwestern.“

„Es ist unser nächster Nachbar,“ sagte Hanna unbefangen; „seine Mutter

hat uns ja nur Liebes und Gutes erwiesen; wir sind früher bei ihnen im Thalbrünnchen so oft gewesen, als sie bei uns hier im Tobel; wie könnten wir nun gegen sie fremd thun? Den Samuel suche ich nicht, aber wenn er mir auf unserm gemeinschaftlichen Wege begegnet, kann ich ihn doch nicht heißen vorangehen oder zurückbleiben. Uebrigens wisset ihr, daß ich noch öfter allein gehe und komme."

„Das ist mir auch gar recht," sagte die Mutter; „er hat noch genug für sich selbst zu sorgen, und er freilich ist gezwungen, auf Geld zu sehen. Wenn du ihn auch nicht suchst, können wir ja gleichwohl gute Nachbarn bleiben."

Wiederholt waren dann aber der Hanna auf ihrem täglichen Wege bald der Schwarzhans, bald der Michel begegnet, wie wenn sie von oder zu Arbeiten in Feld und Wald kämen und hatten ihr bis in's Tobel das Geleit gegeben. Der Hanna waren aber die Gespräche des einen wie des andern in der Seele zuwider und sie fertigte die Zudringlichen und Uebermüthigen kurz ab.

Da sie zugleich wohl wußte, daß jene mancherlei Dienstleistungen und auch jene Blumen aus den Händen Samuels gekommen, ließ sie sich, zumal auf dem Heimweg bei den früheren und schon dunkler werdenden Herbstabenden, von Samuel vor der Stadt öfter antreffen und ging mit ihm heim. So wurden sie täglich trauter, eines freute sich über das andere. Daß sie einander gehören, wußten sie, ohne daß sie davon schon gesprochen. Und nach nicht gar langer Zeit ging keines ohne das andere hin und her.

Samuel fing auch an, in freien Stunden den oberen Boden seines Hauses im Thalbrünnchen zu einer Wohnung einzurichten. Es entstand da allgemach eine gar schmucke Wohnstube und Nebenstube und Kammer und sie füllten sich nach und nach mit von ihm sorgfältig gearbeiteten Tischen, Stühlen und Schränken. Indeß ging auch seine Mutter mit ihren Kindern an einem Sonntag Nachmittag bisweilen zu ihrer Nachbarin im Tobel; seltner schon Hanna's Mutter hinauf in's Thalbrünnchen, denn sie bemerkte denn doch, ungeachtet Hanna allein von Hause ging und oft noch ohne Begleit zurückkehrte, daß sie und Samuel einander öfter begegnen, und sie mochte sich ihre Hanna nicht als Frau des armen Zimmermeisters im Thalbrünnchen denken.

Den ganzen Winter hatten sie sich auf dem Hin- und Herwege gefunden, oft waren sie, wenn es regnete, unter einem Schirme gegangen; im frisch gefallenen Schnee war er ihr oft vorausgeschritten, daß sie in seine Fußstapfen hatte treten können; öfter hatte er ihr die Hand gereicht, wo helles Eis den Pfad füllte; mehr als einmal hatte er sie unterstützt, wenn sie auszuglitschen schien. Er blieb immer bescheiden und sie hatte zu ihm das vollkommenste Vertrauen gefaßt und war seines stillen und verständigen Wesens immer froher geworden. So war auch der unfreundliche Hornung mit seinem Stürmen und Gestöber vorbei, da sie oft des Unwetters wegen schneller hin und her eilen mußten, als ihnen lieb war. Jetzt hatte die Märzensonne die Wege getrocknet; schon gab es Märzenstaub, der verkündete Gras und Laub; die Felder und Wälder und Rebenhügel, wenn auch kahl wie im Wintermonat, waren doch anders anzusehen, weil auch sie dem Frühling entgegensahen und sie schon sein Licht beschien; schon grünen einige Dornenhäge, einzelne Blümchen schauten hervor; Samuel fand das erste Veilchen und gab es der Hanna. Es war Samstag Abend vor Lätare. Sie standen an der lieblichsten Stelle des Bachthales, da wo man aus einem im Sommer gar schattigen und kühlen Winkel den weitesten Ausblick hat in's Thal. Der Himmel war klar, die Luft noch lau, im Gebirg leuchtete das letzte Abendlicht, die Vesperglocken läuteten in Wil und nah und fern in den vielen von hier aus sichtbaren Kirchenthürmen. Die Beiden waren, gegen die immer neu erfreuende Aussicht gewendet, stillege standen.

„Wie viel schöner," sagte Hanna, „ist ein so heiterer Samstagabend, als der Abend eines anderen Wochentages, wenn dieser sogar noch heller wäre. Er ist eben ein Vorabend des Sabbaths; es ist uns schon sonntäglich."

„Und dann noch gar ein Samstagabend im Frühling," sagte Samuel, „da uns so mancher frohe Tag bevorsteht; am nächsten Mittwoch die liebliche Mariä-Verkündigung, dann der Palmsonntag, da wir miteinander confirmirt wurden, dann Ostern, da wir zum erstenmal miteinander zum Tisch des Herrn gingen, dann die Himmelfahrt, wiederum ein so liebliches Fest mit seinen blühenden Bäumen und Feldern."

„Dann Pfingsten," sagte Hanna, „da blühen in allen Gärten die gelben Pfingstveilchen; das blaue hier, das du gefunden, verkündet sie; dann duftet's auch schon von Heu im Land, dann bald von den Reben. Wir sehen ja schon in einen Sommer und Herbst und in ihre Ernten hinein."

„Und daß ich dir's nun einmal sage," fuhr Samuel fort und ergriff ihre Hand, „Alles und die ganze Zukunft scheint mir heiter, nur weil ich mit dir in dieselbe hineinschauen kann; du bist mir herzlich lieb; sei und bleibe du die Meine."

„Das bin ich auch," sagte Hanna.

Und so gingen sie langsamer Hand in Hand in's Tobel hinauf. Und wurde verabredet, er solle nächster Tagen, etwa an der Mariä-Verkündigung, zur Mutter kommen.

Der Schwarzhans, der im Walde war, sah, selber unbemerkt, sie kommen; er hatte sie auch belauscht und trat ihnen, wie sie Hand in Hand heraufkamen, unversehens entgegen.

„Das liebt sich," sagte er spöttisch; „ei freilich, es ist ja Samstag-Abend und da im Bachthal tritt euch Niemand in den Weg."

Samuel hatte unwillkürlich, wie Schwarzhans vor sie getreten, der Hanna Hand aus der seinigen gelassen; sie aber faßte Samuels Hand wieder und sagte zu Schwarzhans: „Du wirst es eben leiden müssen, daß wir uns lieben; auch kannst du ja Wache halten im Bachthal und Tobel; du wirst uns nicht stören."

„Laß uns überhaupt," sagte Samuel, durch Hanna ermuthigt, „unsers Weges gehen; es hat keine Art, so vor einen hinzustehen."

„Der Weg ist gemeinsam," sagte Schwarzhans, „wenn du gleich für deinen Schatz schon oft der Wegmacher gewesen bist; es ist allerdings euer Weg, aber ihr könnt doch Niemand verwehren, ihn zu gehen."

„Es ist aber nicht fein," antwortete Hanna, „sein Begleit einem aufzudrängen."

„Nun, die Feinheit," sagte Schwarzhans, „werde ich nicht von Taglöhnern lernen müssen."

„Eben darum," erwiederte Samuel, „lasse des Herrn Ammann's Sohn die armen Taglöhner ihre Wege gehen."

„Das will ich," sagte Schwarzhans vorangehend, „und will im Vorbeigang im Tobel der Mutter sagen, sie möchte in Zukunft selber ihre Tochter begleiten."

Daß er dieß zu thun im Stande wäre, wußten sie wohl, auch daß die Mutter für ihn eingenommen sei. Sie eilten ihm nach, bemerkten aber, daß er, wo er sich ungesehen glaubte, einen Seitenweg einschlug und nicht in's Tobel hinaufging. „Gleichviel aber," sagte Samuel, „komme ich nun diesen Abend noch mit dir zu deiner Mutter und rede mit ihr." Das war der Hanna ganz recht.

Die Mutter sah, wie gewohnt, der Tochter entgegen. Aber wie erstaunte sie jetzt, die Beiden Hand in Hand heraufkommen zu sehen. Und doch war Hanna gar nicht blaß, daß sie eben geführt und unterstützt werden sollte. Und die Mutter staunte noch mehr, da Samuel, der schon lange Zeit am Tobel vorüber gegangen war, nun mit der Hanna in's Haus und in die Stube trat.

„Wir wollen uns angehören," sagte Samuel alsobald, „und da bitte ich euch, ihr möget uns zu unsrer Verbindung eure Einwilligung und euren Segen geben und mich fürderhin euren Sohn heißen und mich euch Mutter nennen lassen."

„Es kömmt euch unvermuthet," fuhr Hanna fort; „setzen wir uns. Lasset euch erzählen, wie Alles gekommen ist. Wir hatten es anders verabredet; ihr solltet nicht so überfallen werden."

Und nun erzählte Hanna Alles und wie sie haben eilen müssen, damit die Mutter die Sache nicht zuerst und unter Entstellungen von Schwarzhans vernehme.

„Ja, was soll ich nun sagen?" antwortete die Mutter; „meine Einwilligung ist nicht nöthig, du hast ihm deine Hand gegeben, ohne mein Wissen und Wollen."

„Nun," sagte Samuel, „so verweigert uns auch eure Hand nicht, leget sie auf unsre Hände und gebt uns euren Segen." Und so ergriff er der Mutter Hand. „Ich will euer Sohn sein mit aller Treue."

Sie legten ihre verbundenen Hände auf ihren Schooß und sie konnte nicht anders, sie legte auch ihre Hand auf dieselben und sagte: „Wenn es denn so Gottes Willen ist, so segne er euch; er lasse mich euch glücklich sehen."

„Ja er segne auch euch," sagte Samuel. Und Hanna fuhr fort: „So haben wir denn recht angefangen; an Gottes Segen ist Alles gelegen, um den wollen wir täglich beten und täglich für einander beten."

Als sie dann noch eine Weile da saßen und daran erinnerten, wie sich Alles nach und nach gefügt, sagte die Mutter: „Aber ich kann mich doch noch nicht recht fassen, ich bin zu sehr überrascht. Und Zeit werdet ihr euch doch auch noch lassen. Ein Hauswesen zu führen, ist nicht eine so leichte Sache. Und wie soll denn alles werden? Kannst und willst du deine Mutter verlassen, Samuel, und hier im Tobel wohnen? oder Hanna, könntest du von deiner Mutter weg und in's Thalbrünnchen hinaufziehen?"

„Dieß zu berathen," sagte Hanna, „haben wir noch alle Zeit; wir sind beide noch jung."

„Das haben wir uns schon gesagt," fuhr Samuel fort, „ehe wir an etwas Andres denken, wollen wir uns nicht nur ganz schuldenfrei machen, sondern mit Gottes Hülfe noch ein schönes Stück Geld ersparen, damit wir ein Hauswesen nicht mit drückenden Sorgen anfangen müssen. Auf keinen Fall sollet ihr, liebe Mutter, verlassen und einsam sein. So Gott will, bleibe ich nicht immer bloß ein Taglöhner und Geselle, schon bin ich angefragt worden, einige Bauten zu übernehmen. Und so wird Eins nach dem Andern kommen."

„Und auch ich," sagte Hanna, „erhalte höheren Lohn und kann dann zudem noch die Arbeiten hier fertigen. Und so wird es sich wohl schicken, daß, wenn du im Dorf oder anderwärts eine Scheune oder ein Häuschen, oder dann, wenn du immer mehr Zutrauen gewonnen, ein großes Haus zu bauen hast und nicht mehr täglich in die Stadt hinunterzueilen brauchst, auch ich hier in unsrer heimlichen Stube einen guten Lohn verdiene. Da gewinnen wir ja schon in der Zeit, die wir nicht zu verlaufen haben, manchen schönen Batzen." Dergleichen hörte die Mutter nicht ungern, sie wurde einigermaßen beschwichtigt. Sie holte den Kaffee, den sie nach Gewohnheit der Hanna schon bereit gehalten, und Samuel genoß zum erstenmal als Verlobter neben ihr das Abendbrod. Es wurde spät. Bereits schien der Mond in die Stube. Da mußte er, damit die Seinen im Thalbrünnchen nicht in Sorgen seien, aufbrechen. Gerne hätte ihn Hanna noch eine Strecke hinauf begleitet. Allein sie befürchtete, ein Schwarzhans oder Michel möchte sie wieder belauschen und so sagten sie einander im Hause gute Nacht.

Samuel fühlte sich jetzt einen ganz andern; aber er war zu glücklich, als daß er hätte singen oder jauchzen mögen. Er dankte dem, der bisher Alles zum Besten gelenkt und ihm nun die Sterne scheinen ließ, glühender, dünkte es ihn, als noch nie. Der Mutter und seinen Schwestern sagte er dann noch von seinem Glück.

„Gott sei Lob und Dank," antwortete die Wittwe; „die Hanna ist die beste Tochter weit und breit, die sittsamste und geschickteste. Gott hat auch mein Gebet erhört.

In's Tobel kamen unter Schwarzhansens und Michels Anführung die Nachtbuben, lärmten und brüllten um das Haus, riefen unter allerlei Spottreden den Samuel heraus und zogen endlich, da im Hause Alles stille blieb, wieder ab, um anderwärts ihren Unfug fortzutreiben.

Wie sie verabredet, wollten Samuel und Hanna am Sonntagmorgen mit einander in die Kirche gehen. Als er in's Tobel kam, war Hanna schon sonntäglich angezogen. Er betrachtete sie mit neuem Wohlgefallen; jetzt ist sie mein, dachte er, die blühende und feine Jungfrau; wer hat eine schönere Braut?

Um das Häuschen herum war Alles sonntäglich aufgeräumt und auch in der Stube Alles des besten geordnet.

„Es ist bei dir wie in einem Kirchlein," sagte Samuel; „und ich sehe, ihr seid schon andächtig gewesen; die Bibel ist noch aufgeschlagen."

„Nun," fuhr Hanna fort, „wir haben noch Zeit, bis das zweite Zeichen geläutet wird. Du verstehst das und bist ja dessen gewohnt; du könntest uns noch etwas vorlesen."

„Recht so," erwiederte Samuel, „so fangen wir am ersten Sonntagmorgen unsers Brautstandes an, wie wir fortfahren sollen und wollen. Ich sehe, ihr habt im zehnten Capitel des Evangeliums Johannes vom guten Hirten gelesen, so will ich nun dazu den drei und zwanzigsten Psalm lesen."

Das that er. Hanna saß neben ihm, schaute mit ihm nach und nannte selber noch andere Psalmen, die sie vorzugsweise gerne betete, wie den achten, den neunzehnten, den vier und achtzigsten. Als sie noch diesen zu Ende gelesen, ertönte das zweite Zeichen.

„Ich wollte," sagte Hanna, „unser lieber Pfarrer ließe heute diesen Psalm singen. Gar erhebend ist's, wenn die ganze Gemeinde anstimmt: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott."

Die beiden gingen nun zur Kirche. Die Mutter blieb zu Hause. Der ungewohnte Lärm der Nachtschwärmer hatte sie furchtsam gemacht; sie meinte, das Haus dürfe nicht ganz verlassen werden; auch habe sie für das Mittagessen zu sorgen, da Samuel, wie Hanna wünschte, mit ihnen zu Tische sitzen sollte.

Der Weg ging am Bühl vorüber, wo Samuel's Freund Heinrich wohnte und dessen Schwester Elisabeth, welche die Vertraute der Hanna war. Beide gingen mit ihnen zur Kirche.

„Wisset ihr das Neueste?" fragte Samuel.

„Ja," erwiderte Heinrich, „daß Schwarzhansens und Michels Rotte diese Nacht auch im Tobel gelärmt hat; wir hörten es auf dem Bühl; sie sind auch bei uns vorübergezogen und haben Unverschämtes hinaufgebrüllt, machten sich aber schnell davon, denn sie hatten unsern Hund zu scheuen."

„Aber wisset ihr," sagte Samuel, „was sie veranlaßt hat, diese Nacht im Tobel Unfug zu treiben? Wir sind seit gestern Abend Verlobte, und davon hat Schwarzhans etwas gemerkt." Und nun erzählte Samuel weiter.

Heinrich und Elisabeth hatten darüber herzliche Freude, meinten aber, man werde sich jetzt in der Kirche auf allerlei Blicke und Mienen villeicht auch Worte oder wenigstens Töne der Nachtbuben gefaßt halten müssen. Hanna und Samuel waren ihrer Begleiter froh.

Die Kirche zu Wil steht auf einem Hügel oberhalb des Dorfes und schaut weithin durch das Land. Es war ein heiterer und warmer Frühlingssonntag; gar manche Leute stiegen zur Kirche hinauf, besonders zahlreich die alten Männer und Frauen, die den Winter über durch Kälte und Unwetter oft vom Kirchenbesuch abgehalten wurden. Auch viele Töchter kamen heran und meist ihretwegen die jungen Bursche, die nach der durchschwärmten Nacht sonst lieber noch bis gegen Mittag würden geschlafen haben. Sie dachten aber, dieß auch während der Predigt noch thun zu können. Mit den Töchtern aber mußten im Heimgehen

auf den Sonntagabend und besonders auf die nahe Mariä-Verkündigung die ausgedachten Lustbarkeiten verabredet werden. Die Bursche saßen in einer langen Reihe auf der Kirchhofmauer, die meisten rauchten und machten ihre spöttischen Bemerkungen über die Herkommenden. Als Samuel vorüberging, hörte er den Schwarzhans sagen: „Sie näht am liebsten den jungen Herren in der Stadt; und er ist ihr Wegweiser." Der Michel wieherte und auch die übrigen in der Reihe lachten laut auf. Da trat eben der alte Pfarrer auf den Kirchhof, eine noch kräftige und ehrwürdige Gestalt. Er hatte den jungen Leuten schon öfter vorgestellt, wie unschicklich es sei, auf dem Kirchhofe zu stehen oder zu sitzen, während der Gottesdienst mit dem Vorlesen aus der Bibel bereits begonnen habe. Durch seine sanften und ernsten Vorstellungen hatte er eine Zeit lang der Unsitte wehren können. Seit aber der Schwarzhans und Michel und ihre Rotte den Jugendunterricht nicht mehr besuchen mußten und im Nachmittags-Gottesdienste nicht mehr beim Namen aufgerufen wurden, meinten sie sich überhaupt aller Zucht und Ordnung entwachsen, zumal sie schon Unteroffiziere geworden, Schwarzhans unter den Scharfschützen, Michel unter den Dragonern, jenem auch der schwarze, diesem der blonde Schnautz schon groß gewachsen war. Der Pfarrer stand vor den jungen Leuten still und schaute sie ernsten Blickes an. Endlich standen einige auf und gingen in die Kirche. Der Pfarrer blieb stehen; zuletzt standen auch der Schwarzhans und Michel auf, nahmen aber ihre mit Silber beschlagenen Tabakpfeifen nicht aus dem Munde, sondern rauchten fort bis unter die Kirchenthüre.

„Das nächste Mal stehen wir doch nicht auf," sagte der Schwarzhans; „der Pfaff hat uns gar nichts zu befehlen, sein und des ganzen Pfaffenthums Regiment ist aus; wenn nicht die Mädchen zu beäugeln wären, gingen wir ja gar nicht in die Kirche."

Michel gab Beifall und lachte noch unter der Kirchenthüre. Sie stellten sich dann mit Geräusch in die vordersten Stühle im Chor und schauten frech in die nahen Stühle der ihnen vorüber sitzenden Töchter hinab. Was Schwarzhans dem Michel zuflüsterte, erregte auch hier noch dessen Lachen. Der Pfarrer mußte an ihnen vorüber, er stand vor ihnen etwas still und gab ihnen strafende Blicke. Die ganze Gemeinde bemerkte es. Der Gesang begann, rein, kräftig und vollstimmig. Man hörte es, die Gemeinde sang mit Inbrunst und Freude. Auch der Pfarrer war bald wieder in der rechten Stimmung und sang vernehmbar mit.

Die beiden aber im Chor hatten nicht einmal das Gesangbuch mitgenommen. Ihre Verachtung dieses Gesanges suchten sie kund zu geben, sie flüsterten und lachten dabei strich sich Schwarzhans den Schnautz und Michel spielte mit seiner goldenen Uhrkette.

Der Pfarrer hatte eine Vorbereitungspredigt zu halten auf die kommenden Communionstage der Passions- und Osterzeit und er predigte über die Worte: Feget den alten Sauerteig aus, auf daß ihr ein neuer Teig seiet, gleichwie ihr ungesäuert seid. Denn wir haben auch ein Osterlamm, das für uns geopfert ist, Christus. Darum lasset uns Ostern halten nicht im alten Sauerteig, auch nicht im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, sondern im Süßteig der Lauterkeit und Wahrheit. Der Pfarrer rügte voraus mit starken Worten den Unfug der Nachtschwärmer, welche die ganze Nacht hindurch die Ruhe in ganz Wil gestört. Das heiße Gott selber Trotz geboten, der noch immer sage: ich bin der Herr dein Gott. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Auch Christus sage: Des Menschen Sohn ist ein Herr auch über den Sabbath. Der stille Samstag-Abend und die Samstag-Nacht, sagte der Pfarrer, gehören auch schon zum Sabbath. Wer durch solchen wüsten und wilden Satanslärm sie stört, ist ein Sabbathschänder. Wer dem Nächsten die heilige Ruhe der Nacht stört und raubt, ist eben auch ein Räuber, ein Frevler am Heiligthum. Ihr solltet euch männlich zusammenthun, ihr Hausväter, und euch von den ungezogenen, trotzigen Buben die heilige Stille und Ruhe nicht stören und rauben,

nicht durch sie eine solche Schande auf unsre Gemeinde bringen lassen. Diesen alten Sauerteig feget aus; es ist vor allem eure heilige Pflicht, ihr Vorgesetzte, sonst machet ihr euch der Sünden und Schanden der heillosen Buben theilhaft. Fürchtet euch nicht, ihr habt alle rechtschaffenen Eltern für euch.

Die alten Väter und Mütter nickten Beifall. Besonders heilig sollten die kommenden Festtage gefeiert werden.

Höre ich in der heiligen Passionszeit selber am frühen Morgen der Festtage so heidnisch brüllen und toben, ist es mir, ich vernehme das entsetzliche schauerliche Geschrei: Sein Blut komme über uns und unsre Kinder. Besonders an den heiligsten Feiertagen regt sich der Satan, das ist eine allgemeine Erfahrung; wie es heißt: unsre Widersacher zertreten dein Heiligthum. Wenn ich jenen Gott und aller menschlichen und christlichen Ordnung trotzenden Nachtlärm vernehmen muß, so höre ich den Apostel Petrus sagen: seid nüchtern und wachet, denn eure Widersacher, der Teufel gehet umher wie ein brüllender Löwe, wie eine wilde, wüste, raubgierige Bestie, und sucht, welchen er verschlinge; dem widerstehet fest im Glauben.

Die ganze Gemeinde sah auf den Ammann, Schwarzhansens Vater, der in seinem Stuhle den Kopf hängte und that, als ob er schliefe.

Der Schwarzhans aber warf den Kopf auf, strich sich den Schnauz, streckte seine langen Beinen mit den glänzend gewichsten Stiefeln noch breiter in's Chor hinaus, und der Michel sah an seiner goldenen Uhr nach der Zeit.

Der Pfarrer aber fuhr fort mit der durchdringenden Kraft der Ruhe, der Furchtlosigkeit und Pflicht: „Es ist zu besorgen, daß an den nächsten Festtagen wieder, wie schon öfter, die heillosesten Aergernisse gegeben werden. Denn noch geschieht, wie es dort heißt: Halten sie Feiertage, so thun sie, als wären sie wüthend. Du verachtest meine Heiligthümer und entheiligst meine Sabbathe. Aber ich will eure Feiertage in Trauer und alle eure Freuden in Wehklagen verwandeln; ich will über alle Lande den Sack bringen und will ihnen ein Trauern machen, wie man über einen einzigen Sohn hat und sollen ein jämmerlich Ende nehmen. Ein solches Wüthen ist zumal in den letzten Jahren des wachsenden Uebermuthes ausgebrochen an den Tagen der Mariä-Verkündigung, am Oster- und am Himmelfahrtstage.

Man kann aber nicht zweien Herren dienen; ihr könnet nicht zugleich trinken des Herren Kelch und des Teufels Kelch; ihr könnt nicht zugleich theilhaftig sein des Herrn Tisches und des Teufels Tisches. Oder wollen wir des Herrn Eifer reizen? Sind wir stärker denn er?

Und nun zeigte der Pfarrer, was denn die Lauterkeit und Wahrheit, der Süßteig sei, worin Ostern soll gehalten werden.

Als Schwarzhans aus der Kirche ging, schimpfte er über den Pfarrer: der müsse nächstens abgesetzt, es müsse an der Kirchen-Visitation geklagt, zum mindesten müsse ein Vikar verlangt werden.

„Unser Feldprediger," sagte er zu seinen Kameraden, „der wäre ein Mann für uns; der hat anders studiert als unser alter Polterer; der Feldprediger predigt aus der Natur- und Weltgeschichte; er sagt: die Vernunft sei an keine Offenbarung gebunden; die Vernunft sei einzig die wahre Religion, sie sei von je, lange vor dem Christenthum in der Welt gewesen; man brauche eigentlich die Kirche gar nicht; nur Weniges in der Bibel sei Vernunft, das andere sei Unvernunft; man studiere blos, um die Vernunft herauszufinden. Ja, der wäre ein Pfarrer für uns, der ist auch im Wirthshaus ein Geistlicher und weiß die Leute auf eine geistreiche Weise zu unterhalten, er versteht Spaß, macht etwa auch ein Kartenspiel und einen Tanz mit, weiß eine Menge der lustigsten Lieder, in unserm ganzen Bataillon keiner mehr; als wir im Uebungslager waren, hat er öfters, während die Kameraden um ihn tranken und spielten, bei einem Schoppen Wein seine Predigt geschrieben; die andern brächten unter Fasten und Beten nicht eine solche heraus; und wie hielt er sie, da fehlte ihm kein Wort, das ging wie ein Rottenfeuer. Auch hat er die beste Stimme im ganzen Ba-

taillon. Selbst der Oberst meinte, er wollte, er hätte des Feldpredigers Brustkasten. Und was der Feldprediger vorbrachte, das machte uns jedesmal wieder Lust, Soldaten zu sein und uns des Lebens zu freuen. Das wäre ein Mann für uns. Nicht wahr, Michel?"

„Ja," sagte dieser nach seiner Art unter Fluchen, „dem geht's ab wie ein Mühlenrad; dem klatscht's wie meine Geißel, wenn ich in der Stadt das Mehl abgeladen, noch den letzten Schoppen getrunken und dann mit meinen vier Rappen und dem leeren Wagen heimdonnere, daß alles im Feld aufschaut und sagt: das ist aber wieder einmal der Michel, der hat's lang gut." —

„Unser lieber Pfarrer," sagte Hanna auf dem Heimwege, „hat ganz recht, und wie sanft und rührend sprach er dann nach der ernsten Mahnung ans Herz; aber ich sah's, die Buben horchten nicht mehr. Und es ist nun zu fürchten, sie werden sich rächen."

„Es gehören nicht alle jungen Leute zu ihrer Rotte", sagte Heinrich; „auch viele Väter halten es mit dem Pfarrer, dem soll kein Leid geschehen. Auch wir müssen uns zusammenhalten und wehren, wo wir können. Es ist, wie der Pfarrer gesagt, gerade an Mariä-Verkündigung, am Oster- und Himmelfahrtstag sind in Wil in der Regel Raufereien, blutige Schlägereien. Eben an der Auffahrt ist vor sechs Jahren ein Vetter von mir ermordet worden aus Eifersucht, und der Mörder ist mit einer Zuchthausstrafe von etlichen Jahren davon gekommen. Sein Advocat hatte erwiesen, der Mörder habe bisweilen Anwandlungen von Wahnsinn und sei zudem an der Auffahrt bis zur Tollheit berauscht und von der auch nicht ganz schuldlosen Gegenpartei bis auf's Höchste gereizt gewesen.

Und früher brannten auch wieder an einem Auffahrtsfeste in unserm Dorf etliche Häuser ab; das Feuer war in einer Pinte ausgebrochen, wo in Saus und Braus alles drüber und drunter ging, wo sie sotten und brieten und küchelten, daß die Flamme ins Strohdach schlug. Im Nachbarhause, welches alsobald vom Feuer ergriffen wurde, verbrannten zwei Kinder; ich war damals noch ein kleiner Knabe, aber ich sehe die Leichen der Kinder noch immer da liegen. Seit nun der Schwarzhans die Nachtbuben anführt, geht's wieder toller als je, und ich fürchte, wie Hanna, sie seien jetzt, durch das, was sie im Anfange der Predigt zu hören bekommen, noch gereizter."

„Da müssen wir ihnen," fuhr Samuel fort, „aus dem Wege gehen. Im Wirthshause kommen wir ja ohnedem mit ihnen nie zusammen."

„So," sagte Elisabeth, „selber an den beiden sogenannten Freudentagen, an der Mariä-Verkündigung und an der Auffahrt, willst du, ein neu Verlobter, mit deiner Hanna zu Hause bleiben, und führt doch an diesen Tagen jedweder Mann seine Frau, jeder junge Bursche seine Gespielin zum Wein. Eure Kameraden würden sagen, euch reue das Geld."

„Das sollen sie nicht sagen," erwiederte Samuel; „ich lade dich und Kirchmeiers Rudolf jetzt schon auf beide Tage ein, er und du, oder du und Hanna, ihr seid doch gerne beisammen; es wäre denn, daß der Schwarzhans oder Michel dich lüden und du lieber ihnen folgtest. Und Heinrich wird wohl auch eine Begleiterin finden, dann suchen wir eine Stube und Gesellschaft, wo wir vergnügt und ungestört sein können."

„Seht," sagte Hanna, „da stellen wir uns der Welt gleich und verabreden schon auf dem Heimwege aus der Kirche, wie die andern Weltkinder, Lustbarkeiten auf die kommenden Festtage. Was würde unser lieber Herr Pfarrer dazu sagen?"

„Er könnte sagen," antwortete Samuel, „Seid fröhlich mit den Fröhlichen; heißt es doch: Wie sich ein Bräutigam freuet über die Braut."

„Es heißt freilich," fuhr Hanna fort, „Freuet euch alle Wege, aber freuet euch im Herrn."

„Nun," sagte Samuel, „das werden wir auch nicht vergessen."

So waren sie zum Bühl gekommen. Am Marientag wollten sie sich wiedersehen.

Am Mittagessen dann wurde der Mutter von dem Spotte Schwarzhansens auf dem Kirchhofe, und von der Einleitung der Predigt nichts gesagt, um sie nicht ängstlich zu machen. Die Freude der Liebenden war auch nicht im geringsten gestört worden.

Samuel war seelenvergnügt, denn so hatte er noch nie zu Mittag gegessen.

Nach dem Essen gingen sie dann mitsammt der Mutter, nachdem diese das Häuschen auf's sorgfältigste verschlossen, ins Thalbrünnchen hinauf.

Hanna grüßte Samuels Mutter recht kindlich und die beiden Mädchen als ihre neuen Schwestern.

Die Wittwe weinte vor Freuden und ihre kleinen Töchter waren erstaunt über Hanna's Schönheit, über deren zierliche Kleidung, schauten mit großen Augen an ihr hinauf. Es kam ihnen fremd vor, daß diese stattliche Jungfrau nun ihre Schwester sein wolle und daß sie jetzt dem Samuel gehöre.

„Gefällt sie euch?" fragte er.

„Wem sollte sie nicht gefallen?" sagte das ältere Mädchen, „sie hat mir schon lange gefallen, sie ist uns auch immer freundlich gewesen, wenn sie uns auf unserm Schulwege begegnet, sie hat auch immer unsere Mutter grüßen lassen."

„Und mich?" sagte Samuel, „hat sie mich nie grüßen lassen? hat sie nie nach mir gefragt?"

„Nein, gar nie;" sagte das Mädchen. Die übrigen lachten.

Der Mutter Samuels gefiel es im Thalbrünnchen überaus wohl, es hatte sich, seit sie hier gewesen, und zumal in den letzten Monaten vieles verändert, das Haus war schmucker, der Garten und der Stall in bester Ordnung; sie hatte Manches, was früher schon dagewesen, nicht bemerkt, und unter anderm nicht gesehen, was für eine Menge der beßten Obstbäume das Haus umgab, wie groß sein Rebgeländer geworden und die Obstgeländer rings um den Garten. Die Kuh im Stall war ein ausgesuchtes Thier, das Schwein sehr fett, der Heustock noch so hoch, daß er weit über den Heuet hinaus zu reichen schien, der Holzvorrath war auch nicht klein; Korn, Kartoffeln und dürres Obst war noch genug vorhanden. Drei Spinnräder standen in der Nebenstube; die Mutter spann mit ihren Kindern den Hanf und Flachs, den sie jährlich pflanzte, selber, jährlich kam auch ein Stück Haustuch von der Bleiche.

Samuels Mutter wurde zusehends heiterer. Die hübsche Einrichtung des obern Bodens machte ihr freilich wieder Gedanken.

Hanna aber freute sich über die Nettigkeit, mit der alles gemacht, besonders aber auch über das Schnitzwerk, womit Samuel mit eigner Hand und nach eigner Zeichnung die Stühle und den Tisch verziert hatte. Es freute sie herzlich, daß er offenbar ihr schon seit Jahr und Tagen so manche Mußestunde und so viel stillen Fleiß gewidmet.

Sie fragte nun hinwieder die Mädchen: „Hat Samuel gesagt, wem er diesen schönen Tisch mit den geschweiften Füßen und dem Laubwerke mache und diese Stühle mit den Blumen an der Rücklehne?"

„Ja," antwortete das ältere Mädchen, „wo ich ihm gesagt, er brauche für sich nicht so manchen Stuhl, sagte er, er mache sie für unsere künftige Schwester, und die bist du nun."

„Das ist recht lieb und schön von Samuel," sagte Hanna und reichte ihm dankend die Hand.

Der Kaffee dann, zu welchem sie saßen, war so gut, daß selber Samuels Mutter, die ihn sehr liebte und sich darauf etwas einbildete, einen zu kochen, den auch der feinste Kaffeetrinker rühmen mußte, einen besseren nicht hätte auftischen können; dazu war das Geschirr, das Brot, Honig und Butter, alles

sehr lobenswerth. Bis spät saßen sie beisammen und Samuel gab dann das Geleit bis ins Tobel.

Am Tage der Mariä-Verkündigung, den 25. März, waren die Verlobten und ihre Freunde wieder in den Morgengottesdienst gegangen. Vor dem Schlusse desselben mahnte der Pfarrer noch mit bittendem Tone seine Gemeindegenossen, sie möchten doch den Festtag durch keinen Unfug entweihen und es möchten voraus die Frauen und Töchter an diesem Tage, der ja eben der Frauentag heiße, dafür sorgen, daß Alles, wie der Apostel sage, ehrbar und ordentlich zugehe.

Der Schwarzhans und Michel waren in gewohnter Weise wieder im Chore gesessen und hatten ihr Gespött über des Pfarrers väterliche Ermahnung.

Es war ein klarer und warmer Frühlingstag. Dieser Feiertag wird auch in Wil und in der Umgegend fast wie ein Frühlingsfest angesehen; sie gehen Nachmittags durch ihre Felder, machen Besuche in den benachbarten Orten, oder laufen schon am frühen Abend ins Wirthshaus.

Samuel mit Hanna waren mit ihren Freunden und deren Bräuten auf die Fluh gestiegen, oberhalb dem Thalbrünnchen, saßen dort auf einem Buchenstamme, freuten sich der wieder so warmen Sonne und der schönen Aussicht ins weite Land, und Lieder, deren sie eine Menge auswendig wußten, sangen sie so froh und hell, daß es im nahen Tannenwalde wiederschallte.. Durch diesen führte ein schöner Weg über die Bergebene hin. Man sah den Weg entlang in gerader Linie weit hinunter zwischen den hohen Tannen.

„Gehen wir noch durch den Wald," sagte Samuel, „auf die Sonnenegg; es wird schön sein, dort in das grüne Wiesenthal hinunterzusehen."

Sein Vorschlag gefiel.

Der Weg wurde immer schöner, die Sonnenlichter glänzten auf dem Märzteppich und an den schlanken Säulen der Weißtannen und in den gewundenen rothen Aesten der Föhren, aus dem Dunkel der Tannenzweige leuchteten die gelblich blühenden Weiden und noch heller die glänzenden Stämme der Birken; schon begann ihr hängendes Reis zu grünen und zu säuseln, lichtbraun und golden schimmerten im Sonnenschein die sich öffnenden Knospen; im frischesten Grün prangten hin und wieder Büsche von Stechpalmen; hier sonnete sich eine kleine Waldwiese, dort ein Teich, in welchem sich Wolken und Himmelblau, Tannen und Birken spiegelten und eine alte mächtige Eiche, die auch wieder knospete, wie in ihrer schon so fernen Jugendzeit. Der hohe Wald, die schon in denselben zurückgekehrten Sänger, die Drosseln, Amseln, Finken, der durchscheinende Glanz der Wolken und des blauen Himmels und der feurigen Sonne forderten die Lustwandelnden wieder zum Gesang auf und herrlich erklang es durch die hohen Säulengänge und Gewölbe.

Außerhalb des Waldes führte ein Seitenweg durch eine schöne Matte zur Sonnenegg, einem stattlichen Bauernhofe. Sie gingen dorthin und setzten sich auf die Bank, die ins Thal gegen Abend schaut, durch das mehrere Bächlein fließen und ihre Wiesen zu den grünsten ringsum machen. Es war eine Freude, in das frische Grün hinunter zu blicken und die Wässerlein durch dasselbe glitzern zu sehen. Dann kamen der Bauer und die Bäuerin der Sonnenegg zu ihnen heraus und luden sie ein, in die Stube zu kommen.

Hanna und Elisabeth und Rudolph wollten nicht und meinten, es sei Zeit heimzukehren. Heinrich aber, der den Sonnenegg Bauer gar wohl kannte, meinte, es wäre nicht recht der freundlichen Einladung nicht zu folgen, auch sei es noch nicht vier Uhr.

Und Samuel sagte: „Gar gern sitzen wir etwas in eurer Stube ab; ich kenne sie gar wohl und sie schaut eben so schön als diese Bank ins Thal." Und so traten sie in die geräumige Stube.

Aber wie erstaunten sie, als sie den Tisch gedeckt fanden mit einem blanken Tischtuche, weiße Teller und Tassen hingestellt und wohlgeordnet, Kaffee, frisches

Brot und Kuchen und Käse und eine große helle Flasche mit dunkelrothem Weine. —

„Seit wann habt ihr eine Wirthschaft?" fragte Heinrich.

„Ich wirthe nicht," antwortete der Bauer; „guten Freunden gebe ich etwa von meinem selbstgepflanzten Wein und zu meinen guten Freunden gehört ja ihr. Daß ihr kommt, wußte ich durch Samuel."

Dieser, welcher dem Bauer schon oft gearbeitet hatte, und ihm lieb war, hatte dies alles angeordnet.

„Es ist unsrer Nachbarn Gefälligkeit," sagte Samuel, „daß sie meinen Bitten willfahrten, und Platz und Speise und Trank geben wollten. Ich mußte doch Wort halten; ich hatte dich ja, Elisabeth, mit meiner Braut zum Weine geladen und dachte, hier werde es uns wohler sein als in irgend einem Wirthshause. So lasset uns nun nach Herzenslust vergnügt sein. Zu eilen haben wir nicht, denn bald nach Sonnenuntergang geht der Mond auf."

„Das hast du gut gemacht," sagte Heinrich.

Auch Hanna war sehr zufrieden. Den Kaffee und darnach den alten Wein fanden sie vorzüglich.

Auch der Bauer und die Bäuerin hatten eine große Freude an der herzlichen und doch so ehrbaren Fröhlichkeit des jungen Volkes und meinten, sie hätten noch nie eine lustigere Mariä Verkündigung erlebt.

Die Abendsonne schien bis zu ihrem letzten Strahl ins Zimmer und ging über den dunkelblauen Bergen im Westen unter. Dann prangte noch lange das Abendroth über den immer duftigeren Schatten der Bergthäler und roth schimmerten noch die Bäche durch die grünen Wiesen unten an der Sonnenegg.

In diesem Abendscheine und in der Freude über dies reizende Schauspiel und die ganze Umgebung erschien Hanna noch blühender und frischer.

„Ihr seid zu beneiden" sagte Hanna zur Bäuerin der Sonnenegg, „wie ihr so schön wohnet, nicht zu ferne von den Leuten und doch von ihnen ungestört."

„Das habt auch ihr so," antwortete die Bäuerin, „ihr im Tobel und die im Thalbrünnchen und die auf dem Bühl. Und es will mich bedünken, es sei jetzt an allen drei Orten noch lustiger als auf unsrer Sonnenegg. So lustig, wie ihr seid, war es auch hier einmal, als unsere Töchter sich verlobten; aber die sind jetzt so weit weg verheirathet, daß sie uns nicht einmal an einer Mariä Verkündigung besuchen können. Sie kommen aber auch lieber her mit ihren Kindern, wann die Kirschen reif sind."

„Dann kehren wir," sagte Samuel, „wieder bei euch ein, wenn ihr es erlaubet."

„Es soll uns eine Freude sein," antwortete der Bauer; „die Bäume sind schön und haben viel Knospen angesetzt; aber wenn sie dann noch so prächtig blühen, eine einzige Nacht kann wieder alle Hoffnung und Freude verderben."

„Ja wohl," sagte Hanna; und sie stimmten das Lied an:

Eine Nacht
Hat in's Blust den Reif gebracht;
Und am Morgen war vergangen
Alles Prangen.

Eine Nacht
Hat vom Tanz zum Tod gebracht;
Und die Rose schönster Wangen
War vergangen.

Eine Nacht,
Und der Sarg wird uns gebracht;
Von ihm sind, die hier wir sangen,
Bald umfangen.

Eben ging die Sonne über einem der schön geschweiften Berge unter. „Sie

giebt uns noch den Abendsegen, sagte Samuel, wir wollen doch nicht mit einem traurigen Liede hier fortgehen." Und Hanna hob wieder an und sie sangen:

Die Sonne gehet nieder
Und Alles schaut ihr nach;
Sie sagt: ich scheine wieder
In euer Schlafgemach.

Und gehet sie auch nieder
Und blühet noch kein Baum,
Sie sagt: ich kehre wieder
Und blüh'n soll jeder Baum.

Und fall'n die Blätter nieder
Und geht sie unter bald,
Sie sagt: ich bringe wieder
Den Mai in Feld und Wald.

So zogen sie dann auch wieder singend durch den Wald bei Mond- und Sternenschein in's Thalbrünnchen hinunter. Samuel begleitete die Hanna in's Tobel und Heinrich führte seine Schwester auf den Bühl und mit dem Rudolf gieng seine Braut in's Dorf.

Daß Samuel mit Hanna irgendwo beim Wein sein werde, hatten Schwarzhans und Michel vermuthet, obschon sie ihn als filzig verschrieen. Sie hatten ihn daher, um Hanna und Elisabeth zu sehen und wol auch um Händel anzufangen, in allen Wirthshäusern gesucht, aber ihn und seine Gesellschaft nirgends erfragen können.

Sie selber waren darnach mit ihren Gesellen in ihrer Pinte (oder Schenke), wo ihnen der Wirth Gelegenheit zu allem Muthwillen gab, bis nach Mitternacht beim Trunke und brachen dann auf zu neuen Nachtschwärmereien. Zuerst brüllten sie vor dem Pfarrhause, dann lärmten und sangen sie freche Lieder vor dem Hause der Braut Heinrichs. Drauf gingen sie stille auf den Bühl hinaus; sie hatten verabredet, dort irgend einen Bubenstreich zu verüben und etwas zu beschädigen und dann noch in's Tobel zu gehen, um dort auch die Hanna und deren Mutter in Angst zu bringen. Sie versuchten den großen Hund auf Bühl zu beschwichtigen, der war aber nicht zu locken und toll wüthig. Heinrich erwachte und, selber ungesehen, erkannte er im Mondschein den Schwarzhans und dessen Rotte und wie sie sich vor dem auf sie eindringenden Hunde zurückzogen. Sie gingen dann fort auf die Seite hin, wo die zum Bühl gehörenden Wiesen lagen. Heinrich vermuthete, sie würden dort irgend etwas beschädigen, bedeutete den Hund, stille zu sein und ihm zu folgen und schlich, vom Borde des Weges verdeckt, den Burschen nach. Sie waren wirklich in seiner Wiese und fingen an, den Bach, der eben die Wiese wässerte, durch Hinunterlassen der Schleußen abzuleiten, an den Schleußen die Stege in den Bach zu werfen, an jungen Bäumen die Stützen, ja einige dünnere Stämmchen selbst auszureißen oder auf andere Weise zu beschädigen. Heinrich hatte diese Stämme selber gepflanzt. Und jetzt konnte er sich nicht mehr halten. Er sprang hinter dem Borde, über das weg er Alles gesehen hatte, hervor, sein Hund auf das Wort: faß! faß! war mit wenigen Sprüngen unter ihnen und biß und riß rechts und links und sprang ihnen an den Hals; sie ergriffen die Flucht. Einzig der Schwarzhans stellte sich zur Wehr, er hatte eine der ausgerissenen Baumstützen ergriffen und schlug auf Heinrich; der aber hatte einen Knotenstock mitgenommen, wehrte die Schläge ab und einen Streich, den er auf die linke Schulter erhielt, erwiederte er mit einem noch schärferen auf Schwarzhansens rechten Arm, daß dem seine Baumstütze entsank; und in dem Augenblick sprang auch der Hund, der besonders den ihm drohenden Michel verfolgt hatte, zurück und warf sich nun auf den Schwarzhans, daß der über den Bach sprang und, so schnell er konnte, davon lief. Heinrich rief seinen Hund zurück, er fürchtete, dieser möchte vom Schwarzhans erstochen werden. Nachdem Alles still geworden, kehrte er

wieder auf den Bühl zurück. Seine alten Eltern und seine Schwester waren auch aufgestanden, hatten den Lärm gehört, nach der Wiese hingeschaut und im Mondschein wohl die Bursche gesehen aber nicht erkennen, die Stimmen aber des Michel und Schwarzhans deutlich unterscheiden können. Schon war Elisabeth im Begriffe, in's Dorf hinunterzueilen, um Hülfe zu holen, als Heinrich wieder in die Stube trat. Jetzt erst empfand er den zunehmenden Schmerz vom Schlage, den er auf die linke Schulter empfangen. Es wurde nachgesehen, und es zeigte sich eine breite, blutrünstige Quetschung; die Geschwulst derselben nahm noch zu. Es wurde ein nasses Tuch aufgelegt. Der Vater meinte, es sollte sogleich der Arzt gerufen werden, eine unverzögerte Wundschau und ein ärztliches Zeugniß seien in solchen Fällen wichtig; denn dieser muthwillige Angriff und die angerichteten Beschädigungen dürften nicht ungeahndet bleiben. Deß war auch Heinrich einig; aber den Arzt wollte er nicht holen lassen, da er selbst ja noch aufrecht sei und den Arm bewegen könne. Morgens früh aber wolle er selbst in die Stadt und die Sache dem Amtmann anzeigen. So gingen sie wieder zur Ruhe. Der Hund aber war noch hergerufen und für seine Hülfe belobt und mit einem Stücke Fleisch belohnt worden. Es war, als ob er jedes Wort verstehe, er schloß sich an Heinrich, wie wenn er ihn neuerdings vertheidigen sollte und machte dann mit doppelter Wachsamkeit den Rest der Nacht durch die Runde.

Mit dem frühesten Morgen stand Heinrich auf. Nun war auch sein Arm geschwollen und schmerzte ihn sehr, er mußte ihn in einer Schlinge tragen. Er ging aber sogleich in die Wiese hinunter und sah da die an den Schleußen und Bäumen gemachten Beschädigungen. Einige junge Bäume waren sogar angeschnitten und geschunden. Er ließ alles liegen und stehen, wie es beschädigt und zerstört war und zog auch die Schleußen nicht auf zur Wässerung, weil eine amtliche Untersuchung auch diesen Schaden aufzuzeichnen hatte. Derweil er so Alles näher sich merkte, brachte sein Hund aus einer Ecke das abgerissene untere Stück von Hosen aus weißlichtem Tuche. Es war offenbar aus Michels Beinkleidern. Es schien als wollte der Hund sagen: er habe dem Michel das Kleid zerfetzt. Das abgerissene Stück war im Hage, durch und über welchen sich die Bursche geflüchtet, hangen blieben. Dieß Beweismittel war dem Heinrich erwünscht, er schob es in seine Tasche und spähte nun umher, ob in der Rauferei seinen Gegnern nicht noch dieses oder jenes, ein Nastuch, eine Uhrenkette, ein Pfeifenkopf entfallen sei. Er konnte aber nichts entdecken. Sein Hund verstand dieß Suchen und er spürte umher und auch in der Richtung hin, wo er die fliehenden verfolgt, als wollte er sagen, es könnte wohl auf jener Seite hin noch etwas gefunden werden. Heinrich wollte aber nicht länger säumen und eilte zum Amtmann. Da es noch früh war, ging er vorher noch bei einem Arzte vorbei, ließ sich untersuchen und verbinden und den ärztlichen Befund sich niederschreiben. Dem Amtmann war Heinrich als ein unbescholtener, rechtschaffener junger Mann wohl bekannt, sowie auch dessen Eltern. Der Schwarzhans und Michel dagegen waren ihm wegen übernächtigen Gelagen, Raufereien und Entheiligungen der Sonn- und Festtage schon öfter verklagt worden. Sie hatten sich aber meist herauslügen können.

„Es ist sehr wahrscheinlich, sagte der Amtmann, daß sie die Angreifenden gewesen, allein sie werden nichts eingestehen, sie werden mit Hülfe ihrer Rabulisten Lossprechung von jedem Verdacht der Schuld und Genugthuung verlangen, was schon mehr als Ein Mal geschehen."

„So hab' ich", sagte Heinrich, „neben meiner wund geschlagenen Achsel und der Wunde, die der Schwarzhans an seinem rechten Oberarm haben wird, und neben den Beschädigungen meiner Wiese hier noch ein Beweismittel;" und nahm das weißtüchene Hosenstück hervor.

„Das ist allerdings das Tuch", sagte der Amtmann, „wie es die Müller zu tragen pflegen. Aber wer beweist, daß dieses Stück aus Michels Hosen ge-

rissen worden und daß es in dem Hag eurer Wiese hängen geblieben, da er sich von dort geflüchtet? Doch ich werde die Sache unverweilt untersuchen und noch diesen Morgen den Augenschein auf der Wiese anordnen. Gut wäre es, wenn die Bursche nicht erfahren, daß schon geklagt worden ist; denn sonst nehmen sie ihre Abreden und helfen sich durch einstimmiges Lügen."

In der That aber hatten Schwarzhans und Michel schon ausgekundschaftet, daß Heinrich frühe in der Wiese gewesen, daß ihm sein Hund ein weißes Stück Tuch aus einer Hecke gebracht, daß Heinrich dieß in den Sack geschoben, daß er dann, den linken Arm in einer Schlinge, in die Stadt zuerst zum Arzte und dann zum Amtmann gegangen.

Schnell hatten nun Schwarzhans und Michel ihre Abrede mit ihren Gesellen getroffen, alles und jegliches wegzuläugnen und je einer für den andern zu behaupten, daß sie erst gegen Morgen ihre Pinte verlassen, daß sie sich aus derselben die ganze Nacht nicht entfernt und daß gerade in der Stunde, in welcher angegriffen worden zu sein Heinrich werde geklagt haben, sie allesammt in der Schenke mit einander gespielt, und daß auch nicht Einer in jener Stunde vom Spiele weggegangen sei. Der Pintenwirth mußte versprechen, dieß im Nothfall eidlich zu behaupten und es auch durch seine Hausgenossen behaupten zu lassen. Schwarzhans, der voraussah, der Amtmann, dem er wußte verdächtig zu sein, werde ihn ärztlich untersuchen lassen, beschloß, sich, bis die Spuren seiner Armwunde verschwunden, zu entfernen und dem Michel rieth er, die zerrissenen Beinkleider alsobald zu vernichten.

In den Verhören behaupteten Michel und seine Gesellen, sie seien jene ganze Nacht ohne Unterbrechung in ihrer Pinte gewesen. Dagegen versicherte auch Elisabeth und Heinrichs Vater und Mutter, sie hätten in jener Stunde deutlich von ihrer Wiese her die Stimmen des Michel und Schwarzhans unterschieden. Das Gericht beschloß: die Angeklagten, der Pintenwirth und alle seine Hausgenossen und auch Schwarzhans bei seiner Zurückkunft müssen einen Eid schwören, daß sie in jener Nacht und Stunde ihre Pinte nicht verlassen haben.

Nun mußten die Kläger und die Angeklagten zum Pfarrer in die Eids-Unterweisung. Dieser überzeugte sich alsobald und vollkommen von der Wahrhaftigkeit Heinrichs und der Angehörigen desselben und ebenso sehr von der gottlosen Frechheit der Angeklagten, die bereit waren und trotz aller Vorstellungen des Pfarrers verstockt und entschlossen blieben, einen Meineid zu schwören. Unter des Pintenwirths Hausgenossen war auch sein junger Sohn und ein kleiner Bursche, welche der Pfarrer erst vor einem Jahr confirmirt hatte. Er merkte bald, daß diese der Wahrheit noch zugänglich und jetzt nur durch Drohungen zur Lüge gezwungen seien. Er gab sich alle Mühe, sie zum Geständniß der Wahrheit zu bringen. Dagegen ließen es der Pintenwirth, Michel und die andern an Verfluchungen, dann aber auch an Versprechungen nicht mangeln und endlich gaben sie dem Sohne und dem Bürschchen wirklich Geld, daß sie mit ihnen den Eid schwören, und verhießen noch mehr, wenn sie ihn würden geschworen haben.

„Willst du, sagte der Pfarrer zum Sohne des Pintenwirths, willst du dazu helfen, daß dein eigener Vater und seine Gäste einen Meineid schwören und willst du den Verdacht der falschen Anklage auch auf den Heinrich bringen und dessen Eltern? Und du, Junge, willst auch du um Geld deine Seele dem Teufel verkaufen? und wollet ihr beide Satans-Engel werden?" Die beiden schwiegen noch. „Ich weiß schon, fuhr der Pfarrer fort, eure Verführer, es ist mir leid, daß ich deinen Vater und deinen Meister so nennen muß, sie werden euch angewiesen haben, meinen Vorstellungen ein beharrliches Schweigen entgegenzusetzen. Achtet nicht auf das, werden sie euch eingeschärft haben, antwortet mit keinem Wort auf das, was euch der verfluchte Pfaffe predigen wird; er ist von den Leuten auf dem Bühl bestochen, er ist ein Baalspriester, der nur um's Geld dient, der im Dorfe Alles meistern will, der den Leuten keine Freude gönnt, der ihnen Angst machen will mit dem Teufel und ihnen drohet mit den Gerichten Gottes, da es doch weder einen Gott giebt

noch einen Teufel und keine göttlichen Gerichte; sondern die Natur macht Alles, Hitze und Frost, Regen und Hagel, Windstille und Erdbeben, Leben und Tod. Nicht wahr, so habet ihr in der Pinte schon oft reden hören, und höret ihr alle Tage reden spöttisch, wüst und frech? Wisset ihr noch, wie's im Psalmbuche heißt: Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott. Sie taugen nichts und sind ein Gräuel mit ihrem Wesen; da ist Keiner der Gutes thue. Aber du setzest sie auf das Schlüpfrige. Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken; ihre Augen werden verschmachten, ihre Zuflucht verschwinden, ihre Hoffnung ist das Aushauchen der Seele. Ihr seid noch meine Schüler und Söhne; ich bin für eure Seele verantwortlich; ich weiß es ganz gewiß, ihr thut, wenn ihr schwöret, einen Meineid. Ach, wollet ihr denn für euer ganzes Leben ein beschwertes Gewissen? Dürftet ihr meineidige Hände je zu einem Gebet falten? Meinet ihr, Gott gebe Gedeihen auf die Arbeit der meineidigen Hand? Wollet ihr wie Judas um Silberlinge Verräther werden? Denket ihr nicht an Judas Ende? Was wollet ihr dann geben, um die verkaufte durch einen Meineid verlorne Seele wieder zu lösen? Wollet ihr wirklich, indem ihr Gott zum Lügner machet, von ihm verabscheut, von seinen Gerichten verfolgt, von der ganzen christlichen Gemeinde mit Entsetzen angesehen werden? Dürftet ihr mit den Schwörfingern, die ihr zum Dreieinigen erhoben und ihn, den Allwissenden und Allgegenwärtigen, zum Zeugen eurer Meineide angerufen, dürftet ihr mit diesen Schwörfingern je wieder das Brot des heiligen Abendmahls empfangen? Wollet ihr euch selbst von der Gemeinschaft der Christen ausschließen? oder wollet ihr, daß wenn ihr je wieder zum Abendmahle kommt, die ganze Gemeine sage: Zwei Meineidige, zwei Judasse haben sich heute erfrecht, zum Tisch des Herrn zu gehen und haben sich selbst das Gericht gegessen; Ostern ist nahe; vor einem Jahr seid ihr das erste Mal des Herrn Tischgenossen gewesen; wollet ihr schon nach Verfluß Eines Jahres entweder als Meineidige von Gott selber abgeschreckt und ferngehalten des Herrn Nachtmahl fliehen oder es in schauerlicher Frechheit als von der öffentlichen Meinung gebrandmarkte Meineidige entweihen? Das wollet ihr nicht; das könnet ihr nicht wollen; nicht wahr, liebe Schüler und Söhne, gebrandmarkt wollet ihr nicht sein? Eurer Seelen Heil und Seligkeit wollet ihr nicht verkaufen? Redet!" Sie konnten nicht widerstehen. Sie sagten: „Nein, das wollen wir nicht"! „Nun, fuhr er fort, so gebet der Wahrheit Zeugniß. Der Gott der Wahrheit wird den treuen Zeugen schützen und zu dem sich bekennen, der ihn bekennt. Haben wirklich Schwarzhans und Michel um Mitternacht die Stube nicht verlassen?"

„Nein, sagten der Sohn und sein Begleiter; sie sind um zwölf Uhr Nachts mit ihren Kameraden aus der Stube fortgegangen und dann nach Ein Uhr wiedergekommen und haben erzählt, wie sie den Heinrich durchgeprügelt und ihm in seiner Wiese übel gewirthschaftet haben."

Der Pfarrer schrieb diese Aussage nieder und die beiden mußten sie unterschreiben. Er machte dann dem Gericht davon Anzeige. Dazu kam noch, daß der Richter vernommen und beurkundet erhielt, Schwarzhans habe in einem entfernten Ort seiner Wunde wegen ärztliche Hülfe gesucht. Dann hatte auch von ungefähr Samuel auf einem Kleidermarkte ein paar weißtuchene Hosen erblickt, an denen das eine untere Theil abgerissen war. Er machte Anzeige, und es fand sich, daß Michel diese seine Beinkleider einem Trödler verkauft hatte. Nun hatte der Richter der Beweise genug, und voraus Schwarzhans, Michel und der Pintenwirth wurden mit Gefangenschaft bestraft, hatten auch eine bedeutende Buße und an Heinrich eine angemessene Entschädigung zu bezahlen. Heinrich aber wurde von aller Schuld freigesprochen.

Der Pintenwirth jagte seinen Burschen fort und seinen Sohn verfluchte und mißhandelte er. Der Pfarrer aber half, daß der Sohn bei einem guten Meister einen Beruf erlernen konnte und von seinem Vater nicht mehr abhängig war.

Dieser Prozeß hatte bis über die Osterzeit hinaus gewährt und das ganze Dorf beschäftigt. Die Verurtheilten, da sie, wenn der Pfarrer und das Gericht nicht dazwischen getreten und die nöthigen Beweise gefunden hätten, ohne weiteres würden geschworen und einen Meineid auf sich genommen haben, wurden nun von vielen

mit Abscheu und Grauen angesehen; selber leichtsinnige junge Leute scheuten sich jetzt vor ihnen oder vermieden es wenigstens, öffentlich als ihre Kameraden zu erscheinen. Sie selbst aber, Schwarzhans und Michel und die mit ihnen haltende Rotte benahmen sich noch trotziger, fluchten des Pfarrers, nannten den Amtmann und die Richter bestochen, trieben ihr Unwesen in der Schenke und auf ihren Nachtschwärmereien fort und dachten auf Rache.

Um so froher war nun Hanna, daß sie nicht mehr täglich vom Tobel in die Stadt auf den Taglohn und wieder zurück mußte und daß ihr nun die meiste Arbeit mit nach Hause gegeben wurde. Holte und brachte sie dieselbe, so war Samuel ihr treuer Begleiter. Er ging jetzt auch nie mehr neben dem Häuschen im Tobel vorbei, daß er nicht, wenn auch meist nur auf halbe Stunden, einkehrte und guten Tag oder gute Nacht sagte. Des Sonntags aber waren sie die meiste Zeit beisammen und gingen mit einander in die Kirche.

Der Pfarrer hatte in den Passionspredigten, besonders da er von den wider Christum auftretenden falschen Zeugen und von Judas zu reden hatte, sehr scharf von Verrath und Meineid gepredigt. Als er dann am Palmsonntag wieder eine Schaar Jünglinge und Töchter confirmirte, warnte er mit allem Ernst vor den Verführern, deren Frechheit und Trotz immer größer werde und die, wenn man ihnen nicht einträchtig und männlich Widerstand leiste, nicht nur auf einzelne Haushaltungen Schmach und Jammer bringen, sondern auch die ganze Gemeinde noch in Schande und Elend stürzen würden.

„Sie suchen jetzt," sagte er, „ihren Anhang zu vermehren, sie verführen, wo und wie sie können, Söhne und Töchter. Sie predigen die falsche Freiheit. Sie sagen: ihr seid wohl närrisch, Vater und Mutter etwas nachzufragen oder ihnen von eurem selbst und sauer verdienten Tagelohn etwas zu geben; es ist mehr als genug, wenn ihr ihnen ein Kostgeld zahlet; sind eure Alten nicht zufrieden, so drohet ihnen, ihr werdet euer Haus verlassen, einen andern Kostort suchen und für euch leben."

„Schon Viele," fuhr der Pfarrer fort, „haben so Vater und Mutter verlassen und sind unnatürliche Kinder und die Beute jeder Verführung und Versuchung geworden. Das Gesetz: „Ehre Vater und Mutter", hat einen eigenthümlichen Segen; so hat dessen Uebertretung nicht nur ihren Unsegen, sondern den unvermeidlichen Fluch. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder. Viele junge Leute sind eben so einfältige als schamlose Maulhelden geworden; sie dünken sich weiser als alle Alten und durch ihre Behauptungen, die sie aufstellten, heben sie Gottes Wort auf. Sie lieben die Finsterniß; wer Arges thut, der hasset das Licht. Aber das Licht der Gottlosen wird verlöschen und nicht ein Funke seines Feuers wird glühen. Das Licht wird finster werden in seiner Hütte und seine Leuchte über ihm erlöschen."

Bald nach Ostern war die Kirchen-Visitation.

Der Ammann, Schwarzhansens Vater, klagte: der Pfarrer verhandle in den Predigten nichts als Dorfgeschwätze, er sei leidenschaftlich und mache auf der Kanzel seinem Privathasse Luft, bringe unaufhörlich Anspielungen auf gewisse Personen vor und gebe damit mancherlei Aergerniß, so daß er viele Leute aus der Kirche vertreibe. Es fehlte nicht viel, er würde denen, welchen er nun einmal nicht wohl wolle, sogar das Abendmahl verweigern. Er sei überhaupt händelsüchtig, unverträgsam, mische sich in Dinge, die ihn nichts angehen, mache z. B., wo er einfach in der Lehre vom Eide zu unterweisen hätte, den Untersuchungsrichter. Sein hochfahrendes, ehrgeiziges und herrschsüchtiges Wesen sei allgemein bekannt."

„Das ist nur zu wahr," riefen der Schwarzhans und seine Gesellen.

Da aber erhob sich der alte Kirchmeier und sagte: „Herr Visitator, die große Mehrheit der Kirchgemeinde ist mit unserm braven und geschickten und besonders auch in Schul- und Armensachen unermüdlich thätigen Pfarrer mehr

als zufrieden. Wir danken Gott, daß er uns diesen Seelsorger gegeben. Der Ammann hat zu seinen Klagen weder von der Gemeinde noch von dem Gemeinderath irgend einen Auftrag; er redet nur aus seinem Hasse, sowie die jungen Leute, die sich laut werden ließen."

„Wir sind Stimmberechtigte," rief der Schwarzhans; „wir lassen uns von den Grauköpfen keinen Maulkorb anlegen."

„Es ist gut," sagte der Kirchmeier, „daß man die, welche einen solchen verdienen, hinter das Gitter bringen kann."

Der Visitator aber bemerkte: Der Ammann müsse seine Klagen schriftlich eingeben, er und alle die zu denselben stimmen, müssen sie unterschreiben. Die Behörde werde dann untersuchen. Wer aber mit dem Kirchmeier stimme, möge aufstehen. Da erhoben sich eine große Anzahl der älteren Hausväter, auch Samuel und Heinrich und ihre Freunde; und als sie sahen, daß dies weitaus die größre Mehrzahl der Versammlung sei, standen auch die Gemeinderäthe auf, welche sonst mit dem Ammann stimmen mußten."

„Eure Klagen habe ich hier wörtlich aufgeschrieben," sagte nun der Visitator, „wollet ihr sie unterschreiben, Herr Ammann?"

„Das wird nicht nöthig sein," antwortete dieser.

„Entweder — oder," sagte der Visitator, „ihr unterschreibet — oder nehmet die Klagen zurück, wo nicht, so verzeichne ich euch als falsche Ankläger, welche ohne Auftrag der Gemeinde und gegen den Willen der Mehrheit derselben gehandelt haben."

„Die Gemeinde ist eben nicht vollzählig versammelt," antwortete der Ammann, „es mangeln noch viele Leute, ich muß sie, um eine schriftliche Klage eingeben zu können, noch zusammenrufen."

Er hoffte, durch eine Schaar ihm ergebener junger und leichtfertiger Leute die älteren Hausväter überstimmen zu können.

„Eure Gemeinde," sagte der Visitator, „hättet ihr früher versammeln sollen, wenn ihr in ihrem Namen klagen wolltet."

„Sie ist jetzt versammelt," rief der Kirchmeier, „es ist Jedermann seit acht Tagen bekannt, daß heute Visitation sein werde; mit allen Glocken ist die Gemeinde zusammengerufen worden und es kann über die Gültigkeit unsrer jetzigen Verhandlungen nicht noch eine Gemeinde gleichsam als eine obere Behörde zusammenberufen werden. Ist das nicht auch eure Meinung, ihr Hausväter und ihr anderen Bürger?"

„So ist es," riefen Viele.

„Uebrigens darf unser Pfarrer," sagte Samuel, „auch die strengste Untersuchung nicht scheuen; vielmehr muß er sie wünschen. Er wandelt als am Tage." —

So gingen Schwarzhans und die andern mit neuem Zorn aus der Visitation. — —

Nun war der Mai gekommen in seltner Herrlichkeit; ein schöner Tag folgte dem andern; Felder und Wälder grünten; die Dörfer waren jetzt verborgen im blühenden Wald der Obstbaumgärten, sein Glanz und Duft breitete sich aus auch über die dunkeln Strohdächer; auch in den Wiesen und Aeckern prangten die Bäume wie große Blumensträuße, ihre Aeste waren gewölbt vom Bluft; die Kräuter und Saaten eiferten dem Blühen nach und standen schon hoch und reichten bis an die untersten Aeste der blühenden Bäume; die blühenden Halme, der goldne Rebs, die vollen Kleeblumen spielten, von der warmen Luft leise bewegt, mit den weißen Baumblüthen. In all dem Bluft war ein unendliches Summen der Bienen, sie waren ihrer viel zu wenig zur Arbeit in diesem unerschöpflichen Reichthum der Honiglese.

Die Landleute standen mit gefalteten Händen vor ihren Feldern und Bäumen und sagten: „Es ist schöner, als wir es verdienen; möge es uns der liebe Gott bewahren."

Unter all diesen schönen Maitagen schien der Himmelfahrtstag der schönste. Von allen Seiten zog an seinem klaren und warmen Morgen Alles zur Kirche durch die mit Blüthen überwölbten Gassen und Straßen, durch die Blumenfülle an den Feldwegen. Außerordentlich schön war vom hohen Kirchhofe der Blick in das Dorf mit seinen zahllosen blühenden Bäumen und in die Thäler, die alle die Pracht des Maies erfüllte und aus denen festlicher als sonst das Morgengeläute hertönte.

In der Freude über all diese Herrlichkeit traten alle in die Kirche; sie konnte die Menge kaum fassen. Mächtiger erscholl der Gesang, es war wieder zu fühlen, daß alle mit wahrer Lust singen, um mit Begierde zu loben und zu danken.

Das Antlitz des Predigers schien während des Gesanges noch klarer zu werden und seine Predigt war dann auch ein strömender Erguß heiliger Festfreude. Zum Schlusse sagte er: so habet ihr das schöne Fest im Geist angefangen, wollet ihr es wieder im Fleisch vollenden? Er erinnerte, wie durch Ausgelassenheiten aller Art gerade das Himmelfahrtsfest schon oft in Wil sei entweiht worden. Er bat auf's beweglichste, es möchte doch unter all den unendlichen Segnungen des Frühlings und des Festes sich Niemand undankbar erzeigen; es möchten sich alle durch Gottes Güte zur Buße leiten lassen; es möchte doch Keiner durch Sabbathschändung Gottes Gerichte herbeirufen.

Der Schwarzhans und Michel, die wieder einmal zur Kirche gekommen waren, weil sie wußten, daß sie heute alle Töchter des Dorfes und viele aus der Nachbarschaft vor sich sehen würden, lachten, als sie von Gerichten Gottes reden hörten.

Der Pfarrer bemerkte es und sagte: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Sie müssen sein, wie das Gras auf den Dächern, welches verdorret, ehe man es ausrauft, von welchem der Schnitter seine Hand nicht füllet noch der Garbenbinder seinen Arm. Und die vorüber gehen, nicht sprechen: der Segen des Herrn sei über euch, wir segnen euch im Namen des Herrn. O, rief der Prediger, der, welcher die Hände erhob und die Seinen segnete, und wie er sie segnete, von ihnen schied und auffuhr gen Himmel, der kann und will auch uns segnen, sein ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Diese Festfreude schon ist sein reicher Segen. Wer da hat, dem wird gegeben. So bleibe Er bei uns. O, daß er doch zu Keinem unter uns sagen müßte: „Weichet von mir, ihr Uebelthäter!"

Unwillkürlich waren hier die Augen Vieler auf den Schwarzhans und den Michel gerichtet, und wie sie aus der Kirche gingen, begegneten sie auch manchem mißbilligenden Blick und hörten vorübergehend ein Wort: „Man möchte doch meinen, die sollten nun etwas gedemüthigt sein. Der Pfarrer hat ganz Recht. Es wird auch einmal genug werden."

Die Beiden aber mit ihren Gesellen luden ihre gewöhnlichen Begleiterinnen, leichtsinnige Töchter, auf den Nachmittag zum Wein und sagten: „Heute wollen wir zeigen, daß wir dem Pfarrer nichts nachfragen, auch dem Kirchmeier nicht, und daß wir keine Heuchler und Kopfhänger sind wie der Samuel und Heinrich und ihre Betschwestern.

„Und daß wir noch einmal vermögen, eine Buße zu zahlen," sagte Michel. „Dem Pfarrer einen rechten Aerger und dem Heinrich wieder Eins werden zu lassen oder auch des Samuels Hanna ein wenig zu erschrecken, ist schon ein paar Thaler werth."

„Wenn wir sie nur in einem Wirthshause anträfen," fuhr Schwarzhans fort; „vielleicht daß sie doch heute in irgend eine abgelegene Pinte gehen; denn so geizig sie sind, heute geht doch auch der Allerärmste und Filzigste mit seinem Weib oder Schatz zum Weine. An sie müssen wir heute kommen, da hilft nichts,

schon des Pfaffen wegen. Aber da mußt du nicht ein Stück von deinen Hosen zurücklassen, Michel."

„Keinen Kummer," sagte dieser, „ich ziehe die Stiefel über die Hosen an, und dem Hund auf dem Bühl gehen wir aus dem Wege oder machen ihn noch nieder. Das verdammte Thier bellt mich wüthend an, wo es mich sieht und auch dir ist es auffäßig."

„Ich schaffe ihn weg bei der ersten Gelegenheit," erwiederte Schwarzhans; „ich wollte ihn schon vergiften und legte ihm vergiftetes Fleisch hin; aber die Bestie wollte nicht anbeißen."

„Er hat gemerkt," sagte Michel, „daß es von dir kam. Du mußt ein solches Stück Fleisch von einem unsrer Kameraden hinlegen lassen. Das Sicherste wäre ein Schuß."

„Jedenfalls," fuhr Schwarzhans fort, „stellen wir heute dem Heinrich oder Samuel oder Beiden etwas an, daß sie an die heurige Auffahrt denken; und ergehen soll es die ganze Nacht, daß der Pfaffe kein Auge zuthun kann und daß alle seine Frommen die ganze Nacht wachen und beten, was ja nur ihre Pflicht, wie sie sagen, ihre Freude und, wie sie meinen, gesund ist."

„Da müßte ich sehr krank und etwas weniger rund sein," sagte Michel, „wenn das Beten dazu hälfe, wohl dran zu sein."

„Ja, ja," fuhr Schwarzhans fort, „wir dürfen dieses Frömmler- und Stündler-Wesen nicht überhand nehmen lassen. Am Ende brächte der Pfaffe es dahin, daß keine Tochter mehr mit uns auf den Tanzboden käme. Es sind uns ja bereits einige der schöneren abtrünnig geworden und statt mit uns zum Tanze zu kommen, sitzen sie zusammen und beten und singen Psalmen. Es will sich in unsrer Gemeinde ein finstrer Geist einschleichen; aber so lange wir zwei beisammen sind, wollen wir noch Manchem heimzünden und diese Nacht wollen wir unser Licht leuchten lassen."

„Zuerst zünden wir's an in der S o n n e," sagte Michel; „es muß brennen goldgelb wie der alte Markgräfler, feuerroth wie der Burgunder."

„Ihr habt euch wieder recht ärgerlich aufgeführt in der Kirche," sagte die alte Müllerin zum Michel, als er endlich zum Mittagessen nach Hause kam. Denn aus der Kirche war er mit Schwarzhansen und den andern sogleich ins Wirthshaus gegangen. „Wie auf dich, schauten die Leute auch auf mich, als wäre auch ich Schuld an eurem Uebermuth, oder doch auch Viele, weil sie Mitleid mit mir haben. Denn Gott weiß es, ich bin an eurer Gottlosigkeit nicht Schuld. Du bist früher auch besser gewesen. Hast nach des Vaters Tod die Mühle auf's beste besorgt, die Kunden mehrten sich, wir kamen vorwärts. Wir konnten bei wohlfeilen Zeiten unsre Speicher mit Korn füllen, jetzt ist meist nicht einmal so viel Geld vorräthig, um das Allernöthigste auf die nächsten acht Tage zu kaufen, und müssen wir uns jeden Preis gefallen lassen. Seit du mit dem Schwarzhans Kameradschaft hast, geht Alles schlimmer. Ihr spielet, schwelget. Ein Prozeß, wie der mit dem Bühl-Bauer, verschlingt den Verdienst von vielen Monaten. Im Wirthshaus machst du, wie ich höre und merke, den großen Herrn, zahlst für andere, schenkst wohl auch dem Schwarzhans, der nichts übriges hat, noch Geld. Ich bitte dich, mein Sohn, laß doch von ihm ab. Es ist dein Unglück."

„Das ist euer altes Lied", sagte Michel. „Ihr singet's dem Pfarrer nach. Es wäre besser gewesen, ich hätte im Wirthshaus mir das Essen geben lassen, ich hätte noch gute Gesellschaft gehabt und hätte mir es Niemand versalzen und verbittert. Soll ich mir denn nicht einen lustigen Tag gönnen? Arbeite ich nicht die ganze Woche?"

„Aber nicht mehr ununterbrochen, wie früher," sagte die Mutter, „jetzt setzest du Tage aus und schwärmst mit deinen Gesellen, und deine Arbeit hat eben keinen Segen mehr."

„Das versteht ihr nicht," sagte Michel, „es sind nicht mehr die alten Zeiten; unsre Mühle ist nicht mehr die einzige weit und breit; auch kommt fremdes Mehl ins Land. Da muß ich mir die Kunden auch im Wirthshaus zu erhalten suchen."

„Aber eben die zahlen uns nicht," bemerkte die Mutter; „deine Gesellen sind dir alle verschuldet. Es kann dir nichts mehr helfen, als wenn du eine brave Tochter heirathest. Des Kirchmeiers Verena oder die Elisabeth ab dem Bühl, jede wäre eine Frau für dich gewesen, aber dort ist es jetzt aus. Ich weiß nur noch eine, und ich weiß, du hast sie gern und sie würde dein Glück sein, das ist die Tochter unsers Vetters in Oberdorf. Weißt du was, mach deiner alten Mutter auch einmal eine Freude. Wir sind schon lange nicht mehr dort gewesen. Laß uns bei diesem schönen Wetter dorthin fahren."

Die Mutter wußte, daß ihr Sohn gegen diese Base nicht gleichgültig war. Er trat auch ein und wie umgestimmt sagte er: „Ja, die Katharine von Oberdorf, das ist denn doch noch etwas anders als die Elisabeth ab dem Bühl oder des Kirchmeiers Verena, sie ist noch schöner als die Hanna im Tobel. Und ich fahre mit Euch hin, allein diesen Nachmittag und Abend muß ich bei meinen Kameraden sein; ich habe es versprochen. Aber nächsten Sonntag oder dann am Pfingstfeste wollen wir hinfahren. Bis dahin kann dann auch unser Wägelein wieder in gehörigen Stand gesetzt werden."

„Mir wäre lieber," sagte die Mutter, „wir führen heute; unser Wägelein, wenn auch schon länger nicht gebraucht, ist doch in gutem Stand. Laß du anspannen!"

„Es geht nicht," antwortete Michel, „es schickt sich nicht, daß man an einer Auffahrt seine Freunde verlasse. Was würden sie sagen?"

„Und doch ist es mir," sagte die Mutter, „wenn du nur heute nicht mit ihnen gingest. Glaub es, mein Sohn, daß dir selber sogleich die Lust ankam, nach Oberdorf zu fahren, das ist nicht von ungefähr, das ist eine höhere Stimme, die dich warnet und von gefährlichen Wegen abbringen will; laß du die brave und hübsche Katharina deinen guten Geist sein. Laß uns hinfahren!"

„Heute kann ich nicht, es geht nicht," sagte Michel; zu Pfingsten fahren wir hin, das verspreche ich euch heilig. Jetzt schon warten mir meine Kameraden".

So nahm er eine Hand voll Thaler zu sich und sagte: „Behüte euch Gott; Nachts wartet mir nicht; seht, da holen mich die Kameraden schon ab."

„Gott behüte dich, o er bewahre dich." rief die Mutter bewegt. „Gieb mir doch noch die Hand. Ach, es zieht dich mehr zu ihnen als zu mir. Nimm dich vor ihnen in Acht, um Gottes willen!"

So schaute sie ihm nach. Oben am Weg stand schon der Schwarzhans mit seiner Rotte. Es kam ihr vor, als sehe sie den Bösen sammt seinen Dienern. Eine große Angst überfiel sie. Dann suchte sie Trost im Gebet. —

Samuel und Heinrich gingen am Nachmittage mit sammt den Ihrigen wieder auf die Sonnenegg; auch die Mütter waren dabei und Samuels Geschwister. Sie wären zwar gern in einem der Wirthshäuser im Dorf oder in der Stadt eingekehrt, um es sehen zu lassen, daß sie keine Sonderlinge und keine Filze seien, und daß sie sich und den Ihrigen auch eine Freude gönnen, zumal an diesem Freudentage; auch hätten sie es für eine Ehrensache angesehen, zu zeigen, daß sie die Gegner nicht fürchten; aber sie hatten von deren Drohungen gehört, wollten an diesem Tage keine Händel und den Erbitterten und Frechen für einmal lieber aus dem Wege gehen, um sich und ihren Bräuten und den Andern den schönen Tag nicht trüben zu lassen.

Sie gingen auch, um Niemand zu begegnen, nicht durch den breiten und langen Waldweg zur Sonnenegg, sondern durch ein Seitenthälchen, durch welches sie ohnehin weniger oft kamen. Es ist eben so still als lieblich, ein rauschender Bach fließt durch dasselbe herab, sanft senkten sich zu seinem lautern Wasser grüne Felder, Wiesen, Streifen von Rebs, Gerste und Klee. Das Thälchen,

gegen den Nordwind geschützt, war erfüllt von Obstbäumen, nirgends blüheten jetzt üppigere, auch ertönte nun das Thälchen vom Gesang aller Vögel und dem Gesumme der Bienen. Ebenso hatte jetzt der Bach ungewöhnlich viel Wasser und er schäumte und blinkte durch die Kiesel und Felsen, Gesträucher und Blumen, als ob er mit den grünen Feldern zu seinen Seiten und ihren blühenden Bäumen wetteifern wollte. Er kommt hinten im Thälchen aus dem Wald, der es gegen Norden schließt, und im Walde fällt er von einem ziemlich hohen Felsen.

Samuel sprach davon und sagte: „Das muß jetzt bei der Wasserfülle schön zu sehen sein; wir wollen doch noch hin!“

Der schmale Pfad aber war verwachsen, Aeste und Schlingpflanzen waren hinderlich. Die Männer gingen voran und sorgten, daß die Zweige den Frauen nicht ins Gesicht schlugen und die Festkleider nicht beschädigten. Samuel half noch schneller, indem er rasch links und rechts das Gezweig niederschnitt, als wären es dünne Blumenstengel.

„Das geht ja wie gemähet, sagte Heinrich, du hast ein gutes Messer.“ „Freilich, antwortete Samuel, eine bessere Klinge giebt es nicht, sie schneidet immer wie ein Scheermesser, auch eine Astknorre kann ich mit ihr durchschneiden und nie hat sie eine Scharte bekommen.“ „Warum hast du aber auch am Sonntag ein so schreckliches Messer bei dir? sagte Hanna. „Ei du siehst, antwortete Samuel, es kömmt auch dir zu gut, daß ich's bei mir führe; es ist mir nicht wohl, wenn ich's etwa vergessen habe; der Zollstock und das Messer gehören zu meiner Rüstung, da steckt's neben ihm in der Scheide. Ich nehme beide selbst in die Kirche mit, wo ich sie doch nicht brauche.“ Sie waren mit Samuels Hülfe nun bald beim Wasserfall; er hatte eine seltene Fülle, glänzte im vollen Sonnenschein, stürzte sich oben aus grünen Zweigen in einer klaren Säule auf eine Stufe in der Mittte der Felsenwand und von dort in mehrere Fälle getheilt schäumte er in das von einer Fülle von Gras, Blumen und Gesträuchen umgebene Becken. Alt und Jung freute sich des lustigen Schauspiels und seiner wechselvollen Fortdauer, des auffliegenden Wasserstaubes, der darin schimmernden Regenbogenfarben, der Frische der bethauten Bäume ringsum. Sie hatten sich auf die am Becken umherliegenden Steine gesetzt. Hanna stimmte ein Lied an und sie sangen mit dem Bach und den Amseln und Drosseln um die Wette.

Der Pfad dann links hin für Sonnenegg war offener, er führte durch einen Theil des Waldes, der weniger Unterholz hatte, frei von demselben standen da die hohen Eichen und Buchen und Espen; alle prangten jetzt mit ihrem lichten, jungen Laub. Aus dem Walde traten sie dann auf die Matten und Aecker der Sonnenegg. Die Kirschbäume hatten schon verblüht und zeigten eine Menge Früchte; in voller Pracht aber standen die edeln Apfelbäume, an jedem Aste hundert und hundert weiße und röthliche Rosen voll frischen Duftes. Der Bauer und die Bäuerin der Sonnenegg freuten sich sehr ihrer Gäste. „So komme ich jetzt doch zum Wein, sagte die Bäuerin; zwar hätte mich mein Mann billiger Maßen heute am Frauentag zum Wein führen sollen; aber ich bin ihm zu alt, und da hatte er nichts dawider, daß die jungen Töchter heute zu ihm zum Weine kommen.“ Der Bauer antwortete: „Ich wollte freilich mit meinem Mütterchen auch zum Wein von der Sonnenegg hinunter zur Sonne, aber ich bin ihr nicht mehr jung genug, und da hat sie es wahrscheinlich so eingerichtet, daß die jungen Bursche zu ihr zum Weine kommen.“ „Warum sollte ich die jungen Hochzeiter nicht gerne bei uns sehen? sagte die Bäuerin weiter; aber ich setze mich hier zu ihren Müttern zum Kaffe, du wirst es lieber mit den Jungen und mit dem Wein halten.“ „Wir helfen vermitteln, sagte Hanna, und wir Töchter setzen uns zu den Müttern und zu den Tassen.“ „Und wir wollen keine Trennung, fuhr Samuel fort, wir wollen an Einem Tisch zuerst zu den Tassen, dann zu den Gläsern.“ „Wir haben es seit der Maria Verkündigung noch nicht vergessen, sagte Heinrich, daß der Kaffe so gut ist als der Wein; und unsere Töchter lassen sich zu einem so gerne führen als zum andern.“ „Dabei erweisen aber, sagte Hanna, die Knaben

auch sich selber einen Gefallen.“ „Ei ja, fuhr die Bäuerin fort, warum anders sollten es Frauentage sein? „Sie werden von den Männern nur deßwegen so genannt und gefeiert, sagte Hanna, und nur deßwegen nehmen sie die Frauen an den zwei Tagen zum Wein, damit sie dafür manchen andern Tag ohne die Frau gehen können.“ „Nein, sagte Samuel, die rechten Männer bleiben am liebsten zu Hause, wie hier unser Nachbar auf der Sonnenegg; und gehen sie ein oder zwei Mal der Vater mit der Frau zum Wein, so geschieht es nur, um es neu zu erfahren, daß es allewege zu Hause besser ist als im Wirthshaus. Und drum sind wir heute auch nicht ins Wirthshaus gegangen, sondern, weil es unsre Nachbarn gerne erlaubten, hierher zu ihnen, wo es uns so wohl ist wie zu Hause.“ „Ich denke, sagte Heinrich, wir werden auch verheirathet an den Frauentagen nicht viel in den Wirthshäusern zu sehen sein. Bleiben wir beisammen und gefällt es Gott, so wollen wir noch manches Jahr zu euch kommen auf die Sonnenegg.“ „Wer weiß, wer über's Jahr noch lebt, sagte die Bäuerin. Es kann bis dorthin allerlei geben. Ich denke noch an das Lied, das uns Hanna an der Maria Verkündigung angestimmt:

Eine Nacht
Hat in's Blust den Reif gebracht.

Wie habt ihr damals so schön gesungen, und jetzt seid ihr euer noch mehr. Da wisset ihr, wenn der Kaffe getrunken, so singen wir jetzt die schönen Auffahrtslieder. Wir haben noch mehrere Gesangbücher unserer Kinder und Großkinder, weil, wenn sie hier sind, sie gerne zur Kirche gehen und doch ihre Bücher nicht aus der Ferne mitbringen mögen. Dieser Vorschlag war allen willkommen und besonders auch dem Bauer von Sonnenegg, der noch einen kräftigen Baß sang. Und so sangen sie denn die Himmelfahrtslieder; ein Lied rief dem andern, der Gesang war voll und rein und vermehrte die festliche Freude und Heiterkeit.

Es war schon später geworden, und sie waren ungestört geblieben. Ob sonst nie Gäste bei ihm einkehren? wurde der Bauer gefragt.

Niemals, antwortete er, ich mag nicht den Wirth machen, und die meisten Leute, die zum Wein gehen, könnten sich hier nicht in ihrer Weise lustig machen. „Aber, sagte Samuel, werden wir auch noch die übrige Zeit ungestört bleiben von einem Michel und Schwarzhans?“ „Von keinen mehr als von diesen, erwiederte der Bauer; der Michel hat mir mein vorjähriges Korn noch nicht bezahlt und der Schwarzhans, werdet ihr wissen, wollte einst unsre jüngste Tochter; sie aber hatte gegen ihn einen Widerwillen und wir keine besondre Vorliebe weder zu ihm noch seinem Vater und so läßt sich Schwarzhans die längste Zeit nicht mehr hier oben sehen, was uns auch kein Herzeleid ist. Wer am häufigsten aus dem Dorf uns besucht, besonders an Sonntagabenden, das ist der Pfarrer und seine Frau. Und sehet, da kommen sie noch.“ Sie traten ein; Alle empfingen sie mit Freuden. „Nun sehet da die Stillen im Lande, scherzte er. Wenn das gewisse Leute erführen, würden sie sagen: So treiben's die Stündler; sie lassen sich das Fasten wohl schmecken. Und da ich nun, wenn auch noch so unabsichtlich, unter euch gerathen, so werde ich selber die Schmauserei veranstaltet haben müssen.“

„Geschehe nichts schlimmeres, sagte der Bauer; daß alles ordentlich zugegangen, wird Jedermann glauben, wenn es heißt, daß selber der Pfarrer von Wil bei uns gewesen sei.“

„Nein, nein, antwortete der Pfarrer, da brauchet ihr mich nicht einmal zu nennen. Wenn sie wissen, daß die Brautleute da an der Auffahrt auf Sonnenegg gewesen, so werden die Verständigen sagen: die haben den rechten Ort ausgelesen zu einer ehrbaren Lustbarkeit; auf der Sonnenegg würde man aber auch andern Leuten gar nicht einmal Platz geben, geschweige denn so aufwarten. Nun erzählte der Pfarrer, daß er seit langem wieder einmal beim Tobel hinauf in's Thalbrünnchen gegangen, dann durch das Thälchen und den Wald zum Wasserfall. Nirgends habe er Jemand angetroffen. Vom Tobel und Thalbrünnchen sei Alles verschlossen und still. Als er aber den Pfad zum Wasserfall frisch aufgeschnitten gefunden, habe

er gedacht, es müssen da Leute vorüber sein, die lieber in der Sonne sich ergehen als in „der Sonne" sitzen, und er habe wirklich an die vom Bühl und Tobel gedacht; die Töchter hätten vielleicht einsam einen Spaziergang gemacht."

Die Bräute lachten und nicht minder die andern und meinten, der Herr Pfarrer selber würde es nicht rühmen, wenn beide Theile, zumal am Frauentag, jeder für sich ginge."

„Da habt ihr ganz Recht, fuhr der Pfarrer fort; und so bin denn auch ich mit meiner Frau da heraufgekommen; sie hat mir keine Ruhe gelassen, ich möchte sie doch heute auch zum Weine führen. In die Stadt wollte sie nicht, in „die Sonne" auch nicht, da schlug ich ihr die Sonnenegg vor; dort werde wol auch etwas zu finden sein. Aber eine so große und so liebe Gesellschaft durften wir nicht hoffen anzutreffen." Und so wußte nun der Pfarrer, der die jungen Leute alle unterrichtet und das vertrauliche Du gegen sie fortbehalten hatte, alle zum heitersten Scherz zu veranlassen; die Bräute und ihre Freunde und der Bauer blieben ihm keine Antwort schuldig, und mit den Müttern war die Frau Pfarrerin im traulichsten Gespräch.

„Herr Pfarrer, sagte dann der Bauer, Ihr habt durch Eure Einkehr uns eine rechte Freude gemacht. Niemand wohl hat einen vergnügteren Auffahrtstag als wir; wären nur auch noch unsere Kinder und Großkinder dabei gewesen. Sie werden aber nächstens alle uns besuchen, wenn die Kirschen reif sind. Da kommet doch auch wieder herauf und auch Ihr Frau Pfarrerin; es sind Jahre vergangen, seit Ihr euren Herrn zu uns begleitet habt; ja kommt ihr alle dann wieder einmal."

„Ich wünsche, sagte der Pfarrer, daß unsre Freunde auf Sonnenegg, wie sie ihre Töchter glücklich verheirathet sehen und hier die fröhlichsten Hochzeitsfeste feierten, an welche ich mich gerne erinnere, auch noch mit ihren Großkindern hier die Hochzeitstage feiern können und ihnen dann werde von ihrer Sonnenegg eine frohe Himmelfahrt." Mit diesem Wunsche brach die Gesellschaft auf. Der Pfarrer begleitete sie, stets im heitern Gespräch mit ihnen durch den langen Weg des Waldes, in welchen hinein jetzt das tiefe Abendroth brannte, dann zum Thalbrünnchen, zum Tobel und Bühl. Es war schon Nacht, als er in sein stilles Pfarrhaus trat. Im Dorfe war es noch sehr laut. Viele aus der Stadt Heimkehrende jauchzten und gingen nochmals in die Wirthshäuser und Pinten des Dorfes; dieß zu hören, war dem Pfarrer nicht ein lieblicher Schluß des schönen Tages. Er sagte, zur Ruhe gehend: „Ich fürchte, wir werden diese Nacht wieder durch muthwilliges Lärmen gestört werden."

Heinrich hatte seine Verena heimbegleitet und blieb mit ihr und ihrem Vater, dem Kirchmeier, noch lange im Gespräche, ebenso war dessen Sohn Rudolf noch auf dem Bühl bei der Elisabeth, und Samuel verweilte noch gerne bei seiner Hanna im Tobel. Ja sie selber, da er in's Thalbrünnchen aufbrechen wollte, sagte wiederholt: „bleibe doch noch ein halbes Stündchen!"

Schwarzhans und Michel waren mit ihren Gesellen und Begleiterinnen den ganzen Nachmittag und späteren Abend in der Stadt und dann wieder im Dorf von einer Taverne und Schenke zur andern gezogen, und zwar auch in der Absicht, irgendwo den Samuel und Heinrich und deren Freunde anzutreffen und mit ihnen Händel anzufangen. Jetzt war es bald Mitternacht; sie saßen noch bei jenem Pintenwirth. Sie waren von dem Weine erhitzt. Michel zahlte zur Letzt noch einige Flaschen Burgunder. „Etwas muß es doch noch geben diese Nacht, sagte Schwarzhans, wenn es nur wäre, um den Pfaffen zu ärgern, daß man ihm nichts nachfrage und um die Stündler und Kopfhänger, die wir heute nirgends angetroffen, etwas in ihrem Beten zu stören." „Ja wir müßten uns ja schämen," rief Michel, „wenn eine Auffahrt vorüberginge und wir könnten nicht einmal sagen, was für einen lustigen Streich wir an derselben ausgeführt." Sie brachten mancherlei vor, endlich kamen sie überein, noch in's Tobel zu gehen, ob sie dort vielleicht dem Samuel noch aufpassen könnten. Michel zahlte, es blieben

ihm noch etliche Franken. „Bring noch eine Flasche, rief er dem Pintenwirth, es muß heut Alles versoffen sein!“ So brachen sie dann auf, Schwarzhans und Michel und noch drei ihrer Gesellen; den Bühl umgingen sie aus Furcht vor dem Hund. In's Tobel kamen sie leise geschlichen, es war noch Licht in der Stube. Schwarzhans kroch ans Fenster und blieb unter demselben kauern und lauschte; er hörte noch Samuels Stimme und wie er sagte, daß er nun doch einmal in's Thalbrünnchen hinauf müsse. Schwarzhans schlich wieder zu den Gesellen zurück und verabredete mit ihnen, sie wollten schnell den Weg in's Thalbrünnchen hinauf und sich im Gebüsch verstecken. Das thaten sie.

Als Samuel unter der Hausthüre gute Nacht wünschte, sagte Hanna: „Ich habe Angst um dich; es ist ja so finster; es scheint kein Sternlein; der Wind rauscht in den Bäumen und es scheint ein Gewitter zu kommen.“

„Ei viel tausend Mal schon, erwiederte Samuel, bin ich in der tiefsten Dunkelheit in jeder Stunde der Nacht, bei Regen und Sturm und Gewitter hinaufgegangen. Warum solltest du Angst haben; oder meinst du, ich hätte etwas über den Durst getrunken?“

„Das nicht; sagte Hanna, es ist mir aber um so mehr Angst, gerade weil ich nie Angst um dich hatte.“

„Nun du wirst müde sein, Hanna, ruhe aus. Ich bin noch wach und nüchtern und muß morgen wieder früh sein, du wirst dann kaum schon mir entgegensehen, wenn ich herunter komme.“

„Gewiß werde ich schon auf sein, es ist mir, die Angst lasse mich wenig schlafen.“

„Vertrauen wir auf Gott! sagte Samuel, er behüte dich!

„Ja, rief sie ihm nach, Gott behüte dich, lieber Samuel, Gott behüte dich!“

Samuel stieg munter empor. Er horchte in's Dorf hinunter; es war Alles still. Dann bog er um die Felsenecke, um die herum der Weg in's Seitenthälchen führt; dort ist rechts am Pfad dickes Gehölz, links eine steile, mit Gebüschen bewachsene Halde zum Bache hinunter, gerade wo er in einem Felsenbecken sein Wasser sammelt und ziemlich tief ist. Hier badete Samuel im Sommer öfter und war ihm die Halde hinab und hinauf Schritt und Tritt bekannt. Das Wasser rauschte im Becken, der Wind durchs Gehölz; er schritt rasch vorüber, da ward ihm plötzlich der Weg vertreten und er erhielt einen Stoß gegen den Rand des Abhangs hin. „Laßt mich ungestört meiner Wege!“ rief er beherzt; und da er alsobald wieder einen Stoß erhielt, fuhr er unter sie und warf den ersten besten auf den Boden. Aber da empfing er Stoß um Stoß und wurde über Bord geworfen. Er hielt sich aber an den obersten Büschen fest und war alsobald wieder auf dem Weg, griff einen und warf ihn an einen Baumstamm. „Helft mir!“ schrie der Geworfene. Es war Michels Stimme. Jetzt wurde Samuel umfaßt und die Halde hinuntergestürzt. Er erhielt zwar Wunden, da er an Steinen auffiel, raffte sich aber im Augenblick wieder empor und war wieder oben, er wollte nicht feige erscheinen, war überaus zornig und rief nun: „Ich kenne euch! Ich merke, was ihr wollt! Greife mich keiner mehr an, oder ich zucke das Messer!“ Aber um so wüthender packten ihn wieder der Schwarzhans und Michel. Er rang mit ihnen. „Laßt los! schrie er fast überwältigt, oder ich ziehe!“ Er sollte wieder hinunter gestürzt werden, er stemmte sich mit aller Macht, sie ließen nicht los, da zog er das Messer und stach, um noch ihres Lebens zu schonen sie in die Beine. Aber sogleich stürzten sie zu Boden. Schwarzhans stöhnte: „Es hat gefehlt!“ Beide suchten aufzustehen, aber sie fielen wieder zusammen. Auch Samuel half, sie wieder aufzurichten, aber sie konnten sich nicht mehr auf den Füßen halten. Er sah wohl ein, daß da etwas Schreckliches durch ihn geschehen. Was sollte er thun? „Sorget ihr, sagte er zu den drei übrigen, für eure Kameraden; ich springe in die Stadt hinunter zum Amtmann.“ Hanna hatte nicht schlafen können, sie hörte herab springen; es konnte kein anderer als Samuel sein. Sie fragte den Vorübereilenden: „Um Gottes Willen, was ist's,

was ist's?" „Ein Unglück, sagte er; aber ich bin unschuldig. Schwarzhans und Michel liegen an der Felsenecke; ich mußte mich ihrer erwehren. Tröste die Meinigen; wir sehen uns vielleicht eine Zeit lang nicht, aber sei getrost, ich bin ganz schuldlos." So eilte er schnellsten Laufes fort. Dem Amtmann machte er sogleich Anzeige und gab genauen Bericht und stellte sich auch sogleich zur Haft.

Der Amtmann traf alsobald Anstalten, ungesäumt in Wil die Sache zu untersuchen.

Mittlerweile hatten die drei Begleiter der Verwundeten mancherlei versucht, sie zum Stehen und Gehen zu bringen, aber alles war umsonst. An das Nothwendigste dachten sie nicht, nämlich die Wunden zu verbinden. Wegen der Dunkelheit konnten sie auch nicht bemerken, wie viel Blut schon die Beiden verloren und wie sie blaß geworden. Schwarzhans fühlte, daß er schwächer werde und sagte: „Ihr müßt ein Wägelein holen und uns so in's Dorf hinunterbringen, denn tragen könntet ihr uns nicht und ich zumal hielt' es nicht aus."

Noch berauscht und im vollen Schrecken sprangen die drei hinunter und ließen die Verwundeten im Blute liegen.

Hanna hatte im ersten Augenblick zur Felsenecke hinauf eilen wollen, ob sie etwa helfen könne. Allein ihre Mutter ließ sie nicht aus dem Hause. Es sei jetzt doppelt gefährlich, unter die wahrscheinlich betrunkene Rotte zu gerathen.

Die drei liefen am Bühl vorüber, der Hund that sehr laut. Es sollte aber auch Heinrich nicht der erste sein, der vernehme, daß seine Gegner gestochen worden. So eilten sie weiter in's Dorf. Es wäre zu weit gewesen, das Wägelein in der Mühle zu holen. Und so öffnete der, dessen Haus das nächste war, seine Scheune und sie nahmen die Mist-Benne heraus und fuhren rasch damit zur Felsenecke.

Die zwei dort in einer Lache Blutes liegenden seufzten und fluchten. „Wie ein Bandit, hat er uns angefallen;" sagte Schwarzhans. „Du hättest aber doch daran denken können, fuhr dann Michel fort, daß ein Zimmermeister ein Messer bei sich führen werde; und du hast den ersten Vorschlag zu diesem dummen Streiche gemacht." „Und du, erwiederte Schwarzhans, hattest die größte Freude darüber. Hättest du nun nicht so viel Wein kommen lassen, hätten wir die Sache besonnener ausgeführt." „Hättet ihr weniger getrunken, sagte Michel; aber wenn ich noch mehr Thaler hätte können drauf gehen lassen, ihr hättet immer fort gesoffen. Es wäre doch besser gewesen, ich wäre mit meiner Mutter nach Oberdorf gefahren." Schwarzhans antwortete nicht; er lag in Ohnmacht.

Endlich kam die Mistbenne. Ohne Sorgfalt und in aller Hast wurden die beiden schon Halbentseelten hineingehoben, wie etwa geschlachtete Schweine aufgeladen werden. Die schmale Benne war nicht einmal für Einen breit genug, der eine lehnte vorn, der andere hinten den Rücken an, und ließ den Kopf sinken. Die Wunden wurden auch jetzt nicht verbunden. So wurde denn rasch hinunter gefahren in's Dorf. Hier war die Sache schon ruchbar geworden. Es fing an zu tagen. Viele Leute standen am Weg. Ein großer Schrecken kam über sie. Sie sahen die beiden blaß, ohnmächtig; Blut träufte aus der Benne; die Länge der Straße zeigte Blutspuren. Der Ammann ließ seinen Sohn in die Scheune und auf Stroh legen; der Wundarzt könne ihn da besser untersuchen und verbinden. Es sah aber der Ammann den schon eingetretenen Tod und fürchtete, es könnte ihm durch das Blut noch ein Bett zu Grunde gerichtet werden. Die Müllerin, die auch geweckt worden war, sagte, als der Michel ihr in's Haus getragen wurde: „die Gerichte Gottes sind gerecht; ich mußte schon lange das Schrecklichste befürchten." Sie ließ aber den Sohn zu Bette bringen. Alsobald war auch der Arzt da. Michel hatte nur eine Wunde tief unten am Bein. Sie wäre nicht tödtlich, sagte der Arzt, aber sie hätte sogleich sollen verbunden werden; die Todesschwäche sei Folge der Verblutung. An einer solchen starb denn auch Schwarzhans noch denselben Morgen und Michel Mittags.

Beide konnten vom Amtmann, so sehr er sich auch beeilt hatte, auf der Stelle zu sein, nicht mehr vernommen werden. Unverzüglich ließ er aber die drei Begleiter verhaften, so wie auch den Pintenwirth. Er begab sich dann zur Felsenecke. Er verhörte darnach die Hanna und die ganze Gesellschaft, die auf der Sonnenegg gewesen war, dann auch den Ammann und die Müllerin und den Pfarrer. Es ergab sich, daß Samuel nüchtern, daß er der Angegriffene gewesen und daß er schon verwundet und in Nothwehr die unglücklichen Messerstiche den Beiden beigebracht, mit denen er gerungen und die ihn in den Bach hinunter hatten stürzen wollen.

An diesem Tag hatte der Pfarrer noch manchen schweren Gang zu thun. In's Thalbrünnchen und in's Tobel ging er zuerst, um zu trösten.

Hanna verging fast in Jammer und Thränen. „Soll denn," rief sie, „mein Samuel ein Mörder sein! Soll der Gatte und Hausvater ein Mörder heißen sein Leben lang! Es ist schrecklich, schrecklich! O das unglückselige Messer! Und warum hatte ich ihn so lange aufgehalten?

„Ein Mörder ist er nicht," sagte der Pfarrer, „seine Hände sind nicht von Mord befleckt. Er hat gethan, was im äußersten Nothfall jeder Mann von Ehre, Muth und Kraft gethan hätte. Gott behüte mich davor; aber ich selbst würde es thun. Der Hirt läßt den Wolf nicht gewähren, auch wenn er nur auf ihn selbst den Angriff macht. Wer das Vaterland vertheidigt, wer sich von einem Unthier nicht zerreißen läßt, ist kein Mörder. Eine schwere That hat Samuel vollbracht, sie wird ihn nachdenklich, ja noch ernster machen für sein ganzes Leben."

„Ach, sie wird ihn niederbeugen," sagte Hanna. „Die Gedanken müssen ihm doch auch aufsteigen, hätte ich mich im Gebüsch nicht verstecken, hätte ich ihnen nicht seitwärts entfliehen können? Warum mußte ich mich von Zorn und Ehrliebe hinreißen lassen?"

Der Hanna Mutter meinte, Samuel werde jetzt wohl das Land verlassen, Hanna wieder frei sein, und die Sache bald vergessen werden. „Aber ich werde ihn nicht verlassen," sagte Hanna, „und sollte ich mit ihm auswandern."

Die Müllerin sagte: „Ich beuge mich unter Gottes gewaltige Hand. Auch ich habe Züchtigung verdient; ich habe den Sohn nicht streng genug gehalten. Ich hätte den Schwarzhans nie sollen im Hause dulden. Ich ließ ihn aber früher oft, zumal im Winter, hier mit dem Michel trinken und spielen und dachte, es ist besser, als wenn Michel im Wirthshaus säße. Und so kam denn eins auf's andre. Gott sei ihren armen Seelen gnädig! Ach, daß mein Sohn so in Sünden hat dahin fahren müssen! Ich will mein Leben lang für ihn beten."

„Gott wird auch euer Gebet erhören," sagte der Pfarrer, „er wird euch im Alter nicht verlassen; er kann überschwänglich thun über alles, das wir bitten und verstehen."

Der Ammann sah den Pfarrer nicht gerne kommen. Der traf ihn erbittert, ohne eine Spur von Thränen, nur noch hochfahrender und verstockter. „Ihr seid ernstlich heimgesucht worden, Herr Ammann!"

„Das wird viele freuen," sagte dieser. „Wer weiß, wie viele in diese verfluchte Mordgeschichte verflochten sind; denn mein Sohn war seiner Freisinnigkeit wegen vielen ein Dorn im Auge. Es ist Schade um ihn; er war doch in alle Wege der aufgeklärteste und geschickteste Mann nicht nur in unserm Dorfe; er wäre ganz gewiß bei den nächsten Wahlen in den großen Rath gekommen, bald dann auch in's Bezirksgericht, mit der Zeit wohl Präsident des Gerichts geworden oder Amtmann oder Regierungsrath. So wäre er auch im Kriegsdienst vorgerückt zum Hauptmann und Obersten. Er hatte, Gott sei Dank, viele gute Freunde."

„Aber er hatte Gott nicht zum Freunde," sagte der Pfarrer. „Die Sünde, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod. Der Tod ist der Sünde Sold.

Die Gottlosen bleiben nicht im Gericht. Ich bitte Gott, er möge euch die Gnade geben, den Ausspruch seines Wortes zu beherzigen: du nach deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufest dir selber den Zorn auf den Tag des gerechten Gerichts Gottes, welcher geben wird einem jeglichen nach seinen Werken, Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun."

Mit diesen Worten verließ der Pfarrer den Ammann, ohne dessen Antwort abzuwarten. Der aber wurde noch erbitterter.

Gerne hätte er seinen Sohn in einer benachbarten Gemeinde begraben lassen, um der Leichenpredigt des Pfarrers zu entgehen. Allein er und sein Anhang beschloß, es soll das Leichenbegängniß so geräuschvoll als möglich gemacht werden, alle Bekannten der Gemordeten sollen in gedrängter Schaar sich einfinden, die Vornehmsten sollen ihre beiden Kameraden tragen, die Särge auf's schönste bekränzt und mit Inschriften geziert sein, ein Männerchor soll Grablieder singen, eine Blechmusik einen Trauermarsch blasen, die Grüfte dann mit glänzenden Grabsteinen geschmückt werden. Der Pfarrer vernahm das und erklärte dem Ammann: die Leichenfeierlichkeit sei von dem Pfarrer und der Kirchenpflege anzuordnen, diese aber habe beschlossen, das Leichenbegängniß der beiden Unglücklichen solle ohne Gepränge Statt haben. Der Ammann erwiederte: er sei Ammann und habe der Kirchenpflege nicht zu gehorchen. Da wurde des Amtmanns Hülfe nachgesucht und dieser unterstützte den Pfarrer: das Bekränzen, Singen und Musizieren sollte unterbleiben. Um so zahlreicher fand sich denn am Sonntagmorgen des Ammanns Anhang zum Leichenbegleite ein und um so trotziger drängten sie sich dichtgeschaart vor. Aber auch die übrige Einwohnerschaft und aus der Umgegend ganze Züge kamen an diesem ersten Communionssonntage vor Pfingsten nach Wil in die Kirche und wollten diesen Leichenzug sehen und, was sie am meisten herzog, den Pfarrer hören. Es war wieder ein herrlicher Maienmorgen. Der weite Kirchhof, der Begräbnißplatz der großen Gemeinde, konnte die Schaaren nicht fassen, mehrere Hunderte standen noch außerhalb desselben auf dem Hügel, von welchem man in den Kirchhof hinunter sehen und aus diesem her alles hören konnte.

Damit Alles ordentlich hergehe, war der Pfarrer, was er öfter that, selbst im Leichenbegleit. Er trat dann zwischen die zwei offenen Grüfte, und die nur mit schwarzen Tüchern bedeckten Särge wurden neben ihm niedergestellt. Er stimmte das gewohnte Grablied an und die Hunderte ringsum sangen in großer und seltner Bewegung:

Mitten wir im Leben sind,
Mit dem Tod umfangen.
Wer ist, der uns Heil verschafft,
Daß wir Gnad erlangen?
Das bist du, Herr, alleine.
Uns reuet unsre Missethat,
Die dich, Herr, erzürnet hat.
Heiliger Herre Gott,
Heiliger starker Gott
Heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott!
Laß uns nicht versinken in des bittren Todes Noth.
Erbarme dich unser!

„Gott hat gerichtet," sprach dann der Pfarrer, „wen Gottes Stimme nicht erschüttert, die aus diesen Särgen lauter ruft als seine Donner, den wird mein schwaches Wort gar nicht bewegen. Die beiden Unglücklichen, die Gottes Gerichte so schrecklich erfahren, wenn sie sich wieder aus ihren Särgen empor richten könnten, sie würden zunächst euch, ihr Kameraden derselben, zurufen, bittend und flehend: Wandelt doch fernerhin nicht in unsern Wegen. Der Weg des Lebens gehet überwärts für den Klugen, auf daß man meide die Hölle unterwärts. Aus diesen beiden Särgen hören wir die Worte: Ich bin der Herr dein Gott, ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missethat an den

Kindern in das dritte und vierte Geschlecht. Euch, die ihr zunächst an den Särgen steht, und uns allen ruft Gottes Stimme: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Ich bin der Herr. Es ist mein Strafgericht, wenn im Lande aufhören Feste und Sabbathe. Werdet ihr aber bei dem mir noch nicht gehorchen und mir entgegen wandeln, so will ich auch euch im Grimm entgegen wandeln und will euch siebenmal mehr züchtigen um eure Sünden.

Aber der herrschende Trotz und Leichtsinn wird auch die Stimme aus diesen Särgen überhören oder bald wieder vergessen. Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben. Du schlägst sie, aber sie fühlen nicht, du reibst sie schier auf, aber sie lassen sich nicht ziehen. Sie haben ein härter Angesicht, denn ein Fels und wollen sich nicht bekehren.

Ihr Väter und Mütter, wir müssen uns zusammenthun gegen das gottlose Wesen der Jugend. Gott mahnet uns, daß wir den fast ganz verschwundenen Hausgottesdienst wieder einrichten, miteinander beten und singen und das Wort Gottes lesen und dem Herrn seine Feiertage heiligen. Ich werde nicht ruhen und rasten dieß zu predigen und dafür zu wirken. Ich bitte euch um Gottes willen, helfet mir. Rufet doch alle ihr Heimgesuchten und ihr noch Verschonten: ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen."

Nach solchen Worten betete dann noch der Pfarrer an den offenen Gräbern auf's inbrünstigste. Ernstlich beteten die meisten mit, viele weinten. In der Kirche sprach dann der Pfarrer in seiner ersten Pfingstpredigt von dem Wesen einer christlichen Gemeinde. Nachher gelang es ihm auch, einen Verein christlicher Hausväter zusammenzubringen. Durch denselben wurde dann zunächst bei den neuen Wahlen der Ammann beseitigt und kirchliche Männer in den Gemeinderath gewählt.

Samuel, nach kurzer Zeit der Haft entlassen und von aller Schuld freigesprochen, blieb auch in der Folgezeit stille und ernst. Seine Hanna folgte ihm in's Thalbrünnchen. Dort lebten sie eingezogen und glücklich und in Ehren und waren später im Stande, die feil gewordene Sonnenegg zu kaufen.

Der Unschuld Sieg und der Sünde Strafe.

Eine schweizerische Volksgeschichte.

Von M. A. Feierabend.

Unten im Toggenburger Ländchen steht zwischen grünen, reich mit fruchtbaren Obstbäumen bepflanzten Hügeln, zu hinterst im Dörfchen, eine stattliche Mühle an dem in gewöhnlichen Zeiten sehr bescheidenen Dorfbache. In der Mühle betreibt eine sehr wohlhabende und gutmüthige Wittwe mit Knecht und Magd das einträgliche Gewerbe ihres vor mehreren Jahren schon verstorbenen Mannes. Hans, der Knecht, ist ein ebenso fleißiger als stiller und frommer Bursche. Trini, die Magd, welche vor zwei Jahren in der Mühle fast mehr Meister war, als die Frau im Hause, war ebenso hübsch von Gestalt, als unrein von Gemüth und auf Eroberungen von Mannesherzen erpicht, wie eine gute Katze auf die Mäuse. Während sie mit Friedli, einem vermöglichen Bauernburschen, eine Liebschaft unterhielt, strich sie Hans überall nach, in der Mühle und im Stalle und flattirte ihm auf alle mögliche Weise. Aber Hans, in der Einfalt seines frommen Herzens, durchschaute das Mädchen, und wollte nichts von Trini wissen. Als die Magd alle ihre Verführungskünste an Hans wirkungslos vergeudet sah, wandelte sich ihre unreine Liebe in glühenden Haß um. Der Bursche müsse aus dem Hause, das hatte sie geschworen. Aber die Erfüllung des Racheschwures war nicht so leicht. Der Meisterin stand Hans gar wohl an. Er war fleißig, fromm und gehorsam wie

ein Lamm und schon seit Jahren im Hause. Dem war daher bös beizukommen. Da bot, wie man gewöhnlich sagt, der Zufall oder besser, die wunderbare Schickung Gottes, den längst ersehnten Anlaß zur Ausführung des saubern Weiberracheplanes. Bekanntlich hatten im Sommer 1855 wegen großer Trockne gar viele Müller ihre liebe Noth. Damals stand gar Manchem seine sonst immerfort klappernde Mühle Wochen lang still. Auch in der Mühle zu B. mußte man daher mit dem Wasser sparen, wie wenn dasselbe feuriger Rheinthalerwein gewesen wäre. Hans hatte in dem Mühlenweier, der wenige Schritte von dem Hause auf der Höhe angelegt ist, ein Brettstück eingelegt, um das Wasser mehr zu sammeln. Da brachte endlich ein prächtiges Gewitter mehrere Tage reichlichen Regen und das Wasser im Sammler wie im Bach schwoll gewaltig an. Spät kam es Hans in Sinn, daß das Brett noch im Mühlenweier stecke und den Abfluß hemme. In aller Eile rannte er daher hinauf, das Brett zu lösen. Neugierig schauten ihm bei der nicht leichten Arbeit die Nachbarn zu. Das schmale Brettstück, das über den mindestens 2 Stockwerk hohen Wasserfall des Baches als Brücklein hinüberführt, war vom Regen sehr glatt und schlüpfrig geworden. Mitten in der Anstrengung des Lösens glitschte Hans auf demselben aus und stürzte rücklings Kopfüber in den trüben Schwall des Wasserfalls. Ein Schrei des Entsetzens drang aus dem Munde der Zuschauer. „Jesus, Maria und St. Joseph, der Mühlehans ist ins Wasser g'fallen, muß ertrinken.“ Auf und nach nun Alles, Groß und Klein, den Bach hinab mit Haken, Stricken und Stangen, was man etwa zur Lebensrettung gleich bei der Hand fand. Aber rascher als die Leute war des Wassers Gewalt. Umsonst suchte Hans sich an Baumwurzeln und Stauden dem Bach entlang zu halten. Der Wasserstrom ist zu reißend und wälzt ihn mit sich fort. Weiter abwärts führt ein niedriges Brücklein die Landstraße über den Bach. Unter lautem Jammer sahen da die zur Rettung des Verunglückten herbeieilenden Menschen den armen Hans unter dem Brücklein verschwinden. Dann aber weiter keine Spur mehr von ihm, trotz allem eifrigen Suchen und Bemühen. Ganz unten im Dorfe, wo der Bach ausmündet in die schon groß gewordene Thur, befindet sich in der Nähe der Schmiede eine Wasserfalle, die merkwürdigerweise nur halb gesteckt war. Unten in dieser halbgeöffneten Falle blieb Hans stecken. Hätte der Wasserschwall ihn oben hinausgeschwemmt, so wäre er in der hochangeschwollenen Thur rettungslos verloren gewesen. In solcher Lage findet ihn Nachbar Balz, ein kräftiger Mann, springt ohne Bedenken ins Wasser und will ihn mit angestrengter Kraft aus der Klemme ziehen. Aber seine Kraft reicht nicht aus. Da bindet er dem Verunglückten ein Seil an einen Fuß und reißt ihn mit Hülfe von drei andern Männern endlich heraus und ans Ufer. Regungslos mit hochgeschwollnem blauem Gesicht liegt Hans da. Er ist schon lang todt, lassen wir ihn liegen bis der Augenschein kömmt, sagen die Männer zu einander und gehen heim, trockene Kleider anzuziehen. Unterdessen kommen andere Neugierige hinzu, den Todten zu sehen. Einer von denselben legt ihm die Hand aufs Herz und fühlt noch ein leises Zittern desselben. Halloh, ihr Mannen, der Hans gibt noch Lebenszeichen, schnell hinauf mit ihm in die Schmiede, ruft Claus voll Freude über diese Entdeckung den Umstehenden zu. Sogleich wurde eine Tragbahre herbeigeschafft und Hans auf derselben in die Schmiede getragen. Eifrigem Reiben mit wollenen Tüchern und Bürsten gelang es bald, den Scheintodten zum Leben wieder aufzuwecken. Ueber eine Viertelstunde war dahin geflossen seit Hansens Fall in den Bach und seiner Befreiung aus der Wasserfalle. Dennoch war das jugendlich kräftige Leben nicht erloschen. Eiligst war man nach dessen Auffinden nach dem „Herr und Doktor“ gesprungen. Als Pfarrer und Arzt in keuchender Hast ankamen, war Hans schon wieder bei gutem Verstand und seiner Sprache mächtig. Mit inniger Andacht empfing er aus der Hand des pflichteifrigen Seelsorgers die heiligen Sterbesakramente. Seine Glieder waren wie zermalmt und gerädert und er fühlte sich sterbensschwach. Langsam, mit Hülfe seines sorgsamen Arztes, erholte sich der Gerettete wieder; er war voraussichtlich zu jeder anstrengenden Arbeit auf längere Zeit unfähig. Hatte boshafte Schadenfreude über

Hansens Unfall zuerst Trinis rachesüchtiges Herz erfüllt, so hatte dagegen das Mädchen mit Unwillen dessen wunderbare Lebensrettung vernommen und, ungerührt davon, ließ es jetzt alle Minen springen, den verhaßten Knecht aus der Mühle zu verdrängen. Trini stellte daher der Meisterin vor, es werde Wochen und Wochen währen, bis Hans wieder gehörig den Dienst versehen könne. Es sei daher am besten, Hansen abzudanken und einen andern Knecht anzustellen. Das könne ihr kein vernünftiger Mensch übel nehmen, denn Jeder sehe doch zuletzt auf den eignen Nutzen. Des Mädchens schlaue Rede fand bei dem sparsamen Sinn der Frau Meisterin einen nur zu guten Boden. Sie verabschiedete ihren treuen Knecht mit der Ausrede, daß er sich daheim gehörig in aller Ruhe pflegen lassen könne. Mit schwerem Herzen ging Hans traurig von dannen. Der Undank der sonst so gutmüthigen Meistersfrau drückte ihn mit Zentnerlast. Doch gute Menschen nahmen sich mit wahrer Nächstenliebe des armen Verlassenen an und verschafften ihm einen Ort, wo er sich pflegen konnte, bis er sich wieder erholt hatte und ferngesund und stark war wie zuvor. In der Mühle hatte sich indeß der Stiel umgekehrt. Das Urtheil der öffentlichen Meinung bezeichnete die Magd als Urheberin des schnöden Undankes, der an Hans geübt worden. Trini kam in der Leute Mäuler und erfuhr gar bald, was das heißen will. Man erzählte sich zuerst heimlich, dann aber immer lauter und lauter, was allerhand für schöne Sachen Trini auf der Schaufel habe. Da wollte Friedli auch nichts mehr von einer solchen Braut wissen. Trini räsonnirte wie ein Wäscherweib und heulte und schrie wie besessen. Das half ihr aber alles nichts. Die öffentliche Meinung hatte sie verurtheilt. Die Müllerin, die sich selbst heimliche Gewissensbisse gemacht, daß sie an Hans Unrecht geübt, und der auch die Vorwürfe der Leute über ihre Handlungsweise zu Herzen gegangen, wurde endlich der herrschsüchtigen Trini herzlich müde und schickte das Mädchen fort. Dasselbe hatte Mühe, im Thurgau drunten wieder einen Platz zum Unterkommen zu bekommen. Hans aber ließ die Müllerin durch einen guten Freund die freundliche Botschaft entbieten, er möge ihr doch ihre Handlungsweise verzeihen und wieder bei ihr in Dienst eintreten. Gerne folgte der treue Knecht der freundlichen Einladung seiner guten alten Meisterin und dient nun wieder treu, redlich und fleißig in der Mühle wie zuvor. Vor der Wasserfalle unten im Dorfe und vor der Schleuße oben im Sammler hatte Hans einen gründlichen Respekt behalten. Der Bauer, dem ich die Geschichte verdanke, und der sich als Einer unterschrieben, der kein Wort gelogen hat in Eile, schließt seinen Bericht an mich mit den frommen Worten: Gott kann alles wunderbar leiten und der Mensch alle Tage lernen, und diesem Wahrspruch rufen wir zum Schlusse ein freudiges „Zugegeben“ entgegen.

Vom Wein und Weinbau.

Von A. W. Grube.

I.

„Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz der Menschen, daß du Brod aus der Erde bringest, und daß der Wein erfreue des Menschen Herz“ — so heißt es im 104. Psalm. Brod und Wein sind die menschliche Speise und der menschliche Trank; wie das Getreide unter der kunstverständigen Hand des Menschen zum Brode gebildet wird, so wird der natürliche Saft der Traube zum Weine veredelt. Der Mensch will nicht blos seinen Hunger stillen und seinen Durst löschen, wie das Thier, er will auch während der Mahlzeit sein Herz erfreuen, und dazu hat ihm der Schöpfer die edle Rebe gegeben, daß er von der Fülle ihrer Trauben den Saft sich zubereite zum „perlenden Wein“. Der zucker-

reiche Saft der Weinbeere braucht bloß ausgepreßt und der Gährung überlassen zu werden, und siehe, aus der trüben süßsäuerlichen Flüssigkeit bildet sich das helle, geistreiche Getränk, zu welchem alle anderen Weine, wie Palmen- und Obstwein, Bier und Branntwein sich verhalten wie unvollkommene Nachbilder zum vollkommenen Urbilde. Das Bier hat weniger Geist und mehr Nährstoffe, als der Wein, es macht den Kopf schwerer — der Branntwein ist wiederum zu sehr Spiritus und zu wenig Trank, er greift wie ein Gift den Körper an —, der Maiswein (Chicha), den die Peruaner aus gekauetem oder gestampftem Maiskorn bereiten, sieht aus wie trübes Weisbier und darf sich nicht einmal mit unserem Birnmost messen; der „Pulque" der Mexikaner, aus dem Saft der Aloë bereitet, stinkt so, daß man beim Trinken sich die Nase zuhalten möchte. Der Palmwein muß augenblicklich beim Eintritt der Gährung getrunken werden, sonst wird er alsbald zu Essig; der Wein allein, wenn die Kunst des Menschen ihn wohl zu behandeln weiß, veredelt sich im Alter und manche Sorte kann das Jahrhundert überdauern; im Wein allein ist Geist und Materie, irdische Masse und sonnenhaftes Licht, Erquickendes und Aufregendes, Stärkendes und Erheiterndes gemischt wie in keiner andern Flüssigkeit. Wo wäre auch ein Getränk, das gleich dem Wein die Wolken des Kummers und der Sorge aus der Seele verscheucht und das Gemüth mit heiterem Sonnenglanz erfüllt, — das den Furchtsamen tapfer, den Verzagten beherzt, den Schweigsamen beredt, den Grollenden freundlich — das den Bettler zum König, den Greis zum Jüngling macht — das den Helden zu neuen Thaten, den Dichter zu neuen Hochgedanken begeistert, aber auch dem Kranken und Matten Labsal und frisches Leben gibt? Kein Getränk ist wie der Wein ein Fest- und Labetrunk zugleich, ein Trank geselliger Freude, der Menschen an Menschen bindet. Wie keine andere Flüssigkeit so herrlich glänzt und leuchtet, sei es im tiefen Purpurroth oder im helleren Goldschimmer: so perlt auch geistig in ihm jener schöne Götterfunken, die Freude, wovon unsere Dichter so begeistert gesungen. Der Mensch in seiner Willkühr kann freilich auch die edelsten Gaben des Himmels mißbrauchen: der Wein ist auch ein böser Dämon, der, wenn man ihm sich willenlos hingibt, auch das Thier im Menschen entfesselt mit all' seinen niederen Lüsten und Begierden, seiner Wildheit und Roheit. Aber der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf, und die Geschichte zeigt uns, wie seit den ältesten Zeiten mit dem „broderzeugenden" Ackerbau der „weinerzeugende" Anbau der Rebe Hand in Hand ging, und mit menschlicher Bildung und Sitte auf das innigste verbunden war.

Die ältesten Denkmäler in Bild und Schrift melden von der Weinrebe; alle Völker, die sich ihrer erfreueten, betrachteten sie als ein Geschenk des Himmels, das entweder von einem Gott oder von hochberühmten um die Bildung der Menschheit verdienten Helden und Königen ihnen übergeben wurde. Die Aegypter, dieses vorzugsweise ackerbauende Volk, führten den Anbau der Rebe auf ihren obersten Gott Osiris zurück; auf den Wandgemälden ihrer Felsentempel und Todtengrüfte fehlt auch das Bild des Weinstocks nicht nebst den Thonkrügen, worin man den Traubensaft aufbewahrte. Uebrigens tranken die Aegypter nicht den gegohrenen Wein, sondern nur den Most; denn das starke berauschende Getränk erschien ihnen seiner verderblichen Folgen willen als eine Erfindung des bösen Typhon; erst der durch griechische Bildung aufgeklärte König Psammetich trank wirklichen Wein.*) Aegypten war kein Weinland wie Palästina. Die heilige Schrift erzählt uns, daß, nachdem die Sündfluth vorüber war und eine neue Erde grünte und blühte, auch der fromme Noah alsbald wieder die Rebe pflanzte, in seiner Freude über den herzerfreuenden Trank aber zu weit ging und

*) Es war das Geschäft des Weinschenken, über Tafel den Traubensaft durch ein Leintuch zu pressen und dann den Gästen zu überreichen. So empfing auch Pharao den Becher aus der Hand seines Mundschenken.

sich im Wein berauschte. Wie zum Warnungszeichen sollte dieß den Israeliten dienen, zur Mahnung, den edlen Rebensaft mäßig zu genießen. Wie aus manchen Stellen der Propheten erhellet, machte sich das Volk zuweilen des Lasters der Trunkenheit schuldig; das weingesegnete Land mit seinem sehr warmen Klima erzeugte nicht bloß vielen, sondern auch sehr edlen, feurigen Wein, und namentlich eine Art sehr kleiner und süßer Trauben gab sehr geistigen Wein. Die besten Sorten wuchsen in Hohlsyrien zwischen dem Libanon und Antilibanon, im Thale Eschkol (von woher die Kundschafter jene ungeheure Traube in's Lager der Hebräer brachten), an den heißen Felshängen um Engeddi in der Vertiefung des todten Meeres. Nicht allein auf Hügeln und Bergen, auch auf gut bewässerten Ebenen (Weingärten) ward die Rebe mit Erfolg gezogen. Noch heutzutage findet man trotz dem gänzlichen Verfall des Landes Trauben, 10—12 Pfund schwer, mit Beeren, so groß wie unsere größten Kirschen. Weinstöcke von 30 Fuß Höhe und 1½ Fuß Umfang sind noch immer nichts Seltenes in Palästina. Man kann sich daher eine Vorstellung machen von jener glücklichen Zeit, wo der Frieden dem Volke vergönnte, unter dem „Schatten des Weinstocks und Feigenbaumes" zu wohnen. Zum Schutz gegen die wilden Thiere, wie Füchse, Schakals, auch gegen Ziegen und Hasen hatte man die Weingärten theils mit Mauern, theils mit Hecken umgeben, auch wohl mit Wachthürmen besetzt, worin entweder die Pächter oder der Besitzer selbst wie in einer Villa wohnen konnte. Die Winzer verstanden sich sehr gut auf das Beschneiden der Reben mit den eigens dazu gefertigten Messern, auf das Entsteinigen, Auflockern und Umgraben des Bodens. Die Weinlese war ein Jubelfest; nachdem man die Trauben in Körben gesammelt, wurden sie auf die Kelter gebracht; vom Most wurde zunächst die Erstlingsgabe und der Zehnten für die Priester genommen, dann füllte man ihn zur Gährung in lederne Schläuche, oder große irdene Krüge, wie sie noch jetzt im Morgenlande üblich sind, oder kochte ihn zur Syrupsdicke als Traubenhonig ein. Von Hebron werden noch jetzt gegen 300 Kameellasten oder 1500 Centner Traubenhonig nach Aegypten ausgeführt. Ein guter Theil Trauben ward auch zu Rosinen getrocknet, und jene schon oben erwähnte kleinere Art, Sorek genannt, mit ihren ungemein süßen, fast kernlosen Beeren gab zugleich die besten Rosinen und den feurigsten Wein. Die geringeren Sorten wurden zu Stückrosinen in Kuchenform eingestampft.

So lange der Most in Gährung begriffen war, durften die Schläuche (sie waren von Ziegenfellen, innen verpicht oder mit Baumöl getränkt) nicht zugeschnürt werden; die Krüge grub man in die Erde, während die Schläuche in dunkeln Kammern aufgehängt wurden. Häufig ließ man auch den Wein noch eine Zeit lang auf seinen Hefen und erzielte noch eine zweite Gährung, wodurch der Gehalt geistiger wurde. In einem so warmen Lande wie Palästina hat man schon um Ostern reife Trauben, die eigentliche Ernte beginnt aber erst Anfangs September. Die mosaische Gesetzgebung nahm ebenso milde als weise Rücksicht auf die Armen, denen eine Nachlese übrig blieb. „Wenn du die Trauben in deinem Weinberge gelesen hast, so sollst du nicht nachlesen; es soll des Fremdlings, der Waisen und der Wittwen sein" (5. Mose 24, 21). Zur Förderung des Weinbaues ward verordnet, daß, wer einen Weinberg angelegt, aber noch keine Ernte gehalten hätte, frei sein sollte von der Heeresfolge. In keinem Weinberge sollte ein Saatfeld sein (um übertriebenen Eigennutz und das Aussaugen des Bodens zu verhindern). Wie thöricht — wenn man erwägt, daß die Weinrebe auf solchem Lande am besten gedeiht, wo schwerlich das Getreide ergiebig ist — handelte dagegen der König von Frankreich, der despotische Ludwig XIV., welcher 1731 die Anlage neuer Weingärten verbot, um dem Ackerbau aufzuhelfen! Wie sehr Palästina ein Weinland war, sieht man daran, daß Dichter und Propheten, Redner und Sittenprediger in Fabeln und Gleichnissen, in begeisterten Gesängen und symbolischen Handlungen gern des Weinstockes gedachten. Als die Bäume sich einen König erwählen wollten, und vom

Feigenbaum und Oelbaum abschläglich beschieden wurden, sprach in gleichem Sinn auch der Weinstock: „Soll ich meinen Most lassen, der Götter und Menschen fröhlich macht, und hingehen, um über euch Bäumen zu schweben?" Der Prophet (Jes. 5, 1. 2.) kann den Schmerz getäuschter Hoffnung seinem Volke nicht ergreifender vorstellen, als mit den Worten: „Wohlan, ich will meiner Lieben ein Lied meines Vetters singen, von seinem Weinberge. Mein Lieber hat einen Weinberg an einem fetten Ort. Und er hat ihn verzäunet und mit Steinhaufen (Mauern) verwahret, und edle Reben darein gesenkt. Er bauete auch einen Thurm darinnen und grub eine Kelter darein, und wartete, daß er Trauben brächte. Aber er brachte „Heerlinge", d. i. schlechte, unreife, verkommene Trauben. Der Heiland stellte die innige Verbindung zwischen ihm und seinen Jüngern in den Worten dar: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben", und im Sakrament, worin wir die innige Verbindung mit dem Erlöser erneuern und befestigen, wird uns unter dem Brod und Wein der geopferte Leib und das vergossene Blut dargeboten.

Der biblischen Erzählung von der Sündfluth und Noah ähnlich berichten die Göttersagen der Griechen, daß Zeus (Jupiter), nachdem er den Kampf mit den himmelstürmenden Titanen glücklich bestanden hatte und nach den heftigsten Erdrevolutionen erst ein menschliches Leben ermöglicht ward, den Gott des Weins, Dionysos (Bacchus) erzeugt, welcher Asien und Europa auf einem Wagen durchzog, der von Löwen oder Tigern und Leoparden gezogen wurde, zum Zeichen der auch die wildeste Natur bezähmenden Macht des Weines.

Haben auch die Griechen, welche wie kein anderes Volk das schöne Ebenmaß liebten und darstellten, in ihren Sagen von den Zügen und Abentheuern des Bacchus mehr das Dämonische, das Sittenentfesselnde und Wilde, das der Weingenuß erzeugt, hervorgehoben — der Weingott hatte wilde, zügellose Weibsbilder und bocksfüßige Faunen und Satyrn in seinem Gefolge —: so haben sie doch auch nicht anzudeuten unterlassen, wie jene allzuspröde Sittenstrenge, die nichts vom herzerfreuenden Weine wissen will, sich selber straft. Bacchus fand anfangs in Griechenland viel Widerspruch und Feindschaft, aber er trieb seine Widersacher von der Spindel und dem Webebaum hinweg, daß sie rasend auf dem Felde umherirrten, und daß selbst König Lykurgos seinen Sohn ergriff und, im Glauben einen Weinstock zu behauen, ihm Hände und Füße abhieb.

Griechenland mit seinen vielen sonnigen Hügeln, seinen tief eingeschnittenen Flußthälern und Meeresbuchten und seinen felsigen von der Seeluft gemäßigten Inseln war für den Weinbau vortrefflich geeignet. Wie in Palästina ward auch in Griechenland der Wein in Krügen aufbewahrt, und in ledernen Schläuchen versandt. Schon 1000 Jahre vor Christo war der Weinbau unter den kleinasiatischen Griechen und auf den Inseln des griechischen oder ägeischen Meeres verbreitet, und der alte Dichter Homeros wußte schon alte Weine als eine Hauptzier fürstlicher Haushaltung zu rühmen; er sang von den süßen Trauben in den Gärten des Achilles, der eine Weinlese anstellte. Selbst die sittenstrengen Lakedämonier hielten auf einen guten Wein; um recht starken und haltbaren zu gewinnen, kochten sie ihn über Feuer ein und verschlossen ihn dann vor seinem Gebrauch vier Jahre lang. Für das gewöhnliche Tischgetränk ward der Wein mit $\frac{2}{3}$ Wasser vermischt, doch bei besonderen Festlichkeiten und wenn's recht lustig hergehen sollte, auch ungemischt getrunken und an Zechern fehlte es auch nicht, die, um den Genuß zu erhöhen, noch allerlei Gewürze und wohlriechende Kräuter in den Wein thaten. Die alten Israeliten suchten gleichfalls durch Myrrhen und andere Gewürze dem Weine mehr Stärke zu geben. Die heutigen Griechen trinken den Wein stark mit Harz versetzt; der Harzwein mag dauerhafter sein, ist aber für den nicht daran Gewöhnten sehr abstoßend.

Von der Insel Kreta soll durch den Saturnus die Weinrebe nach Italien gebracht worden sein, doch nur allmählig verbreitete sich der Weinbau von Sicilien und Neapel nach dem Norden der Halbinsel, und anfangs war der

Wein so selten und kostbar, daß Romulus statt des Weines (der bei Trankopfern doch so wesentlich ist) Milch zu opfern gebot, und Numa es untersagte, die Leichen beim Verbrennen mit Wein zu besprengen. Männer sollten vor dem dreißigsten Lebensjahre, Weiber sich ganz des Weingenusses enthalten; letztere konnten mit dem Tode bestraft werden, wenn sie ohne Vorwissen des Mannes Wein tranken. Später, da der Weinbau sich immer mehr ausbreitete, hob man diese strengen Gesetze auf. Die Sittenstrenge der alten Römer ging ohnedieß allmählig in große Ueppigkeit über. Namentlich ward mit fremden und seltenen Weinsorten großer Luxus getrieben. Der süße hochrothe Falerner am Fuße des Vesuv war schon seit alter Zeit bezeichnet, eine andere vorzügliche Weinsorte erhielt später den Namen Thränen-Christi-Wein (Lacrymae Christi).

Von Italien, vielleicht auch von den griechischen Inseln durch die einwandernden Phokäer, welche schon 542 Jahre vor Christo an der französischen Südküste Massilia (Marseille) gründeten, soll der Wein nach Frankreich gekommen sein; übrigens war das Innere des Landes damals noch viel rauher und es war gerade das sonnige Klima und der vorzügliche Wein Italiens, welcher die Gallier zu wiederholten Einfällen in die Halbinsel über die Alpen trieb. Wie hat sich nachher das Verhältniß geändert: Frankreich ist das Haupt-Weinland geworden und Italien ist in der Weinkultur zurückgegangen, bringt trotz der vorzüglichen Trauben viel mittelmäßige und schlechte Weine hervor, die sich nicht zur Versendung eignen. Sogar von Spanien, das früher gar keinen Wein erzeugte, und jetzt von sich sagen kann, es habe keine einzige Provinz, in welcher nicht die Rebe gepflegt würde, ist Italien überflügelt worden. Die rechte Behandlung ihrer Weine, wenn sie in dem Welthandel eine Bedeutung erhalten sollen, müssen freilich auch die Spanier noch lernen, die es noch immer lieben, ihren Wein zu einer Sapa einzukochen und diese dann mit frischem oft aus halb ausgegohrenem Weine zu vermischen. Ihr Wein hält sich selten über 6 Jahr, aber er ist sehr geistig und doch dabei lieblich. Noch stärker ist der portugiesische Portwein.

Unter den römischen Kaisern drang der Weinbau in's Rheinthal hinauf; besonders ließ Kaiser Probus 281 nach Christi am Mittelrhein und an der Mosel Weinberge anlegen, doch zeigen Inschriften, daß schon früher Burgunderreben bis zum Rhein vorgedrungen waren. Derselbe Kaiser begründete den zu so schöner Blüthe gelangten Weinbau in Ungarn, ward jedoch von seinen eigenen Kriegsknechten, die über den ihnen auferlegten Zwang der Frohnarbeiten erbittert waren, zu Sirmium im 6. Jahre seiner Regierung ermordet.

Sechs Jahrhunderte später machte sich der deutsche Kaiser Karl der Große um die Weinkultur in seinem großen fränkischen Reiche sehr verdient und besonders der Rheinwein kam durch ihn in Aufnahme.

Die Bergländer Tyrol und Schweiz waren auf den warmen Thalgehängen ihrer Flüsse und Seen früh mit der Rebe gesegnet und es wurde in Böhmen durch Kaiser Karl IV. (bei Melnik am Zusammenfluß der Moldau und Elbe) die Burgunder Traube eingeführt.

Wie groß übrigens die Vorzüge des Weines am linken Rheinufer sein mochten, beweist jener Vertrag zu Verdun 843, wodurch Deutschland von Frankreich geschieden und Ludwig dem Deutschen zu Theil wurde, der „des reichen Weinertrags willen" noch außer seinem Antheil auf dem rechten Ufer des Rheins das Gebiet von Mainz, Speyer und Worms auf dem linken Ufer erhielt. Doch bauete man schon zu Karls des Großen Zeit in Franken die Rebe, und namentlich ließen es die Klöster an Fleiß und Sorgfalt nicht fehlen, in ihren Gärten und an ihren Bergen einen guten Wein zu erzielen. Die christliche Kirche, welche im Wein das Blut des Erlösers verehrte, machte sich auch um die Kultur des edelsten aller Getränke hoch verdient.

Daß schon im zehnten Jahrhundert der Wein in Tyrol und der Schweiz in reicher Fülle geerntet wurde, beweisen Berichte, wie der, daß die Keller des reichen Klosters von St. Galleo eines schönen Herbstes den Weinvorrath nicht fassen konnten und unter freiem Himmel lagern mußten.

Mit den Geistlichen wetteiferten die deutschen Kaiser, deren Hofgüter nach dem Vorgange des großen Carolus zugleich Musterwirthschaften waren. Unter den Hohenstaufen fand Wein- und Obstbau den besten Schutz und gute Aufmunterung, nicht blos im Stammlande Schwaben, sondern auch nördlich bis nach Sachsen hinauf. Ueberhaupt ist es eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß im Mittelalter der Weinbau selbst in Gegenden, die heute als schlechte Weinländer verrufen sind, in guter Blüthe stand.

Thüringen, die Altmark, sogar Pommern und Holstein trieben Weinbau, und die deutschen Ordensritter pflanzten nicht nur um Thorn und Königsberg Reben, sondern erhielten auch einen ganz wohlschmeckenden Tischwein.

Der brave Hofmeister Winrich von Kniprode ließ auf Kosten des Ordens Reben aus Italien und vom Rheine kommen und auf der Ebene wie am Hügel pflanzen; im Jahre 1379 brachten die Pflanzungen des Ordens schon 608 Tonnen Wein. Und daß dieser Wein kein Weinessig war, beweist der Besuch des Herzogs Rudolph von Baiern in der Ordensburg (Marienburg) im Jahre 1363. Als nämlich zum Schluß des Mahles der Mundschenk einen goldenen Pokal mit Landwein aus der Gegend von Thorn füllte und dem Herzog überreichte, damit er ihn nebst dem Hofmeister und den übrigen Rittern auf gut Kriegsglück leere, rief der süddeutsche Gast, der jedenfalls ein Kenner war, dem Mundschenk zu: „Langt mir noch ein Mal den Becher her, der Trank ist echtes Oel, daran einem die Schnauze anklebt."

Das Klima ist auf keinen Fall so sehr gesunken, daß die Witterung allein Schuld trüge an dem Verfall der Weinkultur im nördlichen und nordöstlichen Deutschland; vielmehr hat die Sorgfalt und Betriebsamkeit der Menschen, auf andere Zweige der Industrie gerichtet, nachgelassen. Und doch könnte so manche leere Wand nicht bloß, so manche Mauer und so manches Gartenspalier nicht bloß, sondern auch mancher sonnige und sandige Hügel, der zum Feldbau nichts taugt, bei gehöriger Behandlung mit der Rebe bepflanzt werden. Davon weiter unten.

Daß Deutschland unter den Weinländern eine bedeutende Stelle einnimmt, zeigt folgende Uebersicht:

Frankreich	mit	8,760,000	Morgen	67,500,000	Eimer,
Oesterreich	„	4,270,000	„	38,533,000	„
Spanien	„	?		8,300,000	„
Deutschland	„	1,304,000	„	6,060,000	„
Italien	bringt	nur	hervor	1,800,000	„
Portugal	„	„	„	1,400,000	„
Griechenland	„	„	„	500,000	„
Schweiz	„	„	„	456,000	„
Südrußland	„	„	„	561,000	„

In Deutschland kommen auf

Baiern	mit	560,000	Morgen	1,351,000	Eimer
Baden	„	132,000	„	220,000	„
Würtemberg	„	110,000	„	150,000	„
Preußen	„	64,000	„	450,000	„
Hessen-Darmstadt	„	24,000	„	240,000	„
Nassau	„	15,500	„	115,000	„
Sachsen	„	10,500	„	29,000	„
Hessen-Kassel	„	500	„	1,000	„

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich der entschiedene Vorrang Frankreichs als Weinland; dort beschäftigt der Weinbau allein 1,200,000 Familien oder

6,000,000 Menschen, ein Fünftel der ganzen Bevölkerung Frankreichs; die Weinindustrie steuert allein ein Sechstel zum gesammten Staatseinkommen und die Hälfte von den Einnahmen der Städte.

II.

Der warme Orient ist auch die Heimath der Weinrebe, doch wie bei allen unseren Kulturpflanzen ist der Ursprung nicht mehr nachzuweisen. In Mingrelien und Georgien, in den Ländern zwischen Ararat, Taurus und Kaukasus wächst die Weinrebe wild in üppigster Fülle; sie umschlingt gleich unserem Epheu die Bäume des Waldes, aber in einer Dicke von 3 bis 6 Zoll im Durchmesser und so hoch, daß sie von der Spitze eines Baumes sich zu dem nächsten wendet. Der Landmann läßt die Trauben wachsen, wie sie mögen und braucht nicht einmal alle einzuernten, so reich ist der Ueberfluß. Auch in Griechenland, Italien und Frankreich findet man wilde Reben, die aber richtiger „verwilderte“ zu nennen sein möchten. Deßgleichen wird in Nordamerika in den Mississippi-Wäldern eine Traubenart wild gefunden, die gleichfalls hoch an den Bäumen hinauf klettert, sich wieder senkt und neue Wurzeln treibt. Aber nur unter der Hand des Menschen entwickelt sich die saftreiche Fülle der Traube, ihr zarter Duft, ihre Mannigfaltigkeit. Durch menschliche Kultur hat der Weinstock sich schon in mehr als 200 Arten auf der ganzen Erde verbreitet. Nördlich reicht sein Anbau freilich nicht sehr weit, da ohne warme Septembertage die Juli- und Augusthitze doch nicht hinreicht, die Traube zu zeitigen. Die Sommerwärme von Moskau gleicht der von Paris, aber in der russischen Hauptstadt kann man reife Weintrauben nur in Gewächshäusern ziehen. Denn schon im August sinkt die Temperatur auf 14 Grad des 100theiligen Thermometers und im September, wo die Beeren der Reife entgegengehen, fallen schon Nachtfröste. Da der Westen von Europa wärmer ist als der Osten (welcher dem rauhen Landwind offen liegt und nicht durch Seeluft im Winter eine gemäßigte Temperatur empfängt), so kann der Wein im Rhein- und Moselthal noch trefflich unter 50, ja 51° n. Br. gedeihen, während im östlicher gelegenen Meißen und Dresden nur ein saurer Wein erzeugt wird, und ein warmer Sommer und Herbst dazu gehört, wenn an der Saale und Unstrut (bei Naumburg und Freiburg) ein Wein gewonnen werden soll, der einigermaßen mit dem Rheinwein wetteifern könnte. Dagegen geht die Weinrebe weit hinab nach Süden; sie dringt über Persien hinaus nach Kaschmir, Dekan, dem nördlichen China, nach Japan, selbst auf der Insel Java werden vortreffliche Trauben gewonnen — aber in höheren Lagen, denn unter der heißen Aequatorsonne der Tiefe würde der Weinstock verschmachten, oder er treibt geile Ranken und übereilt sich mit der Erzeugung von Trauben, so daß ohne Unterlaß Blüthe, unreife und reife Trauben von einem Lebenssaft zehren und die Kraft nicht zusammengehalten wird. Muß man doch auf den heißen Ebenen von Abuschaer in Persien tiefe Löcher graben, um die Trauben gegen allzustarke Sonnenhitze zu schützen; auch ist ja schon bei uns bekannt, daß wenn die Blätter zu früh welken und abfallen, so daß die Trauben bloßgelegt werden, diese in ihrer Reife gefährdet sind.

Während am Neckar in Würtemberg die Rebe nur 1000 Fuß, höchstens 1500 über das Meer aufsteigen darf, kann in der nördlichen Schweiz ein Weinberg schon bis 1700 Fuß hinaufgeführt werden, auf der Südseite der Alpen 2000 Fuß Seehöhe erreichen, auf Sicilien fast bis 3000 Fuß aufsteigen, am Himalaya-Gebirge bis zu 10,000 Fuß — der Höhe des ewigen Schnees in den Alpen und Pyrenäen.

Blicken wir nun auf die neue Welt, so sehen wir bei 33° südl. Breite im Thale von San Jajo in Chili die Rebe vorzüglich gedeihen, deßgleichen im Thal von Arequipa in einer Höhe von 7797 engl. Fuß; in ganz Mexiko und Guate-

mala, wo man Sorgfalt darauf verwendet, kommt der Weinstock gut fort. In Nordamerika sind es die südlichen Provinzen der Verein. Staaten, namentlich Louisiana, wo die Rebe mehr und mehr angebaut wird, im Ganzen ist jedoch der Weinbau noch nicht bedeutend, und spanische und portugiesische, deutsche und französische Weine werden über See eingeführt. Auf der Nordwestküste werden Trauben noch in Kalifornien zu St. Franzisco unter dem 38° n. Br. gefunden; im Ohiothal bis zum 37° n. Br. Besonders in Cincinnati, der Königin des Westens, hat man viel Weinberge angelegt, und im Jahr 1854 zählte man schon 1760 Acres, ungefähr 2700 preußische Morgen Rebenland, wovon etwa 1200 auf den Bezirk von Cincinnati, die übrigen auf das untere Ohiothal und den Missisippi kommen. Der Traubensaft wird entweder zu stillem oder zu perlendem Schaumwein (Champagner), der sehr beliebt ist, verarbeitet. Das Gelingen der ersten Versuche berechtigt zu guten Hoffnungen, und die Gartenbau-Gesellschaft von Cincinnati meinte sogar bei einer Ausstellung, daß die Umgegend von Cincinnati ebenso berühmt werden würde durch ihre Weinberge, als der Rheingau durch seinen Wein!

Auf der Westküste von Afrika ist die Weinkultur nicht unbedeutend auf den canarischen Inseln (Madeira) und den Inseln des grünen Vorgebirges, und die Rebe wird selbst auf St. Thomas, an der heißen Guineaküste gefunden. Bekanntlich ist am Vorgebirge der guten Hoffnung, wohin man die Rheinrebe verpflanzt, seit Langem der „Kapwein" im Flor. Mit den englischen Colonisten ist die Rebe auch an die Südküsten von Neuholland mitgewandert, ja auch von Amerika her ist sie bereits auf die Sandwichs-Inseln im stillen Meer gedrungen und gedeiht dort vortrefflich.

Da den Muhamedanern im Koran der Weingenuß verboten ist, so blieb in allen von Arabern und Türken eingenommenen Ländereien der Weinbau zurück, und in den türkischen Provinzen, die fast durchweg herrliche Weinländer sind, begnügte man sich mit der Bereitung von Rosinen und Traubenhonigkuchen, oder kochte den Most zu einer Sapa ein. Insgeheim wurde das Verbot des Propheten oft genug übertreten, manche Türken — um den Wein nicht zu trinken — aßen ihn mit Löffeln, und gegenwärtig sind die Weinschenken sogar von Staatswegen erlaubt, und viele Muselmänner zeigen, daß von strengster Enthaltsamkeit zu unmäßigem Saufen nur wenig Schritte sind.

Für den heißen Erdgürtel, für die afrikanischen und arabischen Sandwüsten taugt der Wein als erhitzendes Getränk ebensowenig, wie er in der kalten Polarzone als Erwärmungsmittel hinreichen würde. Wenn schon der Engländer in seinem feucht-nebeligen Lande das schwere Ale- und Porter-Bier zu seinem Wein gemacht hat und den Wein stark mit Branntwein versetzt, so müßte der Samoyede und Eskimo, wenn er in demselben Maaße sein Getränk verstärken wollte, sich durch Alkohol vergiften; aber die Natur hat ihn auf einen andern Trank hingewiesen, der ihm wärmenden Kohlenstoff in's Blut führt und zugleich die nöthige Fettigkeit des Leibes unterhält: den Thran der Fische, Seehunde und Wale. Nur da, wo ein geistig-bewegtes, heiter-geselliges Zusammenleben Statt findet, also in der gemäßigten Zone, ist der Wein an seinem Platze, und die eigentlichen Weinländer liegen nur in der warmen gemäßigten Zone. Merkwürdig genug ist die Perle aller Weinländer, der Rheingau mit seinen beiden Flügeln, dem Main- und Moselthal, hart an die Nordgrenze des Weinstockes gerückt.

Ein Python.

Ich lernte in Calcutta, erzählte mir ein ehrenwerther Mann, der viele Jahre in Indien gelebt, einen Engländer kennen, der auf der Insel Ceylon längere

Zeit, und zwar in St. Colombo, gelebt hatte. Mit Leib und Seele Jäger, war gerade die Jagd der Grund seines Verweilens auf der Insel, und manche Abentheuer, die er erlebt, waren haarsträubend. Ich selbst, fuhr mein Freund fort, theilte seine, freilich in diesen Himmelsstrichen oft sehr gefährliche Liebhaberei, und so fehlte es uns an Stoff einer anziehenden Unterhaltung nicht; übrigens war der Engländer, Grant war sein Name, nichts weniger als ein Aufschneider. Streng nahm er es mit der Wahrheit, und ich habe nie gefunden, daß er auch nur im Entferntesten die Grenze berührte, welche die strengste Wahrheitsliebe zieht.

Eines Tages unterredete ich mich mit dem mir liebgewordenen Manne über die Thierwelt Ceylon's und kam natürlich auf die riesenhafte Schlange, die gewöhnlich Riesenschlange, Boa, aber richtiger Python genannt wird, welche in den Wäldern Ceylons wohnt und ein Schrecken aller lebenden Wesen ist, nicht etwa durch ihr Gift, denn sie ist nicht giftig, sondern durch ihre Tücke, mit der sie auf den Bäumen lauert und auf ihre Beute herabschießt; durch ihre Kraft, indem sie durch ihre Umwindungen die gewaltigen Knochen eines Tiegers bricht, und durch ihre Größe, da sie bis zu vierzig Fuß Länge angetroffen wird. Obgleich ihr Kopf verhältnißmäßig klein ist, so erweitern sich ihre Rachenmuskeln so ungeheuer, daß sie selbst einen Tieger verschlingt, dann aber, im Zustande der Verdauung hülflos, den Menschen zur leichten Beute wird.

Ich kenne sie, sagte ich darauf und habe eine Getödtete im Innern Indiens gesehen, an die ich nicht ohne Schaudern denken kann, ob sie gleich jene Größe nicht erreichte, von der Sie erzählten.

Beobachtet haben Sie also nicht, wie sie ihren Raub erreicht? fragte er. Ihre Größe ist unzweifelhaft. Ich habe selbst eine gemessen.

Ich mußte das verneinen. Haben Sie es beobachtet? fragte ich.

Leider ja, entgegnete er. Es war ein grauenvoller Anblick und ich will es nicht leugnen, auch mir sträubten sich die Haare, und Ein Schauder jagte den Andern, denn — ich will es Ihnen gestehen, ich theile den Abscheu vor Allem, was kriecht, mit vielen Tausenden armer Mitmenschen und habe es nie über mich vermocht, ihn zu bezwingen, selbst bei der schuldlosen Blindschleiche Europa's.

Bitte, erzählen sie mir den Auftritt, den Sie erlebt! sagte ich und — schüttelte mich dabei. Er war dazu bereit und lächelte nicht einmal über mein unwillkührliches Bekenntniß.

In Sanct Colombo, begann er, lernte ich einen reichen Mann kennen, der sich, vielleicht zehn englische Meilen von der Stadt, nahe bei einem Cingalesischen Dorfe, eine prachtvolle Pflanzung angelegt hatte. Er besaß dabei ein wunderschönes Landhaus, wo er manche Tage zubrachte. Dorthin lud er mich eines Tages zu einer „ländlichen Festlichkeit“ ein, wie sie so ganz meiner Liebhaberei zusagte. Er hatte nämlich von seinen Leuten die Nachricht durch einen Eilboten erhalten, daß sich in dem, nahe bei dem Cingalesischen Dorfe gelegenen Walde ein ungeheurer Tieger aufhalte, der eine junge Frau, ganz nahe bei dem Dorfe, zerrissen habe. Er war als erfahrener Tiegerjäger bekannt und berühmt, und man wartete auf ihn, um den Tieger zu jagen, der gewissermaßen das Dorf nun in einem Belagerungszustande hielt, denn — er hatte Menschenfleisch geschmeckt, und das machte ihn nur lüsterner nach solchem Schmause, das war vorauszusehen und das wußte man aus Erfahrung. Der Besitzer des Landhauses lud noch andere leidenschaftliche Tiegerjäger ein, und so zogen wir in hellem Haufen dem Schauplatze unsrer nächsten Heldenthaten entgegen.

Schon unterwegs entwarf unser kundiger Führer und Gastgeber den Plan der Jagd und theilte jedem seine Rolle dabei zu. Unsre Waffen waren trefflich und erprobt, und unser Muth unsrer Jagdlust gleich. Dabei hatte unser reicher Führer hinlänglich gesorgt, daß unser Aufenthalt auf seinem Gute ein in jeder Beziehung angenehmer werde, denn Küche und Keller waren fürstlich hergerichtet und wir alle geneigt, Beiden auch wohlverdiente Ehre anzuthun.

Als wir endlich das Dorf erreichten, hatte sich die Lage wesentlich verändert, freilich nicht zum Bessern für die Cingalesen — denn, bebend vor Angst und Schrecken, erzählten sie, daß ein neuer Feind sich zu dem früheren gesellt, nämlich zwischen dem Dickicht, wo der Tieger seinen Wohnsitz aufgeschlagen, habe sich auf einem ungeheuern Teekbaume eine Riesenschlange eingefunden, die von einem entsetzlichen Hunger geplagt sei und Tod und Verderben jedem Wesen drohe, das sich dem Hügel nahe, dessen Gipfel der Teekbaum einnehme.

Wir hatten St. Colombo erst verlassen, als des Tages Sonnengluth sich zu mildern angefangen und die kurze Dämmerung jener Himmelsstriche nahte, welcher die schwarzdunkle Nacht blitzschnell folgt. Für heute war also nichts mehr vorzunehmen, aber die Tiegerjagd wurde trotz der bösen Nachbarschaft der Schlange angeordnet, mit der Beschränkung, daß sie erst begonnen werden dürfe, wenn wir die Schlange würden ausgekundschaftet und vielleicht getödtet haben; wenn sich der Tieger nicht sollte vor der Schlange davon gemacht haben.

Alle Jäger waren in ungewöhnlicher Aufregung und Spannung, was jedoch nicht verhinderte, daß uns das ausgesuchte Mahl trefflich mundete und nach demselben noch lange der Becher kreiste. Tiegerjagdgeschichten wurden erzählt, aber auch die Schlange kam zur Sprache und ein Arzt, welcher zur Gesellschaft gehörte und der sich besonders mit der Naturgeschichte der Schlangen Ceylons beschäftigte, übernahm es, uns über das Thier zu belehren, das Viele von der Gesellschaft, zu denen auch ich gehörte, noch nicht gesehen hatten.

Die eigentliche Boa oder Riesenschlange, sagte er, ist es nicht. Diese ist in Brasilien zu Hause, und erreicht wohl die Länge von vierzig Fuß. Auch die ebenso gewaltige Anakonda ist es nicht, die in Südamerika einen ziemlich weiten Kreis der Verbreitung hat. Auf Ceylon und überhaupt in Indien finden sich diese Schlangen nicht; aber wir haben dagegen zwei andere Arten, welche mit diesen gewandten Amerikanerinnen den Vergleich vollkommen aushalten. Sie sind aber von diesen wesentlich verschieden — ob sie gleichwohl das Gemeinsame haben, daß sie alle nicht giftig sind. Die in Indien und auch in Ceylon vorkommenden Gattungen heißen Python. Sie unterscheiden sich von den Amerikanerinnen dadurch, daß sie vorne im Zwischenkiefer Zähne und unter dem Schwanze paarweise stehende Schilder haben. Ihr Schwanz ist ebenfalls ein Greifschwanz, das heißt, sie können sich mit demselben an den Aesten der Bäume festhalten und mit ihrer ganzen Länge auf die arglos unter den Bäumen wandelnden Geschöpfe herabschießen. Haben sie sie mit ihren Zähnen erfaßt, so lassen sie den Schwanz los, umwinden ihr Schlachtopfer vielmal mit all' ihrer Kraft, ersticken es, und brechen seine Knochen; alsdann ergießt sich aus ihrem Rachen eine große Menge eines zähen, schlüpfrigen Geifers, der die Beute überzieht und nun legt sich das greuliche Thier der Länge nach auf den Boden und beginnt, mit schrecklicher Erweiterung seines Rachens, die Beute langsam würgend zu verschlingen, wobei ihr Leib bei jedem Weitereinschieben der Beute einen Ruck thut. Ist diese endlich verschlungen, so kann man, wenn günstige Umstände die Beobachtung gestatten, wahrnehmen, wie sie fast bis in die Mitte des Leibes vorrückt, wo ohnehin die Schlange am dicksten ist. Nun beginnt die Verdauung und das ungeheure Thier ist völlig wehrlos. Kinder können sie dann ohne Gefahr tödten, denn sie regt sich nicht.

Aus den Mittheilungen der Cingalesen glaube ich, fuhr der Doctor fort, entnehmen zu können, daß der zweite Belagerer des Dorfes, vor dem die Furcht jedenfalls sehr begründet erscheint, ein sogenannter Tieger-Python ist. Es wird sich zeigen, ob sie recht gesehen. Ist ihr Rücken hellgrau, etwas in's Gelbe spielend, mit einer Reihe ziemlich großer, olivenbrauner Flecken, deren Ränder in's Schwarze auslaufen, mit einem Flecken auf dem Hinterkopfe, der wie ein lateinisches V gebildet ist, so haben sich die Cingalesen nicht geirrt und ich ebenso wenig, und es ist ein Thier der genannten Art. Es ist die größte und gefährlichste Schlange Ceylons und Indiens überhaupt. Sie kann zwar lange Hunger

leiden, wie alle Schlangen, aber erreicht ihr Fasten das Ende, so greift sie Alles an, was lebt und in ihren Bereich kommt, und was sie erreicht, ist verloren. Sie würgt den Löwen wie den Tieger und wird Sieger über beide starke Thiere. Sie lebt gern auf Bäumen und unser riesenhafter Teek mit seinen weitreichenden Aesten und großen Blättern ist ihr am liebsten, weil diese Blätter meist an den Spitzen der Zweige stehen, die Sonnengluth mildern, ohne ihren Strahlen den Durchgang zu wehren, denn die Schlange sonnt sich gerne und kann in dem Betrachte Etwas ertragen.

Ist das Thier wirklich so hungrig, wie die Cingalesen sagen, und die verstehen sich darauf, so liegt sie nicht immer ruhig auf ihrem Aste, sondern sie hält sich mit dem Schwanze fest und macht, den Kopf zur Erde fast neigend, die schauderhaftesten Windungen, die ich nur damit Ihnen bezeichnen kann, daß ich Sie an einen Blutegel erinnere, der in einer Wasserflasche eingeschlossen ist und bei nahendem, stürmischem Wetter mit seinem Schwanzsauger sich an der Flasche festhält, und nun die wunderlichsten Schwingungen mit seinem biegsamen Körper im Wasser macht. Jedenfalls ist die größte Vorsicht nöthig und die angemessene Entfernung. Würde uns die Schlange mit unsern Pferden wahrnehmen, so wäre es nicht unmöglich, daß sie, schnell wie der Blitz, auf uns zuschösse. An ein Entfliehen, selbst mit dem rascheſten Renner Altenglands, wäre nicht zu denken und Einer von uns würde die sichere Beute des greulichen Ungeheuers, ein Schicksal, zu dem, wie ich denke, Keiner von uns besondere Lust trägt. Da ich mir wohl die genaueste Kenntniß des Thieres in der Gesellschaft beimessen darf, so erlauben Sie mir, morgen, wo wir frühe aufbrechen müssen, um das Thier gehörig zu beobachten, diejenigen Anordnungen zu treffen, die mir nöthig zu sein scheinen zur Beobachtung wie zu unserer Sicherheit.

Wir gelobten Alle, uns des Doktors Weisungen pünktlich zu fügen und begaben uns zur Ruhe, allein das entsetzliche Brüllen des hungrigen Tiegers schallte aus der Ferne an unsre Ohren und unter den Tönen dieser und der schauerlichen Musik anderer, zahlloser Thierstimmen schliefen wir endlich, müde von unserem Ritte, ein, und, was der Doktor erzählt, spielte gar schauerlich in die Träume dieser Nacht hinein.

Als wir am Morgen zeitig im Salon des Landhauses uns zum Frühstücke einfanden, begegneten wir auf der Hausflur dem Doktor, der, naß vom Thaue bis auf die Haut, schon von seinen Forschungen zurück kam.

Sie brauchen nicht zu eilen, sagte er. Ich habe Alles eingesehen, und will mich blos umkleiden, und dann Ihnen berichten.

Ehe jedoch der Doktor kam, erhob sich im Hofe ein lautes Geschrei. Wir eilten zum Fenster und sahen einen armen Cingalesen, der die Hände rang und weinend dem Hausherrn erzählte, daß, als die Leute ihre Hausthiere in Sicherheit gebracht, ihm ein junges Rind von großer Schönheit entlaufen sei, was er vergeblich wieder einzufangen versucht habe, er sei, fuhr er jammernd fort, zu arm, um sich wieder ein Thier zu kaufen und dieß sei das Schönste im Dorfe gewesen. Dem Tieger sei es glücklich entgangen, sagte er, denn der habe die Nähe der Schlange und die ihm drohende Gefahr wohl erkannt, und sei unter dem Schutze der Nacht entwichen. Den seien sie nun los; aber sein Rind weide, das habe er erkundet, nahe bei dem Hügel der so furchtbar hungrigen Schlange, und wenn es in ihren Gesichtskreis komme, so sei es rettungslos verloren. Der Hausherr, gutmüthigen Herzens, tröstete den Armen damit, daß er ihm versprach, wenn die Schlange das Rind würge, so wolle er ihm den Werth des Thieres entweder ersetzen oder ihm Eins aus seinem eigenen Stalle geben. Das erfreute des Cingalesen Herz. Er pries des Sahibs (des Herrn) Milde und ging.

Nun hat uns die verdammte Schlange den Tieger aus dem Felde geschlagen! rief der Hausherr ärgerlich, als er zu uns an den Frühstücktisch trat.

Er wird wiederkommen, sagte der Oberaufseher der Pflanzung, auch ein tüchtiger Tiegerjäger, denn das Fleisch der jungen schönen Egomo vergißt er so

leicht nicht. Wäre nur die Schlange todt! Die fürchtet der Tieger, weil der Kampf mit ihr jedesmal zu seinem Verderben ausschlägt, und macht sich davon, wenn er Eine in seiner Nähe wittert, wenigstens weicht er ihr aus, wenn es möglich ist. War aber sein Lagerort ihm lieb, so kommt er wieder.

Jetzt trat der Doktor ein.

Ihr Herren, sagte er, habt Ihr Ferngläser bei Euch?

Fast alle bejahten. Ich hatte ein kostbares Londoner Fernrohr in der Tasche, das mich auf allen meinen Reisen begleitet hatte.

Gut, sagte er; dann brauchen wir uns nur auf das platte Dach unserer jetzigen Wohnung zu begeben, um die Schlange auf's Genaueste in ihrem Thun und Lassen zu beobachten. Zur Jagd auf sie darf ich nicht rathen, denn sie ist unbeschreiblich hungrig und so rasch in ihren Bewegungen, daß es jedenfalls gefährlich wäre, sie zu verwunden.

Beeilen wir uns aber, unser Frühstück zu vollenden, da nach dem, was eben der Cingalese berichtete, die Möglichkeit nahe liegt, daß das entlaufene Rind in ihre Nähe kommt und ihr zur Beute wird. Dieß habe ich selbst noch nicht gesehen.

Des Doctors Befehl wurde möglichst befolgt. Der Hausherr hatte aber vorher schon dem Oberaufseher den Befehl ertheilt, das Segeltuch aufzuspannen.

Das schöne Landhaus hatte ein flaches Dach, das heißt, sein Dach, aus dicken, zusammengelötheten Bleitafeln bestehend, bildete eine ziemlich ebene Fläche, während die Mauern desselben eine höher als der Boden sich erhebende Brustwehr bildete, aus welcher zahlreiche starke Eisenstäbe emporstiegen, welche ein gegen die Sonne schützendes, starkes Zelttuch drüber hinbreiteten. Es war ein herrlicher Aufenthaltsort, wo die Luft erquickend spielte, während die Gluth der Sonne wenig empfunden wurde, da dicke Bastmatten über den Bleitafeln des Bodens lagen.

Wir eilten hinauf und richteten unsere Fernrohre nach der Richtung, welche uns der Doctor bezeichnete.

Vor uns lag ein Hügel, bewachsen mit wenigem und niederem Gebüsche, aber desto üppigerem, frischgrünem Rasen. Auf dem Hügel stand ein Teekbaum, ein Riese unter seines Gleichen. Er sandte seine gewaltigen Aeste etwa zwanzig Fuß vom Boden wagerecht aus, daß sie schier den ganzen Hügel bedeckten. Seine großen, dunkelgrünen, an den Spitzen der zahlreichen Zweige fast in einem Büschel ansitzenden Blätter bewegten sich im Wehen der leisen Lufthauche, die vom Meere her säuselnd zogen. Die Sonnenstrahlen brachen bald hell durch das sich bewegende Laubwerk, daß man den Stamm des ungeheuern Baumes hell erblicken konnte, bald stand der Stamm im Schatten, der aber durch die Masse des verbreiteten Lichtes und die dünstelose Luft immer fast klar zu sehen war.

Jetzt erblickten wir die Schlange, die in der Farbe vollkommen der Beschreibung des Doctors glich.

Sie mußte zwischen dreißig und vierzig Fuß messen, denn, obgleich sie ihren Schwanz um einen Ast gewickelt hatte, lag oft ihr Kopf und ihr Vorderleib in einer Länge von wenigstens sechs bis acht Fuß auf dem Boden und bewegte sich in allen Richtungen, während ihre Zunge, wie ein geschlitzter Kris oder melaischer Dolch, aus dem Rachen fuhr und Insekten zu ergreifen schien, die sie in ihrem Hunger nicht verschmähte. Dann machte sie jene wellenförmigen und bald ordentlich korkzieherförmigen Bewegungen in der Luft, die der Doctor so bezeichnend mit denen eines Blutegels verglichen hatte.

Alle waren stille und in die Betrachtung des Ungeheuers versunken. Endlich bemerkte Einer:

Das Thier scheint sehr heitrer Laune zu sein, da es sich so behaglich schaukelt und lustig bewegt? —

Sie sind im Irrthum, sagte der Doctor. Behaglichkeit drückt der Python

so nicht aus. Dann ringelt er sich auf, wie die Matrosen ihre Taue auf dem Verdecke des Schiffes aufringeln, und streckt den Kopf mit den wildgrinzenden kleinen Augen empor. Solche Unruhe ist lediglich die Folge eines sie peinigenden Hungers.

Wie hoch schätzen Sie sie? fragte ein Anderer.

Sie ist am Mittelleibe wenigstens einen starken Schuh im Durchmesser dick, doch verjüngt sich dieß Maß gegen Kopf und Schwanz, erwiederte der immer beobachtende Doctor.

Plötzlich rief er: Geben Sie Acht, meine Herren, geben Sie Acht! Die Schlange hat sich plötzlich auf den Baum zurückgezogen. Es naht ein Thier, auf das sie lauert. Sicherlich das Rind!

Wir hielten den Athem an, so gespannt waren wir. Das Thier hatte sich wirklich auf dem Baume verborgen. Wir konnten es nicht sehen, was freilich auch damit zusammenhing, daß seine Farbe sich nur wenig von der des Stammes unterschied, auf dem es seinen Raub erlauerte.

Vielleicht zehn Minuten mochte es gedauert haben, da kam das Thier, welches der Cingalese ein Rind genannt, das aber ein noch nicht ausgewachsenes Kalb war, den Hügel weidend herauf. Es schritt nur sehr langsam vor und verscheuchte durch stetes Schlagen mit seinem Schweife die stechenden, blutsaugenden Insekten.

Da ist es! rief der Doctor. Das ist aber auch der Beweis, daß der Tieger seinem Erbfeinde den Platz geräumt hat, denn sonst hätte er das Thierchen gewiß diese Nacht zerrissen und verschlungen, das der Dschungel oder dem wildverwachsenen Dickicht näher war als dem Hügel, wo die Schlange haust. Könnten wir sie nur jetzt sehen, wie sie züngelt und wie die Augen in wilder Gier vor den Kopf treten zu wollen scheinen. Und dennoch beherrscht sie sich, bis das Thier sicher ihre Beute wird.

Allmählig rückte arglos das Thierchen dem Bereiche der Aeste des Baumes näher. —

Da schoß, wie ein Blitz, die Schlange herab, und biß sich im Genicke desselben ein. Es brüllte; es versuchte mit allerlei Schwenkungen des Kopfes und Leibes seinen Feind abzuschütteln; allein sein Bemühen war vergeblich und währte auch nur wenige Augenblicke, denn die Schlange ließ den Ast fahren, daran ihr Schwanz festgewickelt gewesen, und umwand, wie mit mächtigen Reifen mit ihrem grünlichen Leibe das bedauernswerthe Opfer, das schnell zusammenstürzte, denn sie erstickte es und zerbrach durch Zusammenziehen der Ringel ihres Leibes alle Knochen des Thierchens, ohne daß sie auch nur einen Augenblick den Nacken desselben, den sie mit ihren Zähnen gefaßt hatte, losgelassen hätte.

Es war ein fürchterlicher Anblick, den wir hatten. Er war aufregender, als es vielleicht die Tiegerjagd gewesen wäre.

Es mochte etwa acht bis zehn Minuten gedauert haben, daß die Schlange ihre Beute umschlungen hielt und in steter Bewegung der einzelnen Ringel ihres Leibes bemüht war, den letzten Funken des Lebens in ihm auszulöschen und die Knochen seines Leibes, die ohnehin in ihrer Weichheit keinen Widerstand zu leisten fähig waren, zu zerbrechen. Als sie fühlen mochte, daß sie es getödtet, ließ sie es los, und legte sich der Länge nach vor den Kopf des Thierchens, dem sie nun ihren furchtbar aufgesperrten Rachen nahe brachte, mit ihrem Geifer ihn bedeckte und dann ihn einzuwürgen begann.

Der Anblick war uns allen widerlich. Wir setzten die Fernrohre ab und man sah uns allen den Wunsch an, Rache an dem greulichen Thiere zu nehmen, welches das Leben des schönen Rindchens gemordet hatte.

Sollten wir ihr das Mahl nicht durch unsre Kugeln versalzen? fragte ich.

Der Doctor, der allein noch das abscheuliche Schauspiel beobachtet hatte, setzte sein Fernrohr ab und sagte:

Das könnte ich nicht rathen. Das Thier könnte in Wuth versetzt, seinen

Bissen fahren lassen und sich auf uns stürzen, ehe unsre Kugeln sein zähes Leben auch nur gefährdeten. Warten wir es ruhig ab, bis sie den Leib des Thieres zur Hälfte verschlungen hat; dann können wir uns ihr nahen; aber mit den Kugeln die seltene schöne Haut des Thiers zu verderben, wäre ein Schaden für die Wissenschaft. Ich würde sie meiner Sammlung einverleiben, wenn Sie, meine Herren, sie mir überlassen wollten. Es wäre dann aber noch zu frühe, sie zu tödten. Dann ist es Zeit, wenn sie den Leichnam des Thierchens ganz verschlungen hat. Ihr Schweif ist früher noch immer zu fürchten, und in seinen Wirkungen nicht gerinae zu achten, während sie dann unfähig ist, sich auch nur zu regen und dieser Zustand dauert fort, bis der Leib des Rindchens völlig verdaut ist. Warten wir bis zum Nachmittag, so ist der Zeitpunkt gekommen.

Das war vielen von uns höchst unwillkommen, aber der Hausherr gab dem Doctor Recht, und wir mußten uns zügeln.

Dennoch war es kaum zwei Uhr Mittags, als der Cingalese, dem das Rindchen gehörte, in das Haus stürzte und rief: Sie hat es verschlungen!

Sei ruhig, versetzte der Hausherr, ich halte dir mein Wort; warst du bei ihr?

Ja Sahib, erwiederte der Cingalese. Sie hat es bis auf die Hinterfüße verschlungen und liegt regungslos da!

Jetzt sprangen wir alle auf und ergriffen unsre breitkrämpigen Strohhüte und eilten, den Doctor an der Spitze, zu dem Hügel.

Wahrlich, es ist so! rief der Doctor, als er der Schlange ansichtig wurde. Das Thier war fürchterlich hungrig!

Die Schlange lag regungslos da, nur ruckte sie dann und wann und man sah, wie dann der Körper des Thiers weiter sich in sie hineinschob. Sie gab kein anderes Lebenszeichen, als das gedachte und die grimmigen Blicke, welche sie auf uns schoß.

Mehrere von uns wollten ihr eine Kugel in den Leib jagen, aber der Doktor bat inständig, es nicht zu thun. Er sagte zu dem Cingalesen: Gib mir deinen Kris!

Der Cingalese reichte ihm das Messer mit ziemlich breiter Klinge. Vorsichtig nahte ihr der Doktor und stieß ihr dann mit aller Kraft den Kris mitten in den Kopf bis an das Heft.

Furchtbare Ringel schlug jetzt der Schweif des Thiers, der Doktor sprang zurück und wir alle thaten desgleichen; ziemlich lange dauerte dieß Todesringen. Allmählig wurden die Windungen matter und gingen endlich in Zuckungen über, die erst gegen Abend aufhörten. Sie war todt. Der Doktor ließ sie von den Cingalesen der vollen Länge nach ausrecken und maß sie dann. Ihre Länge betrug nahezu Vierzig Fuß. —

Er zog nun mit Mühe den Kris aus dem Schädel des Thiers und unterrichtete die Cingalesen, die sich nun furchtlos zu uns gesellt hatten, wie sie das Thier abziehen sollten, ohne den Kopf und die Haut zu verletzen. Das thaten sie ganz nach seinem Wunsche und trugen die schwere Haut nach dem Landhause unsres Freundes.

Die Sektion, das heißt, die völlige Zerlegung des Thieres, versparte sich der Doktor auf den andern Morgen.

Unser Gastfreund lächelte, aber schwieg dazu. —

Als wir früh am andern Morgen, nämlich der Doktor und ich, zum Hügel gingen, um die kunstmäßige Zerlegung vorzunehmen — war keine Spur von der Schlange mehr zu sehen, nur ein Theil des Rindchens, grünlich anzusehen, war noch da, und die Spuren von verschiedenen Thieren zeigten, daß sie in der Nacht daran gewesen waren.

Der Doktor war außer sich.

Laut lachend trat nach wenigen Augenblicken unser Freund zu uns.

Denken Sie nur, die wilden Thiere haben den Leib der Schlange verzehrt! rief er ihm zu.

Das hätte ich Ihnen voraussagen können, Doktor, daß Sie heute von der Schlange nichts mehr fänden, sagte er; aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß die wilden Thiere sie verzehrt hätten. Wir waren gestern noch nicht zu Hause, so machten sich schon die Cingalesen darüber her —

Was? rief der Doktor; die Cingalesen?

Freilich, Doktor, entgegnete unser Freund. Sie essen nicht nur das Fleisch der Schlange, sondern es ist ein Leckerbissen für sie und die Stücke des langen Leibes dienten gestern Abend zu einem köstlichen Schmause in den Hütten des Dorfes. An dem Leibe des Rindchens natürlich haben sich wilde Thiere diese Nacht gesättigt. Sie haben ja die Haut. Seien Sie zufrieden!

Dennoch konnte der Doctor die Geschichte nicht verwinden, und erst unser Lachen brachte ihn zum Schweigen.

Der Tieger aber ließ sich nicht mehr sehen und unsre Hoffnung auf eine Tiegerjagd blieb unerfüllt.

Von den Vornamen.

Von K. Th. Krebitzsch.

II.

Es müßte nun nach dem — nicht nach der güldnen, sondern nach dem ganz ordinairen ABC das C folgen. Aber dazu weiß ich keinen Namen, denn den Cain wollen wir uns vom Halse halten. Folgt also D. Daniel! heißt Richter Gottes, d. i. der in Gottes Namen richtet, Recht spricht. Hier wollen wir uns gleich anmerken, daß das El bedeutet Gott, wie in Nathanael, Israel, Samuel, Ismael, Gabriel, Michael, Elisabeth u. a. Was aber in der Bibel stehet von Daniel, dem Propheten und Weisen, der als ein kleiner Knabe kam an Nebukadnezars Hof, des Königs von Babylon und ist darnach der erste Minister worden, das wirst du ja selber wissen. Es trägt aber den Namen noch mancher berühmte Mann, z. B. Johann Daniel Falk († 1826), Christian Friedrich Daniel Schubert († 1791), Daniel Kaspar von Lohenstein († 1683), lauter berühmte Dichter, auch ein berühmter Staatsmann, Webster in New-York († 1852). Doch ist der Name in unserer Zeit so zu sagen im Preise gesunken. Als Familienname kommt er noch eher vor.

Aber heller und herrlicher leuchtet im alten Bunde der Name David, d. h. der Geliebte. Von ihm erzählt die Bibel mehr als von allen andern Helden und Königen, um ihn sammelt sich alle Herrlichkeit des jüdischen Reichs und alle Hoffnung seiner Zukunft, und da die Zeit erfüllet war und Christus in die Welt kam, der war ja auch aus Davids Stamm. Schon der Knabe war ein Held; hat er nicht, da er noch seines Vaters Schaafe hütete, einen Löwen und einen Bären beim Barte gefaßt und geschlagen und getödtet? Hat er nicht den Philister, Riesen Goliath, mit seiner Schleuder und einem einzigen Stein, den er aus dem Bach aufgelesen, zu Fall gebracht? Aber die Schleuder war nicht das einzige Instrument, auf das er sich verstand, mit seinem Harfenspiel und Gesang hat er dem alten, vom bösen Geist geplagten Saul manchmal die Falten von der Stirn und den Unmuth aus dem Herzen verscheucht, und da er selber König ward über Israel, wie viel schöne Psalmen und Lieder hat er da dem Herrn seinem Gott gedichtet, der ihn so oft errettet aus der Hand seiner Feinde! Und wie manches Volk hat er überwunden im Streit mit der Kraft seines Gottes! Also ist sein Haupt und Name umgeben von einem unvergänglichen Strahlenkranze. So schön nun aber

des Wortes Bedeutung ist, kommt der Name bei uns Christenleuten selten vor, zumal in unsrer Zeit. Nur drei wollen wir nennen, die ihn tragen, einen frommen Liederdichter aus älterer Zeit, David Drücke († 1680 — der hat z. B. die Lieder gedichtet: Ach treuer Gott, ich ruf' zu Dir — O Vater der Barmherzigkeit, Ich falle vor dir nieder — Wie lieblich sind daroben — Wir Menschen sind zu dem u. a. m.), zum andern ein gelehrter David, der mit der Schleuder seines Wortes manchen harten Strauß ausgefochten, David Strauß, und endlich einen Tondichter, der in Leipzig wohnet und ein Meister ist vornehmlich auf der Violine. Im Kalender trägt diesen Namen der 30. Dezember; den Namen Daniel der 21. Juli, und der Tag vorher? Elias. Und damit sind wir denn glücklich in das E hinübergesprungen.

Elias — im Hebr. heißt's eigentlich Eliza, Elias ist die griechische Form — bedeutet: Jehova ist mein Gott. Und es könnte in der That für diesen großen Propheten, der in kühnem Freimuth wider die Götzen eiferte für die Verehrung Jehova's, des einigen Gottes, und in seinem Namen viele Verfolgung litt und viele Wunder that, kein treffenderer Name gefunden werden, als der, welcher zugleich die Ueberschrift und den Wahlspruch seines Lebens ausspricht: Elija, Jehova ist mein Gott. Gegenwärtig finden wir ihn selten als Taufname (versteht sich unter' den Christen), öfter noch als Familienname. Sein Jünger und Nachfolger nun war Elisa d. h. das Heil Gott ist. Dieser Name ist, wahrscheinlich um seiner Endung willen, bei uns zu einem sehr gangbaren weiblichen Namen geworden, und gewiß ist auch unter euch, die ihr dieß leset, eine Elise oder, wenn ihr lieber wollt, Lischen, oder Lisette oder Else. Aber das wollt ihr gewiß nicht, daß man euren Namen verschände zu dem garstigen Lise, denn ihr wisset, so brauchen grobe Leute das Wort gerne für solche, die keine Elisen und keine Elsen sind und setzen noch was davor, das ich lieber für mich behalten will. Wer erkennt in solchem Mißbrauch noch des Wortes edle, schöne Bedeutung heraus! Mit diesem Wort verwandt ist weiter der schöne, volltönende Name Elisabeth, d. h. die bei Gott schwört, Gottesverehrerin. Dabei gedenken wir zu allererst der frommen, untadeligen Elisabeth, der Mutter des Johannes. Und diese heilige Erinnerung und des Wortes Sinn und Klang haben denn diesem Namen auch eine große Herrschaft gegeben in dem Reich der Frauen. Ja auch Königinen und Kaiserinen haben ihn getragen. Da giebt's eine große Königin Elisabeth von England, die that der Reformation die Thüren ihres Reiches auf und überwand die große Armade, die der finstere Philipp II. von Spanien aussandte wider sie und legte den Grund zu der Größe und Macht des englischen Namens. Da giebt's eine Kaiserin Elisabeth, die regierte über Rußland zu Friedrichs des Großen Zeit und war ihm spinnefeind. Elisabeth hieß die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den die Böhmen zu ihrem Könige machten, weil sie nichts wissen wollten vom Kaiser Ferdinand II. Elisabeth heißt die edle Königin vom Preußenland, Friedrich Wilhelms IV. Gemahlin. Und dürfen wir an dieser Stelle der heiligen Elisabeth, der Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen vergessen, der Lilie unter den Dornen, die das Schwerste und Härteste ertrug mit eines Engels Geduld und den Armen wohlthat und beistand mit eines Engels Liebe? Wie schön ist die Sage von dem Brode in ihrem Korbe, das sich in Blumen verwandelte! Wie lieblich die Legende ihres Todes! Ihre Leiche, erzählt sie, duftete gleich den köstlichsten Blumen und eine Menge Vögel ließen sich über ihrem Sarge nieder und sangen ihr das Requiem. Der Tag ihres Todes aber ist der 19. November 1231, und daher steht ihr Name im Kalender bei diesem Tage; siehe selber zu. Im gewöhnlichen Gebrauche geht's diesem Namen, wie den andern, er wird verkürzt in Elsbeth und Lisbeth, und den Namen Betty und Bettine sieht man's kaum mehr an, von welchem Vater sie stammen.

Dies und Das.

Ein Schelm im Thierreiche. Wer da glauben wollte, es gäbe bloß Schelme und sogenannte „Stricke“ unter den Menschen, die von der Arbeit Anderer leben und ihnen das Ihre nehmen und hintennach die Dummen hänseln, die es sich abnehmen ließen, so würde man irren. Sieht man am Meere den Möven zu, so kann man das schon gleich weg haben. Stößt Eine in die Fluth und hascht einen Fisch, flugs sind zweie, dreie da, die ihr ihn abjagen wollen, weil sie zu faul zu sein scheinen, selbst in die Wellen zu stoßen. Sie verfolgen die, welche so glücklich war, den Fisch zu fangen, so lange, bis sie ihren Fisch entweder verschlungen hat oder Eine ihr ihn abjagt. Dieser geht's aber nun nicht besser, denn oft kommt der Fisch in den dritten und vierten Schnabel, manchmal auch in den derjenigen zurück, die ihn gefangen hat. Es ist eine Hetze — wie bei den Menschen auch. Doch ich wollte von einem andern Schelme berichten, von dem uns der Missionär Livingstone aus dem Innern von Afrika berichtet. Auf dem Flusse Liambye, erzählt er, gibt es, da er sehr fischreich ist, eine Menge Pelikane, die bekanntlich am Untertheile ihres Schnabels, bis an den Hals einen großen Sack haben, darin sie die Fische verwahren, ehe sie sie verzehren oder auch, wenn sie satt sind — bis sie wieder Appetit kriegen. Es sind übrigens maßlose Fresser diese faulen und dummen Pelikane! Nun gibt es dort einen Fischgeier (er hat einen schneeweißen Kopf und röthlich chokoladenfarbigen Leib und ist sehr schnell und schlau), der zu den ächten Schelmen im Thierreiche gehört. Er kann selbst recht gut fischen und bedarf dazu keiner Netze und Angeln; aber er zieht es vor, diese Arbeit für sich von dem Pelikane thun zu lassen.

Hoch über ihm in der Luft schwebend, beobachtet er den steifen, unbeholfenen Pelikan in seiner Fischerei. Sieht er mit seinen scharfen Schelmenaugen, daß der Pelikan einen guten Bissen erhascht und in seinen Sack am Halse gesteckt hat, so steigt er herab und macht einen gewaltigen Lärm mit seinem Flügelschlage. Der dumme Pelikan, der gar keine Kurasche hat, horcht und meint, nun ginge es ihm an's Leben. Ehe er noch den Fischgeier sieht, der ihm gar nichts thut, sondern nur von seiner Tafel speisen will, fängt er an mordmäßig zu schreien, sperrt dabei seinen großen Schnabel auf und, husch, ist der Geier da und holt sich den Fisch, auf den er es gemünzt hat. Der steife Pelikan fliegt nicht weg, weil es ihm ohnehin schwer wird, aufzufliegen. Entweder bleibt er staunend sitzen und sieht verblüfft dem Schelme nach oder er hat in der Angst vergessen, daß er einen Fisch im Sacke hatte, und geht gleich wieder in's Wasser an seine Fischerei, ohne dem Schelme Vorwürfe zu machen. Ob Gutmüthigkeit oder Dummheit dabei vorherrscht, möchte schwer zu sagen sein; der Schelm aber läßt sich seinen Bissen schmecken und spottet wahrscheinlich noch (gerade wie bei dem Menschen auch!) über dem Dummerjahn, der sich prellen ließ.

Kleiner Ursachen große Folgen. Es ging denn doch in dem von vielen Leuten hochgepriesenen Mittelalter entsetzlich zu und wir sollten dem lieben Herrn im Himmel danken, daß das damals herrschende Unwesen ein Ende nahm und Recht und Gerechtigkeit dem Unfuge Einzelner eine starke Grenze setzen.

Jedermann kennt die gewerbfleißige Stadt Mühlhausen im Sundgau. Dort (und was ich hier erzähle ist — leider! — eine volle, geschichtliche Wahrheit!) bekam ein Küferknecht mit seinem Meister Streit über einige Groschen des Lohnes. Der Bursche hatte Unrecht und war ein lüderlicher Finke. Er klagte beim Rathe der Stadt und wurde abgewiesen. Nun machte er sich aus dem Staube und verhandelte seine paar Groschen, die er widerrechtlich zu fordern hatte, an einen Ritter von Regisheim, der in der Nähe auf seiner Burg saß und den Kaufleuten gerne am Geldbeutel zur Ader lassen wollte. Er schickte also der Stadt Mühlhausen einen Fehdebrief, das heißt, er erklärte ihr den Krieg, und drei andere Ritter, ebensolche Schnapphähne, verbanden sich mit ihm. Am 15. Mai 1488 belagerten sie die Stadt, plünderten (das war die Hauptsache) und verwüsteten und verbrannten das städtische Gebiet. Die Mühlhauser waren in Noth und riefen die Schweizer zu Hülfe. Diese sandten einen hellen Haufen Helfer und nun flohen die Ritter in ihre Burgen und die Mühlhauser und ihre Bundesgenossen plünderten und brannten die Dörfer der Ritter und Adeligen nieder. Das Kriegsglück wechselte. Der drei Ritter nahmen sich andere ihrer Standesgenossen an und die Städter flohen. Neuer Zuzug aus der Schweiz machte diese wieder zu Siegern, und neue Greuel wurden verübt, und so ging es fort, bis endlich, nach langer Zeit und maßlosem Elend für Land und Leute, beide Theile müde waren und Frieden schlossen.

Und wer zahlte die Groschen? Nun der Küfergeselle war todt. — Und wer zahlte die Zeche? Der „arme Mann“, wie sich sehr bezeichnend der Bauer jener Tage nannte!

Die Glossen zu dieser Geschichte sind leicht gemacht und laufen in dem einen Ausruf zusammen: Gottlob, daß wir besser daran sind!

Eine unsichtbare Macht.

Von W. O. v. Horn.

I.

Wo jetzt in Amerika blühende Städte und Dörfer sind, welche Eisenbahnen und Kanäle oder gute Landstraßen verbinden, wo blühende Fluren, reich an Ertrag sich ausdehnen, da waren vor dem Unabhängigkeitskriege noch die Jagdgründe der Indianer, der Rothhäute, wie sie sich selbst und wie sie die Nordamerikaner nennen.

Wo ein fruchtbar Gelände war und in der Nähe ein Fluß etwa, da baute sich ohne Weiteres der Ansiedler sein Blockhaus, klarte sich so viel Land, als er konnte und brauchte zu seinem und der Seinen Unterhalt, und ersetzte das Fehlende von der Jagd, die er im Jagdgrunde der Indianer trieb. Seine Lage war eine gefährliche, denn die grausamen Indianer waren seine Feinde, aber sein Muth trotzte der Gefahr und wuchs mit dem Zuwachse von andern Ansiedlern in seiner Nähe, die denn bei dem wunderbaren Wandertrieb nicht lange ausblieben.

Aus dem einzelnen Blockhause wurde ein Dorf, aus dem Dorfe mit wunderbarer Schnelligkeit eine Stadt, wenn nämlich die Lage günstig war; der Wald verschwand und Rache im Herzen mußte der arme Indianer, der freie Sohn und Erbe dieser Wälder und Jagdgründe, weichen, weil ein dunkles Gefühl ihm sagte, die Nähe der „bleichen Gesichter", wie er die neuen Ansiedler nannte, sei sein Verderben. Er wich zurück in die dunkeln Wälder, wohin auch mit ihm das verscheuchte Wild floh; aber kehrte er wieder, dann trug er Tod und Verderben in die Wohnstätten der bleichen Gesichter, die ihm seine Wälder, sein Erbe, wider Recht und Gerechtigkeit, entrissen. Wurde auch Friede geschlossen, so dauerte es doch nicht lange und die Fackel des Vertilgungskrieges loderte wieder hell auf, die Fackel eines Krieges, dessen Erfolge aber in der Regel sich gegen die Wilden wandten, da die Gewalt des Feuergewehrs gegen den Pfeil allemal die überwiegende war. Und wenn auch manchmal der Sieg sich zu den Indianern neigte, so empörte ihre beispiellose Grausamkeit die Ansiedler in dem Maße, daß sie nicht ruhten, bis sie die Feinde vertilgt hatten. Es war oft ein grauenvolles Morden und wo die weniger schauderhafte Grausamkeit waltete, ob bei den Indianern oder bei den christlichen Amerikanern, das war schwer zu sagen, denn die Meisten waren roh und gefühllos geworden und entschuldigten ihre schrecklichen Thaten damit, daß sie versicherten, nur so vermöchten sie der Rothhaut Furcht und Achtung einzuflößen und sich selbst Sicherheit zu gewähren.

Ganz solche Zustände herrschten damals in dem westlichen Theile Pennsylvaniens. Diese an Wäldern und Wild reichen Gebiete wurden noch von verschiedenen Indianer-Stämmen bewohnt, die indessen in ihrer schlichten und einfachen Weise wohl einsahen, wie die „bleichen Gesichter" Schritt vor Schritt weiter vordrangen und sie zurückdrängten, in deren Brust also auch die Liebe nicht wohl aufkommen konnte.

Das Schlimmste war, daß der Stamm der Delawaren den Amerikanern zuhielt, der der Irokesen aber den Engländern und trug sich so der Haß der Weißen über in die Herzen der Indianer, die nun die Ihrigen ebenso mordeten, wie ihre Freunde, die Amerikaner oder die Engländer, je nachdem sie ihnen verbündet oder feindlich waren und gelegentlich galt's ihnen gleich, ob Freund oder Feind. —

Wenige Ansiedler hatten es bis jetzt gewagt, die Ufer der Susquehannah und Monongahela zu überschreiten. Das Fort oder die kleine Festung Pitt oder auch Pittsburg genannt, gewährte mit ihrer Besatzung den Ansiedlern einen zweifelhaften Schutz, denn die Schlauheit der Indianer machte oft alle Vorsicht

und Wachsamkeit zu Nichte und ehe die Besatzung von Pittsburg zur Stelle kam, waren die Wilden mit ihrer Beute weit weg und rauchende Trümmer und schrecklich verstümmelte Leichname sagten es an, daß sie da gewesen und ihren Rachedurst befriedigt.

Es mochte um die Frühlingszeit des Jahres 1775 sein, als ein Ansiedler Namens Lyttle mit seiner Familie in die Gegend des Plum-River, eines Nebenflusses des Alleghany, kam, um sich in diesen waldreichen Gebieten, reich an dem herrlichsten Boden, den nie eine Pflugschar durchfurcht, eine Stelle zu suchen, wo er sich niederließe. Seine Familie bestand außer ihm und seiner Frau, aus mehreren blühenden Kindern, die ihr Glück und ihre Freude waren.

Lyttle war ein muthiger, kräftiger und noch junger Mann; seine Frau eine wirthliche Hausfrau, bereit zu jedem Opfer und ebenso entschieden, wie ihr Mann, jeder Gefahr und allen Unbequemlichkeiten der Einsamkeit zu trotzen, um sich und ihrer Familie eine glückliche Zukunft zu gründen.

Die Mühen und Leiden eines weiten, oft qualvollen und mühsamen, selbst gefahrvollen Zuges mit ihrem Geräthe und ihrem Zuchtvieh hatten sie muthig ertragen. Oft wollte Lyttle seinen Stab in die Erde stecken, daß er grüne; manche schöne Stelle hatte angeheimelt, aber weiter und weiter drängte der rastlose Wandertrieb — bis endlich nach einem ermüdenden Tageszuge der kühle Odem eines herrlichen Flußthales, weidereich und wälderreich, mit grünenden Hügeln und herrlichem Boden, sie festhielt.

Wie so oft schon, so schliefen sie auch diese Nacht in ihrem Wagen so gut und friedlich, als lägen sie in weichen Betten, im schönsten Hause einer friedlichen, sichern Stadt, und doch schüttelten über ihnen die alten Riesenbäume des einsamen Waldes ihre Wipfel im Nachtwinde, und doch rauschte der Fluß dort in seinen Ufern und Niemand leistete Gewähr, daß nicht noch in dieser Nacht der Indianer sein Schlagbeil, seinen Tomahawk, über ihren Häuptern schwänge. Die scharfgeladene Flinte ruhte zwar neben ihm; der treue Hund wachte, aber mehr, als das Alles, sie hatten sich und ihre lieblichen Kinder dem Schutze des allwaltenden Gottes betend befohlen und in seiner Huth waren sie sicher, denn es stand die unsichtbare Schaar seiner heiligen Engel um sie her, wie eine unüberwindliche Schutzwehr.

Einen Monat später stand auf einem Hügel, der sanft gegen den Plum River sich abflachte, ein Blockhaus, über welches riesig große immergrüne Eichen und Hickorynußbäume ihre schattigen Aeste zu einem dichten Laubdache ausbreiteten; mehrere Morgen Landes waren eingefenzt oder mit einem derben Knippelzaune fest umzäunt, daß kein Wild hinein konnte, und nicht nur Gartengewächse, sondern auch Kukuruz oder Wälschkorn, wie wir's nennen, grünte frisch und fröhlich. Des Farmers Lyttle Büchse knallte in den Wäldern, seine zwei Kühe und mehrere Schweine weideten frei im Walde; seine Kinder spielten fröhlich auf dem Abhange des Hügels und über der Gegend ruhte der Frieden einer frischen Natur. Man meinte, Nichts könne den Frieden dieser fleißigen, glücklichen, in sich und mit ihrem Schicksale zufriedenen Familie stören, zumal in der Gegend, wo sich die Ansiedler mehr und mehr einfanden, von Indianerüberfällen nicht das Mindeste bekannt war, auch kein Ansiedlerauge noch die Spur eines Indianers entdeckt hatte. Was schien da zu fürchten? —

II.

Und doch drohte ein Sturm zerstörend über sie hereinzubrechen, der ihr Glück bis in das innerste Mark zerstören konnte. —

In den Wildnissen jenseits des Alleghany, in der Gegend, wo heute die Stadt Olean liegt, hatten die Seneca-Indianer ihre Wighwams, das heißt ihre Hütten, aufgeschlagen. Die Seneca's waren den Amerikanern nicht befreundet,

sondern den Engländern zugethan. Wie alle feindliche Indianerstämme machten sie Streifzüge in die Gebiete der Ansiedler, raubten dort, tödteten indessen ihre Gefangenen selten, weil sie sie im Fort Pitt gegen Lösegeld oder Flinten und Schießbedarf auszuwechseln für einträglicher hielten.

Der Häuptling des Senecastammes, der hier seine Wighwams aufgeschlagen hatte, hieß der „dicke weiße Mann" und war noch jung und von Natur nicht blutgierig, wie so viele seiner Stammesgenossen. Besondere kindliche Verehrung widmete er seiner Mutter, der Wittwe des in einem Kampfe gegen die Lenape-Indianer gefallenen Häuptlings dieses Senecastammes. Er war ihm in dieser Stammeswürde gefolgt und die Witwe des Häuptlings, seine Mutter, welche der Stamm „die alte Königin" nannte, wurde werthgehalten im Stamme, weil sie ein kluges Weib war und Rath und That für Jeden bereit hatte, besonders leidenden Frauen und Kindern mit großer Hingebung beistand.

Die Lenape's waren erbitterte Feinde der Seneca's. Blut forderte Blut und ohne Sühne durfte des alten Häuptlings Tod nicht bleiben. So rüstete sich denn der Stamm, nachdem er alles schlau erkundet, zu einem Kriegszug gegen die Lenape's, um Rache für die Gefallenen zu nehmen und ihre Skalp's zu holen. Skalp nennt aber der Indianer die rund mit den Haaren vom Oberkopfe abgeschälte Haut, mit welchem Siegeszeichen er seine Hütte ziert und die er als Beweise seiner Tapferkeit auf Kriegszügen und bei feierlichen Gelegenheiten an seinem Gürtel trägt.

Als sich die Männer zum Kriegszuge rüsteten und die Frauen deren Leiber mit glühenden Farben malten, wie es die Kriegersitte des Stammes und Volkes heischte, da trat des „dicken weißen Mannes" kaum achtjähriger Bruder mit dem Tomahawk seines verstorbenen Vaters, einem Köcher, Bogen und Pfeilen in die Rathsversammlung und verlangte, bemalt zu werden, um den Rachezug für seines Vaters Tod mitzumachen. Muthig und trotzig schaute der Kleine drein und die Mutter, deren Liebling er war, zerdrückte die Thräne mütterlicher Sorge in ihrem Auge, weil ihr Indianerherz jubeln mußte über des Kindes Muth. Das mit eigenthümlichem Tone und besonderer Kraft ausgestoßene „Uff!", der Ausruf der Verwunderung bei den Indianern, bezeugte des Stammes Anerkenntniß solchen Muthes.

Es ist des Häuptlings Geist über den Knaben gekommen! rief ein alter Indianer aus. Unter den Seneca's steht ein großer Häuptling auf! riefen andere und der ganze Chor ließ dies schauerlich klingende: Uff! wiederholt hören, das, lang gezogen, langsam verklang.

Der Häuptling, des Knaben ältester Bruder, blickte mit einem gemischten Gefühle auf das Kind. Er war stolz ob seines Muthes, aber er kannte die Liebe seiner Mutter zu dem jüngstgeborenen ihrer Kinder und zu jener Freude und jener stolzen Erhebung seiner Seele gesellte sich die bange Ahnung, daß das Kind fallen könnte und dann der Mutter Leid endlos und untröstlich sein würde.

Er blickte die Mutter an und las gleiche Empfindungen in ihrem Auge.

Solchem Muthe, rief der älteste Mann des Stammes, der zugleich als Priester galt, darf nicht gewehrt werden! Der ganze Stamm nimmt den Knaben unter seine Obhut und Arges wird ihm nicht begegnen!

Der „dicke weiße Mann" konnte nun Nichts mehr sagen, und unter den lauten Schlachtgesängen wurde der Knabe sofort wehrhaft gemacht und bemalt, und in der diesem Tage folgenden Nacht brach der Indianerstamm gegen die Lenape's zum Rachekampfe auf.

Wie es selten bei der Vorsicht und Schlauheit der Indianer gelingen mag gelang es den Seneca's, ihre Feinde im ruhigen, tiefen Schlafe nach Mitternacht zu überfallen. Unbarmherzig mordeten die Seneca's, nachdem sie unmittelbar in die Ohren der schlafenden Lenape's ihr Kriegsgeheul hatten erschallen lassen. Fast der ganze Stamm wurde aufgerieben von den Siegestrunkenen. Skalps

zu Dutzenden zierten ihre Gürtel, aber ein lähmender Schrecken ergriff Alle — den Knaben hatte in der Hitze des Siegestaumels die Schaar aus dem Auge verloren. Jetzt fand man ihn, erschlagen von der Keule eines Lenape-Indianers, und in der todesstarren Hand zwei Skalps der Lenape's krampfhaft haltend.

Der Schrecken, die Trauer war beispiellos, war allgemein, weil sich Jeder und Alle der Mutter gegenüber für ihn verbürgt hatte! — Eine Scheu hielt sie ab, mit ihrer reichen Siegesbeute heimzukehren und die Sieger, die sonst unter dem wildesten Siegesgesange heimzukehren Ursache hatten, schlichen, wie Besiegte, schüchtern und stille in ihren Wohnort. —

Das Mutterherz brach schier unter der Last seines Geschickes. Seitdem saß oder kauerte sie vielmehr, nach indianischer Sitte, stille und theilnahmlos im Winkel ihres Wighwams; sie aß, wenn ihr der Sohn zu essen reichte; sie trank, wenn er ihr den Becher bot, aber sie hätte es sich nicht selbst genommen. Sie wäre verhungert. Jeder Trost verhallte, jede Zurede blieb ohne Wirkung. Sie starrte nur in Einer Richtung fort und sprach keine Sylbe. Sie war todt für die Welt und lebte doch.

Der ganze Stamm nahm an diesem gewaltigen Schmerze den lebhaftesten Antheil, aber Niemand wußte ein Heilmittel, da sie alle wirkungslos versucht worden, und erschöpft waren. Am Meisten litt der Häuptling, der Sohn der „alten Königin." Er maß sich einen großen Theil der Schuld an dem Tode seines Bruders zu, da er ihn aus dem bewachenden Auge gelassen. Er sah der Mutter stummes Leid als die beredteste Anklage an, die gegen ihn konnte gerichtet werden; er erkannte, daß der Schmerz sie aufreiben müsse, und auch ihr Tod seine Schuld sei. Das nagte an seinem Herzen und er sann auf Mittel, zu helfen in dieser Noth. Da durchblitzte ein Gedanke seine Seele; aber es war eben auch wieder ein Gedanke, wie er nur in einer Indianerseele aufsteigen kann.

Wie? dachte er, wenn ich ein Kind der Bleichgesichter stehlen könnte, ein Kind gleichen Alters mit dem Erschlagenen? Ein Kind, dessen Schönheit der trostlosen Mutter Herz rühren könnte; ein Kind, das ich ihr als Bruder oder Schwester zuzuführen vermöchte, als Gabe des großen Geistes, der in den Wasserstürzen des Niagara donnert?

Er bewegte den Gedanken in seiner Seele; er besprach ihn mit den Aeltesten des Stammes und diese belobten höchlich den Antrag, den der „dicke weiße Mann" gefunden. Dieß gab den Ausschlag. Er wählte sich dreißig bewährte Krieger, um einen Raubzug auszuführen in die Gegenden, wo ohnehin die Ansiedler ihnen und ihren Jagdgründen immer näher rückten. Die Wahl stand und schwankte zwischen den Ansiedlungen am Monongahela und den zerstreuter liegenden an den Ufern des Plum-River. In der geheimen Berathung, die er mit den Erwählten hielt, neigte endlich das Zünglein der Wage auf die Seite der Ansiedlungen am Plum-River und ganz in der Stille brachen sie auf. Niemand fragte: Wo ziehet Ihr hin? Niemand beschwerte sich, daß er zurückgesetzt worden. Jeder fühlte, daß es sich um ein Geheimniß des Häuptlings handelte und ehrte dieß Geheimniß um so mehr, als er bloß die alten Krieger zu diesem geheimen Zuge aufgeboten. —

III.

Es war im Vorherbste des Jahres 1779, als Herr Lyttle von einem nahen Farmer ersucht wurde, da er eine besondere Kunst in der Zimmermanns-Arbeit des Häuserbauens besaß, am Baue seines Hauses behülflich zu sein. Er brach zeitig auf und wanderte wohlgemuth dem etwa drei Viertelstunden entfernten Wohnorte des ihm befreundeten Nachbars zu. An etwas Schlimmes für seine Familie konnte er nicht denken, da keinerlei Gefahr drohte. Mit den nahe wohnenden

Indianern stand er auf dem besten Fuße. Sie sprachen häufig in seinem Blockhause ein und sein Whisky (Branntwein) schmeckte ihnen unvergleichlich, den er ihnen auch gerne reichte, um sich in einem guten Einvernehmen mit ihnen zu erhalten.

So hatte er zufrieden, glücklich und im tiefsten Frieden seit Jahren hier gelebt. Seine Kinderzahl war auf fünfe angewachsen; sein theures Weib gesund wie seine Kinder, und diese wuchsen so hoffnungsvoll heran, daß er von seinen Knaben bald Hülfe, die Mutter solche von den Mädchen erwarten durfte. Sein Viehstand hatte sich vermehrt und sein wachsender Wohlstand verhieß ihm und den Seinen eine glückliche Zukunft.

Der Tag war so schön, so warm und lieblich, daß die Mutter, die bei dem schlafenden Säugling saß und alte Kleider flickte, die größeren Kinder zum Spielen hinaussandte, weil sie im Blockhause den kleinen Knaben von etwa zwölf Wochen zu wecken drohten.

In einiger Entfernung von der Hütte und jenseits des eingefriedigten Ackerlandes ihres Vaters lag ein Hügel, den niederes Buschwerk bedeckte. Hier hatte Lyttle eine Lehmgrube gefunden, und nach dieser hin richteten zwei der Kinder, ein Mädchen von etwa neun Jahren, ein Kind von wundersamem Liebreiz, und ein Knabe von sieben Jahren, ihre Schritte, um aus dem weichen Lehm sich Spielwerk zu kneten und es dann an der stechenden Mittagsonne zu trocknen, wie es der Vater mit den Schüsseln, Tellern und anderen Gefäßen machte, ehe er sie im Backofen, so gut es ging, brannte. Ehe sie noch die, nicht sehr tiefe, aber mehr ausgeweitete Grube erreichten, blieben sie auf ihrem Wege erschrocken stehen, denn es wollte ihnen scheinen, als verberge sich hinter einem dicken Baumstamme, der hier lag, und den der Vater zum Behufe eines bessern Hausbaues im Winter des vorigen Jahres gefällt hatte, und der, weil der Neubau durch die Niederkunft der Frau nicht hatte begonnen werden können, noch unberührt an seiner Stelle lag, der buntgemalte Körper einer Rothhaut oder eines Indianers von einem den Kindern unbekannten Volke.

Sie beobachteten den Gegenstand ihres Schreckens und als er sich auch nicht aufs Leiseste regte, so wuchs ihr Verdacht und sie eilten in das Blockhaus zurück, um der Mutter zu sagen, was sie zu sehen geglaubt. Diese, nichts Arges ahnend, vermeinte in der Mittheilung nichts Anderes zu erkennen, als eine ächte Kinderlist, unter diesem Vorwande wieder in das Haus zurückkehren zu können. Sie lachte über ihre Aengstlichkeit und Feigheit, und jagte sie ohne Weiteres wieder hinaus, indem sie ihnen nachrief: Ihr werdet gelbe und rothe Blätter für den Leib eines Indianers gehalten haben! Solche sich bemalende Indianer leben ja gar nicht in unserer Nähe, sondern viel hundert Meilen von uns weg!

Damit hatte denn die Mutter sich selbst und die Kinder beruhigt, und die letzteren liefen wieder hinaus, um ihre Arbeit in der Thongrube wieder aufzunehmen. In der Nähe des Baumstammes blieben sie jedoch ängstlich stehen und späheten nach allen Seiten.

Da sich aber keine Spur mehr von dem rothen Gegenstande sehen ließ, den sie für einen Indianer gehalten, hüpften sie singend und scherzend in die niedere Vertiefung der Grube und hoben ihre spielende Arbeit wieder emsig an.

Eine gewisse Aengstlichkeit und Besorgniß war indessen in den Seelen der beiden Kinder doch geblieben und sie waren mit dem, was als Unterschied zwischen den Worten der Mutter und dem was sie gesehen hatten, nicht im Klaren, so wenig, als sie auch etwas zweifelhaft über das, was sie gesehen, sich sicher wähnten.

Plötzlich hörten sie den Schlag einer Wachtel ganz in ihrer Nähe und in einiger Entfernung denselben gellenden Schlag als Antwort. Sie stutzten, sahen sich einander ängstlich an und waren, da sie jetzt auch ein Rauschen in den Gebüschen vernahmen, welche den Rand der Grube umgaben, eben im Begriffe,

die Flucht nach dem Hause zu ergreifen, als sie sich von hinten mit eiserner Gewalt und Kraft angegriffen fühlten und voll Entsetzen sich umschauend, in die funkelnden Augen vielfach bemalter Indianer blickten, die drohend ihr Tomahawk über ihren Köpfen schwangen, um ihnen anzudeuten, ihr Tod sei gewiß, wenn sie einen Laut von sich gäben!

Jeder der beiden Indianer ergriff nun eins der Kinder, umfaßte es mit seinen Armen und so rannten sie mit der Schnelle des Windes mit ihren Gefangenen davon, weit weg von dem Hügel, wo das theure Vaterhaus, mit dem treuen Mutterherzen drinnen, stand. So erreichten sie einen großen Trupp Indianer, der sich im dichten Gehölze des Waldes verborgen hielt und sogleich traten sie den Rückweg zu ihren Wighwams an.

Bis zum Abende hatten sie eine weite Strecke zurückgelegt, den Plum River überschritten, ihre Spuren sorgfältig zu verwischen gesucht und endlich den nächtlichen Lagerplatz erreicht, wo sie zu rasten sich anschickten, weil sie noch einige Trupps ihrer Bande erwarteten, die auf ähnliche Ziele es abgesehen hatten.

Die beiden Kinder hatten in ihrer steten Todesangst bis jetzt keinen Laut von sich gegeben. Nun aber brach der verhaltene Schmerz um so mächtiger in heißen Thränenströmen hervor, je gewaltsamer sie ihre Gefühle in die jugendliche Brust hatten hinabdrücken müssen.

Einer unter den Indianern, und dieß war „der dicke weiße Mann", der Häuptling des Stammes, betrachtete mit den allerzärtlichsten Blicken das wunderliebliche Mädchen, dessen Schönheit ganz dazu geeignet war, die Herzen ihm zu gewinnen. Er kauerte sich zu den Kindern, suchte ihnen durch Gebärden deutlich zu machen, daß ihnen durchaus nichts Uebles widerfahren würde, und gab ihnen zu essen und zu trinken.

Die Nacht war noch nicht mit ihrem herbstlichen, tiefen Dunkel auf jene wälderreichen und menschenarmen Gegenden herabgesunken, als der Troß nach kurzer Rast und Erquickung wieder aufzubrechen sich anschickte. Grade in diesem Augenblicke sah man in der Ferne einen andern Trupp der ausgezogenen Bande, und zwar die noch fehlenden, herankommen. Sie führten ein junges Weib mit einem Säugling in ihrer Mitte, in welcher die Kinder mit Freude und Entsetzen ihre Mutter und das kleine Brüderchen erkannten, dessen Schlaf die treue Mutter nur allzu sorglich bewacht hatte.

Dieser Trupp, der nichts von dem Raube der beiden Kinder wußte, war kurz nach der Entfernung ihrer Stammesgenossen mit den beiden Kindern, zu dem Blockhause Lyttles gekommen, und da sie andere Kinder nicht sahen, so wollten sie den Säugling heimbringen, dessen Leben aber auch die ihn nährende Mutter forderte, daher sie denn auch diese ohne Weiteres mit sich fortrissen und ihren Genossen nacheilten.

Als sie der Häuptling sah, machte er ihnen Vorwürfe darüber. Was sollen wir mit dem jungen Weibe und dem kleinen Schreivogel? rief er unwillig aus.

Unser großer Vater (so nannten die Indianer den englischen Indianer-Agenten zu Fort Pitt) wird uns Flinten und Rosse geben, um sie auszulösen, erwiederte ein alter Indianer, und der Häuptling schwieg und warf nur einen ärgerlichen Blick auf das schreiende Büblein auf der Mutter Arm, was ein alter Indianer wohl bemerkt hatte. —

Wie schrecklich war das Wiedersehen der Mutter und der beiden Kinder! Sie preßte sie mit heißen Thränen, mit bittern Vorwürfen, die sie sich selbst machte, an ihre Brust. Doch lange gestatteten ihnen die Indianer dazu keine Zeit. Sie mußten zu den Ufern des Alleghany kommen, ehe der Tag graute, sonst liefen sie Gefahr, daß man ihre Spur, trotz aller Sorgfalt, sie zu vertilgen, fände und sie verfolge, um ihnen ihre Beute wieder abzujagen.

Auf der mühsamen Wanderung über Stock und Stein und durch Dick und Dünn begann der kleine Knabe, der nicht recht zum Schlafen kommen konnte, wieder laut zu weinen.

Auf des Häuptlings Befehl trugen zwei Indianer den Knaben und das Mädchen und nun trat ein alter Indianer zu Frau Lytle und gab ihr zu verstehen, sie möge ihm doch den Säugling zum tragen geben, da sie dadurch zu müde werden müßte. Nichts Böses ahnend und in der Absicht, auch nicht das geringste Mißtrauen zu äußern, folgte sie dem Ersuchen des Wilden, der nun das Kind in seinen Armen wiegte bis es schlief. Oft blickte die besorgte Mutter in der heimlichen Angst ihrer Seele nach dem theuren Kleinod ihres Herzens zurück, und immer erblickte sie den Indianer hinter ihr mit dem schlafenden Knäblein, bis sie zuletzt nicht mehr so oft sich umsah, auch im Dunkel der sie umhüllenden Nacht nichts mehr würde haben unterscheiden können. Von dem, was bereits geschehen war, kam freilich keine Ahnung in ihre Seele.

Kaum ersah der alte Indianer eine günstige Gelegenheit, so blieb er hinter dem Trupp zurück, ließ diesen eine Strecke fortwandern, und dann ergriff er das Kind bei den Beinen und zerschmetterte seinen Kopf an dem Stamme eines Baumes.

Dort ließ er die Leiche des gefühllos und kaltblütig gemordeten Kindes liegen und kehrte in vollster Seelenruhe zu dem Zuge zurück.

Mit einem Male sah ihn die unglückliche Mutter ohne ihr Kind. Mit einem gellenden Schrei lief sie auf ihn zu, sah sich nach ihrem Kinde um und wollte es wieder haben; aber mit erhobenem Tomahawk deuteten die Indianer auf ihre andern beiden Kinder und geboten ihr, zu schweigen. Das unglückliche Weib glaubte diese Hindeutung so zu verstehen, als ob man, wenn sie nicht schweige, auch diese ermorden würde und ein Schauer nach dem andern durchrieselte sie. Sie preßte die gefalteten Hände auf die furchtbar arbeitende Brust, erstickte die Laute, in denen der entsetzlichste Schmerz seinen Ausbruch nehmen wollte, und sank ohnmächtig nieder.

Der Häuptling schien Mitleid mit der Armen zu fühlen. Er befahl Aeste zu einer Bahre zu flechten, und sie zu tragen.

Sie kam wohl wieder zu sich, aber jetzt erst fühlte sie das furchtbare ihrer Lage. Von dem Gatten auf immer getrennt, ihres theuren Kindes durch einen unmenschlichen Mörder beraubt, mit ihren beiden andern Kindern in der Gewalt unmenschlicher Feinde, die mit den entsetzlichsten Todesqualen ihre Opfer hinzumorden pflegten, in dieser schrecklichen Lage bestürmte ihr Herz die Frage: Was ist aus meinen beiden andern Kindern geworden? Haben sie sie im Gehölze, wohin sie, späte Beeren an den Brombeer-Ranken zu pflücken, gegangen waren, vielleicht auch ermordet? Und den Gatten vielleicht auch, wenn der Angriff ein allgemeiner war? Ein Schmerz, eine Qual, für die die Sprache keinen Ausdruck hat, bestürmten das Herz der bejammernswerthen Gattin und Mutter, und die Zweifel, in denen sie über das Loos ihrer übrigen Lieben war, zerfleischten es vollends. —

In dieser Lage war sie völlig unfähig zu gehen und überließ sich ganz dem nothwendig stillen Ergusse ihres unaussprechlichen Jammers.

Stille, wie ein Zug von Geistern, ging der Zug der Indianer in gestrecktem, gleichmäßigem, darum sehr förderndem Schritte durch Wald und Busch fort, immer rastlos weiter.

Oft wechselten die Träger, doch die Unglückliche ahnte es nicht einmal. Für sie war die Außenwelt todt. Sie durchwanderten an einer Furth den Alleghany im Dunkel der Nacht. Sie bemerkte es nicht in ihrem dumpfen Schmerze. Allmälig graute der Tag und bald zeigte das Hundegebell an, daß die Räuber in der Nähe ihrer Wighwams angekommen waren.

Dort angelangt, führte der Häuptling die Mutter und die beiden Kinder in die Hütte seiner Mutter. Sie kauerte in ihrer Ecke auf einer Matte und starrte die Eintretenden an. Da faßte der Sohn die Hand des schönen Mädchens, führte es zur alten Indianerin und sagte feierlich: Mutter, ich bringe dir ein Kind, um dir meinen Bruder zu ersetzen. Sieh es an, es ist zwar ein Mädchen,

aber schön, wie die aufgehende Sonne. Nimm es an. Es soll meine liebe Schwester sein, in meinem Wighwam wohnen und seine Liebe, die du dir erwerben wirst, wird dir süßer sein, als der Honig der Biene deinen Lippen! Nimm die weiße Frau und ihre Kinder zu dir und behandle sie gütig! Sie und der Knabe werden ausgelöst werden, das Mädchen bleibt dein, daß du einen Trost und eine Freude im Alter habest!

IV.

Es war Lyttle spät geworden mit seiner Heimkehr. Schon lag das Dunkel über seiner Besitzung und der weiten, hügeligen und waldigen Landschaft. Alles war todtstille. Nur der Abendwind flüsterte in den Wipfeln; der Plum-River rauschte und Eulen strichen mit ihrem wehklagenden Tone über seinem Haupte dahin. Er blickte nach seinem Blockhause, dessen Umrisse sein scharfes Auge unterscheiden konnte; aber kein Licht strahlte ihm, wie sonstwohl, wenn er spät heimkehrte, entgegen.

Wie mochte das sein? Er blieb einen Augenblick stehen, ob er nicht die lieben Stimmen seines Weibes und seiner Kinder vernehme, die wohl ein frommes Abendlied zu singen pflegten. Es war todtstille. Jetzt stürzte heulend sein Hund ihm entgegen. Das treue Thier wandt sich, laut heulend, zu seinen Füßen, und stürzte dann wieder dem Hause zu.

Da überfiel den Mann eine Todesangst. Es ist ein Unglück geschehen! rief er aus und rannte dem Hause zu. Schon an seinem Fuße rief er die Namen seiner Lieben — aber nur des Hundes schauerliches Heulen antwortete. Er eilte den Hügel hinauf. Die Thüre seines Hauses stand weit auf. Nirgends eine liebe Stimme, die ihn begrüßte. — Gerechter, barmherziger Gott, die Indianer! rief er bebend vor Entsetzen aus, und eilte in das Haus, rief, tastete umher, am Boden, ob er ihre Leichen fände. — Alles leer; überall die Stille des Grabes!

Jetzt lief er in die Küche und zündete einen Kienspahn und lief lauschend in alle Räume. Alles war leer — leer — keins der Seinigen sichtbar! — Er lauschte um das Haus herum. Im trocknen Boden glaubte er die Tritte der Mocassin's, wie die Indianer ihre Stiefelchen von weichem Leder nennen, zu erkennen.

Es wirbelte ihm im Kopfe. Er lehnte sich an den Balken der Thüre und der Bann, der, den Athem stockend, auf seiner Brust lag, löste sich in ein lautes Stöhnen, dann in einen Strom brennender Thränen. Sein Weib und seine Kinder alle auf einmal verlieren, sein ganzes, reiches Familienglück zertrümmert sehen — das ist schrecklich!

Lyttle war ein starker Mann, gestählt in der Schule des Lebens. Nur wenige Augenblicke konnte ihn sein Gefühl übermannen; dann aber kam die Ueberlegung zurück.

Ist es am Tage geschehen, dann sind die Räuber uns noch erreichbar! rief er aus und ließ sein verödetes Haus stehen, aus dem er nicht einmal seine Flinte nehmen konnte, denn diese war das einzige, was die Räuber außer seiner Familie mitgenommen hatten.

Zu meinen Nachbarn! rief er aus, und alle Ermüdung von schwerer Tagesarbeit war vergessen. Von seinem treuen Hunde begleitet, eilte er von dannen.

Aber seine Nachbarn wohnten weit von ihm, wohnten oft in einer Entfernung von mehr, denn einer Stunde. Tief in der Nacht war es, als er den nächsten Nachbar aus seinem Bette klopfte.

Entsetzen ergriff ihn, als er Lyttle's Schicksal vernahm; aber er war gleich bereit, nicht nur sich, sondern auch den Unglücklichen zu bewaffnen. So zogen sie zum nächsten Blockhause. Dort fand Lyttle seine Magd. Sie saß weinend

am Heerde und erzählte die Geschicke ihrer Herrschaft. Sie hatte sich nur dadurch gerettet, daß sie sich unter einer Tonne verbarg.

Die Brust des Gepreßten wurde leichter, als er vernahm, daß die Indianer keins der Seinen ermordet hatten. Ja die Magd glaubte, da sie nicht hatte sehen können, wie sie die zwei Kinder in der Lehmgrube fortschleppten, seine Kinder müßten sich in der Nähe des Hauses verborgen finden, da die Wilden nur Frau Lyttle und den Säugling mit sich genommen, aber keines der erwachsenen Kinder.

Der Nachbar forschte, wie sie ausgesehen?

Das Mädchen beschrieb sie genau, auch die Richtung, die sie genommen.

Es sind Seneca's gewesen! rief er aus. Sie kamen von Alleghany her. Es sind die Schlimmsten noch bei Weitem nicht, wenigstens so wahrhaft teuflisch grausam und blutgierig nicht, wie die Sioux oder die Irokesen!

Jetzt brachen die drei Männer und die Magd auf, vor allen Dingen einmal die Umgegend von Lyttle's Wohnung zu durchsuchen; durch die Frauen der Farmer, die mit Lyttle gegangen waren, vernahmen weit in der Runde die Ansiedler des Mannes Unglück und alle strömten herbei zur Hülfe und zur Verfolgung der Räuber.

Die Hoffnung der Magd, die Kinder in der Umgegend versteckt zu finden, täuschte sie, denn mehrere Tage durchstreiften sie Busch und Wald, ohne eine Spur der Kinder zu finden. Das war räthselhaft. An die Thongrube dachte Niemand; dort würde man in den Fußtritten im befeuchteten Boden wenigstens Gewißheit, wenn auch eine entsetzliche, über das Schicksal zweier der Kinder gefunden haben. Erst am zweiten Tage erinnerten sich die Suchenden, daß sie eine Hütte im Thale des Plum-River noch nicht besucht, die der Granny Myers, einer alten Frau, gehörte. Als sie dort eintrafen, fanden sie zwei der Kinder Lyttle's, Maggie und Tom, der Knabe von sechs Jahren, Maggie von etwa vier Jahren.

Unaussprechlich war das Glück und die Freude des unglücklichen Mannes. Laut weinend stürzte er auf seine Knie, umfaßte die Kinder mit seinen Armen und preßte sie an sich. Ihr seid mein Alles, der Rest meines Glückes! rief er verzweifelt aus. Selbst die Männer, die des Weinens nicht viel in ihrem Leben gehabt und in der Einsamkeit und in den Entbehrungen und Kämpfen um des Lebens Erhaltung hart und kalt geworden waren, brachen in Thränen aus.

Von den Kindern war wenig, aber doch so viel zu erfahren, um nicht mehr zu zweifeln, daß die Räuber Seneca-Indianer gewesen waren.

Tom erzählte, er sei mit Maggie im Garten gewesen und dort hätten sie gespielt, als sie die Indianer in den Hof eindringen sahen. Beide Kinder hatten so oft und so viel von den schauderhaften Grausamkeiten der Indianer gehört, daß sie von Schrecken erfüllt, an nichts weiter dachten, als sich vor den Schrecklichen zu verbergen. Sie waren von den Indianern nicht bemerkt worden. Tom half Maggie die Umzäunung des Gartens übersteigen und er stieg schnell nach. Sie befanden sich jetzt auf dem Felde, das dicht mit Gebüsch bewachsen, aber auch von Brombeer-Ranken dicht überwuchert war. Das Durchkommen war den Kindern außerordentlich erschwert. Sie verbargen sich deßhalb so gut es geschehen mochte unter den Büschen, bis es in und um das Haus stille geworden war. In das Haus zurückzukehren, fehlte ihnen der Muth, weil sie dort noch immer Indianer vermutheten. Sie hatten während des Spielens im Garten Schuhe und Strümpfe ausgezogen und sie in der Flucht mitzunehmen vergessen. Jetzt litten sie in den Brombeerranken unaussprechlich und das kleine Mädchen weinte heftig und ihre Füßchen bluteten. Tom nahm sie auf seinen Rücken, so lange er es vermochte, und so erreichten sie die Wohnung der guten Granny Myers. Leider war die Hütte verschlossen und Granny Myers in's Thal zu Freunden gegangen, wo sie die Nacht bleiben wollte. Neue Noth für die Flüchtenden!

Der kluge Knabe versuchte es aber ins Haus zu kommen, und es gelang ihm, weil die gute Alte, trotz aller Vorsicht, die äußere Thüre des Stalles nur

angelehnt gelassen. Aber zu essen fanden sie nichts. Sie legten sich darum hungernd in eine alte Bettstelle, die hinter dem Hause stand, da sie in das Zimmer nicht konnten, weil es die Alte verschlossen hatte. Dort fand man sie endlich, ehe noch die Alte zurückgekehrt war. Ueber die Geschicke ihrer Mutter und ihrer drei Geschwister wußten die Kinder natürlich nichts zu sagen, aber der schreckenerregende Anblick der bemalten Indianer hatte sich ihnen so eingeprägt, daß sie die Angabe der Magd vollkommen bestätigen konnten.

So war man denn nun zu der traurigen Gewißheit gelangt, daß der Ueberfall von Seneca-Indianern ausgeführt worden war. An eine persönliche Verfolgung der Räuber, um ihnen ihre Beute abzujagen, war schon darum nicht zu denken, weil aus den Aussagen der Magd und der Kinder, wie auch aus den wild durcheinanderlaufenden Fußtritten am Boden abzunehmen war, daß ihrer eine große Zahl waren und gegen diese war die vereinigte Kraft aller nahe wohnenden Ansiedler, deren in allem nur sechs bis sieben waren, demnach zu geringe, um nur einigen Erfolg mit Sicherheit zu erwarten. Nach einer umgehenden Berathung der Ansiedler kam man zu dem Plane, und das war der einzige, der eine sichere Aussicht auf die Rettung der Geraubten gab, wenn sie überhaupt noch am Leben und zu retten waren, daß nämlich Lyttle augenblicklich nach Fort Pitt aufbreche und die Hülfe des dortigen Befehlshabers in Anspruch nehme. Einer der Nachbarn entschloß sich, ihn dorthin zu begleiten; ein Anderer nahm die beiden Kinder zu sich und so traten die beiden Männer dann ihre Reise an, deren Ziel ziemlich weit entfernt war.

Nach einem angestrengten Marsche von dreien Tagen, wo sie nur wenige Stunden der Nacht sich zur Ruhe gönnten, die sie noch unter dem Laubdache eines Baumes suchen mußten, erreichten sie das Fort, aber müde zum Sterben.

Der Befehlshaber war ein Mann, der ein lebendiges Mitgefühl für den armen Lyttle im Herzen trug. Er ließ sich, während er die Ermüdeten mit allem, was ihm zu Gebote stand, erquickte, alle Umstände genau erzählen und war dann allerdings zu der übereinstimmenden Ueberzeugung gelangt, daß die Seneca's auf dem rechten Ufer des Alleghany den Räuberzug ohne allen Zweifel ausgeführt.

Man erwog nun die Umstände genau und kam zu dem Entschlusse, Lyttle von einer ansehnlichen Begleitung von Soldaten beschützt, die ein tapferer und mit dem Thun und Wesen der Indianer vertrauter Offizier befehligte, begleiten zu lassen, und so mit einer Gewalt, vor der die Rothhäute allen Respekt hatten, die Wighwams der Seneca's aufzusuchen.

Als sie die Wohnstätten der Seneca's erreichten, erkannten sie wohl, daß sie, bei der Verschmitztheit der Indianer, ihre Nachforschungen mit der größten Vorsicht und Schlauheit anstellen müßten, da alle Irokesen, zu denen auch die Seneca's zählten, zu den sogenannten fünf Stationen gehörten, und Verbundene der Engländer und geschworene Feinde der Amerikaner waren.

So verstrich eine geraume Zeit in nutzlosen Nachforschungen, ehe sie das Dorf der Seneca's erreichten, dessen Häuptling der „dicke weiße Mann“ war.

Ohne Hehl gestand der Häuptling, er habe das Weib und die Kinder und sei nicht abgeneigt, um sie handeln zu lassen. Bald zeigte es sich aber, daß er unter den Auszulösenden nur zwei verstand, nämlich Frau Lyttle und den Knaben. Man einigte sich über den Preis für diese, aber kein Anerbieten, wie lockend und groß es auch sein mochte, war im Stande, ihn zu bewegen, das Mädchen, das er als seine Schwester angenommen und seine Mutter als ihre Tochter, herauszugeben. Drohungen vermochten so wenig über ihn, als Bitten und die höchsten Preise, die man bieten konnte. Er sagte, die kleine Lionor sei das angenommene Kind des Stammes. Nichts verfing bei dem starren, unbeugsamen Indianer und als er die Thränen der Mutter und des Kindes, den tiefen Schmerz des durch den grausamen Tod seines jüngsten Kindes erschütterten Vaters sah, wandte er sich ab, entfernte sich und ließ sich nicht mehr sehen.

Auf des Offiziers Zureden zog Lyttle mit seinem theuren Weibe und seinem Knaben endlich ab und kehrte mit ihnen nach dem Fort Pitt oder Pittburg zurück. Dort rieth ihnen der wackere, an ihrem Schicksale den wärmsten Antheil nehmende Befehlshaber, sich unmittelbar an den englischen Indianer-Agenten, Obersten Johnson zu wenden. Er selbst rüstete den armen Lyttle mit Empfehlungsbriefen aus, und während der Befehlshaber Frau Lyttle und den Knaben bei sich im Fort behielt, wanderte Lyttle, von dem Freunde und Nachbarn in hingebender Treue begleitet, mit sehr geringer Hoffnung und trauerndem Herzen von dannen.

V.

Das war ein traurig Wandern für den unglücklichen Vater und ein noch trauriger Harren für die kummervolle Mutter im Fort Pitt.

Dies Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung war unendlich quälend. Die Frauen der Offiziere thaten alles, was sie vermochten, ihren Kummer zu mildern, ob sie es gleich fühlten, daß es von ihrer Seite eine Täuschung aus Barmherzigkeit war, denn sie, die so lange schon in dieser Einsamkeit lebten, kannten die Art und Weise der Indianer zu genau, um noch eine Hoffnung zu hegen.

Kind des Stammes hatten sie das liebliche Mädchen genannt, und diese Bezeichnung sagte es aus, daß sie es als das ihre ansahen; die Hartnäckigkeit vollends, mit welcher sie alle und jede, auch für sie noch so lockende Auslösungsgabe verschmäht, zeigte zur Genüge, wie es stand.

Und mit welcher Liebe wurde das Kind behandelt! Mit hoher Freude bemerkte es der Häuptling, wie das von Schmerz um ihren Verlust eingeschrumpfte Herz der alten Mutter sich wieder erweiterte, wie ihre Blicke auf dem Kinde mit dem unverkennbaren Ausdruck der Liebe ruhten; wie mit jedem Augenblick ihr Wesen mehr dem Leben sich wieder zuwandte; wie die Pflege des Kindes, das Verlangen ihm Freude zu machen, sich kund gab. Sie verließ die regungslose Stellung in der Ecke der Hütte; sie besorgte wieder die Bereitung der Speisen und war bemüht, den köstlichsten Bissen für die Kleine auszusuchen.

Lionor! rief sie, wenn einen Augenblick das Kind sich ihren Blicken entzog, mit dem Tone der Angst und der Sorge; Lionor! rief sie mit Entzücken aus, wenn sie es wieder sah. Und mit ihr wetteiferten Männer, Frauen, Kinder des ganzen Stammes.

Lionor war in der That die Sonne, um die sich alles drehte.

Der Schmerz des Kindes über den Verlust ihrer Aeltern und Geschwister war groß. Sie war alt genug, um zu fühlen, was sie verloren, und das Schlimmste war, daß sie sich nicht mit denen, die ihr so viel Liebe erwiesen, unterreden konnte; daß die Angst und Scheu vor der Tücke der Indianer, von der sie im väterlichen Blockhause so viel und so Entsetzliches gehört, kein Vertrauen in ihrer Seele aufkommen ließ und sie immer wähnte, man werde sie dennoch grausamlich ermorden. Als sich aber die Beweise von sorglicher Liebe gleich blieben, ja von allen Seiten in wachsendem Maße ihr zu Theil wurden, da begann jener Schrecken, jene Furcht mehr und mehr zu schwinden.

Das kindliche Gemüth, so empfänglich für die Beweise von Liebe und Wohlwollen, ist in eben dem Grade geneigt, sich leichter zu gewöhnen. Die Eindrücke sind nicht tief genug. Die Macht der nächsten Umgebung ist zu groß, als daß die Seele die Bilder der Vergangenheit lange festhalten könnte. Alles bemühte sich, ihr Freude und Unterhaltung zu gewähren, um die Gewalt des Heimwehs, die der Indianer so gut kennt und fühlt, wie der Mensch in gebildeteren Kreisen, zu verscheuchen. Lionor begann mehr und mehr sich zu gewöhnen.

Sie glaubte an die Liebe der „alten Königin" und des Häuptlings und wurde ruhig und zuletzt mit ihrer Lage zufrieden. Die Sehnsucht nach den Ihrigen trat mehr und mehr in den Hintergrund ihrer Seele und die Freude darüber erfüllte die Herzen ihrer neuen Freunde.

Nur eine Person im Stamme theilte nicht die Freude über diese Aenderung in Lionor's Wesen. und nicht die Liebe Aller — und das war das Weib des Häuptlings. Die Liebe, welche man dem Kinde erwies, erfüllte sie mit Abneigung gegen dasselbe, ja mit einer glühenden Eifersucht, die um so tiefer wurzelte, als ihre Ehe kinderlos war, ein Loos, dessen Schwere sie fühlte und das den Frieden ihrer Seele und gar oft den ihrer Ehe trübte. Die Liebe ihres Gatten zu der kleinen Schwester, die so lieblich aufblühte, die so viel Ruhe und Festigkeit an den Tag legte, daß es eine Indianerseele nicht mehr und entschiedener vermocht hätte, war ihr ein Dorn in der Seele, und sie trug arge Gedanken, deren Ziel es war, die Kleine — zu entfernen — zu tödten.

War es eine Ahnung, welche die Seele der alten Mutter beschlich? Sie ließ das Kind fast nie aus ihren Augen und wachte sorglich über alles, besonders über die Speisen, welche sie genoß, und duldete eben nur, daß sie solche zu sich nahm, die sie bereitet hatte.

Durch den täglichen Umgang mit den Alten und durch das Spielen mit den Kindern des Stammes lernte Lionor bald die Sprache der Seneca's, deren Kleidung sie anlegen mußte, da ihre mitgebrachte Kleidung gar bald zerriß. So kam es überraschend schnell, daß das äußerst begabte und fähige Kind sich gewandt in der Sprache des Stammes ausdrücken konnte. Besonders war es ein liebliches Mädchen ihres Alters, mit dem sie enge Freundschaft schloß, und das sie mit großer Liebe umfaßte. Die zwei Kinder waren unzertrennlich. Die treue Omme-ha war sehr klug und hatte es längst weg, daß des Häuptlings Weib Lionor glühend haßte, was diese in ihrer kindlichen Arglosigkeit gar nicht ahnete. Omme-ha warnte sie dringendst irgend etwas von ihr anzunehmen und es zu essen, bat sie aber auch ebenso dringend, keine Abneigung gegen sie blicken zu lassen.

Indessen nahte eine Stunde der Prüfung und Gefahr, welche Lionor's gewonnene Festigkeit bewähren sollte. Einst war Lionor erkrankt. Ein brennendes Fieber wühlte in ihren Adern und grade um diese Zeit mußte der Stamm auf einen Streifzug ausgehen, weil wieder Lenape-Indianer sich heimlich in die Nähe ihrer Wighwams geschlichen, deren Spuren man entdeckt hatte.

Der Häuptling schied voll banger Sorge um seine theuere kleine Schwester und band sie seiner Mutter auf die Seele. Dessen hatte es nicht bedurft, dennoch aber mußte sie einst das leidende Kind allein lassen.

Grade diesen Augenblick hatte die rachsüchtige Frau des Häuptlings herbeigeführt und wollte ihn nun auch benutzen.

Sie trat, Liebe heuchelnd, zu dem Lager von Matten, auf welchem die vom Fieber glühende Lionor lag. Diese hatte eben durch eine Spalte in der Wand der Hütte, ganz nahe ihrem Lager zwei dunkle, glühende Augen bemerkt. Sie konnten nur die ihrer lieben Omme-ha sein, denn kein Kind des Stammes hatte solche Feueraugen, wie sie. Aber warum kam sie nicht in die Hütte? dachte Lionor. Hier schwebte ein Geheimniß. Sie legte das Ohr an die Spalte und Omme-ha's liebe, sanfte Stimme flüsterte: Nimm dich in Acht! Trinke und iß nichts! Damit aber war sie verschwunden und wenige Augenblicke später trat des Häuptlings Weib herein, ein Gefäß tragend, mit dem sie sich schmeichelnd dem Lager Lionor's näherte.

Du bist sehr krank, meine Schwester, sprach sie gewinnend, und du könntest uns sterben, das wäre hart für unsre Mutter und deinen Bruder, den Häuptling, die dich so sehr lieben. Ich habe dir hier einen Trank gekocht, der wird schnell das Fieber weit weg von dir treiben! Trinke, meine Schwester, daß du genesest.

Lionor schauderte zusammen. Die Warnung Omme-ha's kam ihr jetzt zum Verständniß und sie begriff, was die treue Freundin gewollt. Sie nahm alle ihre Fassung und Ruhe zusammen und erwiederte: Ich danke dir, meine Schwester; aber jetzt kann ich nicht trinken. Meine Mutter hat, ehe sie wegging, meinen Durst gelöscht. Setze die Schale hier nieder, ich werde deinen Trank trinken.

Wieder sah sie durch den Spalt die glühenden Augen. —

Des Häuptlings Weib verzog den Mund und sagte: Trinke, und morgen hüpfest du wieder mit Omme-ha herum!

Ich werde trinken, erwiederte Lionor, nur laß mir Zeit dazu, meine Schwester!

Nun mußte das Weib sich gedulden, weil ein stärkeres in sie dringen verdächtig hätte erscheinen können. Sie machte sich in dem Wighwam ihrer Schwiegermutter allerlei zu thun, aber endlich mußte sie sich doch entfernen, ehe Lionor getrunken hatte.

Kaum war sie so weit von der Hütte, daß man diese nicht mehr sehen konnte, so huschte, leicht wie ein Reh, Omme-ha herein.

Lionor! Lionor! Trinke nicht! rief sie angstvoll. Sie hat böse Gedanken und ich habe sie begleitet, ohne daß sie es merkte, als sie Maiäpfel pflückte. Die sind ein arges Gift und tödten schnell! Zeige den Trank deiner Mutter! Ich bitte dich darum!

Mit diesen Worten verschwand Omme-ha wieder und bald darauf trat die „alte Königin" ein. Sie eilte zum Lager Lionor's und erblickte die Schale.

Wer brachte dir das? fragte sie überrascht.

Meine Schwester! entgegnete Lionor.

Mit Entsetzen ergriff die Alte die Schale und trat vor die Hütte. Nach kurzem Prüfen nahm sie die Schale und verbarg sie in der Hütte, eilte zu Lionor und fragte: Hat meine Tochter getrunken?

Nein, sagte sie, Omme-ha hat mich gewarnt.

Sie hat wohlgethan, rief freudig die Alte aus, denn es ist das stärkste Gift das wir kennen!

Die Tückische ließ sich nicht mehr sehen.

Spät kehrten des Stammes Krieger zurück und der Häuptling eilte in der Mutter Wighwam, nach seiner lieben Schwester sich umzusehen. Hier vernahm er das Geschehene und im wilden Zorne brauste seine Seele auf.

Blutige Rache an der Verbrecherin stand ihm zu Recht; aber der Häuptling war mild und überhaupt nicht hingegeben jener wilden Grausamkeit, welche die Indianer auszeichnet. Es genügte ihm, das ruchlose Weib zu verstoßen und sie zur steten Sklavenarbeit auf dem Felde des Stammes zu verdammen.

Ihr Loos war wohlverdient, aber furchtbar hart. Von dem Augenblicke an ließ die „alte Königin" das theure Kind keinen Augenblick mehr aus ihren Augen und von ihrer Hand weg, obwohl die tückische Feindin unschädlich gemacht worden war. Das Kind war durch die Gefahr, in der es geschwebt, nur theurer dem ganzen Stamme geworden und man sah die Zeit nahen, wo sie zur Jungfrau erblühen — und des Häuptlings Gattin werden würde.

VI.

Nach einer langen, mühe- und gefahrvollen Wanderung, welche durch die Jagdgründe von Stämmen führte, welche den Amerikanern feindlich waren, erreichte endlich Lyttle und sein treuer Nachbar den Aufenthalt des englischen Indianer-Agenten, des Obristen Johnson.

Der Obrist war ein Mann, der über dem Leide eines unglücklichen Vaters den Haß, den die Engländer den Amerikanern trugen, vergaß. Er nahm die zwei todtmüden Wanderer, die viele und große Entbehrungen ertragen hatten,

mit Liebe auf, ließ sie mit Allem reichlich versorgen, dessen sie bedurften und hörte mit herzlicher Theilnahme der ergreifenden Schilderung des Vaters zu, die ihm die ganze traurige Lage der Familie enthüllte.

Nach einem langen, sinnenden Schweigen sagte er endlich zu Lyttle: Wollte Gott, die Seneca's hielten Euer Kind als eine werthvolle Gefangene; ich wollte dann ihre Auslösung sicher erlangen; so aber, da sie das Mädchen als Kind und Schwester adoptirt, das heißt, auf und angenommen haben, fürchte ich, es wird sehr schwer halten, wenn es überhaupt gelingen wird, sie zu befreien. Jetzt ist es aber ganz unmöglich, sie zu finden, denn sie sind auf ihren Biberfangzügen. Wer weiß, in welchem Gebiete ihre Wighwams stehen? Jedenfalls kehren sie gegen das Frühjahr in ihre Wohnsitze zurück, um die Aussaat zu bestellen. So lange müssen wir geduldig harren. Ich kann Euch nicht rathen, fuhr er fort, so lange hier zu bleiben. Dessen bedarf es aber auch nicht, indem ich Euch mein Wort gebe, daß ich Nichts werde unversucht lassen, Euer Kind Euch wiederzugeben!

Das war eine Hiobspost, aber es war so, wie der wackere Obrist gesagt hatte. Die Zeit, welche der arme Lyttle noch verweilte, wurde dazu benutzt, Alles gehörig zu besprechen — und dann kehrten die zweie nach Fort Pitt zurück. Bitter war die Täuschung für die arme Mutter, als die Männer ohne die theure Lionor zurückkehrten; allein sie mußten sich in das Unvermeidliche finden und tief gebeugt kehrten sie in das stille und leer gewordene Blockhaus am Plum-River zurück. Blieb ihnen ja doch ein Schimmer von Hoffnung übrig, der auf ihr traurig gewordenes Leben fiel.

Obrist Johnson war nicht der Mann, der sein Wort unerfüllt ließ, wenn es irgend im Kreise des Erreichbaren lag, was er erstrebte. Als endlich nach langem Winter der Frühling kam, und die Kundschafter berichteten, die Seneca's wären wieder heimgekehrt in die alten Wohnsitze, wo der Rauch ihrer Wighwams zu den Wipfeln der mächtigen Bäume des Urwaldes emporstieg, da machte er sich auf, persönlich zu den Seneca's sich zu begeben, um, so es möglich, das liebliche Kind wieder in die Arme seiner trostlosen Aeltern zurückzuführen, die einen langen Winter durchlebt hatten, wie nie einen andern. Soviel auch die Nachbarn und Freunde thaten, sie aufzuheitern, es blieb fruchtlos; sie vermochten nicht, Balsam in die wunden Herzen der armen Aeltern zu flößen.

Als die Frühlingstage kamen, und man wieder durch Wälder reisen konnte, begab sich Obrist Johnson in die Gründe der Seneca's, in das Dorf des Häuptlings, welchen sie den „dicken weißen Mann" nannten, und mit Wohlgefallen, aber auch mit Wehmuth ruhten seine Blicke auf Lionor, dem wunderholden Kinde, das aber schon ganz eine Seneca-Indianerin war. Sie verstand ihn kaum mehr, wenn er mit ihr sprach und konnte fast kein Englisch mehr reden, so hatte sie schon ihre Muttersprache verlernt. Er sah, wie sie der Liebling des Häuptlings und seiner Mutter, der Liebling des Stammes war, und seine Hoffnung sank. Er sah, wie das schöne Kind mit ganzer Seele an der alten Mutter und dem Bruder hing und — auch der letzte Schatten der Hoffnung zerrann wie Nebel.

Vorsichtig leitete er seine Unterhandlungen ein, denn er kannte die schlaue Pfiffigkeit der Indianer; aber, als er seinem Ziele doch endlich näher rückte, da schüttelte der Häuptling das Haupt und die glänzendsten Versprechungen, die ihn sonst in Feuer und Flamme versetzt haben würden, versagten hier ihre Wirkung. Er hörte sie an und schüttelte das Haupt einmal, wie allemal. Alle Bemühungen waren vergebens, Johnson mußte unverrichteter Sache von dannen ziehn.

Kaum hatte dem Ehrenmanne noch jemals Etwas so wehe gethan, als das Mißglücken dieser Unterhandlungen. Er fühlte, seit er das wunderliebliche Kind gesehen, ein Mitleid mit diesem selbst nnd seinen Aeltern, das ihm fast keine Ruhe ließ.

Noch einmal, ein halbes Jahr später, begab er sich zu den Senec'as. Er

versuchte das Letzte, was ihm zu Gebote stand, aber auch das versagte und trostlos kehrte er heim. Selbst der Gedanke, das Kind rauben zu lassen, mußte als eine Täuschung erscheinen, da die Seneca's seit den Bemühungen Johnsons das Kind wie einen unermeßlich werthvollen Schatz bewachten und ein solches Unternehmen das Gefährlichste gewesen wäre.

Er meldete das den Aeltern und versprach indessen fort und fort dahin zu streben, ihnen ihr Kind wieder zu verschaffen.

Was diese Botschaft am Plum-River wirkte, bedarf keiner wortreichen Schilderung, denn dieß verlorne, theure Kind erfüllte ganz die Herzen der Aeltern.

So gingen vier trostlose Jahre in's Land. Jeder erneuerte Versuch Johnsons erwies sich als erfolglos; denn der Häuptling hing an dem Kinde mit einer unsäglichen Liebe, und ebenso Lionor an ihm, dem zärtlichen Bruder. Sie war ganz Indianerin geworden, Sitte, Sprache, Alles, was sie aus dem Schoße ihrer Familie mitgebracht, war dahin. Selbst die Erinnerungen an die Aeltern und Geschwister trübten immer seltener das große, schöne Auge des Mädchens, das nun im Beginne des vierzehnten Jahres der Rosenknospe glich, die eben ahnungslos der Blüthe entgegenschwillt, aber den Beschauer ahnen läßt, welch' eine Fülle von Schönheit sich erschließen wird, wenn sie nun völlig erblüht. Es war mehr als brüderliche Liebe, die sich in dem Herzen des Häuptlings regte, wenn er dieß liebreizende Wesen betrachtete, das mit so reicher Liebe seine Liebe vergalt.

Indessen brachte gegen das Jahr 1783 ein Ereigniß dem Stamme der Seneca's und dem Häuptling, nicht weniger aber Lionor bitteres Weh. Die „alte Königin", die der Stamm so hoch ehrte, an welcher der Sohn mit einer Kindestreue hing, wie sie selten ist unter denen, die sich Gebildete nennen; selten leider unter denen, die sich mit dem heiligen Namen des Erlösers Christen nennen. Sie erkrankte schwer. Lionor wich Tag und Nacht nicht von ihrem Lager, pflegte und erquickte sie und war trostlos, als sie starb.

Dieß gemeinsame Leid verband das Herz des Häuptlings und das Lionors noch inniger und sie wich nun nicht mehr von seiner Seite, mochte er in den Wighwams des Stammes weilen oder einen Kriegszug unternehmen. Ihr Wesen hatte eine Festigkeit angenommen, daß sie die Indianer nur „das Schiff mit vollen Segeln" nannten, damit bezeichnend ihre Geistesgegenwart, Entschlossenheit und ihren Muth, selbst im wildesten Sturme ihrem Plane treu ihr Ziel zu verfolgen.

Es war im Jahre 1783 als endlich die Amerikaner mit England Friede schlossen, dessen Bestimmungen auch die beiden Mächten verbundenen Indianerstämme umschlossen. Da war denn mancherlei Wichtiges zu ordnen, und es wurde eine große Rathsversammlung der Seneca's und ihrer Bundesgenossen in der Nähe des Forts Niagara angeordnet.

Diese Nachricht fiel wie ein Blitzstrahl in die Seelen Lyttle's und seiner Gattin. Neue Hoffnungen regten ihre Schwingen. Ein Bote eilte zu Obrist Johnson, der sich so liebevoll ihrer angenommen und fort und fort ihnen Kunde gab, wie es ihrem Kinde erginge.

Sie brachen vom Plum-River auf und zogen nach dem Fort Niagara, wo auf der amerikanischen Seite des Flusses die Rathsversammlung Statt finden sollte.

Wie pochten die Herzen! Wie brünstig waren die Gebete, die zum Himme emporstiegen!

Auch für den edeln Obristen Johnson begann nun wieder eine neue Thätigkeit.

Er begab sich noch einmal zu den Wighwams der Seneca-Indianer, den Häuptling aufzusuchen.

Er fand die Seneca's bei einer großen Feier, der Feier des Frühlingsfestes oder des Festes des grünen Kornes, wie die Indianer es nennen. Alle waren

geschmückt. Tänze wurden aufgeführt, dann geschmaußt und gezecht. Lionor war bei diesen Festen die erste Person, das erkannte Johnson schnell. Alles huldigte ihr. Man trug sie auf den Händen. Sie war herrlicher geschmückt, denn alle Mädchen des Stammes. Ihre Gewandtheit und die wundersame sittige Zierlichkeit, womit sie die Tänze ausführte, übertraf alle. Man mußte ihr den Preis zuerkennen und es geschah ohne Neid. Sie fühlten ihr ungeheures Uebergewicht.

Der Häuptling hörte die preisenden Worte Johnsons und aller Stammesgenossen mit einem Entzücken, das ihn tiefer in den Becher blicken ließ, als es sonst die Sitte des Mannes war, der auch in der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken eine Ausnahme von Allen machte, wie er in Bezug auf sein Gemüth eine Indianer-Ausnahme und Seltenheit war.

Johnson benutze seine milde Stimmung und redete mit einer rührenden Wärme, ja mit wahrer Begeisterung von dem tiefen Leide der Aeltern des schönen Mädchens, die viele Hundert Meilen vom Plum-River nach Fort Niagara gekommen seien, in der Hoffnung ihr theures Kind nur noch einmal zu sehen. Er schilderte so ergreifend und lebhaft, daß der Häuptling davon ergriffen wurde. Das bemerkte Johnson mit Lust und Freude und rückte seinem Ziele näher. Er bat ihn, Lionor mit zur Rathsversammlung zu nehmen, um den unglücklichen Aeltern diese selige Freude zu bereiten. Der Häuptling war von dieser Bitte so betroffen, daß er stumm vor sich nieder sah. —

Es war deutlich zu erkennen, daß er innerlich einen schweren Kampf kämpfte. Endlich faßte Johnson, den der Häuptling sehr hoch hielt, seine Hand und bat noch einmal inniger, eindringlicher und — er sagte es zu, fest und kräftig; gab sein Wort, das er nie gebrochen; aber er stellte zugleich Bedingungen, die Johnson zusagen und bekräftigen mußte, und vorzüglich diese: daß von Seiten der Aeltern kein Versuch gemacht werde, durch Hülfe der Obrigkeit das Kind wieder zu erlangen. Ja, daß ihm, dem Häuptlinge, kein Lösegeld angeboten werden, daß man vielleicht seine Trunkenheit nicht benutzen dürfe, das Mädchen ihm zu entführen.

Johnson mußte das Alles zugestehen und bekräftigen. Ob nun gleich am andern Morgen, als Johnson die Wighwams des Stammes verließ, den Häuptling sein gestern, in weicher Stimmung ihm abgelocktes Versprechen gereuete, so war er doch zu ehrlich, es zu widerrufen; vielmehr bekräftigte er es aufs Neue und Johnson kehrte nach Fort Niagara zurück, den Aeltern diese Kunde zu bringen.

VII.

Zur großen Rathsversammlung war eine weithingedehnte Wiese am Ufer gewählt. Sie bildete fast ein längliches Rund; der Wald umgab sie mit riesenhaften Bäumen, die Schatten boten. Rings an dieser Waldgrenze, jedoch unter dem grünen Blätterdache, hatten erwerbsame Amerikaner ihre Zelte aufgeschlagen, wo zahlreiche Whisky-Tonnen lagen, deren Inhalt manche Indianerzunge schnalzen machte, ehe sie noch das Getränke gekostet, das sie so bezeichnend: Feuerwasser benannten, und das der Grund ihres Verderbens wurde. Wagen und angebundene Pferde bildeten eine seltsame Umzäunung des Raumes.

Gegen Mittag war die Versammlung anberaumt, in der die Friedenspfeife eine Hauptrolle spielen sollte. Betriebsame Krämer und Wirthe waren, wie gesagt, zahlreich vertreten, aber es fehlte auch nicht an solchen, deren Beweggrund des Hierherkommens nur müßige Neugierde war. Die amerikanischen und englischen Behörden, sonst so feindlich, jetzt nach dem Friedensschlusse die besten Freunde, verkehrten in Gruppen freundlich mit einander.

Einzelne Indianerhäuptlinge waren schon da, indem sie nahe wohnten. Die Mehrzahl wurde noch erwartet.

In der Nähe einer Gruppe der Offiziere des Forts Niagara stand ein Obrist in englischer Uniform und bei ihm in dunkler Kleidung ein stattlicher Mann. Sein Aussehen war bleich, aber immer mehr rötheten sich seine Wangen. War's der frische Morgenwind, der vom Flusse her wehte, der das bewirkte oder eine innere Erregung, die den erwarteten Augenblick näher rücken sah? — An seine Seite schmiegte sich eine noch junge, bildschöne Frau, deren Wesen in einer fieberhaften Bewegung war.

Der Obrist Johnson, denn er war es, hielt ein Fernglas in seiner Hand, durch das er von Zeit zu Zeit flußaufwärts blickte. Plötzlich rief er: Sie kommen!

Dieß Wort wirkte auf die ganze hier zusammenstehende Gruppe zauberhaft. Der oben bezeichnete Mann zuckte zusammen. Die Röthe seiner Wangen wich einer Todesblässe. Seine Seele schien in das Auge getreten zu sein. Starr blickte er nach dem Flusse, auf dem man eben eine Pirogue oder ein Indianerboot, aus Baumrinde verfertigt, daher fliegen sah. Ein Mann mit den Abzeichen der Häuptlingswürde, mit grellen Farben ganz bemalt, den Kopf mit einer kronenartigen Federmütze verziert, führte ein einfaches Handruder mit großer Geschicklichkeit. Auf einem Holze, welches zugleich die beiden Wände des Bootes zusammenhielt und als Sitzbank diente, saß ein junges Mädchen in der Kleidung der Indianerinnen.

Ein Rock in reichen Falten und von grellrother Farbe wallte bis zu den Knieen. Das Bein war bloß; den Fuß umschlossen verzierte, niedliche Mokassin's oder Stiefelchen. Der Oberkörper war durch eine Art von weitem Tuche in dunkelblauer Farbe verhüllt, die Arme jedoch bis zur Schulter bloß. Dunkle Locken wallten um die Schläfe und fielen frei auf Nacken und Schulter. Den Kopf bedeckte eine ähnliche Federmütze, wie die des Häuptlings, jedoch aus bunten, glänzenden Federn gefertigt, während die seine aus Adlerfedern bestand. Sie trug ein zierliches Tomahawk in der Hand, mehr zur Zier, denn zum Schutze. Was aber Allen auffiel, das war die blendendweiße Hautfarbe und mehr noch, die wirklich außerordentliche Schönheit des Mädchens, das eben auf der schmalen Schwelle zwischen Kind und Jungfrau stand.

Waren auch die Blicke nach der seltsamen und wunderlieblichen Erscheinung in dem leichten Indianerboote gerichtet, und ruhte auch manches Auge mit Wohlgefallen einen Augenblick auf der kräftigen, edeln Gestalt des Häuptlings, den man trotz der Rothhaut einen schönen Mann nennen mußte, so wendeten sie sich doch auch wieder dem Paare zu, das offenbar zu den Personen in dem Indianerboote in einer nahen Beziehung stand. Der Mann stand fest da, aber seine Blicke sahen nur das Mädchen. Die Frau hatte mit ihren beiden Händen seinen linken Arm umfaßt und preßte ihn krampfhaft und drückte sich enge daran. Thränenströme entrollten ihren Augen. Ihre Brust athmete heftig und schwer. Ihr ganzer Leib zitterte fieberhaft. —

Jetzt landete das Boot. Das junge Mädchen sprang leicht auf den Sand des Ufers und zog es darauf. Dann wendete sie sich gegen die Menge, die sich heran gedrängt hatte und staunte sie an.

Plötzlich drängte Obrist Johnson alle zu einem Halbkreise aus einander, in dessen Mitte Lyttle und seine Frau standen. Der Häuptling war an die Seite des Mädchens getreten. So kamen sie langsam näher.

Da rief mit einem Tone, für den es keinen Namen gibt, Frau Lyttle: Lionor! Mein Kind! — Der Ton durchzuckte Alle.

Das Mädchen fuhr empor. Sie wußte Nichts von dem, was sie hier erwartete, denn der Häuptling hatte es ihr verschwiegen.

Sie fuhr empor. Ihr Auge leuchtete, wie die Sonne. Das Roth ihrer Wangen erlosch. Die Arme sanken schlaff herab und das Tomahawk fiel auf die Erde. —

In diesem Augenblicke sah sie die Mutter, die ihre Arme ihr entgegenbreitete,

und wie von einem Zauberschlage getroffen sprang sie in drei Sätzen das Ufer herauf.

Mutter! Mutter! rief sie und in dem wiedergefundenen Worte lag ein Jubel, den kein Wort bezeichnen kann. Sie lag am Herzen der Mutter! —

Thränen stürzten aus den Augen der Männer, die umher standen und für den Häuptling hatte Niemand einen Blick.

Er stand wie angewurzelt und blickte auf die rührende Gruppe. Drüben am Ufer standen die Seneca's — Zeugen dieses erschütternden Auftritts.

Obrist Johnson trat zu ihm und reichte ihm seine Hand.

Der Häuptling der Seneca's ist ein Weib geworden, sagte er und zerdrückte eine Thräne, die das unsäglich in ihm wogende Schmerzgefühl ihm auspreßte. Er drückte Johnsons Hand krampfhaft.

Ihr, wie ich mich selbst, sagte er, habt Euch verrechnet. Die Liebe ist eine Macht. Sie mag gehen! Die Mutter soll ihr Kind wieder haben! Ich will allein nach Hause ziehen!

Rasch ließ er die Hand des Obristen los und eilte nach dem Boote, das er in den Fluß stieß. Umsonst bat Johnson, daß er bleibe. Stumm schüttelte er den Kopf und wie ein Pfeil flog das Boot hinüber. Wenige Minuten später waren die Seneca's verschwunden.

Lionor sah den Häuptling nicht scheiden. Sie lag am langentbehrten Mutterherzen. —

Sie sah den Häuptling nicht wieder, von dem uns die Kunde fehlt, aber noch auf ihrem Sterbebette, in hohem Alter, erinnerte sie sich mit Zärtlichkeit nicht bloß des Häuptlings und seiner Mutter, sondern der treuen Liebe des ganzen Stammes.

Die glückliche Familie Lyttle's verließ ihre Niederlassung am Plum-River, weil sie die Rückkehr der Seneca's fürchtete, und schiffte über den Erie-See, um sich in Detroit niederzulassen, wo kein Mißgeschick sie mehr traf und Lionor zur herrlichsten Jungfrau erblühte, die sich später glücklich vermählte.

Der rothe Gast.

Von E. Heusinger.

Man nennt die Zeit, in denen unsre Väter lebten, die gute alte Zeit. Es ist nicht wegzustreiten, daß sie manches Gute hatte, was uns jetzt fehlt. So lebten die Menschen damals viel einfacher als jetzt, waren zufrieden mit dem, was ihr Fleiß ihnen unter Gottes Beistand bescheert hatte, und sehnten sich in ihrer Genügsamkeit nicht, so wie jetzt, nach Reichthum und Ehren und anderem vergänglichem Tand. Aber es gab damals auch mancherlei Zustände, die gar Vieles zu wünschen übrig ließen. Dahin — um das Nächste zu greifen, gehörten die Wege — und die Ortspolizei. Deshalb war das Reisen, selbst auf nicht weite Entfernung, mit Schwierigkeiten, ja oft mit Lebensgefahr verknüpft, und selbst im eigenen Hause war man noch im Ausgange des vorigen Jahrhunderts nicht sicher gegen von ganzen Banden verübten gewaltsamen Einbruch, gegen Raub, der mit einer Frechheit ausgeführt wurde, von der man bei den jetzigen Staatseinrichtungen kein Beispiel mehr hat. — Als Beweis möge folgende Geschichte dienen, die ich theils aus dem Munde des Nachkommen eines Mannes habe, der von dem Ereignisse Augenzeuge war, theils aus der Meßchronik, die desselben in einer Darstellung der Meßverhältnisse Erwähnung thut.

Die Braunschweiger Messe war im vollen Gange. Wenig behindert durch hohen Zoll oder hohe Steuer, noch weniger durch Ober- und Untercontroleure,

Plomben und Ursprungscertifikate, wie sie jetzt zur größeren Einigung des deutschen Reichsverbandes für unabwendbar nöthig erachtet werden, hatten unabsehbare Züge von Frachtwagen schon viele Wochen hindurch Waarenballen und Kaufmannsgüter aus allen Theilen der Welt gen Braunschweig geführt. Kaum daß noch ein Platz leer war für ein Pferd in den vielen Ausspannhäusern auf der Gilden- und der Echternstraße, und in den Gasthäusern wie in den Privatwohnungen der Bürger wimmelte es bis unter das Dach von den aus der Nähe und Ferne herbeikommenden Meßfremden. Die weiten Hallen des alten Gewandhauses strömten über von geschäftslustigen Kaufleuten und auf dem Altstadtmarkte, auf dem Kohlmarkte, in der Breiten-, in der Gördelinger-, in der Schützen- und in der Schuhstraße, wimmelte es vom Morgen bis zum Abend wie ein Bienenschwarm, daß es kein kleines Unternehmen war, sich dort freien Paß durch die auf- und abwogenden Menschenknäuel zu verschaffen. In den Kellern des Altstadtrathhauses, und auf dem Sackkeller verging selten eine Stunde, daß nicht ein neues Faß angebohrt werden mußte, und fast in allen Straßen, selbst in der dunkeln Kaffeetwete, dufteten die Garküchen so prächtig, daß die im Geschäftsdrange hohl werdenden Magen sich schon lange im Voraus auf die ihrer am Mittag harrenden Tafellust freuten. Kurz, die Geschichte, die wir unserm Leser zu erzählen im Begriff sind, fiel in jene für Braunschweig glückselige Zeit, da in einer Stunde oft mehr Geschäfte gemacht wurden, als jetzt in einem Monate, und als mehr Geld dort gemessen und gewogen wurde, als jetzt darin gezählt wird.

Besonders lebhaft war es in dieser Zeit auf der Hannover'schen und Hildesheimer Heerstraße hergegangen von wegen der Tuchwaaren von Verviers und Eupen, der Stahl- und Eisenwaaren und des Leders vom Rhein, aus Westphalen und Brabant, die auf jenen mit colossalen Hengsten bespannten hohen zweirädrigen Karren, die man heutigen Tages nur noch wenig zu Gesicht bekommt, herbeigeführt wurden.

Während es nun in der Stadt selbst so geräuschvoll, hastig und recht bunt durcheinander ging, war es auf den Landstraßen und vor den Thoren etwas stiller geworden, und die Wirthe in den einzeln gelegenen Ausspannhäusern benutzten die wenigen Tage, bis es mit den Rückfrachten wieder losging, um den Verdienst zu überschlagen und sich von den in den vorhergegangenen Wochen mehr als gewöhnlichen Strapatzen zu erholen. So saß auch Herr Wenzel, der wohlbeleibte und wohlbegüterte Wirth zum „Raffthurm", behaglich in seinem gepolsterten Lehnstuhl am offenen Fenster und blickte zufrieden mit sich selbst wie mit den gemachten Geschäften in die weite Fruchtebene hinab, wo die Thurmknöpfe der gesegneten Stadt wie funkelnde Sterne aus dem Abendroth zu ihm herüber flammten. Aus seinem silberbeschlagenen Pfeifenkopfe wirbelten große Dampfwolken, während die durch das geöffnete Fenster einziehende kühle Abendluft ihm wohlthuende Erfrischung zufächelte. Gegenüber auf der Bank hinter der langen Tafel hatte die flinke kleine Hausfrau Platz genommen, eifrig beschäftigt, die in den letzten Tagen eingenommene Kasse zu zählen, zu deren Erwerb Herr Wenzel den Fuhrleuten, von ihnen unbemerkt, manchen doppelten Strich auf der Tafel gezogen haben mochte. Die kleine Frau war etwas streitsüchtig und keifisch, wie denn kleine Personen leichter in Hitze zu gerathen pflegen, als die großen; läßt sich doch ein kleiner Ofen weit leichter heizen, als ein großer. Indessen meinte Herr Wenzel, wenn ihn die Freunde damit aufzogen, seine Jette sei ihm bei Allem sehr lieb, und schon deßhalb, weil sie ihm durch den kleinen Aerger, den sie ihm täglich durch ihr Keifen und Rechthaben verursachte, die Verdauung ungemein befördere und er auf diese Weise eine doppelte Mahlzeit vertragen könne.

So hatte Herr Wenzel, während die emsig zählende Hausfrau, ohne aufzusehn, als um etwa die Aechtheit einer oder der andern Münze durch den Klang zu prüfen, die blanken Species und die feinen Zweidrittel allein, desgleichen die Zwei- und Viergroschenstücke, die Scheidemünze aber durch einander, in die blau-

gestreiften Beutel gleiten ließ, etwa eine halbe Stunde allein in der großen Gaststube gesessen, als zwei Stammgäste und langjährige Hausfreunde hereintraten. Es waren der lange trockene Förster von Münchhausens Junkernhofe zu Gleidingen und der kleine kugelrunde Schullehrer und Küster von daher, die wöchentlich einige Mal gegen Abend auf dem Rafftthurme einsprachen und vier Groschen verzehrten, um den „unparteiischen Correspondenten" miteinander zu lesen, weil es damals noch keinen „Volksfreund" gab, aus dem jetzt die Leute vom Lande so gut wie die Städter für wenige Groschen jährlich alles Neue erfahren können, was in der ganzen Welt passirt, ohne deßhalb einen Fuß aus dem Dorfe zu setzen.

Der alte Nordhäuser und das gute Weißbier, welches letztere auf dem Raffthurm den Gästen rein und unverfälscht ausgeschenkt wurde, wie es aus der alten Wiek aus Herrn Bardenwerpers mächtigen Braupfannen geraden Weges in Herrn Wenzels Keller niedergelegt wurde, erhielt den Geist und die Lungen der Leser bei nieversiegender Kraft. So waren sie auch diesesmal, nach Vollendung des ersten Blatts über die französischen Zustände wieder in den lebhaftesten Streit gerathen. Es ging auf dem Rafftthurme, wie es damals beim Ausbruch der französischen Revolution überall in Deutschland zu gehen pflegte. Der Eine sprach für, der Andere wider den König. Eben aber pries der Förster, der noch nicht lange mit einem Schusse im Schenkel von Mastricht heimgekehrt war, die Proklamation, so der Herzog von Braunschweig gegen die Ohnehosen erlassen hatte, als ein Stück, das einem tapfern deutschen Fürsten zur höchsten Ehre gereiche, als plötzlich die Thür aufging und ein dritter Gast hereintrat, von dessen Ankunft auf dem Hofe im Laufe des Gesprächs, über dem die Dämmerung bereits eingetreten war, man nichts vernommen hatte.

Der Kopf steckte in einer hohen weiten Reisemütze, und die Beine bis zu den Schenkeln in ein Paar ungeheueren Reiterstiefeln mit klirrenden Rädern. Der Hausknecht trug ihm einen schweren Mantelsack nach. „Mit Erlaubniß, sprach der Gast mit einer Stimme, von der die Fenster klirrten, mit Erlaubniß der geehrten Gesellschaft mach ich's mir ein wenig bequem." — Und damit warf er den weiten schwarzen Mantel auf eine nahe Bank. O Schrecken! man erblickte jetzt eine riesenhafte Gestalt mit rothem Haupthaar und Schnurrbart, in feuerrothem Reitrock und rothen Beinkleidern. Nun schleuderte er die großen Stiefel von sich, und feuerrothe Strümpfe kamen zum Vorschein. „Alles roth!" flüsterte der Küster dem Förster, dieser dem Wirthe und der Wirth seiner Gattin zu. Die Wirthin schlug den Deckel des Geldkastens zu, der Wirth nahm die Pfeife aus dem Munde, der Förster setzte den Bierkrug nieder, und der Küster nahm, wie gewöhnlich, wenn er in Verlegenheit war, eine Priese nach der andern. Der Fremde aber, ohne sich um die Uebrigen zu kümmern, holte aus seinem Mantelsacke eine rothe Schlafmütze und ein Paar rothe Pantoffeln heraus, und machte sich's bequem. „Alles roth!" flüsterte der Küster noch einmal. Alles roth! hallte es wieder leise, und staunend, erschreckt, sahen sich die alten Freunde an. „Herr Wirth, eine Flasche Rothwein mit 4 Gläsern!" rief der Fremde. Sein Wille geschah. „Meine Gelahrten, hub er an, nachdem er die Gläser gefüllt hatte, nehmen sie keinen Anstand an meiner Lieblingsfarbe, Jeder nach seinem Geschmacke! Nehme ich doch keinen Anstoß an dem Schwarzrocke, dem Grünrocke, und dem Blaurocke! Darum stoßen wir an, und trinken jeder des andern Gesundheit: Es leben die Schwarzen! die Grünen! die Blauen!" aber als diese Bescheid thun sollten, zerrann ihnen der Tropfen auf der Zunge, und das Wort blieb an den Lippen kleben, so daß sie es nicht weiter brachten, als den Ro— —. Der Rothe aber nahm davon keine Notiz, zündete sich eine Pfeife an, und ließ den übrigen Wein gemächlich hinuntergleiten. Der Stallknecht trat ein, meldete, daß das Pferd abgezäumt und gestriegelt sei. Der Fremde sprang auf um es selbst zu füttern. Nun fand endlich die Gesellschaft ihre Sprache wieder. Die Wirthin transportirte ihren Schatz auf die obere Stube. „Wer mag der unheimliche Geselle sein?" fragte der Wirth, schob die Sammetkappe zurecht und kratzte sich hinter die Ohren. „Vielleicht so

ein Meister Hämmerling, meinte der Förster, der Jemanden auf immer vom Kopfweh befreien will!" „Wenn's nur nicht", lispelte ängstlich der Küster, „ein weit schlimmerer Gast ist! ich meine der eine Fuß. . . ." Der Rothe trat ein. Alles war still geworden, indem der unheimliche Gast zwischen den Zähnen hindurch mit scharfen, schrillenden Tönen ein höchst widriges Stückchen pfiff; dem Küster war das Wort auf der Zunge erstorben, und die Gesellschaft glich einer Versammlung von Quäkern, denen das innere Licht nicht aufgehn will. Zuweilen wurde ein verstohlener Blick auf den Fremden und ein bedenklicher Seitenblick auf die Freunde geworfen; aber niemand wagte ein Wort. Endlich jedoch faßte Herr Wenzel sich ein Herz und sagte mit gedämpfter, etwas bebender Stimme: „Nehmen Sie's nicht für ungut, unter welchem Namen soll ich Sie in's Fremdenbuch schreiben?" Ich denke, erwiederte der Gefragte mit boshaftem Lachen, indem er bald den Küster, bald den Förster angrinzte: „Das wäre sich so ziemlich gleich! schreibt mich nach meinem Aussehen als einen Solchen ein" und hierbei führte er einen so kräftigen Streich durch die Luft, daß alle unwillkürlich die Köpfe niederduckten, „oder wenn ihr wollt, auch als einen gewissen Jemand, den man weit weniger gern nennt!" und hierbei krallte er die langen Finger in dem rothen Handschuh, und fuhr nach dem kleinen Küster, daß dieser erschreckt aufsprang und zwischen einen Haufen gefüllter Bierflaschen fuhr, woselbst er eine große Zerstörung anrichtete. So groß war die weiße Fluth, daß Frau Jette sich, halb todt vor Aerger und Schreck, mit ihren Füßen auf die Ofenbank flüchten mußte. Während unser Küster sich nun in dem geliebten Naß badete, der Förster und Herr Wenzel die Beine in die Luft hoben, und Frau Jette mit unsäglichem Schmerz und Grimm von der Bank hinab in diese Gräuel und Verwüstung blickte, schlug der Rothe eine hämische Lache auf, zerbrach seine kurze Thonpfeife und warf sie mit der glimmenden Asche in die weiße Fluth, fuhr dann in die großen Stiefeln, schleuderte Mantel und Mantelsack über die breiten Schultern, strich sich den rothen Bart, und zog mit einem hämischen Wunsche, wohl zu schlafen, zur Thür hinaus. Man hörte ihn die Treppe hinaufgehen, die Fremdenkammer, die ihm der Hausknecht anwies, öffnen und hinter sich zuschlagen. — „Gottlob, daß er fort ist!" riefen die Männer, indem sie wieder frei Athem holten. „Sagt lieber", fiel hier Frau Jette heftig ein, „wollte Gott, daß wir ihn nie mit Augen gesehen hätten, dann wäre dies Unglück hier nicht geschehen," wobei sie den armen, triefenden Küster höchst boshaft anblickte. Der Küster indessen war glücklich dem Wetter entgangen, mit welchem Frau Jette ihn bedrohte, denn es erhob sich ein anderer mächtiger Sturm, der mit furchtbarem Brausen die vor dem Fenster stehenden Laden ergriff, als wollte er sie aus dem Boden reißen. Und ehe man sich dessen versah, hatte der Sturmwind ein furchtbares Gewitter heraufgejagt, Blitz auf Blitz durchkreuzte die Luft, der Regen stürzte in Strömen herab, es schien, als müßte Alles in Trümmer gehen, und so mußte sich denn auch Frau Jette gedulden, denn sie vermochte bei dem Toben des Wetters, und den immer häufiger werdenden Donnerschlägen nicht, ihren Unwillen in Worten ausbrechen zu lassen. In den kurzen Pausen zwischen Blitz und Donner hörte man droben den langsamen, schweren, gemessenen Schritt des Rothen, daß die Balken davon bebten, und ein kalter Schauder überlief die geängstigte Gesellschaft. Immer unheimlichere Gedanken stiegen auf, und des lieben Bieres, in dem man bis an die Knöchel stand, wurde gar nicht mehr gedacht. Aber wer malt das Entsetzen der schon so hart Bedrängten, als der Stallknecht, bleich wie der Kalk an der Wand, mit starren Augen und mit offenem Munde in's Zimmer stürzt und schreit: Die Mähre des Rothen — Gott sei bei uns! ist toll geworden und treibt eine höllische Wirthschaft im Stalle; sie beißt um sich, schlägt alles in Trümmer, und der Schaum, der aus dem Rachen fließt, flinkert und zischt wie Funken. Nur mit genauer Noth bin ich der wüthenden Bestie entgangen. Während Valentin diesen trostlosen Bericht abstattete, und der Hagel an die Fenster schlug, daß die Scheiben klirrten, und das ganze Haus vom Gekrache des Donners erzitterte, scholl das wilde Trei-

ben des tollen Rosses aus dem nahen Stalle herüber, und deutlich vernahm man die abgemessenen Schritte des Rothen droben auf der Kammer. Die bleiche Gesellschaft konnte es nun sich nicht mehr verhehlen, daß der leidige Satan heute auf dem Raffthurm eingekehrt sei. „Wie konnte er es denn vorher wissen, was man über ihn muthmaßte?" flüsterte der Förster. „Und wie oft hat mir meine Eltermutter selige von dem Wettermacher erzählt, der mit dem Bösen im Bunde stand, und dafür auf dem Scheiterhaufen schwitzen mußte? Dies ist aber, Gnade uns Gott! der Meister selber; wenn er uns nur das Haus nicht wie hier die Bierflaschen zertrümmert!" Plötzlich wurde ein furchtbares Gekrach vernehmbar, als brächen alle Balken zusammen, und die Viere schrien laut auf: Herr erbarme dich unser! Nach einer Weile ward Alles still. Der Hausknecht, der sich hinausgeschlichen hatte, kam mit der frohen Botschaft zurück: Der Rothe ist fort! Er jagt so eben auf seiner tollen Bestie mit dem Sturmwind um die Wette durch Blitz und Donner davon! „So sind wir denn durch die Gnade des Himmels gerettet!" seufzte der Küster, andächtig die Hände faltend. Die Gesellschaft blieb nun, wie man sich leicht denken kann, bei einander, bis die Sonne herauf kam, und die Schrecken der Nacht verjagte. Anfangs trauten die guten Leute dem Frieden noch immer nicht, denn sie befürchteten, der rothe Gast möchte wiederkehren; aber er kehrte nicht wieder, weder heute noch jemals, auch niemals wurde von ihm wieder etwas gehört, wiewohl man Ursache hatte, sich nach ihm zu erkundigen. Und in der That, er hatte auch seinen guten Grund dazu; denn als die Gesellschaft, da nun endlich die helle Sonne schien, es wagte, in Procession heraufzuziehn, um zu sehen, was der Unhold dort oben eigentlich möge getrieben haben, fand man eine der Kammer benachbarte Thür, die in ein kleines Gemach führte, in dem Herr Wenzel seinen Geldkasten stehen hatte, aufgesprengt, den Kasten selbst erbrochen. Die schönen, harten Thaler, die vollwichtigen Ducaten, und ein ziemliches Säckchen mit Zweidritteln waren davongeflogen, zwar nicht mit dem Urian durchs Dach, aber doch mit dem rothen Reiter in alle Welt.

Auf dem Tische aber lag der rothe Mantel, eine rothe Perrücke und der fuchsfarbene Schnurrbart und daneben ein Streifen Papier mit den Worten: „Gehabt euch wohl, Herr Wenzel; schreibt jetzt ins Fremdenbuch, daß der Bückler *) bei euch gewesen, auf der Reise von Frankfurt, um sich auch einmal die Braunschweiger Messe in der Nähe zu betrachten. Habt Dank für eure Wirthschaftlichkeit. Der Kasten war noch viel besser gefüllt, als mir von meinem Correspondenten unlängst berichtet wurde. - -

---

*) Der berüchtigte Bückler mit dem Beinamen Schinderhans, war auch nach dem Ausweis der Mainzer Akten um diese Zeit in Braunschweig, um mit Hülfe einiger vertrauten Helfershelfer einen Handstreich auf der Messe auszuführen. Das Unternehmen scheiterte daran, daß diese auf der Reise wegen mangelhafter Papiere angehalten und in Göttingen verhaftet wurden. Auf die deshalb von seinen Spionen erhaltene Kunde begab sich Bückler nach Göttingen, wo er die glänzende Rolle eines Oberforstmeisters Grafen von Bühren aus Zweibrücken spielte. Bei seinem glänzenden Auftreten, wodurch er sich auch in den wenigen Tagen seines Verweilens viele Freunde unter den Studirenden erwarb, gelang es ihm seine Genossen dadurch zu befreien, daß er sich für sie, als ihm bekannte Hoflieferanten verbürgte. Erst drei Tage nach ihrer Entlassung verließ er die Stadt in einer vierspännigen Extrapost, wobei ihm eine Zahl der herrlich von ihm bewirtheten Studenten bis nach Minden das Geleit gaben.

Bilder aus dem Leben von Joseph Haydn.

Frei nach dem Französischen von Emil Ohly.

I.

Die zerbrochene Postchaise.

Es war am 31. Mai 1738, als bei einbrechender Dämmerung einige Kinder in einer Straße von Rohrau, einem kleinen Dorfe an der Grenze zwischen Oestreich und Ungarn, spielten. Plötzlich machten sie Halt im Spielen; denn sie bemerkten jetzt eine stille haltende Postchaise, deren Neigung zur einen Seite deutete. Nun war auf einmal an kein Spielen mehr zu denken. Man mußte hin und sehen, was es Neues dort gab. Für Kinder nämlich, namentlich aber für die Landkinder, bei denen ein Tag dem andern wie ein Ei dem andern ähnelt, ist Alles, Alles ein Schauspiel.

„Sepperl, Sepperl! Tummle dich und hole die Pauken!“ so riefen sie einem sechsjährigen Knaben ihrer Gesellschaft zu, der in einiger Entfernung an der Absingung eines Liedchens sich vergnügte, dasselbe mit einer Geige begleitend, die er sich aus einem Brettchen geschnitzt hatte und auf welcher er anstatt des Bogens mit einer Haselgerte herumfiedelte.

Wie? der gnädige Herr? sprach Sepperl, achselzuckend einen Blick nach der Stelle hinwerfend, auf der die Chaise hielt; der gnädige Herr in einem zweirädrigen Fuhrwerke und mit Postpferden bespannt? Du weißt doch, Nikolaus, daß der gnädige Herr nur in einer vierräderigen Chaise und mit eigenem Gespanne kommt.

Nun, so ist doch immerhin Jemand angekommen, erwiederte der Angeredete und man muß sehen, wer es ist.

Ich will dich ja nicht halten, sprach Sepperl, ohne von der Stelle zu weichen. Geh nur immer hin. Wenn ich die Melodie vom Schulmeister in Haimburg ganz werde im Kopfe haben, will ich dir schon nachkommen.

Herrliche Melodie das! schrie ein anderer der Knaben, die Melodie eines Grabliedes.

Doch aber immer eine Melodie, erwiederte Sepperl ganz gelassen, indem er fortfuhr, mit der Gerte auf seinem Brettchen zu fiedeln.

Ach, so komm doch, Sepperl, komm doch, baten sämmtliche Knaben, und mit diesen Worten zog ihn der Eine am Arm, der Andere faßte ihn an der Schulter, der Dritte riß ihn an den Haaren und der Vierte schleifte ihn an den Beinen. „Vorwärts, Sepperl, vorwärts!“

Heinz, Fritz, Karl, Heinrich, Nicolaus, wollt ihr mich gleich loslassen, sprach Sepperl, indem er sich sträubte und ihren Händen sich zu entwinden suchte. Seine Mühe war umsonst, die Knaben zogen ihn jubelnd mit sich fort.

In demselben Augenblicke, als der tolle Bubenhaufen an der Postchaise ankam, war der Postillon damit beschäftigt, einen kleinen Mann mit erstaunlich dickem Bauche aus derselben herauszuheben. Der Mann war in der That fast so dick, als lang. Seinen großen Kopf zierte eine gewaltige Glatze, die Arme schienen ungewöhnlich kurz und kaum lang genug, einander auf dem Bauche zu erreichen, die Beine standen in ähnlichem Verhältniß zu dem Körper, und die Füße schienen ganz dazu gemacht, um im Stehen schlafen zu können.

Meine Perrücke, meine Perrücke! Das waren die ersten Worte, die der Kleine an den Postillon richtete. Der aber sah dieselbe in dem nämlichen Momente und ehe er noch recht zu Athem kommen konnte, lustig von einem Knabenkopfe auf den andern wandern.

Meine Perrücke, meine Perrücke! schrie wiederholt der kleine Mann, und

suchte sie zu fangen, während sie die Gassenbuben von Rohrau jubelnd in die Luft warfen.

Endlich wandte sich ein Knabe, der einzige, der an dieser Neckerei auch nicht den mindesten Antheil genommen und von diesem tollen Lärmen unbeirrt seine Brettergeige mit der Haselruthe fortgestrichen hatte, zu seinen Kameraden hin und sprach in einem ernsten und gemessenen Ton, der mit seinem Alter und seiner Beschäftigung einen auffallenden Contrast bildete.

Ihr Buben! Gebt einmal dem Herrn seine Perrücke!

Zum großen Erstaunen des Fremden, der die Einsprache des Knaben für ganz erfolglos bei den Kameraden desselben gehalten haben mochte, griff plötzlich Einer aus der tollen Schar seinem Nachbarn auf den Kopf, nahm die Perrücke, die eben von ihrer Luftreise zurückgekommen war, davon ab, und reichte sie ehrerbietig ihrem rechtmäßigen Besitzer hin.

Auf Sepperl's Befehl, mein Herr, sprach er.

Die Chaise Ew. Gnaden ist gebrochen und zur Weiterreise vor der Hand untauglich, sprach fast in demselben Augenblicke der Postillon.

Gebrochen, die Chaise gebrochen? Nun das fehlt auch noch, versetzte, indem er sich schnell die Perrücke aufsetzte, der Reisende. Nun freilich, sie ist ja auch Kopf über, Kopf unter gestürzt. Doch, wo bin ich denn eigentlich?

In Rohrau, antwortete einer der Knaben.

Rohro, Rohro, was ist das? Was ist das, Rohro? sprach im äußersten Zorne der kleine Mann. Ist das weit von Haimburg?

Zum Gehen eine kleine Stunde, antwortete der nämliche Knabe.

Bist du stille, Nicolas, versetzte ein anderer, es ist, wenn man gut geht, nur eine Viertelstunde.

Ja und 10 Minuten, wenn man läuft, fügte ein Dritter hinzu.

Nicht wahr, ihr meint, ihr kleinen Galgenvögel, das Laufen falle mir so leicht als euch? Wißt ihr denn wohl, wer ich bin? ihr groben Bauernknüppel, weil ihr euch herausnehmt, in dieser Weise mit mir zu reden? Ich bin ....

Seid, wer ihr wollt, nahm Sepperl das Wort, ja und wäret ihr selbst der Schulmeister von Haimburg oder der gnädige Herr in höchst eigener Person, so brauchtet ihr, von hier nach Haimburg zu gehen, eine Stunde, eine halbe Stunde, wenn ihr euch ein Bischen eilt, und, — wie auch Heinz schon gesagt, — 10 Minuten, wenn es euch gefällig ist zu laufen.

Gibt es denn hier in diesem Dorfe kein Mittel, mir ein Fuhrwerk, sei's auch, wie es wolle, zu schaffen? fragte der kleine Reisende.

O gewiß, sagte Sepperl, mein Vater hat ein Kärrchle (kleiner Karren).

Diese Buben sind doch auch gerade wie das liebe Vieh bis aufs Grasfressen, murmelte der Reisende zwischen den Zähnen, und du, — sprach er zum Postillon gewandt, — du hättest auch, anstatt deine Pfeife fortzurauchen, seit wir hier angekommen sind, ...

Wir sind aber erst angekommen, antwortete, seine Pfeife fortrauchend, ganz kaltblütig der Postillon.

Elende Ausflucht! sprach der Kleine, indem er sich in Positur setzte und im Begriffe stand, auf eine handgreifliche Weise dem Postillon noch unangenehmer zu werden. Doch die Ohnmacht seines Zorns gegen des Postillons Kälte und die boshaften Neckereien der Gassenbuben einsehend, besann er sich eines Bessern und sprach:

Ist ein Wagner hier am Orte?

Antworte, Sepperl, riefen die Buben, das geht dich an.

Ja, sprach Sepperl, es ist einer da.

Und ein guter, erwiederte der Fremde.

Es ist überhaupt nur Einer da.

Gut, so mag er kommen, aber schnell, und das Rad an meiner Postchaise repariren.

Wie viel Uhr ist es? fragte Sepperl.

Warum?

Nun, wenn es nur noch nicht 7 Uhr ist, denn um diese Zeit musicirt Papa mit Mama und läßt sich nicht stören. Er schickt euch dann fort, ohne euch nur anzuhören.

Dein Vater musicirt wohl auf altem Eisen, mit Ambos und Hammer, sagte der Fremde in verächtlichem Tone.

Ihr irrt, mein Herr, antwortete Sepperl im ernstesten Tone von der Welt, Papa spielt Harfe.

Nun, da wär ich denn doch begierig, einen Wagner Harfe spielen zu sehen, das muß ja spaßig sein.

Dazu könnt ihr kommen, sprach Sepperl, der Weg ist nicht weit.

Der Reisende ließ sein Fuhrwerk im Stiche, übergab sein Reisegepäck dem Postillon und setzte sich in Bewegung, dem Sepperl zu folgen, um einen Wagner Harfe spielen zu hören.

Auf einem kleinen Umwege hatte man bald das Dorf erreicht. Der Fremde blieb stehen und stutzte. Er vernahm die durchdringenden Töne einer Art von Musik, und zu deren Mißtönen das monotone Gekreische menschlicher Stimmen.

Zum Teufel! schrie der Reisende, das ist ja entsetzlich.

Ich habe euch ja auch nicht gesagt, daß es schön wäre, antwortete ruhig das Kind.

Der Mann und sein kleiner Begleiter befanden sich bald vor einer elenden, von Rauch geschwärzten Hütte, vor deren Thür, ihres Beschlages harrend, einige große Wagenräder standen.

Der Fremde trat ein. Ein junger Mann fingerte mit schwarzen Fingern auf einer Harfe herum, auf welcher eine große Anzahl Saiten fehlte. Ihm zur Seite saß mit dem Roth der Rose auf zarten weißen Wangen, eine junge Frau und strickte, indem sie sang.

Als der Fremde eintrat, erhoben sich Mann und Frau mit ehrerbietigem Gruße, und fragten ihn nach seinem Begehren.

Der Herr wünscht Musik zu hören, sprach Sepperl.

Bei Leibe nicht! schrie der Reisende, indem er unwillkürlich mit seinen Händen an die Ohren fuhr. An meiner Chaise aber ist ein Rad gebrochen und ich wollte euch ersuchen, es zu machen.

Auf der Stelle, antwortete der Wagner, nahm sein Handwerkszeug, und schickte sich an, dem Reisenden zu folgen.

Wie es scheint, lieben der Herr die Musik, sprach der Wagner, an des Fremden Seite hinschreitend.

Die Musik ja, nicht aber die eurige, antwortete dieser lachend.

S'ist ein eigener Herr, nicht wahr Papa? sprach Sepperl leise, gegen seinen Vater sich wendend.

Der Wagner lachte und ging weiter.

II.

Der Teller mit den Kirschen.

Ein Sonntag war der folgende Tag und kaum war die Sonne aufgegangen, so hörte auch Frau Haydn ihren Sohn schon aus dem Bette springen.

Wohin so früh? fragte sie ihn.

Hierbleiben, sprach der Knabe, indem er seine Kleider anzog.

Warum stehst du denn aber vor Tage auf?

Weil es Sonntag ist.

Hat man aber doch nichts zu thun am Sonntage.

Gerade deßhalb eile ich mich.

Du eilst dich also, um nichts zu thun? antwortete Frau Haydn, indem sie laut auflachte.

Ohne Zweifel! Ich mache es nämlich nicht wie die andern, die sich entsetzlich anstellen, die in einem fort schreien: „was soll's noch geben? ich kann ja gar nicht mehr fertig werden mit meiner Arbeit u. s. w. . . .“. Nein, ich sage im Gegentheil: ich habe stets Zeit genug zum arbeiten. Hab' ich aber einmal nichts zu thun, dann sehe ich auch gerne Zeit vor mir, viel Zeit, um nichts zu thun. Am Sonntage nun, sieh liebe Mama, am Sonntage brauche ich nicht in die Schule zu gehen, am Sonntage brauch' ich keine Nägel gerade zu klopfen, kein dürres Holz im Walde aufzulesen, keine Gänge zu thun für Papa, am Sonntag brauch ich der Mutter den Garnstrang nicht zu halten, kurz, am Sonntag, da brauche ich nichts zu thun, und ebendarum, weil ich nichts zu thun brauche, darum stehe ich so früh auf.

Wir singen aber doch am Sonntage, bemerkte die Mutter.

O, singen ist nicht arbeiten.

Dann besuchen wir die heilige Messe.

Beten ist nicht arbeiten.

Sepperl war fertig mit anziehen. Er lief hinaus; allein indem er durch seines Vaters Werkstätte rannte, vergaß er nicht sein Brettchen und seine Gerte mitzunehmen, setzte sich auf die Thürschwelle und fing an zu spielen.

Er hatte noch nicht lange gesessen, als er den Sohn des Schulmeisters auf sich zukommen sah.

Sepperl! rief dieser, indem er seiner ansichtig wurde, komme einmal schnell in unser Haus, der Vater fragt nach dir.

Schön' Dank, Andres, antwortete Sepperl, ohne dabei von der Stelle zu weichen; s'ist aber Sonntag heute und dein Vater ist so freigiebig nicht mit seinen Stunden, daß er mir welche halten sollte, für die ihn Mama nicht bezahlt.

Ach, du sollst ja auch keine Stunden haben, aber es ist da gestern Abend ein Herr in unser Haus gekommen, welcher Stimmen sucht . . .

So, Stimmen sucht? wiederholte Sepperl; und was will er denn mit den Stimmen machen?

Was weiß ich! Er wollte auch die meinige haben; aber glücklicherweise war sie ihm nicht gut genug.

Nun, da hat er vielleicht Lust zu der meinigen? Doch ich will ihm vor der Hand den Mund sauber halten.

Komm' nur, er wird sie dir auch hoffentlich nicht mit Gewalt nehmen.

Schwerlich, sagte Sepperl im Aufstehen, er müßte denn, wie Papa sich ausdrückt, vor mir aus den Federn gewesen sein, und daran zweifle ich noch, denn ich war schon vor Tage auf.

Ich gehe mit dir.

Sepperl benachrichtigte seine Eltern von dem Befehl des Schulmeisters und machte sich mit Andres auf die Beine.

Sie traten bald beim Schulmeister ein, der mit einem kleinen dicken Herrn, den Sepperl augenblicklich für den Reisenden aus der Postchaise erkannte, beim Frühstücke saß.

Hier ist das Kind, von dem ich Ihnen sagte, Herr Reuter, sagte der Schulmeister, indem er den kleinen Haydn vorstellte.

Das Kind habe ich schon gesehen, antwortete Herr Reuter.

Ich habe auch Sie schon gesehen, erwiederte Sepperl ganz unerschrocken.

Und wo?

Gestern auf der Straße.

Herr Kapellmeister, sagte der Schulmeister, es sind ungefähr 4 Jahre, als ich, wie ich stets nach dem Mittagessen zu thun gewohnt bin, meinen Spaziergang machte. Sonderbarer Weise — denn ich nehme sonst nie diesen Weg, —

wandte ich meine Schritte gen Rohrau. Die Nacht war vor der Thür. Ich ging in Gedanken vertieft, als plötzlich meine Ohren angenehm überrascht wurden durch die Töne einer Harfe, zu denen eine weibliche Stimme sang. Von Zeit zu Zeit jedoch hörte man eine Kinderstimme durch, und diese Kinderstimme war so rein, so frisch und lieblich, daß mich lüstete, das Concert aus der Nähe anzuhören. Ich bog ein und stand bald vor der Werkstätte des Wagners Haydn. Kaum wußte ich mich vor Erstaunen zu fassen, als ich hier den schlichten Handwerksmann erblickte, wie er auf einer schlechten Harfe seine Frau begleitete, die in der That nicht übel sang. Als ich aber an ihrer Seite ein vierjähriges Kind sah, das auch mitsang, und sich dabei ganz richtig, ich sage Ihnen, ganz richtig, den Takt mit seinen Füßchen trat, — da, Herr Kapellmeister, da wußte ich nicht mehr, was ich sagen sollte. Ich ging zu dieser Künstlerfamilie und bat die Eltern, mir ihren Sohn anzuvertrauen. Ich versprach, ihm Lesen, Schreiben, Musik, kurz alles zu lehren, was einem Menschen zu wissen nöthig und nützlich ist. Der Vater war's zufrieden. Ich aber habe mich von da an des Kindes angenommen, und habe einen Musiker aus ihm gemacht, und zwar einen tüchtigen Musiker, Herr Kapellmeister. Bei feierlichen Gelegenheiten, wenn der gnädige Herr zurückkommt, oder an hohen kirchlichen Festen, pflegt er die Pauken zu schlagen.

Ach so, die Pauken also schlägst du? versetzte Herr Reuter, der während des Schulmeisters Erzählung kein Auge von dem Knaben verwandt hatte.

Ich schlage sie, sprach Sepperl.

Recht so, sprach lächelnd der Kapellmeister, du schlägst die Pauken und schlägst sie aber auch gut, nicht wahr? Schlägst du sie oft?

Nicht so oft, lange nicht so oft, als man mich schlägt, versetzte das Kind, dessen Augen sich jetzt auf einen Teller voll Kirschen richteten, der auf dem Tische stand. Kirschen aß nun der junge Haydn für sein Leben gern, und diese Kirschen auf des Schulmeisters Tische waren so schön roth und so verführerisch, daß der Knabe in die Betrachtung des Tellers versunken, für seine Umgebung kein Hören und Sehen mehr hatte.

Der Alte lachte über des Knaben Einfalt und bat ihn zu wiederholten Malen, ihm doch eine Arie zu singen. Als er ohne Antwort blieb und seine Augen nach der Stelle richtete, wo der kleine Haydn Posten gefaßt hatte, bemerkte er, daß dessen ganze Aufmerksamkeit auf den Teller mit Kirschen geheftet war.

Du sollst eine Handvoll davon haben, wenn du singst, sprach er.

Dies Versprechen verfehlte die gewünschte Wirkung nicht. Der kleine Haydn begann langsam und mit wunderbar sanfter Stimme ein geistliches Lied zu singen.

Vortrefflich, vortrefflich! rief der Alte, jetzt singe mir einmal einen Lauf.

Einen Lauf? Das kann ich aber nicht, das kann mein Lehrer auch nicht. Bei diesen Worten streckte der Knabe seine Händchen aus. Der Alte legte so viel Kirschen darauf, als sie zu fassen vermochten.

Und möchtest du wohl, — sprach er darauf, — den Schulmeister in Haimburg verlassen, und mit mir nach Wien gehen?

Den Schulmeister verlassen? Nun das ginge wohl schon; aber mit Ihnen gehen .... ich kenne Sie ja gar nicht .... ich, ... ich ....

Ich bin der Kapellmeister Reuter, mein Kind, antwortete freundlich der dicke Herr, ich dirigire die Hof-Kapelle und die Kirchenmusik in der Kirche zum heiligen Stephan in Wien, und da ich denn jetzt gerade Stimmen nöthig habe, sieh, ...

So wollt Ihr mir meine Stimme nehmen, nicht wahr? Danke schön, mein Herr Kapellmeister, unterbrach ihn der kleine Haydn, — Jedem das Seine; wahren Sie sich Ihre Stimme; die meinige will ich mir schon wahren.

Du verstehst mich nicht, mein Kind, erwiederte freundlich der Alte. Sieh, du bist ein Wagnerssohn. Dein Vater wird wieder einen Wagner aus dir

machen, — das heißt mit andern Worten, einen armen geringen Mann. Ich aber nehme dich mit in die herrliche Kaiserstadt Wien, ich lehre dich singen, spielen, componiren; ich mache aus dir einen großen Herrn, einen Künstler, einen angesehenen Mann, den die ganze Welt lieben, achten und beneiden wird. Sieh, wenn du's zufrieden bist, mich zu begleiten .... Nun, warum besinnst du dich? ... antworte doch ...

Soll ich auch Kirschen bekommen? sprach Sepperl, indem er mit einem Auge nach dem Reste des Tellers schielte.

Vor allen Dingen alle diese Kirschen hier auf dem Tische, antwortete der Kapellmeister, indem er den Teller vor den kleinen Ueberglücklichen hinstellte; in Wien aber wirst du in meinem Garten Kirschen die Menge finden und die Fülle und darfst sie dir sogar mit eignen Händen pflücken.

Abgemacht, mein Herr, unterbrach ihn jetzt der kleine Haydn — indem ihm der Saft der Kirschen um den Mund lief — abgemacht, ich gehe mit Ihnen.

Nun, gut so, erwiederte Herr Reuter, doch es bedarf jetzt noch dazu der Erlaubniß deines Vaters.

Er wird sie geben.

Und wenn er sie nun nicht geben wollte?

Er wird sie aber geben, wenn Mama und ich es wollen.

Ist dein Vater nicht der Herr vom Hause?

Der Herr vom Hause, das bin ich.

Als bei dieser Antwort Alles laut auflachte, wurde der Knabe roth und sprach:

Ich bin der Herr vom Hause, weil ich mit der Mama machen kann, was ich will, sie macht dann mit dem Papa was sie will, und also .... sie verstehen mich nun ....

Hole die Erlaubniß, und komme wieder, sprach Herr Reuter.

III.

Der kleine Herr vom Hause.

Das Dorf Haimburg liegt so nahe bei Rohrau, daß Sepperl von dortaus bis dahin kaum mehr als eine Viertelstunde brauchte.

Adieu Papa! Adieu Mama! rief der Knabe beim Eintritt in die Werkstätte, in der der Wagner und seine Frau, aus der Messe zurückgekommen, in traulichem Gespräche beisammen saßen. Umarmt mich, denn ich gehe nach Wien und zwar mit dem kurzen dicken Manne, dem gestern euer Gesang so schlecht gefiel.

So? sprach der Wagner, ohne groß aus der Fassung zu gerathen, — und was willst du denn in Wien machen?

Musik, singen, dann ein großer, reicher Mann werden, ja ein sehr reicher Mann mit Staatskleidern und ....

Ach, du bist ein Narr, unterbrach ihn der Vater; geh' fort und spiel' mit den Buben, deine Mutter und ich haben eben etwas hier zu verhandeln.

Ich sage euch aber, daß ich reise, wiederholte jetzt das Kind, ihr scheint mich nicht zu verstehen, und alles für Spaß zu halten.

Du reisest nur dann, wenn wir's zufrieden sind, sprach die Mutter, und wir sind's nun einmal nicht zufrieden.

— Höre, lieb Mütterchen, sprach Sepperl, indem er sich wie ein Schmeichelkätzchen an ihren Hals hing, ich habe mich vergeben und zwar für einen Teller voll Kirschen. Die Kirschen sind jetzt gegessen und das „Neinsagen" geht nicht mehr.

Wie, für einen Teller voll Kirschen? fragte der Vater.

Das Kind erzählte nun von dem Gang, den es soeben gemacht hatte. Kaum aber

hatte es seine Erzählung vollendet, als die beiden Alten, die ihm auf dem Fuße gefolgt waren, bei Meister Haydn eintraten. Der Kapellmeister bestätigte Sepperl's Erzählung, legte sich auf's Bitten, und machte solche gewaltige Versprechungen, daß der Wagner mit einem tiefen Seufzer sprach:

So zieh' denn hin in Gottes Namen. Der Herr, unser Gott aber gebe, daß dir der Teller voll Kirschen nicht noch theuer zu stehen komme.

Dafür laßt mich sorgen, sprach der Kapellmeister.

So ging denn unser kleiner Haydn mit Herrn Reuter nach Wien. Seine Fortschritte waren so außerordentlich, daß er in seinem zehnten Jahre sechs- und achtstimmige Stücke componirte, die er denn mit triumphirender Miene seinem Lehrer und Meister brachte.

Um Gotteswillen, was soll denn das vorstellen? fragte eines Tages der Alte, indem er von allen Seiten ein Blatt Papier betrachtete, welches ihm der kleine Haydn soeben gegeben hatte.

Ein Sextet, lieber Herr, antwortete dieser ganz stolz.

Das sehe ich wohl. Das Thema ist so übel nicht ... aber wozu denn hier alles schwarz von Noten?

Weil das Thema ... ja nun weil das Thema ... Sie werden ja doch begreifen, gerade weil das Thema so einfach ist!

Ja ich begreife nur, daß alles schwarz von Achteln und Sechszehntel, so daß man aus diesem Wirrwarr die Melodie nicht herauszufinden vermag. Das muß geändert werden, solche Musik darfst du nicht hinschmieren.

Ach, dann nichts für ungut, lieber Herr, antwortete Haydn ganz bestürzt. Ich war der Meinung, je schwärzer das Papier, desto besser die Musik.

So gingen sieben Jahre hin; eben aber als die Studien des jungen Mannes zu Ende waren, starb der alte Reuter. Der junge Künstler mußte den Chor in der Kirche zu St. Stephan verlassen, und befand sich nun bald ohne Schutz und ohne Geld, im eigentlichen Sinne des Worts auf dem Pflaster der Kaiserstadt Wien. Ohne noch zu wissen, wovon er's bezahlen sollte, miethete er sich nun ein schlechtes dunkles Dachkämmerchen und ließ dahin das einzige Möbel bringen, das er sein nannte, — — — ein altes Clavier, welches sich nur noch mit Noth auf seinen Beinen zu halten vermochte.

IV.

Die drei Stockwerke.

Um sich wenigstens das nackte Leben zu fristen, hatte Haydn eine Anzahl seiner Kleider verkaufen müssen, und der arme junge Mann war nun wirklich so blank und bloß, daß er sich nicht mehr sehen lassen konnte. Seine Eltern waren todt, — er stand allein in der Welt. Hunger und Elend hatten seine Wangen gebleicht und hohl gemacht; und es war nur die warme Liebe und Begeisterung für die Kunst, die die Seele des jungen Mannes vor Verzweiflung bewahrte. Die Musik war seine Trösterin, wenn er, von dem Nöthigsten entblößt, auf einem selbstgemachten Bretterstuhle, oder oft sogar auf den Knieen, vor seinem Claviere saß, und sie hauchte Muth in seine Seele zum Weitergehen auf dieser dornenbesäeten Lebens- und Künstlerbahn.

Glaube nur ja nicht, mein geneigter Leser, daß unser junger Held sich darauf beschränkt habe, zu dulden, und dazu zu singen. Er gab sich im Gegentheil alle nur ersinnliche Mühe, musikalische Lehrstunden zu bekommen, um sich durch diesen Verdienst, wenn auch nur kümmerlich, durchzubringen. Einige Freunde des alten Reuter, die durch diesen mit ihm in Berührung gekommen waren, machten ihm zeitweilig Personen bemerklich, die einen Lehrmeister im Gesang oder im Clavierspiel suchten; Haydn machte sich auch sofort immer auf die Beine, um sie auf-

zusuchen; allein er sah so armselig aus, seine Kleider waren so abgetragen, er trat so schüchtern und verschämt auf, daß er in den meisten Fällen den gehofften Schüler gar nicht zu sehen bekam. Die Dienerschaft in den Häusern wies auf eigne Faust den armen jungen Mann ab, der einem Bettler mehr, als einem Musiklehrer ähnlich sah.

Eines Tages nun, als er eben von einem Gange zurückkam, begegnete ihm auf der Treppe, die nach seiner Dachkammer führte, eine junge Dame, die in Begleitung einer ältern eben im Hinabgehen begriffen war. Er trat auf die Seite, um sie passiren zu lassen. Die junge Dame machte in diesem Augenblicke, mit der ihrem Alter eigenthümlichen Munterkeit, eine gewandte Seitenbewegung, als ihr plötzlich das aschfahle Gesicht Haydn's auffiel, und sie das Lachen nicht unterdrücken konnte.

Haydn war wohl 17 Jahre alt, er war groß und hager, ja so hager, daß sein Körper eine förmlich überhängende Stellung hatte, eine krankhafte Bläße lag auf seinen Zügen, seine großen blauen Augen hatten einen phantastischen, fast wilden Ausdruck; seine ganz und gar in Unordnung gerathenen Kleider deuteten auf den tiefen Abgrund leiblichen Elends, in welches der Arme gerathen war.

Was ist das für ein junger Mann? Was macht er hier? Sollte die Hand schwerer Schicksale diese schönen Züge also entstellt haben? Das waren die Fragen, die die junge Dame im Stillen an sich selbst richtete. Zweimal stieg sie die Treppen hinab, zweimal stieg sie wieder herauf. Der junge Haydn stand wie angenagelt, die Augen stier und unbeweglich auf ein Plätzchen geheftet. Sie erröthete unwillkürlich, und eilte dann, hinabzukommen. Ihr Wagen erwartete sie unten, sie stieg ein und fort rollte der Wagen durch die Straßen der Kaiserstadt.

Die Spazierfahrt war beendigt. Das Fräulein kam zurück und fand, — o wunderbare Fügung! — auf dem nämlichen Plätzchen auch den nämlichen jungen Mann, die Stirne auf die beiden Hände gestützt. Kaum lüftete er das sorgenschwere Haupt, als ihn im Vorbeigehen das Kleid des jungen Mädchens streifte, aber ein tiefausgeholter Athem entstieg seiner Brust. Dem glücklichen und lebensfrohen Mädchen war nun auf einmal alles klar. Ja es mußte ein tiefgreifender Schmerz sein, der sich unter diesem umwölkten Blicke barg. Mit aller Lebendigkeit einer leicht erregbaren Seele hielt sie ihre Begleiterin zurück und redete den jungen Menschen an:

Mein Herr . . . . sprach sie.

Er hob das Haupt in die Höhe, war aber der Thräne nicht Herr, die sich eben aus dem Auge stahl.

Mein Herr, sprach, ihrer Kühnheit sich fast schämend, die Dame, Sie scheinen unglücklich zu sein. Darf ich die Ursache Ihrer Leiden wissen? Steht es in meiner Macht, Ihre Thränen zu trocknen, so sagen Sie es, oder wollen Sie lieber meiner Tante die Hand geben, und uns in unsere Wohnung begleiten?

Der junge Mann machte sich auf, allein indem er seine Hand ausstreckte, fiel sein Blick auf seinen elenden Anzug.

Keine Umstände, mein Herr, sagte sie mit freundlichem Tone, genieren Sie sich nicht.

Ein dankbares Lächeln zuckte auf den bleichen Lippen des jungen Künstlers, und damit bot er der ältern Dame seinen Arm.

Wohnen Sie weit von hier? fragte das glückliche Mädchen.

Da oben.

— Und wir wohnen hier, — sagte sie, indem sie den Gang des ersten Stockwerks betraten.

So sind Sie Fräulein Martiniz?

Zu dienen, mein Herr, und darf ich nun auch Ihren Namen wissen?

Er ist Joseph Haydn. Ich bin ein armer Wagnerssohn aus Rohrau

und einst durch Vermittlung und unter dem Schutze des alten Reuter hierher gekommen.

Das war mein Lehrer, Herr, unterbrach ihn Fräulein Martiniz.

— Und der meinige, sprach Haydn und eine sanfte Röthe überzog seine Wangen.

— Ihr Stand? . . .

Ich bin Künstler, verehrtes Fräulein.

Aber warum geben Sie denn keine Stunden?

Statt der Antwort warf der junge Künstler einen bedauerlichen, aber vielsagenden Blick auf seine Garderobe.

Mein Herr, ich will Ihre Schülerin sein, Sie sollen mir Singstunden geben, sind Sie's zufrieden? sagte Fräulein Martiniz im Tone wohlberechneter Unbesonnenheit.

Ein Strahl der Freude verklärte plötzlich die ausdrucksvollen Züge des jungen Künstlers.

Wahrhaftig . . . ich weiß nicht, ob ich das kann, . . . sprach Haydn, indem er den Sessel ausschlug, den man ihm bot und sich anschickte, davonzugehen.

— Mein Herr, ich bin mündig, bin Herrin meiner Handlungen, kann über mein Vermögen frei verfügen; und meine liebe Tante hier ist mehr meine Freundin als meine Ehrendame. Sie dürfen mich also, ohne irgend Jemanden zu fragen, ohne Scheu als Schülerin annehmen. Der alte Reuter sprach mir oft von einem seiner Schüler, einem jungen talentvollen Manne, — S e p p e r l nannte er ihn.

Sepperl? Sepperl ist der Name „Joseph" abgekürzt, sagte Haydn, indem er roth wurde.

— So sind Sie also Sepperl! rief Fräulein Martiniz, o dann kennen wir uns, ohne uns je gesehen zu haben . . . Sie sind a l l e i n, fremd, und . . . (das Wort „arm" das ihr auf die Zunge gekommen, getraute sich das junge Mädchen nicht auszusprechen) und . . . ohne Freunde in der großen Stadt Wien? Ich bin selbst fremd und kann mich in Ihre Lage versetzen. Vergönnen Sie mir, Sie als Bruder zu betrachten, — schlagen Sie ein, nehmen Sie Ihre Wohnung bei uns, theilen Sie unsern Tisch. Kommen Sie, mein Herr, geben Sie mir jetzt gleich die erste Stunde.

Noch an dem nämlichen Abende stellte Fräulein Martiniz ihren Schützling dem Operndichter M e t a s t a s i o vor, der ein Stockwerk unter ihr wohnte. So wohnte denn der erste Operndichter und der erste Componist seines Jahrhunderts unter einem Dache. Aber es war doch ein großer Unterschied zwischen der Lage beider. M e t a s t a s i o saß dem Glücke im Schooß, er hatte alles, was sein Herz begehrte; von der Gunst des Hofs getragen, flog er von Genuß zu Genuß und von Auszeichnung zu Auszeichnung, — während der arme Musiker, die Zierde seines Jahrhunderts, der Schöpfer jener großen Symphonien und Oratorien, kaum hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, keinen Kreuzer um sich Holz oder Kleider, geschweige denn sonst etwas anzuschaffen, was das Leben erheitert.

Nun hatte Haydn auf einmal freilich Obdach und Kleider, und deren mehr als er brauchte, um seine Blöße zu decken, auch Muße hatte er daneben, seinen künstlerischen Studien obzuliegen, eine Muße aber, die ihn seine allzugroße Gewissenhaftigkeit oft nur mit Angst genießen ließ.

— Eines Tages aber zog ein neues Wetter unheilschwanger über dem Haupte unseres Freundes Haydn daher. Aus Gründen, die wir nicht anzugeben vermögen, verließ Fräulein Martiniz Wien ganz plötzlich, auch Metastasio ging nach Italien zurück, und Haydn stand mit einem Male wieder arm und mutterseelenallein da in der großen Kaiserstadt Wien.

Der Besitzer des Hauses, in welchem er wohnte, beeilte sich, ihm zu notificiren, daß die Wohnung, die Fräulein Martiniz gehabt, an eine andere

Herrschaft vergeben sei, und daß auch er am andern Morgen sein Zimmer verlassen müsse.

Haydn besann sich kurz. Er band seine Habseligkeiten in ein Taschentuch, und zog aus, ohne vor der Hand zu wissen — wohin.

V.

Der Friseur in der Vorstadt Leopoldstadt.

Den ganzen Morgen war Haydn mit seinem Päckchen unter dem Arme in den Straßen von Wien herumgelaufen, und endlich in der Vorstadt Leopoldsstadt angekommen. Die Hitze brannte unerträglich, der Hunger warf ihn fast über den Haufen, — die Beine wollten ihn nicht mehr weiter tragen. Ohne zu überlegen, was er eigentlich that, schritt er auf die Werkstätte eines Friseurs zu, und trat ein. Der Künstler hielt ihn für einen neuen Kunden, setzte einen Stuhl, und beeilte sich, ihm eine Serviette unter das Kinn zu schieben. Unser Haydn ließ sich Alles gefallen. Hatte er ja doch auch die Kraft nicht, es zu verhindern. Der Friseur nahm seine Seifenkugel, seine Bartschüssel, und setzte sich in Positur, seine Kunst auszuüben. Plötzlich jedoch hielt er inne, und die Schüssel in der einen Hand haltend, mit der andern die Serviette wegreißend sprach er:

Um Gotteswillen, was fällt Ihnen denn ein, mein Herr? Sie haben ja gar keinen Bart.

Ohne Antwort abzuwarten, sah er seinen Kunden an und merkte, daß dieser ohnmächtig geworden war.

Arme wissen besser als Reiche, wie Unglücklichen zu Muthe ist. Aus der Blässe des jungen Mannes schloß der Friseur, der Hunger möge wohl die Ursache seiner Schwäche sein. Mit Hilfe seiner Frau und Tochter*) brachte er den Unglücklichen auf ein Bette und behandelte ihn mit der zartesten Sorgfalt.

Haydn war so durch eine wunderbare Fügung in die Pflege eines edeln Menschen gekommen, dessen Bitten, bei ihm zu bleiben, bis sich ihm neue Erwerbsquellen geöffnet haben würden, er in keiner Weise widerstehen konnte. Um übrigens dieser ehrenwerthen Familie nicht zu lange zur Last zu fallen, verdoppelte er seine Mühe, um wenigstens etwas Geld zu verdienen. Um 8 Uhr des Morgens finden wir ihn singend im Chor der „barmherzigen Brüder", um 10 Uhr auf der Orgel in der Kapelle des Grafen von Haugwitz, um 11 Uhr beim Hochamte im Dome von St. Stephan.

Und nun, was meint ihr denn, liebe Leser, was ein solcher Morgen unter Müh' und Arbeit hingebracht jenem Manne eingebracht, der „die Schöpfung und die vier Jahreszeiten" componirt? Einen $^1/_6$ Thlr. = $17^1/_2$ Kreuzer.

Doch der Herr, der uns nicht versucht werden lässet über Vermögen und uns kein schwereres Kreuz auflegt, als unsere Schultern zu tragen im Stande sind, läßt Diejenigen, die ihr Vertrauen nicht wegwerfen, auch am Ende des Kampfes die Siegespalme empfangen.

Das durfte nun unser Haydn erfahren. Seine Hilfe war vor der Thür. Um diese Zeit machte er eine für sein ganzes Leben bedeutungsvolle und einflußreiche Bekanntschaft in dem italienischen Dichter Porpora.*) Der Umgang

---

*) Manche unserer Leser wissen vielleicht, daß diese Tochter des Friseurs in Leopoldstadt später Haydns Weib ward und daß seine Ehe nicht die glücklichste war. Seine Frau trug ihn später nicht auf den Händen. Auch sein Schwiegervater soll später sein Benehmen geändert haben. Das Menschenherz ist ein wunderbar veränderlich Ding.

**) Nach Einigen hat ihn dieser Italiener gar nicht sehr delicat behandelt. Er soll Haydn sogar zum Stiefelputzen gebraucht haben. Anm. d. Verf.

mit diesem Manne war ihm für seine künstlerischen Schöpfungen besonders wichtig und lehrreich.

Mehrere neue geistvolle Compositionen, die Haydn damals vollendet hatte, lenkten die Aufmerksamkeit des Fürsten Anton Esterhazy auf ihn, dessen Nachfolger, der Fürst Nicolaus, ihn aber noch höher schätzte. Er nahm ihn in seine persönlichen Dienste und verlieh ihm den Titel eines „Kapellmeisters."

Man darf nicht glauben, als habe vielleicht der Glanz und die Behaglichkeit dieser neuen Stellung Haydns Talent niedergedrückt, nein, im Gegentheil, an den Strahlen der Glückssonne entwickelte es sich schnell und günstig, und entfaltete bald seinen ganzen unerschöpflichen Reichthum.

Was seine äußerliche Lebensordnung betrifft, so stand Haydn sehr frühe auf, und ließ dann sein erstes Geschäft sein, sich mit einer, beinahe ängstlichen Sorgfalt anzukleiden. Bekanntlich konnte der große Naturforscher Buffon nicht arbeiten, er hätte dann Spitzenmanchetten angehabt. Auch Haydn vermogte nichts zu arbeiten im Negligé.

Uebrigens war seine Bescheidenheit fast so groß, als sein außerordentliches Talent. Frei von allem Hochmuthe und von aller Eifersucht, legte er ein unvergleichliches Wohlwollen und eine bewundernswerthe Freundlichkeit an den Tag.*)

Die Künstler seiner Zeit fanden in ihm keinen neidischen und gehässigen Rivalen und Mitbewerber, sondern einen warmen Freund und beredten Beschützer. Den Namen „Gluck" sprach Haydn nur mit Bewunderung und Ehrfurcht aus.

Bei der ersten Aufführung von Mozarts „Don Juan", waren die Ansichten sehr getheilt und man bat Haydn um sein Urtheil. Ich bin nicht competent, sprach er mit unvergleichlicher Bescheidenheit, hier ein Urtheil abzugeben, nur das will ich getrost sagen: „Mozart ist unstreitig der erste Componist unter der Sonne."

Zur Krönung Leopold II. ging in Prag Mozarts „Titus" in Scene. Man lud Haydn zu diesem Genusse ein. „Nein, — sprach er, — „wo Mozart auftritt, darf Haydn sich nicht sehen lassen."

Als mit zunehmendem Alter auch seine Kräfte von Tag zu Tag sanken, wollte Haydn fast Niemanden mehr bei sich sehen. Denen, die, nach seinem Befinden sich zu erkundigen, kamen, gab man eine Karte, auf die er die Worte geschrieben: „meine Kraft ist dahin".

Nur noch einmal kam er aus dieser Zurückgezogenheit hervor, um einem Concerte beizuwohnen, das eine Gesellschaft seiner Verehrer ihm zu Ehren gab. Man führte sein Oratorium: „die Schöpfung" mit ausgezeichnet besetztem Orchester auf. Bei der ergreifenden Stelle: „es werde Licht!" konnte er sich nicht halten, die Macht der Töne und Harmonien überwältigte ihn. Er rief voll Entzücken: „nicht von mir, von Oben kommt Alles!" sank aber bei diesen Worten in Ohnmacht und mußte hinausgetragen werden.

Vater Haydn starb 77 Jahre alt, am 31. Mai im Jahre des Heils 1809. Seine irdischen Ueberreste ruhen auf dem Gottesacker vor der Hundsthurmer Linie in Wien. Ritter Sigismund Neukomm, Haydns dankbarer Schüler,**) zierte sein Grab mit einem Leichenstein, auf dem, mit goldenen Buchstaben geschrieben, diese Worte zu lesen sind.

„Non omnis moriar."
(„Ich werde nicht ganz sterben.")

---

*) Wir erinnern nur an seine Liebe zu den Kindern, von der seine ewig junge Kindersymphonie ein lebendiges Zeugniß ist, deren Entstehung W. Eberwein in dem Prologe zu derselben besingt.

**) Auch Pleyel und Beethoven waren seine Schüler, wiewohl der Letztere nur kurze Zeit. Die Musikverständigen unserer Leser werden wissen, daß Beethoven einen andern Weg ging.
D. Verf.

Und so ist's auch. Vater Haydn's Name und Ruhm wird leben, so lange es noch Menschenherzen gibt, die der edelsten der Künste, der Musik, offen stehen, der Musik zumal im Dienste dessen, dem alle Engel und Seligen das große Hallelujah singen, im Reiche der Herrlichkeit, wo alle Thränen abgewischt sind von der Menschen Augen.

Aus dem Tagesleben einer alten Stadt.

Von Meyer-Merian.

Montag.

Der lachende offne Sonntagshimmel ist verschwunden, graue Wolken blicken unfreundlich die Magd an, die noch ungekämmt und gähnend die geschlossenen Fensterladen aufstößt, während gegenüber beim Schlossermeister der Lehrjunge, eine Viertelstunde später als gewöhnlich, schlurfend die Werkstätte öffnet. Sogar die sonst rege Hausfrau hat sich verschlafen zu ihrem Schrecken und kleidet sich eben hastig an, während der ehrsame Gemahl schnarchend in den bauschigen Federkissen vergraben liegt, als hätte er vorerst noch ein gestriges Burgerräuschlein auszuschlafen. Links und rechts, oben und unten knarrt und schmettert nun ein Laden um den andern, Hausthüren öffnen sich allgemach und Köpfe mit ungekämmten Haaren oder verschobenen Nachtmützen werden aller Orten sichtbar, nicht weniger schwere, verdrossne Tritte hörbar. Hin und wieder erdröhnt ein Ambos, schrillt eine Feile oder zischen Hobel aus Werkstätten heraus, aber nicht in festem, regelmäßigem Tempo, sondern wie Mißtöne und mit Unterbrechungen, darin halblaute Verwünschungen mehr denn sonst laut werden. Auch das Mädchen, das auf dem Flur des Hinterhauses den Staub aus den Sonntagskleidern klopft, schlägt wohl eben so sehr aus Mißmuth als aus Eifer auf das arme schuldlose Tuch los.

Der Sonntag liegt noch wie Blei in all' den arbeitsscheuen Gliedern, der Sonntag, oder vielmehr das Zerrbild desselben. Denn das neue Gesetz befiehlt: Einen Tag sollst du lustig sein und dann sechs Tage arbeiten! — und wirklich sehn die meisten dieser Gesichter aus, als hätten sie bereits allen Genuß vorweg genommen, den Lohn vor der Arbeit und verspürten nun keinen rechten Antrieb mehr. Wohl schwingt auch hier und dort ein Bursche den Hammer mit ungeschwächener Kraft und pfeift munter den zweiten Vers des Liedes, davon er am Samstag den ersten Vers gepfiffen. Oder ein untersetztes Männlein öffnet zur bestimmten Zeit, mit gleich heitern Augen und gleich freundlichem Gruße gegen den einsilbigen Nachbarn seinen Kramladen. Aus den Mienen, dem Gange ließe sich vielleicht bei den Meisten der Schluß ziehen, als was sie ihren Sonntag angesehen und wie sie ihn verbracht. Oder warum wird heute mehr als ein Arbeiter schneller müde beim Sägen, Hobeln, Feilen, als an andern Tagen? Warum schwitzt so mancher Bürger am Montag Morgen mehr als sonst in zweimal vierundzwanzig Stunden und mag kaum bis zum Augenblicke des Neunuhrtrunkes warten, dem entgegen er stets auf seine Uhr schaut?

Hier begegnen sich Zwei; die gestern lustig bei einander gesessen. Sie zwangen sich wohl einen matten Freudenschein auf ihre müden Gesichter, stehn einen Augenblick stille, vermögen aber doch nicht in Zug zu kommen und scheiden bald wieder. Andre gar gehen mit halbem fremdem Gruß an einander vorbei

und hatten sich doch am Sonntag das Herz geöffnet, weit, weit! Dasselbe Herz, das jetzt das Alltagleben wieder mit sieben Riegeln verschlossen.

Trägt Etwas den Unbestand der Weltfreude an der Stirne, so ist's so ein Montag Morgen, wo noch nichts recht im Gange, die Räder knarren, der Karren am Ende wohl vorwärts geht, aber mit innerlichem Hüsten und Treiben, als hinge noch ein Stück Sonntag als Radschuh dran. Für wie Viele ist der Montag nichts anders als die Zeit oder der Ort, wo sie den Stein wieder hinuntergerollt finden, den sie die letzte Woche so mühsam den Berg hinangewälzt und ihn gestern jubelnd auf dem Gipfel oben begrüßt! Nun soll von vorne wieder die alte Weise anfangen; wer sollte da nicht ein langes Gesicht schneiden und nur läßig zugreifen?

Nur jener alte Handlungsdiener nicht, der mit dem Schlag Acht accurat auf dem gleichen Pflastersteine steht, worauf er vor Jahren um dieselbe Stunde den Fuß gesetzt. Keinen andern Zug als den der regelmäßigsten Gewohnheit vermag auch der geübteste Menschenkenner auf dem trocknen Gesichte zu entdecken: Montag Morgens um 8 Uhr geht's auf's Comptoir! — und da hat kein anderer Gedanke daneben nur Platz, so wenig als in einem Uhrwerk auf ein Mal ein neues Rädlein entstehen kann.

Und diese gesteiften Hemdkragen, die hohe Halsbinde, der ehrbare Rock und mit dem Menschen drin, sie bergen doch ein Herz, das nichts weniger ist als gleichgiltig für die Freude. Hat der alte Knabe gestern nicht mit seinen „guten Freunden" eine lustige Partie nach dem Schaumfelserbade gemacht und dort die alten Spässe und Schnaken, um derentwillen er einst berühmt war, wieder losgegeben? Hat er nicht selbst ein wenig, wie man's heißt, über die Schnur geschlagen und sich einen kleinen Hieb oder Stich oder Spitz getrunken, der guten Gesellschaft zu Gefallen? Kurz, ist er nicht den Sonntag wieder ein Mal jung gewesen, oder wie seine Freunde sagten, der Alte? Aber war erst gestern auch für ihn Sonntag, so gehört dieser Posten doch noch zur Rechnung der abgelaufenen Woche und unter die ist nun ein Strich gezogen, somit Punktum! Mit dem Heute hat eine neue Rechnung wieder begonnen, ohne Uebertrag von Gestern; ohne Sehnsucht, ohne Verstimmung sitzt der Handelsdiener hinter seinem wurmstichigen Pulte in dem finstern Comptoir und copirt, zählt Geld und begeht auch bei der längsten Addition nicht das geringste Fehlerlein.

Im grellen Gegensatz zu solch pflichttreuem Unterthan der neuen Woche biegt am Nachmittag dort um die Ecke aus dem Wirthshause ein Schwarm laut singender Gesellen. Ihre Hemdärmel sind nicht zur Arbeit aufgerollt, keiner trägt ein Werkzeug oder ein Stück Arbeit, müßig hängt Arm in Arm, weder Schweiß noch Ruß liegt auf den erregten Gesichtern. Während sich sonst die ganze Stadt gern oder ungern der Arbeit wieder bequemt, feiern s i e blauen Montag heute. So scheint, es hänge noch ein Stück Sonntag in die Arbeitswoche herein, aus Vergeß oder vielmehr gewaltsam hereingerissen, ein Fetzen nur, denn die Weihe des Ruhetages fehlt, nur die rohe Lust, der Lärm sticht ärgerlich hervor. Es ist der Mißbrauch der Ruhe, das fühlt Jeder der „blau macht" und darum auch muß tüchtig getrunken und gelärmt werden, um dieß unbehagliche Gefühl zu übertäuben. Einzig stehen sie da die Ausgelassenen und taumeln durch die Stadt, die keinen Theil an ihrer rohen Lustbarkeit nimmt. Der ordentliche Bürger, der doch gestern selber ein Gläslein über den Durst hinaus getrunken, heute schüttelt er unwillig seinen Kopf über solch' Gebaren, trotz dem Asketen, denn er hat ja schon bald wieder den Sonntagsrost abgerieben an seiner Arbeitsbank, hat den Schoppen Extra von gestern redlich herausgeschwitzt und, nach Ueberwindung des ersten schweren Anfangs, seinen Mißmuth allmälig gegen ruhige Ergebung umgewechselt, so daß ihn der Abend wieder im alten richtigen Werktagsgeleise findet. —

Dienstag.

Ruhig, als wär's Jahr aus Jahr ein so gleichmäßig fortgegangen, ist der Dienstag bei anhaltender und ergiebiger Arbeit verstrichen. Der Lustigste hat heut ein Paar Stunden sich zusammen genommen, die Woche ist in vollem Gange, die Geschäfte laufen mitten im tiefsten Fahrwasser. Schon vom frühsten Morgen an ist heute das Arbeitsgeräusch ertönt und, obwohl es dunkelt, dröhnen noch hier aus der Werkstätte eifrige Hammerschläge, dort hörte das Ohr, das sich an die Thür jener Schreibstube legen wollte, noch unermüdliches Federgekritzel. Selbst der heitere schöne Abend hat kaum mehr als einen ganz leisen augenblicklichen Wunsch erwecken können, denn die aufgeschlagenen ernsten Riesenbücher von Soll und Haben schreckten den Kühnen sogleich wieder drohend zurück, wie er nur ein klein wenig durch die trüben Scheiben hereinguckte.

Nun ist es bereits Nacht, ein lauer sanfter Wind weht über die Dächer her, in der Ferne wetterleuchtet's, aber die Sterne scheinen heiter und friedlich auf die schwarzen Firste und in die alten Straßen herunter. Da öffnet sich dort oben, wo die Gasse breiter wird, eine Hausthür, neben an eine andre, zwei Gestalten treten daraus, grüßen sich, plaudern zusammen. Die eine verschwindet im dunkeln Hausgang und kommt bald darauf mit einem langen Brette wieder heraus, das in die Falzen der beiden Stöcke geschoben wird, die vor dem Hause stehn, und so eine Sitzbank bildet, auf der die Nachbarn sich's bequem machen. Bald guckt aus dem Fenster gegenüber ein dritter Kopf, spricht vom schönen Abend, und daß es in der Ferne müsse gewittert haben, der Kühle nach zu schließen, die auf den heißen Tag gefolgt. Wenige Augenblicke und das Fenster schlägt wieder zu und auch das Gegenüber steht unten auf der Straße und nimmt auf der Bank Platz. Mehrere Nachbarn und Nachbarinnen, die es eine Sünde fänden, jetzt schon zu Bette zu gehn, kommen in ihren bequemen Hauskleidern noch so herbei, bis die Bank völlig besetzt ist und nebenan noch der und jener zur Aushülfe herbeigebrachte Stuhl. Ein Stündlein soll in der erquickenden Nachtkühle noch hier verplaudert werden.

Vom Wetter geht das Gespräch auf die Fruchtbarkeit über und während die Frauen klagen, daß man keine Gemüse bekomme, wegen der anhaltenden Trockne, die alles versenge, und der Metzgermeister den Futtermangel beschuldigt, er mache das Schlachtvieh so rar, während dem tröstet sich der Küfermeister mit dem künftigen Herbste, der einen Wein liefern werde, der dem 22 ger nichts nachgebe; es sei zu erwarten, denn seit zehn Jahren sei der Urbantag nicht so hell und schön gewesen wie heuer! Und nach diesem letzten Capitel, das die Männer alle mehr oder weniger lebhaft interessirte, kam die Reihe an die verschiedenen Jahrgänge, ihre Tugenden, von der theueren Zeit Anno 16 wurde gesprochen, der damalige Preis von Brot und Fleisch angeführt und was es für ein heller Jubel gewesen in der ganzen Stadt, als nach der Noth wieder der erste Fruchtwagen, mit Blumen und Fähnlein und Inschriften geschmückt, durch die Thore gefahren. Aufgelebt sei da Alt und Jung und Arm und Reich und Mancher, der sonst nicht zu oft gebetet, habe eben unwillkürlich gen Himmel geblickt und Gottlob gerufen.

Die Bürger in ihrer jetzigen Behaglichkeit gefielen sich darin, der überstandenen Noth zu denken, denn von der Hungerszeit war man unversehens mit einem Male auch auf die Kriegsnoth zu reden gekommen und auf die Einquartierung, die einen bald zum Lande hinausgefressen. Von den stundenlangen Zügen der „Alliirten", als sie nach Frankreich gezogen, wußten die bestandnen Männer gar Ausführliches zu erzählen, vom schauerlichen Aussehen der Baschkiren, den bärtigen aber gutmüthigen Kosaken, vor denen die Kinder erst scheu geflohen, ihnen jedoch, bei genauerer Bekanntschaft, nicht mehr von der Seite weichen wollten und sie als die besten Freunde mit einander gesprochen und verkehrt, wenn schon Keiner vom An-

dern auch nur ein Sterbenswörtlein verstand. Eine der Frauen erzählte es noch jetzt nicht ohne Selbstgefühl, wie sie sich unter der Hausthüre befunden damals, als Mädchen versteht sich, gerade als die Kaiser von Oesterreich und Rußland Arm in Arm vorüber gegangen, und wie da die großen Herren sie freundlich gegrüßt, grade wie Ihresgleichen; sie sei freilich darüber so erschrocken, daß sie ihren Knix erst gemacht, als die Fürsten schon fast wieder vorbei waren.

Und während nun die Männer auf die Politik und von da auf die Tagesfragen überschweiften, von der französischen Revolution sprachen und die Köpfe schüttelten, daß es überall zu spucken beginne, es sogar in der eignen ehrbaren Vaterstadt ein Paar Unzufriedene gebe, — während dem verhandelten die Frauen unter sich ihre Herzensangelegenheiten, hatten über die Mägde zu klagen und wie es heut zu Tage immer ärger mit ihnen werde; viel Lohn und wenig Arbeit! heiße es überall, daran aber sei nichts Schuld als die Kleiderhoffahrt. Nach den Mägden kam's an die Kinder, wo natürlich jede Mutter an den ihren die allermerkwürdigsten Erfahrungen und Erlebnisse gemacht hatte. Es war nun vollauf gesorgt, daß das Gespräch so bald kein Ende nahm und es hätte vielleicht am andern Morgen noch mit eben solcher Wichtigkeit fortgedauert, hätte nicht einer der Anwesenden zufällig die Frage hineingeworfen, ob sich wohl die Neuigkeit bewährt habe? Da gab's eine Pause und tönte von allen Seiten: was? was für eine Neuigkeit? Und als es nun hieß, der Kaufmann Silberglanz habe sich auf und davon gemacht und Weib und Kinder im Stiche gelassen, von wegen schlechten Geschäften, da wurden die Kinder für heute zur Ruhe gebracht. Nachdem Alles die Hände über'm Kopf zusammengeschlagen vor Verwunderung, fand es nachher Jedermann begreiflich, ja, hatte schon lange etwas der Art gewittert, hätte es sogar prophezeihen wollen, daß Solches das Ende von all' dem Hochmuth und dem großen Tone sein werde, den die Familie Silberglanz bei jedem Anlaß zur Schau getragen.

Bei diesem Anlasse wird nun noch Dem und Jenem, der die Nase so hoch trage und von vornehmerem Teige zu sein vermeine als andre ehrliche Leute, ein ähnliches Ende vorausgesagt; ebenso mit leiser Stimme und im tiefsten Vertrauen eines Cassadefektes auf der Post erwähnt, wovon man in der Stadt munkle und nun einer Untersuchung entgegensehe. Was aber mit dem Polizeilieutnant eigentlich vorgegangen, das kann Niemand genauer angeben, nur so viel wurde festgestellt, daß derselbe kürzlich wegen Ueberschreitung seiner Amtsbefugniß vom Bürgermeister unter vier Augen einen saftigen Verweis erhalten.

Während solch wichtigen Verhandlungen unter den Aeltern, steckten ein Paar Mädchen die Köpfe zusammen und führten ihre besonderen leisen aber nicht minder bedeutsamen Gespräche. Doch welches Ohr wäre so zudringlich oder so fein, daß es ein jedes Wörtlein hätte erlauschen mögen, nur das weniger wichtige und darum auch weniger heimlich Verhandelte vermag ein Dritter zu hören und wieder zu geben, alles Andre aber leider nur zu errathen und — für sich zu behalten. Was kümmert die Jugend das vor fünfzehn und zwanzig und mehr Jahren Geschehene? Das Heute und Gestern ist ja ihr Eigenthum und hat allein Werth für sie. Darum ist denn in dem traulichen Zwiegespräch voll Mädchenheimlichkeit mehrfach die Rede vom verflossenen Sonntag und seinen lauten oder stillen Vergnügungen, die jetzt nachgekostet werden, und wovon Dies und Jenes, eine Begegnung, ein freundlicher Gruß, ein Wort, ein Zufall mit den warmen leuchtenden Farben der Jugend wieder aufgefrischt wird. Auch an leisen Stichelreden hie und da fehlt es nicht, aber unter der kalten spröden Hülle glüht ein stilles Flämmlein, das nur in der Liebe hervorzüngelt, mit der so lange und so behaglich bei dem Verspotteten verweilt wird und den auch das unerfahrene Herz der Freundin mit richtigem Takte würdigt, wenn es den Spott in Ernst übersetzt und nun seinerseits über den Ernst neckisch scherzt und mit unterdrücktem Kichern das vertrauliche Geflüster untermischt.

Da dröhnt es laut und ernst vom Kirchthurm herunter. Die Nachbarn halten in ihrem Gespräche inne, zählen nach: Eins — Zwei — Drei — und als es mit

den Schlägen nicht aufhören will bis auf Zehn und hintendrein vom nächtigen Thurme noch der Wächter mit eben so vielen Trompetenstößen die Richtigkeit der Rechnung bezeugt, da fährt Alles auf, entsetzt sich, daß es schon so spät und wie doch die Zeit schnell vergangen! Nach allseitigem und etwas umständlichem Abschiede eilt Jedes durch die verschiedenen Hausthüren der Ruhe zu und dem Schlafe, der sich über alte und neue Geschichten, über Welthändel und Haushaltungsangelegenheiten mit gleicher Schwere ausbreitet und nur die luftigen Träume und Gedanken der ihm in's Angesicht lachenden Jugend unter seinem Mantel hervorflattern läßt in's Morgenroth der rosigen Zukunft. —

Vom Wein und Weinbau.

Von A. W. Grube.

III.

Die edle Frucht der Dattelpalme ist unter der sorgsamen Hand der Araber zu außerordentlich zahlreichen Spielarten veredelt und vervielfältigt worden; arabische Gelehrte wissen 139 Sorten zu nennen; unsere Obstarten, wie mannigfaltig sind diese durch menschliche Pflege geworden! Aber kein Obst kommt der Weinbeere gleich in der Mannigfaltigkeit und Feinheit der Unterschiede. Jedes Land nicht nur hat seine eigenthümlichen Weine, die sich auffallend von einander unterscheiden; — der französische Wein ist ein ganz anderer, als der ihm benachbarte deutsche, der ungarische Wein und der griechische, beide feurig, wie verschieden sind sie! — sondern auch jede Gegend ist wieder eigenthümlich in ihrer Weinsorte, und in derselben Gegend ist wieder jeder einzelne Weinberg so zu sagen mit einem eigenthümlichen Gewächs gesegnet. So sind unter den deutschen Weinen die Rhein-, Mosel-, Neckarweine, die Pfälzer-, Franken- und Würzburger-, die sächsischen, österreichischen und böhmischen Weine, merklich von einander verschieden, und die Rheinweine müssen wieder nach einzelnen Lagen und Weinbergen unterschieden werden, als da sind der Johannisberger, „die Blume der Rheinweine", der rothe starke und gewürzhafte Aßmannshäuser, der Rüdesheimer und Hochheimer ꝛc. — alle im kleinen Herzogthum Nassau wachsend. Die meisten Rheinweine wachsen auf Thonschiefer, die Weine von Bordeaux und Languedoc auf einem thonartigen Kies, der Champagner auf Kreide, der Wein vom Vesuv und Aetna auf verwitterter Lava, deßgleichen auch der Tokayer-Wein auf vulkanischem Boden, worin sich viel Gerölle von Bimsstein und Kreide vorfindet. Auf den Bergen um Tokay thauet der Schnee viel eher weg, als in der Flußniederung, weil der Boden wärmer ist, und den Kohlenflötzen unter dem Hügel von Hochstein schreibt man gleichfalls die Erscheinung zu, daß der Schnee leichter daselbst schmilzt, als auf benachbarten Stellen mit anderem Boden. Trockener Felsboden, der die Sonnenwärme recht verschluckt, mit dünner Lage von Fruchterde, ist für das Gedeihen der Rebe günstig, in einem fetten und starken mit Steinen vermischtem Boden gedeihet sie am besten. Die Champagne hat ganz flache Felder und kann ihres warmen Bodens willen der schrägen Flächen entbehren, welche die Sonnenstrahlen besser auffangen; sonst sind aber gerade Hügel und Bergabhänge für den Weinbau am günstigsten, zumal da sie mittelst Mauern und Rasenwänden terassirt werden können, so daß hinter kleinen Flächen wieder Wände stehen, welche die Sonnenstrahlen zurückwerfen. Ein guter Weinberg muß wo möglich ganz der Sonne ausgesetzt sein, jedenfalls aber die Morgen- und Mittagssonne haben. Nahe Moräste und feuchte Wälder, allzutrockenes und allzufeuchtes Klima sind gleich schädlich für das Gedeihen der Rebe. An schützenden Wänden und Mauern, welche der Morgen- und Mittags-

sonne freie Wirksamkeit gestatten, zieht man Weinstöcke an Spalieren und gewinnt noch wohlschmeckende Trauben in sonst kälteren Gegenden, wo an die Anlagen von Weingärten oder Weinbergen nicht zu denken wäre. Während in Deutschland und Frankreich die Reben einzeln an kurze Stöcke gebunden und ziemlich nahe dem Erdboden gehalten werden, um jeden für sich ganz der Sonne auszusetzen und vor scharfen Winden doch möglichst geschützt zu sein, können schon im nördlichen Italien die Weinstöcke an Ulmen und Maulbeerbäumen hinaufranken und lange Guirlanden bilden; die größere Sonnenwärme reift trotz dem Baumschatten und der Höhe der Rebe ihre Trauben. So ergibt sich nach Boden, Klima und Oertlichkeit eine unendliche Verschiedenheit.

Aber auch die Behandlung von Seiten des Winzers thut beim Weinstock unendlich viel. Keine andere Pflanze verlangt so unausgesetzte Aufmerksamkeit und Pflege, als die Rebe. Der Dünger muß, je nachdem der Boden schwer oder leicht, mehr sandig oder thonig ist, auch verschiedene Schwere und Fettigkeit haben, eine Hand breit vom Stock entfernt bleiben, und was der Vorsichtsmaaßregeln mehr sind. Zum Schutz gegen Winterkälte muß die Rebe in den Boden gelegt, mit Erde und Stroh umhüllt werden; im Frühlinge, wenn keine starken Fröste mehr zu befürchten sind, doch an einem trockenen Tage, erfolgt das „Aufziehen", dann folgt das „Räumen", indem man die Erde vom Stock entfernt, die Thauwurzeln wenige Zoll vom Stocke abschneidet, — das „Beschneiden", d. h. Entfernung der geilen Triebe und Wasserreben, wobei wieder die Eigenthümlichkeit jeden Stockes in's Auge gefaßt werden muß, indem man dem kräftigeren schon mehr Holz lassen kann, als dem dürftigen; das „Pfuhlen" und „Antreppeln", das „Behacken" und „Jäten", das Anbinden der jungen Schosse und später das „Abwipfeln", wobei mit dem Weinmesser das obere Ende der jungen Rebe weggenommen wird. Bei diesen fortwährenden Arbeiten hat der Winzer viel mehr als der Ackerbauer das Wetter zu fürchten; trockene Fröste im Winter und im Frühjahr hindern die Bildung der Augen, Nebel und Thau oder zu langer Regen in der Blüthezeit hindert die Bildung der Beeren und sind sie gereift oder im Reifen begriffen, schwemmen oft Platzregen die leicht auf Felsboden aufliegende Erdschicht hinweg, oder der Hagel schlägt die Trauben unbarmherzig ab. — Thiere aller Art stellen den Trauben nach, Igel und Ratten, Sperlinge und Mäuse, Elstern, Dohlen, Weindrosseln, Staare und Rebhühner, Wespen, Bienen und Krähen jeder Art holen sich ihren Theil, Erdflöhe, Ameisen, Rüsselkäfer und Heuschrecken, „was da fleucht und kreucht" sucht den Reben und ihren Früchten beizukommen. Auch vielen Krankheiten ist der Rebstock unterworfen; er bekommt die Gelbsucht, den Brenner (es vertrocknen die Blätter) den Schimmel rc. Und wie selten ist ein gutes Weinjahr! Das gesegnete Rheinland rechnet durchschnittlich auf 20 Jahre eilf schlechte Weinjahre. Da darf man sich nicht wundern, daß die Weinbauern meistens in Schulden gerathen, und keine Reichthümer sammeln können! Ist die Weinlese (gut oder übel, viel oder wenig) vorüber und mit dem edeln Saft in's Faß gezogen, dann geht erst die Arbeit von Neuem an. Geringe Weine werden leicht matt, besonders wenn sie nicht lange genug gegohren haben oder die Trauben nicht ganz reif waren. Es zeigt sich Kahn; weißer und rother schadet nichts, wohl aber gelber und schwarzer. Man muß eilen, den matten Wein mit stärkerem Wein oder Franzbranntwein wieder zu Kräften zu helfen und ihn auf ein anderes geschwefeltes Faß thun. Der junge Wein „zehrt", d. h. verdunstet am stärksten, und der dadurch entstehende leere Raum im Fasse muß wieder mit Wein ausgefüllt werden. War die Gährung mangelhaft, so bilden sich Faden und Zotteln; dann muß Most zugesetzt und bei gehöriger Wärme die Gährung vollendet werden, oder man „schönt" den Wein, indem man ihn auf ein Faß bringt, das stark geschwefelt ist und dann ihn mit Hausenblase klärt, oder auch indem man das Faß mit ausgebrüheten Buchenspähnen anfüllt, Wein darauf zieht, nach einiger Zeit wieder abzieht, etwas Kochsalz zusetzt und abermals auf ein anderes geschwefeltes Faß bringt.

Auch beim Abziehen des Weines auf Flaschen ist mancherlei zu beobachten; man darf die (reinen und trockenen) Flaschen nicht ganz füllen, verschließt sie gut mit einem Kork, verpicht diesen auch wohl und legt sie schräg in den Sand, damit die noch in der Flasche befindliche Luft sich vom Kork zurückzieht nnd der vom Wein anschwellende Kork desto besser den Verschluß unterhält. Wird der Wein auf Flaschen trübe, so muß er wieder auf's Faß gebracht und geschönt werden, auch wird er durch glühende Feuersteine wieder geklärt, oder, je nachdem es weißer oder rother ist, durch Zusatz von Weinstein oder Weinsteinsäure. Durch Most, der zur Syrupsdicke eingekocht ist, kann der Wein sehr verbessert werden, namentlich wenn er „einen Stich bekommt", d. h. sauer wird; er muß dann sogleich auf ein anderes stark geschwefeltes Faß gebracht werden. Man setzt freilich auch Kalk und Potasche zu, um dem Weine die Säure zu benehmen, aber gesunder wird er dadurch nicht. Kein Getränk wird leider so verfälscht, wie der Wein. Schon das Uebermaß beim Einbrennen der Fässer mit Schwefel macht den Wein schädlicher für die Nerven und die Verdauung; eine wahre Vergiftung wird durch den Bleizucker bewirkt, wodurch der Wein nicht blos süßer, sondern auch glänzender gelb gemacht und mancher Unkundige durch solche Farben getäuscht wird.

Unschuldiger sind die Mittel, wodurch der Wein rothgefärbt wird. Aus dem Harzgebirge z. B. gehen alljährlich mehrere tausend Centner von Heidelbeeren, Himbeeren und Brombeeren nach Hamburg in die „Weinverbesserungsfabriken"; auch mit Ligusterbeeren, rothem Mendelholze und Färberöthe sucht man die rothe Farbe zu verschönern, gibt aber damit den Weinen einen strengen, zusammenziehenden Geschmack und macht sie zugleich schädlicher für den Magen. Am unschuldigsten ist jedenfalls die neueste Methode des Dr. Gall, wodurch bei schlechten Jahrgängen dem sauren Most Zucker hinzugefügt wird, um eine ordentliche Gährung hervorzubringen und jenen fehlenden Zuckergehalt, den die Sonne in der Traube zu entwickeln unterlassen hatte, nachträglich zu ersetzen. Aber keine menschliche Kunst vermag bei der Weinbereitung zu ersetzen, was die Natur nicht vollbracht hat. Man kann aus dem Wein den Weingeist (Alkohol) herausziehen und später in die fade Flüssigkeit wieder hineinthun — die Bestandtheile sind aus ihrem natürlichen (organischen) Zusammenhange gerissen und man hat ein ungenießbares Getränk. Selbst das Keltern und Auspressen der Trauben wird keineswegs am besten durch Maschinen bewerkstelligt, sondern durch jene einfachen Mittel, wie sie schon im Alterthum gebräuchlich waren. Daß die neuere Zeit die Schraube mit dem langen Hebelbaum eingeführt hat, ändert nicht viel an dem Vorgang. Die Keltern im Orient bestanden seit der ältesten Zeit aus Gruben oder Höhlungen, die man in Felsen gegraben oder in die Erde gegraben und ausgehölt hatte, oder auch aus großen steinernen Trögen von 6 bis 8 Fuß im Geviert und etwa 4 Fuß Tiefe, an deren Boden der Most durch eine vergitterte Oeffnung in ein anderes Gefäß auslief. Nachdem man die Trauben hineingeschüttet, wurden sie mit einigen Brettern bedeckt, und dann von 5 bis 6 Männern, die singend und im Takt darauf herumsprangen, ausgetreten. Auch der weltberühmte Tokayer Ausbruch wird noch heutzutage von menschlichen Füßen ausgetreten. Man läßt die Trauben bis in den Oktober hinein hängen, wenn schon kalte Nächte kommen, die den Saft des Stockes zurückdrängen, während die warme Mittagssonne die Beeren zu kochen fortfährt. Allmählig springen die Hülsen, verdunsten das überflüssige Wasser, während der edlere Inhalt der Beere sich verdickt und der Zucker, von welchem die künftige Stärke und Würze des Weines abhängt, sich immer mehr verdichtet.

Die Beeren bekommen allmählich das Ansehen der Cibeben oder großen spanischen Rosinen. Ehe nun die Trauben gekeltert werden, pflückt man die Trockenbeeren heraus, sammelt sie in besonderen Bottichen und tritt sie dann mit bloßen Füßen aus. Wollte man sie einer künstlichen Presse übergeben, so würde man wenig oder keinen Saft erhalten; nur der menschliche Fuß verwandelt die

Masse in einen flüssigen Brei, in welchem kaum noch eine Hülse zu erkennen ist. Die übrigen Trauben werden wie in den andern Weinländern gepreßt; nach dem Maaße, in welchem man die Trockenbeermasse dem in der Gährung begriffenen Wein zusetzt, ergeben sich die verschiedenen Sorten des Tokaierweines.

Im tyroler Etschlande und am Rhein trocknet man die besten Trauben auf Stroh, um den Zuckergehalt zu verdichten und bringt sie erst dann unter die Presse. Diese „Strohweine“ gleichen dann den geistigen Südweinen. In Spanien wird, wie schon bemerkt, ein Theil des Mostes zu Syrup eingesotten und dann den übrigen Weinen zugesetzt. Jedes Land hat übrigens, wie seine besonderen Weine, so auch seine besondere Zubereitung der Weine. So z. B. unterscheiden die Tyroler zwischen Mostwein (wie er in Oestreich und am Rhein gekeltert wird) und zwischen Träbernwein, der bisher der überwiegende war. Man wirft nämlich die Trauben in einen Bottich, zerstampft sie da mit einem hölzernen „Moster“, schüttet dieses „Praschlot“, das aus Hülsen, Stielen und Traubensaft besteht, in hohe Fässer, sogenannte „Ständer“, und läßt es offen 14 Tage lang gähren. Die schwere klebrige Masse sinkt zu Böden, die Hülsen und Stiele schwimmen oben auf, in der Mitte ist der helle klare Wein. Man füllt ihn noch vor Vollendung der Gährung auf ein zweites Faß, wo er binnen einiger Monate einen zweiten Niederschlag erleidet, und dann vollkommen klar und trinkbar ist. Will man anstatt dieses milderen einen stärkeren Wein, so muß die erste Gährung 4 bis 7 Wochen dauern und auf den Träbern ungestört sich entwickeln. Da bisher die Zollschranken die Ausfuhr des Tyrolerweines hemmten, und derselbe im Inlande, namentlich in Vorarlberg schnellen Absatz fand, hat man sich wenig auf den „Mostwein“ verlegt, der nicht so schnell trinkbar und zu Gelde wurde.

Welchem Weine unter den vielen edlen Sorten die Krone gebühre? — das ist ebenso schwer zu sagen, als welche Frucht unter allen die vorzüglichste sei. Jeder gute Wein hat seine eigenthümlichen Vorzüge, ja entspricht gewissermaßen der Natur des Landes, das ihn erzeugt. Durch den Welthandel sind die Weine ein Gemeingut Aller geworden, ohne jedoch gewisse nationale Beziehungen zur Lebensweise der Völker zu verlieren. Es ist sehr charakteristisch, wie und was für Wein die Völker trinken. Sind nicht die feurigen Ungarweine zunächst für die Bewohner der sumpfigen Theißebene, die von sehr fettem Fleisch sich nähren und wenig Gemüse essen, eine nothwendige Ergänzung? Für Leute, die viel im Freien sich tummeln und wenig noch die nervenschwächenden Bücher kennen, die ihr Gulyaschfleisch mit dem heißesten Pfeffer würzen und in sausendem Galopp über die Pußten jagen — für solche sind die starken Ungarweine auch diätetisch von großer Bedeutung. Der Franzose in seinem gemäßigten milden Klima, dieser Salatesser und Verehrer des zarten Hühnerfleisches, verdünnt gern seine stärkeren Weine mit Wasser; seine Bordeauxweine halten die glückliche Mitte zwischen dem Feurigstarken und Milden, sie sind fein und doch voll Geist, ganz für eine lebhafte, geistreiche Conversation gemacht, und noch mehr entspricht der schäumende aufsprudelnde Champagner mit seinem Knalleffekt der französischen Lebhaftigkeit, die im Sturm erobert, aber deren Feuer sich auch bald wieder abkühlt. Der sanfte angenehme Moselwein ist schon ganz voll deutscher Sanftmuth, der Rheinwein aber ist das deutsche Gemüth, das, je länger man mit ihm verkehrt, um so mehr seine verborgenen Schätze offenbart. Unscheinbar im Aeußern ist der weiße wie der rothe Rheinwein, aber nachhaltig in seiner Kraft, voll Feuer, das die Seele durchdringt und den Kopf doch nicht allzuschwer macht, voll zarten Duftes und voll jener Poesie, die nur ein deutsches Gemüth recht auszukosten vermag.

> Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
> Wie wär' er sonst so gut?
> Wie wär' er sonst so edel und so stille,
> Und doch voll Kraft und Muth?

„Wein“ reimt sich auf „Rhein“. Wenn der griechische Weingott Bacchus wieder einmal erschiene und durch Europa zöge, er würde sicherlich am Rheingau zwischen Rüdesheim und Biebrich seine Residenz sich bauen; hier, wo zwischen stolzen Schlössern und Felsenburgen, zwischen epheuumrankten Ruinen, von saftgrünen Nußbäumen beschattet, der breite schöne grünlich-blaue Strom in der Thalsohle bald seeartig sich ausbreitet, bald wieder sich eng zusammenschnürt, wo auf beiden Seiten die rebenbekränzten Vasallen in den königlichen Hauptstrom einmünden, wo Alles so sonnig, heiter, lachend ist — ist hier nicht das rechte weinselige Weinland? Kann man nicht hier meilenweit blicken und Weinberge, nichts als Weinberge erschauen, eine wahre Weingräben-Einöde, — einen Irrgarten, in welchem sich Auge und Fuß verlieren? Das Etschthal auf der Grenzscheide zwischen Tyrol und Italien, mit seinen steil sich erhebenden Porphyrwänden, die gleich Felsenschlössern und Burgen einem in allerlei Gestalt erscheinen, mit seiner Abstufung vom Schilf des sumpfigen Flußufers zum Maisfelde, zu den Obst- und Orangegärten, wo Myrthe und Lorbeer grünt und blüht, zu den Weingärten, die in schönen Rebenlaubgängen sich gliedern, während Nußbaum und Rebe immer höher an der steilen Bergwand aufklettert, und aus dem Hintergrund die schnee- und eisbedeckten Alpengipfel in dieß heiße, fruchtgesegnete Thal hinabblicken, als wollten sie Kühlung bringen dem lechzenden Wandersmann — das ist wunderherrlich, aber es ist so schwül in dieser heißen Luft, es ist Alles so gedämpft und kirchenstill, es ist nicht das frohe Aufjauchzen, nicht der lebendige Verkehr des Rheinstromes, der behäbig sich ausbreitet, rechts und links die Wege frei läßt und überall ein fröhliches Völkchen an seinen Ufern hat. An der in Schlangenwindungen dem Rhein zufließenden Mosel sind die hohen Ufer selber die Alpen, die in kühn gebauten Terrassen übereinander sich emporgipfeln und von der Sohle bis zum Scheitel mit dem Weinstock geziert sind. Der Wein ist da Ein und Alles, das ganze tägliche Leben hat die Rebe zum Mittelpunkt. Sind auch durch die Zersplitterung der Güter, durch die „Heckenwirthschaft“ und Trägheit der Bewohner selbst, viele kleine Wirthschaften zu Grunde gegangen, herrscht auch viel Noth und Sorge — an ihrem eigenen Wein stärken sich die Leutchen wieder den Muth, ihre Hoffnung bleibt (nach dem treffenden Ausdruck Riehl's) weingrün und ein Jahr wie das letzte, 1857, hat die gesunkenen Kräfte wieder neu gestärkt.

Ich nannte oben das Rheinland „weinselig“; es gibt da ausgepichte Zecher, auch viel lockeres Gesindel, aber man glaube nicht, daß dort das Laster der Trunkenheit herrschend sei. Im Gegentheil. Die Insassen der eigentlichen Weinländer sind überhaupt mäßiger, als die Bier- und Branntweintrinker. Ich wollte mit jenem Wort nur sagen, wie der Weinbau und Weingenuß so ganz in Fleisch und Blut der Leute übergegangen ist, daß ihre Speise, ihr Humor, selbst ihr Aberglaube davon Zeugniß gibt. Ist ein gutes Weinjahr im Anzuge, so erblüht die Jericho-Rose*) ganz und voll, wenn sie um die Weihnachtszeit in's Wasser gesetzt wird. Auch das Blatt des Epheu verkündet dem geübten Auge die Beschaffenheit der nächsten Weinernte, schon im Winter zuvor. Nach einem alten Volksglauben wird in der heiligen Christnacht, zwischen 12 und 1 Uhr, alles Wasser in Wein verwandelt, doch wehe dem Vorwitzigen, der von diesem Weine trinken will! Es heißt in einem volksthümlichen Gedicht:

Der Trunkenbold in der Christnacht.

In der Christnacht ward vor Zeiten,
Nach Bericht von alten Leuten,
Zwischen Zwölf und Ein
Alles Wasser Wein.

---

*) Anastatica hierochuntica, eine kleine vierblättrige Blume, ähnlich dem Hirtentäschlein, doch mit runder, glatter Schoote. Scheinbar verwelkt, lebt die Pflanze wieder auf, wenn man sie in's Wasser setzt.

Da saß ein alter Zecher
Bei seinem letzten Becher
Und eben fällt's ihm ein:
„Das Wasser wird zu Wein!“

Zwar ruft die Glock' zur Metten
Und Jeder eilt zum Beten
In's Gotteshaus hinein
Zwischen Zwölf und Ein.

Der Zecher aber achtet nicht der Kunde;
Er gehet prüfen in der heil'gen Stunde
Das Wasser, das zu Wein
Ward zwischen Zwölf und Ein.

Betrunken er drauf lallet,
Daß weithin es erschallet:
„Sauft, zwischen Zwölf und Ein
Ist alles Wasser Wein!“

Doch den Uebermuth bezahlen
Muß er mit der Hölle Qualen:
„Es ist das Wasser Wein“
So ruft's, „und du bist mein!

Und wie der Teufel dieß gesprochen
Ist des Säufers Aug' gebrochen;
Er fährt zur Hölle ein
Zwischen Zwölf und Ein.

Wie der Ackerbauer die zu Ostern geweihten „Palmen“ auf seine Felder steckt, damit der Segen des Himmels ihnen nicht entgehe, so hat der rheinländische Bauer eine Menge Herrgottsbilder in seine Weinberge gesetzt, läßt auch den Johanneswein in der Kirche weihen, um ihn zum jungen Wein im Faß als heilsamen Zusatz zu schütten. Ein guter alter Wein ist „Chrysam“, geweihtes Salböl; ein alter, reiner, feiner Wein ist „voll Musik“, und die „Blume“ oder das „Bouquet“ des Weines ist ein echtrheinländischer Ausdruck. Jene Weinküper, die sich meisterlich auf die Kellerwirthschaft verstehen, und eine Weinzunge haben, wie sie nur wenigen Sterblichen zu Theil wird, findet man vorzugsweise am Rhein. Ein solcher Weinkoster darf kein Raucher oder Tabaksschnupfer sein, muß auch vor allen scharfen, gesalzenen und geräucherten Speisen sich hüten, darf auch nichts Oeliges oder Saures genossen haben, und wenn er den feierlichen Akt des Kostens beginnen will, nicht erhitzt sein. Am besten kostet sich's Vormittags und bei heiterem Wetter. Es ist eine ergötzliche Scene, wenn der Meister mit seinen Gesellen und mit den Fremden, die nichts von den Feinheiten der Weine verstehen, sich in den schön gewölbten Keller begibt, wo die Fässer in guter Ordnung still und feierlich neben einander liegen. Alles geht in gemessener Ordnung. Das Glas darf nicht angelaufen sein und der Meister behält es etwas in der warmen Hand, um den Wein verschlagen zu lassen. Erst werden die leichten, dann die schweren und süßen Weine gekostet; nach jedem Schluck wird der Mund mit Wasser ausgespült; nur etwas Semmel oder Brod wird zwischen hineingegessen, um die Zungennerven für den neuen Reiz wieder empfänglich zu machen. Prüfend wird das Glas gegen das Licht gehalten, um Glanz und Durchsichtigkeit des Trankes zu erforschen; vorsichtig wird es unter die Nase gehalten, um die „Blume“ zu riechen. Auch wohl auf die flache Hand werden einige Tropfen gegossen und stark gerieben; dann tritt der Geruch noch deutlicher hervor, namentlich wenn Branntwein oder Obstwein beigemischt ist. Die verschiedenen Mienen der Kenner und Nichtkenner, das geheimnißvolle Zwielicht des Kellers mit seinen vollen, so viel Genußreiches einschließenden Fässern geben ein Bild, an welchem sich schon mancher tüchtige Maler versucht hat.

Bei gutem Wetter und reicher Ernte ist die Weinlese stets ein hohes Freudenfest;

früher, wo man nicht so lange wartete, also auch wärmere Tage hatte, war des Schießens und Singens, der sprühenden Raketen und festlichen Aufzüge kein Ende am fröhlichen Rhein; jetzt, wo man mit gutem Grund das „Spätherbsten" eingeführt hat, da oft noch in den letzten 14 Tagen, wenn die Sonne nach kalten Nächten freundlich blickt, die Trauben bedeutend an Zuckersüße gewonnen, ist das Wetter nicht immer festlich und die Weinlaune droht einzufrieren; doch wie Anno 1857 schlägt der Jubel doch immer wieder durch, und wenigstens die „Herbstmucke" darf als glänzendes Schlußstück dem Feste nicht fehlen. Nach beendigter Lese wird nämlich der schmuckste Bursche und das hübscheste Mädchen auf das zum letzten Mal gefüllte Ladenfaß gesetzt; der Weingott und die Weingöttin sind mit Blumen und bunten Bändern geziert, von allen Winzern begleitet unter Gesang und Musik werden sie in's Dorf gefahren und dort wird getanzt und gezecht. Noch später als am Rhein wird auf der Hegyallya (dem „Untergebirge", in welchem Tokay mit den verschiedenen Ortschaften liegt, welche den „Tokayer-Wein" erzeugen) die Weinlese gehalten, und dort wird das Fest echt national. Aus dem Norden des Landes, selbst aus Galizien, strömen die Menschen schaarenweis herbei; das Getreide ist längst geerntet und da es nicht wie bei uns in den Scheunen gedroschen, sondern gleich auf den freiliegenden Tennen durch Pferde ausgetreten wird, so hat nun das Landvolk freie Zeit und sucht Beschäftigung in der Weinlese. Besonders zahlreich kommt das weibliche Geschlecht herzu, und man kann da Slowakinnen und Polinnen, Ungarn und Deutsche in buntem Gemisch untereinander handtiren sehen. Alle größeren Weinbergbesitzer, welche das übrige Jahr in Pesth oder Wien oder Preßburg ihren Wohnsitz haben, ziehen nun auf ihre Schlösser und Landhäuser der Hegyallya, von ihren Familien und eingeladenen guten Freunden begleitet. Auch viele fremde Weinkäufer finden sich ein, die Juden mit ihrem Schacher fehlen auch nicht, es ist wie eine Badezeit, wo Alles sich vergnügen will. Selbst Spielbanken werden errichtet und Bälle veranstaltet; dem gemeinen Volk spielen die Zigeuner den Rakocy-Marsch, und da jedes soviel Wein trinken kann, als es Lust hat, so ist der Jubel und die Lust groß genug.

In Tyrol geht's stiller zu, doch ladet der Bauer gern aus der Stadt die „Herren" ein, um seinen Most zu versuchen, und zur „Marende" wird dann gehörig gegessen und getrunken, von allen Sorten versucht, bis dann spät Abends die „Herren" etwas schwankenden Schrittes wieder der Stadt zuwandern. Auch in der Schweiz und am Bodensee ladet man Freunde und Verwandte gern zum „Wimmeln" ein; um Lindau sieht man manches Faß, das den frisch gekelterten Saft in die Keller bringt, mit einem Blumenstrauß im Spundloche daherfahren. Besonders spielt der „Suser" (Sauser — der im Gähren begriffene Wein) in jener Gegend wie auch im österreichischen Donauthal eine Rolle; dieser Sauser ist noch trübe, aber süß und angenehm zum trinken, und obwohl noch sehr jung, beweist er doch den Zechern, daß er schon bedeutende Kräfte hat und auch seinen Mann zu werfen versteht. Die Wein- und Obstpressen, welche durch eine Schraube sich drehen und den Saft auspressen, heißen in Tyrol und in der Schweiz „Torkeln" (vom Lat. torquere, drehen), davon schreibt sich auch jene Bezeichnung her, die selbst in Norddeutschland üblich ist, er „torkelt etwas".

Sogar der saure und schlechte Wein gibt noch zu lachen und fordert den Volkswitz heraus. Man denke nur an den „edeln" Grüneberger in Schlesien; wie hat sich daran die Laune und der Spott versucht! Wie fürchterlich ist der „Dreimännerwein", der nur genossen werden kann, wenn zwei Männer den Trinker halten und ein Dritter ihm den verhängnißvollen Trank in die Kehle gießt! Oder der „Strumpfwein", bei dessen bloßem Anblick schon die Löcher im Strumpf sich zusammenziehen! Der Bodenseewein war im Mittelalter berühmt, dann kam er in Verruf, und das Gewächs von Sipplingen verschlechterte sich so, daß der Volkswitz den Rath ertheilte: Wer des Abends Sipplinger getrunken habe, der müsse sich Nachts etliche Mal umwenden, sonst fresse die Säure die eine Seite des Magens durch! Der Rodberg bei Ettlingen an der Alb ist mit Reben besetzt,

aber wie bei so manchem Weinbau, wo bloß auf die Menge, nicht auf die Güte gesehen wird, ist auch hier eine Verschlechterung eingetreten, und so bildete sich das Sprüchwort: Die Ettlinger veredeln nichts, weil sie denken: „Wenn's nur Brühe gibt."

In neuester Zeit macht man aber manche Fehler wieder gut, denkt an Veredelung der Reben und bessere Pflege, und sieht ein, daß nur: wer gut sattelt auch gut reitet! So — um nur ein mir naheliegendes Beispiel anzuführen — haben die Bodensee-Anwohner in den letzten Jahrzehnten wieder gut gesattelt und reiten nun wieder vortrefflich. Während noch der launige Schriftsteller Weber in den „Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen" spöttisch vom Seeweine sang:

Wer wollt' mit dem vom Rheine wohl vertauschen
Den Wein vom Bodensee —
In seinem dürren Kretzer sich berauschen?
Da trinkt man lieber Thee!

sind jetzt die felsigen Ufer von Mersburg, die die volle Wirkung der Sonne genießen, ganz ausgezeichnet durch das edle Traubenblut, das sie erzeugen, ja manche Sorten des Mersburgers und von Salem, dem ehemaligen Reichsstift, kommen an Feuer und Süßigkeit dem Malaga nahe und könnten zu Dessert- (Nachtisch-) Weinen dienen. Ist doch selbst der verspottete Sipplinger durch gute Behandlung der Weinberge und Rebstöcke wieder zu Ehren gekommen!

IV.

Eine aus sachkundiger Feder geflossene Uebersicht der zur Verbesserung des Weinbaues in den großherzoglichen Fidei-Kommiß-Gütern am Bodensee getroffenen Maßregeln theilt Dr. J. Bader („das badische Land und Volk I im Anhange") mit, der wir Folgendes entnehmen.

Im Jahre 1830 gelangten die Herren Markgrafen Wilhelm und Maximilian in den Besitz der Fidei-Kommißherrschaften am Bodensee, und überkamen damit etwa 200 Morgen Rebenland. Markgraf Wilhelm, ein um die Landwirthschaft überhaupt sehr verdienter Fürst, erkannte sogleich die Nothwendigkeit einer Verbesserung des Weinbaues. Bisher war der Halbbau üblich gewesen, d. h. es bestand ein Vertrag mit den Rebleuten, wonach sie alle Arbeiten, zum Theil auch die Materiallieferungen besorgten, und dafür als Lohn die Hälfte des Ertrags empfingen. Der kurzsichtige Arbeiter trachtete nur nach einer großen Menge von Wein, eine bessere Qualität zu erzielen, schien ihm weniger gewinnreich. Dieß Verhältniß wurde zuerst aufgehoben.

Hierauf wurden die Reben in Bezug ihrer Lage nach der Weltgegend einer sorgfältigen Prüfung unterworfen. Da fand man Rebstücke, die an ganz nördlichen Bergabhängen lagen, andere, die in s. g. Mulden ausliefen, andere auf so feuchtem Grunde, daß man denselben nicht einmal zum Ackerfeld benutzt hätte. Alle solche Reben wurden entweder ausgehauen oder verkauft. Nur die Reben an südöstlichen bis südwestlichen Abhängen wurden beibehalten.

Der scharfe Blick des Markgrafen erkannte indeß auch an den gut gelegenen Reben noch manche Mängel. Nirgends war Regelmäßigkeit in der Anlage, um die größtmögliche Einwirkung der Sonnenstrahlen zu erzielen. Man hatte nur dahin getrachtet, so viel Rebstöcke als möglich auf die Fläche zu pflanzen, in der Meinung, dadurch auch den größten Ertrag zu erlangen. Die Stöcke wurden nun in gleiche, angemessene Entfernungen von einander, und in gerade, der Mittagslinie entsprechende Reihen verlegt. Hierdurch gewann man nicht bloß eine freiere Einwirkung der Luft und Sonne, sondern auch eine Erleichterung im Bau und Verhütung der Beschädigungen.

Ferner ward auch in der Erziehung und im Schnitt der Rebe eine Aenderung vorgenommen. Waren nach der älteren Ansicht recht hohe Rebstöcke und die an der Spitze desselben erzogenen Trauben der Stolz des Winzers, so

wurden nun die Tragruthen und Zapfen möglichst nahe am Boden angeschnitten und so auch die Frucht nahe am Stock erhalten. Hierdurch ward nicht bloß der Saft nahe zusammengehalten, auch die Einwirkung der Sonne auf die reifenden Trauben ward viel größer, die Zeitigung vollkommener.

Wenn man früher eilte, die Trauben zu schneiden, sobald die Witterung etwas rauher wurde und die Lese am Morgen begann und bis zum Abend fortsetzte, gleichviel ob's regnete oder die Sonne schien; so suchte man nun wo möglich bei Sonnenschein die Trauben zu schneiden und wartete mit der Lese, bis die Stielchen der Trauben braun und welk geworden. Die Mostwage zeigte, daß der später gewonnene Most bei Weitem zuckerhaltiger war.

Hatte man früher die Trauben ohne zu unterscheiden, ob sie von dieser oder jener Sorte, ob reif oder unreif seien, zusammen ausgekeltert, und sich begnügt, überhaupt nur Wein zu erhalten: so wurde nun angeordnet, die vier verschiedenen Traubensorten getrennt zu lesen und zu keltern, die verschiedenen Reifegrade sorgfältig zu berücksichtigen, und zwar so, daß zuerst die völlig reifen Trauben abgenommen und für sich gekeltert wurden, daß man hiernach die minder reifen Trauben einsammelte und endlich den aus jeder Abtheilung gewonnenen Wein auch im Keller getrennt hielt. Hierdurch gewann man einen weit vorzüglicheren Wein, dessen Werth weit den früheren Mischmasch überstieg.

Neben vielfachen Versuchen bezüglich der Erziehung der Reben, der Anwendung und Behandlung der Pfähle, der Düngung ꝛc. wurden aber auch solche mit der Einführung edlerer Rebsorten gemacht. Die Erfahrung lehrte, daß nur die bekannte Pflanzung der Reben an Pfählen, jedoch mit den oben angeführten Verbesserungen des Schnittes und der Oertlichkeit den bodenseeischen Weingärten am meisten entspricht, und daß für die Seegegend die so zu sagen einheimisch gewordene blaue Sylvaner-Rebe vor dem anderweit wohl feinen Wein liefernden Traminer-Riesling und den Krachmost-Reben*) entschieden den Vorzug verdient.

Ganz in ähnlicher Weise, wie es in Baden geschehen, ist auch in Würtemberg von Oben her dem Weinbau Förderung zu Theil geworden durch die Regierung des Königs Wilhelm, der, wie der gesammten Landwirthschaft, so auch der Rebenkultur sich eifrig annahm, und die königlichen Weinberge zu Musterweinbergen machte für das ganze Land. Der höhere Preis, mit welchem der Wein in den hofkammerlichen Weinbergen bezahlte wurde, reizte manchen, gegen alle Neuerungen von vornherein eingenommenen Weinbauer zur Nachahmung, während die größeren Weingutbesitzer sich schnell zu den nöthigen Verbesserungen entschlossen. Dann bildeten sich aber auch zwei Vereine in Stuttgart, nämlich „die Gesellschaft für Verbesserungen des Weines“ (im Jahr 1824) und der „Weinbauverein“ (im Jahr 1828) die nicht allein bessere Rebsorten in Umlauf setzten und billig vertheilten, sondern auch einzelne Weingärtner für ihren Zweck gewannen und in den besseren Lagen des Landes ganz neue Musterweinberge schufen.

Da wird nun mancher ehrliche Norddeutsche ausrufen: Ja, ihr habt gut reden in eurem wärmeren Süden und Südwesten, uns aber scheint keine so warme Sonne, wie euch, unsere Nebel sind dichter und unsere Herbste kürzer. Mag sein! Aber Thatsache ist auch, daß bei gewissenhafter Sortirung der Trauben und rechter Behandlung der Reben im verrufenen Grüneberg und Naumburg ein sehr edles Rebenblut auch in neuester Zeit gewonnen worden ist, daß der „Meißner“ auf der Münchener Ausstellung eine Ehrenerklärung erhalten und daß mancher Rheinländer einen Freiburger oder Naumburger Wein mit demselben Behagen verkostet hat, mit dem weiland Herzog Rudolph von

*) Eine Art Gutedel, aus dem Breisgau; reift Ende September, große Traube, runde weißgelbe Beere. Der Gutedel überhaupt heißt in Franken Junker, in Oestreich Muskateller.

Baiern den Wein der Ritter in Preußen trank, ohne daß man zwei handfeste Männer zum Festhalten des Trinkenden herbeiholen mußte. In schlechten Jahren mag das Verfahren des Dr. Gall, den im Wein fehlenden Zuckerstoff durch Zusatz von so und so viel Pfund Zucker und so auf künstliche Weise die fehlende Kraft zur Gährung und zum Geist zu ersetzen, nicht ganz von der Hand zu weisen sein; aber vor allen Dingen müssen die Weinbauern stets dahin streben, in ihren Trauben so viel Zuckerstoff zu gewinnen, als es das nordische Klima irgend verstattet. Und dieses Klima verstattet immer noch mehr, als viele glauben!

Leider ist Deutschland, die „gesegnete Mitte" von Europa, allzuoft der Tummelplatz der Kriege gewesen und dadurch in seinem Weinbau arg gestört worden. Am verderblichsten wirkte wohl der dreißigjährige Krieg, der weite Landstrecken des fruchtbarsten Landes in eine Wüste verwandelte; im Neckarthale, im fruchtbaren Bezirk der Stadt Heilbronn, z. B., war drei Stunden weit kein Obstbaum und Rebstock mehr zu finden. Wie haben die Franzosen unter den Generalen des despotischen vierzehnten Ludwig die blühende Pfalz verwüstet! Alle die fremden Kriegsvölker, welche im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert das deutsche Land überschwemmten, brachten weindurstige Kehlen mit, und um sie zu befriedigen, sah man nur darauf, eine gehörige Menge in Bereitschaft zu haben, und pflanzte die gemeinsten Rebstöcke, die am meisten Saft gaben, mochte dieser sein, wie er wollte. So verschwand auch in den Kriegsjahren von 1790—1815 bei Feldkirch in Vorarlberg und in Vaduz im Liechtensteinischen — das jetzt wieder mit seinem Wein zu Ehren kommt, manche edle Rebe, und die schlechteren wurden enggeschlossen gepflanzt, und wenn die Menge des Saftes noch nicht groß genug war, half man mit reichlichem Dünger nach. Auch darin kann man's übertreiben, und der Priester Weizenegger hatte Recht, wenn er sagte: „Der Weinstock und ein Hund gleichen sich in vielen Dingen, gibt man diesem zu gute Nahrung und läßt ihn auf der faulen Haut unter dem warmen Ofen liegen, so wird er träge, fett, schäbig und leistet keine Dienste mehr; füttert man ihn nicht, erhält er nur Schläge und Rippenstöße, so wird er treulos, gegen den Herrn, feindlich und läuft davon. Die Anwendung mag sich ein Rebenbesitzer selbst machen.

Dies und Das.

Bezahlt. Voltaire, — vielleicht habt ihr schon von ihm gehört, — ein Franzose von Geburt, war seines Zeichens ein Gelehrter und Versemacher, und dabei ein Spötter über alles Hohe und Heilige, item ein Lästerer, Ränkeschmied und Grobian erster Sorte.

Und weil er sich trotzdem der besondern Gnade des damaligen Königs von Preußen, Friedrich des Zweiten, zu erfreuen hatte, — denn der Geschmack ist oft ein gar absonderlicher, — pochte der Franzose erst recht auf und verachtete in seiner grenzenlosen Hoffahrt und Eitelkeit anderer ehrlicher Leute Kinder. Doch — „für jedes ungezogene Bürschlein wächst eine Ruthe im Busch" — sagen die Leute bei mir zu Lande, und was das sagen will, sollt ihr sogleich aus dem nachfolgenden Geschichtchen erfahren.

Eines Tages war große königliche Tafel in Potsdam und versteht sich, der französische Possenreißer war auch dabei. Ein Page des Königs, ein ehrliches pommersches Blut, hatte die Aufwartung mit, und beim Auftragen einer neuen Schüssel stieß er unversehens mit dem Ellenbogen in Voltaires gewaltige Perrücke, daß der Puder wie eine dichte Staubwolke umherflog und den Inhaber auf eine ganze Weile unsichtbar machte.

Ein schallendes Gelächter erhob sich und dazwischen raisonnirte und schimpfte Voltaire wie ein Rohrsperling. Der König, darüber aufmerksam geworden, fragte von der andern Tafelseite her: „Was giebt's denn?" und Voltaire versetzte beißend, mit der ihm eignen Schärfe: „Sire, ich befand mich eben in den Klauen eines pommerschen Thieres." — Dem König mißfiel die unpassende Antwort, aber dem Pagen mit echt pommerschem Herzen in der Brust, dem die liebe Heimath und seine und seiner Landsleute Ehre über Alles ging, jagte sie fiebernd das Blut zu Kopfe. „Warte nur, alter verräucherter Perrückenstock," dachte er nach dem ersten

Sturmwetter, „dich bezahle ich, und an die Klauen des pommerschen Thieres sollst du Zeit deines Lebens gedenken!" —

Und das machte sich denn auch, das „Bezahlen" nämlich, und noch eher, als es der Page erwartet hatte; indessen wenn man einem den Buckel gerben will, der Stock dazu ist bald gefunden.

Auf einer Reise durch Westphalen war's, auf der Voltaire und der Page sich im Gefolge des Königs befanden. Auf einer Station, wo länger wie gewöhnlich angehalten wurde, befahl der so schwer gekränkte Pommer den umstehenden Bauern, schnell Hacken, Flegel, Knittel und Heugabeln zu holen und den nächstkommenden Wagen damit zu umstellen, weil sich darin der alte Leibaffe des Königs befände. Aergern, necken, zwicken und picken könnten sie die wilde Bestie nach Herzenslust, aber sie sollten sie nur um keinen Preis entspringen lassen.

Natürlich, daß sich die einfachen und derben westphälischen Bauern so etwas nicht zweimal sagen ließen, und kaum, daß der Page mit dem König wieder abgefahren war, umringten sie den heranrollenden Wagen Voltaires, aus dem des Franzosen grundhäßliches Gesicht sah, und alle riefen: „Kiek, kiek, dat is de Ape von dem Küning; jo, jo, hei is het, kiek mal!" und dabei hielten sie ihm ihre Hacken, Flegel, Knittel und Heugabeln entgegen und zerrten, neckten und malträtirten den vermeintlichen Leibaffen, daß Voltaire in die größte Wuth gerieth.

Aber je ungestümer und verzerrter er sich geberdete, desto handgreiflicher und unverschämter wurden die Bauern. Voltaire schimpfte, fluchte und wetterte auf französisch, die ausgelassenen Bauern auf gut westphälisch, und die ruhigen unter ihnen stellten sinnige Betrachtungen an, wie doch so eine Bestie immer noch große Aehnlichkeit mit einem Menschen habe.

Schweißtriefend und halbtodt vor Schrecken, Aerger, Zorn und Wuth, wurde Mosje Voltaire endlich von einem königlichen Bedienten aus seiner verdammt bösen Lage befreit. — „Was will er für Genugthuung?" fragte der König Voltaire, der sich über den Urheber des abscheulichen Auftritts bitter beklagte. „Zu allen Teufeln mit dem fatalen Pommer!" rief Voltaire zornig. „Gut, das soll geschehen!" antwortete der König, und sich zu dem nebenstehenden verklagten Pagen wendend, sprach er: „Er ist Lieutenant bei den schwarzen Husaren!" —

Der Bumerang der wilden Australier. Die wilden Eingebornen Australiens stehen sehr tief auf der Stufenleiter menschlicher Ausbildung und Gesittung; dennoch besitzen sie Werkzeuge der Jagd und des Kampfes, die nicht nur außerordentlich schön und gut gearbeitet sind, sondern mit denen sie auch fast unglaubliche Wirkungen hervorbringen können und deren Anwendung für Augenmaß und Gewandtheit Beweise ablegen, die uns hochmüthige Europäer in eine nicht geringe Verwunderung versetzen. Unter diesem Jagd- und Kriegsgeräthe verdient der Bumerang oder auch Kilie genannt, vorzugsweise unsere Beachtung. Er wird aus dem allerhärtesten Holze gemacht und es eignet sich dazu vorzüglich eine sehr harte Art von Mahagoniholz. Der Bumerang hat die Form eines Halbmondes, ist von einer seiner scharfen Spitzen bis zur andern 15 Zoll lang und 2 Zoll breit. Nach Innen ist er messerscharf, der Rücken dieser sichelartigen Schneide ist rundlich. Dieß an und für sich nicht eben gefährlich scheinende Werkzeug ist in der Hand dieser Wilden eine Waffe, von deren entsetzlichen Wirkungen man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Sie wissen den Bumerang zu werfen, wie sie wollen, und selbst um eine Ecke, um einen Baum, hinter dem ihr Opfer Schutz sucht, werfen sie ihn mit der Sicherheit der Wirkung, daß man ihm nicht entgehen kann. Seine wirbelnde Bewegung im Fluge, den ihm der Wurf des Wilden gibt, läßt das Ziel, dem er zufliegen soll, kaum errathen, kaum ihm ausweichen, weil man es eben nicht errathen kann, wohin er gezielt ist. Die Geschicklichkeit und Sicherheit der Wilden im Gebrauche des Bumerang ist unglaublich. Fliegt ein Flug Vögel daher, von denen er einige zu haben wünscht, so wartet der Wilde seinen Zeitpunkt ab, bis sie die rechte Entfernung haben. Nun wirft er seinen Bumerang, 10 bis 12 Fuß von sich entfernt, mit fürchterlicher Gewalt zur Erde — und — pfeilschnell stürzt er wirbelnd in die Höhe und zwar so hoch, daß ihn das Auge nicht mehr sehen kann; im Herabfahren aber erreicht er sicher den Flug der Vögel und tödtet sicher einige, die er mit herabbringt. Hier ist indessen der augenfällige, sichere Erfolg nicht so erstaunenswerth, als wenn der Wilde seinen Bumerang in gleicher Weise zur Erde schleudert und er wirbelnd rechts oder links, in beliebiger Höhe hinausfliegt, und seinen Feind mit sicherer Vorausbeurtheilung der Raumentfernung, tödtlich treffend niederwirft! Der Flug des Bumerang ist so unglaublich schnell, daß es, ihm aus dem Wege zu gehen, ganz unmöglich ist. Sie selbst, welche an diese Waffe gewöhnt sind, die dem Pfeile, dem Wurfspeer mit großer Gewandtheit ausweichen, wenn er auf sie gerichtet, daherfliegt, sind nicht im Stande, dem Bumerang auszuweichen, der sie sicher tödtlich trifft. Oft verrechnet sich wohl auch der Schleuderer des Bumerang. Er fliegt, abprallend an einem harten Gegenstande, mit erneuter Kraft zurück, er selbst muß sich schnell flach auf die Erde werfen, um nicht den Tod von der eignen Waffe zu empfangen. Der Wilde kennt den Werth seines Bumerang; darum trägt er ihn stets in der Hand und es ist das erste Spielwerk des Knaben, damit er im Wurfe sicher und gewandt werde.

Der Kaiserspaß.

Von Gustav Nieritz.

1. Das Katzenclavier.

„Sie müssen hier bei dem letzten Viertel einfallen, lieber Seidel!“ sprach ein junges, hübsches Mädchen, welches neben einem gleichfalls jungen und hübschen Mann am Clavier saß und jetzt im Spiel innehielt. „Sie haben sich verzählt“ — fuhr sie lächelnd fort — „muß die Schülerin ihren Meister hofmeistern?“

„Verzeihen Sie“ — erwiederte Seidel zerstreut — „ich war in Gedanken und davon trägt diese Katze die Schuld, welche ihre Krallen auf meine Kniee legte und —“

„Ach!“ unterbrach ihn das Mädchen lebhaft — „es ist unser Kater Murr, der sich hereingeschlichen hat und Ihnen seine Liebkosungen erweist. Gewiß erkennt er in Ihnen einen Freund seines Geschlechts. Nicht so? Sie lieben die **Katzen**?“

„Lieben?“ versetzte Seidel mit einer Miene, welche das Gegentheil verrieth — „hm! eigentlich liebe ich nur Menschen und darunter wiederum vorzugsweise diejenigen, welche meinem Herzen nahe stehen“.

Ein Blick voll Feuer aus den dunkeln Augen des jungen Mannes sagte nicht undeutlich, daß derselbe seine Mitspielerin, obgleich diese rechts neben ihm saß, dennoch zu den Nächsten seines Herzens zählte, welches bekanntlich die linke Seite im Menschen einnimmt. Der Flammenblick sprach so deutlich, daß Gabriele leicht erröthete und ihre Verlegenheit dadurch zu verbergen strebte, daß sie den Kater mit liebkosender Stimme an sich lockte. Das Thier zog seine Krallen aus dem schwarzen Plüsch der Hosen Seidels und sprang mit einem Satze auf die Tasten des Claviers, die nun unharmonisch erklangen. Gabriele streichelte mit ihrer weichen, kleinen Hand den Kater, welcher einen krummen Rücken machte, mit seinem ansehnlichen Schweif wedelte und dabei den Schnurrlaut eines Spinnrades hören ließ.

„Sahen Sie schon einen größeren und schöneren Cyperkater?“ fragte Gabriele ihren Nachbar. Ein Prachtthier ist's, und dabei ohne alle Tücke und Falschheit, die man sonst den Katzen vorwirft. Ueberhaupt darf ich mich rühmen, daß fast alle **Katzen**, die ich besessen habe, die vorzüglichsten ihres Geschlechts gewesen sind. Murr's Vorgängerin, eine dreifarbige Kieze, meine vielbeweinte Regia, verleugnete dergestalt die Natur ihres Geschlechts, daß sie niemals genascht, gekratzt oder eine andere Katzenuntugend bewiesen hat. Und mein Murr hier tritt in Regia's Fußtapfen“.

Starr heftete Seidel seinen Blick auf seine Kniee, wo die eben gerühmten Fußtapfen oder vielmehr Krallen Murr's sehr sichtbare Eindrücke in dem theuern Plüsch zurückgelassen hatten. Gabriele jedoch übersah diese stumme Sprache und da sie bemerkte, daß ihr Nachbar immer weiter von dem Kater hinwegrückte und seine Hände von dem Clavier zurückzog, so fragte sie:

„Sie fürchten sich doch nicht vor meinem Murr? Oder können Sie die Katzen nicht leiden? Sie machen ja ein Gesicht, wie wenn Murr ein Gespenst oder eine giftige Schlange wäre!“

„Ich kann's nicht leugnen —“ antwortete Seidel stockend — „daß mir die Gegenwart einer Katze eine unerklärliche Unruhe, ja eine wahre Herzbeklemmung verursacht. Es ist das ein Erbstück von meinem Vater, dem schon der Anblick einer Katze das Haar auf dem Kopfe emporsträuben machte.“

„Mein Glück —“ sprach Gabriele — „daß ich nicht Ihre Mutter oder Schwester bin. Wer mich einmal zur Frau haben will, muß auch meine Katzen-

vorliebe mit in den Kauf nehmen. Aber jetzt will ich Sie von dem Gegenstand Ihrer Furcht erlösen. Komm', Murr!"

Sie entließ das Thier aus dem Zimmer. Während dem untersuchte Seidel genauer die Krallenspuren auf seinen Knieen. Voll stillen Ingrimms ballte er seine Faust.

„Hin ist der schöne Plüsch sammt der theuren Hose!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Verdammtes Thier, das ich gleich erdrosseln könnte!"

Auf dem Heimwege fuhr Seidel mit Sprechen fort: „Gabriele ist schön, ist gut, wohlhabend und, wie ich mir schmeicheln darf, mir gewogen. Aber ihre Katzenliebe droht als ein fürchterliches Gespenst zwischen unsere nähere Verbindung zu treten. Was würde mein guter Vater sagen, wenn ich ihm eine Katzenfreundin als Schwiegertochter zuführte? Was meine liebe Mutter, wenn alle Stuhl- und Sopha-Ueberzüge eben so von Katzenkrallen zerfleischt würden wie meine Plüschhosen? Hätte ich doch meinen Frack nicht angezogen! Was müssen die Leute von mir denken, wenn sie auf meinen Knieen so vier kleine Löcher gerissen erblicken! Himmel! da kommt mein Chef, der Hofrath von Spiegel! Wohin mich flüchten?

Seidel zog rasch sein Taschentuch heraus und hielt es vor sein Antlitz.

„He! Seidel! Seidel! so stehen Sie doch! Sehen Sie nicht, daß ich mit Ihnen sprechen will?"

Dieser Zuruf des Hofraths zwang den jungen Mann, sein versuchtes Incognito aufzugeben, denn dieser bekleidete in der Hofkämmerei einen untergeordneten Posten und durfte darum dem vielgeltenden Hofrath nicht vor den Kopf stoßen.

„Sie kommen mir wie gerufen in den Weg —" fuhr der Hofrath fort, als Seidel mit gezogenem Hute vor ihm stand — „Springen Sie sogleich nach Hause und sagen Ihrem Vater, daß ich dringendst mit ihm sprechen muß. Es betrifft eine Sache von der größten Wichtigkeit, denn — der Kaiser selbst ist dabei betheiligt. Also: Eile! Eile!"

Da diese Erzählung in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt, so war der erwähnte Kaiser kein anderer, als Joseph II., damals noch deutscher oder römischer Kaiser.

Vor Diensteifer vergaß Seidel seiner Plüschschäden und eilte zu seinem Vater, dem kaiserlichen Hoforganisten, den der Hofrath von Spiegel später überaus herablassend empfing.

„Lieber Hoforganist —" hob der Hofrath freundlich an — wir bedürfen Ihres Raths und Beistands in einer höchst wichtigen Angelegenheit. Sie wissen, daß unser allergnädigster Herr und Kaiser ein eben so guter Sohn als der beste Herrscher ist. Unablässig steht sein dankbarer Kindessinn dahin gerichtet, seiner erhabenen Mutter, der Kaiserin Wittwe, eine unverhoffte Freude oder wenigstens eine Zerstreuung immer neuer Art zu bereiten. Besonders erfinderisch zeigt sich unser allerhöchster Herr bei der mütterlichen Geburtstagsfeier. In einer nächtlich schlaflosen Stunde hat der Kaiser das mark- und beindurchdringende Duett zweier Katzen unter seinen Fenstern vernommen und dasselbe ihn auf die Idee geführt, durch ein Dutzend eingestimmter Katzen oder mehr ein Concert eigener Art zu vermitteln, um solches an dem Geburtstage der Kaiserin Mutter in Ausführung bringen zu lassen. Durch des Kaisers Generaladjutant, den Fürsten Estherhazy, ist dieser höchst originelle Gedanke dem Oberhofmarschall mitgetheilt worden, der sich wiederum deßhalb an mich gewendet hat, damit die Sache unverweilt in Angriff genommen werde. Da Ihr Sohn in meiner Kanzlei arbeitet, so richtete ich ganz natürlich mein Augenmerk sofort auf Sie, der Sie mir als geschickter Organist, Clavierspieler und Componist rühmlich bekannt sind. Verfolgen, bilden Sie die kaiserliche Idee weiter aus, ermöglichen Sie deren zweckmäßige Ausführung und theilen Sie mir deßhalb baldigst Ihren deßfallsigen Entwurf mit. Wir haben noch sieben Wochen bis zum Geburtstage der Kaiserin-Mutter. Ver-

herrlichen Sie dessen Feier durch Ihre Kunst und ein reicher Lohn kann Ihnen nicht entgehen, denn der Kaiser ist die Großmuth selbst. Eine hübsche Gehaltszulage, eine goldene, mit Kremnitzern gefüllte Dose, ein höherer, taxfrei verliehener Titel, die Beförderung Ihres Sohnes — dieß die frohen Aussichten, welche ich Ihnen eröffnen darf. In einigen Tagen erwarte ich Ihren ausgearbeiteten Plan."

Der Hoforganist, der während des Hofraths langer Anrede bald roth, bald blaß geworden war und dem die Schweißperlen der Seelenangst unter der Perücke hervortraten, verbeugte sich stumm, aber bejahend. Des Hofraths Wohnung verlassend, sprach er voll Zerknirschung zu sich selbst:

„Katzen!! Katzenconcert!!! Unter den Millionen Dingen, welche die Erde enthält, muß gerade dasjenige auserwählt werden, das mich zur Verzweiflung treiben kann! Katzen! hu! brrrr! Stets war ich der Meinung, daß nicht eine Schlange es war, welche unsere Mutter Eva zum Apfelbiß verführte, sondern eine näschige Katze, die darum noch immer das Lieblingsthier des Weibes ist. Katzen! Zur edeln Musik, der erhabenen Tochter des Himmels, sie zu verwenden! Welch' ein verruchter Ged — halt, Seidel! Begehe keinen Hochverrath! Des Kaisers Majestät ist's, welche diesem Katzengedanken das Dasein gegeben hat. Der Kaiser, dieser liebe, leutselige und gütige Herr ist's, der da will, daß du dich mit den Katzen befreunden sollst. Wiederhole das Wort „Katzen" tausendmal, armer Hoforganist, und es wird seinen Klang an Schrecklichkeit verlieren. Vielleicht geht es eben so, wenn du mit den Katzen selbst zu thun bekommst. Geht nicht Herrendienst vor Gottesdienst? Ist Gehorsam nicht die erste Unterthanenpflicht? Katzen! Katzen! Katzen!"

Nachdem Seidel einen ganzen Tag in sein Zimmer sich eingeschlossen und zwei Nächte schlaflos verlebt hatte, begab er sich zum Hofrath von Spiegel, demselben seinen Entwurf über die Ausführungsweise des Katzenconcerts mitzutheilen.

„Sie sind der Mann, wie ich ihn mir gedacht habe —" lobte der Hofrath, nachdem er den Hoforganisten bis zu Ende angehört hatte. — „So wird, so muß es gehen! Schrecken Sie vor keiner Schwierigkeit zurück; die kaiserliche Gnade wiegt sie alle auf. Scheuen Sie keine Kosten! Der kaiserliche Seckel ist groß genug, um auch die theuersten Concerte zu Stande zu bringen."

Von nun an begann der ältere Seidel ein geheimnißvolles Treiben, wozu er das entlegenste Zimmer seiner Wohnung benutzte. Fast jeden Tag und gewöhnlich um die dunkle Abendzeit erschien bei ihm ein Mann, welcher einen Sack von grober, grüner Leinwand mit sich trug, dessen Inhalt ein lebendiger zu sein schien und nicht selten unheimliche Töne zu hören gab. Noch ungleich lautere und öftere Schreie vernahm man aus dem geheimnißvollen Zimmer, aus welchem der Hoforganist gewöhnlich mit bekümmerter oder unwilliger Miene, ja selbst mit hellen Tropfen des Angstschweißes auf der Stirne herauskam. Den Seinen hatte er die strengste Geheimhaltung seiner Aufgabe, wie deren Ausführung anbefohlen. Solches war auch nothwendig; denn nicht lange, so beklagten sich immer mehr und mehr und mehr Nachbarn der Seidel'schen Wohnung, daß ein Katzendieb ihnen diese unentbehrlichen Hausthiere entwende. Unter denselben befanden sich die gehätschelten Lieblinge alter Jungfern, welche deren Verlust in den öffentlichen Blättern anzeigten und ansehnliche Belohnungen auf ihre Rückgabe setzten. Zuweilen fanden sich einzelne von den verschwundenen Thieren wieder in ihren alten Wohnungen ein, bezeigten sich aber dann ungewöhnlich scheu und wild.

Einigemal ereignete sich's, daß der Hoforganist durch ein vielstimmiges, jedoch unharmonisches Katzenconcert in der Nacht aufgeweckt wurde, welches aus jenem verrufenen Zimmer laut genug, um Menschen rasend zu machen, ertönte. Darauf sprang der erzürnte Kapellmeister von seinem Dornenlager auf, und brachte mit seinem Taktirstocke die vorlauten Musiker wieder zum Schweigen.

Der junge Seidel, dessen Widerwille gegen die Katzen dem Leser bereits bekannt ist, hielt sich fern von dem väterlichen Treiben, ja er mied sogar die

Nähe seines Vaters, weil er sich einbildete, daß dieselbe eine Katzenatmosphäre um sich verbreite. Gegen seine Mutter hatte der junge Mann sogar schon geäußert, wie er nächstens eine andere Wohnung zu beziehen gedenke, weil ihm die älterliche durch die vielen Katzen verpestet erscheine. Um so mehr erschrack er, als der Hoforganist eines Tages zu ihm anhob: „Leopold, ich kann dir nicht helfen — du mußt mir einmal Beistand leisten bei der mir gestellten schweren Aufgabe. Ich kenne zwar deine Abneigung gegen die Katzen, die aber nicht größer sein kann als die meinige. Dennoch habe ich jene und mich überwunden und dabei erfahren, daß dem ernsten Willen des Menschen Alles möglich ist. Auch du wirst dasselbe können, wenn du bedenkst, wie sauer du mir und deiner Mutter geworden bist, welche Mühen, Arbeiten und Entbehrungen deine Auferziehung uns gekostet hat. Also komm und begleite mich in das Katzenzimmer, wo ich deiner Hülfe bedarf."

Leopold war ein zu guter und gehorsamer Sohn, als daß er hätte dem väterlichen Ansinnen den kleinsten Widerspruch entgegensetzen können. Mit denselben Gefühlen, welche der erste Krebsesser zu besiegen gehabt haben mochte, folgte er seinem Vater in das von ihm noch nicht betretene Katzenzimmer. Hier zeigte sich ihm ein Anblick von sonderbarer Art. Aus einem breiten, durch Scheidewäde in 15 schmale Abtheilungen gesonderten Kasten, dessen vordere und hintere Seite vergittert und demnach offen war, glühten 28 feurige Katzenaugen dem jungen Manne entgegen, ein stiller Gruß, der ihm die Gänsehaut überlaufen machte. Zugleich erhob sich ein vielstimmiges Schnurren und Zischen aus den Katzenkehlen, welches die Stelle der Sprache vertrat. Durch die hintere Gitteröffnung jeder Zelle streckte sich nothgedrungen der Schweif jedes vierbeinigen Gefangenen lang heraus, welcher mehr oder minder in wedelnder Bewegung war. Jedem Schweife war ein Papierstück angeheftet, das einen Buchstaben verzeichnet trug.

„Sieh hier mein Sohn, den Gegenstand meiner unablässigen Sorge, Qual und Anstrengung —" begann der Hoforganist mit Pathos. „Du erblickst hier 14 Katzen und Kater, deren Stimmhöhe und Tiefe zu erforschen mir wochenlange Mühe gekostet hat. Nachdem ich hundert Katzen geprüft und wieder entlassen, habe ich endlich zwei Octaven in G-dur herausgefunden, an welchen mir nur noch der tiefste Ton, das bloße oder ungestrichene g fehlt. Deine Aufgabe soll jetzt sein, mir nochmals die Katzenstimmen prüfen zu helfen, weil ich, allein auf mein Urtheil bisher beschränkt, möglicherweise mich geirrt haben könnte. Tritt zum Clavier, Leopold, und gib das ungestrichene a an. Ich werde mein Katzen-a durch einen Knipp in den Schweif ertönen machen, um es mit dem deinen zu vergleichen."

Mit dem a des Claviers fast zugleich erklang das des geknippenen Katers.

„Es trifft!" rief Leopold aus.

„Das freut mich sehr —" entgegnete der Hoforganist. „Weiter! Wie findest du das h?"

„Etwas unrein —" erwiederte der Sohn. „Das Ihrige differirt gegen das meinige um einen Viertelton — bald höher, bald tiefer."

„Potz!" sprach Seidel — „wenn es nicht mehr austrägt! Mit Katzenstimmen darf man nicht so heikelig sein. Weiter!"

„Das ist nicht c, sondern dis!" sagte Leopold — „hören Sie nur mein c dagegen!"

„Die malitiöse Bestie!" schimpfte der Vater — „ich muß sie so lange kneipen, bis sie das richtige c angibt."

Aber das gemarterte Thier schrie vor Schmerz in Tönen, welche kein Clavier besitzt.

„So geht mir's jeden Tag!" klagte Seidel, sein Kneipen einstellend. „Wenn ich denke, einmal die richtigen Tonleiter beisammen zu haben, so machen mir die Katzenbestien wieder einen Strich durch die Rechnung. Wie viel Angstschweiß

und Flüche der kaiserliche Spaß mir schon ausgepreßt hat! Sieh, Leopold! ich baue noch meine Hoffnung auf die Claviatur, welche der Hofinstrumentenmacher für mein Katzenclavier in einigen Tagen fertig machen will. Durch deren Tasten wird ein gleichmäßiger Druck oder Knipp auf die Katzenschweife erzielt, welcher auch hoffentlich einen sich gleichbleibenden Ton erzeugen wird. Weiter!"

Es gab in der Katzentonleiter noch Manches zu wünschen, jedoch war der Hoforganist mit deren Prüfung nicht ganz unzufrieden. Die größte Sorge machten ihm das zweigestrichene, hohe fis und das noch fehlende ungestrichene g.

„Ohne das Letztere —" sprach er — „bleibt meine Scala unvollkommen. Wo aber einen Kater auffinden, welcher der Ahnherr meines Katzenbasses werden könnte? Urban, mein Bälgetreter und Katzenlieferant, hat sich bis jetzt vergeblich bemüht, das erforderliche Exemplar zu entdecken."

„Hm!" sagte Leopold — „ich wüßte wohl einen Kater, dem ich das ungestrichene g zutraue. Allein derselbe ist unerreichbar oder vielmehr unergreifbar."

„Wenn es unserm Kaiser gilt?" rief der Vater aus. „Man wird nöthigenfalls die Bestie von Kater mit Silber aufwiegen!"

„Und doch nicht bekommen!" erwiederte Leopold. „Denn er gehört Gabrielen und diese hat mir rund herausgesagt, daß, wer sie besitzen wolle, auch ihren Kater zugleich mitnehmen müsse."

„Nun, das paßt ja herrlich!" rief der Vater aus. „Du nimmst Gabriele zur Frau und ich ihren Kater zu meinem Katzenclavier. Wie lang oder kurz wird es dauern, daß der Kaiser einen Gefallen an der Katzenmusik findet — die ganze Geschichte soll ja nur eine Geburtstagüberraschung bezwecken — und dann geben wir sämmtlichen Katzen die Freiheit und Gabrielen ihren Kater wieder."

„Mich aber lassen Sie dabei aus dem Spiele —" bat Leopold — „denn erführe Gabriele jemals meine Betheiligung an dem Katerraube, so wäre es aus mit meiner Brautwerbung."

„Sorge dich nicht —" antwortete der Hoforganist — „mein Urban steht vor dem Riß."

„Meine zwei Octaven sind vollzählig!" jubelte Seidel nach zwei Tagen seinem Sohne heimlich zu. „Gabrielens Murr singt das ungestrichene g in einer überraschenden Reinheit. Das danke ich dir!"

Gabrielens Klagen um den Verlust ihres Katers nicht mit anhören zu müssen, vermied Leopold deren Wohnung und das vierhändige Clavierspiel mit ihr. Um so betroffener war er, als die reiche Bäckerstochter eines Nachmittags selbst in die Wohnung des Hoforganisten kam und ihren Verehrer mit den hastigen Worten anredete:

„Warum haben Sie unser Clavierspiel ausgesetzt? Ach, ich hatte Ihnen so viel zu klagen! Denken Sie nur" — Gabrielen's Stimme wurde weinerlich — „man hat mir meinen Murr gestohlen, wohl gar geschlachtet um seines schönen Felles willen oder aus abscheulicher Bosheit. Zwanzig Gulden Belohnung habe ich auf seine Wiedererlangung gesetzt, und wäre er noch am Leben, so zöge diese Summe gewiß."

„Ich erstarre!" — versetzte Leopold mit verstellter Trauer. „O kommen Sie näher, Gabriele! Meine Mutter und Schwester werden Sie zu trösten versuchen."

Indem Gabriele dieser Einladung Folge leistete, ertönte plötzlich von dem Ende des langen Ganges her eine tiefe, laut vernehmliche Katzenstimme.

„Himmel!" rief Gabriele wie electrisirt aus — „das ist meines Murr's Stimme!" Und sie drängte ungestüm ihren bestürzten Bewerber abseits, welcher ihr den Weg zum Katzenzimmer vertreten wollte. Murr's forttönende Stimme ward ihr zum Leitstern und in der nächsten Minute schon stand sie auf der Schwelle des geöffneten Katzenzimmers, wo ihr erstaunter Blick eine Schaar Katzen erkannte, welche aus des Hoforganisten Händen ein leckeres Mahl empfingen.

In einem solchen und in der Freilassung aus ihren engen Zellen bestand jedesmal die Belohnung der Katzen für eine gelungene Musikprobe.

Gabriele aber baute jetzt mehr auf den Ton ihrer Stimme als auf ihr Gesicht, welches nicht sogleich den Gegenstand ihrer Sehnsucht unter der Katzenschaar entdeckte. „Murr! Murr! Murr!" lockte sie voll tiefer, innerer Bewegung, ja fast schluchzend vor Wehmuth und Freude. Auf diesen Ruf sonderten sich drei Kater, ein pechschwarzer, ein cypergrauer und ein dreifarbiger von den übrigen Vierbeinlern ab, näherten sich der Jungfrau und strichen liebkosend ihre Köpfe gegen deren Kniee.

Gabriele kauerte nieder, musterte mit schnellen, verschwimmenden Blicken die drei angeblichen Murr's, streichelte abwechselnd jedem den Nacken und rief dann schmerzvergehend aus:

„Der rechte Murr — mein Murr ist nicht darunter! Murr! Murr! Murr! wo bist du?"

Der große, schwarze Kater antwortete hierauf mit dem ungestrichenen g und streckte seine Krallen auf dem Kleide Gabrielen's aus, daß dessen Seidenstoff nicht minder prasselte als neulich Leopold's theurer Plüsch.

„Wärest du nicht schwarz" — klagte Gabriele — „so würde ich dich für meinen Murr anerkennen. Du bist wohl eben so groß wie er, deine Stimme gleicht der seinen, so auch deine Weise des Liebkosens. Aber nein, mein Murr bist du dennoch nicht!" Und sie streichelte wiederholt das jetzt schnurrende Thier.

„Sie werden sich beschmutzen" — bemerkte der Hoforganist voll Unruhe, weil er sah, daß unter dem Streicheln des Katers Gabrielen's innere Handfläche sich zu schwärzen begann. „Das Thier härt sich."

„Wozu aber —" fragte Gabriele, neugierig noch selbst unter der oben erlebten, bitteren Täuschung — haben Sie diese Menge Katzen hier beisammen?"

„Nur aus Liebe zu Ihnen, theure Gabriele!" antwortete Leopold mit Feuer. „Um Ihnen angenehm zu werden, haben wir beide, mein Vater und ich, die uns angeborne Abneigung gegen das Katzengeschlecht zu überwinden gestrebt und deßhalb uns an dasselbe nach und nach zu gewöhnen gesucht. Aus diesem Grunde nur sind diese Thiere hier."

„Zu welchem Zwecke —" forschte Gabriele weiter — „trägt jede Katze einen Papierstreifen am Schweife und einen Buchstaben darauf. Da erblicke ich denselben Buchstaben zweimal, nur mit dem Unterschiede, daß dem Einen ein Strich beigefügt ist."

„Wir haben die Katzen nur gemiethet —" erklärte Leopold — „und sie darum auf diese Weise gezeichnet, um sie später unvertauscht ihren Eigenthümern wieder zurückgeben zu können. „Beseitigen Sie —" raunte der Sohn seinem Vater zu — „die beiden fis, sonst merkt Gabriele Unrath."

„Wozu endlich dieser Kasten mit den vielen Fächern?" fuhr Gabriele mit Fragen fort. „Die armen Thiere werden doch nicht etwa hineingesperrt?"

„Nur des Nachts —" stammelte Leopold — „um die nächtlichen Kämpfe und Musiken zu verhindern, welche die ganze Nachbarschaft in Allarm versetzen würden. Es versteht sich, daß jedes Thier ein weiches Kissen zur Unterlage bekommt. Ach, Gabriele! werden Sie aus dem hier Gesehenen die Größe meiner Liebe gegen Sie ermessen und mir endlich ein Wort der Hoffnung auf Ihren Besitz zu hören geben?"

„Schaffen Sie mir meinen Murr, den ächten, wahren Murr wieder —" antwortete Gabriele — „und Sie sollen mit Ihrem Lohne zufrieden sein."

„Sie sind Zeuge dieses Versprechens, mein Vater!" versetzte Leopold entzückt. Nachdem aber Gabriele wieder fort war, fuhr der Sohn zum Vater fort: „Bewundern Sie nicht meine Verschlagenheit, mit welcher ich uns Beide aus der Schlinge zog?"

„Jene würde vergeblich gewesen sein —" bemerkte Seidel — „wenn mein Bälgetreter weniger pfiffig die Sache angedreht und den cypergrauen Murr nicht in einen pechschwarzen verwandelt hätte. Nur hätte er haltbarere Schwärze

anwenden sollen, denn bemerktest du nicht, daß Gabrielen's Händchen, die noch keine Arbeit kennen, schwarz unter dem Streichen Murr's wurden? Besäße die Bäckerstochter nur ein wenig mehr Mutterwitz, so müßte sie die Wahrheit herausfinden. Aber ach, welch' eine Schwiegertochter wirst du uns zuführen! Eine Braut welcher der Kater lieber zu sein scheint, als der Bräutigam!"

„Sorgen Sie sich nicht vor der Zeit, mein Vater!" tröstete der Sohn. „Lassen Sie nur erst Gabriele meine Frau sein, so wollen wir vereint ihrer Katzenliebe entgegenarbeiten. Im schlimmsten Falle bleibt uns Ihres Urban's Geschicklichkeit im Katzeneinfangen übrig."

„Dazu taugt der Kerl auch besser wie zum Bälgetreten —" erwiederte Seidel. „Seitdem er sich den Trunk angewöhnt hat, bekomme ich von ihm selten nur den gehörigen Wind in meine Orgelpfeifen. Geht's also fort, muß ich mich nothgedrungen nach einem andern Bälgetreter umthun."

Eine Woche nur fehlte noch bis zum Geburtstage der Kaiserin Mutter, der großen Maria Theresia, als endlich der vom Hofrathe von Spiegel vielfach gedrängte Hoforganist die Erklärung abgab, daß er mit seinem Katzenclavier zu Stande gekommmen sei. Dessen Gelingen zu ermitteln, wurde eine Probe angesetzt, welcher der Kaiser selbst beizuwohnen versprach. Der Kasten mit den 15 Katzen wurde aus des Hoforganisten Wohnung heimlich in die kaiserliche Burg geschafft. Ebenso die Claviatur, deren Tasten die Katzenschweife in Bewegung setzen, oder vielmehr zum Tonangeben zwingen sollten. Der Hoforganist hatte seine Galakleidung angelegt und eine neue, zu diesem Zweck angekaufte Perücke aufgesetzt. Aber Seidel's Antlitz war kein freudiges, sondern mit einer auffallenden Blässe nnd tiefen Sorgenfalten bedeckt.

„Gebt Acht —" sprach er kopfschüttelnd zu den Seinen, die ihm Muth einsprachen — „die Katzen sind mein Unglück und darum von Kindesbeinen an mein Abscheu gewesen. Ich fühle es nur zu gewiß, daß ich mit meiner Kunst vor des Kaisers Majestät zu Schanden werde."

Eine bleischwere Last auf seinen Schultern, die ihn zu erdrücken drohte, begab sich Seidel in die kaiserliche Burg, wo er sein Katzenclavier zusammensetzte und spielfertig machte. Aber er hütete sich weislich, eine Taste oder einen Accord zur Probe anzuschlagen. Heftig pochenden Herzens erwartete er des Kaisers Ankunft, welcher auch bald in Begleitung seines Generaladjutanten, des Oberhofmarschalls und des Hofraths von Spiegel erschien und vor allen Dingen die Einrichtung des Katzenclaviers einer genauen Besichtigung unterzog.

„Sinnreich ausgedacht!" lobte Joseph II. „Ich wüßte nicht, wie man sonst hätte das vorgesetzte Ziel erreichen wollen."

Wirklich hatte Seidel das Möglichste geleistet. Jede der 15 Tasten, welche die Claviatur zählte, war am hinteren Ende mit einem nach oben gerichteten, spitzen Eisenstachel versehen, welcher bei dem Anschlagen der Taste in den Schweif derjenigen Katze sich bohrte, deren Stimme erklingen sollte. Zu diesem Behufe waren sämmtliche Katzenschweife außerhalb des Kastens gezogen und dergestalt befestigt, daß deren Besitzer keine Gewalt mehr über sie besaßen.

„Beginnen wir die Probe!" gebot der Kaiser jetzt.

„Glück und Katzen, steht mir nur dieses eine Mal bei!" sprach der Hoforganist leise. Dabei senkte er die Rechte auf die Claviatur nieder, um, vom ungestrichenen g ausgehend, die Tonleiter abzuspielen. Leichter athmete Seidel auf, als sämmtliche Katzentöne ziemleich rein und rasch nach einander anschlugen und der Kaisrr unter Lachen ein Bravo ausrief. Ermuthigter griff Seidel den Dreiklang in G-dur, den er durch das ungestrichene g verstärkte. Abermals Ursache zur Zufriedenheit. Als jedoch Seidel nun in den D-dur Accord überging, gab das fis einen ganz anderen Ton an und verhunzte somit den Wohlklang. Dieß bewog den Hoforganisten, rasch zu dem G-dur Accorde zurückzukehren. Doch das fis schrie noch immer fort, ohne daß es dazu angestachelt wurde.

„Mich dünkte —“ sprach lächelnd der Kaiser — „daß einer Ihrer Musiker extemporire.“

„Ach, wenn Ihre kaiserliche Majestät wüßten —“ erwiederte Seidel zerknirscht — „welche unendliche Noth mir schon die beiden fis gemacht haben! Gleichwohl war's nicht möglich, eine andere Tonart zusammenzusetzen.“

„Fahren Sie fort —“ versetzte der Kaiser leutselig — „vielleicht ist das fis während der Pause vernünftig geworden.“

Seidel begann jetzt die einfache Melodie einer bekannten Volkshymne auf den Kaiser zu spielen. Die drei ersten Takte, wiewohl mit unreinen Klängen untermischt, ließen doch wenigstens die Melodie errathen. Allein weiter ging's nicht. Ein wirr durch einander schallender Katzenjammer trat an die Stelle der Musik. Fast ohne Ausnahme schrieen die Katzen, ihre Schweife mochten den schmerzenden Stachel zu fühlen bekommen oder nicht. Zugleich hatte eine jede von ihnen einen andern Ton angenommen, als sie anfänglich besessen hatte.

„Ihre Kapelle fällt aus der Rolle —“ bemerkte der Kaiser.

„Sie hat ihrem Musikdirektor den Gehorsam aufgekündigt —“ fuhr der Generaladjutant fort.

„Sie revoltirt in der schlimmsten Weise —“ setzte der Oberhofmarschall hinzu.

„Unglückseliger, was haben Sie gemacht?“ raunte der Hofrath dem verzweifelnden Clavierspieler zu.

Dessen Stirn erglänzte von hellen Schweißtropfen. Krampfhaft bebte sein Körper und schwarz wurde es vor seinen Blicken. Das unharmonische Geheul der ohnehin verhaßten Katzen verwandelte Seidels Verzweiflung bald in eine furchtbare Wuth, die ihn, rücksichtslos und Alles vergessend, mit wachsender Hast und Kraft die Tasten anschlagen ließ. Folge davon war ein Höllenlärm von Schreien, Miauen, Brummen, Sprühen und Zischen, welcher den Kaiser nebst seinen Begleitern mit vor die Ohren gehaltenen Händen rasch aus dem Zimmer trieb.

Der Hoforganist musicirte und marterte die Katzen fort und fort. Seinen ganzen gerechten Zorn ließ er an den falschen Thieren aus, die seine unsägliche Mühe und liebende Pflege mit schwarzem Undank vergalten. Endlich schwieg der Teufelslärm. Durch das fortdauernde Quälen mit den eisernen Stacheln waren die Katzen zuletzt unempfindlich gegen weiteren Schmerz geworden und ihre Klagelaut verstummt. Selten nur noch unterbrach ein vereinzelter Aufschrei oder ein tiefes Brummen die stille Musik, welche dem Hoforganisten endlich die Besinnung zurückgab. Als er, vom Schweiß triefend, aber leichenblaß, vom Katzenclavier aufstand, trat der Hofrath von Spiegel wieder herein und und sagte mit bitterem Ausdruck:

„Ha! wie sehr haben Sie mein Vertrauen auf Ihre Einsicht und Ihren Diensteifer getäuscht! Wie undankbar sich für meine Empfehlung an den Oberhofmarschall bezeigt! Danken Sie es der maßlosen Nachsicht und Gnade unsers kaiserlichen Herrn, wenn er sie nicht aus dem Amt und Brote jagt.“

Starr blickte der abgekanzelte Hoforganist dem Hofrath in's Gesicht. Dann rannte er, ohne ein Wort zu erwiedern und ohne sich zu verbeugen, in seine Wohnung zurück, wo sich die Seinen über sein Aussehen entsetzten.

„Ich bin ein verlorner Mann!“ ächzte Seidel aus dem Sopha, in dessen Ecke er sich halbtodt geworfen hatte. „Die Katzen haben mich ruinirt! Alles ist gescheitert. O Katzen, Inbegriff aller Tücke und Falschheit!“

„Beruhigen Sie sich, mein Vater!“ tröstete Leopold. „Kein Unglück, das nicht wieder ein Glück mit sich führte. Lassen wir die Katzen laufen und behalten nur Murr zurück, der mir Gabrielen's Hand verschafft.“

Murr ward entfärbt und im Triumph seiner Herrin zurückgegeben, die nun, mit Einwilligung ihrer Aeltern, nicht länger mit ihrem Jawort zögerte. Bei

der feierlichen Verlobung des glücklichen Brautpaares liebkoseten Seidel Vater und Sohn, ihren Katzenhaß erstickend, den Kater mit dem gestrichenen g, welcher unter Schnurren und Schweifwedeln die ihm reichlich dargebrachten Huldigungen. empfing.

12. Die Bockpfeiferin.

Nur zwei Tage noch hin war's bis zum Geburtstage der großen Maria Theresia, als Leopold Seidel in einem gemietheten Einspänner an Gabrielen's Seite aus der Kaiserstadt nach dem benachbarten Baden fuhr. Der junge Mann selbst lenkte das Roß und das Fuhrwerk, welches mit dem liebenden Paare leicht und rasch die Landstraße hinrollte. Die Heiterkeit des Sonntagmorgens erhöhte die des glücklichen Bräutigams, der, an der Seite einer jungen, schönen und reichen Braut, selbst mit dem Kaiser nicht getauscht hätte. Von anderer Gesellschaft unbelästigt, versprach Leopold sich heute den frohesten Tag, noch weit mehr aber von der nächsten Zukunft, welche ihn mit dem vollen Besitz der geliebten Gabriele beglücken sollte. Wäre daher das Rößlein vor dem leichten Wagen weniger fromm und mit dem Wege nicht betraut gewesen, so dürfte die Fahrt auf mancherlei Hindernisse gestoßen sein, weil der verliebte Kutscher mehr auf seine Begleiterin sah, hörte und achtete, als auf Roß und Straße. Gabriele dagegen behielt, unbeschadet ihrer Zuneigung gegen Leopold, noch Zeit und Aufmerksamkeit genung, um wiederholte Blicke auf ihre Umgebung zu richten.

„Sagen Sie nur, Leopold“ — hob sie an — „was das für abenteuerliche Gestalten sind, welche seit gestern schon die Landstraßen bedecken und insgesammt ihren Zug nach unserer Stadt hin nehmen? Da erblicke ich gleich vier derselben wieder, von denen man nicht weiß, welchem Landestheile und Volksstamme sie angehören. Mein Vater fürchtet, daß es verkappte Türken seien, welche Wien mit List überrumpeln möchten, nachdem sie es nicht durch Gewalt in ihre Hände bekommen haben.“

Herzlich lachte Leopold. „Vor den Türken“ — versetzte er — „sind wir sicher, und was jene verdächtigen Gestalten anbelangt, so erkenne ich in ihnen ungarische Bockpfeifer. Sehen Sie nicht deutlich den Dudelsack nebst seinem bockähnlichen Haupte unter den Arm der Männer geklemmt? Wenn wir anhielten, würden sie unstreitig ihre Bockpfeiferei uns zu hören geben.“

„Aber was in aller Welt sollte diese vielen Bockpfeifer im ganzen Lande veranlassen“ — fragte Gabriele — „zu einer und derselben Zeit unsere Stadt zu ihrem Sammelplatze zu erwählen? Sollten sie, gleich den Schwalben, in Gesellschaft in ferne Lande zu ziehen beabsichtigen?“

„Wir hätten, um Ihre Neugierde zu befriedigen“ — versetzte Leopold — „die vier Bockpfeifer befragen sollen. Nun sind sie freilich schon zu weit von uns entfernt. Vielleicht sind sie nicht die letzten gewesen.“

Ohne Unfall erreichte das Brautpaar das Städtchen Baden, wo es in dem besuchtesten Gasthof an der Landstraße sein Mittagsmahl einnahm und dann sich vor das Haus in's Freie setzte, um den damals erst häufiger in Aufnahme kommenden Mokkatrank, den Kaffee nämlich, zu genießen. Unter den vielen Menschen, welche zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß bei dem Brautpaar vorüber kamen, zeigte sich endlich auch ein Schiebebock, der auf einem ärmlichen Strohlager einen schon bejahrten Mann enthielt und von einer rüstigen Dirne in ländlicher Kleidung daher bewegt wurde.

„Sehen Sie doch, Leopold!“ — sprach Gabriele spottend, indem sie auf das einräderige Fuhrwerk zeigte — „sogar mit Extrapost langen die Bockpfeifer an. In der That, es muß etwas ganz Besonderes im Werke sein, dessen Geheimniß ich aufgeklärt sehen möchte.“

Wirklich war der Alte auf dem Schiebebocke ein Bockpfeifer, denn seine ausgestreckten Arme umfaßten einen Dudelsack. Wie um Gabrielen's Wunsch zu be-

friedigen, hielt die Schiebeböckerin vor dem Gasthause an, ließ die Halskoppel von ihrer Achsel herabgleiten und sprang an dem ihr entgegentretenden Leopold mit raschen Füßen vorüber in's Haus, aus welchem sie in der nächsten Minute mit einem vollen Wasserkruge zurückkehrte.

An der Weise, wie denselben der alte Bockpfeifer erfaßte und zu seinem Munde führte, erkannte Leopold, daß jener ein unglücklicher Blinder sei, ein Anblick, welcher jeden, nicht ganz gefühllosen Menschen mit innigem Mitleid zu erfüllen pflegt.

Leopold ließ den Alten sich satt trinken, bevor er denselben zu befragen herzutrat. Als er jedoch bemerkte, wie die Schiebeböckerin selbst, welche die Anstrengung des Fahrens mit Schweiß und einer dunkeln Röthe bedeckt hatte, von dem kalten Brunnenwasser genießen wollte, so entzog er rasch ihren Lippen den Wasserkrug und sagte verweisend: „Du willst kalt trinken, obschon du arg schwitzest? Weißt du nicht, daß deine Gesundheit, wo nicht gar dein Leben dadurch gefährdet wird?"

„Ach, Euer Gnaden" — entgegnete das Mädchen, indem es zwei Zahnreihen sehen ließ, welche an Weiße und Ebenmaaß diejenigen Gabrielen's tief in den Schatten stellten — was soll mir ein frischer Trunk schaden, wenn ich ich im Schweiße bleibe? Ist mir doch der Hals ganz trocken und die Zunge schier am Gaumen festgewachsen!"

„Trinke noch nicht" — sprach Leopold — „und warte einen Augenblick." Er kehrte zu seiner Braut an den Tisch zurück, goß eine Tasse voll Kaffee ein und gedachte dieselbe der Schiebeböckerin zu überbringen.

„Sind Sie gescheidt, Leopold?" rief Gabriele abwehrend aus. „Sie werden doch nicht?"

„Lassen Sie mich nur gewähren, Gabriele!" bat Leopold. „Diese Tasse Kaffee soll das Mittel werden, Ihre Neugierde wegen der Bockpfeifer zu stillen. „Da trinke das!" — fuhr er, zu der ländlichen Schönen gewendet, fort — „dieser Trunk schadet dir nichts."

Während das Mädchen von dem warmen Getränk nippte und dabei ihre langen, seidenen Augenwimpern schämig niedersenkte, hatte Leopold Zeit und Gelegenheit zu bemerken, wie auch eine ohne künstliche Pflege erblühte Wiesenblume ihre großen Reize besitze, ja zuweilen selbst den Vergleich mit den in Hofgärten und Gewächshäusern gezogenen Kindern Flora's nicht zu scheuen brauche.

Nachdem das Mädchen kaum zur Hälfte die Tasse geleert hatte, beugte es sich mit derselben zu dem Blinden nieder, sprechend: „Da trinkt noch einmal, Vater, theurer Kaffee ist's und wie süß!"

Indeß der Blinde trank, fragte Leopold dessen Tochter:

„Wollt ihr nach Wien? Und weshalb ziehen von allen Seiten so viele Bockpfeifer dorthin?"

„Warum, wissen wir nicht" — antwortete das Mädchen — „aber der Kaiser hat's befohlen und reichen Lohn versprochen."

„Der Kaiser?" wiederholte Leopold und versank in stilles Nachsinnen. Der junge Seidel erinnerte sich jetzt des nahe bevorstehenden Geburtstagfestes der Kaiserin Mutter, zugleich aber auch des verunglückten Katzenconcerts und daß wahrscheinlich der Kaiser an dessen Statt eine andere, ähnliche Ueberraschung im Sinne führe.

„Kommt ihr weit her?" forschte Leopold weiter.

„Elf Stunden" versetzte das Mädchen. „Wer aber Morgen nicht in Wien ist, wird später zurückgewiesen. Also lautet der Befehl, der weit durch's Land ergangen ist."

Hier ließ Leopold einen hervorgesuchten, blanken Zwanzigkreuzer in des Mädchens Schürze fallen, dabei sprechend: „Für deinen blinden Vater!"

Leopold kehrte zu seiner Braut zurück, welche mit finsteren Blicken das Gespräch in der Ferne abgewartet hatte und jetzt schmollend anhob: „Sie wollen

doch nicht dem Bettelvolk nachtrinken? Um theuern Preis haben Sie das Bockpfeifergeheimniß erkauft. Worin besteht es denn?"

„Mit der Tasse Kaffee wollte ich ein junges Leben vor der Lungensucht bewahren und mit der anderen Gabe einen armen Blinden erfreuen" antwortete Leopold. „Was aber die Bockpfeifer betrifft, so beabsichtigt der Kaiser einen Spaß mit ihnen, der jedenfalls in einem Concert eigenthümlicher Art an dem Geburtstage der Kaiserin Mutter bestehen dürfte."

„Was zieht Sie denn an jener sonnegebräunten Schönheit so sehr an" — fragte Gabriele höhnisch — „daß Sie ihr so starr nachblicken?"

„Nichts, gar nichts, liebe Gabriele!" — erwiederte Leopold. — „Ich sah nur auf die bloßen, von der langen Reise aufgeschwollenen und blutenden Füße der Schiebeböckerin. Aber angebetete Gabriele! sollte der Dämon Eifersucht in Ihnen sich schon regen?"

„Jener Betteldirne wegen etwa?" sprach Gabriele verächtlich. „Nun, wenn ich Ihnen keinen besseren Geschmack zutraute, so hätte ich Ihnen mein Jawort nimmer gegeben."

Verstimmt und wortkarg trat das Paar später den Heimweg an. Der Abend neigte sich, als Leopold vor sich drei Männer auf der sonst menschenleeren Landstraße erblickte, welche, offenbar betrunken, sich unter die Arme gefaßt hielten und auf der Wegbreite bald da bald dorthin taumelten.

„Vorgesehen!" schrie ihnen Leopold zu, so wie er sein Roß an sie herangetrieben hatte. Anstatt jedoch den Fahrweg frei zu geben, machten die Männer vielmehr Kehrt und erhoben ein wildes Geschrei, wobei sie zugleich das Pferd durch ihre drohend erhobenen Arme und ein wehendes Tuch erschreckten. Gewiß würde Leopold das scheu empor sich bäumende Thier wieder zur Ruhe gebracht haben, hätten es die Betrunkenen nicht obendarein mit Steinwürfen begrüßt, welche selbst auf die Insassen des offenen Fuhrwerks gerichtet wurden. Unter dem Zetergeschrei Gabrielen's und dem Hohngelächter der Männer ging das Pferd im sausenden Galopp durch, wobei dem heftig erschrockenen Bräutigam der Zügel aus den Händen fiel. Leopold mußte seine ganze Kraft aufbieten, um seine Braut von dem Herabspringen abzuhalten, was nur zu wahrscheinlich ihr Tod gewesen wäre.

Unter dem steten Angstgeschrei Gabrielen's setzte das Pferd seinen rasenden Lauf fort, so daß die Bäume an der Landstraße im Nu vorüber glitten, die Wagenräder bald über einen Steinhaufen hinwegrasselten, bald einen Prellstein streiften, bald in den Straßengraben zu gerathen drohten. Da, in dem Augenblick der höchsten Gefahr und Noth, brach das Roß vor einem, absichtlich ihm in den Weg geschobenen Gegenstand zusammen, der sich bei der näheren Besichtigung als ein umgekehrter Schiebebock auswies. Zugleich fiel eine kraftvolle Faust dem erschrockenen, sich emporarbeitenden Pferde in den Zügel und brachte es zum Stillstehen, dem ein furchtsames Zittern auf dem Fuße nachfolgte. Gegen den schützenden Stamm eines Baumes gelehnt, saß der blinde Bockpfeifer, während dessen Tochter mit rascher Entschlossenheit und Umsicht das Rettungswerk vollbracht hatte. Aufmerksam geworden durch Gabrielen's weit daher schallendes Geschrei, hatte die Schiebeböckerin erst ihren Vater abgeladen und in Sicherheit gebracht, sodann aber dem daher jagenden Rosse den geflissentlich umgewendeten Schiebebock vor die Füße geworfen. Sie hielt die Zügel so fest und kunstgerecht, wie vorher die zwei Beine des Schiebebocks. Zuerst half Leopold seiner halbtodten Braut auf die Füße, dann aber ergoß er sich in Dankesworte gegen ihre gemeinsame Retterin, welche bescheiden jedes Verdienst von sich ablehnte und beharrlich die Annahme eines klingenden Geschenks aus Leopold's Händen verweigerte.

Gabriele war plötzlich verstummt. Sie hatte nicht ein Dankeswort für ihre Erretterin und kehrte schmollend auf den Wagen zurück. Als Leopold wieder neben ihr saß und das wie ein Lamm gewordene Pferd ein ruhiges Gespräch

erlaubte, hob jener mit innerer Bewegung an: „Gestehen Sie ein, Gabriele, daß das Geschenk jener Tasse Kaffee und eines Zwanzigers bereits mehr wie hundertfältige Zinsen getragen hat.“

„Sie hätten lieber“ — entgegnete Gabriele heftig — „mich nicht in Lebensgefahr stürzen sollen, wenn Sie nicht besser einen Kutscher vorstellen können.“

Leopold verstummte hier und schweigend endete die Fahrt. Mit einem kühlen: „Gute Nacht!“ schied Gabriele von ihrem Bräutigam, dessen Laune jetzt eine himmelweit verschiedene von der am heutigen Morgen war.

„Die Katzenliebe meiner Braut“ — murmelte Leopold vor sich hin — „hielt ich für den einzigen Dorn an der Rose meiner Liebe. Allein die Eifersucht scheint ein zweiter, noch ungleich schmerzlicher stechender für mich zu werden. O Gabriele!“

Mit dem frisch anbrechenden Morgen des Geburtstages der Kaiserin Mutter füllte sich der weite Hof des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn mit mehr wie dreihundert Gestalten der verschiedensten und abenteuerlichsten Tracht. Die tiefste Stille war ihnen beim Eintritt zur Pflicht gemacht worden und so ordneten sie sich, unter der Anweisung der Hofdienerschaft, innerhalb der auf dem Fußboden vorgezeichneten Linien, welche ein ungeheures T, den Anfangsbuchstaben der kaiserlichen Mutter bildeten und jetzt mit Bockpfeifern ausgefüllt wurden. Unter der Zuschauermenge, welche in bemessener Entfernung das riesige T umgab, fehlte auch nicht der junge Seidel, so wie die noch jüngere Tochter des blinden Bockpfeifers. Dieser selbst bildete mit seinem Leibe und Dudelsack das eine äußerste Ende des Querbalkens vom T. Bald stand die Bockpfeifer-Armee bereit, auf ein gegebenes Zeichen eine Morgenmusik der eigenthümlichsten Weise mit ihren Bockpfeifen oder Dudelsäcken anzustimmen, durch welche der kaiserliche Sohn, anstatt des früher ausgedachten Katzenconcerts, seine hohe Mutter zu erwecken und zu begrüßen gedachte.

Da entfiel plötzlich, ob in Folge eines plötzlichen Schwindelanfalls oder ungewohnter Nüchternheit, dem blinden Bockpfeifer der Dudelsack und er selbst würde zu Boden geschlagen sein, hätte ihn nicht seine aufmerksame Tochter, schnell herbei springend, in ihre kräftigen Arme aufgefangen. Der Blinde wurde auf die nächste Steinbank versetzt, dort zur Besinnung gebracht und mit Stärkungsmitteln überschüttet. Demohnerachtet war es ihm nicht möglich, sofort seinen ersten Platz wieder einzunehmen und noch weniger, seine Bockpfeife ertönen zu lassen. Die Zeit aber drängte und darum faßte des Blinden Tochter, nach kurzem Schwanken, einen raschen Entschluß. Von einer tiefen Schamröthe übergossen, doch festen, raschen Schrittes näherte sie sich, den Dudelsack des Vaters unter den linken Arm geklemmt, der Spitze des großen, lebendigen T und stand alsbald, als die einzige Bockpfeiferin unter den Bockpfeifern an ihres Vaters Stelle. Ein unterdrücktes, leises Lachen durchlief hier die Reihen der Bockpfeifer wie der Zuschauer. Allein es beirrte die gute Tochter nicht, die ihrem Vater den verhofften Lohn nicht zu Wasser werden lassen mochte und sich jetzt blasfertig machte.

In diesem Augenblick fiel das verabredete Zeichen, von dem Kaiser selbst aus einem Fenster des ersten Stockwerks gegeben, und — die stille Morgenluft erbebte unter den ersten Klängen der in ihrer Art einzigen Musik!

Wer wäre im Stande, das Gesammtspiel von mehr als 300 Dudelsäcken zu beschreiben, eines in Deutschland mehr und mehr vergessenen Instruments, welches das Meckern der Ziege, das Blöken der Kälber und Schafe, das Brummen der Stiere und Bären, den trillernden Gesang alter Weiber, die Töne der Flöte, Oboe, der Clarinette und des Fagotts, ja selbst die lauteren der Trompete und des Waldhorns in sich vereint?

Origineller, doch überraschender nicht konnte das früher beabsichtigte Katzenconcert gegen diese Morgenmusik sein. Eine Dame von schwachen, reizbaren Nerven würde, auf diese Weise aus dem Morgenschlummer erschreckt, in Ohn-

macht gefallen sein. Joseph II. aber wußte, was er seiner kaiserlichen Mutter bieten durfte, welche selbst den Kanonendonner in der dichtesten Nähe zu hören gewohnt war.

Maria Theresia erwachte, lauschte und sofort die Absicht des furchtbaren Lärms errathend, erhob sie sich von ihrem Lager, ließ sich in die Kleider werfen und trat dann an das Fenster, von wo aus sie überrascht auf ihren lebendigen Namenszug herniedersah. Und der kaiserliche Sohn nahete sich seiner erhabenen, herzlich lachenden Mutter und brachte ihr seine Glückwünsche dar, welche aber unter der höllischen Morgenmusik fast ungehört verhallten. Da zauberte ein zweiter Wink des Kaisers plötzlich eine Todtenstille an die Stelle des lufterschütternden Lärms, die aber in der nächsten Secunde durch das mehr wie tausendstimmige Vivatgeschrei der versammelten Volksmenge unterbrochen wurde. Und Maria Theresia neigte huldvoll dankend ihr Haupt und grüßte wiederholt mit ihrer Hand gegen das Volk und die Bockpfeifer. Dann kam sie in Begleitung des Kaisers, der sich innig seines glücklichen Einfalls freute, herab in den Schloßhof, um die Musiker in näheren Augenschein zu nehmen und freundliche Worte an sie zu richten. Dabei konnte es nicht fehlen, daß des blinden Bockpfeifers Tochter vor Allem die Aufmerksamkeit der hohen Frau auf sich zog. Das Mädchen gab ein reizendes Bild ab. Von einer hohen Schamröthe übergossen, stand es mit züchtig niedergeschlagenen Augen vor dem kaiserlichen Paare, während ihre vollen, runden Arme den aufgeblasenen kalbledernen Dudelsack umspannt hielten und dessen Ziegenbockskopf mit seinen hoch hervorstehenden Pfeifen an des Mädchens sammtner Rosenwange ruhte.

„Sieh da!“ — sprach Maria Theresia lächelnd — „eine einzige, schüchterne Künstlerin unter einer so großen Schaar Künstler. Hat die Taube meinetwegen ihre Furchtsamkeit abgelegt, daß sie sich unter so viele Stößer (ein bekannter Raubvogel) wagte? Sprich, Kind! wem gehörst du an und wie bist du zur Bockpfeiferin geworden?“

Die Ursache davon kam schnell an den Tag und der blinde Bockpfeifer auf den Wunsch des kaiserlichen Paares herbei, um aus dessen Munde die kindliche, aufopfernde Liebe seiner Tochter beloben, sich selbst aber um die Ursache seiner Blindheit befragt zu hören. Als der Kaiser vernahm, daß im letzten Türkenkriege eine dicht vorübersausende Kanonenkugel den vormaligen Krieger seines Augenlichts beraubt habe, sagte er demselben eine Pension zu und gebot, der jungfräulichen Bockpfeiferin einen fünffachen Musiklohn auszuzahlen. Außerdem wies die Kaiserin das Mädchen an, in den nächsten Tagen in der kaiserlichen Garderobe sich einzufinden, um einen vollständigen Anzug in Empfang zu nehmen. Nach dieser Gnadenhandlung befahl Joseph II. eine Wiederholung der Morgenmusik, während welcher das kaiserliche Paar auf das bündigste sich überzeugte, daß die hübsche Bockpfeiferin nicht blos zum Schein ihre Rosenwangen voll aufblies, sondern kunstgerecht ihren Dudelsack ertönen ließ.

Höchst befriedigt zog sich das Kaiserpaar zurück und die Menge verlief sich.

Die schöne Bockpfeiferin aber wurde schnell zum Stadtgespräch Wien's. Man drängte sich, das Naturkind zu sehen und ihre Dudelei zu hören. Des blinden Bockpfeifers Glück war gemacht, denn von allen Seiten regnete es Geldspenden, so oft die mehr und mehr begehrte Bockpfeiferin öffentlich auftrat und ihre Kunst ausübte. Eine Schaar junger und alter Gecken und Wüstlinge heftete sich an die Ferse der hübschen Bockpfeiferin und verfolgte dieselbe mit Schmeicheleien und entehrenden Anträgen. Wenn aber der junge Seidel gleichfalls unter jene sich mischte, so geschah es aus einem edleren Grunde.

Er glaubte nämlich ein größeres Anrecht als jene Gecken auf das Mädchen zu haben und demselben wegen der ihm und seiner Braut erwiesenen Rettung aus Lebensgefahr seinen Dank zu schulden. Dem aufmerksamen Blick des jungen Seidel entging es nicht, daß des Blinden Tochter, welche Franziska gerufen wurde, in eben dem Grade trauriger wurde, als sie in der allgemeinen Volks-

gunst stieg. Als Leopold nun die junge Bockpfeiferin eines Tages weinend in einem einsamen Versteck eines Weinhauses antraf, während ihr Vater zechend und jubelnd in dem Schenkzimmer saß, redete er theilnehmend die Weinende an.

„Was fehlt dir, Kind?“ — fragte er, indem er Franziska's vor die Augen geschlagenen Hände hinwegzog — „du weinst, obgleich du mit Silber überschüttet und von Jedermann vergöttert wirst? Entdecke mir den Grund deiner Trauer. Vielleicht kann ich durch meinen Beistand oder durch guten Rath meine große Schuld bei dir einigermaßen abtragen!“ — Franziska zögerte anfänglich mit ihrer Antwort. Als sie jedoch in dem Antlitz des jungen Mannes den Ausdruck einer ungeheuchelten, innigen Theilnahme erkannte, schüttete sie vor ihm ihr ganzes Herz aus.

Wohl die Mehrzahl derjenigen Blinden, welchen die geistige Ausbildung abgeht, sucht und findet für den Verlust des edelsten der Sinne eine Entschädigung in dem Genusse guten Essens und Trinkens. Hiervon machte der blinde Bockpfeifer, dem überdieß noch eine große Vorliebe für geistige Getränke und die damalige Rohheit des Kriegerstandes anhing, keine Ausnahme. Berauscht von dem plötzlich ihm zu Theil gewordenen Reichthum that er sich, nach so langen Entbehrungen, eine um so größere Güte, indem er früh mit Weintrinken und Schmausen begann und damit fortfuhr, bis er spät Abends sinnlos unter den Tisch fiel.

Das war es, was Franziska dem jungen Seidel klagte. Allein dieser bemerkte an der Erzählerin Verlegenheit und höher steigendem Erröthen, daß die Hauptklage noch zurückgehalten werde und nicht über die jungfräulichen Lippen wolle. Endlich gestand Franziska stockend und unter erneutem Weinen, daß ihr Vater die ehrlosen Anträge reicher Wüstlinge nicht nur ruhig mit anhöre, sondern seine Tochter sogar dränge, dieselben anzunehmen.

„Er mißhandelt und — verflucht mich deßhalb sogar — in seiner Trunkenheit“ — schluchzte das Mädchen im tiefsten Schmerz.

„Dagegen weiß ich nur ein Mittel dir zu rathen, Kind!“ sprach der junge Mann, vom Mitleid ergriffen. „Wende dich an die Kaiserin Mutter! Erzähle ihr deine Noth und bitte sie, daß man deinen Vater, zu dessen eigenem Besten, in das hiesige Invalidenhaus versetze, wo es ihm ganz gut gehen wird. Du aber kannst, wenn du ja in deines Vaters Nähe zu bleiben wünschest, hier einen für dich passenden Dienst suchen.“

Franziska versprach, diesen Rath zu befolgen und dankte dem jungen Seidel für denselben.

Einige Tage darauf kam ein Schifflein voll fröhlicher Wiener den Donauarm herab und in die Leopoldstadt Wien's geschwommen. Die Leutlein hatten sich an einem öffentlichen Orte oberhalb der Kaiserstadt vergnügt und kehrten nun am Abend zu Wasser wieder heim. Man hatte dem wohlfeilen österreichischen Wein reichlich zugesprochen und darum herrschte die Weinlust in ihrer heitersten Laune auf dem Schifflein, dessen Schiffer die Ruder ruhen und sich gleichfalls der Freude überließen. Die längs den Ufern lustwandelnden Wiener begrüßte man vom Schifflein aus mit Hurrahgeschrei, Hutschwenken und lautem Gelächter. Bereits näherte sich das Fahrzeug dem rechten Ufer, als der Jubel den höchsten Gipfel erreichte. Es ertönten nämlich vom Flußrande her die wohlbekannten Klänge der Bockpfeife und trotz der Abenddämmerung erkannte man die schöne Bockpfeiferin an der Seite ihres blinden Vaters dahin wandeln.

„Vivat die schöne Bockpfeiferin! Vivat Fränzchen! Hurrah!“ rief Jung und Alt vom Schiffe herüber. Die meisten der Männer waren von ihren Sitzen aufgesprungen, drängten sich nach dem rechten Schiffrande und schwenkten jauchzend ihre Hüte. Plötzlich geschah ein lauter Plumps in's Wasser und eine Mannsstimme schrie angstvoll auf: „Jesus Maria! mein Vater! Haltet mich nicht zurück! Ich muß meinen Vater retten!“

Die Freude sammt ihren geräuschvollen Kundgebungen war mit einem Schlage verstummt und ein wirres Durcheinanderrufen an deren Stelle getreten. Ein Kopf tauchte jetzt aus den Fluthen empor und rief kläglich um Hülfe. Da warf sich die Bockpfeiferin, welcher der luftaufgeblasene Dudelsack an einem Bande um den Hals hing, in die Donau, erfaßte in der nächsten Minute den schon wieder untersinkenden Kopf des Verunglückten und schwamm mit demselben, trotz einer Ente, dem nahen Ufer wieder zu. Bald kamen Leute herbei und halfen ihr den Geretteten vollends auf die Beine bringen.

Da stand er frostklapperud und madennaß, der arme Hoforganist! „Urban — mein fortgejagter Bälgetreter war es“ — stammelte er — „der mich in's Wasser gestoßen hat. Bei meiner armen Seele, er war's! Leopold! Leopold! mein Sohn! wo bist du?“

„Fränzerl! Fränzerl!“ rief der blinde Bockpfeifer seine Tochter — „wo bist du?“

„Hier, Vater!“ erwiederte freudig die wassertriefende Jungfrau, welche der aufgeblasene Dudelsack nicht wenig bei der Rettung Seidel's unterstützt hatte.

„Vater! Vater!“ schallte es vom heranrudernden Schiffe herüber — „sind Sie wirklich gerettet? O dem Himmel sei Dank!“

„Und dieser hier!“ sprach der Hoforganist, als in der nächsten Minute schon das Schiff seine lebendige Ladung ausspie und Leopold, allen Anderen voraus, an das Ufer sprang. Dabei zeigte Seidel auf die Bockpfeiferin, welche der dankbare Sohn in dem Uebermaaß seiner Freude und trotz ihrer durchnäßten Kleidung an sein Herz drückte.

Als solches die nachrückende Gabriele mit ansah, hob sie schnippisch zu ihren Aeltern an, welche ebenfalls bei der Wasserfahrt gewesen waren: „Lassen Sie uns nach Hause gehen! Hier sind wir ganz überflüssig.“

Wirklich entfernte sich das Kleeblatt ohne Gruß und ohne ein Wort der Theilnahme.

Der Hoforganist aber rief voll Rachedurst: „Wo ist Urban, der Meuchler? Er war der Schiffer, der mir ein nasses Grab zudachte. Fanget ihn! haltet ihn fest!“

Doch der Schuldige hatte seine gefährdete Person bereits durch die eiligste Flucht geborgen. Den deshalb tobenden Vater beruhigte der Sohn durch die Worte: „Kümmern wir uns vor allen Dingen um trockene Kleidung für Sie und dieses edelmüthige Mädchen. Lassen Sie das Galgengesicht jetzt laufen, das doch nicht seiner Bestrafung entgehen kann. Mein stiller Verdacht, daß Ihr ehemaliger Bälgetreter einer von den drei Trunkenbolden auf der Landstraße und der Rädelsführer des Spucks gewesen sei, der mich und Gabrielen in Lebensgefahr stürzte, ist nunmehr zur Gewißheit worden. Der heutige Schurkenstreich aber soll hoffentlich sein letzter gewesen sein.

Ein Miethwagen nahm jetzt den Hoforganisten und dessen Sohn, so wie den blinden Bockpfeifer sammt dessen Tochter auf und brachte Alle in die Seidel'sche Wohnung, wo den beiden Durchnäßten die sorglichste Pflege zu Theil wurde. Der erkenntliche Hoforganist beherbergte seine Retterin nebst deren Vater bei sich, und zwar in dem vormaligen Katzenzimmer, dessen vierbeinigen früheren Bewohnerinnen noch immer einen wesentlichen Einfluß auf die Familie Seidel auszuüben bestimmt waren.

In aller Frühe des nächsten Tages empfing der junge Seidel ein Brieflein von seiner schönen Braut, in welchem mit kurzen Worten das geschlossene Herzensbündniß, welches in einigen Tagen auch die kirchliche Weihe hatte erhalten sollen, für immer als aufgelöst erklärt wurde. Erst gestern Abend spät habe sie — schrieb Gabriele — durch eine vertraute Mittheilung erfahren, durch welche unedle List und Täuschung, deren Gegenstand ihr armer Murr gewesen sei, der junge Seidel ihre Hand und ihr Herz zu gewinnen gewußt habe. Noch zu rechter Zeit über den Werth ihres zukünftigen Gatten aufgeklärt, ziehe sie vor,

lieber eine alte Jungfer, als die Frau eines Betrügers zu werden. Schließlich empfahl Gabriele in höhnischen Ausdrücken die berüchtigte, schöne Bockpfeiferin als Ersatz für ihre Person.

Der Schlag traf den jungen Seidel hart, weil jener so unerwartet wie ein jäher Blitz vom blauen Himmel herniederzuckte. Auch schmerzt der Verlust eines für sicher geglaubten nahen Glückes weit mehr, als uns dessen unbestrittener Besitz beglückt. In seinem Schmerz vergaß Leopold des Blinden Tochter zu befragen, ob diese seinen Rath, in Betreff der Kaiserin Mutter, befolgt habe. Die Bejahung dieser unterlassenen Frage erfolgte jedoch kurz nach Eingang des bösen Briefes, indem ein Beamter des kaiserlichen Invalidenhauses in der Wohnung des Hoforganisten erschien und dem blinden Bockpfeifer eröffnete, daß die kaiserliche Huld ihm einen Ruheplatz nebst der sorglichsten Verpflegung unter den bevorzugten, invaliden Vaterlandsvertheidigern zugetheilt habe.

Der Blinde aber machte es wie gar viele Menschen, welche in dem gnädigen Walten der göttlichen Vorsehung anfänglich ein herbes Mißgeschick entdecken und erst später das Gegentheil davon erkennen und ihren Gott preisen. Noch auf dem Wege zu dem bereitstehenden Wagen, der den Blinden nebst jenem Beamten nach dem Invalidenhause bringen sollte, überhäufte der Bockpfeifer die ihm das Geleite gebende Tochter mit bittern Vorwürfen und Schimpfreden, indem er ihr allein die Schuld von der ihm aufgedrungenen Uebersiedelung beimaß. Tief betrübt über den Zorn des Vaters kehrte Franziska in die Wohnstube der Seidel'schen Familie zurück, wo sie an deren Sohne Leopold einen Leidensgefährten fand.

„Wer anders, als der abscheuliche Urban, ist zum Verräther unseres Geheimnisses gegen Gabriele geworden?" zürnte der Hoforganist. „Nachdem dem Elenden der beabsichtigte Meuchelmord an mir mißlungen war, spritzte er noch desselben Abends das Gift des Verraths gegen uns aus. Die höchste Zeit ist's, die Natter für uns unschädlich zu machen."

„Ich habe verdient, was ich jetzt leide" — bekannte Leopold reumüthig. „Womit man sündigt, damit wird man gestraft. Warum trachtete ich durch eine unedle List die Hand einer Braut zu gewinnen, die mir nur die Liebe hätte verschaffen sollen!"

Doch die Zeit stumpft allgemach die scharfen Spitzen der Unglückspfeile ab. Sie war es auch, welche Leopold's erst tiefes Weh um den Verlust der schönen und reichen Braut, wie das Weh der jungen Bockpfeiferin über den väterlichen Zorn heilte. Letzteres geschah um so schneller und gründlicher, als der Blinde gar bald das Angenehme seiner neuen Lage erkannte und solche um keinen Preis mit seiner früheren wieder vertauschen mochte.

Fränzchen war in der Familie Seidel verblieben, wo sie erst durch ihre Dienste die Magd entbehrlich, bald aber sich selbst unentbehrlich machte. Absonderlich gewann sie des Hoforganisten Gunst im höchsten Grade und nicht sehr lange währte es, so hatte auch dessen Sohn in der immer reicher ihre natürlichen Anlagen und sonstigen Vorzüge entfaltenden Bockpfeiferin einen mehr als vollständigen Ersatz für die untreu gewordene Gabriele gefunden.

Wenn das schöne Wiener Chocolademädchen, dessen Bild des berühmten Kunstmalers Liotard in der Dresdener Gemäldegallerie verewigt hat, durch ihren Liebreiz selbst einen Fürsten gewinnen und zu ihrem Gatten machen konnte, warum hätte ein Gleiches nicht auch mit der schönen Bockpfeiferin und dem Sohn eines Hoforganisten geschehen sollen? War doch Franziska noch immer die bekannte Lieblingin der Kaiserin Mutter, welche Franziska's und Leopold's Liebe billigte und dem jungen Seidel eine einträglichere Stelle verschaffte, so daß derselbe auch die Mittel zum Heirathen erhielt.

Noch war kein volles Jahr seit Franziska's erstem Auftreten in Wien verflossen, als sie schon mit ihrem überglücklichen Leopold vor dem Traualtare stand

und unter den Segenswünschen ihres blinden Vaters, wie ihrer Schwiegerältern und Schwägerin, das Gelübde der ehelichen Treue ablegte.

Ein bittrer Wermuthstropfen nur war noch zurückgeblieben, den das junge Ehepaar zu kosten bekam, als es am ersten Morgen nach dem Hochzeitstage und in seliger Freude aus seiner, ein Stockwerk höher gelegenen Wohnung in die älterliche desselben Hauses herniederstieg, um hier den Morgengruß abzustatten.

„Jesus Maria, mein Vater!" schrie Franziska tödtlich erschrocken, als sie, die letzten Treppenstufen herunterhüpfend, vor der Vorhausthüre des Hoforganisten einen Menschen aufgehenkt erblickte. Die hier noch herrschende Dämmerung und die, einer Uniform ähnelnden Kleidung des Erhenkten hatten die junge Frau auf ihren Vater rathen lassen. Nicht minder erschrocken als Franziska stand auch Leopold vor dem Leichnam. Nachdem sich seine Augen an das Zwielicht der Schreckensstätte gewöhnt hatten, konnte er wenigstens einen und zwar den größten Stein von dem Herzen seiner jungen Frau entfernen.

„Beruhige dich, mein Kind!" sprach er, obwohl mit bebender Stimme und blassem Antlitz — „nicht dein Vater — Urban, der vormalige Bälgetreter und unser gemeinsamer Feind, ist's, der meinem Vater diesen letzten Possen gespielt hat. Nachdem er bisher den ihm nachspürenden Händen der Polizei entgangen ist, hat der Trunkenbold wie die Meisten seines Gleichen geendet und selbst im Tode noch seine Tücke bewiesen. Was nun beginnen? Erblickt mein armer Vater, welcher frühzeitig auszugehen pflegt, den Elenden hier und in dieser Verfassung, so kann es sein Tod werden. Selbst erfahren darf er nicht, wie und wo der Elende geendet hat, wenn mein Vater seine Gemüths- und Gewissensruhe nicht auf immer verlieren soll. Woher aber schnell verschwiegene Leute nehmen, welche den Leichnam beseitigen, bevor Unberufene erscheinen und die ganze Stadt mit ihrem Geschrei von dem hier Geschehenen erfüllen?

„Woher nehmen?" versetzte Franziska, von ihrem ersten Erschrecken sich erholend, ja sogar zur Freude übergehend, daß ihre Besorgniß ungegründet sich erwiesen hatte. „Sind wir doch ihrer zwei und mithin ausreichend, um selbst den Erhenkten rasch zu beseitigen! Schnell dein Taschenmesser heraus und den Todten losgeschnitten, während ich denselben vor dem Herabfallen bewahre."

„Wie?" fragte Leopold erstaunt — „du wärest im Stande, den Selbstmörder mit deinen Händen zu berühren? Ihn zu halten, ja ihn fortschaffen zu helfen?"

„Warum nicht?" erwiederte Franziska mit Feuer. „Wenn diese meine Arme die tiefen Fluthen der Donau nicht scheuten, um einen, mir damals noch fremden Verunglückten zu erretten: wie sollte ich da einen Augenblick nur zaudern, wenn es gilt, meinem theuern, herzigen Schwiegervater vor einem tödtlichen Schrecken zu bewahren? Also rasch, mein Leopold, und laß uns kein Wort weiter verlieren."

An der muthvollen Entschlossenheit Franziska's entzündete sich diejenige Leopold's, welcher sonst schwerlich dahin zu bringen gewesen wäre, das zu thun, was er jetzt im Verein mit seiner jungen Frau ausführte.

Binnen einer Minute war der Leichnam beseitigt und dem Hausmanne übergeben, dessen Verschwiegenheit Leopold mit einem beträchtlichen Geldgeschenk erkaufte, so daß der Hoforganist nie etwas von dem tragischen Ende seines Bälgetreters und weiland Katzenfängers erfuhr.

Vielleicht dürfte manche zart- und feinfühlende Leserin über Franziska's That unwillig werden. Aber die wahre Liebe scheut kein Opfer, sondern bringt dasselbe mit Verleugnung ihrer selbst.

Von nun an trübte kein Unfall weiter das Glück des jungen Ehepaares. Ruhigen Sinnes vernahm der junge Seidel die Kunde von der Verehelichung Gabrielen's mit einem reichen Brauherrn Wien's. Während des Ersteren Ehe durch liebe Sprößlinge gesegnet wurde, blieb diejenige Gabrielens kinderlos, daher diese ihre Liebe zwischen ihrem Gatten und ihren Katzen theilte.

Ihren drei Kindern eine Herzenslust zu bereiten, langte die vormalige Dockpfeiferin zuweilen ihren an den Nagel gehängten Dudelsack herab und ließ dessen Klänge ertönen. Dann nahm sich die noch immer schöne, blühende, junge Frau, umringt von jubelnden Kindern, noch ungleich reizender aus, als das berühmte Wiener Chocolademädchen von Liotard.

Vater Seidel, der Hoforganist, aber sprach oftmals in dankbarer Anerkennung ihres gemeinsamen Glücks: „der erste Spaß unsers allergnädigsten Kaisers hat mir und den armen Katzen gar große Qual verursacht, der zweite dagegen desto größeres Glück gebracht. Darum Vivat der letzte kaiserliche Spaß!“

Das Milchmädchen von Kensington.

Züge aus dem Leben der Königin Victoria.

Von Emil Ohly.

In den großen und wundervollen Parkanlagen, in deren Mitte das königliche Schloß zu Kensington liegt, unter dem Schatten mächtiger Bäume und auf den grünen Rasenplätzen dieses Lustplatzes sah man vor Jahren ein Mädchen lustig umherspringen, ein Kind zum Malen schön, mit großen blauen Augen, frischen blühenden Wangen, mit einer Haltung aber, die auf fürstlich Blut in den Adern mit Sicherheit schließen ließ.

Diese liebliche Erscheinung aus der Kinderwelt war nun auch in der That aus fürstlichem Geblüte, Alexandrine Victoria, die Tochter des Herzogs von Kent, die Nichte des regierenden Königs, die künftige Erbin des Thrones von Großbritannien. Die Königin Wittwe von Württemberg und die Herzogin Wittwe von Sachsen-Coburg, deutsche Fürstinnen, waren neben andern fürstlichen Personen ihre Taufpathen.

Die fürstliche Mutter hatte ihr Kind an ihren eigenen Brüsten gesäugt, in der gesunden Luft eines christlichen Familienlebens entwickelte sich die zarte Pflanze unberührt von der Kälte der Hofetiquette, körperlich und geistig, also daß es eine Lust war. Wenn dann das Kind so ganz frei und ungehindert in den Räumen des Parkes von Kensington herumhüpfte, hatte sich Jedermann, der ihm begegnete, seines Wohlwollens zu erfreuen, selbst den Vorbeigehenden pflegte es, freundlich nickend, Grüße mit der Hand zuzuwinken. Konnte es aber Kinder habhaft werden, flugs war es bei und unter ihnen, scherzend und lachend, wie mit seines Gleichen. Oft lief es sogar in die Mädchenschulen hinein, mischte sich dort unter die Spielenden und ging mit eigenem Beispiele ermuthigend voran.

Eines Tages witschte die Prinzessin aus dem Schlosse fort, und lief hinaus vor das Thor der Parkanlagen. Dort hüpfte sie auf eine Bank, stellte sich hoch auf die Zehen und ließ ihre Blicke ungeduldig auf den Weg hinschweifen, der aus der Landschaft nach dem Thore zu führte. Fast hatte sie sich müde gesehen, da rief sie endlich in dem Tone fröhlichen Entzückens:

„Ach, da kommen sie denn endlich! heute lassen sie denn auch gar zu lange auf sich warten!“

Man wird kaum errathen, wen die Prinzeß, die künftige Beherrscherin Großbritanniens, mit solcher Ungeduld erwartete. Es war kein anderer Mensch als die blonde Johanna, ein schlichtes einfaches Landmädchen, welches mit dem Esel Black, seinem treuen Begleiter, dahergetrabt kam, und auf Balck's geduldigem Rücken die Milch in's Schloß brachte, die die Prinzeß so gerne trank.

Schon in die Ferne hin gab diese der kleinen Johanna ein lebhaftes Zeichen zur Eile, und diese suchte dann auch den Begleiter Black mit guten Worten, und als diese nicht helfen wollten, durch allerhand Handgreiflichkeiten zur Beflügelung seiner Schritte anzufeuern. Black jedoch war ein Esel, wie alle Esel, die dem Grundsatze huldigen: „kommst du Heute nicht, so kommst du Morgen". Ja es mußten wohl demokratische Elemente in dem Grauen stecken, denn als er seine königliche Gönnerin erblickte, schlug er vorn und hinten aus, und hätte man ferner auf ihn losgetrommelt, so hätte er am Ende noch alle Viere gestreckt, und den Hof um einen guten Theil seines Frühstücks gebracht.

Endlich jedoch geruhte Black, etwas schneller zu gehen und stand mit seiner Begleiterin am Thore des Parks zu Kensington.

„Wie spät aber kommst du heute, Johanne", sprach die Prinzeß.

„Richten Ihro Hoheit die Vorwürfe gegen Black, der die ganze Schuld trägt," sprach das Milchmädchen. „Es hatte diesen Morgen Jemand seine Behausung offen stehen lassen, und eine solche Gelegenheit zu ungezwungener Bewegung wollte das Thier nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Was half mich da mein Schlagen, mein Ziehen, was halfen mich gute und böse Worte, — Black fraß, und ging nicht von seinem Frühstücke, bis daß er satt war. Das ist die Geschichte."

„Nun, solche Unarten muß man ihm doch abgewöhnen," sagte die Prinzeß, „aber höre, liebe Johanne, ich habe einen Plan mit Black, von dem ich dir noch kein Wort gesagt habe. Ich selbst will ihn fortan in die Zucht nehmen. Ich ging gestern spazieren, denke dir, da begegnete mir eine arme unglückliche Frau; sie wohnt zwei Meilen von hier. Liebe Johanne, das Häuschen ist ihr abgebrannt und das arme, alte Mütterchen hat nun kein Obdach. O, wie gerne hätte ich ihr sogleich etwas gegeben, aber meine Taschen waren leer, nicht einmal Einen Schilling fand ich. So spare ich denn jetzt, und will auch noch mehr sparen und dann, liebe Johanne, soll die arme Frau einmal reich werden. Wenn ich nun zu Wagen komme, mit meiner Begleitung, dann bin ich mein eigener Herr nicht und ich möchte doch so ganz für mich und ungenirt der armen Frau das Geld bringen, damit sie sich ihr Häuschen wieder bauen kann. Weißt du nun, was ich thun will? Ich bitte meinen Oheim, den Herzog v. York, der soll mir Black kaufen, und auf dessen Rücken will ich meine Ausflüge machen.

„Ach, Milady," versetzte das Milchmädchen erschrocken, „mein Vater wird wohl den treuen Black nicht hergeben. Gehört er doch wie zur Familie. Und wenn er ihn nun wirklich hergäbe, wie soll ich denn Ihrer Hoheit die Milch herbringen?"

„Laß dir das keine Sorge machen, Mädchen," sprach die liebenswürdige Prinzeß; „ich lasse dir ein kleines Wägelchen dazu machen, aber den Black muß ich haben, und dein Vater kann ihn doch dem Herzoge von York nicht abschlagen."

Unter diesem Zwiegespräche waren die Kinder am Schlosse angekommen, und auch hier bewegte sich Black wieder in der ungenirtesten Weise. Kaum hatte man ihm die süße Bürde von seinem Rücken genommen, so bezog der Esel ohne weitere Einladung seine Burg, den Stall, fand daselbst seine Tafel schon gedeckt, und gab durch wackeres Zugreifen den deutlichsten Beweis davon, daß Esel auch ohne doppelte Arbeit, doppelt, namentlich auf anderer Leute Kosten, zu frühstücken vermögen.

Einige Tage waren seitdem vergangen, da kam der Herzog von York, um seine Schwester, die Herzogin von Kent, zu besuchen. Die kleine Victoria war des Herzogs Liebling, besonders eines Umstandes wegen, den wir unsern Lesern jetzt erzählen wollen.

Victoria war noch sehr jung, als auf einem Schlosse bei Sidmouth in der Herrschaft Devonshire ihr Vater zu seinen Vätern versammelt wurde. Bei dem ersten Besuche, den nach diesem Trauerfalle der Herzog von York seiner

tiefgebeugten Schwägerin machte, zeigte ihm diese auch ihre kleine Tochter mit den Worten: „dieses Kind ist jetzt mein einziger Trost, der einzige Stab in den großen Nöthen, die mich betroffen haben." Der Herzog hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit seinem Bruder, und das Kind streckte lächelnd seine Aermchen nach ihm aus und rief: „Papa, Papa!" Dem Herzoge gingen die Augen über. Im Gefühl des Schmerzes und der Rührung nahm er die kleine Victoria auf seine Arme, drückte sie an sein Herz und sprach: „so will ich denn auch dein Vater sein, du liebliches Kind, und will für dich sorgen, wie ein Vater für sein Kind sorgen soll, nach Gottes heiliger Ordnung". Er hielt seinen Schwur als Ehrenmann. Der Nichte Lohn aber war eine treue Liebe und Anhänglichkeit an den Oheim, die sich gleich blieb in Freud und Leid, und die gewiß auch noch jetzt nicht aus dem edlen Herzen der christlichen Königin gewichen ist, wo des Herzogs Gebeine längst im Grabe modern.

Der Herzog von York sollte also Black kaufen. Die Prinzeß trug ihr Anliegen vor, und fand beim Oheim ein geneigtes Gehör. Black ward nach kurzem Handel für gutes Geld erstanden, und siedelte sofort an den Hof über. Hier harrte sein eine goldene Zukunft, seine Wege waren von nun an wahre Wege auf Rosen. Sein armseliger Saumsattel mußte gestickter Decke und köstlichem Damensattel Platz machen. Auf seinem Haupte und in seiner Mähne prangten blaue Bänder, er bekam einen gepolsterten, förmlich eleganten Stall, und täglich bettete man ihn auf frischem Stroh, von den Mahlzeiten nicht zu reden, die beinahe üppig genannt werden konnten. So kann das Schicksal wechseln auch in einem Eselsleben. Doch zum Lobe des Esels muß man es sagen, daß er einen festen Charakter hatte, und daß er in seinem Benehmen auch in der Hofluft sich gleich blieb. Er wurde weder hoffärtig grob noch kriecherisch und speichelleckerisch. Von der ausgedehnteren Freiheit machte er bereitwillig Gebrauch und bewegte sich in Hof und Garten wie ein Freiherr. Ansehen der Person galt nicht bei ihm. Das Milchmädchen ward in der nämlichen Weise empfangen, als die Hofdamen, wenn sie dem Favorit-Esel der Prinzeß ihre Aufwartung zu machen sich herabließen.

Eines Tages nun geschah es, daß König Georg IV., um seiner Nichte einen besonderen Beweis seiner Liebe und seines Wohlwollens zu geben, ihr sein reich mit Brillanten besetztes Bildniß, und eine freundliche Einladung zur königlichen Tafel sandte.

„Mama", sprach die überglückliche Prinzeß, „ich reite doch auf meinem Esel hin?" Daß es nämlich dem Könige für die erwiesene Gnade nicht besser erkenntlich zu sein vermöge, als wenn es auf Black's Rücken im Hofe des Windsor-Palastes erscheine, das war für das Kind eine ganz ausgemachte Sache. Aller Vorstellungen von Seiten der Prinzeß ungeachtet, wurde der Bitte nicht willfahrt und Black mußte von Windsor zu Hause bleiben.

Die Herzogin von Kent war eine Frau von ausgezeichnetem Charakter, dabei aber von ebenso ausgezeichneter Geistesgabe. Der Erziehung ihrer Tochter widmete sie die größte und ungetheilteste Aufmerksamkeite und Sorgfalt. Georg Davys, ein Geistlicher, war der Lehrer der jungen Prinzeß und Miß (Fräulein) Lehzen ihre Erzieherin. Freilich thaten die Studien den Lustparthien und Spazierritten einen kleinen Abtrag, dessenungeachtet aber besuchte die Prinzeß täglich in ihren Erholungsstunden das Milchmädchen von Kensington, das fast gleichalterig mit ihr war.

Wir können es gewiß nur für ein Zeichen von richtigem und feinem Tacte in der Erziehung halten, wenn die Mutter der Tochter so lange als möglich die hohe Stellung zu verschweigen suchte, zu der sie von der Hand Gottes bestimmt war. Konnte doch die künftige Königin nur auf diese Weise vor Hochmuth bewahrt, und in ihrer kindlichen Unbefangenheit und Herzenseinfalt erhalten bleiben.

Der König Georg hatte eine besondere Vorliebe für sie und wünschte, sie öfter an Hof zu sehen, die besonnene Mutter aber kürzte diese verführerischen Besuche so viel als möglich ab, weil es ihr bange war, ihre geliebte Tochter schon so frühe im Glanze des königlichen Hofes und von Schmeichlern umschwärmt zu sehen. Die Prinzeß brachte deßhalb den größten Theil ihrer Zeit in Kensington zu. Dort, unter den alten, dichtbelaubten Bäumen des Parkes, spielte sie der Kindheit heitere Spiele und waren die ersten Studien beendigt, dann trug sie der treue Black auf seinem Rücken in die Umgebung hinaus, oder zu der Freundin, dem Milchmädchen.

Das vorgerückte Alter mußte nothwendigerweise den Gesichtskreis der Prinzeß erweitern und ihrem Geschmacke, sowie ihren Neigungen eine weit andere Richtung geben. Der Tod, dieser gewaltige Gleichmacher auf Erden, riß eine Schranke nach der andern nieder, die zwischen der jungen Victoria und dem Throne stand. Der Herzog von York starb, und am Sarge dieses geliebten, gütigen Oheims war es, wo die ersten ernsten Thränen aus den Augen der königlichen Jungfrau kamen. Mehr und mehr waren jetzt die Augen des Volks auf die künftige Herrscherin gerichtet, aber die treffliche Mutter hielt die Zeit für noch nicht gekommen, wo ihre Tochter ohne Schaden für ihren Charakter in das Leben eingeführt werden dürfe. Kein Gedanke an Krone und Scepter sollte noch in dem Herzen der Prinzeß aufkommen, und darum sollte die Schmeichelei so viel als möglich fern von ihr gehalten bleiben.

Die sorgsame Erziehung der Prinzeß trug die erwünschtesten Früchte. Fleiß, Frömmigkeit, und vor Allem Liebe zum Vaterlande, waren die hervorragendsten Züge in ihrem Charakter. Fast alle Sprachen der Hauptvölker Europa's sprach sie, allein die meiste Sorgfalt verwandte sie auf die Sprache des Volkes, über das sie einst gebieten sollte, und was irgend in England geschehen war, das war schon deßhalb empfohlen bei ihr.

„Mama, liebe Mama," sprach sie einst, als ihre Mutter ihr Vorwürfe machte über ein zu großes Geschenk, was sie einem armen Mädchen gemacht hatte, „das Mädchen ist ja eine kleine Engländerin und spricht nur Englisch."

Während sich nun die junge Victoria fast ausschließlich mit ihren Studien beschäftigte, und dieselben nur durch die allerunschuldigsten Erholungen unterbrechen durfte, starb plötzlich Georg IV., König Wilhelm bestieg den Thron und nach dessen Tode war *sie* dann die rechtmäßige Erbin der Krone und des Scepters über die vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland.

Noch hatte sie keine Ahnung von dem Glanze und der hohen Stellung, die ihrer harrte, bis auf einmal ein Zufall das ganze Geheimniß enthüllte.

Eines Tages nämlich las *Miß Lehzen*, ihre Erzieherin, im Beisein der fürstlichen Mutter, in der Englischen Geschichte mit ihrer Schülerin. An einer, auf die Thronfolge bezüglichen Stelle hielt die Prinzeß plötzlich inne und sprach:

„Um Vergebung, Miß Lehzen, wer würde denn nach Dem, was wir hier lasen, und nach den genealogischen Tabellen, die hier vor mir liegen, nach dem Tode des jetzigen Königs der Erbe des englischen Thrones sein?

Die Gouvernante stutzte, besann sich einen Augenblick und sprach: „Seine Königliche Hoheit der Herzog von Clarence, gnädigste Prinzeß."

„Gut, das weiß ich schon; allein, wer würde denn dem Herzoge von Clarence folgen?"

„Haben Sie nicht mehr, als einen Oheim?" sprach Miß Lehzen.

„Schon gut," versetzte Victoria, „ich habe viele Oheims, allein, wenn mich die Geschlechtsregister nicht trügen, so würde mein Vater auf den Herzog von Clarence folgen, und folglich werde ich, da mein Vater todt ist, wenn auch der Herzog von Clarence gestorben sein wird, nach dem Rechte der Erbfolge — Königin von England werden."

Die Herzogin von Kent kam der Erzieherin in ihrer Verlegenheit zu Hilfe.

„Meine liebe Tochter," sprach sie, „wer kann denn die Wege Gottes voraussehen? Deine Tante, die Herzogin von Clarence, kann noch immer Mutter werden; allein wenn das nun Gottes Wille nicht wäre, wenn auch der Herzog von Clarence ohne Leibeserben stürbe, dann allerdings würdest Du, und ich glaube ohne alle Opposition, auf den Königsthron von England kommen. Doch träume jetzt noch nicht von Etwas, das noch in sehr weiter Ferne liegt, verdoppeln aber deinen Fleiß, damit wenn nun wirklich geschähe, was ja immer nicht unmöglich ist, England in Dir eine Königin empfange, die des Thrones werth ist."

Von dieser Stunde an geschah eine gewaltige Umänderung im Charakter der Prinzeß. Sie wurde ernst und in sich gezogener; selbst ihren Gang fand der aufmerksame Beobachter fester und würdiger. In die Wissenschaften vertiefte sie sich immer mehr. Alte und neue Geschichte waren ihre Lieblingsfächer, vor Allem aber fesselte sie das Studium der englischen Geschichte und Staatsverfassung.

Doch wir müssen uns auch wieder einmal nach Freund Black umsehen. Der hatte sich allerdings in dieser Periode über Vernachlässigung zu beklagen. Freilich stand er im königlichen Stalle und fraß aus königlicher Krippe, allein es besuchte ihn fast keine Seele, als die arme Johanne, — das Milchmädchen von Kensington.

Lieber Leser, man hält einen Esel gewöhnlich für ein dummes, stupides Thier, und die Vergleichungen, zu denen er in dieser Hinsicht zu dienen pflegt, sind für den, welcher hineingezogen wird, die ehrenhaftesten nicht. Doch aber ist ein Esel merk'scher, als man denken sollte, und von Black's Gaben zum Merken laßt uns jetzt eine kleine Anekdote hören. Black mochte es zuletzt wohl weg bekommen haben, daß die fürstliche Gönnerin, je näher sie dem Throne von England kam, zu seinem Stalle in eine gewisse frostige Entfernung trat. Und das schien den Grauen übel zu berühren. Mochte es nun Rachsucht sein, oder nur ein Anflug von übler Laune, kurz der Esel entblödete sich nicht, auf einem Spazierritte, den die Prinzeß auf seinem Rücken unternahm, dieselbe auf eine sehr unsanfte Weise zu Boden zu werfen. Das geschah vier Tage vor der Krönung des Königs Wilhelm. Black hatte seine Last mit so possirlichen Seitensprüngen abgeworfen, daß man die Sache im ersten Augenblick mehr für eine Schäkerei hätte halten können, allein die Prinzeß hatte einen sehr unsanften Fall gethan, so unsanft und übel in seinen nächsten Folgen, daß die Aerzte die Erklärung abgaben, es würden Ihre Hoheit den Krönungsfeierlichkeiten nicht beiwohnen können. Das Nichterscheinen der Thronerbin bei dieser Feierlichkeit setzte aber Stadt und Land in die größte Bewegung und die unheimlichsten Gerüchte über die Gründe dieses Ausbleibens waren im Umlauf. So kann die Ruhe eines Landes an der Laune eines Esels hängen!

Wir können nun in unserer Erzählung die Prinzeß Victoria nicht auf allen größeren Ausflügen begleiten, die sie mit ihrer Mutter machte, und müssen uns hier darauf beschränken, die Bemerkung zu machen, daß sie in allen Kreisen, in denen sie erschien, den günstigsten Eindruck hervorrief. Sie imponirte nicht allein durch ihre äußere Erscheinung, sondern noch mehr durch die tiefe, ernste Bildung ihres Geistes und Herzens und durch den erstaunlichen Reichthum ihrer Kenntnisse in allen Fächern der Wissenschaften.

Namentlich nahm sie den lebhaftesten Antheil an der Land- und Seemacht und besichtigte bis in's Einzelne hinein die militärischen Anstalten zu Devonport und Plymouth. Auch andere Anstalten zur Förderung des besseren

bürgerlichen Lebens besuchte und besichtigte sie. Die Armen- und Kleinkinder-Schulen zu Tambridge-Wels und Ramsgate waren ein Gegenstand ihrer besonderen Aufmerksamkeit. Hier, wo man ein Werk trieb, das der Heiland befohlen, wenn er spricht: „wer ein solches Kind aufnimmt, der nimmt mich auf", da durfte die königliche Prinzeß ihres Standes vergessen. Sie fragte die einzelnen Kinder nach ihrem und ihrer Eltern Namen, Wohnort und Verhältnissen und nicht selten kam es vor, daß sie die Kleinen herzte und ihre Spiele mitspielte.

Nach diesen größeren Ausflügen kehrte die Prinzeß mit ihrer Mutter nach Kensington zurück. Hier war sie wieder mehr ihr eigener Herr, und die strengen Regeln der Hofsitte brauchten hier nicht so genau beobachtet zu werden. Oft flog die künftige Beherrscherin von Großbritannien zu einer Nebentreppe im Schlosse hinab, um ihren Freund Black und ihr blondes Milchmädchen zu besuchen, das nach wie vor alltäglich zum Schlosse kam. Diese harmlosen Zusammenkünfte sollten jedoch bald ein Ende nehmen, wie man es nicht erwartet hatte. Am Abend des 19. Juni 1837 hatte Victoria Johanne und Black für den andern Morgen zu einem Rendezvous auf einen der herrlichen Rasenplätze des Parkes zu Kinsington bestellt. Beide fanden sich ein, aber die Prinzeß erschien nicht, wie sie es versprochen hatte.

In der Frühe des 20. Juni war nämlich ein unerwarteter Besuch im Schlosse zu Kensington eingetroffen. Der Erzbischof von Cantrebury war mit der Botschaft erschienen, daß der König mit Tod abgegangen sei, und wollte die junge Victoria als Königin von England begrüßen. Welcher Wechsel! Heute noch spielen wie ein harmloses Kind, und morgen die Krone aufsetzen und den Scepter führen! Heute die Gesellschaft des Milchmädchens und seines Esels suchen, und morgen in den steifsten Formen der Hofsitte vor Ministern und Staatsräthen sich bewegen!

Der Tag der Krönung kam und ward mit aller nur erdenklichen Pracht und mit einem Pompe gefeiert, der sich kaum beschreiben läßt, dessen Schilderung auch für unsere kurze Erzählung keinen Werth hat.

Wir müssen sogar jetzt einen gewaltigen Sprung thun, von der Pracht und der Herrlichkeit der Krönungsfeste hinweg, hinüber nach Kensington, in die Behausung unseres Freundes Black. Ach, da stand das arme, gute Thier verlassen in seinem Stalle, einst der Günstling einer Gebieterin über Millionen, jetzt vergessen von aller Welt, nur von seiner armen Johanne nicht. Das Milchmädchen, diese treue, gute Seele, kam täglich zu ihm, fütterte und streichelte den alten Freund, indem sie mehr als einmal sagte: „o du armer, verlassener Black! Königinnen haben keine Freunde, Königinnen haben nur Schmeichler, und zum Schmeichler bist du nicht geboren!"

Doch verdammen wir die junge Königin nicht, wenn sie, überrascht von einem so grellen Wechsel der Verhältnisse, Black's eines Augenblicks vergaß. Johanne fand diese Vergeßlichkeit natürlich und so gab sich denn auch Black in das, was einmal nicht zu ändern war.

In Kensington, unter Johanna's Dache, stand jedoch die Königin in gutem Andenken. Man freute sich über ihr Glück, wie über das eigene. Täglich war sie der Gegenstand des Gesprächs: man feierte ihre Geburtstage, gerade wie zu der Zeit, da sie als munteres Mädchen im Parke herumgesprungen war. Die Königin aber in ihrem Glanze und in ihrer Herrlichkeit aufzusuchen, das war der guten Johanne auch im Traume nicht eingefallen. Und doch sollte es zu einem solchen Besuche kommen, mochte auch die Veranlassung dazu eine traurige sein.

Ein Meuchelmörder wagte einen Angriff auf das Leben der Königin, einer Königin, die nur Liebe von den Unterthanen zu erndten gehofft, weil sie nur Liebe allüberall gesäet hatte. Man denke sich den Kummer und das Leiden der Königin! Ein solches Erwachen aus so vielen goldnen Träumen!

Auch nach Kensington dringt bald die Schreckenskunde, und alsbald steht — o, solche Freundschaft ist auch für die Könige der Erde nicht mit Gold zu bezahlen — in des Mädchens Seele der Entschuß fest, sich aufzumachen, um der Freundin der Jugend einen Beweis der Theilnahme zu geben, und sie mit dem Troste aufzurichten, daß es auch noch Treue in England gibt.

Die Zurüstungen zur Reise sind kurz. Bald steht Black gesattelt und gezäumt vor der Thür und trabte mit seiner Reiterin gen London hin. Heute ging er ungetrieben. Ahnte er vielleicht, daß die alte Herrin weine?

Doch wie zur Königin gelangen und gerade jetzt? Diese Frage beschäftigte die arme Johanne auf der ganzen Reise. Zum Glück erkannte ein alter Diener, den die Königin von Kensington mitgenommen hatte, den Grauen und seine Reiterin, und führte die letztere auf einer geheimen Treppe direkt in das Gemach seiner Gebieterin.

Eben hatte sie geweint, jetzt aber verklärten sich auf einmal ihre Züge. „Bist du es, liebe Johanne?" sprach sie,

„Ja ich bin es, Königliche Majestät," erwiederte diese. „In Ihrem Glücke wollte ich Sie nicht stören mit meinem Besuche, als ich aber hörte, daß Sie weinten, da konnte ich es nicht mehr aushalten daheim."

„Habe Dank, meine gute Johanne, habe vielen Dank," sprach die Königin, „an deiner Liebe habe ich nie gezweifelt, allein diesen Beweis deiner Treue werde ich nie vergessen. Doch, nun sage mir, was soll ich mit dem Menschen machen, der mir nach dem Leben stand? Denke dir, mich, die ich nichts, als das Glück meiner Unterthanen will, mich zu ermorden! O, es ist fürchterlich . . . . ."

„Ja, Königliche Majestät," sprach Johanne, „es ist fürchterlich, allein der Mensch muß verrückt sein."

„Verrückt!" rief die Königin, „verrückt, ja, du hast Recht, liebe Johanne. Ich will ihn auch nicht wie einen Verbrecher, ich will ihn wie einen Verrückten behandeln lassen. Er soll eingesperrt und gepflegt werden, wie Einer jener Unglücklichen; bedauern soll man ihn, aber nicht den Stab ihm brechen. Ja, wer eine Königin, die nur des Landes Bestes will, ermorden kann — der muß ein Narr sein!"

So dauerte das Gespräch zwischen der Königin und dem Milchmädchen noch einige Zeit fort, bis endlich die Glieder des Staatsraths gemeldet wurden, und die Königin sich verabschieden mußte. Sie drückte der Jugendfreundin die Hand. „Johanna," sprach sie, „dein Besuch hat mich an die glücklichsten Tage meines Lebens erinnert, an Tage, wo ich noch keine Sorgen hatte. Besuche mich bald wieder, und scheue dich vor dem Glanze nicht, mit dem ich jetzt umgeben bin. Denke dir die schönen Tage in Kensington seien noch nicht vorüber. Du hast einen schweren Stein von meinem Herzen genommen. Ja, so ist's: Orford ist ein Narr; ich will es meinem Staatsrathe sagen!"

„Ehe Ihre Majestät zu den Ministern sich begeben, haben Dieselben wohl die Gnade, einem alten treuen Freunde nur eine Minute geneigten Andenkens zu schenken. Black ist im Hofe, haben Ihro Majestät die Gnade ihn anzusehen, er wird sich sehr geehrt fühlen.

Die Königin konnte sich des Lachens nicht enthalten über diesen drolligen Einfall des Milchmädchens. Auch Black bekam Audienz. Nicht lange darnach aber bekam Johanne eine schöne Stelle in Windsor-Palast, und siehe, auch Black durfte mit übersiedeln, und er that's, ohne daß ihn der Wechsel groß berührte. „Wo man's gut hat, da ist man zu Hause." Dieser Grundsatz mochte auch der seine sein.



Allein auch die blonde Johanne, die gute Johanne, blieb sich gleich, in ihrer Herzenseinfalt und treuen Anhänglichkeit an ihre königliche Gebieterin. Könige haben noch andere Hände nöthig, als solche, die die Feder und das Schwert führen, sie brauchen auch Hände, die sich fürbittend für sie falten und erheben zu dem Throne des ewigen Königs, und solche fürbittende Hände hatte Victoria an den Händen — des Milchmädchens von Kensington.

Und Black? Man sagt die Hofluft habe ihm geschadet. Er sei hochmüthig geworden und habe den grauen Kopf noch höher getragen als — — ein Pair von Großbritannien; doch scheint dieß ein Gerücht zu sein, dem wir, zu Ehren des Black, keinen Glauben schenken wollen.

Eine Höhle im Jura-Gebirge.

In dem Gasthause „zur Taube in Adelsberg, mitten im Krainer Gebirge gelegen, ging es schon früh des Morgens laut und lustig her. Eine lange Reihe von Frachtwagen stand theils in der Einfuhr, theils vor dem Hause vorgefahren. Die Fuhrleute hatten ausgespannt, saßen behaglich in ihren blauen Kitteln, ein Pfeifchen schmauchend, unter den schattigen Lindenbäumen des Hauses, sich ihre Gebirgsfahrten gegenseitig mittheilend. Aber auch österreichisches Militär, das auf einem Durchmarsche sich befand, war zum Theil hier, zum Theil in den Nachbarhäusern einquartirt und ließ sich's nun wohl ergehen. Es war gerade ein Sonntag; die Glocken läuteten und das Landvolk strömte zur nahen Kirche, die Weiber mit weißen Tüchern den Kopf und die Schultern umhüllt, die Männer in Jacken und mit kurzen, weiten, am Knie zugebundenen Beinkleidern. Da erklang ein Posthorn hinter der Bergesecke und zwei Post-Chaisen, mit Herren und Damen angefüllt, fuhren an dem Gasthause vor, vom bereitstehenden Wirthe freundlichst empfangen. Es waren befreundete Familien aus einer Hauptstadt des nördlichen Deutschlands, die, von einer größeren Reise nach Süddeutschland, in dieß Gebirgsdorf gekommen waren, um die berühmte Adelsberger Höhle in Augenschein zu nehmen. Da sämmtliche Gaststuben von Soldaten angefüllt waren, blieb ihnen nichts übrig, als bei den Fuhrleuten Platz zu suchen, welche ihnen artig eine der Bänke einräumten, während der Wirth mit großer Geschäftigkeit für die weitere Bedienung der Gesellschaft Sorge trug. Inzwischen hatte sich auch ein Grottenführer eingestellt, den proteus anguinus, jene sonderbare Salamander-Art, die nur den unterirdischen Gewässern jener Höhle eigenthümlich ist und den er in einem Fläschchen bei sich trug, den Gästen zum Kaufe anbietend.

Man brach auf.

„Nun, Sie kommen doch mit!" rief einer der Herrn ihrem Reisegenossen, dem Maler Hermann zu, da dieser theilnahmlos sitzen geblieben war. „Sie werden doch nicht Adelsberg durchpassiren wollen, ohne die berühmteste aller Höhlen gesehen zu haben."

„Gehen Sie, gehen Sie in Gottes Namen," entgegnete der Maler; „aber mein Geschmack sind Höhlen nicht; ich bin," fügte er mit düsterem Tone hinzu, „in einer Höhle gewesen und habe genug für alle."

„Und welche hat Sie denn so sehr erzürnt?"

„Die von Motier im Jura, und ich habe geschworen, meine Herrn, daß es die erste und letzte Höhle sein soll, die mein Fuß betrat."

„Ei, das ist ja merkwürdig und höchst interessant," riefen die Damen, „und wir bitten, erzählen Sie geschwind Ihr Erlebniß."

„Gehen Sie nur, meine Damen," brach Hermann ab, „es ist eine furchtbare Geschichte, grausiger, als Sie sich's denken können. Ich will Ihnen Ihren Höhlengenuß durch meine Erzählung nicht im Voraus verderben. Bitte, lassen Sie mich ruhig allein zurück."

Die Gesellschaft ging, und es dauerte nicht lange, so saß auch einer von jenen Offizieren dem Maler zur Seite, ihm Gesellschaft leistend, und hub an: Jenes unansehnliche Flüßchen dort, wir nennen es Prik oder Piuka, ist ein gar wundersames Wesen. Können Sie's glauben, daß es dasselbe Wasser ist, welches Sie gestern als reißenden Strom bei Laibach begrüßt haben? Dort vor jenem Felsabsturze bleibt es plötzlich stille stehen, als ob es sich besinne, weiter in die Welt zu rinnen; dann aber nimmt es plötzlich Abschied von der lichten Sonne und versenkt sich in die felsige Tiefe jener weltberühmten, drei Meilen langen Höhle. Hierauf bricht der kleine Fluß bei den Flecken Planina aus der Unzhöhle, der schönen Felsengrotte, welche die Fortsetzung der Adelsberger ist, und durchfluthet wieder eine Meile lang das fruchtbare Mühlenthal, und bei Jakobowitz steigt er wieder in die Unterwelt hinab und erscheint drei Stunden weiter bei Ober-Laibach als ein kleiner, himmelblauer See am Fuße steiler, malerisch umbüschter Felsen, um sofort als ein zwanzig Fuß tiefer und eben so breiter Strom fortzurauschen."

Doch lassen wir die Beiden in ihrem Gespräche allein und begleiten lieber unsere Gesellschaft nach der Höhle.

Die Gäste standen am vergitterten Eingange derselben, welcher einem aus Quadern erbauten Brückenbogen glich; es hatten noch drei andere Führer sich ihnen zugestellt. Diese gingen voran und steckten die feststehenden Lichter an den schönsten und gefährlichsten Stellen an, obschon die Höhlen-Polizei mit größter Sorgfalt jede Gefahr hier fast unmöglich gemacht hat. Der erste Theil der Grotte ist schon seit 400 Jahren bekannt und über 600 Fuß lang. Da ist der Dom des Neptun, 150 Fuß breit und 90 Fuß hoch. Beim Vorwärtsschreiten vernehmen wir ein wunderbares Rauschen. Horch, was tönt so melodisch daher? Tief unten schimmert Licht. Des Führers Lampe warf ihren Strahl in ein rinnendes Gewässer. Man stieg ihm nach, wohl sechszig Stufen hinunter, und siehe, da ist die muntere Piuka, die draußen im Felsengewölbe verschwand und hier langsam und feierlich, wie Geisterhauch tönend, durch die Tiefe der Höhle dahinzieht. Das ist eine tief ansprechende Erscheinung, ja, die Krone der ganzen Höhle. Ein hölzerner Brückensteg führt über das klare, im Lampenschein schimmernde Gewässer, und von ihm aus sehen wir erst, wie oben eine natürliche und lange Felsenbrücke über den Fluß sich hinwölbt. Aber nun steigen wir wieder jenseits des Steges 82 steinerne Stufen in die Höhe, um die übrigen Wunder dieser Unterwelt zu betrachten. Aus der ersten Abtheilung dieser Höhle gelangen wir in die neue und weit größere, erst seit 40 Jahren entdeckte Ferdinandsgrotte. Hier sieht man die herrlichsten Tropfsteingebilde, denen die Phantasie der Entdecker und Führer zum Theil treffende, zum Theil aber auch höchst abgeschmackte Namen ertheilt hat, so daß dem Beschauer ein wesentlicher Genuß dadurch verloren geht, nämlich die eigene Auffindung und Benennung jener Naturspiele. Zum Gemüth aber sprach es an diesem Sonntagsmorgen, als in der sogenannten Kapelle ein Führer mit hölzernem Hammer eine hohe Stalaktitensäule so anzuschlagen begann, daß es wirklich klang, als ob in diesem unterirdischen Dome zur Kirche geläutet würde. Doch wurde die Gesellschaft freudig überrascht, als ein zweiter Führer über uns in der Höhe hinter einem dünnen Tropfsteingebilde seine Lampe so anbrachte, daß sie wie ein Vollmond durch Wolken schien, und vielen Scherz gewährte es, als ein dritter Führer aus dem Gitterfenster eines Kerkers die Vorübergehenden um eine Gabe bat und ein vierter in einem Fleischerladen stand und seinen Kunden tropfsteinerne Blut- und Leberwürste von ausgezeichneter Güte anpries, dann aber in einem steinernen Beichtstuhle Ohrenbeichte verlangte, und wie zuletzt eine Wand von weißem, halb-

durchsichtigem Tropfstein mit rothgelber Einfassung am Saume als prachtvoller Vorhang herabwallte.

Die Gäste durchzogen etwa die halbe Länge der Höhle in einer halben Stunde. Wer weiß aber, wie viele Meilen weit diese Klüfte und Grotten das Felsengebirge durchästen? Es war mäßig warm in der Höhle und Wege, Stege und Brücken bestens unterhalten. Man kehrte um, zurück an das Tageslicht.

„Sie haben viel verloren! riefen die Herren dem Maler zu, als sie in's Gasthaus zurückgekehrt waren.

„Mag sein," erwiederte jener ernst, „ich danke ein für alle Mal für solches Vergnügen."

„Wir auch," riefen die Damen, „es war eine eigene Empfindung, als wir, zu Tage gefördert, wieder in freier Luft ordentlich athmen konnten. Gott behüte uns vor allen Gruben und Höhlen!"

Und einer der Herren, ein Landmann, fuhr also fort: „Die Gefilde über der Erde stimmen heiter, die der Unterwelt ernst und düster. Die schwarzen Klüfte, das durchsickernde Wasser, die bleichen Gesichter aus den schwarzen Kutten bilden einen förmlichen Contrast zum Glücke des Landmannes. Diesen begleitet der Jubelgesang der Lerche, den Bergmann eine tiefe Grabesstille und Irrlichter. Jener genießt die Früchte seiner Arbeit, diesem gewährt sein mühevoller Fleiß, und wenn er in Gold und Silber arbeitet, nur ein Hungerbrod; dort ein heiteres, hohes Alter, hier frühes Hinwelken und steter Tod vor Augen; ich kann es wahrlich nicht begreifen, wie es möglich ist, daß Menschen sich zu solchem Maulwurfsberufe können bestimmen lassen, unter der Erde zu wühlen."

„Aber nun Ihre Geschichte, Herr!" riefen die Damen, und Hermann begann:

„Es sind nun wohl zwölf Jahre her, daß ich mich in einem lieblichem Flecken des Traversthales in Neu-Chatel bei einem lieben Freunde und Kunstgenossen von mir, Henri, aufhielt. Seine Schwester Antonie war mit mir verlobt. Zu den liebsten Vergnügungen, die wir uns machten, gehörten mehrere herrliche Ausflüge in's Jura-Gebirge, bald in größerer, bald in kleinerer Gesellschaft ausgeführt. Eine neu verabredete Parthie sollte nun der drei Stunden entfernten Höhle von Motier gelten.

Bald standen wir an einem heißen August-Nachmittage vor den öden, wildgezackten Felsen, die den Eingang dieser schauervollen Höhle umgaben. Außer mir bildete die kleine Gesellschaft ein befreundeter Nachbar von uns, Herr Biot, mein Freund Henri und Antonie, meine theure Braut, nebst ihrer Schwester Lucie, einem Mädchen von zwölf Jahren, blond und sanft und wie eine Klette ihrer älteren Schwester anhängend. Eben jetzt, da wir uns umsahen, waren beide Schwestern um eine Felsecke herum verschwunden. Während wir ihrer harrten, schweifte mein Blick hinauf zur hohen Juragräte, die scharf in das völlig klare Sonnenblau des Himmels hineinschnitt. Die ganze lichtübergossene Natur schien mir zuzurufen: „Bleibe bei mir draußen, du Kind des Tages und laß den Eulen und Bären ihr Höhlendunkel." Eine schwermüthige Ahnung schien meine Seele zu drücken. Ich hatte eigentlich sonst schon von Natur aus blutwenig Gefallen an Höhlen und Bergwerken und rechnete zu meinem schlimmsten stets die, wo ich durch Engen und Spalten kriechen mußte. Aber Neugierde, eine gewisse Eitelkeit, vor Allem aber die Gesellschaft der liebenswürdigen Mädchen scheuchten wieder diese düsteren Gedanken siegend in den Hintergrund zurück. Ach was! sagte ich zu mir, sind wir nicht in einer Stunde draußen? Wohl kamen wir wieder aus der Grotte heraus, aber, o mein Gott! — doch ich will nicht vorgreifen, meine Damen." Er hielt bewegt an und bedurfte einiger Zeit zu neuer Sammlung; dann aber fuhr er also fort: „Nachdem wir gebückt den niederen Eingang durchtappt hatten, standen wir in Dämmerung zu einem Häufchen beisammen. Antonie hatte sich neben mich gestellt; Henri schlug Feuer an und gab Jedem von uns eine flammende Wachskerze in die

Hand. Nun ging's in die Höhle hinein, allmählig aufwärts und vorwärts über wild übereinanderliegende Blöcke, die von der Decke herabgestürzt waren und mit den noch hängenden genau übereinstimmten. Zur Linken grinzten uns düstere Nebenhöhlen an, deren tiefe Räume unser Kerzenschein nicht auszufüllen vermochte. Die beiden Mädchen ergötzten sich an den vielfachen Echo's, die in weiter Ferne leise verhallten. Bald ging es durch hohe, zerissene Gewölbe, bald durch enge Spalten und Klüfte. Die Tropfsteingebilde, die unserem Auge sich darboten, waren von bedeutungsloserer Art, als die Beschreibung anderer Höhlen sie mir kund gethan, und die ganze Sache lief endlich da hinaus, sagen zu können: so und so weit sind wir in der schauervollen Gruft gewesen. Der Vorschlag, umzukehren, lag mir auf der Zunge; aber heraus kam er nicht. Herr Biot nahm ihn mir indeß weg; allein Henri ermahnte, wenigstens bis zum Teiche vorzudringen. „Ja, zum Teiche! zum Teiche!" riefen die Mädchen. Wir mußten folgen. Um aber dahin zu gelangen, mußten wir bald durch eine schmale Oefnung unbequem durchkriechen, ja, beinahe uns durchwinden. Ich schauderte. Wie, wenn einige dieser herabhängenden Blöcke einstürzen und jene Oeffnung uns verrammeln? „Mein Gott, nichts von Einbildungen und Furcht!" rief Henri mit festem Tone; „haben jene Steine doch bis heute oben festgelegen! Darum nur vorwärts, zum Teiche!" Bald hatten wir auch denselben erreicht und befanden uns nun im tiefsten Schooße der Grotte. Da verspürten wir einen Windzug an unsern Kerzen und gewahrten zur Rechten des Teiches einen zweiten Gang, der noch tiefer in's Innere der Höhle führen mußte. Der schaurige Widerschein der Kerzen in dem tiefgelegenen stillen Gewässer, in welchem noch nie Sonne und Mond sich abgespiegelt hatten, die nassen tröpfelnden Kalktuffwände, der holprige und dabei meistens schlüpfrige Boden waren eben nicht geeignet zu einem längeren Verweilen hier. Wir traten daher den Rückweg an und näherten uns eben wieder jener engen Oeffnung, die wir zu passiren hatten, als Biot, der voranging stille stand und ein Pst! uns zurief, indem er mit der Rechten uns zurückwinkte. Wir hielten an und horchten und — ein kalter Schauder durchrieselte unser Herz, denn wir vernahmen in der Ferne ein lautes Brummen und Murren, das immer näher und näher kam und uns zuletzt über seine Natur keinen Zweifel mehr ließ.

„Mein Gott, ein Bär, ein Bär!" rief Henri voll Verzweiflung.

„Wär's möglich?" fragten, wie Espenlaub zitternd, die beiden Schwestern.

„Wohl möglich!" flüsterte mit zagender Stimme Biot. „Es war uns Leuten vom Lande seit mehreren Tagen bekannt, daß ein solcher wieder im Gebirge sein müsse, da großer Schaden in unsern Schafheerden angerichtet worden. Wahrscheinlich hat er vor den Verfolgungen der Jäger seine Zuflucht in diese Höhle genommen."

„Retten wir uns!" riefen die Mädchen und flüchteten scheu in das Innere der Höhle zum Teiche zurück.

Henri packte krampfhaft seinen Knotenstock, Biot stand wie betäubt und schwankte, ob er fliehen oder stehen sollte. Mir, obgleich bebend vor Entsetzen, gab der himmlische Vater schon in der nächsten Minute die Besonnenheit zurück, das einzige Mittel zu ergreifen, das uns Wehrlose und Abgesperrte wenigstens momentan retten konnte; ich riß Lucien den Strohut aus der Hand, zündete ihn an und trug ihn lichterloh an das Loch hin. Es war die höchste Zeit. Die Bestie war kaum zwölf Schritte mehr von jener Oeffnung, prallte nun aber erschreckt zurück und floh laut brummend den Gang hinunter. „Hüte und Tücher her!" rief ich. Henri sprang mit Antonien's Strohhut hinzu und ich ließ meine große Reisekarte noch mit auflodern. Ein helles Feuer brannte auf. Das Brummen verhallte mehr und mehr in der Ferne. Henri und ich standen dicht neben der Felsöffnung, weiter zurück Biot mit den Mädchen, ein zitterndes Häuflein. Das Feuer hatte für den ersten Augenblick uns gerettet; aber es mußte an un-

sere weitere Rettung gedacht werden. Wir beiden Männer wälzten daher nach einander drei große Felsstücke herzu und stemmten sie, eins nach dem andern, in die Spalte. Nun waren wir schon mehr gesichert und konnten auf bessere Rettungsmittel bedacht sein.

Das Feuer erlosch und — o Gott, das Brummen nahte wieder. Lucie schrie auf und klammerte sich an ihre Schwester an. Wir wälzten zum Ueberfluß noch einen Felsblock vor. Als aber Biot mit seiner Kerze in einem nahen finsteren Abgrund zur Linken hinleuchtete und die Möglichkeit äußerte, das Unthier könne durch diesen Seitenschlund wohl noch den Weg zu uns finden, starrten wir mit solchem Schaudern in denselben hinab, daß es uns beinahe tröstlich vorkam, als wir das Brummen des Bären noch an derselben Stelle vernahmen. Welche verzweiflungsvollen Minuten wir Aermsten hier durchzitterten, wie vermöchte ich das nun mit Worten Ihnen zu schildern!

Doch hier konnten wir nicht bleiben; es mußte ein Entschluß gefaßt werden. Indessen hieß ich alle Kerzen auslöschen, bis auf meine und Henri's, um dieses Material, von dem mit unsere Lebensrettung abhing, uns zu sparen. Dann pflogen wir mit einander Rath. Der einzige war: mit einem Feuerbrande an der Spitze durch die Höhle zurückzustürmen, den Bären vor uns her zu jagen und so das Freie zu gewinnen.

„Aber wo haben wir einen Feuerbrand?“ fragte klagend Antonie.

„Unsere Kleider mögen dazu dienen,“ entgegnete ich, „ein Stück nach dem andern möge aufbrennen und mein Rock soll den Anfang machen.“

„Aber,“ wandte Biot ein, „wenn der Bär sich nun in einer Seitenhöhle versteckt hält und während wir durch den Engpaß tappen, den letzten von uns plötzlich anfällt?“

„Gott im Himmel!“ kreischten die Mädchen auf, „Herr erbarme Dich unser!“

„Und doch, wären wir glücklich ins Freie gekommen,“ wußte Henri mir einzuwenden, „kann uns die Bestie nicht auch draußen überfallen?“ — „Aber,“ fuhr er fort, „die Sage geht, diese Höhle führe hinter dem Teiche auch aus dem Bergesschooße hinaus; ein Hirte habe vor vielen Jahren sie durchpassirt, jedoch die Ausgangsstelle zu flüchtig verlassen, als daß man später sie wieder habe auffinden können. Wir bemerkten ja erst am Teiche einen Windzug an unseren Lichtern; er rührte gewiß von jenem zweiten Ausgange her. Darum laßt uns getrost dorthin aufbrechen, so lange wir noch Licht haben.“

„Ja, fort von dieser Stelle des Entsetzens!“ rief Antonie.

Lucie umarmte sie mit Schluchzen; Thränen hingen an meinen Wimpern.

„Aber,“ fiel ich angsterfüllt auf Henri's Vorschlag an, „sollen wir auf eine bloße Sage unsere Rettung setzen? wenn wir den hinteren Ausgang nun nicht finden? Der Weg dahin ist weit; wie, wenn unsere Kerze darüber verlöschten und der Rückweg nun unmöglich würde, — wären wir dann nicht völlig verloren?“

„Du hast Recht, Gustav!“ erwiederte Henri, „wir dürfen unser Schicksal durchaus nicht an einen Hoffnungsweg binden. Laßt uns das Loos werfen, wer von uns Männern hier an dieser verhängnißvollen Engpaßstelle zurückbleiben soll. Wer von uns glücklich entkommt, bringt ihm Hülfe; entrinnt er aber, so bringt er sie uns.“

Keiner konnte widersprechen. Das Loos — fiel auf mich. Ich erblaßte, Biot holte tief Athem, Lucie hob die Augen betend empor, Antonie aber sank mit einem Schrei des Schmerzes zusammen.

„Gott wird mit mir sein, Geliebte!“ tröstetete ich. „O zögert nicht lange; wir alle stehen in des Herren Huth.“

Henri drang den beiden Schwestern ein Stück Brod auf, das er aus seiner Reisetasche hervorlangte und bot den Herren einen Schluck Wein aus seiner Jagdflasche. Dann nahm man Abschied von mir. Welch herbes Scheiden! Hat es je bekümmertere Herzen gegeben? „Gott mit Dir!“ rief Henri, und preßte

mich heftig an sich; Lucie schluchzte laut; ich küßte das arme Kind auf die lilienweiße Stirn nnd suchte es über mein und ihr Schicksal etwas zu trösten. Antonie lag halb bewußtlos in Henri's Armen. Die Anderen waren schon viele Schritte voraus; ich hörte noch das schwindende Verhallen ihrer flüchtigen Tritte; dann war Alles still und ich allein in der gräßlichen Einsamkeit; deren Entsetzen jedoch meine Seele, noch betäubt von dieser Abschiedsscene, Anfangs nicht fühlte. „Dein Antonie, in Leben und Tod!“ rief ich begeistert in die Tiefe der Höhle hinein — und „Tod“ rief mir ein grauenvolles Echo nach. Dabei aber wähnte ich noch einen schrillenden Ton von der Seite des Teiches her zu vernehmen und, was den größten Schreck mir gab, auch der Bär stieß ein neues Geheul aus und kam wiederum an das verrammelte Loch; ich schloß zu meinem Troste hieraus, daß das Thier, wie es schien, keinen anderen Weg zu mir wisse. Die wilde Bestie raste auf's Neue, aber vergebens, die Felsblöcke waren zu schwer und fest in einander gezwängt. Die erste Stunde ging vorüber; ich war auf meine Knie gesunken und flehte zu Gott dem Allmächtigen, daß er die Flucht meiner Gefährten glücken lassen möge. Hoffnung und Verzweiflung, Jubel und Entsetzen wogten in meiner Brust verzehrend durcheinander.

Meine Uhr zeigte neun Uhr Abends. Lange hatte mein gespanntes Ohr nichts mehr vernommen, als das ewige, einförmige Tröpfeln der Wasser, einzig unterbrochen durch das Herabfallen zerbröckelten Gesteines. Ich schöpfte Hoffnung zum Entrinnen, that einen herzhaften Schluck aus dem Weinfläschchen, das man mir gelassen, klebte meine Kerze auf einen Stein und wälzte den ersten der Blöcke vor dem Loche weg. Ich horchte. Schweigen des Todes herrschte. Ich machte mich an den zweiten. Plötzlich aber hörte ich das Unthier mit wüthigem Gebrüll neu heranrasen. Voll Verzweiflung legte ich mit wahrer Riesenkraft die Quader wieder an. Es stieß ein Wuthgebrüll aus, klemmte seine Schnauze in die Spalte, daß sie blutete, und schaute mit seinen röthlichen Augen mordgierig mich an, während es mit der Tatze die Blöcke bekratzte. Als es jedoch wahrnahm, daß es hier durchaus nicht durchbrechen könnne, stürzte es wuthschnaubend zurück. Wie der Blitz fiel mir der Gedanke bei, daß solcher Grimm des Thieres vielleicht eher dem hier versperrten Durchgang gelten könne, als bloßer Mordbegier, und daß die Angst vor einer verfolgenden Jägerschaar es vielleicht zu solcher Wuth stachele. Allein kaum war diese schwache Hoffnung in mir aufgeleuchtet, als meines Ohres Lauschen auf ein fernes, dumpfdonnerndes Getöse von fallenden Felsstücken gelenkt wurde. Der Bär hatte in einem Seitengange eine Ausflucht gefunden und durch die Kraft seiner Vordertatzen aus einem andern versperrten Höhlenspalt die Felsenstücke herauszudrängen vermocht und brummte nun plötzlich aus dem Abgrunde vor mir zur Seite dermaßen gräßlich herauf, daß mir die Haare zu Berge standen. Ich gab mich verloren. Sollte ich vorn die Blöcke wegräumen und fliehen? Dazu war keine Zeit mehr, denn das Unthier nahte hörbar. Sollte ich zum Teiche hin den Andern nachfliehen? Das schien mir noch mehr erfolglos. Voll Verzweiflung stürzte ich mit meiner Kerze zum Abgrunde hin. Der Lichtschein fiel gerade auf das mordgrinsende zottige Unthier, welches mit großer Geschicklichkeit die stufenförmige Felswand heraufkletterte. Instinktmäßig faßte ich nach dem ersten besten Felsstück, das vor mir lag, und schmetterte dasselbe dem Thiere mit solcher Gewalt auf den Schädel, daß es heulend wieder zurücktaumelte in die Tiefe hinab. Schnell klemmte ich mein bereits zu einem Stümpfchen herabgeschmolzenes Licht in einen Steinspalt, riß in demselben Augenblick meinen seidenen Rock vom Leibe und mit einem Ruck in zwei Hälften, zündete die eine an und warf dieselbe hell aufgeflammt in die Tiefe hinab. Beim Scheine der Flamme sah ich wie der Bär einen gewaltigen Satz rückwärts nahm in die Finsterniß und hatte zugleich den Trost zu entdecken, daß der Abgrund in der Tiefe fast senkrecht hinabschoß und kaum die Möglichkeit eines neuen Hinaufklimmens darbot Doch raffte ich mit fast übermenschlicher Anstrengung und Schnelligkeit eine Anzahl von Felsstücken zusammen, mit der

Vorsicht, jedesmal von dreien den dritten hinabrollen zu lassen, um für die nächste Minute vor Ueberfall sicher zu sein. Ein fürchterliches Geheul verrieth mir, daß einer der wuchtvollen Würfe die heraufklimmende Bestie wieder hinuntergeworfen haben mußte. In dem Augenblick aber schlug auch fernes Hundegebell und ein lautes Halloh von Jägern an mein entzücktes Ohr. War auch meine Lage noch erschrecklich genug; ich war entschlossen, meinen Posten hier todesmuthig zu vertheidigen.

Und ohne daß ich selbst es wußte, war mein Sieg erstritten. Das Hinterbein des Bären war zerschmettert. Die Meute der Rüden hatte den Durchgang ausgewittert und sich mit wilder Raserei über die tobende Bestie unten gestürzt. Ein Feuerbrand, den ich hinabwarf, beleuchtete den schauervollen Todeskampf. Inzwischen waren die Jäger den Hunden mit Fackeln nachgedrungen, starrten mit einem gellendenden Schrei des Schreckens zu meinem Lichte hinauf und zu meiner Erscheinung hin, der in weißen Beinkleidern und im Hemde, mit marmorbleichem Antlitz und mit sträubenden Haaren, gleich einem Nachtgespenste, da oben stand. „Gott sei gelobt!" rief ich da hinab; „ich bin gerettet." Da erbebten die Gewölbe, ein Büchsenschuß war gefallen und Victoriaruf halte wiederholentlich nach. Schnell hatte ich jene Blöcke in Felsspalt weggeräumt, kroch durch den Engpaß und tappte mit dem schon erlöschendem Lichte in der Hand vorwärts, um die bekannte Oeffnung zum Abgrunde zu ermitteln. Ein hervorbrechender Fackelglanz wies mir alsbald die Richtung und über ein Chaos von Blöcken taumelnd, stand ich vor den Erstaunten. Alles drückte mir voll Mitleid und Freude die Hände; denn mein Geschick war augenblicklich zu begreifen. Ich berichtete nun unsern ganzen Unglücksfall. Ausrufungen des Staunens und Schreckens antworteten mir.

„Mein Gott! unserm Henri und den Mädchen nach!" riefen hastig zwei der Jäger, Henri's gute Bekannte. Auch andere noch erboten sich zur Begleitung. Ich selbst fühlte mich von neuer Thatkraft beseelt. Einer der Jäger warf mir seinen Jägerrock um, denn die Nachtluft war kalt geworden. Der Bär wurde hervorgeschleift; ein zerfleischter Hund mußte ihm noch aus dem Rachen gerissen werden. Die Hälfte der Beute wurde mir zuerkannt.

Wir fünfe krochen nun ungesäumt, mit Stricken, Stangen und Fackeln versehen, durch den Engpaß zurück, durchwateten die Höhle des ersten Teiches und kamen zu einem zweiten, wo der einzig mögliche Pfad links auf einem steilen und schlüpfrigen Gestein hinabführte.

„Herr Gott," rief ein Jäger, „das war ein schwerer Weg für Frauenzimmer."

„Mein Gott!" rief ein zweiter, „da muß eines der Mädchen hinuntergeglitten sein, — die Fußspur ist schmal."

Mir erstarrte das Blut in den Adern.

„Sondire mit der Stange!" rief ihm der Andere zu.

Das Wasser war keine vier Fuß tief; Leben kam wieder in mich.

„Und sieh dort!" fügte der erste Jäger hinzu, „fünf Schritte weiter, wo der Abhang hinabgeht, ist das Mädchen wieder hinaufgezogen worden; das zeigt deutlich der Wasserfleck auf dem gelben Gestein, der vom nassen Gewande herrührt. Dort auch werden die Trittspuren häufiger und deuten uns an, daß die Gesellschaft hier länger verweilt hat."

Wir stiegen nun wieder einen Abhang empor und traten in ein weites Gewölbe, das in zwei Ausgänge sich abzweigte. Der zur rechten Hand hatte zwiefache Trittspuren, der zur Linken aber drei, darunter eine naß. Es hieß daher: „links vorwärts!" Kaum hundert Schritte weiter, so kam man in eine Felsenge, durch die man auf Händen und Füßen durchkriechen und endlich steil hinabrutschen mußte. „Arme Antonie! arme Lucie!" rief ich.

„Der Windzug wird stärker!" bemerkte ein Jäger; „wir nahen sicher dem Ausgange!"

„O Gott, o Gott!“ kreischte eine ferne weibliche Stimme, „der Bär, der Bär!“

„Antonie! Henri!“ rief ich aus entzückter Brust und der Zuruf wurde jubelnd beantwortet. Da saßen die Armen auf einem schmalen Felsenvorsprunge am Ausgang der Höhle und wollten den Tag erwarten zum weiteren Herabklimmen. Ihre Kerzen waren längst erloschen. Wir fielen einander stürmisch um den Hals, auch Biot mir. Antonien's Kleid war noch der Verräther ihres Unfalls und die Aermste, durch und durch naß und vor Frost zitternd, während Fieberschauer sie durchrieselte. In meinen Armen trug ich sie weiter, bis zu einer nahen Alphütte, von wo Hirten sie auf einer schnell geflochtenen Tragbahre, in duftende Kräuter gebettet, das Gebirge hinab, nach Hause trugen. Das Gerücht von unserem Unglücke war schon vorausgegangen. Das ganze Dorf lief zusammen. Antonie und Lucie wurden geküßt und umarmt und ihre Freundinnen schluchzten laut herum, als sie wahrnahmen, wie Antonie sich verändert hatte. Regungs- und wortlos saß sie da, bis der Arzt kam und sie zu Bette brachte. Mein Auge hing an seiner Miene; als ich ihn auf die Seite nahm, sagte er: „Ein Nervenfieber rüttelt am Innersten ihres Lebens. Der erlebte Schreck und die Sorge um Sie, die Lebensgefahr im Wasser, Frost und Zugwind haben ihren zarten Nervenbau zu gewaltig angegriffen, ja zerstört.“

Lassen Sie mich schweigen von meinem Verlust! Henri begleitete aus zarter Theilnahme und wahrer Bruderliebe mich zurück in meine Heimath und trennte sich von mir erst nach vielen Wochen. Ich suchte Trost in meinem Berufe, in meiner Kunst, die des Herrlichen so viel in sich schließt. Viele Jahre sind seit jener Schreckenszeit vergangen; — aber der Schmerz in meiner Brust um die Geliebte, — ich trage ihn mit mir fort für alle Ewigkeit.“

Der Maler lehnte sich in die Bank zurück, mit der Hand die bethränten Augen verdeckend und weinte wie ein Kind. Ein schweigendes, tiefes Mitgefühl herrschte unter den Reisegefährten und die Damen konnten vor Wehmuth und Schluchzen nicht sprechen.

„Angespannt, Ihro Gnaden? fragte der Postillon, der inzwischen sich eingestellt hatte. „Alles ist zur Abreise fertig.“

Und unter aufheiternden Gesprächen setzten die Freunde ihre Reise fort.

Aus dem Tagesleben einer alten Stadt.

Mittwoch.

Von Meyer-Merian.

Ja, so ein Mittwoch, das ist in der Wochengeschichte einer alten Stadt jedenfalls der fatalste Tag. Nach der Sprechweise des Volkes ist er gar kein Tag, was ja schon sein Name bezeichne. Darum tritt auch bei Leib und Leben keine ordentliche Magd Mittwochs ihren neuen Dienst an. Selbst nicht, wenn der heilige Weihnachtstag oder der Tag Johannis, an die doch sonst der Dienstwechsel mit der eisernen Klammer der Gewohnheit befestigt ist, auf diesen Nicht-Tag fallen sollten. Frau und Magd wählen in diesem Falle selbstverständlich den Tag vor- oder nachher zur Vollziehung des wichtigen Aktes, denn sie wissen ja zum Voraus: „der Dienst hätte anders keine Dauer und keinen Segen, von Anfang an stände Alles auf hohler oder schiefer Grundlage und jeder Augenblick würde als Rächer des verletzten Herkommens drohend zwischen Herrschaft und Dienstbote sich hinein drängen.“ Aus dem gleichen Grunde wird auch ein

noch wichtigeres Bündniß, die Hochzeit, nie an einem Mittwoch gefeiert. Kaum möchte eine Mittwoch-Ehe legitim sein, und ein halber elterlicher Fluch vielleicht bei den meisten in Sachen competenten Stimmführerinnen, kein größeres Bedenken erwecken, über die Zukunft des vermessenen jungen Paares, als das dem Mittwoch anklebende böse Omen.

Es gibt aber auch nichts Unentschiedeneres, Charakterloseres als diese Mitte der Woche, deren Bestimmung blos die ist, die zwei Theile der Woche zusammen, wenn nicht gar nur auseinander zu halten, wie der Stab einer Brille die beiden Augengläser. Will man dem Mittwoch die übertriebene Ehre anthun, ihn als Tag zu betrachten, so ist er doch einzig der Tag des Stillstandes. Unentschlossen, wie der Esel des Buridan neben den zwei Heubündeln (denn für einen Hercules am Scheidewege wäre er auch gar zu willenlos) steht er da zwischen der ersten und der anderen Wochenhälfte. Gleich stark zieht's ihn von vorn und hält es ihn im Rücken, so daß er volle 24 Stunden lang nicht vom Flecke kommt. Die ersten drei Wochentage sind muthig vorwärts gestrebt, da trat die Reaction ein: der Mittwoch ist der Geburtstag derselben, von ihm an geht der Krebsgang mit der Woche. Niemand weiß genau, wie er am Mittwoch dran ist, Unsicherheit, Unbehaglichkeit, bei allem Stillstehen, sind dessen hervorstechender Charakterzug. Denn mit großem Eifer, den besten Vorsätzen vielleicht, hat man sich Montags an die Wochenaufgabe gemacht, am Mittwoch lähmt die Reflexion bereits die frische ursprüngliche Thatkraft, man überlegt, hält inne, beginnt das Ende der Woche ins Auge zu fassen, rechnet, hat Bedenken, und bricht ab, viel leicht lange bevor der Höhepunkt der gestellten Aufgabe erreicht worden.

Wo so Vieles nachdrücklich genug gegen den mißlichen Tag spricht ist es beinahe unbegreiflich, wie die oberste Behörde, der Weh und Wohl der gesammten Stadt auf's Gewissen gelegt sind, auf diesen Mittwoch gerade eine ihrer regelmäßigen amtlichen Sitzungen verlegen konnten! Was nützt es, sich in Vermuthungen und Erwägungen zu ergehen, wo Jahrhunderte alte Uebung die Thatsache so festgestellt hat? Man muß sich mit der Ueberzeugung begnügen, die wohlweise Regierung habe ihre Gründe hiefür gehabt, und stärkere als jene, auch ihr keineswegs fremden, die sie hätten abhalten sollen. Allen Bedenken und aber zum Trutz ruft am Mittwochmorgen, eine Weile nach der üblichen Zeit des Frühstückens, das alterthümliche „Rathsglöcklein" mit seinem heldengemüthlichen, der Dringlichkeit indeß nicht ganz baaren, Geläute die Rathsherren nach dem Rathhause. Einer um den Andern von den Regenten bewegt sich in gemessenem Amtsschritte und im kohlschwarzen, officiellen Frack über den heißen in der Julisonne glasenden Marktplatz nach dem kühlen traulichen Sitzungszimmer des alten Rathhauses die breite Steintreppe hinan und an den alterthümlichen Schildereien vorbei.

Vollzählig geworden, und nachdem die Neuigkeiten des Tages vor der Wichtigkeit des Amtes verstummt, nehmen die Väter ihre wohlgepolsterten ledernen Stühle ein, die hinlänglich stark belehnt sind, um auch durch das selbstvergessendste Anlehnen nicht aus dem Gleichgewicht gebracht zu werden, noch dasselbe anders als mit einem kühlen, elastischen Gegendrucke zu erwiedern. Das grünwollene Tischtuch breitet sich, dem Auge so wohlthätig und es zur Ruhe einladend, aus, die Kühlung ist hier so erquicklich, die Dämmerung in dem dunkelgetäfelten Saale so besänftigend, der Polstersitz so gerecht, das Organ des eben referirenden Mitgliedes so gedämpft, der Vortrag so gemessen gleich, fließend, wie ein murmelndes Bächlein, der Gegenstand bereits so erdauert und durch das begutachtende Collegium so gründlich vorbearbeitet, daß es in der That mehr als nur gerechtfertigt erscheint, wenn bald da ein Haupt und bald dort eines der Macht des Augenblicks sich beugt, und sinnnend immer tiefer und tiefer sinkt, bis es seinen natürlichen Stützpunkt befunden. Und wie sollte nicht auch der Gewissenhafteste beim Gedenken des in so guten Händen ruhenden Staatswohls

seines besonderen Antheils an dem allgemeinen Frieden und Behagen ebenfalls sich versichern dürfen?

Das Contagium des Beispiels ergreift unerbittlich einen nach dem Andern und immer lautlosere Stille begleitet das Referat. Dränge ein vorwitziger Barbar in diesen ehrwürdigen Senat, wahrlich, diese classische Ruhe, der feierliche Ernst müßten ihn gleichfalls reizen, die Väter des Landes an Nase und Bart zu zupfen, um sich von ihrem Leibesleben zu überzeugen. Führen sie auch nicht als Abzeichen das elfenbeinere Scepter, so hält doch der Eine noch die Feder in der feiernden Rechten, der Andere klammert sich an seine goldene Dose, bei einem Dritten ist das planetarische System der beiden Daumen, die sich um einandergedreht, in Stillstand gerathen und ruht unbeweglich auf dem Sonnenkörper, der unter der schwarzseidenen Weste verhüllt liegt. Nur das Referat wälzt sich in regelmäßiger Fluth und Ebbe ununterbrochen fort und die kreischende Feder des protokollführenden Rathsschreibers hinkt verzweiflungsvoll hinterher. Doch auch hier verlieren sich die Buchstaben und Worte allmälig in Gedankenstriche, bedeutungsvolle Pausen lassen die Fülle des Vortrages mehr ahnen als erkennen, wenngleich das Haupt des getreuen Knechtes durch fortwährendes Nicken das tiefe Verständniß beurkundet, und kaum noch hie und da ein neidischer Blick auf die so ruhig erwägende, rathsherrliche Tafelrunde hinstreift. Einzig eine am Fenster summende und singende Fliege hält unermüdlich aus und begleitet mit seiner Musik den sonst etwas prosaischen Text des Vortrages.

Endlich ist das Referat doch beendet. Es beschlug eine neue Dohlenordnung, welche den gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart mehr Rechnung tragen sollte, als die seit 250 Jahren zu Kraft bestehende. Das Baucollegium hatte die verschiedenen Anforderungen gegenseitig abzuwägen und die Frage in ihrer ganzen Tiefe und Ausdehnung zu begutachten erhalten, heute war das Ergebniß dieser dunkeln Nachforschungen im Rathsaale zu Tage gelegt worden.

Es ist bekannt, wie der Müller mitten aus dem tiefsten Schlafe aufwacht, wenn das rauschende, stampfende Mühlrad stille steht und der tosende Lärm der Ruhe der Nacht Platz macht. Das letzte Wort des Referates richtete die Häupter der Landesväter wie eine Springfeder, selbst aus der allernachdenklichsten Lage, empor, aber der leise Schreck, der Jeden beim ersten Eintritt in die Welt der Wirklichkeit begrüßt, legte sich alsbald bei dem besänftigenden Anblick der allgemeinen Mitschuld.

In solchen Augenblicken zeigt sich die diplomatische Bedeutung der Dose: wie flog nicht da und dort ein Deckel auf, wie vermittelte nicht der nach links und rechts gebotene Inhalt sogleich ein neues und würdig eingeleitetes amtliches Dasein! Der Präsident dankte nun zunächst dem Referenten für seine ebenso erschöpfenden als interessanten Aufschlüsse, die einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und eröffnete hierauf die Umfrage. Es fielen sehr gründliche Voten, indem Jeder, was ihm der Himmel im Schlafe bescheert, in passender Form vorbrachte. Wohl wurden auch Bemerkungen, Einwendungen gemacht, aber wie sogenannte Heunebel, die nur schönes Wetter bedeuten, so zogen sie um das Projekt hin, und verkündeten dessen glänzende Annahme: es sollte dem weiteren Rathe in dessen nächster Sitzung einstimmig zur Ausführung empfohlen werden.

Und wer waren die Rathsherren, die dieser Berathung gepflogen? — Schlafmützen? — Durchaus nicht!

Die so stille dagesessen, hatten sich die erste Wochenhälfte als gescheite und eifrige Kaufleute tüchtig getummelt und gedachten auch in der zweiten Hälfte noch mehr als ein wolliges Schäflein in's Trockene zu bringen. Es fanden sich vielleich ein Paar ehrenfeste Handwerksmeister mit darunter, die ihrem wohlge. ordneten Hauswesen, nebst einer namhaften Gesellenschaft, in aller Kraft und Einsicht vorstanden. —

Aber so waren es doch Zöpfe? —

Nun, es kommt darauf an, was man hierunter versteht, nach den Zeiten sind auch die Begriffe und Worte sehr verschieden. Allerdings standen diese Ehrenmänner alle jener Zeit näher in der man die Zöpfe eingewickelt hinten auf dem Rücken trug, als der, wo die Mode sie frank und frei, mit Bartwachs gesteift, vorn unter der Nase herunterhängen läßt. — Nein! aber es ist halt Mittwoch heute und dessen Einfluß vermag sich selbst ein Rathsherr nicht zu entziehen. Indeß der Mittwoch ist nicht der einzige Regierungstag, es ist noch ein Samstag da, und an dem werden wohl die dringlicheren Geschäfte erledigt werden. —

Dann ist auch nicht zu leugnen, die ganze Zeit von damals ist eine andere, als die von heute. Vorab die Staatsmaschine ging eines viel langsameren und bedächtlicheren Ganges. Das Regieren wurde gemüthlich betrieben: „es ist die Sache der Herren, die haben Zeit dazu!“ — sagte neidlos der gewöhnliche Bürger, der in seinem Kramladen oder in seiner Werkstätte vollauf beschäftigt war und sein freies Stündchen lieber darauf verwendete, beim Glase Wein unter guten Freunden zu plaudern und gelegentlich sein Bürgerrecht zu üben, indem er recht weidlich über die Herren von der Regierung loszog, bei allem Respekte, der ihm sonst gründlich innewohnt. Der Bürger wußte, seine Regenten meinten's gut, er bekannte sogar, bei all seiner scharfen Kritik, daß sie das Regiment besser verständen, als er selber. Und die Herren meinten es auch wirklich gut und da sie als kluge Handelsherren namentlich geschickt mit dem Rechnen umzugehen wußten, so fuhr die Stadt im Ganzen und Eins ins Andre gerechnet, wirklich nicht übel. Nullen gibt's allerwärts und Calenburgerstreiche in der größten Stadt, auf etwas Appartes aber machten die guten Leute keinen Anspruch. Wie überall, nahmen sie auch lieber ein, als daß sie ausgaben: hielten nun die Herren in der Regierung wohl Haus und verlangten für ihr Regieren nichts, d. h. kein Geld, sondern nur die Ehre, welche nichts kostete, wie sollte da nicht Mann für Mann mit solch einer Obrigkeit zufrieden gewesen sein! Man machte sich dazumal überhaupt nichts aus dem Vielregieren, liebte im Gegentheil Ruhe und den gewohnten, erprobten Gang, so daß das Meiste sich wie von selber zu machen schien, gleichsam aus dem Pflaster der alten Stadt wuchs, ohne Commando, ohne Einfluß von oben, denn man wußte weder von Brutöfen noch künstlicher Fischzucht. Das ganze Leben war ein langsameres, einfacheres. Man träumte nicht einmal im Fieber von Eisenbahnen, die in dieser festgesetzten Minute abfahren, um accurat in jener so und so vielten Minute 50 Stunden weiter anzuhalten.

Den bequemen Bürgern war das Blut noch nicht mit dem Gedanken in Wallung gebracht worden, ihre alte Stadt müsse mit aller Gewalt eine Großstadt vorstellen, sonst wären sie sammt und sonders verloren! Ihre behaglichen, soliden Gewohnheiten und Genüsse des Lebens in aller Ehrbarkeit und Bescheidenheit, hatten sie noch nicht ausgewechselt gegen das ruhelose Jagen nach verfeinerten und stets neuen Genüssen, gegen den mit dem Erfolge wachsenden Heißhunger des Erwerbens. Einschränkung verstand sich für den Bürger von selber und galt weder als eine Qual, noch als eine Schmach. Aus dem dauerhaften altväterischen Rocke, hinter der zinnernen Suppenschüssel hervor, blickten Gesichter so zufrieden und vergnügt, wie man jetzt in neumodischen Kleidern und hinter Porzellan und Krystallen nicht so viele antrifft. Selbst das kostbarste Silbergeräthe in den wohlverschlossenen Schränken, die schwersten Geldstumpen oder gewichtigsten Gültbriefe in den eisenbeschlagenen Kisten verscheuchten nicht das behagliche Lächeln und noch weniger die bürgerliche Bescheidenheit, die blos etwa an einem Fest- und Ehrentage vor den riesigen Braten, den thurmhohen Pasteten Reißaus nahm, welche im Gefolge uralter Weine geladenen Verwandten, guten Freunden und Nachbaren den „soliden Mann“ verriethen. Damals gab's noch feste Schranken, über die weder der Taglöhner, der von der Hand in's Maul lebte, zum Herrn hinübersprang, noch dieser gelegentlich durch das Lattenwerk so

leicht zum armen Teufel durchbrach. Und diese Schranken drückten und beengten nicht, man fühlte sich im Gegentheil durch sie gehalten, versichert und beschützt, wie ja schon die Wälle und Gräben der Stadt dieß bürgerliche Gefühl handgreiflich veranschaulichten. Das jetzige Streben geht im Gegentheil über diese Grenzen und Schranken hinaus, im Raum, wie in der Zeit und den gesellschaftlichen Verhältnissen. Man wirft deßhalb auch die Mauern, Wälle und Thore schonungslos über den Haufen, füllt die Stadtgräben aus, um nur ja Alles recht flach und eben zu haben.

Aber halt! — Was doch der Mittwoch für ein eigensinniger und hinterlistiger Geselle ist, daß er gar uns selber jetzt mit seinen Wirbeln mitten hineingezogen hat, zwischen die alte Zeit und die neue! Am besten ist's, wir kehren ihm kurz den Rücken und werfen — wär's auch nur zu unserer Entschuldigung — ihm schließlich nochmals den Volksspruch in's Angesicht: „Der Mittwoch ist gar kein Tag"!

Der Donnerstag.

Noch keine Dampfwagen entführten die Menschen blitzschnell in aller Herren Länder hinaus und die Pferdekraft hatte damals noch keine so luftige Natur wie heute, sie fraß weder Holz noch Kohle, sondern lediglich Heu und Hafer, hatte Hufeisen an den Füßen, die gar gemüthlich auf der holprigten Straße klapperten. Dadurch aber wurden die Leute selber auch fester im Zaume gehalten, daß sie nicht wie zweibeinige Lokomotiven durch die Welt schossen, sondern hübsch ordentlich in der Nähe sich begnügten und gelegentlich vergnügten. Es gab wohl entfernter oder näher Landgüter, auf denen ein Theil des Sommers verbracht wurde, aber diese Campagnen waren nur Sache der Reichen. Der Bürger des Mittelstandes dagegen hatte auf seine Weise nicht minder die Lust und das Bedürfniß, ein Bischen frische Luft zu athmen und sein Auge an etwas Grünem zu weiden; daneben war er auch lieber in seinem Eigenthum säßhaft, als daß er, wie heimatlos, herumrutschte. So war es denn Sitte geworden, daß wer es vermochte, irgendwo vor dem Thore, das heißt ganz in der Nähe der Stadt, sein „Gütlein" besaß, darin sich des Landlebens zu erfreuen, abgesehen von dem mäßigen Nutzen, den das Besitzthum nebenbei abwarf. Das „Gütlein" bestand in der Regel aus einem einstöckigen Gartenhäuschen (Rebhäuschen), daran die Treppe außen herauflief nach einem Zimmer und etwa einem Nebengemächlein. Unten fand sich neben der kleinen Küche ein Raum zum Aufbewahren der verschiedenen Geräthschaften, zuweilen noch eine Kelter. Zu dem Häuslein gehörten ungefähr ein oder anderthalb Morgen Landes, theils mit Reben bepflanzt, theils zu einem Gemüse- und Blumengarten hergerichtet. Auf dieser freundlichen Scholle wurde jede freie Stunde zugebracht, man ging Abends, nach vollbrachtem Tagewerke, hinaus und die Sonn- und Feiertage nach dem Gottesdienste wurden jedenfalls hier verlebt. So gehörte das „Gütlein" nicht bloß in den Stadtbann, sondern geradezu auch in das Leben der Stadt, da solch ein wesentliches Stück bürgerlichen Daseins hier zwischen den Beeten von Blumen und Gemüsen sich abspann, halb in ländlicher Arbeit, halb in behaglicher Ruhe, beides zur Erholung und jedenfalls ganz in Zufriedenheit.

Denn die allerersten Frühlingstage schon lockten hinaus, um mit dem Winter aufzuräumen, die schützenden Stroh- und Bastmatten wieder wegzuheben, die Rebstöcke zuzuspitzen und einzurammen, die Wege herzustellen und mit Grün oder Loh zu überführen, dann Beete anzulegen, umzuspaten und zu bepflanzen. Eins drängte das Andre, bis man unversehens in voller Arbeit stand und der Garten aus Leibeskräften zu grünen und blühen begann. Schlag auf Schlag folgte sich's und Jahr um Jahr in regelmäßigem Wechsel, von den ersten Veilchen, den Primeln, Hiacynthen, Tulpen durch den gesammten bunten Sommerflor hindurch bis zu den herbstlichen Astern. Ebenso wiederholte sich in der nutzreichen Welt der

Gemüse derselbe Kreislauf, von den ersten Radieschen, der Kresse, bis zu der späten Kartoffel und dem winterlichen Rosenkohl durch all die blätterreichen Kraut- und Salatarten, die Erbsen und Bohnen und Rübchen. Während Zier- und Küchengewächse billig mehr der aufmerksamen Liebe der Hausfrau sich erfreuten, verfolgte des Eheherrn Auge mit Wohlgefallen das gedeihliche Wachsthum der Obstbäume, vor allem jedoch der Reben. Im Spätherbst schon wurde da aus dem wohlgereiften Holze der neuen Triebe ein überjähriger guter Herbst prophezeiht. Dann vollends im Frühling den schwellenden Knospen, den sich ansetzenden „Samen" (Blüthen) des Weinstocks nachzugehen und Gottes Segen vorbehalten, im Geiste bereits die rothbackigen saftigen Früchte, die dünnhülsigen Beeren und ihren süßen Most zu kosten, das war ein Genuß, welcher demjenigen in der Wirklichkeit kaum nachstand. Und nie trat ein Nachlaß wieder ein, denn die Knospen erschlossen sich bald zu den röthlichweißen Blüthen, die Rebe begann mit feinem Resedageruche zu blühen, es setzten sich die Früchte allmälig an, die Beeren schwollen, klärten sich, so daß Theilnahme und Aufmerksamkeit beständig in Athem erhalten wurden. Was auch hätte die Wohnstube in der Stadt, aus der man hoch über dem Nachbarsdach kaum eine Handbreit Himmels erblicken mochte, schöner und reicher zieren können, als ein Strauß, den die Mutter im Gütlein draußen von den selbstgezogenen Blumenstöcken gepflückt und nach natürlichem Schönheitsgefühl zusammengebunden? Was in der Welt hätte so lieblich geduftet wie diese Lilien, Rosen, Reseden? Oder welcher Gärtner vermochte solche zarte Erbsen, solch delicate Rübchen aufzuweisen, wie solche der Boden des Gütleins erzeugte? Der Eheherr sogar, wie wenig er sonst ein Verehrer von Salat und Kohl war, er mußte das eigne Produkt nicht nur genießen, sondern auch vortrefflich finden, wenngleich sein Lob gegen Ende des Sommers durch die zu häufige Wiederholung sich etwas abstumpfte. Alles mundete doppelt, war noch einmal so zart, als was man vom Markte kaufte, selbst der grünste Salat, die größten Bohnen und Erbsen. Es trug auch nicht wenig zur Vermehrung des Wohlgeschmackes bei, während des behaglichen Genusses hinterm Tische sich die Lebensgeschichte des aufgetragenen Erzeugnisses zu vergegenwärtigen mit Freuden und Leiden, Sorgen und Hoffnungen, die es bis zum Tage der Reife mannigfach begleitet. Eine noch weit wichtigere Rolle indeß spielten bei den Kindern die verschiednen Obstarten, je nach der Jahreszeit. Damit wetteiferten vielleicht nur noch die Gefühle des Vaters, wenn derselbe im Herbste seinen jungen Most kostete und bei aller Nüchternheit und Realität wie ein Seher in die Zukunft des edeln Gewächses sich verlor. Oder welch' Selbstgefühl, welche Verklärung leuchtete aus den derben und trocknen Zügen, wenn er einem guten Nachbar eine Flasche seines „Alten" als Muster eines reellen Tröpfleins aus dem Keller heraufholte und mit sachverständiger Wichtigkeit von dem selbstgezognen Getränke schlürfte, oder den dicken Bauch der silbernen Weinwaage darin sich schaukeln und spiegeln ließ! Daß es vielleicht kaum ein Paar Ohm sind, darauf sein Stolz sich gründet, das thut der Größe der Empfindung nicht von ferne Eintrag, so wenig als es den Fluß der Beredtsamkeit hemmt, den der sonst einfache Mann, fast prahlerisch, über die Natur seiner Reben und deren Gewächse ergießt. Solche Augenblicke des Genusses verwischen alle die Arbeit und Sorgen, welche, neben den Baarauslagen und der Mühe des Pflanzens und Pflegens, Raupen, Maikäfer, schwere Gewitter und Trockne über dem Gütlein das Jahr hindurch zusammengezogen.

Und die Freude ist eine doppelte im Gegensatze zu der Berufsarbeit in der Stadt drin. Hier draußen die frische freie Luft, der offene Abendhimmel mit der lieben Gottessonne nach dem Aufenthalte in der engen Straße, im dumpfen Hinterstübchen des Kauíladens mit dem Ausblicke an die grünangelaufene Mauer eines feuchten Höfleins, auf dessen Steinplatten selbst die Junisonne ihre Strahlen völlig heruntersenken konnte. Nach dem Einerlei des schleppenden oder einförmigen Berufes hier die bunte Mannigfaltigkeit der Blumen, das frische,

fröhliche Wachsthum, die gesunde unbehinderte Bewegung, die heitere lohnende Pflege, — dabei mußte das Herz aufgehen und sich wieder ausdehnen, wenn es im Berufe auch noch so eigensüchtig und enge zusammengezogen.

Selbst Regentage machten keine Ausnahme, sie hatten wieder ihren eignen Reiz. Vor allem wenn nach langer Trockenheit, wo alles Begießen nichts mehr verfangen wollte, die ersten schweren Tropfen auf's Laub herabrauschten und ein abkühlendes Gewitter in aller Majestät und mit seinem vollen Segen über das dürre Land hinzog. Oben an der Treppe, von dem hölzernen Gange in den strömenden Regen hinauszuschauen und den Wohlgeruch des ausdünstenden Erdreichs einzuathmen, das erquickte des Menschen Leib und Seele kaum minder, als die lechzenden Schollen und das dürstende Gewächse. Gar vergnüglich ließ sich von hier aus dem Trocknen das Gütlein überblicken und in die Nachbargärten hineinsehen. Noch eins so keck und lustig ringelten sich die Tabakwölklein und flogen aus Pfeife und Mund in den Regen hinaus, während unter dem vorspringenden Dache die Schwalben zwitscherten oder drunten auf einem Baume im Schutze des dichten Laubes ein paar Spatzen sich zankten.

Ja, so ein Gütlein, das war ein Stück Sonnenseite aus dem bürgerlichen Leben und trug nicht weniges bei zur geistigen und leiblichen Gesundheit, — der Zufriedenheit des Besitzers. Daß aber der Donnerstag gerade der Entfaltung dieses heitern Bildes gewidmet ist, davon kann freilich nur eine Anhänglichkeit und Dankbarkeit als Ursache angeführt werden, weche bis auf die Kinderzeit zurückreicht. Der Donnerstag war nämlich vorwaltend der Tag, an welchem dem Ueberlieferer dieses städtischen Stilllebens vergönnt war, als Kind und Knabe die stillen Reize zu genießen, welche so ein Gütlein jedem Alter darbot und an dem er hinter den Erd- und Himbeerstauden von seinen genußreichsten Stunden verlebt hat. Als wäre er gestern erst „vor dem Thore" gewesen (wie das Landgütlein in's allgemeine auch genannt wurde), so steht nach langen Jahren noch Alles und Jedes frisch in seiner Erinnerung.

Das Besitzthum gehörte einer Großmutter, die als Wittwe in der Stadt ihr behaglich eingerichtetes Haus bewohnte, und wie sie dort den Abend eines wohl angewandten Lebens in Ruhe verbrachte, so lebte draußen im Gütlein ihre alte Thätigkeit und Rührigkeit jedes Frühjahr wieder neu auf und schuf, von Gärtner und Rebmann unterstützt, eine heitre und blühende Welt um sich, zum Besten vor Allem ihrer Kinder und Kindeskinder, die darin ihren Sammelpunkt fanden. Das Häuschen war nicht geräumig, aber doch konnten in der Stube droben fünfzehn bis zwanzig Personen hinter dem wohlbestellten Tische ihr Unterkommen finden. Die Wände waren bloß getüncht, indeß mit zahllosen kleinen Bilderrähmchen behangen, den freien Raum nahmen auf drei Seiten die Fenster ein mit den runden, in Blei gefaßten Scheiben, und dann ein großer Kamin mit bemaltem Feuerschirm. Vor dem Rebhäuschen, auf stets reinlichem Kiesboden, drin ich nie ein Unkraut wuchern gesehen, standen ein paar mächtige Platanen, unter denen Tische, lange grüne Bänke und Gartenstühle aufgestellt waren, bei gutem Wetter der gewöhnliche Aufenthalt. Von hier aus lief zwischen Blumenbeeten ein breiter Kiesweg nach einer Cornelkirschenlaube, „dem Kabinetchen"; andere Wege, mit Gerberloh bestreut, vertheilten sich im Garten breiter oder schmäler. Die kleinen, weißen Steinchen oder das zimmtfarbene Loh zwischen den hellgrünen kurzgeschornen Buchseinfassungen, verliehen vom ersten Frühlingstage bis zu letzten Herbstabende dem Garten ein frisches und fröhliches Aussehen. Die Hälfte des Grundstückes bestand aus Reben, größere und kleinere Obstbäume, Büsche und Stauden mit Beeren waren vollauf vorhanden, um dem Appetite jedes der Enkel Rechnung zu tragen. Wenn die Erdbeeren reiften, die Johannisbeeren sich rötheten, die Pflaumen blau wurden, wie ängstlich nicht hat da die Sorge der guten Großmutter über den jugendlichen Magen der Großkinder gewacht, daß diesen doch ja nichts Unreifes oder ein Zuviel des Guten Schaden bringen möge, — und sie gönnte es uns wohl! Ach; wenn sie es immer gewußt

hätte, wie manche noch saure Beere, wie viele herbe Pflaumen die unverwüstlichen Mägen der obstgierigen Enkel gleichwohl zu überwinden bekommen, während die Großmutter in einem entfernten Beete einen Salat abstach, ein Gemüse Kraut schnitt.

Da und dort in dem Garten fanden sich kleine Hügel künstlich aufgeworfen, von denen herab man in die Nachbargärten oder auch durch die Staketen auf die Straße sah; denn ein klein wenig wollte man doch selbst im Gütlein von der Welt draußen wissen und ohne Neugierde war die alte Zeit ebenfalls nicht. Ein Weglein führte die Erhöhung hinan, zu den Sitzen, welche man im Schatten von Akazien und Gebüsche angebracht. Für uns Knaben waren dieß sehr bedenkliche Stellen, denn jeder Hügel hatte den Rang einer Festung, einer Schanze, die mit Rebstecken und Bohnenstangen ebenso mannhaft angegriffen, als hartnäckig vertheidigt wurden. Bei solchem Sturmlaufen ging's nicht immer stille zu, es setzte auch Beulen und blaue Flecke, die zwar weniger Lärm verursachten als das Krachen und Knacken der Stangen und des Geländes. Rief der überlaute Lärm die Großmutter nach dem Kriegsplatz, oder verriethen uns nachher die feurigen Gesichter, die zerrauften Hemdkragen, oder Gras- und Erdflecken der Kleider, so folgten allerdings dem Kampfesmuth oft ziemlich demüthigende Momente, denn die wackere Frau vermochte nöthigenfalls ihr Mißvergnügen gar wohlverständlich auszudrücken. Und in der That, nur wilde Buben konnten es nicht so recht fassen, daß die aufgewühlten Wege, der zerstampfte Rasen und die geköpften Zweige des Buschwerks, — von den zerbrochenen Bohnenstangen ganz abgesehen, — mit der liebevollen Sorge, der jedes Plätzchen und jedes Stäudlein sich von Seite seiner Urheberin zu erfreuen hatte, unmöglich in Einklang zu bringen waren. Wie indeß aus dem tollsten Unfuge zu keiner Zeit ernstlichere Folgen erwuchsen, so trug uns die gute Großmutter auch nie etwas nach, sie entschuldigte uns sogar vor Dritten gewöhnlich noch mit dem Beisatze, „es sind halt Buben!" (und keine Mädchen). Nun, dafür hatten die Buben die Großmutter auch immer herzlich lieb und halten sie noch jetzt im besten Andenken! Aber sie stand ja mit aller Welt gut. Diesem Nachbar lieh sie die Weinkelter, einem andern half sie mit Setzlingen aus, der Beschließer am Thor erhielt mindestens im Herbste Schinken, Käse, Trauben und zwei Flaschen Wein, alten und neuen. Es dienten darum auch ihr wieder Alle gerne, und wenn sie an der Spitze ihrer zahlreichen Kinder und Kindeskinder nach einem Familientage vom Gütlein zum Thor hinein zog, da sah die Großmutter recht ehrwürdig aus, daß selbst die wilden Buben ganz ehrbarlich hinter ihr herschritten und voll Respekt und Stolz auf sie hinblickten, neben der Liebe.

Es sind viele Jahre seither verflossen. Das Häuslein steht noch, im Raum des Erdgeschosses, wo die Kelter gestanden, da werden jetzt Todtenbahren und Grabgeräthe aufbewahrt. Statt der Gemüsebeete wölbt sich Grab an Grab. Von den Blumen, Obstbäumen und Reben sind nur die weißen und rothen Rosen geblieben, ihre Stöcke mehren sich von Jahr zu Jahr, das Gütlein ist zum Gottesacker umgewandelt. Der Jubel und Kinderlärm ist verstummt, Trauernde gehen langsam zwischen Grabesreihen, wo die Jugend gespielt, die Aeltern in Behaglichkeit sich gefreut; die Meisten werden einst wohl wieder hierher zurückkehren zur Großmutter, die selber zuerst vorangegangen: sie hat sich von ihrem Gütlein nicht trennen können!

Einige Fingerzeige zur Benutzung des Obstes*)

von

Christian Snell.

Das Obst ist eine herrliche Gabe Gottes. Es erfreut und erquickt den Menschen fast von der Wiege bis zum Grabe! Streckt nicht schon das lallende Kind seine Händchen aus nach der süßen Kirsche, nach der duftenden Erdbeere; und wie schlürft der Fieberkranke mit hastigen Zügen den kühlenden Fruchtsaft! Und schöpft nicht der hinfällige Greis aus dem edlen Rebensafte neue Kraft und frischen Muth, die Bürde des Alters, die Last der Jahre zu tragen!

So gering der eigentliche Nahrungswerth des Obstes ist, so groß ist dennoch dessen diätetische Bedeutung. Die chemische Zusammensetzung desselben ist nämlich ganz eigenthümlich, gänzlich verschieden von allen andern Nahrungsmitteln. Pflanzensäuren, Aepfelsäure, Citronensäure und Weinsäure, ein oft sehr bedeutender Zuckergehalt und pflanzensaure Salze sind dem Obst eigenthümlich und bedingen seine Wirkung auf den menschlichen Körper, die vorzugsweise blutverdünnend, kühlend und entzündungswidrig ist. Daher ist der Genuß von Früchten, besonders in der heißen Jahreszeit so empfehlenswerth. So ist bei vielen entzündlichen Krankheiten das Obst oft durch keine andere Speise zu ersetzen. Ein wahres Heilmittel ist es ferner bei vielen langwierigen chronischen Uebeln, wo sich Obstkuren oft wirksamer erweisen, als alle Arzneien und die berühmtesten Gesundbrunnen; hierhin gehören Gicht, Vollblütigkeit und vor allem die Unterleibsbeschwerden.

Zu den Obstkuren eignen sich vorzüglich solche Früchte, welche leicht verdaulich sind, die also in großer Menge genossen werden können. Obenan stehen die Trauben, dieselben werden fast allein zu diesem Zwecke verwendet. Nun hat aber nicht Jeder Zeit und Geld genug, um Gegenden zu besuchen, wo die edle Traube reift; solche finden ein herrliches Ersatzmittel in der Erdbeere und der Himbeere, besonders der gelben Abart.

Die Erdbeere ist überhaupt in diätetischer Beziehung noch nicht genug gewürdigt. Sie enthält neben ihrem ausgezeichneten Aroma in den Samen einen bitterlichen Stoff, wodurch sie dem Magen ganz besonders zusagt.

Die große Vorliebe der Kinder für das Obst gilt offenbar dem Zuckergehalt desselben; daher gebe man ihnen nur ganz süßes Obst, denn der Zucker ist den Kindern keineswegs schädlich, wie man oft irrigerweise glaubt, sondern höchst zuträglich; er befördert die Verdauung und die reichliche Fettbildung, und indem er den kohlensauren und phosphorsauren Kalk der Nahrungsmittel löslich macht, beschleunigt er die Ausbildung der Knochen.

Durch das Kochen wird das Obst im Allgemeinen verdaulicher, ebenso wird saures Obst durch einen Zusatz von Zucker dem Magen zuträglicher, indem der Zucker die Säure einhüllt.

Im gekochten Zustande sind manche Obstarten (z. B. Pflaumen und Reineclauden) offenbar saurer, als frisch genossen, und manche verehrte Leserin hat sich vielleicht schon gefragt, woher dies kommt? Der Grund liegt darin, daß die Schale dieser Früchte sehr viel Säure enthält. Während des Kochens wird letztere aufgelöst und in der ganzen Obstmasse gleichmäßig vertheilt; verspeist man hingegen Pflaumen u. dgl. roh, so wird die Schale als der härteste und zäheste Theil nicht fein zertheilt, man schluckt sie in größeren Stücken hinunter und schmeckt daher die Säure darin nicht.

---

*) Vergl. Heft IV, S. 203.

Da wir nur wenige Monate frisches Obst haben, so ist die Aufbewahrung und Conservirung desselben für die übrige Zeit eine wichtige Aufgabe der feinern Kochkunst. Die Hauptconservirungsmittel sind: Zucker, Essig und geistige Flüssigkeiten, wie Rum, Rothwein, Madeira. Die Hausfrau hat hierbei ein weites Feld, sowohl ihre Erfindungsgabe, wie ihren feinen Geschmack zu bekunden: erstere in der verschiedenartigen Anwendung der genannten Conservirungsmittel und letzteren in der richtigen Auswahl der zu einander passenden Früchte, wodurch z. B. die Franzosen ihren Confitüren (ihrem Eingemachten) einen unübertroffenen Wohlgeschmack zu ertheilen wissen.

Besonders empfehlenswerth, namentlich für Kranke sind die Fruchtsäfte (Obstsyrup), die mit Wasser vermischt eine köstliche Erfrischung gewähren. Zur Darstellung derselben eignen sich vorzugsweise die Sauerkirschen, Johannistrauben, Himbeeren und die ebenfalls wildwachsenden Berberisbeeren.*) Diese Früchte werden zerstampft und 8 Tage lang an einen kühlen Ort gestellt; den ausgepreßten Saft kocht man sodann einmal mit Zucker auf, und zwar wendet man auf 1 Theil Saft 1½ Theile Zucker an. Ganz ebenso werden die Obstgelees bereitet, nur mit dem Unterschiede, daß die zerstampften Früchte sogleich ausgepreßt und mit Zucker gekocht werden. Das Gelatiniren, d. h. Gestehen, der Fruchtgelee wird nämlich durch einen besondern Stoff bewirkt, den die Chemiker Pektin nennen. Das Pektin wird aber zerstört, wenn man die zerstoßenen Früchte oder deren Saft einige Zeit stehen läßt, was man daher gerade anwendet, wenn man Syrup bereiten will.

Den feinern Confitüren reiht sich als Volksnahrungsmittel das „Obstkraut" an, welches sich ein immer größeres Publikum erobert und in den Rhein- und Maingegenden schon fabrikmäßig bereitet wird, und zwar wie folgt: das gekochte Obst wird ausgepreßt und unter beständigem Umrühren bis zur Syrupsdicke eingedampft, alsdann unter Zusatz von reinem „Malzsyrup" oder „Lumpenzucker" sehr vorsichtig (damit es nicht anbrennt) noch etwas weiter eingekocht, bis eine Probe, mit einem Holzlöffel herausgenommen, nur langsam von demselben abfließt. Auf diese Art werden die besten Sorten Aepfelkraut dargestellt. Zu den geringeren Qualitäten werden mit dem Obst gleichzeitig Möhren oder Runkelrüben gekocht, wo alsdann kein süßer Stoff mehr zugesetzt wird. Häufig vermischt man auch Runkelrübensyrup mit dem Obstsaft. Anfangs wurden fast nur Aepfel zu dem Obstkraut verwendet, gegenwärtig benutzt man aber auch Birnen und andere Obstarten dazu. Man sieht, die Darstellung des Obstkrautes ist so einfach, daß es in jeder Haushaltung verfertigt werden kann; es unterscheidet sich von der allbekannten „Latwerge" („Obsthonig", „Mus"), bei deren Bereitung zu dem Obstsaft immer noch ganzes Obst eingeschnitten wird, hauptsächlich durch seine unbegrenzte Haltbarkeit, so daß man sich in obstreichen Jahren auf lange Zeit Vorrath bereiten kann.

Läßt man den Obstsaft ruhig stehen, so tritt von selbst die geistige Gährung ein: es entsteht — Wein. Diese merkwürdige Umwandlung wird durch die stickstoffhaltigen Bestandtheile des Obstsaftes eingeleitet. Dieselben erleiden eine chemische Zersetzung, und indem sie sich als Hefe in der Flüssigkeit abscheiden, veranlassen sie den Zucker des Obstes, in Kohlensäure, Wasser und Alkohol zu zerfallen. Die Kohlensäure, eine bekannte Luftart, verursacht, indem sie entweicht, das bekannte Aufschäumen und Brausen der gährenden Flüssigkeit. Nach einigen Wochen ist diese stürmische Gährung vorüber, die Flüssigkeit wird ruhig und klar; die Nachgährung beginnt.

Während der stürmischen Gährung wird gleichsam das Gerüst des zukünftigen Weins aufgebaut: die Hauptmasse des Alkohols wird bei derselben erzeugt, die Flüssigkeit wird klar und man schmeckt schon, daß es Wein geben wird, man schmeckt aber auch, daß es noch keiner ist, denn die feineren Eigenschaften des

*) Berberis vulgaris, Saurach.

Weins, Zartheit, Aroma u. s. w. fehlen noch. Diese bilden sich bei der Nachgährung und dem Lagern allmälich aus. Indem die organischen Säuren anfangen auf den Alkohol chemisch einzuwirken, bilden sich verschiedene Aetherarten, die Träger des Wohlgeruchs und des Bouquets im Wein. Auch die Gerbsäure und das in geringer Menge im Obstsaft enthaltene Fett scheinen einen bestimmten Antheil an der weitern Ausbildung desselben zu nehmen. Durch den in Vorstehendem beschriebenen, immer noch etwas räthselhaften chemischen Prozeß entstehen die geistigen Flüssigkeiten, die wir Wein nennen. Schon seit den ältesten Zeiten ist der Wein bekannt und es gibt fast kein Land, wo nicht wenigstens ein weinartiges Getränk üblich ist; denn nicht nur aus Obst läßt sich Wein darstellen, sondern noch viele andere Pflanzensäfte sind der geistigen Gährung fähig. So wird im Norden und schon im Harz aus dem Safte der Birken Wein bereitet. In dem nördlichen Amerika ist der gegohrene Ahornsaft ein allgemeines Getränk. Derselbe wird wie der Birkensaft im Frühling durch Anbohren des Stammes gewonnen. In Südamerika ist der Zuckerrohr- und Agavewein gebräuchlich. Der ganze Orient bis zu den ostindischen Inseln und ein großer Theil von Afrika erfreut sich an dem Palmwein, der aus dem Safte verschiedener Palmen bereitet wird. Den Kirgisen ersetzt der „Kumis", das ist gegohrene Stutenmilch, unsern „Sorgenbrecher". In neuerer Zeit ist man auf dieses Getränk aufmerksam gemacht worden durch die übereinstimmenden Berichte von Reisenden und Aerzten, daß in Orenburg und der Kirgisensteppe die Schwindsucht eine ganz unbekannte Krankheit ist. Man hat dies dem Genuß des Kumis zugeschrieben und daher denselben Brustkranken als Heilmittel empfohlen. Die Versuche damit stehen jedoch noch zu vereinzelt da, als daß man schon ein Urtheil über die Wirksamkeit desselben abgeben könnte. Der Stutenmilch kommt die Eselsmilch am nächsten. Beide sind sehr zuckerreich. Will man daher aus Kuhmilch Kumis darstellen, so muß man noch Milchzucker zugeben.

Alle soeben genannten geistigen Getränke entstehen aus Flüssigkeiten, welche die Grundlage des Weins enthalten, nämlich aus Zucker und einer stickstoffhaltigen Substanz, welche die Gährung einleitet und den Zucker in Alkohol verwandelt; sie unterscheiden sich aber wesentlich von den Obstweinen durch ihre geringe Haltbarkeit; ihre Dauer erstreckt sich oft nur auf einige Tage.

Wie die Traube an Wohlgeschmack und leichter Verdaulichkeit jedes andere Obst übertrifft, so ist sie auch, in Bezug auf die Weinbereitung, die Königin der Früchte: kein anderer Obstwein läßt sich mit dem Traubenwein vergleichen. Der Grund liegt hauptsächlich in dem großen Zuckergehalt der Trauben, der auf 30 pCt. und darüber steigen kann; ferner enthalten sie nur wenig Säure, und zwar Weinsteinsäure, während die andern Früchte Citronen- und Aepfelsäure enthalten. Von der Bereitung des Traubenweines will ich hier ganz absehen und nur die andern Obstweine besprechen, da man die Darstellung derselben bisher gänzlich vernachlässigt hat. Die meisten Obstarten enthalten viel weniger Zucker, als die Trauben, hingegen meist doppelt und dreimal so viel Säure. Läßt man daher den Saft gähren wie Traubensaft, so bekommt man auch Wein, aber schlechten, schwachen und sauren; denn aus dem Zucker bildet sich ja der Alkohol, der Geist des Weines, und war das Obst schon saurer als Trauben, so wird es der Wein davon noch viel mehr sein. Denn ein Theil der Säure lagert sich im Traubenwein als Weinstein während der Gährung ab, was bei den anderen Obstweinen nicht der Fall ist, da die Weinsteinsäure und der Weinstein den Trauben eigenthümlich ist. Wein aus Birnen und den edlen Aepfelsorten läßt sich noch trinken, auch wenn der Most nicht künstlich verbessert wurde. Hingegen aus anderen Früchten, z. B. Johannistrauben, Stachelbeeren, Himbeeren u. s. w. wird der Wein ganz ungenießbar, wenn man der Natur nicht zu Hülfe kommt. Worin nun diese Hülfe besteht, ergibt sich aus dem Vorhergehenden von selbst. Der Zuckergehalt dieser Früchte muß um so viel vermehrt und der Säuregehalt um so viel vermindert werden, daß sie

vollkommen reifen Trauben ähnlich werden. Der Zuckergehalt läßt sich ganz einfach durch Zusatz des fehlenden Zuckers erhöhen; die überschüssige Säure kann man auf zweifache Weise fortschaffen. Man kann durch chemische Mittel einen Theil der Säure abstumpfen, z. B. mit kohlensaurem Kalk oder Pottasche. Dieser Weg wäre der beste, wenn dabei die Säure und der Stoff, welchen man zur Abstumpfung derselben zufügt, vollständig abgeschieden wurden. Dies ist jedoch nicht der Fall. Kohlensaurer Kalk, welches der beste Zusatz ist, wird größtentheils als schwerlöslicher citronen- und äpfelsaurer Kalk abgeschieden. Bei Anwendung von Pottasche oder Soda bleibt das gebildete pflanzensaure Salz in dem Most aufgelös't, was an sich keineswegs schädlich ist, aber den Weingeschmack zu viel verändert.

Aus diesen Gründen ist es zweckmäßiger, die Säure durch Zusatz von Wasser zu verdünnen. Dadurch werden natürlich die übrigen Bestandtheile des Obstes mit verdünnt, was aber nur ein sehr geringer Nachtheil ist, da sie nur unwesentliche Bestandtheile des Weines ausmachen und bei der Gährung ohnehin theilweise abgeschieden werden. Es geht aus dem Gesagten hervor, daß man aus allen Früchten guten Wein bereiten kann. Man hat nur den Zuckergehalt des Mostes mit der Mostwaage und den Säurengehalt mit einer Ammoniaklösung von bestimmtem Gehalt zu ermitteln, und so viel Zucker und Wasser zuzusetzen, daß 1000 Theile Most wenigstens 180 Theile Zucker und nicht mehr als 6 — 7 Theile Säure enthalten. Die Ermittelung des Zuckers ist höchst einfach; die Bestimmung des Säurengehalts erfordert jedoch eine chemische Analyse, wozu schon einige Vertrautheit mit chemischen Arbeiten gehört. Es kann sich übrigens Jeder bei dem nächsten Chemiker oder Apotheker den Säuregehalt bestimmen lassen.

In Nachfolgendem will ich einige besondere Anleitungen geben, wie Obstweine für den häuslichen Bedarf auch ohne vorher den Zucker- und Säuregehalt bestimmt zu haben, mit Sicherheit verbreitet werden können, vorher jedoch noch ein Wort über die Aepfelweinbereitung in England voranschicken.

In England, wo die Winter warm und die Sommer kühl sind, wo Ueberfluß an Nebel und Mangel an Sonnenschein ist, reifen keine Trauben; deßhalb wurde dort von jeher auf die anderen Obstweine eine große Sorgfalt verwendet.

Die Engländer fabriziren Aepfelwein, welcher ordinärem Traubenwein an Güte durchaus nicht nachsteht. Ihre Methode unterscheidet sich von der unsrigen hauptsächlich in folgenden Punkten. Die sorgfältig sortirten Aepfel werden auf Strohlagern veredelt; denn erst auf dem Lager wird der Apfel vollkommen reif. Die Säure wird hier noch theilweise in Zucker verwandelt und das Aroma ausgebildet, wodurch der Aepfelwein ein angenehmes Bouquet erhält. Sind die Obstsorten abgelagert, was theilweise, respective bei manchen Sorten, erst im Frühjahr der Fall ist, so werden sie gemahlen und in große Bottige gebracht. Ohne sie auszupressen, schaufelt man die Masse jetzt täglich einigemale um, bis sie ganz roth geworden ist.

Durch diese Operation erleidet die Obstmasse eine wichtige chemische Veränderung. Der Sauerstoff der Luft macht einen Theil der Eiweißstoffe unlöslich. Ebenso wird der Pflanzenschleim theilweise abgeschieden, was den Aepfelwein sehr haltbar macht. Ist der Obstbrei ausgepreßt, so wird der Most in Lagerfässer gefüllt und im ersten Vierteljahr wenigstens sechsmal abgestochen, was ebenfalls die Reife des Weines beschleunigt und die Haltbarkeit vermehrt.

Sehr saure Aepfel geben für sich allein kein gutes Getränk. Man vermischt sie daher am Besten mit Süßäpfel oder mit süßen Birnen. Mit den Schalen von feinen Aepfelsorten, die getrocknet und hellgelb geröstet werden, läßt sich der Aepfelwein bouquetreicher machen. Einige Hände voll genügen für ein ganzes Faß, sie werden schon bei der ersten Gährung zugesetzt. Ebenso haltbar wie der Traubenwein wird der nach genannter Methode bereitete Aepfelwein,

wenn man dem Most noch etwa 10 pCt. Zucker zusetzt, wodurch er die Stärke gewöhnlicher Rheinweine erhält.

Aber nicht nur aus Aepfeln versteht man in England guten Wein darzustellen, sondern auch die „Beerenweine" (Stachelbeerwein und Johannistraubenwein) werden in sehr vollkommener Weise von den englischen Hausfrauen bereitet, ja, dieselben waren namentlich in früheren Zeiten dort der Gegenstand einer großartigen Geheimthuerei. Ungeheure Summen wurden ausgegeben für die besten „Weinrecepte", und wie manche Feindschaft mag entstanden sein durch Ausplaudern vertrauensvoller Mittheilungen! Selbstverständlich sind diese alten Wein-Recepte oft eben so falsch, wie sie umständlich sind, während die Darstellung dieser Weine doch so einfach ist, daß sie jedes Kind bereiten kann.

Folgendes Verfahren liefert einen sehr guten Dessertwein, welcher meistens noch überschüssigen Zucker enthält, daher süß schmeckt.

Die vorhergewogenen Beeren werden zerquetscht und acht Tage an einen kühlen Ort gestellt. Hierauf verdünnt man diese breiartige Masse mit Wasser, und zwar auf je 1 ℔ der verwendeten Beeren 1 ℔ Wasser (waren die Früchte sehr sauer, so kann man auch 1½ ℔ bis 2 ℔ Wasser nehmen). Auf ein Quart des ausgepreßten Saftes kommt jetzt ½ Pfd. Zucker*) und der Kunstmost ist fertig. Das weitere Verfahren ist ganz das nämliche wie beim Traubenmost. Der Saft ist also auf reine, am besten vorher aufgebrannte Fässer zu bringen, welche alle 2 bis 3 Tage aufgefüllt werden mit zurückbehaltenem Most, oder auch in unserem Falle mit Wasser. Etwa nach 14 Tagen oder 3 Wochen, nach beendigter Hauptgährung, während welcher man die Fässer offen läßt, wird der Wein abgelassen und wieder in das mit Wasser gereinigte Fäßchen gefüllt. Den trüben Bodensatz kann man auch nachgießen, nachdem man denselben durch Flanell durchseiht.

Jetzt, während der Nachgährung, wird das Faß lose verstopft und bis zum Frühjahr von Zeit zu Zeit nachgefüllt, wo dann der Wein zum zweitenmal abgestochen wird und schon verwendet werden kann. Er wird jedoch wie der Traubenwein durch längeres Lagern immer besser.

Die Eigenschaften des Johannistrauben- und Stachelbeerweins dürften wohl Jedem bekannt sein. Ich will daher nur noch einige andere Obstweine besprechen, worüber ich Versuche angestellt habe. Sie werden alle nach der soeben beschriebenen Methode bereitet.

Erdbeeren und Himbeeren geben sehr aromatische bouquetreiche Weine. Der Erdbeerwein ist gelblich mit röthlichem Schimmer, sehr aromatisch und etwas bitterlich von den bitteren Samenkernen der Erdbeeren; er ist als Magenwein beachtenswerth.

Der Himbeerwein besitzt eine prächtig rothe Farbe und den lieblichen Geruch der Himbeere im höchsten Grade, namentlich wenn die Beeren recht vollkommen zerstampft wurden, so daß auch ein Theil der Samenkerne zerstoßen wurde. Bei den Himbeeren hüte man sich vor einem zu geringen Wasserzusatz, weil sie meistens viel Säure enthalten. Ein kleiner Zusatz von Himbeeren und Erdbeeren macht die anderen Obstweine bouquetreicher und angenehmer. Das nämliche ist von den schwarzen Johannistrauben zu bemerken.

Heidelbeeren liefern einen ganz vorzüglichen Wein, sie eignen sich nach meiner Ansicht von allem Obst nach den Trauben am besten zur Weinbereitung.

Der Heidelbeerwein ist von dunkelrother Farbe, äußerst haltbar, nimmt auf dem Lager stets an Güte zu und wird den schweren südlichen Weinen täuschend

---

*) Vermindert man den Wasserzusatz und erhöht den Zuckergehalt (man kann den Zucker bis zu 36 pCt. zusetzen), so bekommt man schweren Liqueurwein. Will man umgekehrt leichtere und sehr billige Weine haben, so vermehrt man den Wassergehalt und vermindert den Zuckerzusatz.

ähnlich; er vereinigt den lieblichen Geschmack des Malaga mit den magenstärkenden, zusammenziehenden Eigenschaften des Bordeaux.

Preiselbeeren enthalten Gerbstoff wie die Heidelbeeren und zugleich einen bittern Stoff. Der Wein ist anfangs etwas herb, wird aber mit der Zeit sehr angenehm und bouquetreich und gehört zu den haltbarsten Obstweinen. Preiselbeeren verlangen wenigstens das doppelte Gewicht Wasser zum Verdünnen der Säure.

Brombeeren bedürfen nur eines geringen Zusatzes von Wasser und Zucker, da sie wenig Säure und viel Zucker enthalten.*) Der Wein bleibt ziemlich süß, ist ohne Aroma und von geringer Dauer.

Fliederbeeren (Hollunderbeeren) sind auch schon zur Weinbereitung empfohlen worden, eignen sich aber sehr schlecht dazu, da sie offenbar eine medizinische, schweißtreibende diuretische Wirkung besitzen.

Sogar die verrufene Schlehe ist zur Weinbereitung tauglich; nur muß sie den Zahn des Winters gefühlt, den ersten Frost mitgemacht haben, wodurch die Säure vermindert wird, was noch weiter erreicht wird, wenn sie kurze Zeit auf Stroh lagert. Bei dem Zerreiben derselben lasse man die Kerne ganz, weil die zerstoßenen Samen den Wein etwas blausäurehaltig machen; einige Kerne können, jedoch zerstoßen, dem Weine zugefügt werden, wodurch er angenehm wird.

Der Schlehwein schmeckt etwas zusammenziehend, wie der Bordeaux und ist sehr haltbar. Von den verschiedenen Zuckerarten, welche zu Obstweinen verwendet werden, ist der reine Rohrzucker am besten. Der Traubenzucker, welcher bekanntlich aus Kartoffelstärke bereitet wird, besitzt meistens einen gewissen Beigeschmack von fehlerhafter Bereitung herstammend, welcher sich dem Weine mittheilt und erst nach längerem Lagern ganz verschwindet. Der Traubenzucker ist jedoch in pecuniärer Hinsicht zu berücksichtigen, denn er kostet nur halb so viel als gewöhnlicher Zucker, liefert aber freilich durch die Gährung nicht ganz so viel Alkohol. Sechs Pfund Rohrzucker geben so viel Alkohol, wie etwa 7 Pfd. Traubenzucker.

Von den wildwachsenden Früchten lassen sich die Beeren des Weißdorns, der wilden Rose (Hagebutten) die Vogelbeeren, die auf den Felsen am Rhein, auf dem Hunsrück und in den Nahegegenden so häufigen Felsenbirnen (Amelanchier vulgaris oder Aronia rotundifolia), die Mehlbeere (Sorbusaria) die Fliederbeeren, sowie die Schlehen sehr gut als Viehfutter benutzen, besonders für die Schweine.

Die Früchte des Weißdorns und die Vogelbeeren werden auch von den Hühnern sehr gern gefressen und lassen sich fast den ganzen Winter aufbewahren. Die Felsenbirnen und Mehlbeeren können auch sehr vortheilhaft in den Branntweinbrennereien verwerthet werden.

Die Vogelbeeren sind ferner die geeignetsten Früchte zur Darstellung der Aepfelsäure und der künstlichen Bernsteinsäure, beides sehr werthvolle chemische Präparate.

Diese wenigen Andeutungen über die wildwachsenden Früchte werden genügen, um zu zeigen, wie hier der Spekulation und dem redlichen Erwerb ein weites Feld geöffnet ist. Unerschöpflich ist der Reichthum der Natur, jeden Tag werden neue Schätze entdeckt; was man heute noch als völlig werthlos betrachtet, ist oft morgen schon ein gesuchter Handelsartikel, es fehlt nur oft an fleißigen Händen. Und dennoch gibt es noch so viele Menschen, welche die unbegrenzte Erzeugungskraft des deutschen Bodens und des deutschen Geistes so wenig verstehen, daß sie, wenn von Armuth und Elend die Rede ist, nur die trostlosen

*) Namentlich die blaubereifte Art von Rubus caesius.

Worte: „Uebervölkerung“ und „Auswanderung“ haben, während Andere so thöricht sind, zu glauben, das Volk könne nur so beglückt und das Elend nur dadurch bekämpft werden, daß die Jahrtausende alten Grundpfeiler der Gesellschaft gestürzt würden.

Hohenstein in Nassau, im Juli 1858.

Vom Brillentragen und Brillenschleifen.

Von August Vogel.

Heutzutage ist ein Dritttheil der Menschen, ja nach einigen Angaben die Hälfte, genöthigt, wegen Augenschwäche Brillen zu tragen. Die einen bedürfen ihrer, um besser in die Ferne sehen zu können, das sind die sogenannten Kurzsichtigen, die andern bedürfen ihrer zum Sehen in die Nähe, zum Lesen und Schreiben, — und in diesem Falle sind in der Regel ältere Leute — das sind die Weitsichtigen. Diese Schwäche der Sehwerkzeuge, namentlich aber die Kurzsichtigkeit, hat erst in der neueren Zeit so sehr überhand genommen. Wenigstens haben wir keine Nachrichten, daß es im Mittelalter Ritter und Knappen gegeben, welche Brillen trugen. Dieß geht auch schon daraus hervor, daß man erst gegen das Jahr 1780 wirkliche Brillen verfertigte, d. h. in Messing gefaßte Gläser mit Seitentheilen, die in Scharnieren gehen. Bis dahin kannte man nur Nasenbrillen, die sogenannten Zwickbrillen, wie sie auch jetzt noch mitunter geliefert werden, bei welchen die Gläser in Messing oder starkes Sohlleder gefaßt waren, die auf der Nase liegenden Theile mit farbiger Seide umwickelt. Dieses Umwickeln war damals ein Nahrungszweig für manche arme Familie.

Die so außerordentliche Ueberhandnahme der Kurzsichtigkeit ist nun wohl eine nothwendige Folge unserer verfeinerten Erziehung, welche jetzt im sechsten Lebensjahre schon den Unterricht im Lesen und Schreiben nothwendig macht. Eine derartige Veranlassung zur Kurzsichtigkeit bestand freilich in früheren Zeiten nicht, da die Erziehung in höheren Ständen vornherein dahin wirkte, ein Roß tummeln und mit dem Schwerte dreinschlagen zu lehren, eine Fertigkeit im Lesen und Schreiben aber schon als ein gutes Stück Gelehrsamkeit betrachtet wurde. Bei den niederen Ständen aber war von einer Bildung in dieser Richtung überhaupt nicht die Rede.

Die Industrie, welche die Bequemlichkeit der Menschen sowohl als ihre Schwächen so gut für sich zu benützen und auszubeuten versteht, hat sich denn auch dieser menschlichen Gebrechlichkeit, der Augenschwäche, zu ihrem eigenen, so wie auch zum Vortheile der Kurzsichtigen und Weitsichtigen bemächtigt; denn daß auch der Kurzsichtigste durch das Tragen von Gläsern in einem dünnen, kaum sichtbaren Drahtgestelle jetzt in den Stand gesetzt ist, gleich dem fernsichtigsten Jäger das Vergnügen der Jagd genießen zu können, ist doch gewiß als ein Vortheil zu betrachten. Andrerseits ist es nicht dankbar genug anzuerkennen, daß es dem verlassenen Greise, der bei geschwächten Sinnen für die Eindrücke der Außenwelt unzugänglich geworden, vergönnt ist, mit Hülfe seiner Brille Trost und Kraft aus dem Buche der Bücher zu schöpfen.

So ist denn die Brillenfabrikation ein sehr ausgedehnter und wichtiger Industriezweig geworden, namentlich in Fürth und Nürnberg, von wo aus wohl die größere Menge sämmtlicher in den Handel kommender Brillengläser und fertiger Brillen geliefert wird. Aus den bestimmtesten Nachrichten wissen wir, daß schon im Jahre 1705 in Fürth Brillengläser geschliffen wurden.

Zu jener Zeit hatte sich ein Fremder, „man wußte nicht woher er kam," Namens J. Erhard May, jedenfalls aber ein sehr unternehmender Mann, daselbst niedergelassen und beschäftigte sich ausschließlich mit Brillenglasschleifen, in welcher Beschäftigung er später von seinen beiden Töchtern unterstützt wurde. Die alte Chronik, der diese Mittheilung vielleicht entnommen ist, hat uns weder die Namen der beiden Töchter aufbewahrt, noch erzählt sie uns, ob sie schön und tugendreich gewesen. Wir haben aber beinahe Grund, dieß sehr zu vermuthen. Denn im Geschäfte des alten May soll es von da an auf einmal recht lebhaft geworden sein und vielleicht hat mancher junge Mann, der gerade noch nicht so sehr der Gläser bedurft hätte, in Hinblick auf die jugendlichen Brillenschleiferinnen seine sonst gesunden Augen bewaffnen zu müssen für nothwendig gefunden. Noch mehr aber bestätigt sich unsere Vermuthung dadurch, daß uns recht bald von beider glücklicher Verheirathung berichtet wird. In dieser neuen Stellung als Hausfrauen mögen sie wohl bald weniger Zeit mehr zum Brillenschleifen gefunden haben, weßhalb, um doch das einträgliche Geschäft nicht verkommen zu lassen, sie ihre Kunst ihren beiden Männern, Schröder und Weigel lehrten. Die Kunst des Gläserschleifens pflanzte sich in ihrer Familie bis auf den heutigen Tag fort, wie denn jetzt noch 5 Schröder in Fürth und 1 Schröder in Nürnberg das Geschäft betreiben. Ja einer derselben — K. Schröder in Fürth — führt noch das alte May'sche Zeichen, welches zu allen Zeiten in gutem Ansehen stand.

Bei weitem der größte Theil des Fabrikates wurde früher an herumziehende Händler, Tabuletkrämer, abgesetzt und viele derselben kamen alljährlich aus Ungarn, Illyrien und Slavonien, — unter dem Namen Kraner (Krämer) bekannt, — um sich ihren Bedarf von Fürth und Nürnberg zu holen. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist aber diese Art von Abnehmern immer seltener geworden. Merkwürdig ist auch die Aenderung der Fabrikpreise zwischen sonst und jetzt. Die ersten Brillen wurden mit 12 fl. das Dutzend verkauft; heutzutage liefert man gute Sorten zu 1 fl. 12 kr., ordinäre zu 34 bis 30 kr., ja sogar zu 28 kr. das Dutzend. Letzterer Preis erscheint beinahe unglaublich, wenn man bedenkt, daß der Rohmessing zur Fassung allein schon per Dutzend auf 18 kr. zu stehen kommt und also das Paar geschliffener Gläser nicht ganz einen Kreuzer kostet. Dieß wird nur erklärlich dadurch, daß in Folge des gesteigerten Bedarfs das Schleifen mit der Hand durch Anwendung von Maschinen verdrängt worden ist.

Gegenwärtig befinden sich 17 Brillenmacherwerkstätten in Fürth, welche wöchentlich 3000 Dutzend Paar Gläser, also 156,000 Dutzend Paare jährlich liefern. Rechnet man dazu noch die durch Handschleiferei dargestellten Gläser, so beträgt die in Fürth fabrizirte Menge von Brillengläsern jährlich mindestens eine Viertelmillion Dutzend Paare, welche einem Handelswerthe von 80,000 bis 100,000 fl. entsprechen.

So sehen wir denn, daß die Gesichtsschwäche der Menschen einen ausgedehnten Erwerbszweig hervorgerufen hat und es müßte in der That für die zahlreichen Urabkömmlinge der May'schen Töchter bedenklich werden, wenn mit einemmale alle Menschen so glücklich wären, der Brillen nicht mehr zu bedürfen. —

Dies und Das.

Ein schöner Tod. In H. lebte bei seinen Kindern, friedlich und zufrieden, der hoch betagte, in Ruhestand versetzte Lehrer B . . . . . Eines Abends im hohen Sommer hatte er frühe sein Süpplein gegessen, dann seinen Abendsegen gebetet und sich zu Bette gelegt. Es war eben Ernte und daher kam es, daß seine Kinder später erst mit ihren Kindern und ihrem Gesinde sich zum Abendbrode setzten. Des Großvaters Bette stand, von einem Vorhange, nach alter Weise, umgeben, in demselben Zimmer, gleicher Erde, und, da der Greis noch nicht schlafen konnte, so redete er noch dies und das mit seinen Kindern traulich und gemüthlich.

Da begann es zu donnern und eins jener heftigen Gewitter, die im wälderreichen Hochlande andauernd und oft sehr schlimm in ihren Folgen sind, zog herauf. Immer heftiger wurde

der Donner, immer wilder, praller, zuckender wurden die Blitze. Das Abendessen war vollendet, der Tisch abgeräumt; aber alle kamen wieder in der Wohnstube zusammen, um die Furcht zu beherrschen und sich in der Gemeinschaft mit Vielen sicherer zu wissen. Ist doch Menschennähe in drohenden Gefahren immer ein Trost. —

Das Gewitter hielt hartnäckig über dem Orte, wie es schien, und seine heftigen Entladungen beängsteten die Gemüther immer mehr. Der hochbetagte Greis zog seine Strümpfe wieder an und setzte sich im Bette auf.

Rücket mir den Tisch näher zum Bette, sagte er, und gebt mir das Gebetbuch. In solchen Lagen soll das Herz mit Gott reden, bei dem allein Trost, Schutz, Rettung und Hülfe ist!

Der Sohn und die Schwiegertochter rückten den Tisch an's Bette, das Licht näher, reichten dem Greise die Brille und das Gebetbuch. Er schlug das „Gebet während des Gewitters“ auf. Alle falteten ihre Hände und der Greis begann das Gebet in tiefer Andacht zu lesen.

Da zuckte der Blitz und gleichzeitig prasselte hell der Donner. Der Blitz fuhr zwischen der Balkenreihe des zweiten Stockwerks des Hauses in die Stube, traf den Greis, der lautlos zurücksank, fuhr unter dem Bette wieder hinaus — ohne zu zünden. — Alle in der Stube waren betäubt zur Erde gesunken, aber sie erholten sich schnell wieder, doch der Greis war betend hinübergegangen zu seinem Herrn, an den seine Seele glaubte, und der Blitz war ihm der Bote Gottes, der ihn schmerzlos abrief. —

Der diese Thatsache beschreibt, hat den Lehrer wohl gekannt, die ersten Anfänge des Unterrichts bei ihm empfangen und hat tief empfunden, wie sein Heimgang so recht ein Heimgang im Frieden und zum Frieden war und mit dem frommen Liede sagt er: Wer so stirbt, der stirbt wohl! —

Der Anblick einer Kaffeepflanzung auf Java. Seit dem Jahre 1710 hat man angefangen, auf der Insel Java Kaffee zu pflanzen, und in den 148 Jahren seiner Pflege auf der Insel ist er zu einem ungemeinen Umfang und zu großer Bedeutung gelangt, und ein sehr bedeutender Ausfuhrartikel nach Europa geworden. Als Eingeborner der gemäßigten Himmelsstriche liebt der Kaffee die sumpfigen, feuchtheißen Niederungen Java's nicht, sondern er gedeiht am liebsten in einer Höhe von 1000 bis 3500 Fuß über dem Meere. Es ist für uns recht merkwürdig, daß der Kaffee den Sonnenbrand nicht will, vielmehr Schatten verlangt. So pflanzt man ihn denn auch so, daß man den Wald bis auf einzelne, in gehöriger Entfernung stehende schattige Waldbäume ausrottet und darin die Kaffeestauden zieht. Dies gibt den sogenannten Waldkaffee. Häufiger aber werden diese Schattenbäume gepflanzt und man wählt dazu recht schnellwachsende, z. B. den Maulbeerbaum und den Dadap, eine Erythrina, welche alle dunkelrothe reiche Blüthen haben. Beide Bäume erfüllen ihren Zweck und da der Dadapbaum am häufigsten als Schattenbaum angewendet wird, so nennt man diese Art Kaffee auch geradezu: Dadapkaffee. Endlich gibt es auf Java noch eine dritte Art, der an den Hecken und Gesträuchen rings um die Häuser der Javanen wachsende sogenannte Zaunkaffee. Dies ist der Beste, der darum auch meist im Lande verbraucht wird.

Der Anblick einer Javanischen Kaffeepflanzung ist außerordentlich schön. Im Anfang des Jahres erscheinen die 8 bis 10 Fuß hohen Kaffeebäumchen oder besser Sträucher in ihrem dunkeln, dem Laube unserer Amarellenkirsche fast gleichem Blatte, überragt von den hellgrünen Dadapbäumen sehr schön. Bald darauf wird diese Schönheit durch die Menge der braunrothen Blüthenbüschel der Dadapbäume neu geschmückt. Haben sie abgeblüht, so beginnt die schneeweiße Blüthe des Kaffeestrauches sich über sein dunkles Grün so zu verbreiten, als läge ein nordischer Schnee darauf und aus diesem Schneeweiß, mit dunkelm Grün untermischt, ragt dann der Dadapbaum mit seinen ziemlich großen Kleeblatt-artigen Blättern hellgrün heraus. Wieder nicht lange, so ändert sich wieder das Bild. Um die zwei Bohnen des Kaffee's liegt bekanntlich eine kirschrothe, fleischige Frucht, deren sehr wohlschmeckendes Fleisch die Bohne als ihren Fruchtkern einschließt. Nun glänzt aus dem verschiedenen Grün der Pflanzung dies brennende Roth der kirschenähnlichen Kaffeefrucht und gibt dem Anblicke eine ganz neue Schönheit.

Belebt ist um diese Zeit die Pflanzung von einem Raubthier, dem Musang (Paradoxus Musanga), welcher auf das Fleisch der Kaffeefrucht erpicht und versessen ist und große Mengen verzehrt.

Warum vertreibt ihn der Javanese denn nicht? fragt der Leser, und nun muß ich leider Etwas sagen, was unsern guten Kaffeevettern und Basen den Appetit in Etwas verderben könnte — allein gegen die Wahrheit soll man keinen Schild halten und wenn sie scharf wäre wie ein Pfeil — sagt der Morgenländer.

Der Musang verzehrt nur die völlig reifen Beeren und — verdaut die Bohne nicht. Der Javana sucht sie darum sorgfältig aus seinem Kothe heraus, wascht sie und sagt: der Trank von diesen Bohnen sei der köstlichste. Nun, vielleicht trinken wir auch davon, aber wir wissen's nicht. Es ist eben doch gut, daß man nicht Alles weiß und das Sprüchwort sagt: Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Das ist gewiß wahr, und ich, meines Orts, blicke nie in die Küche eines Gasthofes, wo ich essen muß, auch wenn ich könnte. — Das hat auch seinen Grund! —

Ein grauenhaft erfüllter Fluch.

Schweizerische Volksgeschichte

von

M. A. Feierabend.

Vor zwei Jahren war's an einem unlustigen Wintertage im Hornung, als ich als Arzt zu einem armen Weibe an entlegener Berghalde gerufen wurde.

Ich traf die Kranke, an einer weit verbreiteten rothlaufartigen Zellgewebevereiterung leidend, in jämmerlichem Zustande auf der Ofenbank liegend an. Im engen, kleinen Stübchen herrschte Reinlichkeit und Ordnung. Aermlich, aber sauber und reinlich waren die beiden Kinder der kranken Frau gekleidet. In christlicher Liebe nahmen die Hausgenossen, bei denen sie zur Miethe wohnte, und gute Nachbarn sich des braven Weibes und seiner Kinder in solcher Noth und schweren Verlassenheit an. Bei meinen wiederholten Besuchen, welche das Uebel nothwendig machte, erzählte das Weib mir die Geschichte seines Lebens. Ich fand sie trotz ihrer Einfachheit von so tragischem, lehrreichem Gehalt, daß sie mir der Aufmerksamkeit der verehrten Leser dieser Volksschrift werth zu sein vorkömmt.

Susanna Barbara ist das Kind eines armen Webers, der durch Brodtragen in die Berge hinauf sich ein saures Nebenverdienstlein erwarb.

Eben war das Mädchen confirmirt worden, als der Vater starb. Nach dessen Tod zog die Mutter mit ihren zwei Kindern hinab in's Thal. In ihrer Nachbarschaft wohnte daselbst ein Schreiner, und im gleichen Hause mit ihnen eine Weberfamilie aus dem benachbarten Canton Appenzell. Der Schreiner stellte einen Gesellen ein, Namens Ulrich, der ebenfalls aus dem Appenzellerländchen von Schwellbrunn gebürtig war, und dessen Vater in Urnäsch nicht fern vom mächtigen Alpstein wohnte und ein sehr eifriger Jäger war. Vom Vater hatte der Sohn die Leidenschaft der Jagd geerbt. Da er sich als Knabe in der Schule ausgezeichnet hatte und gern geistliche Bücher las, nebenbei aber schwächlich war, so kam Ulrich's Vater auf den Gedanken denselben zum Geistlichen bilden zu lassen. Er schickte ihn daher nach Basel in das dortige Missionshaus, auf daß er sich zum evangelischen Glaubensapostel für das ferne Heidenland heranbilde. Das Studium griff den sechzehnjährigen Burschen an. Er wurde krank. Der Arzt erklärte ihm, zum Missionär sei er zu schwach auf der Brust, er solle lieber ein Handwerk lernen, das sei passender für ihn. Diesem Rathe folgend, ging Ulrich zu einem Schreiner in die Lehre. Nach vollendeter Lehrzeit zog er den Argau hinauf nach Bern und in die welsche Schweiz. Von da kam er auf seiner Wanderschaft zu Meister Sch . . . ins Toggenburg.

Er war ein stiller eingezogener Bursche, der Spiel und Wirthshäuser mied und lieber bei einem guten Buche oder bei einem traulichen Gespräch in der Nachbarschaft verweilte. Oft kam er in „Susa Babes" Haus, wohin ihn die appenzellische Landskraft vergeblich zog. Bald kam's indeß heraus, daß seine Besuche dem Mädchen in der andern Stube galten. Die Mutter hatte nichts gegen die Heirath mit dem braven Burschen einzuwenden. Zwar zog's denselben jeden Herbst, wenn mit dem ersten Augustmonat die Hochjad auf die flüchtigen Gemsen aufging, mit unwiderstehlicher Gewalt hinauf zum hohen Alpstein auf die Gemsenjagd. Das lag dem Mädchen nicht ganz recht.

Nachdem er ihm aber gelobte, sich jährlich mit einigen Tagen Jagdlust zu begnügen, konnte das lieberfüllte Herz nichts weiter dagegen einwenden. Im Sommer 1849 wurden sie ein Paar. Ulrich begann nun auf eigene Rechnung

den Schreinerberuf zu betreiben und fand bald gar viel Zutrauen. Nach wenig Zeit war die Ehe von zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen gesegnet, an denen der Vater zärtlich hing.

Er wäre ein glücklicher Mann gewesen, wenn nicht die Jagd sein böser Dämon geworden wäre. Mit jedem Herbst ging er hinaus in's Appenzellerland und blieb von Jahr zu Jahr stets länger fort. Das arme Weib verging derweil zu Haus beinahe vor Angst und Kummer. Wenn die Mutter und der Bruder über Ulrich's langes Wegbleiben lamentirten, suchte Barbara ihn damit zu entschuldigen, daß er gewiß durch Arbeit länger hingehalten worden sei, und mußte dabei ihre Herzensangst sorgfältig verbergen, welche ihr den Mann als auf seiner gefahrvollen Bahn verunglückt und jämmerlich zerfallen vor die Seele malte. Die Jagd war aber nicht immer glücklich. Oft mußte er ohne Beute heim, und brauchte doch Geld zum Unterhalt. In solcher Verlegenheit borgte er von einem Jagdkameraden mit dem Versprechen, bei nächster Gelegenheit das Entlehnte wieder zurückzuzahlen. So machte er hinter dem Rücken seiner Frau Schulden. Das Haushalten war ihm fremd und er überließ dieß gern seiner verständigen Ehehälfte. Die Leidenschaft zur Jagd überwog immer mehr und mehr die Liebe zur Arbeit. Im Appenzellerland ist jede von Art Jagd dem Landmann freigegeben, während in dem ihn von allen Seiten umschließenden Kanton St. Gallen Jagdpatente gelöst werden müssen, und der Speer, die Groben- und Amonberge, sowie die Kette der Churfürsten auf viele Jahre in Bann erklärt sind. Ulrich ließ nicht nach, bis seine Frau mit den Kindern ihm im Jahre 1854 hinaus nach Urnäsch in's Appenzellerland folgte. Das war ihr Unglück. Mit immer zügelloserer Leidenschaft ging er daselbst nun auf die Jagd. Die Zeit der Gemsenjagd genügte ihm nicht mehr. Im Frühling mußte er nun auch auf die Vogeljagd, auf Spiel- und Urhahnen in den dunkeln Hochwäldern des Ländchens. Das Schreinerhandwerk wurde immer mehr vernachlässigt, und die anfangs erworbene Kundsame verlor sich. Im Hause herrschte bitt're Noth. Zwar hatte der liebe Gott zwei jüngere Kinder wieder zu sich genommen; doch für die ältern Beide und die Mutter fehlte nur zu oft das Brod im Haus. Im feuchten, kalten Keller arbeitete das gute Weib am Webstuhl, seine armen Würmchen zu ernähren, während der Mann in den freien Alpen den Gemsen nachstrich. Bald erlag des schwachen Weibes Kraft. Ein höchst schmerzhaftes Fußleiden stellte sich ein, und machte Barbara zum Weben unfähig. Wochenlang fesselte das Uebel sie an's Krankenlager. Da stieg die Noth auf's Höchste. Einmal hatten Mutter und Kinder volle 24 Stunden lang gar nichts genossen.

So lieb die Kinder Ulrich waren, die Jagdlust überwog in seinem Herzen. Beim Mangel jeglicher Pflege, und namentlich aller bessern Nahrung war für Susanna Barbara keine Aussicht auf Heilung möglich. Das sah der Arzt, der ein mitleidiges Herz im Busen trägt, und daher Theilnahme hatte für die arme Dulderin. Er rieth der Kranken, der Einladung ihrer Mutter und ihres Bruders zu folgen, und auf einige Zeit in's Toggenburg zu gehen.

Lange sträubte sich ihr Mutterherz, die Kinder zu verlassen. Umsonst beschwor sie unter Seufzern und Thränen ihren Mann, eine gesundere Wohnung in einer andern Gemeinde zu beziehen und der unglücklichen Jagdlust zu entsagen. Ulrich war zu keinem Entschlusse zu bewegen und ermahnte sie selbst, dem Rathe des Arztes Folge zu leisten. Der Frauenverein anerbot ihr die Reisekosten. Mit schwerem Herzen und unter reichlichen Thränen bestieg sie das Wägelein und fuhr heim in's Toggenburg. Bei Ruhe und besserer Pflege erholte sie sich bald wieder und ward gesund. Vier Wochen war sie bei den Ihrigen geblieben; länger aber ließ ihr das treue Mutterherz keine Ruhe mehr. Sie ging wieder hinaus nach Urnäsch. Hier traf sie leider die alte Ordnung, trotz aller Versprechen, welche Ulrich ihr in seinen Briefen gemacht hatte. Er hatte unterdessen den Schreinerberuf aufgegeben und angefangen, in den Alpen

für den Apotheker in Appenzell Wurzeln zu graben. Das brachte aber wenig Geld, denn ein Sack voll grüne Alpenwurzeln geben, wenn sie gedörrt sind, nur ein kleines Häufchen. Es war ihm aber nur um das freie Herumstreifen in den Bergen, und um das Spioniren für die Jagd zu thun. So ging's den Sommer über bis zum Anfang der Jagdzeit. Im Haus daheim war indeß der Hunger wieder ein schlimmer Gast. Bald zeigte sich bei Barbara das alte Leiden wieder. Sie konnte im feuchten Keller nicht mehr weben, und mußte sich mit dem erbärmlich magern Verdienst des Spulens begnügen. Oft stund sie lang vor Tag schon auf, bis zu dem Erwachen der Kinder ein paar „Knuppen" Garn zu verspulen, um für die zehn Rappen Arbeitslohn, die sie dafür erhielt, ein halb Pfund Schwarzmehl zu kaufen, und daraus den Kindern eine magere Mehlsuppe zu kochen. Wenn sie unter Thränen ihren Mann bat, durch Arbeit doch Brod in's Haus zu schaffen, so pflegte er unwirsch zu sagen: „I chas nüd' mache, i chas nüd' us dä Steinä use schlah".

Wohl pflegte er ihr auch Vorwürfe zu machen, sie sei zu besorgt und kummerhaft. Es stehe ja in der heiligen Schrift geschrieben: „Du sollst nicht für den morgigen Tag sorgen." An diesen Bibelspruch halte er sich. Das Schaffen trage gar nichts ab. Es gebe zu kleinen Lohn, darum wolle er lieber Wurzeln graben. Einmal hatte Ulrich seinem Jagdkameraden, von dem er vor Jahren Geld geborgt, aber nicht zurückbezahlt, an Zahlungsstatt einen harthölzernen Kasten gemacht. Da freute sich Barbara, wieder einmal etwas Geld in die Haushaltung zu bekommen und ging hin zu Johannes, solches in Empfang zu nehmen. Aber wie erschrak sie, als dieser ihr den Bescheid gab:

„Ja, mi gutes Fraueli, er ist mir noh meh schuldig." Jetzt sah das arme Weib vor sich nur Jammer und Verderben, wenn hier nicht eine Aenderung geschehe. Da endlich zwang die Noth zum Handeln. Der Doktor, der neben seinem Beruf zugleich die höchste Ehrenstelle des freien Landes bekleidete und andere wohlmeinende Leute hatten Frau Barbara gerathen, mit ihren Kindern heim in's Toggenburg zu ziehen, vielleicht gehe dann der Mann in sich, und werde er sich bessern. Geschehe dies nicht, so müsse es sonst eine Aenderung geben, und komme dann die Sache vor Pfarrer und die Ehegaumeten.

In aller Güte erklärte nun das Weib dem Mann: er solle eine andere Wohnung suchen, das Jagen lassen und für Weib und Kinder sorgen, sonst ziehe sie heim in's Toggenburg. Da entgegnete der Jäger, der nicht gewohnt war, sich erschrecken zu lassen, sie solle nur gehen, er brauche dann gar keine Behausung mehr, er bleibe dann fortwährend in den Alpen. Dreimal bat unter heißen Thränen in gleicher Weise das gequälte Weib: Er möge doch sich bessern, sie bleibe dann bei ihm. Er hieß sie gehen. Mit schwerem Herzen zog sie nun mit ihren Kindern der alten Heimath zu. Ulrich hate ihr versprochen, wöchentlich drei Franken Unterhaltungskosten zu bezahlen und das nothwendigste Zeug an Webgeschirr und Hausgeräthen durch den Grempler zuzuschicken. Doch es kam nichts. Sie mußte selbst hinaus, und hatte Mühe, das Gewünschte, das sie ihrem Manne zugebracht, zu bekommen. Der Bauer, bei dem sie zur Miethe wohnte, wollte das Hausgeräth nicht lassen, weil Ulrich ihm seit Langem den Hauszins schuldete. Selbst der Gemeindehauptmann protestirte gegen die Wegnahme. Da kam aber der Doktor, und es gab Ruh. Beim Weggehen versprach ihr Ulrich die nächste Woche Geld zu schicken. Statt dessen kam folgender Brief an seine 4 und 5 jährigen unmündigen Kinder:

Liebe Kinder!

„Obschon Ihr diese Zeilen von der zitternden Hand Eures Vaters weder lesen noch verstehen könnet, so kann ich es doch nicht unterlassen, Euch ein paar Worte zu schreiben. Ihr werdet vielleicht das von Thränen träufelnde Auge Eures Vaters nicht mehr sehen. Ich wollte ich könnte diese Worte in Euer Herz schreiben, denn ach! was wollte ich lieber, als Gott hätte mir ein Grab bereitet an den hohen Felsenwänden des Säntis oder im Fließthal,

und mein Fleisch würde von den Vögeln des Himmels, oder von den wilden Thieren gefressen. Ich habe nichts mehr, das mich an Euch erinnert; es ist Alles öde und leer. Meine Hoffnung Euch glücklich machen zu können, ist mir geraubt. Es ist mir letzten Freitag Alles verhaftet worden, woran an Allem Niemand anders Schuld ist, als das unüberlegte Weggehen Euerer Mutter. Liebe Kinder! ich hätte noch Vieles zu schreiben, aber Ihr versteht meine Worte noch nicht."

Lebet wohl!

Euer

Vater Ulrich.

Begreiflich machte dieser Brief auf Susanna Barbara den tiefsten Eindruck. Sie zeigte ihn unter Thränen Mutter und Bruder. Diese aber beruhigten sie, indem sie aus den Zeilen herausfanden, Ulrich habe sie nur erschrecken und dadurch zwingen wollen, wieder mit den Kindern zu ihm zu ziehen. Sie riethen ihr, mit dem Brief zum Pfarrer nach Urnäsch zu gehen, und auf Scheidung zu klagen, da Ulrich nicht nach Vaterpflicht für Frau und Kinder sorgen wolle. Erst wenn sie von ihrem Mann geschieden sei, könne sie auf Unterstützung des Waisenamtes der Heimathgemeinde Anspruch machen. Umsonst gab sich der Pfarrer während vollen 3 Stunden alle Mühe, Ulrich zum Entsagen auf die Jagd zu bewegen. Derselbe hatte am Tage vorher hoch oben am Säntis zwei Gemsen in einem Schuß erlegt und dafür in St. Gallen 60 Franken gelößt. Das hatte seinen Jagdeifer auf's Neue gestählt. Er erklärte daher trotzig: eher müßten ihn die Raben fressen, bevor er der Jagd entsagte.

Hierauf wurde die Ehegaumeten zusammenberufen und erklärte Separirung auf unbestimmte Zeit wegen Mangel an gehörigem Unterhalt für Frau und Kind. Sobald der Spruch ergangen, gereute es den Ulrich sehr. Gerne hätte er ihn nun wieder rückgängig gemacht, und suchte daher sein Weib mit Bitten und Beten dazu zu bewegen. Susanna Barbara, so wehe es ihr that, und es ihr fast das Herz abwürgen wollte, blieb diesmal aus Mutterliebe fest, versprach aber ihm in die Hand: wenn er das angelobte Unterstützungsgeld fleißig schicke und mit dem Schaffen sich bessere, wolle sie im Herbst dann wieder zu ihm ziehen. Mit dem Scheidungsakte in der Hand wandte sie sich hierauf an die Gemeinde Schwellbrunn — um jetzt die nothwendigen Schriften zu ihrer Niederlassung in ihrer alten Heimathgemeinde Wattwil, in welcher sie nun fremd geworden, zu bekommen, die ihr sodann auch ohne alle Schwierigkeit verabreicht wurden. Als sie sodann Abends heimkam, wurde sie nicht wenig überrascht. Sie traf den Ulrich bei ihren Kindern. Baarfuß, in Hosen, Hemd und Brusttuch war er wie ein Verrückter hereingerannt den vier Stunden langen Weg, über Stock und Stein, über Berg und Thal, und bat sie weinend, doch den Trennungsschluß rückgängig zu machen. Das Herz wollte dem armen Weibe schier brechen ob solchem Jammer, aber dennoch blieb sie fest. Sie zeigte ihm in aller Güte, wie nothwendig die von ihr gestellten Bedingungen seien, wenn ihr weiteres Zusammenleben wieder eine Möglichkeit werden sollte. Zeige er nur einmal Besserung und lasse das Jagen sein, so werde sie von Herzen gern mit den Kindern wieder zu ihm kommen. Er versprach's und ging, hat aber nicht Wort gehalten. Nur einmal brachte er fünf Franken Geld, ein andermal schickte er eben soviel ihr durch die Post. Da blieb aber die klingende Hülfe aus. Auf Weihnachten kam er ohne Geld, versprach aber, solches auf den Altjahrabend selbst zu bringen, oder wenn das Wetter „g'strub" sein sollte, es zu schicken. Damals hatte Barbara ihren Mann zum letzten Mal gesehen. In seine Briefe mengten sich von da an allerlei Sticheleien. Es war eine Aenderung in seinem Herzen vorgegangen und dasselbe hatte sich von Weib und Kindern allmälig abgewendet. Einmal schrieb er dem Bauer, bei dem Barbara mit den Kindern zur Miethe war, und erkundigte sich, wie seine Frau sich aufführe, und ob sie keine Ursache zu Klagen gebe. Wenn sie sich nicht recht auf-

führe, oder ihm untreu sei, so werde er ihr die Kinder wegnehmen. Unterdessen hatte Barbara vernommen: Ulrich hänge das Geld an schlechte Dirnen und bringe auf gänzliche Scheidung. Da hatte ihr Jammer kein Ende. Es dünkte sie schrecklich, daß zwei junge Leute, die so wohl arbeiten konnten, auf solche Weise auseinander sollten. Sie wußte, daß Ulrich das ganze Jahr in keine Kirche kam. Das machte ihr das Herz gar schwer. Oft und oft war am Morgen ihr Kopfkissen von Thränen durch und durch naß. Da wurde sie krank und ich zu ihr gerufen. Die Waisenbehörde von Schwellbrunn nahm den Knaben zu sich und brachte ihn bei Ulrich's Schwester unter. Bald nachher kam wieder von Ulrich ein Brief, darin geschrieben stand: sie solle schicken, was dem Bübli gehöre. An eine Wiedervereinigung zwischen ihnen sei nicht mehr zu denken. Wenn er einmal seiner Schulden ledig geworden, ziehe er in ein ander Land, denn hier habe er, wo er gehe und wo er stehe keine Freude mehr, als einzig auf der frohen Jagd. In schwerer Herzensangst eilte Barbara hinab zum Pfarrer. Dieser tröstete die arme Frau; der Herr habe sie in diese Prüfungsschule hineingeschickt, sie solle mit Ergebenheit darin verharren, die Zeit werde kommen, wo er sie wieder hinausführen werde. Und diese kam unverhofft. Den 8. August 1856 erhielt sie vom Armenpfleger in Schwellbrunn einen Brief, worin derselbe ihr meldete, Ulrich sei auf dem Alpstein zu Tode gefallen und den 6. dies in Urnäsch begraben worden. Als Barbara die Zeilen gelesen, faltete sie die Hände, blickte zum Himmel und sprach: „Das hat der liebe Gott geordnet und aus der Prüfungsschule weise mich hinausgeführt." Ulrichs letzte Lebensstunden waren schrecklich, und grauenhaft ging dabei sein in dem Briefe an die Kinder ausgesprochener vermessener Wunsch und ein noch gräßlicherer Fluch aus seinem Munde in Erfüllung. Am 1. August, an dem die Jagd wieder aufging, war Ulrich mit einem jungen Waldstätter von Gonten, der zum ersten Mal eine Gemsenjagd mitmachen wollte, zum Alpstein hinangestiegen. Die düstere Ahnung, daß er nicht wiederkehren werde, lastete schwer auf seiner Seele. Er schied daher von den Leuten, bei welchen er sich damals in Gonten aufhielt, wie ein Sterbender; er hatte in Volksweise gesprochen „abgeletzt". Das Glück war ihm nicht günstig. Lange lag er oben auf dem Grat, welcher vom Gyrenspitz zur Silberplatte sich hinüberzieht auf einem kleinen Rasenstück auf dem Anstand und spähte in die grause Tiefe, die gegen die Schwägalp hinab sich öffnet.

Zu jener Zeit kletterte ein leidenschaftlicher Bergsteiger von St. Gallen den Säntis hinan. Als Naturforscher hatte derselbe Jahrelang in den Urwäldern Südamerika's zugebracht, mit Bienenfleiß seine herrlichen Insektensammlungen zusammenraffend, bis ihn endlich das gefährliche Klima zwang, nach Europa zurückzukehren. Jetzt zieht's ihn immer und immer wieder mutterseelenallein, ohne Führer oder irgend einen Begleiter, hinauf in die großartigen Felseneinöden des Alpsteins, wo er jeden Grat, jeden Rasenfleck, jeden Felsenpfad kennt, wie im heimathlichen Dorfe einst als geweckter Bube jedes Haus und jeden Stall. Unser kühner Bergsteiger war eben die lange Runs zu den ausgedehnten Karrenfeldern hinangestiegen, welche auf der Südseite der Silberplatte liegen. Dort fand er auf dem sogenannten blauen Schnee, der bis zur Döringshütte sich hinanzieht, Blutspuren und frische Tritte, welche ihn vermuthen ließen, daß hier ein Jäger eine Gemse angeschossen. Wie es im Lande üblich ist, wenn man menschliche Gesellschaft in der Nähe weiß, ließ er einen fröhlichen Jauchzer hinauf in das riesige Felsenlabyrinth der Säntisspitzen erschallen, der in vielfachen lange hintönenden Echo's von Fels zu Felsen widerklang. Jetzt richtete sich die Gestalt des Jägers oben auf dem Grate hoch auf. Ein Schwall roher Schimpfwörter und Flüche entquoll seinem Munde und schloß mit den Worten: „Bruchst mer nüd alli Thierer z'verjage!" Der Bergsteiger entgegnete ruhig: „er juchze do, wie's ihm gfalle, das göhe Niemere was a." „Was, das goht mi nünt a, das will i Dir zeige", entgegnete in äußerster Wuth der Jäger,

legte seinen Doppelstutzer an den Backen, und zielte. Aber der Reisende stund ruhig und sprach: „Schießt zu, wenn Ihr's wagen dürft.“ Diese Ruhe entwaffnete des Jägers Muth und er lies langsam das Gewehr wieder sinken. Da bemerkte der Bergsteiger mit strengem Ernst: „Ihr müßt wissen, daß Ihr nicht Herr hieroben seid.“ „Was? Ich nüd Herr do obe? Wenn i nüd Herr do obe bi, so sölledmi d'Made fresse innert vierezwänzig Stunde.“ Dieser grause Fluch, aus dem Munde eines ruchlosen Jägers, hoch oben in der wilden Einöde des Säntis, fernab von Menschen, überwältigte den sonst so furchtlosen Bergsteiger. Ohne ferner ein Wort zu entgegnen, stieg er rasch die steile Schutthalde hinan, bis er in der Nähe des Gyrenspitzes bei einem schützenden Felsen angelangt war. Von diesem geborgen, ließ er dann aber Jauchzer um Jauchzer in die Felseneinöde hinaus erschallen, und machte große Steinblöcke los, die nur eines Stoßes bedurften, um in die Tiefe zu stürzen, so daß es donnernd an den hohen Wänden des Säntis wiederhallte. Ein ganzer Rudel Gemsen, so aufgeschreckt, eilte von den obersten Zügen der Nordseite der Säntiskette über den Grat zu den Karrenfeldern hinüber. Der Jäger aber kam nicht zum Schuß. Nach eingebrochener Nacht traf Ulrich mit Waldstätter in der obersten Sennhütte auf der Potersalp, dicht am östlichen Fuße der Kammerhalde zusammen, wo er mit ihm die Nacht zubrachte. Morgens 2 Uhr verließen sie schon wieder die Lagerstätte und stiegen in der Richtung gegen die Silberplatte hinan. Sie versprachen, die folgende Nacht wieder bei dem Sennen einzukehren. Sie sind aber nicht mehr gekommen. Unterdessen hatte Ulrich schaudervoll sein Schicksal erreicht. Auf den Höhen des Alpsteines hatten Beide zwei andere Jäger von Urnäsch getroffen, den ältern und jüngern R., von denen der Erstere, Johannes, Ulrichs vieljähriger Jagdgenosse war. Johannes hatte gestern eine prächtige Gemse geschossen, und diese war auf ein unnahbares Land hinabgestürzt, auf welches man weder von oben noch von unten gelangen konnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen, des erlegten Thieres habhaft zu werden, hatten Beide bereits auf das Holen Verzicht geleistet. Johannes, sonst ein geübter Jäger und Bergsteiger, fühlte sich von einer ganz eigenthümlichen Angst und Zaghaftigkeit ergriffen. Ihn quälte seit gestern die dunkle Ahnung eines nahenden Unglücks. Er erklärte daher zum Voraus, heute Niemanden Hülfe leisten zu können, da er gar nicht „laufen“ dürfe, und ihm schwindlig würde. Ulrich, keck und unbesonnen wie er war, anerbot sich, die Gemse zu holen, wenn ihm ein gebührender Antheil an derselben zugesichert werde. Der Antheil wurde ihm gerne zugestanden, doch machte Johannes ihn eindringlich auf das Gefährliche seines Unternehmens aufmerksam und suchte ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Das Alles schreckte Ulrich nicht. Er bestand auf seinem Entschlusse.

Da ließen ihn seine Kameraden gehen. Nachdem er einen tüchtigen Zug aus seiner Feldflasche gethan, begann er das gefährliche Steigen am Gyrenspitz. Lange sahen die Andern ihm nach. Da kam ein Nebelchen herauf aus der Tiefe und entzog ihn ihren Blicken. Lange hörten die Drei nichts mehr von ihm, als hie und da einen niederfallenden Kieselstein, der sich beim Steigen von Felsen losgemacht. Endlich aber hören sie einen schweren Fall. Waldstätter und der jüngere R. vermuthen, Ulrich habe die Gemse hinuntergeworfen, wie er zu thun versprochen hatte. Johannes aber, von seiner trüben Ahnung ganz erfüllt, sagte sogleich: „Es hat ein Unglück gegeben, Ulrich ist gefallen.“ Zugleich befällt ihn aber eine solche Muthlosigkeit, daß er erklärt, um alle Welt dürfte er es nicht wagen, nachzusehen, was es gegeben. Alsbald tritt er den Heimweg an. Die beiden Andern aber stiegen zu der Stelle hinan, von wo sie den Fall gehört. Ein vernehmliches Stöhnen des Verunglückten leitet ihre Schritte. Endlich finden sie Ulrich in der Riese an Kopf und Füßen fürchterlich zerfallen und unkenntlich. Noch ist er beim Bewußtsein, aber seiner Stimme nur insoweit mächtig, um noch vernehmlich „Jeses, Jeses“ seufzen zu können. Abwechselnd trugen ihn die Beiden der äußern „Riese“ zu. Da bat der Sterbende,

ihn abzulegen, weil er das Tragen nicht erleiden möge. Sie legten ihn auf ein grünes Plätzchen hin, wo sie ihn bei schon hereinbrechender Nacht liegen lassen mußten. Nachdem sie ihn an einen Stein gebunden und mit ihren Kitteln zugedeckt, um ihn vor möglichem Weiterfallen und Erfrieren zu schützen, verließen sie ihn Beide, um Hülfe zu holen, indem der grause Anblick sie dermaßen erschreckt und in Furcht gejagt, daß keiner von ihnen allein bei ihm in der menschenfernen Bergeinöde und in der dunklen Nacht zurückzubleiben wagte. In Urnäsch fanden sich alsbald zwei wackere Männer, ein Knecht und ein Maurer, welche, von Waldstätter geführt, sich aufmachten, dem Verunglückten Hülfe zu bringen. Sie kamen zu spät. Sonntag Morgens 3 Uhr fanden sie ihn schon verschieden, und was auffallend genug war — von Würmern bereits ganz bedeckt. So ging sein vermessener Fluch schrecklich in Erfüllung. Kaum ein Jahr nachher, als er jene frevelnden Worte an seine Kinder geschrieben, und nicht 24 Stunden, nachdem jener schreckenhafte Fluch dem Bergsteiger gegenüber aus seinem ruchlosen Munde entquollen, lag er wirklich auf wilder Bergeshöhe des Alpsteins, einsam, hülflos, von aller Welt verlassen und jämmerlich zerfallen, in Nacht und Graus, und wenige Stunden nach seinem Tode schon den Maden zur Speise. Der Bergsteiger, als er des wilden Jägers schauderhaftes Ende und die schreckliche Erfüllung eines so grauenhaften Fluches vernommen, wurde dadurch auf's Tiefste bewegt und erzählt dieses Abenteuer als das ergreifendste seines sonst so abenteuerreichen Lebens. Der junge Waldstätter aber ist an jenem Tage das erste und letzte Mal auf die Gemsjagd gegangen, wie er es feierlich bei der so schauderhaft zerfallenen Leiche seines Kameraden angelobt hat.

Wenige Wochen vor seinem Tode hatte Ulrich einen frühern Pfarrer von Urnäsch um Aufnahme seines Knaben in die Werdenbergische Rettungsanstalt gebeten, was ihm nicht sogleich zugesagt werden konnte. Jetzt aber, nach dem schauerlichen Todesfalle seines Vaters, wurde dessen Wunsche entsprochen, und der Knabe berechtigt zu guten Hoffnungen. Möge Ulrich's Schicksal ihm und andern Menschen eine heilsame Warnung sein vor vermessenen, gotteslästerlichen Verwünschungen und Flüchen, sowie vor willenlosem Gewährenlassen unbezähmter Leidenschaft! —

Das steinerne Kreuz,

oder

Der geheime Sünder.

Du kennst das Sprüchwort, lieber Leser: Es ist nichts so klar gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Folgende kleine Erzählung mag dafür ein neuer Beleg und ein Zeugniß für die Wahrheit sein, daß der gerechte Richter in der Höhe den Sünder findet, wenn auch mitunter erst spät, über ihn Gericht hält, oft auf wunderbare, nicht geahnete Weise.

Ich besuchte im vorigen Jahre einen guten Freund in dem Städtchen Seligenthal. Im Laufe der Tage führte er mich in demselben umher, um mir zur Unterhaltung dessen Merkwürdigkeiten zu zeigen. Auf einem dieser Gänge fiel mir ein mitten im Fußwege liegendes Kreuz von weißem Sandstein auf, und ich forschte nach dieser sonderbaren Erscheinung und seiner Bedeutung.

„Es ist eine trübe, bis zur Stunde noch nicht aufgeklärte Geschichte, welche dieses Kreuz andeutet," erwiederte mein Freund, „so viel man von derselben

weiß, will ich Dir erzählen. Hier an der Stelle des Kreuzes ist vor circa 100 Jahren ein Mord geschehen, dessen Urheber man ahnete, in's Geheim auch wohl nannte, aber nicht überführen und zur Rechenschaft ziehen konnte und mochte; theils, weil die Beweise seiner Schuld fehlten, oder auch wohl, weil er vermögend war, in Amt und Würden stand und einer angesehenen Familie der Stadt angehörte. Wo aber Menschen säumen, oder in Furcht das Verbrechen geschehen und ungerächt lassen, da übernimmt ein Anderer das Richteramt. So auch hier.

Der Mörder war also nach der Ueberlieferung ein bedeutender Mann der Stadt, ja Mitglied der städtischen Obrigkeit selbst; ebenso der Gemordete. Eine etwas stürmische Jugend, — die Eltern waren frühzeitig gestorben — besonders ein lockeres Universitäts-Leben, hatten seine Finanzen bedeutend in Unordnung gebracht, obwohl sein elterliches Vermögen ansehnlich und für die Verhältnisse der Vaterstadt mehr als ausreichend gewesen waren, und so mochte er es vielleicht für nöthig ansehen, seinen zerrütteten Vermögensumständen durch eine Heirath mit einer reichen Erbin wieder aufzuhelfen.

Eine solche war die Nichte des Bürgermeisters der Stadt. Selbst schon sehr begütert durch eine große Hinterlassenschaft der verstorbenen Eltern, war sie auch einst Erbin des alten reichen Onkel Bürgermeister. Ein mächtiger Hebel für selbstsüchtige Naturen. Aber weit höhere Reize standen der jungen Erbin zur Seite: Ein kindliches, seelenvolles Gemüth, ein Herz rein und lauter wie Gold und eine Gestalt voller Anmuth und Unschuld. Was Wunder, wenn der heimkehrende Student, dem die Schönen auf seinen wüsten Lebenswegen in ganz anderer Gestalt und Zier begegnet waren, sich in Zauberbande gefesselt sah und bald genug nichts sehnlicher wünschte, als dieses Kleinod sein zu nennen.

Und anfänglich schien es auch, als ob Nichte und Onkel den gewandten, geistvollen Mann, der sich so vortheilhaft vor den jungen Männern der Vaterstadt auszeichnete, nicht ungern sähen, und seine Bewerbungen mit Beifall und Aufmunterung entgegen nähmen. Er besuchte fleißig ihr Haus, fand sich an öffentlichen Orten stets in ihrer Nähe und man sah, er war ein gern gesehener Gesellschafter. So zweifelte Niemand, daß der junge Mann in nächster Zeit schon der Verlobte der reichen und schönen Erbin sein werde, um so weniger, als ihn die Bürgerschaft in ihren Rath erwählt und zu Amt und Würden erhoben hatte.

Aber es kam anders. Der alte Herr, durch und durch ein Ehrenmann, entzweite sich mit dem jungen Rathsherrn, der, als städtischer Beamter, eine Kasse zu verwalten und diese hin und wieder, so sagte die böse Welt, mit der seinigen verwechselt und in Geldverlegenheiten aus derselben Hülfe geschöpft hatte. Der künftige Schwiegervater mochte als Revisor des städtischen Cassenwesens solch ein ungesetzliches Thun mit Entrüstung wahrgenommen und gerügt und einen Schwiegersohn von solcher Denkweise bedenklich gefunden haben, kurz in dem Umgange Beider trat eine merkliche Kälte und Spannung ein, zum größten Triumphe der frühern Anbeter der Erbin.

Die böse und argwöhnische Welt aber sprach von schrecklichen Scenen, die es bei Bürgermeisters zwischen den jungen Leuten und dem alten Herrn gegeben, von lautem Zank und fürchterlichen Drohungen und Ohnmachten, und Jammer aller Art. Das wahre Sachverhältniß ist natürlich nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen, doch die Eifersucht mochte wohl der Wahrheit ziemlich nahe gekommen, und die schlüpfrigen Gänge des Nebenbuhlers aufgefunden und dem ohnehin schon mißtrauischen Bürgermeister verrathen haben.

Der junge Rathsherr hatte nämlich zwar ein äußerlich wohl anständiges Leben geführt, allein insgeheim für solche Enthaltsamkeit bei liederlichen Personen Ersatz gesucht. Ebenso nannte man ihn einen Spieler, bei dem die städtische Casse allerdings wohl hin und wieder aushelfen mußte. Das waren die

Beschuldigungen, welche man sich in's Ohr flüsterte, laut zu sagen wagte, beweisen konnte es Niemand.

Eines Abends, im Spätherbst, hatte der alte Herr noch am Abend auf dem Rathhause gearbeitet, darüber die Glocke ganz vergessen, und als er herunter ging, es mochte gegen 6 Uhr sein, war es natürlich schon ganz dunkel und in Folge des feuchten, kalten Wetters auf den Straßen menschenleer und still. Sein Nachhauseweg führte ihn auf einem mannshohen Damme, an dessen linker Seite ein tiefer, breiter Graben hinläuft, nach seiner Wohnung, einem großen Eckhaus mit hohem Treppenvorbau. Die gegenüberliegende Seite dieses Grabens wird durch eine lange Reihe von Häusern begrenzt, die alle mit der Vorderseite nach dem Wasser zu stehen, und auch einen, aber nur wenig erhöhten Steinfußweg haben, der Graben selbst zeigt während des größten Theiles des Jahres nur wenige Zoll Wasser, und wird von Fußgängern und Geschirr passirt. Nur in der Regenzeit ist der Wasserstand höher.

In dieser am Graben nach Abend zu sich hinziehenden Häuserreihe lag auch die Wohnung des jüngeren Rathsherrn, ziemlich nahe dem Eckhause des Bürgermeisters.

Als dieser in der genannten Abendstunde auf dem Dammwege nach Hause geht und bis an seine Wohnung gekommen ist, fällt auf einmal aus dem Graben dicht unter dem Geländer, welches den Fußweg zum Schutz nach der Wasserseite einfaßt, ein Schuß, ihm folgt ein harter schwerer Fall, ein leiser Schrei — und als man, durch den Knall herbeigelockt, hinzukommt, liegt das Oberhaupt der Stadt im Blute schwimmend, bereits entseelt, zu Boden. Eine Kugel war aus nächster Nähe durch seine linke Schläfe und den Kopf geschossen, und wie sich am andern Tage fand, noch in das Holzwerk seines eignen Hauses gedrungen. Der Schuß war unzweifelhaft von unten nach oben gegangen, also aus dem Graben gekommen, das ergab die Richtung der Kugel unläugbar. Wer aber war der Mörder? Allgemeines Entsetzen entstand in der erschreckten Bürgerschaft bei einer so ungeheuerlichen Frevelthat und das innigste Bedauern wurde dem Gemordeten zu Theil, der seiner Ehrenhaftigkeit wegen allüberall in der größten Achtung stand; allein — der Thäter wurde nicht entdeckt. Waren es die oben angegebenen Gründe, oder die damalige Kriegsfurie, es geschah in den Zeiten des siebenjährigen Krieges, welcher die Vaterstadt heimsuchte und alles Andere bald vergessen machte: ich weiß es nicht. Die sündige That blieb vom weltlichen Arm ungerächt, wurde endlich nicht mehr genannt und gekannt.

Der muthmaßliche Thäter ging nach wie vor in Sicherheit und ohne Ehrenkränkung einher, nur wollten feinere Beobachter seit dem eine zeitweise tiefe Niedergeschlagenheit, ein zerstreutes, finsteres, menschenfeindliches Wesen an ihm bemerken, besonders nach Empfang eines entschiedenen Korbes bei der schmerzlich trauernden und vereinsamten Nichte des Gefallenen. Zum ewigen Andenken an die schmachvolle That und als möglichen Rächer derselben, ließ sie das steinerne Kreuz in den Fußweg an die Stelle legen, wo der Theure von Mörderhand sein Leben verlor.

Auffallend war folgende Wahrnehmung. Auf diesem Dammwege hin führte der nächste Weg nach den Promenaden des nahen Soolbades, und an Sommertagen sahe man am frühen Nachmittage schon die sogenannten Stammgäste dahin wandern. Nie aber seit jener Zeit den jungen Rathsherrn, welcher sonst einer der fleißigsten Besucher des Bades war, der selbst bei schlechtem Wetter selten dort fehlte. Jetzt floh er die Menschen. Seht ihr den Wurm im Herzen? Herr, du erforschest und kennest mich! Ja, der Herr kannte ihn, und sein Arm hatte sich gegen ihn bereits erhoben.

Irdische Richter hatten freilich den Mord nicht gerächt. Die Gerechtigkeit auf Erden schläft zuweilen. Ja der Thäter stand in Ehren vor der Welt, lange Jahre, und flüsterte ja einmal eine Stimme ein Wort von der Bluthat, so wurde sie von links und rechts zur Ruhe bedeutet mit: „Ach, das kann nicht

wahr gewesen sein, das hat der Mann unmöglich gethan, wäre ja lang heraus!" Höchstens sprach man: „Ich glaub's nicht, hätte er's aber doch gethan, na, uns geht's nichts an, wir sind seine Richter nicht, mag er seh'n, wie er 'n mal dort oben fertig wird." „Das ist die Geschichte," fuhr mein Freund fort, „doch ich muß noch Etwas hinzusetzen, das Ende, und das hat mir mein Vater als Augenzeuge selbst mitgetheilt.

Unsere Bürgerschaft hat eine sogenannte Feuerwehr, d. h. eine Zahl Bürger, welche zur Zeit eines ausbrechenden Feuers am Orte in wohlgeordneter Weise, ein Jeder an dem Platz und in der Pflicht, die ihm die sogenannte Feuerordnung anweist, dieses zu dämpfen und die bedrohten Sachen und Personen zu retten suchen. An der Spitze derselben steht der jedesmalige erste Senator, welcher in Feuersgefahr das Ganze leitet und der daher nie fehlen darf.

In einer Nacht ertönen auf einmal die Sturmglocken, es ist Feuer! Die Nachtwache eilt sofort zum Commandeur der Feuerwehr, zu eben jenem Rathsherrn, um ihm die Feuersgefahr zu melden. Ohne Zögern springt er aus dem Bette, kleidet sich an, eilt auf die Straße, nach der Brandstätte. Wer beschreibt aber sein Entsetzen, als ihn das Feuerzeichen und die wogende Menschenmenge jenem verhängnißvollen Platze zuführt. Sein Fuß zögert, er will halten, umkehren, er kann nicht. Von allen Seiten umringt, vorwärts gedrängt, steht er endlich im grellen Lichte des Feuers, und hat den schrecklichen Anblick des Jahrzehnte lang geflohenen Hauses und Kreuzes. Mit Haarsträuben und hervorgetretenen Augen starrt er wie ein Wahnsinniger nach der Mordstätte. Doch nicht lange, da bricht er zusammen. Seine Umgebung hebt ihn besorgt auf, und trägt ihn auf die nahe Steintreppe des bekannten Eckhauses, setzt ihn auf die Stufen desselben und Einige springen nach dem Arzte, Andere bringen frisches Wasser, um ihn aus seiner Ohnmacht zu erwecken. Es gelingt, noch einmal erwacht er, als er aber zur Besinnung kommt und sich an diesem Orte, dicht vor dem Kreuze sieht, dessen vom Feuerschein blendende Weiße ihm das Herz durchschauert, springt er mit gräßlichem Schrei und Entsetzen auf, aber im selben Augenblick rührt ihn noch einmal der Schlag, er bricht abermals zusammen und dröhnend schlägt sein Kopf auf dem Steinkreuze nieder. Aus einer tiefen Stirnwunde entströmt ihm Blut und Leben, wie vor Zeiten das seines Schlachtopfers.

Der höchste Richter hatte den Verbrecher gefunden und über ihn Gericht gehalten.

Die Honigbiene.

Von A. W. Grube.

Nach der altgriechischen Sage empfingen die Spinne, die Biene und der Seidenwurm das Vorrecht geistbegabter Wesen, die Kunst, da sie von dem Göttertrank naschten, den Minerva in einer Nektarschaale dem Prometheus übergab, als er Menschen bilden wollte. Diese drei Thierlein sind in der That große Künstler, die zu allen Zeiten die Bewunderung und das Nachdenken der Menschen erregt haben. Aber wie verschieden sind sie in ihrem Wesen und in ihrem Verhältniß zum Menschen! Die Spinne in der Reihe der Thierklassen als Krustenthier schon über den Insekten stehend, hat für den Menschen doch die geringste Bedeutung; er vertilgt sie sammt ihrem Gewebe wo und wie er nur kann, und ihr Anblick erfreuet höchstens den Gefangenen im einsamen Kerker. Doch da sie frei vor Jedermanns Augen, sofern man sie nicht stört, ihren Faden auszieht und kunstvoll den Aufzug und Einschlag ihres Netzes webt, mag sie am frühsten die Aufmerksamkeit des Menschen erregt und ihm Anleitung gegeben haben zum

Spinnen und Weben. Die Seidenraupe zieht sich bei ihrem Spinn- und Webgeschäft möglichst in's Dunkel der Verborgenheit zurück; das Ergebniß ihrer Arbeit empfängt der Mensch, der nicht nur die so kunstreich gesponnenen Fäden wieder aufwickelt, sondern noch den Arbeiter selbst tödtet, um den kostbaren Stoff desto sicherer zu gewinnen und mit menschlicher Kunst verarbeiten zu können. Der unscheinbare Wurm wird wie das werthvollste Hausthier gepflanzt und in Zucht genommen; von ihm hängt Arbeit und Wohlstand von Millionen Menschen ab, und doch ist es nur eine Raupe, ein werdendes Insekt, die Larve eines Schmetterlings. Ihre ganze Thätigkeit ist aufs Fressen gerichtet, auf die Verwandlung des Saftes gewisser Baumblätter in jenen Stoff, aus dem der Seidenfaden gesponnen werden kann. Ihr Lebenskreis ist darum höchst beschränkt, ihre Thätigkeit höchst einförmig.

Die Biene hat das Larven- und Puppenleben bereits hinter sich; sie hat die Freiheit des Schmetterlings, die schnelle Bewegung des Vogels gewonnen. Ihr Lebenskreis ist nicht wie bei der Seidenraupe auf den engen Raum weniger Quadratmeilen begrenzt, auch nicht durch so enge klimatische Grenzen eingeschränkt, denn sie tummelt sich eben so lustig auf der Lüneburger Haide wie in den Gefilden der Lombardei oder im afrikanischen Algerien, sie wandert vom Thal auf die Berge und fliegt über Gletscher und Schneefelder hin zu den gewürzreichen Blumen der Alpe. Ihre Sinne sind aufgeschlossen und zur höchsten Freiheit entwickelt. Der Mensch braucht sie nicht zu füttern, sie holt sich selber die Nahrung und verlangt nur einen vor der Unbill der Witterung geschützten wohl abgeschlossenen Raum, um ihre Kunst als Bau- und Proviantmeister zu entwickeln. Der Mensch muß freilich die Gesetze ihres Wesens und ihrer Lebensart studiren und sie methodisch in Zucht nehmen, wie er sich die Seidenraupe zieht; dann belohnt sie aber auch reichlich die geringe Mühe, die sie verursacht, denn sie gibt doppelt; die kunstvoll aus Wachs erbauten Zellen sammt dem köstlichen Inhalt derselben. Und dabei verlangt ihre Pflege die geringsten Ausgaben, und gewährt neben der Freude über die stetig sich mehrende Schätze des Bienenhaushalts noch das reinste edelste Vergnügen der Naturbetrachtung eines Gemeinwesens von kleinen Thieren, die mit der Größe ihres Instinkts, ihres an menschliche Ueberlegung grenzenden Kunsttriebes unsere vollste Bewunderung in Anspruch nehmen und in der Mannigfaltigkeit und Harmonie ihrer Lebensäußerung eine solche Tiefe der Vernunftordnung offenbaren, daß Jahrtausende fortgesetzter Beobachtung ihre Räthsel noch nicht gelöst haben.

Die Spinne ist auf die Einsamkeit verwiesen, ein lauerndes Raubthier. Die Seidenraupen finden sich auch wohl wild in zahlreicher Gesellschaft, aber ihr Beisammenleben ist doch nur ein mechanisches Nebeneinander, jedes Individuum lebt im Grunde nur für sich und bekümmert sich nicht um das andere. Die Bienen hingegen bilden wie die Ameisen eine organisch gegliederte Gesellschaft, jenen Staat, worin der Einzelne bei aller Freiheit der Bewegung doch nur für das Ganze und in dem Ganzen lebt, Glied eines Gesammtwesens ist. Die Theilung der Arbeit ist in dem Bienenstaat längst durchgeführt, ehe man noch an die heutigen Fabriken dachte. Die Ausdauer aller und der Eifer, womit jedes Mitglied des Gemeinwesens arbeitet und wenn es sein muß sein Leben opfert, könnte manchen alten und neuen Staat beschämen. Freilich führt der große Patriotismus zu hartherzigem Egoismus selbst bei den Bienen, welche, um die Macht und den Reichthum ihres Staates zu vermehren, nicht selten ihre Nachbarstaaten überfallen und deren Honig rauben mit dem Recht des Stärkeren — ganz den patriotischen Engländern und Franzosen der Neuzeit gleich. Ihre Konstitution ist aber ächt; denn die Königin will nichts als was ihr Volk will, es ist Ein Wille, der durch das Ganze geht und droht dieser Einheit Gefahr, so scheiden sich die Willen und bilden Kolonien, und die Königinnen kämpfen bis aufs Blut um ihre Herrschaft, wenn es gilt, sich gegen Prätendenten und Nebenbuhler zu sichern.

Die Königin ist im vollsten Sinn die Landesmutter, denn sie legt die Eier

für sämmtliche Unterthanen. Sie allein ist das vollkommen ausgebildete Weibchen, viel größer als die übrigen Bienen, mit einem tüchtigen Stachel bewaffnet, den sie jedoch nur für den entscheidenden Zweikampf mit Ebenbürtigen gebraucht, so daß man sie auf die Hand setzen kann ohne befürchten zu müssen, von ihr gestochen zu werden. Da sie nur um die Mittagszeit ihren Ausflug unternimmt zum Zweck der Paarung mit den Männchen, sind ihre Flügel verhältnißmäßig kürzer als bei den Arbeiterbienen; es fehlt ihr auch die Bürste und Schaufel an den Beinen, womit Letztere den Blumenstaub sammeln. Ihr Leib (oben schwärzlich, unten gelbgefärbt) enthält zwei Eierstöcke; ist die Befruchtung Seitens der Männchen (Drohnen) glücklich erfolgt, so beginnt das Eierlegen schom am fünften Tage ihres Lebens und dauert vom Frühjahr bis in den Herbst hinein. Nach jedem fünften oder sechsten Ei ruht sie ein wenig aus, ist aber so emsig, daß sie in einer Secunde 200 Stück legt, während der ganzen Jahreszeit oft mindestens 100,000 Eier zu legen vermag. Soll das Ei eine weibliche Biene hervorbringen, so befeuchtet sie dasselbe mit der von den Drohnen empfangenen in einem Bläschen enthaltenen Saamenfeuchtigkeit; die Drohneneier gehen unbefruchtet an diesem Bläschen vorüber. So hat die Königin das Geschlecht ihrer Landeskinder in der Gewalt; sie theilt aber so gut ein, daß stets das richtige Verhältniß zwischen Drohnen und Arbeitsbienen bleibt, und wiederum wissen die Arbeitsbienen dasselbe Verhältniß, da sie die Mehrzahl der Zellen für ihren eigenen Stand herrichten, und nur die kleine Minderzahl für die Drohnen erbauen. Die Königin legt das erste Jahr nur Eier für Arbeitbienen, nachher die für die Männchen, jedoch nur ein Drohnenei in eine enge Arbeitsbienenzelle; auch untersucht sie zuvor die Zelle, und läßt erst darauf das kleine ovale Körnchen von bläulichweißer Farbe hineinfallen, indem sie es zugleich vermittelst einer leimigen Flüssigkeit an einer Ecke festheftet.

Die Drohnen sind die Männchen, und haben ihren Namen von dem eigenthümlichen Geräusch erhalten, das sie mit ihren Flügeln machen („dröhnen") und das der Königin Nachricht gibt, wenn diese ihren Ausflug macht. Sie haben weder Schaufel noch Stachel und Bürsten, auch nur einen kurzen Rüssel, da sie keinen Honig sammeln und auch für das Vaterland nicht kämpfen, vielmehr, sobald sie ihre Schuldigkeit gethan haben, sich geduldig niederstechen lassen müssen von den Arbeitsbienen, die keine unthätigen muthlosen Kostgänger in ihrem Stocke dulden. Uebrigens sind die Drohnen größer als die Arbeiterbienen, haben einen dicken runden Kopf und ein Glied mehr an den Fühlern. Die Paarung mit der Königin erfolgt stets im Fliegen; nicht selten verhängen sie sich dabei, wobei die Königin das Zeugungsglied des Drohnen abreißt und es noch in ihrer Scheide steckend in den Stock mitbringt. In einem Bienenstock von 20,000 sind etwa 1200 Drohnen; damit die Königin nicht zu weit und zu lange umherfliegen müsse, bis sie die Männchen findet, dürfen derselben nicht zu wenige sein.

Die Arbeitsbienen bilden den zahlreichsten Stand, das eigentliche Bienenvolk. Sie sind schwärzlichbraun, die dunkele Farbe wird jedoch bei manchen südländischen Arten merklich heller. Sie werden höchstens ½ Zoll lang, sind am ganzen Körper behaart, haben einen flachen, dreieckigen Kopf, der durch ein dünnes Band an die Brust geheftet ist, welche die Form einer Kugel hat und wiederum durch ein dünnes Band mit dem Unterleibe zusammenhängt. Der letztere ist in sechs schuppige Ringe gegliedert, welche sich übereinander schieben und den Körper verkürzen; zugleich befördern sie die Biegsamkeit, welche die Biene vonnöthen hat, wenn sie in den Blüthenkelchen sich dreht und wendet, um den Blumenstaub und Honigsaft zu gewinnen. Vorn am Kopfe befinden sich zwei Augen, die aus vielen sechseckigen Plättchen zusammengesetzt und zum Schutz gegen den Blumenstaub mit vielen Härchen bedeckt sind; oben aber auf dem Kopfe stehen noch drei kleine Augen, welche vielleicht dazu dienen, nach oben zu blicken, wenn das Thierchen sich in die Blume einwühlt. Zwischen den beiden vorderen Augen dehnen sich elastisch die Fühler oder Taster, zwei dünne Röhren, welche

mit ihrem feinen Gefühl die Augen ersetzen, wenn im dunklen Stock das Licht mangelt. Diese Fühler, aus zwölf Gliedern zusammengesetzt und in einem Knötchen endigend, sind äußerst biegsam, und doch fest genug, um damit wie mit Händen zu fassen, zu arbeiten und nebenbei noch allerlei sprachliche Mittheilungen zu machen, indem sich die Bienen damit berühren. Der Bienenmund ist wunderbar zusammengesetzt, er besteht aus den Oberkiefern, der Zunge, dem Rüssel und den Lippenfühlern. Die obere Kinnlade ist gespalten und so beweglich, daß dazwischen wie mit einer Zange die Nahrung zerdrückt und das Wachs behandelt werden kann; an den Enden steht beiderseits ein hornartiger Zahn. Der Rüssel besteht aus 40 knorpelartigen Ringen, an seiner Wurzel stehen zu beiden Seiten die Lippenfühler, die nebst den unteren Kinnladen gleichsam die Scheide desselben bilden. Alle diese Theile sind behaarl; der Rüssel wird ausgestreckt, dann zusammengerollt und mit Hülfe der Härchen wird der Saft festgehalten und so in den Mund gebracht.

Flügel und Beine sind an das Bruststück der Biene befestigt. Die zwei Flügelpaare sind von ungleicher Größe, bewegen sich aber gleichzeitig und sind deßhalb in einander gefaßt. Von den 3 Paar Beinen, die in Schenkel, Schienbein und Fuß sich gliedern, ist das vorderste das kürzeste, das hinterste das längste, das mittlere Paar dient zum Festhalten, während das vordere den Blumenstaub knetet und die Kügelchen in die Höhlung der Hinterbeine schiebt, welche somit „Höschen“ bekommen — schwefelgelbe von der Raps Blüthe, weiße von der Kornblume und Linde, karmoisinrothe von der Roßkastanie u. s. w. Damit die Höschen festsitzen, ist erwähnte Höhlung besonders stark mit Haaren besetzt. Ferner befinden sich noch ein paar Haken an jedem Fuß, welche es den Thieren möglich machen, sich an einander zu hängen oder an der Decke des Stockes zu arbeiten. Unter und hinter den Flügeln sind Luftlöcher, welche die Athmung vermitteln. Die Bienen sterben im Wasser nur dann, wenn diese nach oben gerückten Löcher unter die Wasserfläche kommen. Gleich allen Insekten haben auch die Bienen kaltes Blut, bedürfen jedoch zu ihrem Gedeihen einer Wärme von 10 bis 30°. Bei einer unter 10° herabsinkenden Temperatur erstarren sie, beim Gefrierpunkt erfrieren sie ganz. Durch ihr nahes Zusammenhalten im Stock, gewisse Körperbewegungen, namentlich Zittern der Flügel, also durch Reibung wissen sie die äußere Kälte der Luft zu mildern und einen passenden Wärmegrad ihres Körpers hervorzubringen. Die Haarbekleidung zeigt sich auch hier von Nutzen, da sie die Wärme des Leibes zusammenhält; deßgleichen sind die Wachstafeln wegen der vielen in den Zellen eingeschlossenen Luft schlechte Wärmeleiter. So gelingt es dem Bienenkörper als Gesammtorganismus, was der einzelnen Biene nicht möglich wäre, sich zu überwintern.

Die Speiseröhre führt in die Organe des Unterleibs, nämlich in die Honigblase oder in den Vormagen, der in den eigentlichen Magen sich fortsetzt, worin der Honigsaft und das Mehl der Blumen zum Theil für das Leben der Biene verdauet, zum Theil aber auch der Futterbrei bereitet und die Wachsbildung eingeleitet wird. Das Wachs ist das aus überreicher Nahrung hervorgehende Bienenfett. Wenn Bienen Wachs bereiten wollen, nehmen sie so viel Honig und Blumenmehl auf, daß sie ihren dicken Körper kaum mit den Flügeln zu tragen vermögen.

An den eigentlichen Magen schließen sich die so winzigen Eingeweide, welche das Unverdauliche abführen, und endlich findet sich noch im Unterleib die kleine aber mächtige Waffe der Biene, der Stachel mit der Giftblase an seiner Basis. Der sogenannte Vormagen ist jedenfalls nicht bloß ein Behälter, sondern hat auch eine ausscheidende Kraft, denn wollten wir mit den feinsten Instrumenton den Blumenhonig sammeln, so würde das immer noch kein Bienenhonig sein. Aber soweit geht die Umwandlung nicht, daß man nicht Lindenhonig vom Haidenkrauthonig unterscheiden könnte. Der von scharfen und giftigen Blumen eingesammelte Honig schadet den Bienen gewöhnlich nicht, wohl aber den Menschen, die ihn

genießen. Das Wachs wird zunächst in zwei kleinen Beuteln abgeschieden und dann aus den Hautringen ausgeschwitzt, so daß es in dünnen Blättchen abfällt. Gewisse Bienen sind lediglich mit der Verdauung, mit der Bereitung des Futterbreies und Wachses beschäftigt, bedürfen dazu einer höheren Temperatur und großer Stille, ziehen sich deßhalb gerne in die Nähe der ängstlichen und lichtscheuen Königin zurück, die gleichfalls, sobald sie befruchtet ist, von allen Reisen in die Außenwelt absteht. Andere Bienen tragen bloß ein, werfen ihre Blumenstaubballe und ihren Honigtropfen gleich vorn im Bienenhause ab, und eilen dann sogleich wieder zu neuen Sammelfahrten. Sie haben einen feinen Geschmack, der wahrscheinlich mit ihrem scharfen Geruch innigst verbunden ist, denn sie wählen, wenn sie die Auswahl haben, immer die zuckerhaltigsten Blumen. Es wäre unrecht, wenn man diese Blumenfahrten „Raubfahrten" nennen wollte, denn die Bienen sind ebenso für die Blumen geschaffen, wie die Blumen für die Bienen; ohne die Mitwirkung der letzteren käme bei manchen Blumen die die Befruchtung gar nicht zu Stande. Ist nicht auch die starke Belaubungskraft des Maulbeerbaums ein Beweis, daß er für die Seidenraupe geschaffen wurde? Den Blumen ist der Blüthenstaub so reichlich verliehen worden, daß kaum der zwölfte Theil davon zur Befruchtung vonnöthen ist. Auch hier müssen wir das Zusammenwirken verschiedener Naturreiche bewundern. Die Biene, nur ihrem Triebe folgend, geht einen Tag lang nur auf Blüthen gleicher Art, um ihre Vorräthe vor zu ungleicher Mischung und der daraus leicht entspringenden Gährung zu bewahren, dadurch wird sie aber um so befähigter, den Blüthenstaub Pflanzen einer Art mitzutheilen und so ihre Fruchtbarkeit zu fördern.

Für den inneren Haushalt, wohin die Wachserzeugung, der Zellenbau, das Füttern der Brut, die Läuterung und Bedeckelung des Honigs gehört, sind ganz besonders die jüngeren, zarten, für die Witterung noch empfindlichen Bienen thätig, während für den äußeren Haushalt, das Herbeischaffen der nothwendigen Bau- und Nahrungsstoffe, als da sind Baumwachs, Blumenmehl, Honigsaft wiederum eine bestimmte Klasse sorgt, die ihre Arbeiten noch nicht einstellt, auch wenn die Kräfte nicht mehr ausreichen wollen, die Flügel ganz zerfetzt sind. Durch das übermäßig angestrengte Einsammeln werden die jungen Bienen oft in einer Woche zu Greisen, doch je altersschwächer um so eifriger.

Wunderbar ist die Baukunst der kleinen Thierchen. Sie beginnen ihr Werk gern an der Decke, indem sie die Waben nach unten führen. Finden sie ein kleines Seitenstück vor, so setzen sie es fort; der Bienenzüchter benutzt diese Neigung, indem er ein Stück Wachs irgendwo an der Decke befestigt, um den Wabenbau nach einer Richtung zu leiten, die er eben wünscht. Man nennt den Bau „warm", wenn die Wachstafeln mit der flachen Seite, „kalt" wenn sie mit der Kante gegen das Flugloch gerichtet werden; doch kommt für den Erfolg nicht viel darauf an. Hat man mit einer Seitenthür versehene Bienenkästen oder Klotzbeuten, so ist es jedenfalls am bequemsten, die Tafel mit der Thür parallel laufen zu lassen. Zwischen den beiden benachbarten Zellenreihen bleibt der Zwischenraum eines halben Zolles, damit Königin und Arbeiter hinzukönnen. Höchst ökonomisch ist die Form des Sechseckes. Wären die Zellen rund, so würden die Zwischenräume zu groß; bei der Form des Quadrats oder des gleichseitigen Dreiecks fiele dieser Uebelstand zwar weg, aber es würde der Druck auf einzelnen Seiten zu groß werden, der sich bei sechs Flächen sich angemessen vertheilt, daß die Wände nicht dicker zu sein brauchen als gewöhnliches Schreibpapier. Ein starker Saum trägt auch viel zur Festigkeit der Zellen bei. Dieser fehlt jedoch bei der Zelle der Königin, da diese viel größer und stärker ist, abgesondert von den übrigen herabhängt, nicht eckig sondern rund ist, wie ein Kokon. An die königlichen Wiegen kann schon mehr Stoff und Arbeit verwandt werden; sie haben einen Zoll Tiefe, $\frac{1}{2}$ Zoll Weite und ihre Wände $\frac{1}{6}$ Zoll Dicke. Doch bauen sie die ökonomischen Bienen keineswegs auf Ein Mal, sondern nur allmählig, wie die Larve wächst, wird deren Behausung vergrößert und erst geschlossen, wenn die

Larve sich verpuppen will. Und ist die Mutterbiene hervorgekommen, wird ihre Zelle auch wieder abgebrochen. Im Kern des Baues sind nur Bienenzellen; die Drohnenzellen werden in den unteren und seitwärts gelegenen Räumen angebracht *). Sie haben 6—7 Linien Tiefe und 3½ Linien im Durchmesser, während die für die zahlreichste Klasse der Arbeitsbienen bestimmten auch die kleinsten im Umfang sind, 5 Linien tief und 2⅔ Linien im Durchmesser. Doch wird von der Größe der Arbeitsbienenzellen keineswegs unmittelbar zu den Drohnenzellen fortgegangen, sondern es bilden allmählig sich vergrößernde Zellen den Uebergang.

Es werden zwar besondere Zellen für die Honig- und Blumenmehlvorräthe hergerichtet, und vorzüglich die obersten Zellen der Tafeln zu Honigzellen bestimmt; letztere erhalten eine größere Tiefe und verlassen die horizontale Richtung, indem sie sich nach oben richten, damit der Honig besser gesichert sei. Doch können alle Zellen, die Bienen-, Drohnen- und Uebergangszellen zu Honigzellen benutzt werden. Da die Biene den Honig aus ihrem Honigmagen vermittelst des Druckes einiger Muskeln leicht wieder ausbrechen kann, so können die Honigzellen tiefer sein, als die Blumenmehlzellen; um diese zu füllen, kriecht sie nämlich rückwärts hinein und streift die Höschen ab. Bei reicher Ernte geschieht es auch wohl, daß in viele Zellen, welche unten Blumenmehl enthalten, ein gut Theil Honig darüber gegossen wird, worauf die Bedeckelung der Zelle erfolgt. Das Blumenmehl dient vorzüglich zur Bereitung des Futterbreies für die Brut, indem es mit Honig und Wasser vermischt, gleichsam verdünnt und leichter verdaulich gemacht wird. Diese Mischung geht aber im Leibe der Biene vor sich, hat eine stets gleiche Milchfarbe, und es sind besonders die jüngeren Bienen, welche als treue Ammen die Bereitung dieses Kinderbreies übernehmen. Deßhalb wird auch das Blumenmehl am liebsten in der Nähe der Brut abgelagert, sei es auf den Bruttafeln selbst in den Zellen oben und rückwärts, hinter welchen dann die Honigvorräthe beginnen, oder aber in den an das Brutlager stoßenden Seitentafeln. Sollen die tieferen Honigzellen wieder als Brutzellen dienen, so beißen die Bienen so viel von den Wänden ab, bis die normale Höhe erreicht ist, und die Königin bequem ihre Eier hineinlegen kann.

Die Maurer bedürfen des Kittes und Mörtels; so tragen auch die Bienen in ihren Hosentaschen noch mancherlei Baumharz ein („Vorwachs"), um Zwischenräume zu füllen, die Tafeln zu befestigen, ein zu weites Flugloch zu verengen. Dieser Kitt wird stets gleich an Ort und Stelle verwandt. Außerdem bedürfen die Bienen des Wassers und sehen es gern in der Nähe ihrer Wohnung; im Frühjahr müssen sie den zu fest gewordenen Honig wieder flüssiger machen, im Sommer aber, wenn die Tage schwül werden und die schnellere Verdunstung auch den Bienenleib austrocknet, holen sie fleißig Wasser und theilen es sich mit, um die Hitze zu mildern.

Die Königin beginnt 46 Stunden nach ihrem Befruchtungsausfluge mit dem Eierlegen, und ist so ungeduldig, ihre Haupt- und Staatsaktion zu beginnen, daß sie in einem neuen Bienenkorbe nur wartet, bis wenige Zoll der Wabe gebaut sind. Wie schon erwähnt, werden im ersten Jahre oder genauer in den

*) Dieß ist wenigstens das Naturgemäße. „Befindet sich mitten im Brutlager, wo die erste Brut im Februar, März und April angesetzt wird, eine Drohnentafel, so erzeugt der Stock entweder vor der Zeit eine Menge Drohnen, oder er muß die Drohnentafel unnöthig mit belagern und würde jedenfalls Hunderte und Tausende von Arbeitsbienen mehr erbeutet haben, wenn statt der Drohnen- eine Bienenbruttafel vorhanden gewesen wäre. Hieraus kann man ersehen, wie naturwidrig die magazinmäßige Behandlung ist, wonach man unter beständig leere Kästchen oder Strohkränze untersetzt und oben volle abnimmt, hiermit den Stock der oben ausschließlich zum Honig bestimmten Zellen und des schönsten Theiles des Brutlagers beraubt und den untersten Theil des Baues mit den vielen Drohnenzellen hinaufrücken läßt. Nun können zwar die Bienen wohl die Brutzellen in Honigzellen verwandeln, indem sie dieselben verlängern, können aber niemals aus Drohnenzellen Bienenzellen machen." Dzierson.

ersten 22 Monaten nur Arbeitsbienen-Eier gelegt. Schon nach dem vierten Tage kommt aus dem zersprengten Ei eine kleine lebhafte Larve, die von den Ammen sogleich in Pflege genommen und mit Futterbrei genährt wird. Gleich anderen Larven häutet sich auch das Bienenlärvchen bald ab, und ist nach fünf Tagen schon groß genug geworden, um die Zelle, wie ein Ring eingewickelt, zu füllen. Dann versiegeln die Pflegerinnen die Zelle mit Wachs, die Bienenlarve zieht aus ihrem Munde einen Seidenfaden, spinnt sich ein und ist nach drei Tagen eine Puppe geworden, mit so durchsichtiger Hülle, daß man schon alle Theile des zukünftigen Bienenleibes durchschimmern sieht. Mit jedem Tage wird die Farbe dunkler, bis am 20sten Tage das Insekt sich vollkommen entwickelt hat und mit dem Oberkiefer seine Hülle durchschneidet, aus der es nach einer halben Stunde hervorkommt. Die älteren Bienen reinigen sogleich die leere Zelle und bereiten sie je nach Bedürfniß für die Aufnahme frischer Eier oder zur Honigzelle vor; das seidene Gespinnst lassen sie an den Wänden hängen.

Die Drohnen brauchen bis zu ihrer vollen Entwickelung 24 Tage, dagegen die Königinnen nur 16 Tage. In ihrer großen Zelle können sie ohne Schranken sich ausdehnen, und während die gewöhnlichen Arbeitsbienen dünne und wenig reizende Mehlspeise erhalten und nur nach und nach ein wenig Gewürz in ihren Futterbrei bekommen, ist das der königlichen Larve verabreichte Futter von vornherein viel honigreicher, nahrhafter, pikanter, und die Pflegerinnen überschütten damit förmlich die königliche Zelle. Die Arbeitsbienen sind bloß in der Entwickelung zurückgehaltene Weibchen, die Eier für sie und die Königin sind die gleichen, und wenn es an Mutterbienen fehlt, nehmen die Bienen Larven aus der Arbeiterzelle, bringen sie in die königliche Behausung, nähren sie mit königlichem Futter und auf diese Weise werden nun Königinnen erzogen. Im Fall der Noth legen auch Arbeitsbienen, denen etwas reichere Nahrung in ihrem Larvenzustande zu Theil wurde, Eier, aber es sind nur Drohneneier, wie sie auch eine Königin legt, die nicht befruchtet wurde.

Da von der Existenz der Königin die Existenz des ganzen Bienenstaates abhängt, so bauen die Bienen stets mehrere königliche Zellen. Da aber in Einem Gemeinwesen nicht zu gleicher Zeit zwei Königinnen existiren können, so ist auch für diesen Fall gesorgt, wenn es mehrere Königinnen auf ein Mal gibt. In einem stark bevölkerten Stocke macht die alte Königin ihrer jüngern Nebenbuhlerin Platz, indem sie mit einem Theil ihres Volkes zur Bildung einer neuen Kolonie auszieht („der Vorschwarm"). Nach diesem Vorschwarm, der schon im Frühjahr sich vom Hauptstock trennt, folgt dann wohl gleich ein zweiter, „Jungfernschwarm" genannt, und im Herbst ein dritter, „Nachschwarm" genannt. Hat die alte regierende Königin mit ihrem Schwarm noch nicht den Stock verlassen und sind die königlichen Puppen schon zu Bienen geworden, so werden ihre Zellen fester verschlossen und es bleibt nur eine kleine Oeffnung zum Einschütten der Nahrung. Die alte Königin nähert sich grimmig den Zellen der Jungen und versucht einen Angriff; sie wird aber von dem Bienenvolke zurückgehalten, das schon für die Zukunft sorgt und auf den Fall bedacht ist, wenn der übervölkerte Staat sich in mehrere Gemeinwesen theilt. Die jungen Königinnen lassen nach ihrem Ausschlüpfen ihre „Tüt tüt" Töne hören, womit sie im Volk sich anwerben wollen. Ist keine Aussicht zum Schwärmen und zur Begründung neuer Kolonieen vorhanden, dann läßt man wohl der alten Königin ihren Willen und ihren tödtlichen Stachel schon in die Puppen senken. Die Natur hat hier der Vernichtung Vorschub geleistet zum Zweck der Erhaltung des Bestehenden, denn die königlichen Puppen sind nicht ganz in ihr Gespinnst eingehüllt und lassen den hinteren Theil ihres Körpers frei. Da die Königinnenzellen nur nach und nach gebaut und die Eier nicht auf ein Mal hineingelegt werden, kommen auch die Mutterbienen zu verschiedenen Zeiten aus der Puppe; geschieht es indeß, daß zwei junge Königinnen auf ein Mal ihre Zelle verlassen, so kämpfen sie auch auf Leben und Tod. Dasselbe geschieht, wenn eine fremde Königin in den Stock

fliegt; ohne sich einen Augenblick zu bedenken, stürzt sich die Regentin in's Gefecht. Der Kampf schließt aber nur dann, wenn eine der Kämpfenden einen entschiedenen Vortheil errungen und die Gegnerin am Bauche tödtlich verwundet hat. Damit nicht das Unglück sich ereigne, daß beide Nebenbuhlerinnen auf dem Platze bleiben, läßt sie ihr Instinkt sogleich sich trennen, sobald sie sich der Art gepackt haben, daß sie sich gegenseitig den Stachel an der verwundbaren Stelle einstoßen können. Dann aber müssen sie abermals in den Kampf, und will eine sich feig zurückziehen, so wird sie von den versammelten Bienen wieder in's Gefecht getrieben. Bleibt die Fremde Siegerin, so gehorcht man ihr willig und sie regiert in Frieden. Es geschieht übrigens selten, daß eine fremde Königin in den Stock kommt, da die Bienen sorgfältig Wache halten.

Im Falle die Königin plötzlich dem Stocke abhanden kommt, ereignet sich nach Huber's Beobachtung Folgendes: „Die Bienen bemerken nicht gleich die Entfernung ihrer Königin; ihre Arbeit wird nicht unterbrochen, sie bewachen die Jungen und arbeiten in ihrer gewöhnlichen Weise. Nach wenigen Stunden beginnt die Aufregung, ein sonderbares Summen läßt sich hören, die Bienen verlassen ihre Jungen und stürzen mit wahnsinnigem Ungestüm über die Scheiben. Sie haben entdeckt, daß die Königin nicht mehr in ihrer Mitte weilt, und theilen die Nachricht durch Ausstreckung ihrer Fühler mit. Ein Theil des Volkes stürzt schnell hinaus, um die Landesmutter draußen zu suchen; hat sie nach fünf Stunden sich nicht gefunden, so hört der Aufruhr auf; es gilt nun auf Mittel zu sinnen, um den Verlust zu ersetzen. Haben die Bienen gar keine Larven mehr, so bauen sie dennoch mehrere königliche Zellen, als würde dadurch wenigstens die Hoffnung genährt sie wieder zu besetzen. Haben sie aber königliche Larven, so verdoppeln sie nun ihre Sorgfalt in der Pflege derselben; haben sie allein Larven von Arbeitsbienen, so wählen sie sogleich zwei oder drei aus, reißen die benachbarten Zellen auf Kosten des Lebens der darin befindlichen Larven ein und bauen eine große königliche Zelle. Wird nun, nachdem auf solche Weise die Zukunft des Staates sicher gestellt ist, eine fremde Königin innerhalb zwölf Stunden nach dem Verlust der eigenen eingeführt, so wird sie als Eindringling behandelt und gewöhnlich erstickt, indem sich ein Knäuel von Bienen dicht um sie herum legt. Das Gedächtniß wird jedoch bald schwächer; wird die Fremde nach 18 Stunden eingeführt, so umlagern die Bienen sie ebenfalls, verlassen sie aber schneller. Trägt man nun ihre alte Königin herzu, so umringen sie diese mit allen Zeichen der Freude. Wird die Fremde nach 24 Stunden in den Stock gebracht, so wird sie wie eine heimische Fürstin empfangen." „Ich brachte," erzählt Huber, „eine fruchtbare 11 Monate alte Königin in einen gläsernen Stock; die Bienen waren 24 Stunden lang ihrer Königin beraubt gewesen und hatten schon den Bau von 12 königlichen Zellen begonnen. Sobald die Fremde auf die Scheibe gesetzt war, berührten sie die nahen Arbeitsbienen mit ihren Fühlern und gaben ihr Honig, indem sie jeden Theil ihrer Brust an den Körper der Königin brachten. Sie machten Anderen Platz, welche dasselbe Verfahren ausübten. Alle schwangen ihre Flügel und reiheten sich in einem Kreise um ihre Fürstin. Es entstand eine Art Aeußerung, welche sich allmählig auf alle Arbeitsbienen der Scheibe ausdehnte und dieselben zu einer Recognoscirung bewog. Sie kamen bald an, drängten sich durch den um die Königin gebildeten Kreis, berührten sie mit den Fühlern und gaben ihr Honig. Nach dieser Ceremonie zogen sie sich zurück, stellten sich hinter den vorderen auf und erweiterten so den Kreis. Dort schwangen sie ihre Flügel und summten ohne Tumult und Unordnung, als empfänden sie ein angenehmes Gefühl. Nach einer Viertelstunde begann sich die Königin zu bewegen, die Bienen machten ihr Platz, folgten ihr und bildeten eine Wache. — Während dieß auf der Oberfläche der Scheibe vorging, war auf der entgegengesetzten Seite alles ruhig. Dort waren die Arbeitsbienen mit der Ankunft der Königin offenbar unbekannt, überwachten die königlichen Larven, versahen sie mit Gallert u. s. w. Sobald aber die Königin auf diese Seite gekommen war,

empfingen sie dieselbe mit gleicher Achtung, wie die übrigen, berührten sie mit den Fühlern und gaben ihr Honig. Daß sie dieselbe als Mutter behandelten, bewiesen sie vorzüglich dadurch, daß sie sogleich von ihrer Arbeit an den königlichen Zellen abließen, die Larven herausnahmen und die um letztere angehäufte Nahrung verzehrten. Von nun an wurde die Königin von allen anerkannt und benahm sich in ihrer neuen Wohnung, als sei sie dort geboren."

Man hat die Königin „Weiser" genannt, weil sie beim Schwärmen nach dem Orte, wohin sie sich wendet, das übrige Volk nachzieht, das sich wie eine Traube um sie herumlegt und anhängt; hat man erst die Königin eingefangen, dann folgt auch der übrige Schwarm nach. Die Kunst, von dem Hauptstock Ableger zu gewinnen, beruht auch in nichts Anderem, als eine Königin zu bekommen und durch diese ein Bienenvolk, oder aber ein Bienenvolk zu gewinnen und es zur Erziehung neuer Mütter zu veranlassen. Man muß sich übrigens wohl vorsehen, keine zu schwachen Stöcke zu bilden, die leicht wieder eingehen. Man rechnet 5000 Bienen auf ein Pfund, und ein tüchtiger Schwarm muß gegen vier Pfund wiegen. Sendet ein Stock Kolonien unter diesem Gewichte ab, so müssen zwei oder drei zu Einem Volk vereinigt werden.

Als ein entferntes Vorzeichen des Schwärmens betrachtet man das Erscheinen der Drohnen; ohne den Besitz von Drohnen oder wenigstens von Drohnenbrut sendet kein Stock einen Schwarm aus, weßhalb man auch wohl die Drohnen „Schwarmbienen" genannt hat. Noch näher deutet das „Vorliegen" auf das Schwärmen, da es beweist, daß die Hitze in Folge des beschränkten Raumes den Bienen lästig zu werden beginnt, und diese Temperatur ist ein Hauptbeweggrund, daß sie sich theilen. Uebrigens geschieht es auch nicht selten, daß die Bienen in der günstigsten Jahreszeit Wochen ja Monate lang „vorliegen", ohne zu schwärmen, während sie in ungünstigen Jahren höchst schwärmlustig sind. — Um so gerechtfertigter ist das kunstgemäße Eingreifen des Menschen.

Die ganze Kunst der Bienenzucht beruht auf dem Satze, daß der Bienenvater seine Pfleglinge möglichst sicher in seine Gewalt bekomme, ihnen aber auch die möglichste Freiheit gewähren muß, von den Blüthenschätzen der Gegend Vortheil zu ziehen, und so einen möglichst hohen Ertrag an Wachs und Honig zu liefern. Die tiefe Sumpfgegend und das rauhe blüthenarme Hochgebirge taugen nicht zur Bienenzucht, auch ein zu ausschließlich mit Getraide bebautes Ackerland sagt den Bienen nicht zu, wohl aber die haidereiche Fläche, der es gewöhnlich auch nicht an Harzbäumen mangelt, das Hügelland wie das warme Thal mit den höheren Bergen im Hintergrunde, die etwa einen Ausflug in die Heidelbeerstriche erlauben, das Raps- und Buchwaizenfeld, die Auswahl von Obstbäumen, Pappeln und Weiden, Erlen und Ulmen, Johannis- und Stachelbeersträuchern, Gartenblumen und kleereichen Wiesen. Die Biene ist ein halber Nomade, und es behagt ihr, wenn man sie aus dem Gartenstande in ein Heidelbeerfeld des Waldes oder Berges bringt, namentlich wenn die Gegend arm an Obstbaumblüthen ist. In Schottland trägt man zur Herbstzeit, wenn die gewöhnliche Nahrung zu mangeln beginnt, die Stöcke in Haidekrautstriche, und die Schäfer erhalten ein gewinnreiches Nebengeschäft durch die Bewachung fremder Bienen. Im Hochsommer pflegt man bei uns in Deutschland mit den Bienenstöcken in die Nähe von Buchwaizen- oder Haidekornfeldern zu wandern, welche den Bienen reichen und trefflichen Honig bieten *).

Bei der Honig- und Wachsernte bedient man sich entweder der sogenannten „Schwarmmethode" oder der „Zeidelmethode", je nachdem man sich nach beendeter

---

*) Eine sehr schätzbare Bienenpflanze ist der bucharische Klee Melilotus leucantha major mit kleinen weißen Blüthen von angenehmstem Geruch, nach welchen die Bienen sehr begierig sind. Diese auch für die Landökonomie wichtige Nutzpflanze treibt ihre Blüthentrauben von Juni bis in den November hinein, und gibt zugleich zeitig im Frühjahr Grünfutter.

Tracht der Bienen (welcher Zeitpunkt an den herausgeworfenen Leichnamen der erstochenen Drohnen kenntlich ist) eine gewisse Zahl von Stöcken gänzlich ausbricht, nachdem man die Bienen abgeschwefelt oder mit den zu überwinternden Stöcken vereinigt hat; oder indem man nur den entbehrlichen Ueberfluß an Honig und Wachs „zeidelt", d. h. ausschneidet. Im ersten Falle bereitet man für den Sommer eine möglichst starke Vermehrung der Stöcke, im zweiten Falle beabsichtigt man nur, daß die vorhandenen Stöcke volkreich bleiben und möglichst viel über ihren Honigbedarf eintragen. Die erstere Methode ist selbstverständlich nur da anwendbar, wo sich eine bis spät in den Herbst dauernde Weide findet, und da diese auch leicht fehlschlagen kann, so behält sie immer etwas Mißliches.

Ein Hauptstück für das sichere Gedeihen der Bienenzucht bleiben stets zweckmäßig gebauete und zweckmäßig aufgestellte Bienenwohnungen. Die bekannten oben abgerundeten Strohkörbe sind seit alter Zeit bei uns eingebürgert, halten im Winter warm und im Sommer kühl, und sind überall leicht herzustellen. Vorzüglicher und im Grunde nicht kostspieliger sind jedoch die hölzernen Bienenstöcke in Quadratform, die sich zur Anlage und späteren Herausnahme von Wachstafeln viel besser eignen. Der ausgezeichnete schlesische Bienenwirth Pfarrer Dzierdson in Carlsmarkt hat in höchst praktischer Weise solche Kasten hergestellt, die er inwendig mit Fugen versieht zum Einschieben von Rahmen, welche die Wabenträger bilden. Durch diese Einrichtung kann man den Bienen je nach Erforderniß den Raum einschränken oder erweitern. Dem schlesischen Bienenfreunde — erzählt Dzierdson — wurde einmal zu Weihnachten von einem Forstbeamten in einem dicken hohlen Eichenast ein Bienenvolk ins Haus geschickt, von dessen Existenz man erst Kenntniß erhielt, als man die Eiche gefällt hatte, Bienen hervorstürzen und den Schnee bedecken sah. Aus dem ganzen Gebäude der Bienen war natürlich nur Brei geworden. Doch hatte sich ein ziemliches Schwärmchen Bienen mit der Königin aus den Trümmern gerettet und oben in der Höhlung angehängt. Aus vorräthigen, theilweise mit Honig gefüllten Tafeln wurde schnell ein Bau in einem Kasten zusammengesetzt, über die Stäbchen noch eine Quantität brauner Kandis gelegt, der Ast gespalten, das Völkchen hineingethan, und es überwinterte glücklich und gedieh im nächsten Frühjahr und Sommer vortrefflich, indem es eine rüstige Königin hatte, wie es bei durchgehenden Schwärmen gewöhnlich der Fall ist. — Dieses Beispiel beweist recht augenscheinlich, welchen Vortheil die Bienenwohnungen mit herausnehmbaren und wieder einzuhängendem Wachsbau darbieten.*) Pfarrer Oettl zu Puschwitz in Böhmen sagt in seinem „Klaus, der Bienenvater aus Böhmen" (Prag 1856): Die vollkommenste Bienenwohnung ist überhaupt die, in welcher der Bienenvater die Bienen am meisten in seiner Gewalt hat, und mit ihnen, ohne ihren Wachsbau zu zerstören oder ihnen wie immer zu schaden, willkührlich verfahren kann. Obschon in diesem Punkte alle theilbaren Stöcke vor den untheilbaren einen entschiedenen Vorzug haben: so ist doch auch mit ersteren noch lange nicht alles Wünschenswerthe erreicht; wenigstens können auch bei diesen die Tafeln nicht einzeln durchgesehen, und so weniger bequem und ohne Schaden herausgenommen und wieder eingesetzt werden. Vollkommener in dieser Hinsicht ist der schon längst dagewesene Huber'sche Bienenstock und die Rahmenbude des Herrn v. Morlot, wie auch der Jähne'sche Reifenstock, aus welchem wohl jede Wabe aus der Mitte, jedoch immer mit ihrem Rahmen oder Reifen herausgenommen und wieder eingestellt werden kann. Allein noch vollkommener und zweckmäßiger erscheinen ohne Weiteres die Stöcke Dzierdson's, weil man in denselben noch mit mehr Willkühr die Waben behandeln kann, und weil dabei ihre innere Einrichtung sehr einfach und auch bei anderen Gattungen Bienenwohnungen anwendbar ist. Pfarrer Oettl hat seine schon früher erfundene Maschine zur Verfertigung von Stroh-

*) Vergl. den „Bienenfreund aus Schlesien". Brieg, 1856, S. 105.

kränzen oder Ringen so eingerichtet, daß er billig die Kasten des schlesischen Bienenfreundes, sowohl einfache als zusammengesetzte, auch aus Stroh herstellt.

Große Hitze ist den Bienen eben so lästig, wie große Kälte verderblich; darum ist es nicht wohlgethan, das Bienenhaus der vollen Mittagshitze auszusetzen, und desgleichen dürfen die Stöcke nicht zu sehr den Winden ausgesetzt sein, also nicht zu hoch gestellt werden. Man hat, um das Eindringen der kalten Winterluft abzuwehren und eine möglichst gleichmäßige Temperatur zu erhalten, mit gutem Erfolg die Stöcke ganz vergraben, oder auch sie so gestellt und mit Moos, Waldstreu und Stoh umhüllt, daß der äußeren Luft ganz der Zutritt abgeschnitten und aus einer hinlänglich tiefen Erdgrube den Bienen die stets gemäßigte Luft in einer Röhre zugeführt wurde. Ein Bienenzüchter am Neusiedlersee erbauete seine, auf einer ziemlichen Anhöhe gelegene Bienenhütte so, daß sie 1½ Klafter tief in die Erde zu stehen kam, so daß auf der Nordseite nur das Dach hervorragte. Vier Stufen führen den Eintretenden abwärts; der Rand ist auf 60 Stöcke eingerichtet, das Innere geräumig, es befinden sich dort Tische, Bänke, sogar — ein Bette. Der Besitzer hatte nicht nur acht Tage früher Schwärme, als die übrigen vierzig Bienenzüchter am See, sondern brauchte zum Gedeihen seiner Bienen auch nicht im Herbst in das Haidekorn zu wandern.*)

Der Winterschlaf der Biene ist keine völlige Erstarrung (Lethargie), wie bei den geschlechtsverwandten Wespen, Hummeln und Hornissen, sondern nur der niederste Grad der Lebensthätigkeit, der sich bloß durch das feste Aneinanderklammern und stete Zittern der Flügel kund giebt. Während der beiden Monate Dezember und Januar verzehrt ein ganzer Schwarm nicht mehr als zwei Pfund Honig. Obwohl die Bienen schon im November sich in einen dichten Haufen zusammenziehen, geschieht es doch nicht selten, wenn ein warmer Sonnentag ihnen winkt, daß sie um die Mittagszeit vorspielen und beim Ausfliegen sich reinigen können, was ihnen denn für den Winter, der sie an solchen Reinigungs-Ausflügen hindert, sehr zu Statten kommt. Deshalb ist es gut, die Stöcke nicht zu frühzeitig in den Keller oder Winterverschluß einzustellen. Die Bienen halten außerordentlich auf Reinlichkeit und mögen ihren Unrath nicht im Stocke absetzen; deßhalb halten sie ihn bis auf günstige Gelegenheit zurück und fliegen wohl an freundlichen Januartagen aus, werden dann aber matt und von der kalten Luft erstarrt nicht selten eine Beute des Todes. Müssen sie den Reinigungsausflug zu lange aufschieben und ihre Kothpünktchen im Stocke selber absetzen, so verfallen sie leicht der Ruhr, die pestartig um sich greift. Mitwirkende Ursachen dieser Krankheit sind ungesunder Honigthau, den zu läutern die Bienen sich nicht mehr Zeit nehmen, Störung durch Mäuse, Vögel, oder auch der Strahl der Wintersonne, der das Volk aufregt und veranlaßt, mehr von den Vorräthen zu zehren, als gut ist. Besonders schädlich aber ist kalte feuchte Luft, oder gar von oben eindringende Feuchtigkeit. Minder oft als die Ruhr, aber viel gefährlicher zeigt sich die Brutfeule, welche darin besteht, daß die Larven und Puppen, statt sich in Bienen zu verwandeln, absterben und in Fäulniß übergehen. Außerdem hat die Biene viel Feinde oder vielmehr Liebhaber, welche ihrem Wachs- und Honig nachgehen oder sie selber verspeisen. Vom großen Bär bis zur winzigen Spitzmaus, vom langbeinigen Storch bis zur kleinen Kohlmeise, bis selbst zu den Amphibien und Würmern herab (denn selbst die Frösche verzehren gern die erstarrt zu Boden gefallenen Bienen und der Ohrwurm saugt sie aus) ließe sich eine lange Liste von Bienenjägern und Honigfreunden aus dem Thierreich anfertigen, die nicht methodisch wie ein Immenvater zu Werke gehen. Vor Allem ist unseren Bienenzüchtern die Wachsmotte lästig, welche schlau genug, so rasch und leise wie möglich in die Bienenwohnung dringt, daß selbst die aufmerksamen Bienenwächter, welche ängstlich am Flugloch hin und her rennen, getäuscht

*) Frauendo Bl. 1851, S. 142.

werden. Erreichen sie jedoch den Feind noch zeitig — sie erkennen ihn mit ihren Fühlern, die in der Dunkelheit die Stelle der Augen vertreten — so muß er alsbald sein Leben lassen. Die Larve der größeren Wachsmotte frißt lange Gänge in die Wachswaben und hüllt sich dann in ein undurchdringliches Gespinnst. Das Ausschneiden des also verheerten Stückes ist gewöhnlich das beste Mittel, um ferneren Verheerungen vorzubeugen.

Die Wespen sind auch furchtbare Räuber, deren Stachel die schwächere Biene nicht gewachsen ist. Aber ist nur der Stock hinlänglich volkreich, so fallen alsbald über jede eindringende Wespe so viel Bienen, wobei sich die ersten willig opfern, daß die Eindringlinge bald erliegen. Am gefährlichsten werden die Bienen sich selber. Wie sie Kundschafter aussenden, die eine neue Wohnung suchen, so spüren einzelne Bienen auch wohl gut verproviantirte, weiserlose und schwache Stöcke aus, geben den Ihrigen Nachricht und ziehen immer größere Schaaren herbei. Der Mangel, aber auch der Ueberfluß an Nahrung kann zum Rauben veranlassen, da es bekannt ist, daß ein mächtiges großes Volk leicht zu Raubzügen geneigt wird; oder wenn in den Futterhonig Wein, Rum und Branntwein gemischt wird, so gerathen die Bienen in einen aufgeregten Zustand, worin sie todesmuthig die kühnsten Angriffe unternehmen und nicht selten auch ganz tüchtige Stämme überrumpeln. Zuweilen geschieht es auch, daß zwei Stöcke gegenseitig sich berauben und so das Vergeltungsrecht üben, was aber immer bedenklich bleibt, da das Raubritterthum den Bienen bald zur anderen Natur wird, und sie dann grad keinen Honig von den Blumen mehr einsammeln mögen. Ihr Leib verliert die Haare und bekommt eine glänzend schwarze Farbe in Folge ihrer Kämpfe und des ungestümen Eindringens in die Honigzellen, so daß der ganze Körper mit Honig beschmiert und dann von den Beraubten wie von den raubenden Bienen wieder abgeleckt wird.

Welche Vielseitigkeit im Leben und Treiben der Biene! Aber eben diese, weil sie nur durch die Reizbarkeit und leichte Erregbarkeit der Sinne möglich ist, macht auch aus dem friedlichsten, unschuldigsten, von den zartesten, duftigsten Nahrungsstoffen lebende Thierchen einen so furchtbaren Kämpfer, der in gereiztem Zustande die größten Vierfüßer zu tödten im Stande ist. Das Rindvieh, wenn es von wüthenden Bienen angefallen wird, ergreift noch die beste Vertheidigung gegen solchen Feind, nämlich die Flucht, während das Pferd durch sein Ausschlagen und Wälzen nur noch mehr tödtliche Lanzen sich zuzieht. Die Bienen können Poltern und Schlagen, Alles was ihre Wohnung erschüttert, nicht leiden, und werden schon gereizt, wenn man sie anhaucht, noch wüthender durch Knoblauch oder andere scharfriechende Sachen, namentlich auch durch den Geruch ihres eigenen Giftes, das beim Stechen entleert wird. Sehr angenehm ist ihnen dagegen der Geruch des Melissenkrauts, das von den Griechen ebendeßhalb „Bienenkraut" genannt wurde. Der Bienenzüchter muß den Ausbruch des Zorns schon im Keime zu ersticken suchen, denn eine Biene theilt ihre Gemüthsstimmung bald dem ganzen Volke mit. Er hat im Rauch ein gutes Mittel der Besänftigung, ja der Demüthigung der eben noch aufgeregten Bienen.

Es ist eine wohlthätige Einrichtung in der Natur der Biene, daß sie beim Schwärmen wie befangen wird, an den ersten besten Gegenstand in dicker Traube sich anhängt; man hat Fälle, daß ein solcher Schwarm sich auf der Brust eines Mannes, am Halse eines Mädchens ansetzte, gesammelt und dann abgenommen werden konnte, ohne irgend Jemand mit einem Stich zu verletzen. Aber wehe dem, der bei solcher Gelegenheit das Bienenvolk aufregen und erzürnen wollte! Man weiß von Bienenschlachten Geschichten zu erzählen, die nicht sehr erbaulich lauten. So hatte ein Besitzer vieler Bienenstöcke im Staate Ohio, Namens Dibble, am 14. August 1853 einen solchen Bienenkampf zu beobachten die unerfreuliche Gelegenheit. Er hatte 70 Bienenstöcke ziemlich gleichmäßig auf beide Seiten des Hauses vertheilt, als um 3 Uhr Nachmittags plötzlich so große Bienenmassen in seine Wohnung drangen, daß alle Leute sich flüchten mußten.

Herr Dibble begab sich auf einen gesicherten Standpunkt und glaubte zu bemerken, daß die sämmtlichen 70 Schwärme, in zwei Parteien gesondert, ausgeflogen waren, beinahe einen Acker Landes bedeckend. Bald entspann sich der Kampf zwischen den beiden Bienenmassen, der drei volle Stunden dauerte. Kein lebendes Wesen konnte sich während dieser Zeit ungefährdet dem Platze nahen, und ein Hühnervolk wurde dermaßen zerstochen, daß es sein Leben einbüßte. Um 6 Uhr stellte sich die Ruhe und Ordnung wieder her, und die Bienen, welche unversehrt oder noch kräftig den Streit überlebt hatten, kehrten in ihre Stöcke zurück. Der Boden war von Bienenleichen übersäet, die meisten Schwärme waren sehr gelichtet und zwei davon ganz vernichtet. Die Erschöpfung, nicht der Sieg einer Partei schien den Kampf beendet zu haben.*)

Man hat die Bienenzucht mit Recht die Poesie des Landbaues genannt; sie gleicht der Rose, die auch nicht ohne Dornen ist. Und unter diesen Dornen steht der Bienenstachel allerdings in vorderster Reihe. Um so mehr verdient auch von dieser Seite die Einführung der italienischen Biene empfohlen zu werden, welche Art außerdem noch manche andere Vortheile bietet. Die italienische Biene ist nämlich nicht allein thätiger, sondern auch fruchtbarer als unsere deutsche, mit der sie sich übrigens ganz friedlich zu Einer Gesellschaft vereinigt. Den Menschen sticht sie nicht oder nur im höchsten Fall der Noth, dagegen zeigt sie sich im höchsten Grade tapfer gegen die Raubanfälle anderer Bienen oder der Wespen. Sie ist von unserer deutschen Art nur durch die beiden ersten Ringe des Unterleibes unterschieden, welche nicht wie bei unserer einheimischen eine schwärzliche, sondern eine röthlichgelbe, orangenfarbene, gegen die Sonne betrachtet fast durchscheinende Farbe haben. Hierdurch hat man ein Merkmal gewonnen zur Feststellung der Thatsache, daß die Königin nur Ein Mal für ihr ganzes Leben und zwar im Fluge außerhalb des Stockes befruchtet wird, daß sie die einzige Eier legende Mutter im Stocke ist und gleicherweis die Drohnen und Arbeitsbienen erzeugt. Man gab einem deutschen Stocke eine italienische Königin und sah eine abweichend gefärbte Bevölkerung von Arbeitsbienen und Drohnen entstehen. Dzierdson bemerkt (a. a. O. S. 5) ganz treffend: „Wie Virgil im dritten Buche seines Lehrgedichts vom Landbau den früher wilden und dann veredelten Obstbaum sich wundern läßt, über sein neues Laub und die fremden Früchte, so mag sich auch der Bienenstock wundern über die neue noch nie gesehene Generation, welche allmählig in ihm hervorkommt, immer zahlreicher wird und zuletzt die frühere vollkommen ersetzt.“ Dzierdson hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, schöne Königinnen zu erzeugen, zur Fortzucht zu benutzen und dann seinen ganzen Stand damit zu besetzen. Gelingt ihm dieß, so werden auch um billigen Preis eine Menge fruchtbarer Mütter von ihm zu beziehen sein. Die Bienenzucht hat das gleiche Streben nach Racenveredlung, wie die Seidenraupenzucht, im erwähnten Falle aber nicht einmal mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen, als diese.

Die Honigbiene kommt in allen Erdtheilen auch im wilden Zustande vor, bauet ihre Wohnung in hohle Bäume, Erdhöhlen, selbst Thiergerippe, wenn sie gut ausgetrocknet sind, und sendet alljährlich wieder neue Schwärme aus, die sich neue Wohnungen suchen.

Die Hottentotten in Südafrika verstehen es ebenso gut, durch Rauch von feuchtem Holz die Bienen in Schach zu halten, wenn sie den Honig erbeuten, wie die Schwarzen in Australien, die in Näpfen aus den hohlen Bäumen den flüssigen Honig schöpfen, einer Biene eine leichte Daunfeder an den Fuß binden, und dadurch auf die Spur des Honighauses sich führen lassen. Der berühmte englische Botaniker Hooker erzählt von seinen Wanderungen im Himalaya: An den schmaleren Stellen des Tambar-Thales treten die Gebirge oft dicht bis an

*) Vergl. Ausland 1853, S. 1127.

den Rand des Wassers heran, und an den steilen Abhängen bauen wilde Bienen ihre schwebenden Nester, die von den Rändern herabhangend wie große an ihren Flügeln hängende Fledermäuse aussehen. Sie sind 2 bis 3 Fuß lang und so breit wie der obere Rand, an dem sie, nach unten spitz zulaufend, herunterhängen. Der Honig wird sehr gesucht, außer im Frühjahr, wo er durch die Blüthen des Rhododendron vergiftet sein soll, wie der, welchen die Griechen bei dem Rückzuge der Zehntausend genossen, durch die Blüthen des Rhododendron ponticum.

Die steilen Felshänge des Tistathales werden des Honigs willen sogar mit Rohrleitern erstiegen, und die Bienennester sind so groß, daß man sie schon aus weiter Entfernung erkennt. „Dieses Verfahren, berichtet Hooker, „schien außerordentlich gefährlich, da die langen drahtähnlichen Rohrstöcke an manchen Stellen über hohen Felsabhängen den einzigen Halt gewähren; indessen ist die Gewinnung des Honigs für viele arme Leute das einzige Mittel, dem Radscha die Abgaben zu bezahlen."

Seitdem die Europäer nach dem Westen Amerika's vorgedrungen, hat die Biene sich dort in überraschender Schnelligkeit verbreitet und die Indianer betrachten sie als den Vorläufer des Weißen. Seit den ältesten Zeiten, so lange Ackerbau und Viehzucht besteht, hat der Mensch die Honigbiene in seinen Haushalt aufgenommen; der Bienen- und Traubenhonig bildete im ganzen Alterthum bis tief in's Mittelalter hinein den Zuckerstoff für das Versüßen der Speisen und zur Arznei. Die alten Aegypter, Griechen, Römer, Gallier, Germanen tranken Meth, der bei den Römern aus Wasser, Honig und Quitten bereitet, bei den Deutschen aus Honig und Getreide erzeugt wurde. In Gallien und Deutschland war das Honigbier der Vorläufer des Weins, denn noch Diodor erzählt: „Oel und Wein wachsen nicht in Gallien, daher die Anwohner sich einen Gerstentrank bereiten, den sie mit Honigwasser anmachen." Die enge Beziehung zwischen der Bienenzucht, dem Acker- und Weinbau und der Viehzucht drückt sich auch in unseren deutschen volksthümlichen „Bienenräthseln" ganz bezeichnend aus:

„De best Schmuetz choest 'me nit, das best Holz
spalt't me nit, das best Bluet schmöckt me nit,
de best Vogel rupst me nit!" *)

Die Seidenraupe hat sich trotz aller Aufmunterungen und Begünstigungen ihrer Zucht noch immer nicht recht heimisch machen lassen bei uns — hauptsächlich wohl des Klimas willen; die Biene hat schon in den altgermanischen Wäldern lustig gesummt, und das trauliche Wort „Immenvater" beweist allein schon das gemüthliche Verhältniß zwischen ihr und dem deutschen Pfleger. Charakteristisch ist der Aberglaube des Landvolks, daß man den Bienen den Tod des Hausherrn förmlich ansagen müsse, wenn sie nicht ihm nachsterben sollen. Wie nach der griechischen Göttersage die Bienen die ersten Nährerinnen des Zeus waren, weil sie die reinste Götterspeise, Nektar und Ambrosia darboten, und wie sie als Muster der Ordnung, des Fleißes und der Vaterlandsliebe als heilige Thiere betrachtet wurden: so waren sie nach der christlichen Volkssage auch Bewohnerinnen des Paradieses, die nach dem Sündenfall unversehrt in ihrer Reinheit sich erhielten, weßhalb sie auch das Fluchen nicht leiden können. Für die griechische und römisch-katholische Kirche ist die Bienenzucht noch besonders wichtig wegen der vielen Wachskerzen, welche der Gottesdienst verlangt, und wie die Klöster des Mittelalters den Weinbau förderten, haben kirchliche Zwecke auch der Bienenzucht nicht geringen Vorschub geleistet.

---

*) Dünger, Weinrebe, Aehre, Biene.

Ueber den fliegenden Sommer.

Die seidenartigen Fäden, welche im Frühjahre und Herbste frei in der Luft schweben und auf dem Rasen und auf Büschen ein netzartiges Gewebe bilden, welches im Morgenthaue gleich dem feinsten Florschleier die Farben des Regenbogens so schön zurückstrahlt, sind das Werk gewisser Feldspinnen. Man hat diese interessante Naturerscheinung den fliegenden Sommer oder das Mariengarn genannt. Einzelne Fäden flattern mit dem Beginne des Frühlings herum und dann sagt der Landmann: „der Sommer kommt an", im Herbste dagegen, wo die Fäden häufiger sind: „er zieht weg." Man sieht dies nur im Frühjahre und im Herbste, da diese Spinnen den Winter über in eine Art von Erstarrung verfallen, zwischen Baumrinden leben und erst im März und April aus den Wäldern in die Gärten kommen, wo sie ungestörter sind, ihre Eier ablegen und sich von da aus über die Felder verbreiten. Sie halten sich meist auf der Erde auf. Mittags sind sie am lebhaftesten mit ihrem Gespinnste beschäftigt. Die Eier bleiben bis zum Herbste liegen. Mitte September, wo das Insekt ausschlüpft, bemerkt man nur einzelne Fäden, die mit jeder neuen Woche bei heiterem Wetter häufiger werden. Sie überziehen nun Stoppeln und Gesträuche, um Insekten einzufangen, die zu ihrer Nahrung dienen. Einzelne Spinnen nebst ihren Geweben trifft man wohl auch den ganzen Sommer über an, allein die eigentliche Zeit ihres Erscheinens ist der Herbst.

Das Aufsteigen dieser flügellosen Insekten in die Atmosphäre ist eine unbestrittene Thatsache, die indeß immer nur als ein lediges Faktum angeführt worden ist, ohne daß man einen Erklärungsversuch gemacht hätte. Bei den Alten kommt überhaupt keine Stelle vor, welche man auf den fliegenden Sommer deuten könnte. Vergebens schlägt man Vater Linné nach, vergebens neuere Naturforscher; sie geben keinen Aufschluß über diesen Gegenstand. Swamerdam und selbst Degerar machen die Idee vom Fluge dieser Spinnen lächerlich. Andere meinten, eine so große Menge von Fäden, die so plötzlich erschienen und verschwänden, könne gar nicht von Spinnen hervorgebracht werden, wenn ihre Zahl auch noch so groß wäre, und glaubten nun, sie kämen eher von Ausdünstungen der Pflanzen her, welche sich in der Luft verdichteten. Aehnliches stellt Dr. Hocke auf, der alle weiße Wolken am Himmel zu Spinnfäden macht. Selbst Heinrich Steffens hielt den fliegenden Sommer für ein Gewebe aus vertrocknetem Thau. Hulse war vor anderthalb hundert Jahren der Erste, der es zu behaupten wagte, daß es eine Art von Spinnen gäbe, welche ihre Fäden in die Luft hinauf treiben könnten. Er beobachtete den fliegenden Sommer von der Höhe der Kathedrale zu York aus und fand eine Spinne, die er nach ihrem Fluge „Vogel" nannte. Später bemerkte er, daß dieses Insekt, indem es den After aufhob, einen Faden ausstieß, der sich allmählig höher in die Luft erhob, so daß dies Gewebe seinen Ursprung in der Luft hatte. Herr White von Solborne bestätigt diese Angabe aus eigener Erfahrung. Er sah eine Spinne von dem Blatte, welches er eben las, unmittelbar in die Höhe schießen, und beschreibt später einen auffallend schönen fliegenden Sommer des Jahres 1741. „Am Morgen früh" — schreibt er — „war die ganze Gegend in ein Spinnengewebe gehüllt, welches, von Thau geperlt, metallisch glänzte. Meine Jagdhunde wurden davon geblendet. Gegen 9 Uhr fiel ein Regen von diesen Geweben, ganze Flocken, manche fast 1 Zoll breit und 6 Zoll lang. Man hätte Körbe voll davon auflesen können, und die Schnelligkeit des Falles zeigte, daß sie bedeutend schwerer waren als die Luft, durch welche sie fielen." White bemerkte auch, daß Spinnen beim Fluge ihre Fäden entwickeln und nach Willkür von ihren luftigen Fahrten herabsteigen konnten. Erst Bechstein zeigte, daß eine glänzend schwarzbraune Spinne von der Größe eines Stecknadelkopfs, die er Sommerfadenspinne (Aranea obtectrix) nennt, im Herbste auf unsern Stoppelfeldern die bekannten Gewebe fertige, überwintere und bei Sonnenwetter

schon im März wieder hervorkomme, um die Wiesen auf's Neue mit Fäden zu überziehen. Auf ihrem länglichen Vorderkopfe liegen in einem Kreise 8 graue Augen. Der Hinterleib ist eirund, glänzend schwarzbraun, die Füße gelblich. Ihre Vermehrung soll außerordentlich stark sein. — Dr. Stark zu Wertheim hat diese Sache vollkommen bestätigt, nur scheint er eine von der Bechstein'schen Species verschiedene Art von Feldspinne zu beschreiben: denn seine Spinne hat die Augen in Gestalt eines Vierecks und ist blaß gestreift, wodurch sie sich hinreichend unterscheidet. — J. Murray nimmt eine neue, von diesen beiden Spinnen verschiedene Art an, die er zum Unterschiede Luftschiffer-Spinne nennt; und eine vierte Art endlich stellt Oken auf als Tetragnatha extensa. Sie ist etwas kleiner, fast walzenrund, graubraun mit blassen Streifen, und macht ihr Netz zwischen Sträuchen und Kräutern. Und scheint diese Luftschifferspinne ebenfalls nicht von der Sommerfadenspinne verschieden zu sein.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mehrere Exemplare dieser Spinnenart einzufangen und halte dieselben für ganz übereinstimmend mit der Bechstein'schen Art. Ein Exemplar zog ich an einem Sommerfaden aus einer Höhe von 20—30' zu mir aus der Luft herab und mehre andere sammelte ich auf aus den Röhren der Stoppeln, in welche sich diese Insekten verbergen, sobald man sich ihnen nähert; denn sie merken schon von Ferne den Fußtritt des Nahenden an der Erschütterung ihrer Fäden. Daher sind sie denn auch ohne genaues Suchen schwer zu fangen. Am besten geschieht der Fang früh Morgens, wenn der Thau verdunstet. Dann kann man von einem einzigen Grashalme oft ein Dutzend Spinnen abstreifen. Ueberhaupt sind diese flügellosen Vögel häufiger, als man gewöhnlich meint. So führt Dr. Murray an, daß er auf einer 8 Meilen weiten Postreise neben sich 12 Luftschiffer-Spinnen eingefangen und in Schachteln aufbewahrt habe. Daher wird man diese Spinnen wohl auch in belebten Eisenbahnhöfen und Posthäusern antreffen können, wo sie von den Passagieren mitgebracht werden. Einen noch interessanteren Fall theilt derselbe Gewährsmann mit. Er erzählt, daß zu Kinderminster bei Gelegenheit einer militärischen Salve eine große Menge dieser Spinnenart in Folge der Lufterschütterung auf den Marktplatz herabgefallen sei.

Oken behauptet, daß es noch nicht ausgemacht sei, ob diese Spinnen von freien Stücken den Faden aus dem After in die Luft schießen können. Er schreibt in seiner allgemeinen Naturgeschichte ausdrücklich, daß sie ihre Fäden gleich andern Spinnen ziehen und nicht in die Luft schießen. Die Gewebe reißen — so meint er — sich durch den Wind und das Wetter von der Erde los, weil sie wahrscheinlich durch die Sonnenwärme verkürzt würden, und stiegen dann ihrer Leichtigkeit wegen empor und nähmen zufällig einige Spinnen mit. Damit stimmt auch Blackwall überein, der recht nette Notizen über den fliegenden Sommer gegeben hat. Er bemerkt, daß das Aufsteigen des Mariengarnes nur bei heiterm Wetter geschehe, und daß ihm immer fliegender Sommer auf dem Boden vorangehe. Nicht in der Luft, sondern auf der Erde würden die Fäden gesponnen und durch den von der Luftverdünnung an dem erwärmten Boden erregten Luftstrom in die Höhe geführt. Bekämen die Spinnen Lust zur Fahrt, so bestiegen sie die Spitzen nahe liegender Gegenstände und stießen zähe Fäden aus, die durch den Luftzug dann in eine bedeutende Länge ausgezogen würden, bis sie sich selbst davon getragen fühlten. Andere meinen, daß das Aufsteigen der fliegenden Sommerfadenspinne der Wirkung der Winde zuzuschreiben sei, oder dem, daß ihr Gewebe leichter sei als die Luft. Doch beweisen es mehrfach angestellte Versuche Murray's, daß die Aranea obtectrix wohl das Vermögen besitze, Fäden aus sich hoch in die Luft zu treiben und auf diese Art ihren Ort zu verändern. Er sah das Insekt durch einen Biß oder Riß sich von seinem Ankerplatze losmachen. Manchmal war das Aufsteigen sehr schnell in vertikaler Richtung, zuweilen aber segelte der kleine Luftschiffer in horizontaler Richtung oder in spitzen Winkeln. Namentlich aber geht aus nachstehendem Versuche

deutlich hervor, daß diese Spinne im Stande sei, Fäden direkt in vertikaler Richtung aus sich in die Luft zu spinnen. Murray hatte nämlich eine solche in der Luft segelnde Spinne in Wasser von 97° F. gebracht. Sie blieb auf dem Boden des Glasgefäßes, schoß dann aber auf einmal einen Faden aufwärts und kletterte daran wie ein Matrose, von Zeit zu Zeit ausruhend, zur Oberfläche des Wassers hinauf.

„Mir scheint die Ursache des Aufsteigens der Sommerfäden nur aus elektrischen Gründen erklärbar. Sie sind nämlich wie Seidenfäden negativ-elektrisch. Dies resultirt aus folgenden von mir angestellten Versuchen: Bringt man ein Stück Metall in die Nähe der hängenden Spinne, so gerathen die Fäden dadurch in Unordnung, das Insekt selbst merkt eine äußere Störung, wickelt seinen Faden schleunigst auf und eilt mit ihm fort vom ableitenden Metall. Nähert man dem Faden aber eine geriebene Stange Siegellack, so wird er sichtbar abgestoßen und divergirt. Folglich ist die Elektrizität des Fadens gleichnamig mit der des Siegellacks, mithin negativ-elektrisch. Läßt man die Spinne selbst auf einen geriebenen Harzkuchen fallen, so springt sie aus eben dem Grunde mit einer bedeutenden Kraft ab in die Höhe. Nähert man zwei Spinnen an verschiedenen Fäden einander, so erfolgt ein gegenseitiges Abstoßen, ärger noch, wie aus Spinnenfeindschaft; und wird eine plötzlich mit einer andern in Berührung gebracht, so fällt sie tief in gerader Richtung hinab. Eine geriebene Glasröhre dagegen zieht den Faden sammt der Spinne an. Auch glaube ich, eine eigene elektrische Atmosphäre um den Faden wahrgenommen zu haben. Selbst das Auseinanderlaufen der Fäden spricht für deren Elektrizität: denn dieselbe findet ihr Gleiches im Abstoßen gleichartig elektrischer Hollundermarkkügelchen. Oft sind die Fäden knotig und an den Knoten mit Zotten und strahligen kleinern Fäden versehen. Dann divergiren auch diese stets.

Wenn nun der Faden negativ elektrisch ist, so ist das Aufsteigen der Spinnen und ihres Gespinnstes eine nothwendige Folge davon, daß die höhere Region der Luft mit positiver Elektrizität geschwängert ist. Die Fäden steigen höher hinauf mittelst ihrer elektrischen Polarität, bis es zur gegenseitigen Entladung kommt. Daher werden denn auch diese Erscheinungen durch die Wärme und elektrische Beschaffenheit der Luft modifizirt. Man kann das Gewebe dieser Spinne als den elektrischen Ballon betrachten, in welchem der kleine Luftschiffer seine Fahrt wagt. Nur bei warmem heiterem Wetter unternehmen diese Spinnluftschiffer ihre Luftschifffahrt. Ein Herbst, wie der heurige, wirkt störend und hemmend ein auf ihre Reisen."

Das Leben dieser Feldspinnen steht daher in genauer Beziehung zur Witterungskunde. Bekannt ist es, daß alle unsere Spinnen Wetterpropheten sind. Schöne Versuche hierüber stellte Dijonvall, ein französischer Offizier, der in holländische Gefangenschaft gerieth, in seinem Gefängnisse an. Doch ging er zu weit in seinen Deutungen, indem er aus seinen Spinnenbeobachtungen auch jenen unvermutheten Frost weissagte, welcher das Eindringen der französischen Armee in Holland begünstigte. Er gleicht hierin fast den Alten, welche die Spinnen für verlarvte böse Geister hielten, von denen Pest und anderes Elend herkäme. Fest steht dies: wenn Wind und Regen droht, befestigt die Spinne die Endfäden ihres Gewebes außerordentlich kurz und erwartet so im strafferen Netze die bevorstehende Wetterveränderung. Findet man dagegen diese Fäden lang, so kann man sicher darauf rechnen, daß freundliches Wetter andauern wird. Sind die Spinnen ganz unthätig, so erfolgt gemeinhin Regen, sie befinden sich in elektrischer Abspannung. Fangen sie aber während des Regens ihre gewohnte Arbeit an, so kann man annehmen, daß der Regen vorübergehen und schnell heiteres Wetter erfolgen wird. — So kündigt das Aufsteigen unserer Sommerfadenspinne denn auch eine schöne Zeit, unsern Nachsommer an, ein Wetter, welches vorzüglich unserer Frauen Gunst erhalten hat, aber eben nicht einen poetischen Namen führt. — Spinnen haben ferner ein Ohr für den Wohlklang

sanfter Töne. Daher lassen sie sich in Concertsälen von der Decke hernieder und schweben an ihren Fäden über das musicirende Instrument. Sie scheinen vorzügliche Liebhaber der Geige und des Fagotts zu sein, vor allen aber der Harfe. Ihre dicht gezogenen Sommerfäden mögen, vom Winde bewegt, vielleicht beständig in Aeolsharfentönen rauschen, wahrnehmbar aber freilich nur für ein Spinnenohr.

Vogel Strauß.

Von Dr. G. Hartwig.

In den afrikanischen Wüsten und Ebenen, dort, wo der majestätische Löwe auf Raub ausgeht, die ungeheuren Dickhäuter die Erde nach Wurzeln aufwühlen, die anmuthige Giraffe das hohe Laub der Acacien und Mimosen abweidet, und schlanke Antilopenheerden munter umherschwärmen — lebt auch der Strauß, der König unter den Vögeln, wenn hervorragende, körperliche Größe allein ein entscheidendes Recht zu diesem stolzen Titel geben könnte. Denn weder der mächtige Condor, der hoch über den Wolken fliegend, auf die schneebedeckten Gipfel der Anden herabblickt, noch der mit seinen riesigen Schwingen den Sturm beherrschende Albatroß, vermögen in dieser Hinsicht mit dem Strauße sich zu messen, der den Kopf sieben und sogar acht Fuß hoch emporträgt und mit einem Gewichte von zwei bis drei Centnern die Erde belastet. Die schwachen Flügel sind unvermögend ihn durch die Lüfte zu tragen, doch unterstützen sie durch ihren Schlag, die weitausschreitenden robusten Beine, und befördern die Windeseile, womit er über die dürre Ebene fliehend, das verfolgende Roß mit seinem Reiter verlacht. Nur alle zwölf, vierzehn Fuß weit berührt ein Fuß die Erde, so daß er eine kurze Zeit lang es mit dem Schnellzug auf der Eisenbahn aufnehmen könnte.

Am Senegal sah Adanson ein paar Strauße, die so zahm waren, daß sich zwei kleine Neger auf den größten von beiden setzen konnten. „Er hatte kaum seine Last gefühlt“ erzählt der ehrwürdige Naturforscher, „als er anfing aus allen Kräften zu laufen, und so ritten sie auf ihm etliche Mal um das Dorf herum, ohne daß es möglich war, ihn auf andere Weise aufzuhalten, als daß ihm der Weg versperrt wurde. Dieses Schauspiel gefiel mir so wohl, daß ich es noch einmal sehen wollte, und um zu versuchen, wie weit ihre Kräfte reichten, ließ ich zwei erwachsene Neger auf den kleinsten steigen, und zwei andere auf den stärksten. Im Anfang liefen sie kurzen Galopp mit sehr kleinen Schritten; hernach, als sie angetrieben wurden, breiteten sie ihre Flügel wie Segel aus und rannten mit einer solchen Geschwindigkeit, daß sie die Erde kaum zu berühren schienen. Wer ein Rebhuhn hat laufen gesehen, der weiß, daß kein Mensch im Stande ist, ihm in seinem Laufe zu folgen, und wenn es größere Schritte machen könnte, so würde unfehlbar die Geschwindigkeit merklich größer werden. Der Strauß, welcher eben so läuft wie ein Rebhuhn, besitzt diesen Vortheil und ich bin überzeugt, daß diese zwei Strauße die besten englischen Pferde weit hinter sich gelassen hätten. Zwar würden sie es mit ihren zwei Läufen nicht so lange aushalten, als die vierbeinigen Renner, aber im Wettlauf in gehöriger Weite würden sie gewiß gewinnen.“

Nicht nur durch seine erstaunliche Schnelligkeit vermag der Strauß den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, auch durch die enorme Muskelkraft seiner Beine weiß er sich zu schützen und mancher Schakal, manche Hyäne haben schon ihren vorwitzigen Angriff bereut, denn mit einem einzigen Fußtritt (wobei zu bemerken, daß er immer nach vorne ausschlägt), warf er sie leblos auf den Sand.

Doch trotz seiner rennpferdschnellen Flucht, wobei er oft große Steine mit den Pfoten rückwärts schleudert, trotz seiner Stärke, muß er der Ueberlegenheit des Menschen erliegen, der ihn auf vielfache Weise zu fangen versteht.

Sorglos und wüstenselig, mit langsamen Schritten, wandert ein Straußentrupp durch die weite Ebene, deren Einförmigkeit nur hier und da durch ein hohes Palmenhaupt, eine Sykomorengruppe, vielleicht auch durch einen riesigen Baobab unterbrochen wird. Einige fressen die Schoten der Acacien, die harten trockenen Blätter der Mimosen oder die stachelige Nara, eine Melonenart, deren orangefarbenes Mark ihre Lieblingsnahrung ausmacht, sowie sie auch dem Jäger und dem Reisenden die köstlichste Erfrischung der Wüste darbietet; andere im Vollgefühl der Kraft schlagen mit den Flügeln und lüften den kostbaren Federschmuck, der ihnen bald so theuer zu stehen kommen wird. Kein anderer Vogel läßt sich in ihrer Gesellschaft erblicken, denn welcher andere führte eine gleiche Lebensart; aber gerne gesellt sich zu ihnen das Zebra oder die Antilope, vielleicht dem weiten, scharfsichtigen Blick des Vogels trauend, der bereits in schwindender Ferne die Gefahr erkennt. Doch schon steigen die finsteren Wolken des Unglücks rings um den lebenslustigen Trupp empor, denn der Beduine hat ihn erspäht und umzingelt ihn mit seinen leichtfüßigen Rossen. Vergebens sucht der Strauß sich den Maschen des verderblichen Netzes zu entziehen, ein Reiter treibt ihn dem andern zu, der Raum zieht sich enger und enger zusammen, erschöpft fällt der Vogel nieder und empfängt ruhig den tödtlichen Schlag.

Doch nicht immer bedarf es einer so anstrengenden Jagd um ihn zu erlegen, denn vor der Regenzeit, wenn die Hitze am drückendsten, findet man ihn oft auf dem Sande ausgestreckt, mit ausgebreiteten Flügeln und offenem Schnabel. Auch dieser Wüstensohn schmachtet alsdann nach erfrischender Feuchtigkeit und Kühle, und läßt sich nach kurzer Verfolgung von einem einzigen Reiter, oder sogar von einem schnellfüßigen Betjuanen erlegen.

Um die Seehunde zu überraschen, hüllt sich der nordische Eskimo in eine Robbenhaut, und mischt sich auf diese Weise, die Bewegungen des Thieres auf's getreueste nachahmend, unter die sorglose Heerde; zu einer ähnlichen Jagdlist greift auch der südafrikanische Buschmann um den Strauß zu fangen. Er bildet sich aus Stroh eine Art von Sattel und bedeckt ihn mit Federn, so daß er dem Leib des Vogels so viel als möglich gleicht, dann stopft er einen langen Straußhals und Kopf aus und steckt einen Stock hinein. Will er auf die Jagd, so färbt er seine schwarzen Beine weiß, legt den Sattel auf seine Schultern, greift mit der rechten Hand den präparirten Hals, und mit der linken den Bogen sammt den giftigen Pfeilen. Unter dieser Maske weiß er trefflich sich als Strauß zu stellen. Er scheint ruhig das Gesträuch abzuweiden, dreht den Kopf nach allen Seiten, als ob er vorsichtig auf der Huth wäre, schüttelt die Federn, geht oder galoppirt, bis er endlich dem Trupp auf Schußweite sich nähert, und sowie sein schwirrender Pfeil einen getroffen und die Uebrigen davonlaufen, so macht er sich gleichfalls mit ihnen aus dem Staube. Zuweilen kommt es vor, daß irgend ein besonders kluges Straußmännchen der Sache nicht traut und den Zudringling verfolgt, dann entweicht er ihm geschickt und sucht sich dabei beständig unter dem Winde zu halten, denn hat der Geruch ihn verrathen, so bleibt ihm nichts anders übrig als den Sattel abzuwerfen, um nicht mit empfindlichen Fußtritten und Flügelschlägen traktirt zu werden.

Der Strauß gilt allgemein für einen äußerst dummen Vogel, und doch sehen wir, daß er, um seine Jungen zu beschützen, zu denselben Listen greift, die wir beim Regenpfeifer, dem Kibitze, dem Austerndiebe und andern Strandvögeln bewundern.

Einst begegneten Anderson und Galton in iner dürren pflanzenleeren Ebene einem Straußpaar mit einer zahlreichen Brut, ungefähr von der Größe des gewöhnlichen Federviehs. Die Reisenden stiegen aus ihrem Ochsenkarren, um einige der Jungen zu fangen, da Professor Owen, der englische Johannes Müller,

früher einmal den Wunsch ausgedrückt hatte, ein Paar junge Straußschädel für seine anatomischen Untersuchungen zu besitzen. Sogleich floh die Colonne, die Mutter voran, der Vater im Nachtrabe, und es war wirklich rührend zu sehen, wie die großen Vögel über ihre Kleinen wachten. So wie sie bemerkten, daß die Jäger näher kamen, verlangsamte das Männchen seinen Lauf und schlug eine andere Richtung ein. Da es ihm aber nicht gelang, die Verfolger von der Spur abzulenken, lief es mit hängenden Flügeln bis auf Pistolenschußweite um sie herum. Plötzlich fällt es zur Erde, scheinbar mit fruchtlosen Bestrebungen sich wieder aufzuraffen, als ob es gefährlich verwundet sei, so daß Anderson, der nach ihm geschossen hatte, es wirklich für getroffen hielt; doch als er herankam, um es zu ergreifen, erhob sich der schlaue Vogel und floh weit von der Familie weg, die darüber einen guten Vorsprung gewann. Endlich nach einer Jagd, die über eine Stunde gedauert hatte, gelang es, neun Junge zu ergreifen.

Auch wenn er brütet sucht der Strauß auf listige Weise die Aufmerksamkeit von seinem Neste abzulenken. „Eines Tages" sagt der Reisende Thunberg, „als ich bei einem Straußneste vorbeiritt, flog der Vogel auf mich zu und verfolgte mich, wahrscheinlich damit ich seine Eier nicht bemerken sollte. Jedesmal daß ich mich nach ihm umkehrte, zog er sich 10 oder 12 Schritte zurück, doch sowie ich meinen Weg fortsetzte, verfolgte er mich von Neuem."

Das Nest des Straußes ist ein ganz schmuckloses Loch im Sande, etwa einen Schritt im Durchmesser und einige Zoll tief ausgehöhlt. Mehrere Weibchen legen oft in ein Nest, so daß man schon bis zu 45 Eier hat zusammenliegen sehen. In den heißesten Gegenden scheint der Strauß, bei Tage wenigstens, das Brütegeschäft der Sonne zu überlassen; doch in den subtropischen Regionen wechselt stets Weibchen und Männchen dabei ab; ersteres bei Tage, letzteres zur Nachtzeit, wo es sich nicht nur darum handelt, die Wärme zu unterhalten, sondern auch die Angriffe der Tigerkatzen und Schakal's abzuwehren. Die Brütezeit dauert 38 bis 40 Tage. Anderson behauptet, daß die Eier im Neste aufrecht stehen, damit eine möglichst große Anzahl in demselben Platz finde, und daß der Vogel sich so dabei setzt, daß er die Beine weit ausgebreitet nach vorn hinlegt. Wenn er einen Menschen sieht, soll er nicht davonlaufen, sondern den Hals weit auf den Boden ausrecken, und sich so klein als möglich machen, um nicht gesehen zu werden. Hiervon rührt wahrscheinlich die Fabel vom dummen Strauße her, der sich unsichtbar glaube, wenn er den Kopf versteckt habe, so daß, was man auf übertriebene Weise für Einfalt erklärt hat, im Gegentheil eher für seine Intelligenz und elterliche Sorgfalt spräche. Um das Nest sieht man allemal einige Eier zerstreut umherliegen, die den ausgebrüteten Jungen zur Nahrung dienen; eine wunderbare Fürsorge der Natur, da das harte Futter, welches die Steppe darbietet, dem zarten Magen der Küchlein nur schlecht zusagen würde. Die Thierchen laufen gleich munter umher und folgen der Mutter; trefflich hat die Natur sie ausgestattet. Ihre Pfeffer- und Salzfarbe paßt genau zum grauen Boden der Ebene, von welchem man sie nur mit Mühe unterscheiden kann. Sie haben weder Dünen noch Federn, sondern eine Art von groben Borsten oder Stacheln, so daß sie sich nicht leicht an den Steinen und dornigen Pflanzen beschädigen. So lange sie noch zu klein sind, um rasch entrinnen zu können, setzen sie sich nieder und bleiben unbeweglich; sowie sie aber die Größe einer gewöhnlichen Haushenne erreicht haben, laufen sie unbegreiflich schnell davon.

Am Oranien-Fluß erzählen die Eingebornen, daß um Mittag, wenn der Strauß sein Nest verläßt, man einen großen weißen Geier, mit einem Stein zwischen den Krallen, hoch in den Lüften schweben sieht. Endlich hält der Raubvogel still; der Stein fällt blitzschnell zur Erde nieder, und eilig schießt der Vogel ihm nach. Wenn du dann schnell nach der Stelle hinläufst, so wirst du wahrscheinlich unter den Eiern einige gebrochen finden, an welchen der pfiffige Geier sich laben wollte.

Dieses erinnert an eine ähnliche List, wodurch der nordische Seeadler sogar

den mächtigen Ochsen bemeistert; eine List, an welcher Leopold von Buch gerne gezweifelt hätte, wäre sie ihm nicht zu umständlich, zu bestimmt, und an weit entlegenen Orten der norwegischen Inseln fast auf die nämliche Art bestätigt worden. Der Adler stürzt sich mit Macht in die Wellen, erhebt sich ganz durchnäßt und wälzt sich auf dem Sande des Ufers, so lange bis die Flügel ganz vom Gneus und vom Sande bedeckt sind. Dann steigt er wieder auf und schwebt über dem unglücklichen Opfer. Ganz in der Nähe darüber schwingt er die Flügel, schleudert Sand und Steine dem Vieh in die Augen und vollendet den Schrecken des Thieres durch die Schläge mit den kräftigen Flügeln. Die verblendeten Ochsen laufen wie toll, und fallen endlich ermattet, oder die Klippen herunter zu Tode. Der Adler zerhackt dann ruhig die Frucht seines Sieges.

In vielfacher Beziehung läßt sich der Strauß mit den Säugethieren, besonders aber mit dem Kameel vergleichen. Beide haben an der Brust Schwielen, worauf sie sich beim Ausruhen stützen, einen fast gleichen Bau der Füße, denselben langen muskulösen Hals, und wenn wir bedenken, daß beide sich vom dürrsten Pflanzengestrüpp nähren und den Durst unglaublich lang ertragen können, mit einem Wort, daß der Strauß ebenso für die Wüste geschaffen ist, wie das Kameel, so ist es gewiß nicht zu verwundern, daß die Alten ihm einen diese Aehnlichkeit bezeichnenden Namen gaben (Strattus camelus) und die Phantasie des Arabers ihn von einem Vogel und dem Dromedar abstammen läßt.

Sowohl Anderson als Livingstone berichten, daß der Strauß nicht singt oder schreit, oder grunzt, sondern förmlich wie der Löwe brüllt; doch während der schottische Missionär ihn nur früh am Morgen hörte, soll er nach dem schwedischen Jäger auch in der Nacht die fernen Echo's durch seine schauerliche Stimme erwecken.

Man weiß nicht, wie er es in der freien Wüste macht, in der Gefangenschaft aber verschlingt der Strauß ohne Unterschied fast alles, was man ihm vorhält, und steht daher im Rufe einer ebenso colossalen Gefräßigkeit, als eines vortrefflichen Magens, dem man nachsagt, daß er Eisen verdauen könne. Einst als ein Paar dieser Vögel durch die Straßen einer Stadt geführt wurden (ich weiß nicht ob London oder Krähwinkel) eilte Alles herbei, um sie zu sehen, unter andern auch ein gutes Mütterchen, welches den Hausschlüssel in der Hand hielt, da es nach befriedigter Neugierde sogleich wieder heimkehren wollte. Da tritt majestätisch einer der Strauße zu ihr heran, duckt den Hals, packt, ehe sie sich's versieht, den unentbehrlichen Eingangsvermittler und schluckt ihn, mir nichts, dir nichts, hinunter, so daß die arme vor die Thür Gesetzte hoch und theuer versicherte, daß wenn auch alle wilden Bestien Afrika's wieder einmal durch die Stadt spazierten, sie ihretwegen nicht über die Schwelle gehen würde!

Ich selbst sah einmal im Londoner zoologischen Garten, wie ein Strauß den vorgehaltenen Handschuh einer Dame wie einen köstlichen Bissen verschluckte; und Baron Aucapitaine, dem wir einen interessanten Bericht über diesen Vogel im „Bulletin de la société impériale d'acclimatisation“ verdanken, erzählt, daß er einen zahmen Strauß, dem es an gutem Futter nicht fehlte, jeden Abend mit Zeitungsartikeln tractirte, welche der Vogel nicht im figürlichen, sondern im buchstäblichen Sinne des Wortes verschlang.

Die schönen weißen und schwarzen Flügelfedern dieser Vögel sind bekanntlich ein nicht unwichtiger Handelsartikel. Am Cap werden sie mit 2 bis 12 Guineen das Pfund bezahlt. Je dürrer der Schaft und je größer und seidenartiger die Fahne, desto mehr steigen sie im Werthe. Ein Pfund enthält 70 bis 90 Stück, wozu aber der einzelne Vogel kaum mehr als ein Dutzend liefert, da sie bei weitem nicht alle brauchbar sind. Die Wüstenvölker der Sahara liefern ihre Straußfedern den Caravanen, welche sie nach den Küstenstädten des Mittelmeeres führen. Hier wurden sie bereits im 13. Jahrhundert von den Pisanern und Genuesen eingekauft, und erreichten auf diesem Wege unser liebes Deutschland, um das stolze Haupt der Burggräfinnen am Rheine oder der reichen Kaufmanns-

frauen in Augsburg zu zieren. Aus schwarzen Straußfedern machen die Bechuanen und Damars allerliebste Parasols, und schützen dadurch ihre rhinocerosfelldicke Haut und ihren stiefelwichsfarbigen Teint gegen die Gluth der afrikanischen Sonne! O Eitelkeit!

Solche Schirme sollen auch mehreren Negervölkern auf der Jagd dienen, um, wie der rothe Mantel, den der Matador dem Stier vorhält, die Aufmerksamkeit des verwundeten Thieres abzulenken. So wie es sich auf den Jäger werfen will, pflanzt dieser den Parasol in den Sand, und während es an den nickenden Federn seinen Zorn ausläßt, hat er alle Zeit den tödtlichen Speer zu ergreifen.

Die dicke Haut des Straußes wird ebenfalls im afrikanischen Handel gesucht und, nach Aucapitaine, in Tripoli und Tunis mit 75 bis 90 Franken bezahlt.

Im sogenannten Tell oder dem angebauten Küstenstrich von Algerien wird der Strauß hin und wieder als Hausthier gezogen, besonders seiner Eier wegen, die drei Pfund wiegen und so viel als vierundzwanzig Hühnereier enthalten.

Man sollte glauben, daß auch der stärkste Appetit an einem einzigen genug hätte, und doch sah Andersson Hottentotten, die ganz gemächlich deren zwei verzehrten, und zwar noch eine Masse Fett dazu. Dieß erinnert mich an die Jakuten, deren Heldenthaten im Essen ich in einem andern Werke (Der hohe Norden) erwähnt habe.

Ueber den Geschmack der Straußeneier sind übrigens die Meinungen sehr verschieden, denn während Livingstone ihren starken, unangenehmen Geruch hervorhebt und behauptet, daß man sie nur essen mag, wenn man durch monatelangen Aufenthalt in der Steppe aufgehört hat, in Betreff der Speisen wählerisch zu sein, rühmt sie Andersson als eine von Eingebornen und Reisenden hochgepriesene Speise.

Was das Fleisch betrifft, so schmeckt das der Jungen gut, jenes der Alten aber schlecht und grob wie das vom Zebra. Bei den Juden galt es für unrein (Moses 3. Buch 11, Kap. 16) und noch heute wird es von den Arabern, die sonst nicht aus Ueberfluß leckermäulig sind, verschmäht.

Man hat allen Ernstes vorgeschlagen, den gefräßigen Strauß nach Süd-Europa zu übersiedeln, weil man aus seinen Federn und Eiern großen Vortheil ziehen könne. Aucapitaine meint, daß in Nord-Algerien, wo das Getreide äußerst billig ist, die Zucht allenfalls noch ginge, im theuren Frankreich aber würde man wohl daran thun, beim gewöhnlichen Geflügel zu bleiben, denn wenn auch der Strauß im Laufe des Jahres so viel Eiweißstoff und Dotter als 30 Hühner liefert, so frißt er für 50; wonach es leicht ist die Rechnung zu machen. Uebrigens ist schon im algierischen Tell der Strauß nicht mehr zum Brüten zu bringen, und die Eingebornen, die nicht dumm zu sein scheinen, versichern, daß dieses nicht so sehr der abnehmenden Temperatur als dem Mangel der ihm im wilden Zustande besonders zusagenden Wüstennahrung zuzuschreiben ist. Statt die Natur zu quälen, thäten die Franzosen besser, einstweilen die Zucht ihrer einheimischen Hausthiere zu veredeln, die nach Allem, was wir hören und lesen, noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Unsere liebenswürdigen Nachbarn haben aber von jeher früher an die Manschetten als an das Hemd gedacht.

Joseph Fraunhofer.

Ein Lebensbild.

Von W. O. von Horn.

Der Name des Mannes, der über diesen Zeilen steht, ist vielen, vielleicht den meisten meiner lieben Leser unbekannt, aber ich möchte das, was ich vermag, dazu beitragen, daß er das nicht bleibe; denn der Mann verdient es, daß wir ihn kennen und werth halten, wie es die Männer thun, welche Gottes Wunderwelt in den Gestirnen betrachten und beobachten, wenn sie hell und glänzend allnächtlich über unsern Häuptern, am dunkeln Himmel ihre, vom Herrn ihnen vorgezeichneten und unabänderlich bestimmten Bahnen daherwandeln; wie es die thun, welche Gottes Wunderwelt in dem Allerkleinsten seiner Geschöpfe durch das Vergrößerungsglas beobachten und uns lehren, daß der Allmächtige auch im Kleinsten seine Schöpferkraft, Weisheit und Liebe verherrlicht hat; wie es endlich die thun, denen ein schwaches Auge wehrt, entweder in der Ferne oder in der Nähe die Dinge richtig zu erkennen, und sich also gut geschliffener Brillengläser bedienen müssen, welche ihnen der kunstreiche Menschengeist erdacht hat, um ihrem leiblichen Gebrechen unter die Arme zu greifen und abzuhelfen. Da wird denn gleich Jeder an einen Optiker denken, nämlich an einen Mann, der durch seine Kunst es dem menschlichen Auge möglich macht, durch Ferngläser in die weiten Himmelsräume zu schauen oder durch Vergrößerungsgläser die allerkleinsten Geschöpfe zu erkennen, die das bloße Auge nicht sehen kann u. dgl. — und damit ist er auf der rechten Fährte zu Einem, der zu den Ausgezeichnetsten in diesem Fache gehört, nämlich zu Fraunhofer.

Aber sein Leben hat auch noch zwei andere Seiten und eine dritte, die nicht zu übersehen ist, und grade das, ich will's gerne aussprechen, hat mir den ausgezeichneten Mann, ob ich ihn gleich nicht mehr unter den Lebenden fand, als auch einmal mein Lebensweg gen München führte, sehr theuer und werth gemacht.

Einmal nämlich zeigt sein Leben uns einen wackern, seinem Gott und Herrn lebenden, von Allen, die ihn kannten, hochgeachteten und geliebten, bescheidenen Mann; sodann ist sein Leben ein recht lebendiger und anschaulicher Beweis, wie wunderbar der Herr die Seinen führt, schützt und zu dem Ziele die Wege anbahnt, die sicher dazu führen; endlich aber ist er Einer von denen, die aus der tiefsten Niedrigkeit, ohne gründliche Vorbildung sich zu einer Stellung emporschwangen, wie sie in ihrer Jugend keine Menschenseele ahnen konnte; Einer von denen, die durch Fleiß und rechte Anwendung ihrer von Gott empfangenen Gaben sich eine höchst ehrenvolle Stellung errangen, und wenn auch der Weg durch die Dornen und Sandwüsten der Noth und Armuth führte, und bei solchen weilen meine Gedanken gerne und ich denke, die meiner Leser auch!

Die Stadt Straubing in Bayern ist keine von denen, die eine große Berühmtheit haben. Das ist aber auch grade nicht immer nothwendig, obgleich es jeder Stadt zu gönnen ist, die durch ihre Merkwürdigkeiten, Handel, Kunst und daß Etwas sich einen ehrenvollen Namen erworben hat. Item, es ist eine bayerische Landstadt und wohnen, wie überall, untermischt, recht brave, fleißige Leute drinnen oder auch nicht.

Um das Jahr 1787 war Straubing auch noch eine stille Stadt, und ihre Bürger und ihre Frauen hütheten sich, muthwillig ihre Fensterscheiben zu zer-

brechen, wie es brave Leute auch heutzutage thun, sintemal neue Scheiben Geld kosten. Nun trifft sich's aber einmal, daß in solcher Stadt irgend ein Handwerk übersetzt, die Zunft zahlreicher ist, als es ihr zuträglich sein mag, und dem einzelnen Zunftmeister besonders. So war's eben dazumal in Straubing mit der Glaserzunft. Viele Meister und wenig zerbrochene Fensterscheiben — da rechnet's sich einfach heraus, daß da nicht viel für den Einzelnen abfiel und Mancher mit dem viereckigen Gestelle auf dem Rücken, darauf Glastafeln festgebunden sind und unten dran ein Käftlein, darin der glasschneidende Diamant, der Hammer, die Zange und gezogenes Blei zum Festmachen der Scheiben lag, herumwandern mußte in der weiten Nachbarschaft, und fragen: Sind etwa keine neue Fensterscheiben nöthig? — Und wenn die Leute ein Papierlein, etwa ein Blatt aus dem alten Kalender, drauf klebten und dachten, wir haben doch Tageslicht genug und der Wind pfeift nicht durch, so stand's auch um solch einen wandernden Glaser nicht eben grün im Lande. Das erfuhr auch der Glasermeister Fraunhofer in Straubing, und wenn die Leute auf seine Frage: Sind keine zerbrochenen Scheiben einzuziehen? mit Kopfschütteln antworteten und er seines Weges weiter gehen mußte, dann mochte er mit einem Seufzer an seine Haushaltung denken und an's liebe Brod für die hungernden Angehörigen und vielleicht einen geheimen Wunsch hegen, daß das Glas, das ohnehin, wie das Menschenglück (nach dem alten Sprüchworte) so gebrechlich ist, ein Weniges an dieser nicht eben dem Hausvater angenehmen Eigenschaft zunehmen möge. Wer kann das aber sagen? Zu verargen wär's ihm freilich nicht gewesen, denn viele Seide spann er nicht und Ueberfluß war im Hause nicht, es sei denn bisweilen am Mangel gewesen. —

Als ihm daher am 6. März Anno 1787 die Hebamme ein Büblein hinhielt und sagte: Meister, eine Gottesgabe, dafür Ihr ihm danken sollet, küßte er das saubere Büblein und, obgleich eine Vaterfreude durch seine Seele zog und ein Dank gegen den erbarmenden und helfenden Vater im Himmel, drängte sich doch ein Seufzer aus der Brust hervor. Die Amme mochte ihn gehört haben, diesen Seufzer, denn sie sagte: Wenn der liebe Herrgott läßt wachsen ein Häschen, so läßt er auch wachsen ein Gräschen, und ich halte dafür, an dem kleinen Kerlchen solltet Ihr absonderliche Ehre und Freude erleben!

Geb's Gott, sagte der Fraunhofer und seine wackere Frau faltete ihre Hände, blickte nach oben und sagte: Amen!

Man sollte meinen, die Hebamme sei eine Prophetin gewesen? Nein, ich meine es nicht; denn die Worte, die sie sagte, so gut gemeint sie waren, und so herrlich sie die Zukunft rechtfertigte, waren doch nur so ein Trost und ein mildes Pflaster auf eine wunde Stelle im Herzen. —

Es ging dem Glasermeister Fraunhofer in Straubing nicht besser und nicht schlechter in den folgenden Jahren, wie bisher, und es zerbrachen nicht mehr und nicht weniger Scheiben in seiner Kundschaft als bisher auch, es müßte denn sein, daß ein Hagelschlag sie zerbrochen hätte — doch davon weiß ich nichts, aber das weiß ich, daß es dem Sepperl, wie sie dortzulande den Namen Joseph aussprechen, sehr gut schmeckte, und daß er an Leib und Seele prächtig gedieh.

Als er einmal seine neun oder zehn Jahre zählte, mußte er auch das Glaskäftlein auf den Rücken nehmen und mit dem Vater auf Kundschaft ausgehen, auch daheim helfen Fenster anschenkeln, neue Rahmen hobeln und Scheiben einziehen, und ehe er das konnte, war seine Hauptarbeit Bleiziehen, nämlich das Blei, welches zwischen die Fensterscheiben, ob sie nun rund oder viereckig sind, eingesetzt wird, um sie zu befestigen.

Man hätte denken sollen, das wäre dem Knaben mit den hellen klaren Augen eine rechte Qual gewesen, denn es ist, das dürfen mir meine Leser glauben, da ich es als Knabe bei dem Meister Amling in meiner Vaterstadt oft mit angesehen habe, eine an Langweiligkeit unübertreffliche Arbeit, die einen lebhaften Buben, was man so sagt, aus der Haut treiben kann; aber dem war

nicht so, denn Sepperl war ein eigener Kautz. Er grübelte gern, das heißt, er hing seinen Gedanken nach, und suchte sich's klar zu machen, warum das Blei schmelze, der Diamant das Glas schneide und das Glas durchsichtig sei — Dinge, an die sonst ein Knabe dieses Alters selten denkt. Wie weit er damit kam, weiß ich nicht; glaube aber, daß es eben nicht sehr weit war, denn es fehlte am Erläutern, und das konnte sein Vater auch nicht, weil er's nämlich nicht wußte. Darüber braucht sich aber auch Niemand zu wundern, denn der Meister war aus Straubing nicht viel herausgekommen, als auf seiner Wanderschaft, und da er selbst nicht an solche Dinge dachte und nicht darnach fragte, so antwortete ihm auch Niemand, und er ließ es gut sein, wie es eben war. Das thun noch heutzutage viel Tausend Handwerker, obgleich über solche Dinge reichlich belehrt zu werden, nicht mehr so schwer ist, als früher. Viel hatte aber der Meister nicht gelernt, aber es reichte aus zu Handwerk und Haushaltung und da er's nicht besser wußte, meinte er, es sei so ganz gut und war damit zufrieden.

Der Sepperl war der Meinung nicht, und hätte gar gerne über tausenderlei Dinge Grund und Ursache gewußt, wogegen freilich ein Riegel geschoben war, den er nicht zurückziehen konnte.

Wer mit wenigem Wissen und Erkennen leidlich durch die Welt und das Leben gekommen ist, hält auf Etwas mehr in diesen Stücken selten viel. Wozu? denkt er. War mir's genug, so muß es auch meinen Buben genug sein!

Anno 1787 war's in Straubing, nämlich in den Köpfen und in den Schulen noch etwas dunkel. — Das wäre aber dennoch hinreichend gewesen, einem klaren Kopf auf die Beine zu helfen, daß er hätte den Weg des Erkennens selber weiter suchen können, und dazu war eben der Sepperl recht angethan; aber sein Vater wollte davon nichts wissen. Für das Handwerk weiß er genug, wenn er mit seinem Rechnen, Lesen und Schreiben sich durchzuhelfen weiß. Ein Glaser braucht nicht viel zu wissen, wenn er sein Handwerk versteht. Da war denn der Prozeß entschieden und eine Appellation war da nicht möglich. Kam der Junge aus der Schule, so mußte er an die Arbeit.

Sepperl zeigte zu allem Geschick und Lust und Liebe; aber der alte Fraunhofer meinte, es sei doch nicht viel werth, wenn so ein Lehrjunge das Handwerk im Vaterhause lerne; er müsse andrer Leute Brod essen, und wenn es auch bittrer schmecke, als daheim, das habe sein Gutes, von wegen des Schickens in andrer Leute Sinn, des Gehorsams und der Zucht nämlich; es habe bei einem fremden Meister ein andres Echo, und das Vaterhaus werde dadurch desto werther. Das ist wahr, und Niemand kann's bestreiten. Freilich dachte der Meister nicht daran, daß sein Sohn nicht mehr heimkehre, den Weg als Glaser nicht gehen, überhaupt in andre Gleise werde geleitet werden, die zu Ruhm und Ehre führen sollten. Daran konnte er noch nicht denken und in die wunderbaren Wege Gottes sieht kein Menschenauge.

Nun hatte der Meister Fraunhofer einen guten Freund, dahin wollte er ihn thun — aber — der Mensch denkt's und Gott lenkt's! — Der Meister war ein stämmiger, kräftiger Mann und seine Frau auch keine, die der Wind leicht wegwehte, wie denn überhaupt der Menschenschlag in Bayern ein kräftiger ist, an dem man die Bierprobe schon merken mag, nämlich, daß das nahrhafte Getränke des Biers Etwas dazu thut, die Leute derb und handfest zu machen. Wer hätte an den nahen Tod denken sollen? Aber es kam nach Straubing eine verheerende Krankheit und Vater und Mutter starben ziemlich schnell nacheinander und — eilf Jahre alt — war der arme Sepperl eine Waise.

Das war eine schwere Heimsuchung für den armen Knaben, die ihn noch stiller und in sich gewendeter machte. Sein Vormund war ein wohlwollender verständiger Mann, der wünschte, daß aus seinem Mündel kein ganz gemeiner Glaser werde, der's über Flickarbeit und etwa neue Fenster hinaus nicht bringen könne. Er besann sich kurz und that ihn weg, und zwar nach der Hauptstadt

München. Dort kannte er einen Mann, der nicht bloß Hofglaser, sondern auch Glasschleifer und Spiegelmacher war. Da konnte der Knabe Etwas lernen, wie es in Straubing nicht möglich war. So ging er denn mit ihm gen München, machte den Akkord fertig und von da ab war der eilfjährige Sepperl Lehrjunge bei dem Hofspiegelmacher und Glasschleifer Philipp Weichselberger in München. Das geschah im August des Jahres 1799, da die Welt durch die Franzosen toll geworden war; in München merkte man aber davon nicht eben viel, und das war gut.

Mit dem Lehrgelde stand's übel, denn der Nachlaß des Meisters Fraunhofer in Straubing lief auf das Rechnungsexempel hinaus: Null von Null, bleibt Null! — Das ist ein schlimmes Exempel für die Kinder und ihr Fortkommen in der Welt, allein, wer kann's ändern, wenn's einmal so ist? Der Herr Weichselberger ließ sich aber einreden, that ein Auge zu und nahm den Knaben doch, aber unter der Bedingung, daß er, statt drei Jahre, sechs Jahre Lehrjunge sein müsse, und der Vormund war froh, stimmte ein und unterschrieb den Lehrakkord.

Der arme Junge sah sauer dazu und war nur froh, daß der Vormund noch aushielt, daß ihn der Meister in die Sonntagsschule senden solle.

Zwischen Aushalten und Halten ist's aber oft so, daß es vor dem Ersten nicht zu dem Letzten kommt. Nun aushalten mußte er, und nicht wenig, denn die Meistersleute hielten die Finger zu, das heißt, es herrschte kein Ueberfluß, als in der Arbeit; zum Halten des Gelobten kam's aber nicht und die Folge war, daß der Knabe Nichts lernte und vergaß, was er in Straubing gelernt hatte.

Geiz ist überall eine Wurzel Alles Uebels. In Weichselbergers ging er sogar so weit, daß der Meister, dem es am Gelde gar nicht fehlte, nicht einmal die alte Baracke, darin er wohnte, in wohnlichem und baulichem Stande erhielt. Ueberall pfiff der Wind durch, und von den Alpen her, die am Starnberger See sich schon in den Wellen spiegeln und weiter, nach Tyrol hinüber, ihre weißen Nasen gar hoch in die Luft strecken, weht's nach München her gar nicht fein und säuberlich und Abends und Morgens kann Einer sich in Acht nehmen! — der Schnupfen und Husten, und auch noch schlimmere Dinge, nämlich schwere Nervenfieber und Brustentzündungen, sind wohlfeil in München zu haben. Da wär's wohl an der Zeit gewesen, die Fugen zu stopfen; aber noch mehr wär's an der Zeit gewesen, das Haus, das vom Urgroßvater her fortgeerbt hatte, einmal kernhaft zu repariren und das faule Gebälke durch neues zu ersetzen. Auch die Nachbarn meinten das und warnten gar sehr, weil der Giebel sehr demüthig geworden war, und sich neigte, mehr, als es bei einem Hause nöthig ist; aber der Hofspiegelmacher meinte, das habe schon zu Zeiten seines Vaters, seliger, sich so geneigt und es habe keine Noth.

Das Thiereckgäßchen, darin das Haus Weichselbergers stand, war nicht eben breit und neben an dem Hause mit dem geneigten Giebel stand ein anderes, dessen Geburtstag nicht weit von dem Weichselbergers abliegen mochte, und das auch aus seinen Fugen gewichen war.

Keine Noth, Nachbar, sagte Weichselberger, die zwei treuen Kameraden von anno — Gott weiß' — halten sich einander und haben in treuer Kamerad- und Nachbarschaft schon lange ausgehalten; es läßt Keins das Andere fallen! —

So blieb's denn, bis am 21. Juli 1799, wo die Leute spazieren gegangen waren gen Sendling zum Bier, da verbreitete sich plötzlich die Schreckensbotschaft durch München, im Thiereckgäßchen seien zwei Häuser miteinander eingestürzt, und in dem Hause des Hofspiegelmachers Weichselberger liege der arme Lehrjunge unter den Trümmern begraben, der alleine das Haus habe hüten müssen, da sonst alle Insassen nach Sendling seien. — Und leider war es so und der Lebendigbegrabene war — Joseph Fraunhofer! — Das war aber nicht einmal wahr, daß der arme Lehrjunge allein im Hause war, auch die Frau Meisterin

war zu Hause geblieben und auch sie lag unter den Trümmern und man grub sie, als eine Leiche, heraus.

Und Fraunhofer? fragen meine lieben Leser?

Nun, ein rheinisches Sprüchwort sagt: Was der Herr will erhalten, das läßt er nicht erkalten, und das wahre Wort bestätigte sich an dem armen Knaben. Er war in der Vorderstube gewesen als das Haus mit unendlichem Gepolter und mit der Schnelle des Blitzes einfiel. An ein Entspringen war nicht zu denken, denn: Krach! Krach! ging's, und das Haus lag auf einem Haufen; aber einige Balken und Kisten des Oberstockwerks fielen so, daß sie über dem Knaben ein Dach bildeten. Dennoch ist es ein Wunder göttlicher Gnade, daß er von dem Staub und Schmutz nicht erstickte.

Auch das war eine Gnadenfügung, daß er weit vor gegen die Straße lag und man seinen Hülferuf hören und nach ihm sogleich graben und räumen konnte, — denn sonst wäre er vielleicht erst nach zwei, drei Tagen gefunden worden und wäre vielleicht elendiglich vor Hunger und Durst umgekommen.

Als sich die Schreckensbotschaft verbreitete, erreichte sie das Ohr des milden, menschenfreundlichen Churfürsten und nachmaligen Königs von Bayern, Maximilian Joseph, dessen Name in Bayern noch einen hellen, schönen Klang in treuen Herzen hat.

Kaum erfuhr es der Churfürst, so eilte der edle Fürst zur Stelle des Unglücks und schauderte, als er vernahm, daß Menschen unter den Trümmern lägen. Schnell ordnete er die Rettungsarbeiten an, ermunterte durch reiche Gaben die arbeitenden Menschen, und als er vernahm, man höre den Lehrjungen jammern und nach Hülfe rufen, so stieg er selbst über Balken, Steine und Gerölle zu einem Spalte, durch den man sich dem armen Knaben konnte verständlich machen, und tröstete ihn mit liebreichen Worten und der Zusicherung baldiger Hülfe und Rettung, weilte auch lange am Orte des Jammers und kehrte oftmals wieder dahin zurück.

Die Ausgrabung mußte mit großer Vorsicht geschehen, sonst konnte der arme Knabe jetzt noch zu Tode gedrückt werden; daher gings langsam und des Churfürsten Hofbaumeister wendete jegliche Vorsicht an, ihn zu retten, zumal der gnädige Churfürst die größte Theilnahme an ihm bezeugte, besonders seit er vernommen, er seie eine arme, elternlose Waise.

Nach vielen Mühen und Arbeiten zog man endlich den armen Lebendigbegrabenen heraus. Alles Blut schien aus seinem Leibe gewichen zu sein, so bleich sah er aus. Wer aber glauben wollte, er sei ohne Püffe und Quetschungen davon gekommen, der hätte sich denn doch arg getäuscht. Der arme Fraunhofer blutete an vielen Stellen des Kopfes und hatte viele Stellen seines Leibes, die durch arge Quetschungen gelitten hatten.

Der edle Churfürst war zugegen, als man ihn herauszog. Er ließ ihn nicht nur in ein Lazareth bringen, wo er seine Heilung und Pflege hoch und theuer empfahl, sondern er beschenkte ihn auch reichlich, daß er sich die verlornen Kleidungsstücke wieder kaufen könne.

Großer Herrn Gedanken sind kurz, pflegt man zu sagen, aber mit dem Worte würde man sich an dem menschenfreundlichen Herzen des Churfürsten Maximilian Joseph schwer versündigen. Er ließ nicht nur oft nach dem armen Knaben fragen, sondern, als er genesen war, ließ er ihn zu sich bringen und fragte ihn über das, was er in seinem Elende empfunden und gedacht habe, überhaupt auch über seine Lebensumstände und Verhältnisse.

Fraunhofer war ein durchaus wahres und offenes Gemüth. Die Scheu, die er Anfangs vor seinem Landesherrn fühlte, schwand schnell bei der liebreichen Weise des edeln Landesvaters; er redete offen und treuherzig und der Churfürst fand sein Wohlgefallen an ihm und schenkte ihm achtzehn Dukaten. Dabei ließ er es aber nicht bewenden, sondern sprach ein Wort zu ihm, das

durch Fraunhofers ganzes Leben in seiner Seele nachklang: Mangelt dir's, mein Sohn, sagte der edle Fürst, so komm' zu mir. Ich will dein Vater sein!

Da zieh ich mein Käpplein ab vor diesem Fürstenherzen und glaube, daß der, der aller Fürsten und Könige Herr und König ist, sich droben im Himmel solchen Wortes gefreuet hat, zumal es nicht ein leeres Wort blieb.

Jetzt aber zeigte es sich auch wieder, wie wahr das Sprüchwort ist, das da sagt: Was ein Dörnchen werden will, das spitzt sich frühe.

Er blieb freilich während seiner Lehrzeit beim alten Meister, denn in Bayern herrscht noch der Zunftzwang und von dem beißt kein Mäuslein einen Faden ab; aber es war denn doch besser mit ihm geworden. Ob der Meister darum mildere Seiten aufzog, weil er sah, daß sich der Churfürst mit Theilnahme nach dem Knaben erkundigte, oder Leute, wie der geachtete Utzschneider sich mit ihm beschäftigten — ich weiß es nicht; oder ob die selige Meisterin die Ursache seiner schlimmen Lage war, die nun draußen auf dem Friedhof ruhte, — auch das weiß ich nicht; genug, der Meister war milder geworden. Der Knabe durfte die Sonntagsschule benützen, und that es mit glühendem Verlangen nach höherem Erkennen und einem Eifer, der im Sturme voranschritt. Auch im Hause erhielt er eine größere Freiheit, aber keine bessere Kammer.

Einst kam der wackere Utzschneider nach ihm zu sehen, ob im Auftrage des Churfürsten oder aus eigener Theilnahme — das weiß ich nicht zu sagen. Der kleine Fraunhofer hatte Zutrauen zu dem freundlichen Manne und zeigte ihm das Geschenk des Churfürsten in blanken, goldenen Dukaten, denn er hatte Vertrauen zu dem freundlichen Manne.

Was willst du mit dem Gelde machen? fragte der Geheimerath den Knaben.

Fraunhofer sah ihn mit den offenen, ehrlichen Augen an und sagte: Ich lasse mir dafür eine Glasschleifmaschine machen, denn —

Nun? fragte Utzschneider, was dann weiter?

Ich schleife Gläser! sagte der Knabe schüchtern.

Verstehst du denn das?

Nein, aber ich will's probiren und lernen; denn ich habe solche Vergrößerungsgläser gesehen und solche möchte ich schleifen lernen.

Utzschneider, der die Schwierigkeiten kannte, lächelte; aber er wollte dem Knaben es nicht verleiden und sagte: Probir's einmal. Ich will wieder kommen und sehen, wie weit du es gebracht hast.

Damit ging er und der junge Mensch kaufte sich eine solche Maschine, und wollte sie in seiner Kammer aufstellen, was aber kaum gelang, und ging an das Werk mit der ihm eigenen Ueberlegung und Ausdauer. Allein das ist so leicht nicht, wie man es so hinsagt; denn das eigentliche Schleifen ist dabei eine Sache, die sich am Ende leichter ablernen läßt, aber das Wie? ist dabei die Hauptsache. Darüber bestehen bestimmte Gesetze einer Wissenschaft, die Keiner, auch nicht der Gescheidteste, aus dem Aermel schütteln oder so leicht finden kann, wie etwa, daß 2 mal 2 vier ist. Wo sollte der Knabe solche Erkenntniß geschöpft haben?

Utzschneider kam wieder und unterredete sich mit ihm. Er erstaunte, als ihm der Knabe auf's Bestimmteste die Schwierigkeiten nachwies, auf die er gestoßen sei, und wie klar er die Grenze bezeichnete, wo sein Erkennen und Können endete, und meinte, es müßten dazu Kenntnisse nöthig sein, die ihm abgingen, und so lange er die sich nicht angeeignet, sei's mit seinen Versuchen nichts und alle jene Bemühen völlig eitel. Als er das sagte, seufzte er tief und der Geheimerath Utzschneider blickte in die Tiefe einer nach Wahrheit dürstenden Seele und der Wunsch wurde in ihm rege, es zu versuchen, ob er durch Bücher den Durst stillen, den suchenden Geist des Knaben vielleicht zum Finden des Gesuchten leiten und führen könne.

Er gab ihm also geeignete Bücher, die ihn stufenweise hinanleiten konnten zu der Erkenntniß, die er suchte. Daß sich nun Fraunhofer mit Lust und Liebe

über die Bücher hermachte und jede freie Stunde des Tages und halbe Nächte las und studirte, das läßt sich denken. Manches verstand er anfänglich nicht; aber er strengte seinen Geist an, bis er es verstand, und ging dann erst weiter. Das war die rechte Straße zu tüchtigen Kenntnissen, die nun auch niet- und nagelfest wurden; aber welche Schwierigkeiten hatte er zu überwinden!

Seine Kammer verdiente diesen Namen nicht, denn es war ein finsteres Rattennest ohne Fenster! — dazu war sie eng und klein. Wollte er seine kostbaren Bücher lesen, so mußte er sich Oel kaufen und am lichten Tage ein Licht brennen. Das wäre aber doch eigentlich dem Lehrbegierigen nicht einmal ein Hinderniß gewesen, und er hätte es standhaft überwunden: aber nun kam sein Meister in's Spiel. — Als der die Bücher sah, hagelte es Flüche und Schimpfe auf die unnützen Bücher, die nur den Kopf toll und dumm machten und das Ende vom schönen Liedlein war, daß er ihm das Lesen der Bücher ohne Weiteres verbot und ihm befahl, sie aus dem Hause zu schaffen.

Bei Utzschneider konnte er keinen Trost holen, der war den Sommer über auf dem Lande und, wenn er Andern seine Noth klagte, so zuckten sie die Achseln, wenn er einen oder den andern von den Lehrern der Sonntagsschule um eine Erläuterung über Etwas, was ihm dunkel in seinen Büchern geblieben war, anging, dann nahmen sie ihm alle Hoffnung, daß er bei seinen so mangelhaften Schulkenntnissen, und ohne des Lesens, des Schreibens und der höhern Rechenkunst kundig zu sein, jemals die Kenntnisse sich werde aneignen können, welche die Bücher ihm zu geben verhießen; ja ohne mündliche Belehrung sei's vollends eitel. —

Einen Andern hätte das völlig muthlos gemacht, ihn vielleicht zur Trostlosigkeit niedergedrückt, aber Fraunhofer nicht. Es war in ihm ebenso, als ob die heißen Gebete, die er zu dem Herrn schickte um ein Verständniß dessen, was er suchte, nicht unerhört bleiben konnten, und mit diesem treuen Glauben und der vollen Anstrengung seines Geistes ging er von Neuem an's Werk.

Ob dem Meister ein Recht zustehe, ihm den Weg eines höhern Erkennens zu verbieten, wenn er als Lehrjunge alle seine Obliegenheiten mit gewissenhafter Treue und Pünktlichkeit erfülle, das mußte er nach reiflichem Ueberlegen gradezu leugnen und verneinen; aber im Hause durfte er seine geliebten Bücher nicht lassen, denn Weichselberger hatte im Zorne geschworen, wenn er sie sähe und fände, ohne Weiteres sie zu verbrennen. Er brachte sie daher bei einem Freunde unter und benutzte die Sonn- und Festtage und auch wohl die wenigen Feierstunden, die ihm vom Meister vergönnt waren, dazu, sie zu lesen. Fraunhofer war ein begabter, ein reichbegabter Mensch, dessen scharfer Verstand alle Schwierigkeiten überwand. Seine Einsicht nahm zu und mit ihr die Liebe und der Eifer.

Indessen sann sein habgieriger Meister nur darauf, recht viel Nutzen von ihm zu ziehen. Er hielt ihn übermäßig zur Arbeit an und verkümmerte ihm die Zeit, die er auf seine Fortbildung verwenden wollte.

Was war da zu thun? Konnte er mit dem Gelde, das ihm der edle Churfürst gegeben, ihm nicht ein Halbjahr seiner Lehrzeit abkaufen? Damit war viel gewonnen. Was konnte er in einem halben Jahre Alles lernen? — Und — that es auch der Meister? Fraunhofer ließ von andern Leuten so an ihm lunken. Als aber der geldgierige Mensch von abkaufen hörte, da war der Golddurst zu groß, als daß er hätte widerstehen können. Wie seelenvergnügt war aber Fraunhofer, als er ihm das Geld zahlte und der Akt darüber aufgesetzt und unterschrieben war. Wie viel, bei seiner Armuth, auch der Betrag bedeutete, seine Freiheit und die Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vermehren, dünkte ihm höher als Alles. —

Nun war damals der General, Graf von Salern gestorben, ein Mann, der sich viel mit der Kunst beschäftigte, allerlei Dinge in Siegel und Stempel eingegraben, was man Graviren nennt. Er besaß eine Menge von künstlichen Maschinen und unter andern auch eine Maschine zum Schleifen der Metalle

und zum Graviren. Kam sie bei der Versteigerung nicht zu hoch, so wollte er sich mit dem Reste seiner Habe, das heißt mit dem Reste des churfürstlichen Geschenks, das ihm von dem Loskauf vom Meister übrig blieb, diese für ihn äußerst wichtige Maschine kaufen.

Das gelang ihm denn auch nun.

Der entsetzliche Zeitraum von fünf und einem halben Jahr war denn nun abgelaufen, und das letzte Halbjahr ehrlich abgekauft. Die Fesseln waren gebrochen. Er konnte sich frei bewegen. Er konnte die Schule besuchen, um die Grundlagen aller Bildung, das Lesen, Schreiben und Rechnen soweit zu erlernen, daß es ihm die erste Stufe auf der unendlich hoch hinaufführenden Stufenleiter werden könne. Er miethete sich ein Kämmerlein, stellte seine Maschinen auf und studirte unablässig in seinen Büchern, deren Verständniß ihm je länger je mehr sich erschloß.

Wovon aber nun leben? die Frage war eine centnerschwere und tiefeingehende; aber um die Antwort war ein selbstdenkender und selbstthätiger Kopf nicht bange.

Ging er vielleicht zu dem edeln Fürsten, der einst gesagt: Geräthst du in Noth, so vergiß nicht, daß ich, wie ein Vater, für dich sorgen will? Nein! War's sein Hochmuth, der die junge Seele erfüllte? O nein! Nichts weniger als das, vielmehr war es die Schüchternheit und der Gedanke, Maximilian Joseph gedenke des Wortes nicht mehr, was ihn abhielt, von dem Gebrauch zu machen, was hundert Andern eine Quelle gewesen wäre, daraus sie ohne Weiteres das geschöpft hätten, dessen sie bedurften.

Fraunhofer fing vielmehr an, Buchstaben und Worte mit seiner Maschine in Metall zu graben oder zu graviren, und namentlich Platten mit allerlei schönen Verzierungen, wie sie die Leute der höheren Stände bei sich trugen, um sie abzugeben, wenn Jemand nicht da war, den sie besuchen und ihm doch beweisen wollten, daß sie ihn hatten besuchen wollen. Man nennt diese Dinger bekanntlich Visiten-Karten. Damit verdiente er sich Etwas und, wie es scheint, genug, um kümmerlich auszukommen. —

Mittlerweile und in der Reihe von Jahren, die ich im Zusammenfassen der Lebensschicksale Fraunhofers, nicht grade Jahr für Jahr wollte aufzählen, hatte sich Vieles geändert. Das deutsche Reich war zu Grabe gegangen; Napoleon war Kaiser der Franzosen geworden und hatte dem wilden Rosse der Revolution Zaum und Gebiß angelegt; er war Herr und Meister auch in Deutschland geworden und machte den Churfürsten von Bayern zum Könige. Da war Vieles gar sehr anders geworden, in dem sich eine so einfache Natur, wie Fraunhofer, nicht zurecht finden konnte.

Grade damals, als die Noth ihm an den Kragen ging und er durch seine schönen, gepreßten Visitenkarten sich Etwas zu erwerben gedachte, machten ihm die veränderten Verhältnisse einen Strich durch seine Rechnung, der ihm ärger war, denn irgend ein anderer, und ihn in ein Heer von Verlegenheiten stürzte, wie er es nie geahnt, und das Schlimmste davon war der Hunger.

Armer Fraunhofer! München wimmelte von Soldaten; überall drückte die Einquartirung die Leute. Das Leben wurde theurer, als bisher. Jeder schränkte sich ein. Wer kaufte da Visitenkarten, und wären sie noch so schön und wohlfeil gewesen? — da kam Mangel und Noth, Hunger und Elend, Trübsinn und völlige Muthlosigkeit über ihn. —

Zum Könige zu gehen und ihn, den milden und barmherzigen Fürsten, an sein Wort zu erinnern, das wäre das Rechte gewesen; er hatte Fug und Recht dazu, denn der König hatte es ja gesagt und war von Herzen geneigt, es zu thun, was er gesagt, aber dazu fehlte ihm aller Muth. Lieber griff er zum alten Handwerke des Spiegelmachers und Glasschleifers. Ob er aber bei dem Meister Weichselberger als Geselle in Dienst trat oder bei einem Andern, das muß ich dem Leser schuldig bleiben. So viel steht fest, er fand Arbeit und Brod und vertraute Gott, daß er ihm bessere Zeiten senden werde. Besonders gut

aber ist es ihm in dieser Zeit der Noth nicht ergangen. Und die blieben ihm auch nicht aus, nämlich die guten Zeiten.

Der wackere Geheimerath Utzschneider, der einmal an dem Schicksale des jungen, talentvollen und strebsamen Fraunhofer einen lebendigen Antheil nahm, war in dieser Zeit nicht in München, sondern in Benedictbeurn und hatte dort vollauf zu sorgen und zu thun, denn überall war Krieg und wieder Krieg die Loosung, die Napoleon ausgab, und wer nicht zu ihm stand und die deutschen Kinder hingab, um deutsche Stämme zu unterjochen und knechten, der war sein Feind und wehe ihm! Denn wie er erhöhte, so war er auch bereit, zu erniedrigen, und eine Königskrone, die er gegeben, konnte er ja auch wieder nehmen und Land und Leute dazu. Wer wehrte es ihm, dem sich alle Welt unterwerfen mußte? Da mußte auch Bayern Opfer bringen und Jeder in Bayern, nach Maßgabe seiner Mittel und Kräfte. Es war eine arge Zeit und wer sie erlebt hat, denkt mit Schrecken daran, theils, weil es einem deutschen Herzen wehe that, sein Vaterland so erniedrigt und zertreten haben sehen zu müssen, theils weil das Weh der Opfer durch alle Herzen und Familien zog.

Wer hätte denken sollen, daß in solchen Stürmen Utzschneider seines Schützlings Fraunhofer gedächte? Aber Utzschneider glaubte in ihm einen außerordentlich begabten und befähigten Menschen erkannt zu haben, dem er auf- und fortzuhelfen berufen sei; andern Theils aber stand immer noch das Schicksal des Lebendigbegrabenen und so wunderbar Geretteten vor seiner Seele und erhielt die Theilnahme für ihn wach und lebendig.

Es war lange, sehr lange her, daß er nichts von ihm gehört hatte, und er hätte doch gerne hören mögen, ob und welche Fortschritte er im Erkennen und in der Kunst, Gläser zu Brillen und Fern- und Vergrößerungsgläsern zu schleifen, gemacht habe, und welcher Lebensstellung er sich in dieser Zeit allgemeiner Verwirrung erfreue, oder — ob er in Noth sei, daß er ihm die helfende Hand reichen könne.

Man sieht, dieser Herr Utzschneider war ein Ehrenmann, wie sie leider unter denen, die reich an Geld und Einfluß sind, selten gefunden werden.

Da er nun nicht selbst nach München konnte und der Gedanke an Fraunhofer's Geschick ihn sehr beschäftigte, so machte er's kurz und schrieb an einen Freund in München: „Thuen Sie mir doch den Gefallen und sehen Sie sich einmal nach einem gewissen Joseph Fraunhofer um — er war — u. s. w., und fühlen Sie ihm, wenn Sie ihn finden, einmal den Puls am Verstande, wie weit er auf dem Wege des Erkennens und der Kunst in den Jahren, seit ich ihn aus dem Gesichte verlor, voran gekommen ist; wie es ihm geht und ob er vielleicht meiner Hülfe bedarf, u. s. w."

Der Freund, an den er diesen Brief von Benedictbeurn aus nach München richtete, war ein ebenso wackerer und ehrenwerther Mann, als der, der ihm einen solchen, aus Menschenliebe erwachsenen Brief geschrieben, nämlich der Professor Ulrich Schiegg in München.

Die Stadt München ist hinlänglich groß genug — ob sie gleich damals noch bei Weitem nicht war, was sie durch den Kunst und Wissenschaften liebenden und pflegenden König Ludwig von Bayern, den Sohn und Kronerben Maximilian Josephs, geworden ist — um Einem, der ein unbekanntes Menschenkind in ihr aufsuchen will, ein gehörig Stück Arbeit auf den Hals zu laden. Zwei Dinge halfen aber dem Professor Schiegg gar sehr, nämlich der Umstand, daß in dem Briefe Utzschneiders, wo ich mir erlaubt habe: u. s. w. zu setzen, zu lesen stand, er sei bei dem Meister Weichselberger im Thiereckgäßchen in der Lehre gewesen und selbiges Mal von dem einstürzenden Hause begraben worden, und sodann sein wackeres Herz, dem es eine Freude war, einem Andern Freundliches zu erweisen. Und einen dritten Helfershelfer hatte er an der Polizei, die bekanntlich Alles weiß und noch Einiges mehr, und ihr Näslein, wo möglich in Alles steckt. Glückte es nun bei dem Weichselberger im Thierecksgäßchen nicht, so

war diese Nothhelferin, die aus ihr — aber auch in sie verhelfen kann, seine letzte, wenn auch nicht eben sehr werthe und liebe Zuflucht und er wollte sich nun einmal keine Mühe verdrießen lassen, seinem theuren Freunde Utzschneider, und vielleicht einem braven, strebsamen, jungen Menschen, der vielleicht mit der Noth des Lebens rang, einen Freundschaftsdienst zu leisten. Es gelang ihm indessen ohne die wohllöbliche Polizei, denn der alte Weichselberger wies ihn zurecht und er fand den Gesuchten, dessen bleiches Gesicht sich erheiterte, als der Herr Professor ihm den Gruß von Geheimerath Utzschneider vermeldete und ihn so liebreich einlud, ihn morgen zu besuchen.

Nun muß ich aber noch eines Umstandes gedenken. Der Geheimerath Utzschneider hatte in München mit den Herren Reichenbach und Liebherr eine Anstalt gegründet, worin durch sehr geschickte Leute allerlei künstliche Werkzeuge gemacht werden, wie man sie zur Feldmeßkunst und andern wichtigen Künsten und Wissenschaften brauchte. Solche Werkzeuge, die sehr genau und fein gearbeitet sein müssen, wenn sie mit Erfolg gebraucht werden sollen, hatte man bisher nur von Paris sich kommen lassen und also das deutsche Geld den Franzosen in den Beutel gesendet. Nun dachte man daran, eine solche Anstalt zu gründen und das Geld im Lande zu behalten, und doch der Noth mit solchen Instrumenten abzuhelfen. Vielleicht, dachte Utzschneider, kann der junge Fraunhofer da sich seinen Lebensunterhalt verdienen, sich ausbilden und der Welt und uns nützlich werden. Dieß „uns" mochte nun leichtlich als Eigennutz ausgelegt werden, allein das war es in Utzschneiders Seele nicht, denn sie bezahlten brauchbare und tüchtige Leute außerordentlich und waren froh, wenn sie für schweres Geld nur welche bekommen konnten. —

Fraunhofer folgte der liebreichen Einladung des Professors und trat am andern Tage zur bestimmten Stunde bei demselben ein. Der Professor war ein liebenswürdiger, ungemein gutmüthiger und freundlicher Mann, der sich schnell das volle Zutrauen des sehr schüchternen Fraunhofer erwarb. Ohne Hehl begann er nun seine Lage zu schildern, die bei kärglichem Lohne eine höchst bedrückte war; aber als sich der Professor mit ihm auf seine Kunst, auf die Kunst, die Gläser für diese und jene Zwecke zu schleifen und die Regeln und Gesetze, nach denen und wie das geschehen müsse, einließ, da erstaunte er über die mannigfaltigen und tiefeingehenden Kenntnisse, welche sich der schlichte Glaser- und Spiegelmacher-Geselle erworben hatte; er erstaunte noch mehr über die eigenthümlichen Ansichten, die der junge Mann über die einschläglichen Dinge entwickelte, und drang nun auf's Entschiedenste in ihn, zu Herrn Utzschneider zu gehen, der ihm einen andern Wirkungskreis anweisen und ihm so lohnen würde, daß er der Noth für immer enthoben wäre.

Das machte einen gewaltigen Eindruck auf den von Noth gebeugten, und mit seinen Berufsarbeiten höchst unzufriedenen jungen Mann. Fraunhofer hatte sich von einem Vorurtheile gegen Utzschneider einnehmen lassen. Er glaubte nämlich, weil dieser Mann, der sich einst seiner so liebevoll angenommen, viele Jahre nichts von sich hatte sehen und hören lassen, auch bei Errichtung der Kunstwerkstätte gar nicht an ihn denken zu wollen schien und grade in dem Gebiete, in welchem er Etwas hätte leisten können, einen Andern, nämlich einen Herrn Rigg'l angestellt hatte, Herr Utzschneider habe eine böse Meinung von ihm gewonnen, und sich absichtlich ganz von ihm zurückgezogen. Dieß Vorurtheil verursachte es, daß Fraunhofer ungemein befangen und eingeschüchtert bei Utzschneider eintrat. Diese Schüchternheit und Befangenheit wich indessen schnell, als Utzschneider mit der ungeschwächten Theilnahme an seinem Geschicke sich aussprach. Was Professor Schiegg Herrn Utzschneider über Fraunhofer mitgetheilt, fand er vollkommen richtig und es bedurfte gar keiner langen Unterhandlung, so waren beide vollkommen einig und Fraunhofer für die Utzschneiderische Anstalt gewonnen.

Dieß war einer jener entscheidenden Wendepunkte, wie sie bisweilen im

Menschenleben eintreten und dann dem ganzen äußeren und inneren Leben eine völlig veränderte, dann aber die einzig richtige Richtung geben.

Fraunhofer wurde nun dem Herrn Riggl an die Seite gesetzt und Beide hatten nur solche Werkzeuge herzustellen, die, wie Ferngläser, Vergrößerungsgläser und dergleichen, einzig für die Verschärfung der Sehkraft des menschlichen Auges berechnet waren. Utzschneider, welcher immer noch Fraunhofer nicht so viel zutrauen zu dürfen glaubte, wie Riggl, der in seinem Fache erprobt war, stellte Fraunhofer noch besonders unter die Aufsicht des Professors Schiegg, welcher damals meist alle Tage die Anstalt besuchte und an ihren Leistungen den größten Antheil nahm, auch sehr viel zu ihrer Vervollkommnung durch seine reichen Erkenntnisse beitrug. —

Professor Schiegg erkannte indessen bald die außerordentliche Befähigung und Kunstfertigkeit Fraunhofers an und das Aufsichtsverhältniß löste sich einfach von selbst auf und wurde zu einem gegenseitig berathenden und belehrenden, wo dann Schieggs Achtung für den jungen Fraunhofer täglich zunahm.

Der war nun gelenkt in die rechten Bahnen, dazu sein Geist nicht bloß Lust und Liebe, sondern Fähigkeiten und Kräfte vom Herrn empfangen hatte; der Geist des jungen Mannes war wie ein flüggegewordenes Vögelein, das aus dem Neste auf den Zweig gehüpft ist und nun die Schwingen recht und mit jedem Tage höher fliegt und weiter.

Treffliche, kenntnißreiche Männer, wie Schiegg und Utzschneider, die den Edelstein in ihm erkannt hatten, nahmen sich seiner in Liebe an, und halfen zum Verständniß, wenn in den Büchern Manches dunkel blieb und sein Geist den rechten Sinn nicht finden konnte, und mit überraschender Schnelligkeit durchlief er die Bahnen des Erkennens: stieg hinab in die Tiefen des Wissens, und klomm hinauf zu den Höhen, von wannen er hinausschaute in die Gebiete, welche Gottes Gnade dem menschlichen Geiste eröffnet hat, daß er sie überschaue und ermesse.

So wurde denn der Lebendigbegrabene und wieder zum Leben Gekommene, der blutarme Glasersjunge von Straubing, ein Mann, den Hohe und Niedere ehrten und achteten, der zu einem neuen Leben voll nützlicher und heilbringender Thätigkeit gewonnen war. Sein an wunderbaren Führungen des Herrn reiches Leben zeichnete sich auch dadurch vorzüglich aus, daß Gott ihm treue und an Erkenntniß und Menschenliebe reiche Freunde schenkte, die ihm forthalfen auf seiner Bahn, daß der Mangel des Unterrichts in seiner Jugend kein Hemmschuh werde. Unter diesen steht Utzschneider oben an, dann müssen wir den edlen Schiegg nennen, des Namens Reichenbach nicht vergessen — und dann Einen nennen, der sein fürstliches, dem armen Knaben gegebenes Wort Königlich gehalten hat. Ich brauche den Namen Maximilian Joseph nur zu nennen, um ein Herz zu bezeichnen, das in Bayern Tausende segnen.

Nun, wen Gott lieb hat, dem giebt er treue Freunde; aber Fraunhofer war auch eine dankbare Seele und mehr noch eine demüthige und bescheidene, die sich nicht überhob, als Ehre und Ansehen ihm wurde und Wohlstand in späteren Lebenstagen.

Das ist eine Klippe, an der Mancher gescheidert ist, der aus der Tiefe der Unscheinbarkeit, Dürftigkeit, ja Armuth und des Elendes in die Höhe stieg. Da schwindelts leicht im Kopfe und im Herzen. Hochmuth und Uebermuth übermannt die Leute. Sie vergessen, von wannen sie gekommen; vergessen der Wege, die sie der Herr geführt; vergessen der Menschen, die ihnen der Herr als Werkzeuge seiner Liebe zugesendet und durch deren Hand es ihnen möglich wurde, ihre Stellung in der Welt zu erringen. Mit dem Hochmuthe und Uebermuthe ist der Undank gegen Gott und Menschen allemal auf's Engste verbunden. So war's in Fraunhofers Seele nicht. Er war ein ernster, viel nach Innen lebender Mann, aber er trug im Herzen seinen Gott und diente ihm in dankbarer Liebe; er trug im Herzen die Demuth, die, sich beugend, spricht: Nicht mir, nicht mir

— sondern dem Herrn allein die Ehre; er trug im Herzen die nie erkaltende Liebe und Dankbarkeit für die, welche ihm Lehrer, Helfer und Führer waren; er trug endlich im Herzen jenen apostolischen Grundsatz, sowohl in der sittlichen Vervollkommnung, als im Vorwärtsstreben im Erkennen und in der Kunst, den Paulus so ausdrückt: Nicht, daß ich errungen hätte, sondern daß ich es erringen möchte, darnach strebe ich. —

Mitten in den Jahren, da der Krieg das arme Deutschland so schwer heimsuchte, wandelte Fraunhofer seine friedliche Bahnen mit rüstigem Eifer und jener Ausdauer und Gründlichkeit des Erforschens, dadurch allein ein sicheres Ziel gewonnen werden mag, und sein Gönner und Freund, der Geheimerath Utzschneider, erkannte mit großer Freude, daß er einen Mann gefunden hatte, wie er seiner bedurfte. Er und sein Geschäftsverbundener Reichenbach entschlossen sich, in dem ehemaligen Kloster Benediktbeurn, dessen Gebäude und Umgebungen Utzschneider an sich gekauft hatte, eine eigene Anstalt zu errichten, wo eben nur Werkzeuge gemacht werden sollten, die man mit einem fremden Namen „optische" nennt, die aber den Zweck haben die menschliche Sehkraft durch das Schleifen der Gläser in geeigneter Weise also zu stärken, daß sie in die weiteste Ferne des Himmels schauen möge, um die Sterne zu beobachten in ihren vom Herrn ihnen angewiesenen Bahnen, um daraus Erkenntnisse zu ziehen, wie wunderbar der Allmächtige, Allweise und Heilige Alles geordnet hat in dem unermeßlichen Gebiete, welches wir mit dem Namen: Welt bezeichnen. Die Leute welche die Kunst besitzen, die Gläser zu solchen Zwecken zu schleifen und die Werkzeuge zu bilden und einzurichten, nennen wir auch mit dem fremden Namen kurzweg: Optiker. Nun war in den Diensten Utzschneider's und seiner Geschäftsgenossen Reichenbach und Liebherr in München der Optiker Niggl bisher mit Fraunhofer thätig zu gleichem Zwecke gewesen, aber da war eben das Anfertigen solcher kunstvollen Werkzeuge nur ein Theil dessen, was die Anstalt lieferte. Als man nun in der Abtei Benediktbeurn eine neue und einzig für solche Werkzeuge bestimmte Anstalt gründen wollte, da löste Niggl seine Verbindung mit den Unternehmern des Geschäftes und nun wurde der talentvolle junge Fraunhofer ausersehen, dem ganzen Geschäfte vorzustehen.

Da war denn nun Faunhofer im rechten Fahrwasser. Es war ihm eine freie, selbstständige, unabhängige Stellung bereitet, wo er nach seinen Ansichten arbeiten konnte. Ein neuer Glasschmelzofen wurde erbaut und Alles eingeleitet; aber die Unternehmer hatten an dem geschickten Niggl eine Erfahrung gemacht, die sie zu ernsten Ueberlegungen führte. Männer, wie sie sie brauchten, waren selten. Schied so Einer aus dem Geschäfte, so waren sie, wie der Fisch auf dem Trocknen. Und ein so ausgezeichnetes Talent wurde schnell bemerkt und dann suchten ihn Andere durch vortheilhaftere Anerbietungen zu verlocken oder der Gedanke, auf eigene Faust sich eine Lebensstellung zu gründen, entführte ihn dem Geschäfte, wie es ihnen mit Niggl ergangen war.

Utzschneider, der ohnehin eine väterliche Vorliebe für Fraunhofer in seinem Herzen trug, machte daher seinen Geschäftsgenossen den Vorschlag, Fraunhofer an das Geschäft als Theilhaber und Mitunternehmer zu fesseln und ihm in dieser Weise auch eine Stellung zu geben, welche ihn für alle Zukunft sicher stelle. Das fand Beifall und Fraunhofer ergriff den Antrag mit Freuden.

So wurde denn am 7. Februar 1809 der Gesellschaftsvertrag errichtet und abgeschlossen, aber Liebherr zog sich davon zurück und die Anstalt hieß: Utzschneider, Reichenbach und Fraunhofer. Natürlich war Fraunhofers Bestimmung dabei nur und lediglich, das Gießen und Schleifen der Gläser, und der geschickte Blochmann sollte für die geeignete Fassung der Gläser die Sorge übernehmen.

Jetzt zeigte es sich, was Fraunhofer konnte; denn er arbeitete nicht nur mit außerordentlichem Erfolge, sondern er schrieb und ließ eine Abhandlung über eine neue Weise seiner Kunst und ihre Anwendung drucken, welche die Sachkundigen

in Erstaunen setzte; zugleich theilte er in dieser Schrift auch eine von ihm gemachte Erfindung mit, welche wesentliche Vortheile in seiner Wissenschaft und Kunst leistete.

Nun war sein denkender und forschender Geist in die rechten Bahnen geleitet und neben seiner Thätigkeit im Geschäfte, die rastlos war, sann er immer auf neue Vortheile. So hatte er gefunden, daß, wenn die Gläser für die großen Fernröhre zur Sternbeobachtung polirt werden sollten, sie häufig durch das Abpoliren ihre im Schleifen erhaltene Gestalt und Dicke, worauf natürlich Alles ankam, veränderten und dann nicht mehr dienlich waren. Dieß war ein schlimmer Umstand, der oft wochenlange, sorgfältige und mühevolle, auch im Ganzen sehr kostspielige Arbeit geradezu umsonst machte. Er sann und sann, aber nicht erfolglos, denn er erfand eine Polirmaschine, ein Polirwerkzeug, das allen diesen Fehlern und Nachtheilen nicht nur vorbeugte, sondern wesentliche, bisher unbekannte Vortheile und ein weit mehr gesichertes Gelingen dieser feinen und schwierigen Arbeiten erzielte. Auch für andere Zwecke der Anstalt erfand er höchst zweckmäßige und vortheilhafte Vorrichtungen.

Das Geschäft nahm unter seiner Leitung täglich an ausgebreitetem Rufe, an gesichertem Absatze und an Einträglichkeit zu und die Bestellungen aus allen Gegenden Europa's häuften sich in erfreulichem Maße. Die Blicke der gelehrten Welt, besonders die der Sternkundigen, waren nun auf Fraunhofer gelenkt.

Wollte ich hier alle die neuen Erfindungen, die verbesserten Wege zum Finden sicherer Ergebnisse, die man vor ihm nicht ahnete, alle die großartigen Verbesserungen an den großen Fernröhren zur Himmelsbeobachtung, in Summa alle die Verdienste um die Wissenschaft und Kunst, die ihr zu dienen berufen ist, aufzählen; wollte ich alle die Abhandlungen nennen, die er schrieb, und in denen er die Ergebnisse seines scharfsinnigen Forschens niederlegte, ich würde nothwendig in Gebiete geführt, die meinen Lesern fremd sind, und die mich nöthigten, Versuche zu machen, das mit schlichten, einfachen Worten wieder zu geben, was die Gelehrten durch fremde Ausdrücke kurz, bündig und für die Männer vom Fache leicht verständlich ausdrücken, und das würde, wenn es mir gelänge, mich in eine unendliche weite Auseinandersetzung führen, die vielleicht grade durch das Bestreben, allgemeinfaßlich und allgemeinverständlich zu werden, den Zweck dennoch verfehlte. Es sind das tiefsinnige Dinge, die dem eigenthümlichen Gebiete dieser Wissenschaft angehören und nur dem vollkommen klar sind, welcher in ihre Tiefen hinabgestiegen ist. Aber das dürfen mir meine lieben Leser glauben, daß die Augen aller Sachverständigen auf diesen ausgezeichneten Mann gerichtet waren, daß sein Name weit über die Grenzen seines Vaterlandes, ja Europa's hinaus eine Geltung und einen Ruf hatte, wie damals und noch heute kaum ein Anderer, ja wirklich Keiner, außer dem Seinen. Es war fast kein Werkzeug, welches dieser hochwichtigen Wissenschaft dient, an dem nicht Fraunhofer eigenthümliche und besonders wichtige Verbesserungen anbrachte, die seiner Wirksamkeit und seinen Diensten den weitausgreifendsten Erfolg sicherten.

Aber außer einem großen, für die Sternwarte in Ofen bestellten und von Fraunhofer angefertigten Himmels-Fernrohre brachte ihm das größte und vortrefflichste, welches er auf Bestellung des Kaisers von Rußland für die Kaiserliche Universität zu Dorpat machte, den entschiedensten Ruf und die Ehre, daß der berühmte Sternkundige F. G. W. Struve, Director der Kaiserlichen Sternwarte zu Dorpat, es in einer eigenen Schrift beschrieb und auf seine Vortrefflichkeit in allem Betrachte die gelehrte Welt aufmerksam machte. Eine unausbleibliche Folge davon war, daß nun von allen Universitäten, wo man Sternwarten hatte, Bestellungen auf solche Himmelsfernrohre bei Fraunhofer einliefen und er mit dem siegreichsten Erfolge sie baute und herstellte und sich einen Namen gründete, der mit Ehren genannt werden wird, so lange es eine Wissenschaft gibt. Er brach in diesem Zweige sich eine völlig neue Bahn. Ihm gelang es, Fehler und Unrichtigkeiten zu entdecken und durch oft Jahre dauerndes

Forschen zu entfernen, welche bis jetzt der Sternbeobachtung im Wege standen und ihre Ergebnisse oft zweifelhaft, ja völlig unmöglich gemacht hatten.

War in dieser Weise Fraunhofers Weltruf gegründet, seiner Kunstthätigkeit ein unermeßlich weites Feld eröffnet, so muß es uns mit Bewunderung erfüllen, wie seine Geisteskraft alle die Schwierigkeiten überwand, welche ihm eine so ungemein mangelhafte Jugendbildung in den Weg legte. Ich will davon nicht reden, daß er sich auf dem Felde handlicher Thätigkeit eine Ehrenstelle erwarb. Es ist öfters vorgekommen in der Welt, daß Leute da, wo es die Anwendung eines kerngesunden Verstandes auf handliche Thätigkeit galt, auch ohne genaues Erkennen der Grundsätze, nach denen und aus denen das so und nicht anders sein kann und muß, Außerordentliches leisteten; aber daß Fraunhofer, der auf einem Felde thätig war, wo es ohne das genaue Kennen dieser wissenschaftlichen Grundsätze rein unmöglich ist, so Außerordentliches zu leisten, sich dieses Wissen erwarb, das ganze Gebiet kannte, überschaute, es so genau kannte, daß er seine Fehler und Irrthümer begriff und sie verbesserte; daß er, der noch als Jüngling kaum ordentlich rechnen, lesen und vorab schreiben konnte, als gereifter Mann Aufsätze und Abhandlungen über Dinge schrieb, die schon, was die Form des Ausdrucks betrifft, um das, was er sagen wollte, klar auszudrücken, eine große Gewandtheit und Fertigkeit heischen; daß diese Schriften des Mannes, der nie einen gelehrten Unterricht empfangen, nie die geistigen Vortheile einer Universität genossen hatte, ein ungemessenes Aufsehen machten und aller Gelehrten volle Aufmerksamkeit auf sich zogen, und ihren vollen ganzen Beifall, ihre Achtung und Bewunderung erweckten, das ist's, was wir mit Erstaunen wahrnehmen, was wir uns nur und lediglich durch die außerordentlichen Geistesgaben enträthseln können, welche der Herr ihm verliehen, und die durch das Lesen geeigneter Schriften und durch das Besprechen mit den Männern der Wissenschaft ihre Richtung erhielten und solche Früchte hervorbrachten.

Der König von Baiern hatte in München eine Gesellschaft von Gelehrten gestiftet, die man Academie mit einem fremden Namen nennt. Diese Gesellschaft umschloß die Gelehrtesten des Landes und zog auch die des Auslandes in ihren Kreis. Sie gab und gibt Schriften heraus, worin ihre Mitglieder die Arbeiten ihres Fleißes und geistiger Errungenschaft niederlegen, und wenn sie die Schrift eines Mannes, der nicht in ihren gelehrten Kreis gehört, in ihre Schriften aufnahm und aufnimmt, so ist das das allerehrenvollste Anerkenntniß seiner geistigen Tüchtigkeit, denn nur Erprobtes, nur was neue Bahnen bricht, wird dieser Ehre zu Theil. Die Academie der Wissenschaften in München nahm aber mit Freuden die Schriften und Abhandlungen Fraunhofers nicht nur zur Prüfung an, sondern ließ sie in ihren gesammelten Schriften abdrucken und bahnte ihnen so den Weg in die gelehrte Welt.

Noch Eins. Wenn irgendwo ein Mann durch seine Schriften die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zieht und diese Schriften sich als tüchtig, ihren Verfasser als einen verdienten Mann darstellen, so pflegen ihn die Universitäten dadurch zu ehren, daß sie ihn zum Doctor ernennen und er nun forthin das Recht hat, seinem Namen den Titel Doctor voranzusetzen. Doctor nämlich heißt ein solcher, der eine Wissenschaft gründlich zu lehren im Stande ist, und wenn eine Universität oder eine Abtheilung derselben einen Mann, der sich durch seine Schriften Verdienste irgend welcher Art erworben hat, zum Doctor ernennt, so bezeugt sie dadurch, daß sie ihn für würdig erkennt, in ihrer Mitte die Wissenschaft, in der er sich ausgezeichnet hat, lehren zu können. Mit solchen Ehrenernennungen zum Doctor halten aber die deutschen Universitäten sehr sparsam Haus, und es ist selten, daß sie einen Mann damit von sich selbst aus bedenken. Diese wohlverdiente Ehre empfing Fraunhofer, ja noch mehr, die Academie der Wissenschaften in München erwählte ihn zu ihrem Mitgliede — die höchste Ehre und Anerkennung, welche überhaupt im Lande ertheilt werden konnte.

Mancher möchte aber nun einmal fragen: Hat denn der Gönner, der einst an den Spalt des eingefallenen Hauses im Thierecksgäßchen trat und dem armen verschütteten Knaben Trost in die Seele sprach, der ihm ein Vater sein wollte, sein vergessen, seit die Königskrone sein Haupt schmückte? Nein, sag' ich drauf; denn daß Fraunhofer die Aufsicht über die reiche Sammlung der wissenschaftlichen Werkzeuge, die der König angelegt hatte, und dazu ein schönes Jahrgehalt empfing, war ja ein redend Zeichen liebevollen und achtenden Andenkens; denn auf die Wahl zum Mitgliede der Academie der Wissenschaften hatte der König keinen Einfluß; die ging aus dem freien Ermessen der Gelehrten hervor, welche die Academie bilden.

Als nun im Jahre 1824 Fraunhofer das berühmte und vortreffliche Stern-Fernrohr, welches er für die Sternwarte der Kaiserlich Russischen Universität Dorpat gemacht hatte, öffentlich ausstellte und auch der König das Werk seines Schützlings betrachtet und bewundert hatte, da war der Zeitpunkt gekommen, wo der König dem wackern Forscher und Künstler die höchste Auszeichnung des Staates verleihen konnte, nämlich den Civilverdienstorden der Baierischen Krone, der noch das Besondere hat, daß er den, der ihn aus der Hand des Königs empfängt, für seine Person in den Adelstand des Königreichs Baiern erhebt und ihm das Recht verleiht, seinem Namen das Wörtlein „von" als Adelszeichen vorzusetzen. Und nun, liebe Leser, ehe wir weiter das Leben dieses Ehrenmannes verfolgen, einen Rückblick! Da steht vor uns das arme Büblein des Glasermeisters Fraunhofer zu Straubing, wie es Fensterblei zieht, oder, das Gestellchen auf seinem Rücken, in den Dörfern umherwandert und an jeder Thüre fragt: Habt ihr keine zerbrochene Fensterscheibe einzuziehen? — Und der Doctor Joseph Fraunhofer, der weltberühmte Künstler, das Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften in München und auf seiner Brust der glänzende Orden des Verdienstes, den ihm sein König angeheftet und der ihn adelt! — Welche wunderbare Fügung! Welch eigenthümlicher Lebensgang, und sein Weg führt durch die Ruinen eines ihn verschüttenden Hauses zu dieser Höhe und diesem Ansehen! — Wer möchte da nicht einen Augenblick mit seinen Gedanken verweilen und wer müßte nicht hinaufblicken zu dem, der an unserm armen Lebensschifflein die Masten richtet, die Segel stellt, das Ruder führt und spricht! So soll's sein!

Bis zum Jahre 1814 war Reichenbach noch in der Verbindung mit Utzschneider und Fraunhofer geblieben. Um diese Zeit drückte er den Wunsch aus, den Theil der gemeinsamen Anstalten, der in München war und sich mehr mit Maschinen und derlei Dingen befaßte, allein zu besitzen und aus der Gesellschaftsverbindung auszuscheiden. Der Geschäftsvertrag wurde demnach gelöst und Fraunhofer trat als Gesellschafter Utzschneiders mit diesem in eine neue Verbindung und Utzschneider schenkte Fraunhofer das Einlagecapital mit zehn Tausend Gulden, unter der Bedingung, daß dies Capital der in gleicher Weise wie früher fortzusetzenden Anstalt nicht dürfe entzogen werden. Er gewann nun neben einem gewissen Gehalte auch noch andere Begünstigungen, und dem Jahrgelde des Königs und dem Gewinnantheil in dem Maße dieses Capitals eine Stellung, die ihm alle Sorgen seiner Zukunft vom Herzen nahm.

Von jetzt an steigerte Fraunhofer seine Thätigkeit zum vollsten Laufe. Der Gehülfe Ludwig Guinaud verließ die Anstalt; der wackere Blochmann ging, einem ehrenvollen Rufe folgend, nach Dresden. So war Fraunhofer zweier Kräfte verlustig, die ihre besonderen Verrichtungen in der Anstalt zu Benedictbeuren gehabt, und er mußte nun alle diese Thätigkeiten, alle Zweige in seine Hand und Oberaufsicht nehmen. 1819 entschlossen sie sich, ihre optische Anstalt nach München zu verlegen und gewannen dazu in der Vorstadt Au ein sehr geeignetes Haus von ansehnlichem Umfange, das nun zu dem besonderen Zwecke eingerichtet und hergestellt wurde. Da stand denn nun Alles unter seiner alleinigen und unmittelbaren Leitung. Die Bestellungen wuchsen in demselben Ver-

hältniß, wie Fraunhofers Ruf. Fünfzig Menschen mußten thätig sein, wurden angelernt und beschäftigt.

Wie ihn die Universität Erlangen zum Doctor ernannt, so wählten ihn mehrere auswärtige gelehrte Gesellschaften zu ihrem Mitgliede, eine Ehrenbezeugung, die nur den ausgezeichnetsten Menschen und Gelehrten zu Theile wird.

Nur seine letzten Schicksale bleiben mir noch übrig zu erzählen.

Fraunhofers Gesundheit wurde durch große Anstrengungen im Jahre 1825 ernstlich untergraben. Er hatte eine lange und schwere Krankheit zu bestehen, von der er sich nie wieder völlig erholen konnte. Sein Körperbau war nicht eben sehr stark. Der Einsturz des Hauses, der ihn begrub, scheint nicht ohne schlimme Folgen für ihn geblieben zu sein, wenigstens hat er den Eindruck körperlicher Schwäche zurückgelassen, ein Zustand, den seine Anstrengungen an Geist und Leib nicht geeignet waren, aufzuheben. Früher hatte er auch an Drüsengeschwüren gelitten. Verkältungen, die er sich im Feuereifer seines Strebens zugezogen, achtete er für Nichts, aber sie ließen Schlimmes zurück. Tag und Nacht war sein Geist beschäftigt und dem Körper gönnte er zu wenig Schonung und Erholung. Dazu kamen die Hitze und die Dünste des Glasofens, denen er sich aussetzte, wie oft ihn auch wohlwollende und treue Freunde, besonders Utzschneider, warnten. Das Alles achtete er nicht, aber der schwache Leib, den in der letzten Zeit nur der mächtige Geist noch trug, mußte erliegen. Er erlag einem langsamen Auszehren am 7. Juni 1826 Morgens um 10¾ Uhr. Sein Ende war sanft.

Eine vorübergehende Freude machte es dem schon im Scheiden begriffenen Geiste, als wenige Tage vor seinem Ende der König von Dänemark ihm den Danebrog-Orden verlieh. Er war nie verheirathet, aber seine zahlreichen Freunde sorgten auf's Liebevollste für seine Pflege; aber was auch die ärztliche Kunst und die pflegende Liebe that, sein Ziel war erreicht, wenn auch noch in einem Alter, das ein ferneres Wirken erwarten ließ.

Die allgemeine Trauer war groß und innig. Wer ihn gekannt, der hatte ihn geliebt.

Der Magistrat von München erließ ein Schreiben an Utzschneider, worin er ihm die Wahl des Platzes für Grab und Denkmal auf dem Gottesacker frei überließ und die Stelle unantastbar für Fraunhofer widmete. Utzschneider, der sehr um ihn trauerte, wählte die Stelle an der Seite des einst mit ihm und Fraunhofer verbundenen, auch schon hinüber gegangenen Reichenbach. Dort zeigt ein würdiges Denkmal die Stelle, wo er ruht.

Als ich, der diese Zeilen schreibt, Anno 1853 mit einem alten Freunde in München herumwanderte und so manches eherne Standbild berühmter Männer Baierns sah, die König Ludwig aufgerichtet, um dem wahren Verdienste ein würdiges Andenken für die Nachwelt zu stiften, da sah ich mich vergebens nach einem Standbilde Fraunhofers um und sagte zu dem Freunde; Der hätte es wahrlich verdient! — Aber das von ihm begründete optische Institut wollen wir doch sehen, sagte der Freund, und da kennen Sie sich für Ihre auch nicht mehr jungen Augen eine Brille kaufen! Der hatte Recht und ich that so. Damals stand Doctor Merz dem großen, herrlichen Geschäfte vor, der seitdem auch verstorben ist.

Herrliche Instrumente sahen wir dort, besonders ein neugebautes Stern-Fernrohr von außerordentlicher Größe und Vortrefflichkeit und fanden eine Freundlichkeit, die hier zu rühmen wir nicht unterlassen können.

Fraunhofer fanden wir leider nicht mehr!

Dies und Das.

Wie es auf den Straßen der Stadt San Francisco im Goldland Californien 1851 aussah, erzählt ein wahrheitsliebender Reisender in diesem Lande, ein Herr J. D. Borthwick, und ich meine, ich müßte es, der Rarität wegen, wie man am Rheine sagt, hier mittheilen. Er sagt: „Man hat oft gesagt, Californien sei dreier Dinge wegen berühmt: der Ratten, der Flöhe und der leeren Flaschen wegen, allein man hätte auch die alten Kleider diesem Verzeichniß californischer Glückseligkeiten noch beifügen können (denn diese werden überall gemüthlich auf die Straße geworfen und bleiben, ebenso gemüthlich da liegen). Der ganze Platz war voll mächtig großer Ratten. Man konnte zur Nachtzeit kaum gehen, ohne daß man auf Eins dieser großen Nagethiere trat. Sie zerstören eine unermeßliche Menge Eigenthums und ein guter Rattenfänger (bekanntlich eine Art Hunde) wurde mit Goldstaub aufgewogen. (Aber es sollen, erzählt dieser Reisende anderwärts, diese Thiere bei der Menge der Ratten des Fangens und Tödtens derselben so überdrüssig geworden sein, daß sie sich gar nicht mehr um sie kümmerten.) „Was die andern betriebsamen Thierchen betrifft, so waren sie eine schreckliche Plage. Sie sind, vermuthe ich, in dem sandigen Boden einheimisch. Es war etwas ganz Gewöhnliches, einen anständigen und gutgekleideten Mann plötzlich den Aermel seines Rockes oder seine Beinkleider heraufziehen, und triumphirend lächeln zu sehen, wenn er seinen kleinen Quälgeist gefangen hatte. Nach einigen Wochen Aufenthalts in San Francisco erlangt man in einer derartigen Jagd eine ziemlich große Geschicklichkeit. Was den Artikel — die leeren Flaschen betrifft, so läßt sich aus den ungeheuern Haufen, welche man massenweise an allen Arten von Nebenplätzen findet, auf einen Branntweinverbrauch schließen, der wahrhaft furchtbar ist. Es gab so viel leere Flaschen, als Backsteine — man hätte eine große Stadt mit denselben bauen können!

Nun, rechnet man das wüthende Spielen, die zahllosen Spitzbuben und Diebe und die alltäglichen Mordthaten hinzu — so stellt sich uns ein Lebensbild dar, das Einem Lust machen könnte — in's Goldland auszuwandern! Fast! sagt der Nachbar. —

Die Erfindungen der Chinesen. Wie außerordentlich weit die Chinesen vor den Europäern voraus waren, verdient beachtet zu werden; aber auch das, daß sie Nichts weiter ausgebildet und vervollkommnet haben, sondern auf ihrem einmal eingenommenen Standpunkte unwandelbar stehen geblieben sind.

Der Magnet und der Compaß, dieß dem Seefahrer so unendlich wichtige Werkzeug, war den Chinesen schon 2400 Jahre bekannt, da die Magnetnadel in Europa erst 1190 durch Guyot de Provins, und 1204 durch Jacques de Vitry und endlich 1260 durch Brunetto Latini erwähnt wurde.

Das Schießpulver kannten die Chinesen schon 100 Jahre vor Christi Geburt.

Das Papier erfanden die Chinesen 95 Jahre nach Christi Geburt.

Die Buchdruckerkunst war grade 860 Jahre in China vor der Erfindung Gutenberg's bekannt. Glocken hatten die Chinesen viele Jahrhunderte früher, als man sie in Nola in Campanien fand und in Europa einführte.

Zucker bereiteten sie schon um das Jahr 1578 unserer Zeitrechnung.

In der Bearbeitung und Herstellung der Metalle aus ihren Erzen waren sie schon in den Zeiten erfahren, als man in Europa kaum daran dachte.

Alle diese Künste blieben aber bei ihnen auf der Stufe der Erfindung stehen. Dennoch sind sie ein anerkennliches Volk und ihre jetzige Auswanderung nach Amerika, besonders nach Californien und Australien, wo sie mit den Europäern in Berührung kommen, wird nicht verfehlen, merkwürdig auf sie zurückzuwirken.

Was die Meise uns nützt? Es ist eine betrübende Thatsache, daß wir noch immer nicht im rechten Maße den Segen erkennen, den uns einzelne Thiergattungen bringen und daher nicht kräftiger für ihre Erhaltung wirken. Aus einem trefflichen Büchlein: „Kleine Ermahnung zum Schutze nützlicher Thiere". Berlin, bei Unger — welches weite Verbreitung verdiente, möchte ich folgende Einzelnheit erwahnen: „Die Meisen, z. B. die Blaumeise (Parus coeruleus) wiegt $^3/_4$ Loth und braucht auch ebensoviel täglich zur Nahrung. Angenommen, sie würde nur 20 Tage im Jahre sich ausschließlich von Schmetterlingseiern nähren (im Herbste und Winter sind diese fast ihre einzige Nahrung), so würde sie in dieser Zeit 200,000 Insekteneier vertilgen, denn 10,000 solcher Eier wiegen $^1/_2$ Loth; da aber 3 bis 4000 Raupen hinreichen, um einen Baum kahl zu fressen, so schützt Ein Vögelchen 50 Bäume. Daß aber die Insekteneier in so ungeheurer Menge vorhanden, lehren die amtlichen Berichte über die Einlieferungen der Nonneneier (die Nonne, Liparis monacha, ein Schmetterling, dessen Raupen in Preußen die Nadelholzwaldungen in ungeheurer Ausdehnung in den letzten Jahren verheert haben, indem sie die Nadeln abfressen, wonach der Baum stirbt), indem an einem Tage vier (4) Scheffel von diesen abgeliefert wurden, und doch war dieß nur wie ein Tropfen im Meere, denn sie fruchteten so wenig, daß doch ganze Forsten (von vielen tausend Morgen) abstarben. Man schone und hege also vorzüglich die Vögel, dann werden Mäuse und Raupen aufhören, eine Landplage zu sein."
— Als Vertilger der Mäuse aber müssen wir besonders auf Falken und Eulen aufmerksam machen. Und doch nageln die Bauern diese Vögel an ihre Scheunenthore und Stallthüren und die Buben fangen die Meisen zu Tausenden im Herbste und Winter weg in ihren Meisenkarren! Wenn wird dieser Krieg gegen diese treuen Gehülfen unsrer Feld- und Gartenwirthschaft aufhören? Wo sind diese Früchte unsres verbesserten Schulunterrichts? —

Die Schuld.

Eine Erzählung

von dem Verfasser „des Jahrhunderts der Umkehr".

Es ist ein ärmliches Stübchen, mein Leser, in welches ich dich zu führen wünsche. Du trägst vielleicht Bedenken einzutreten, da das Haus so dürftig und baufällig dasteht? Gern hätte der Besitzer es längst weggerissen; es ist sein Lieblingswunsch ein neues, besseres Obdach zu haben, wenn bescheiden, klein — doch wohnlich. Warum baut er nicht? Höre ihn selbst, er spricht eben darüber mit seiner Frau.

Ein allerliebstes Weibchen diese junge Frau! Sie hat ein so helles, fröhliches Auge, so runde, blühende Wangen und wie flink sie ist! Wie geschäftig breitet sie das weiße Linnen über den Tisch, legt Messer und Gabeln zurecht und eilt dann an den Ofen, wo eine bejahrte Frau, gebückt, mit zitternder Hand einen großen Topf Kartoffeln aus dem Feuer zu heben versucht. Die junge Frau nimmt ihr die Arbeit ab und sagt, indem sie einen prüfenden Blick auf den Inhalt des Topfes wirft: sie sind noch nicht ganz fertig. Dabei wendet sie sich besorgt halb nach der Seite hin, wo ein stattlicher junger Mann sitzt, eifrig mit Ausbessern des Geschirrzeuges beschäftigt.

Dieser spricht in Gedanken, ohne von seiner Arbeit aufzusehen: ja, Anneli, das Bauen kostet Geld.

Die junge Frau lacht, tritt an einen Glasschrank und ordnet geschäftig Teller, Tassen, Schüsseln und dergleichen Geschirr. Es ist sämmtlich neu. Auch der Glasschrank, sowie die Truhe daneben, deren Deckel und Seiten der kunstliebende Tischler mit allerlei Blumen und Vögeln in bunten Farben geschmückt hat. Etwas natürlicher sind die Blumen, welche in Scherben an den Fenstern stehen, Goldlack, Rosmarin, ein knospendes, lachendes Röschen, eine Myrthe. Das Stübchen hat etwas angenehm Freundliches. Die Wände sind frisch getüncht, die Dielen blank gescheuert, nirgends haftet ein bischen Staub. Nun im Vertrauen, die junge Frau ist erst seit gestern Frau, erst gestern ist sie eingezogen; darum sieht Alles so blank und heiter in dem kleinen Zimmer.

Wenn ich's machen könnte, hob der junge Mann wieder an, du müßtest ein Haus so groß und schön haben, als das des Wendelhofbauern.

Und noch etwas größer, Bernhard.

Ein solches Haus baute ich dir.

Ein Schloß, versetzte Anneli lächelnd.

Ich schäme mich fast, rief Bernhard, daß du in diese alte Hütte hast ziehen müssen; sie ist doch gar zu schlecht.

Es gefällt mir aber darin, erwiederte Anneli und sie sah, indem sie das sagte, so heiter und glücklich aus, daß es unrecht gewesen wäre, an der Wahrheit ihrer Worte zu zweifeln.

Im Geist steht's da, fuhr Bernhard lebhaft fort. So muß es werden: außen ein Gärtchen mit Blumen, Wein an den Wänden und um die Fenster; diese werden grün angestrichen; rechts ist unsere Stube, links gegenüber wohnt die Mutter und die Schwester. Im Stall müssen drei tüchtige Kühe stehen und an den Stall baue ich die Scheuer an. Alles massiv, hübsch weiß getüncht, das Haus aber lichtgelb wie die Pfarre; das nimmt sich hübsch aus.

Ja, wenn man's so hört, versetzte Anneli schelmisch — aber es kostet Geld.

Das ist's, sagte der junge Mann und ging mit einem halblauten Seufzer wieder an seine Arbeit.

Die alte Frau kauerte noch am Ofen und sah bald ihren Sohn, bald ihre Schwiegertochter an; mancherlei Gedanken und Gefühle spiegelten sich in dem

greisen Antlitz. Sie selbst hatte nicht eben glücklich gelebt, mit Armuth, Sorge und Krankheit zu kämpfen gehabt und Alles still getragen. Als jetzt ihr Auge auf der kräftigen, männlichen Gestalt des Sohnes ruhte und auf der blühenden, emsig beschäftigten Schwiegertochter, da faltete sie die Hände und lächelte so in sich vergnügt, daß Bernhard, als sein Blick dem ihrigen begegnete, ergriffen von demselben sein Geschirrzeug wegwarf und aufsprang und mit dem einen Arm das junge Weib, mit dem anderen die Mutter umfaßte, Beide herzte und küßte und lächelnd sie seine Freude, seinen Reichthum, sein Glück nannte.

Was machst du, närrischer Mensch, rief Anneli, du erdrückst uns ja!

Was will ich mehr, da ich Euch habe! erwiederte Bernhard innig bewegt.

Du möchtest ein Haus, so stattlich wie das des Hofbauern, versetzte Anneli neckend, schmiegte sich zärtlich an den geliebten Mann und küßte ihm Mund und Augen, die lieben Augen, die so treuherzig sie anschauten. Höher hob sich der Busen der jungen Frau, dunkler glühten ihr die Wangen.

Wie schön du bist! rief Bernhard entzückt.

Anneli schlug die hellen Augen auf und flüsterte: Wie gut du bist!

Unterdeß war eine vierte Person eingetreten, welche zu der kleinen Familie gehörte, Karoline, die Schwester Bernhard's.

Kinder, unterbrach die Mutter das kosende Paar, die Kartoffeln zerkochen. Und flugs war Anneli am Ofen, hatte den Topf erfaßt, den dampfenden Inhalt ausgeschüttet, und bald stand in irdener Schüssel das tägliche Brod der Armen einladend auf dem Tisch. Die Vier beteten und setzten sich zur Mahlzeit.

Das erste Gericht, welches du mir als Hausfrau gekocht hast, sagte Bernhard vergnügt.

Das schmeckt dir besser, bemerkte die Mutter, als was wir dir kochen.

Ich habe es ihm nie recht machen können nach seinem Geschmack, fiel Karoline ein; er hatte immer etwas zu tadeln.

Pah, Ihr habt auch gut gekocht, rief Bernhard lustig; aber Anneli ist Meister

Wie lange wird es dauern, erwiederte diese, dann tadelt er mich auch.

Ja, gab Bernhard zurück, wenn du die Suppe verbrennst, worüber ich deine Mutter manchmal schelten hörte.

Schelm, das hatte ich deinetwegen!

Meinetwegen? . . . .

Ja, pochtest du an das Fenster und ich plauderte mit dir, dann wurdest du nie fertig.

Du selbst plauderst gern, erwiederte Bernhard, und lieber noch als durch's Küchenfenster kostest du mit mir bei Mondschein im Garten unter den blühenden Bäumen, oder am Bach, wenn die Wellen glitzernd dunkel unter den Weiden dahinrauschten.

Du wirst mit Anderen dort gewesen sein, gab Anneli lachend zur Antwort.

Das Sprüchwort lügt nicht: „der Mond ist der Mädchen Trost;" hast du allein unter den Mädchen eine Ausnahme gemacht?

„Und der Buben Sonne;" sage es nur ganz, fiel Anneli ein.

Hast du nicht oft mit Sehnsucht auf die süßen Abendstunden gewartet?

Nein, Schwätzer! rief Anneli und versuchte dem Neckenden mit ihrer Hand den Mund zu schließen.

Wie hartnäckig sie leugnet, versetzte Bernhard; aber, das gewöhne ich dir ab.

Fängst du schon an, entgegnete Anneli, und ziehst die Frau?

Du mußt ihn auch in die Lehre nehmen, sagte die Mutter nicht ohne Beimischung von Ernst; er hat einen harten, eigensinnigen Kopf.

Er hat mich oft mit seinem Starrsinn geärgert, versetzte Anneli lächelnd; und gab ich die besten Worte, es war umsonst.

Ich rathe dir, stimmte Karoline ein, setze dich von vornherein fest.

Schöne Entdeckung! rief Bernhard in fröhlichem Uebermuth, alle Drei wider mich verschworen. Wartet, wer Recht behält! Diesmal gebe ich nach, ein andermal Ihr; ich bin ein wenig hitzig, ein wenig eigensinnig, ich bin nicht leicht zu biegen und zu wenden. Ihr wißt's, richtet Euch darnach! Aus den letzten Worten klang ebenfalls Ernst.

Prahler! erwiederte Karoline, das Anneli hat dich schon unter dem Pantoffel.

Das merkst du nicht? fügte Anneli schelmisch hinzu.

Schatz, ich will dir gehorchen, wenn du dein Regiment nicht zu streng führst, rief Bernhard lustig, stand auf, umfaßte Anneli's schlanke Hüften und trug sie lachend, leicht wie man ein Kind trägt, im Zimmer umher. Sieh', sagte er, wer der Stärkere ist, ich oder du?

Aber nun, fuhr der Ausgelassene fort, indem er die sich Sträubende los ließ, nun an die Arbeit! Wir müssen uns tüchtig rühren, sonst kommen wir nicht zu einem neuen Haus.

Vertändle nur nicht so viel Zeit, versetzte Anneli; ich hätte unterdeß den Tisch abgeräumt und die Kühe gemolken.

Warte, entgegnete Bernhard, das Tändeln läßt nach; es ist heute der erste Tag. Höre mich an, fuhr er ernster fort, aller Anfang ist schwer, zumal wenn man mit Schulden beginnt, aber ich hoffe in zehn Jahren steht es anders mit uns. Zweihundert Thaler habe ich schon abgezahlt . . .

Aber das hast du nicht verdient, fiel Anneli ein, du spielst wahrscheinlich in der Lotterie?

Ehrlich und sauer verdient, erwiederte Bernhard. Ich mag nichts wissen von Glücksspielen, wo nur der Zufall entscheidet. Ich arbeite. Geht's da auch langsam, so ist's doch sicher und *ich weiß, was ich vorwärts bringe.*

Es ist ein schönes Stück Geld, sagte Anneli, das du erspart hast.

Und das in den fünf Jahren, fiel die Mutter ein, seit dem Tode meines Mannes. Ja, wäre dieser nicht immer kränklich gewesen und hätten wir nicht manche Unglücksfälle in der Wirthschaft gehabt, so hätten wir Euch keine Schulden hinterlassen.

Nun, Mutter, rief Bernhard heiter, es sind nur noch dreihundert Thaler, diese werden wir mit Gottes Hülfe schon tilgen. Dann bekommt Karoline ihr Erbtheil, zweihundert; das ist die ganze Schuld und ist diese getilgt, dann geht es an's Bauen.

Fünfhundert . . . sagte Anneli halblaut in Gedanken.

Sieh', du hast dich übel berathen, erwiederte Bernhard scherzend. Schulden hast du erheirathet und ein altes Haus!

Hättest du ein reiches Mädchen genommen, gab Anneli lachend zurück, so wärst du auch besser daran.

Mag sein, versetzte Bernhard, machen mich die Schulden verdrießlich, dann sehe ich in dein hübsches Gesicht und bin froh.

Aber damit wirst du die Schulden nicht los . . .

Halb bin ich sie los, von jetzt an gehört *dir* die eine Hälfte.

Sieh', der Wendelhofbauer hat's klüger gemacht.

Ob er *glücklicher* ist als wir? . . . sagte Bernhard ernst.

Ihr glaubt nicht, nahm Karoline das Wort, was das für eine Ausstattung ist, die auf den Wendelhof kommt. Ich sah gestern zwei Wagen vorbeifahren mit Möbeln aus der Stadt, o die waren prächtig! Schon seit voriger Woche dauert der Einzug und noch wird zugeschafft.

Und *Sechstausend* baar bringt die Getrud mit, fiel Anneli ein.

Mich wundert, bemerkte die Mutter, daß Gertrud den Hofbauer geheirathet hat; der Martin ist ein Fuchs, ein falscher, hartherziger Mensch. Und diese gute, sanfte Gertrud!

Mutter, du hast recht, bestätigte Bernhard. Ich traf neulich mit ihm auf dem Feld zusammen; wir waren allein. Die Rede kam auch auf das Heirathen

und Martin wurde ganz heftig gegen mich, behauptete, daß ich ein thörichter Mensch sei und daß ich es verdiente, mich zeitlebens zu plagen. Kein Geld, meinte er, sei schneller und leichter verdient, als das, welches die Frau mitbringt. Diese Reden haben mir mißfallen.

Anneli warf einen innigen Blick auf den jungen Gatten und sagte: Bernhard, ich will dir helfen arbeiten und dein treues Weib sein.

Der Martin, fuhr Bernhard erregt fort, hat nur das Geld geheirathet, das habe ich aus diesem Gespräch erkannt. Den braven Charakter Gertruds schätzt er nicht, Liebe fühlt er nicht für sie. Wir werden arm sein und glücklicher als jene Beiden.

Mit diesen Worten erhob sich Bernhard, küßte sein junges Weib, ging in den Hof, schirrte die Ochsen an den Pflug und zog hinaus auf den Acker. Denn die Arbeit des Armen ist eine strenge; nur der Sonntag unterbricht den regelmäßigen Gang der Thätigkeit. Gestern am Sonntag hatte Bernhard Ellner Hochzeit, heute trieb er seine Geschäfte wie früher, als wäre durch den gestrigen Tag nicht das Mindeste in seinen Verhältnissen geändert worden.

Und doch ändert sich unmerklich so Manches im Laufe der Zeit; ohne es sich deutlich bewußt zu sein, wird der Mensch selbst ein anderer. So auch Ellner. Es ist die Zeit der Heuärndte; er arbeitet auf der Wiese. Diese liegt am Saum des Waldes; es ist eine große Fläche, theils hügelig, theils Sumpfboden. Auf den Hügeln steht dürres, braunes Moos mit Heidelbeerkraut untermischt; diese Stellen sind so dürftig, daß sie das Mähen nicht lohnen. In den Sümpfen wächst saures Gras, ein schlechtes Futter, welches das Vieh nur ungern berührt. Daneben hatte der Wendelhofbauer eine Wiese; es war dieselbe Lage, es war derselbe Boden, sie hatte sich früher in Nichts von der seinigen unterschieden; aber jetzt! was stand da für fettes, gesundes Gras; der Hofbauer hatte die Hügel ebenen, die ganze Wiese drainiren und mit Gyps bedüngen lassen. Er hatte vielleicht anderhalbhundert Thaler und mehr angewendet, das Grundstück war aber gegen früher jetzt wenigstens das Doppelte werth.

Geld! seufzte Ellner; hätte ich ein kleines Capital zur Verfügung, dann könnte ich mir helfen.

Und er betrachtete mit trübem Blick den unfruchtbaren Boden, den er sein eigen nannte. So oft die Sense an einen der dürren Hügel kam, wendete er sich mißmuthig ab; bei jedem Tritt auf dem sumpfigen Boden setzte er den Fuß unwillig weiter. Die Arbeit machte ihm heut keine Freude; er war verstimmt, es fehlte ihm der frohe Muth von sonst. Ich komme mit allem Schaffen und Mühen nicht vorwärts, sagte er sich. Wie langsam erübrigt sich ein Thaler und wie viele Thaler brauche ich noch, bis ich Niemanden Etwas mehr schulde, bis das, was ich erspare, mein ist, bis ich sammle nicht für Fremde, sondern für mich.

Wieder fiel sein Blick auf die unfruchtbare Fläche und lange stand der junge Mann da sinnend und grübelnd. Nein! rief er endlich, was hilft es zu wünschen, das ändert nichts. Die Hügel kannst du allenfalls selbst ebenen und durch den Sumpf ziehst du Gräben, damit er entwässert wird. Dazu brauchst du weder fremde Hülfe noch ein Capital. Du mußt etwas mehr arbeiten als seither, du darfst nicht ruhen nicht rasten, mußt Morgens der Erste und Abends der Letzte sein. Jedes Jahr wird ein Stück verbessert und in einigen Jahren ist es gethan.

Die Mienen Ellners drückten eine ruhige Entschlossenheit aus, als er am Abend mit dem Vorsatz nach Hause ging, die Verbesserung sofort zu beginnen.

Als er sich rüstigen Schrittes seiner kleinen Wohnung näherte, blieb er einige Augenblicke stehen. Aus dem Schornstein stieg spielend, kaum vom Luftzug bewegt, der blaue Rauch in die Höhe; Schwalben hatten sich unter dem

Dache angebaut und flogen zwitschernd hin und her; ein Apfelbaum streckte die Zweige über das Strohdach und fing an unter der reichen Last seiner Früchte sich zu biegen. Aber das Häuschen, wie morsch sah es aus! Hier hatte sich eine Wand herausgedrückt, dort klaffte eine Oeffnung trotz alles Ausbesserns, mehrere Stellen waren gestützt.

Es geht nicht länger, sagte Ellner bedenklich den Kopf schüttelnd. Das Genist bricht endlich zusammen; es verdirbt das Getreide auf der Scheuer, das Vieh erfriert im Stall. Ich flicke und flicke und rechne ich, was mich das kostet, so hätte ich die Gebäude halb neu gebaut; und doch, wie sehen sie jetzt aus!

Wer das Glück hat, fuhr er seufzend fort; dem Hofbauer wirft es in der Lotterie tausend Thaler zu. Wie würde mir eine solche Summe zu Statten kommen; es wäre mir damit aus aller Verlegenheit geholfen.

Es ist ja gegen deine Grundsätze zu spielen, erscholl eine helle Stimme und als Ellner sich umsah, kam seine Frau auf ihn zu.

Ja, entgegnete er, ich plage mich lieber und du plagst dich redlich mit.

Ich thue es gern.

Aber soll es nie aufhören?

Bernhard, erwiederte Anneli freundlich schüchtern, reut es dich, daß du ein armes Mädchen geheirathet hast?

Nein, Nein! antwortete Ellner mit einiger Heftigkeit.

Was macht dich unzufrieden?

Laß das Fragen, quäle mich nicht, versetzte Ellner ungeduldig.

Nicht so! rief Anneli. Laß mich's wissen, was dich bedrückt; weise mich nicht ab, als hättest du kein Herz für mich.

Es geht nicht so, wie ich mir es dachte.

Habe Geduld . . .

Acht Jahre sind wir verheirathet; in dieser Zeit hatte ich meine Schuld zu tilgen gehofft. Ich habe keinen Thaler, keinen Groschen unnütz ausgegeben, aber es kam manche Ausgabe, die ich nicht vorhersah. Meine alte Mutter kränkelt, ich mag es ihr an Nichts fehlen lassen; das wäre gegen mein Gewissen . .

Du thust deine Pflicht.

Die Kinder kosten Geld, der Haushalt ist größer und jetzt muß ich das Geld schaffen für meine Schwester. Die Schuld w ä ch st.

Gräme dich nicht, tröstete Anneli, mit der Zeit wird's besser.

Das helfe Gott, erwiederte Ellner und trat in das Haus. Freudig hüpfte ihm das kleine Lenchen entgegen, die beiden Knaben hingen sich an seine Arme und auch der Säugling streckte die Händchen nach ihm aus. Dämmernde heimliche Stille lauschte in dem kleinen Gemach. Die Blumen am Fenster senkten die Blätter wie träumend; draußen zirpte eine Grille, die Wanduhr pickte ihr einförmiges Tik-tak; hinter dem Ofen sah ein bleiches Gesicht hervor, die gichtgelähmte Großmutter; ihre gebückte Gestalt verlor sich fast im Dunkel. Aus den fröhlichen Kindergesichtern aber leuchteten die demanthellen Aeuglein und die Kleinen schmiegten sich in der Dunkelheit empor an den Vater. Dieser herzte und küßte sie. Anneli zündete das Licht an; sie war noch immer schön, nur etwas blässer. Sie setzte die Kartoffeln auf den Tisch, die Kinder schaarten sich ringsum, plauderten und verzehrten fröhlich den ihnen vorgelegten Antheil. Der Vater sah ihnen vergnügt zu, der Unmuth war aus seinen Mienen verschwunden; der heitere, gute Geist von früher leuchtete aus seinen Augen, er war wieder der Alte. Und Anneli sah das mit stiller, inniger Freude; als sie aufstand, drückte sie ihrem Manne die Hand und dieser zog sie nieder zu sich. Anneli, sagte er bewegt, wir sind doch glücklich!

Warum sollten wir's nicht sein? entgegnete Anneli. Wir sind gesund, die Kinder auch und Noth haben wir noch nicht gelitten.

Du hast recht, erwiederte Ellner; du bist zufriedener als ich.

Mit Grämen wird's nicht besser.

Es ist wahr, Anneli, was ich einmal sagte: bin ich verdrießlich, so schaue ich in dein hübsches Gesicht, das macht mich wieder froh. Und jetzt sehe ich ein, nicht das hübsche Gesicht ist's, sondern das immer freundliche, heitere, das mich froh macht. Weib, setzte er bewegt hinzu, du bist mein guter Engel!

Anneli war von dieser leidenschaftlichen Sprache betroffen, aber sie ließ sich nichts merken. Nennst du mich deinen guten Engel, erwiederte sie scherzend, so hast du wohl Böses vor und ich muß dich hüten?

Nein, versetzte Ellner und sein ehrliches Gesicht war Zug für Zug der Ausdruck seines Inneren, ich werde nie unrechte und krumme Wege gehen. Aber ich fühle, und das habe ich gemeint, der glückliche Mensch hat es leichter gut zu sein. Der Mißmuth entstellt das Angesicht und die Seele.

So kämpfe gegen den Mißmuth, sagte Anneli mit mildem Ernst.

Ja, und du bist mein Engel! rief Ellner, vor deinem freundlichen Blick weicht der böse Geist.

Wie aber dann, wenn der Engel runzlich wird? entgegnete Anneli lachend und eilte an ihre Arbeit.

Nach einer Weile trat Ellner zu ihr und sagte, ihr auf die Schulter klopfend: es geht nicht anders, — ich muß borgen. Bist du's zufrieden?

Ich sehe wohl, daß nichts Anderes übrig bleibt.

Der Hofbauer wird mir das Geld geben.

Geldleihen ist ja dessen Lust; hast du mit ihm gesprochen?

Morgen gehe ich zu ihm. Ich habe den Weg von einem Tag zum anderen verschoben, einmal muß es sein . . .

Leuchte hinaus, es kommt Jemand, unterbrach Anneli ihren Mann.

Ein alter Bauer trat in das Stübchen, bei dessen Erscheinen Ellner bestürzt seine Frau ansah. Der Alte nahm Platz, sprach von dem und jenem, erzählte, daß er kürzlich einen Acker gekauft für seinen ältesten Sohn und daß er einen guten Kauf gemacht zu haben glaube. Ellner wußte genug; während der Bauer scheinbar absichtslos fortplauderte, schnürte es ihm die Brust zusammen und jeden Augenblick erwartete er die verhängnißvolle Erklärung. Endlich rückte Jener heraus. Er habe eigentlich den Besuch ungern gemacht, aber es gehe nicht anders, er brauche Geld, um den Acker zu bezahlen und Ellner möge so gut sein, ihm das kleine Capital, das er dessen Vater geliehen, zurückzuzahlen.

So war also die Schuld gekündigt, die von den Aeltern her auf dem Gütchen lag. Ellner hatte dieselbe von ehemals fünfhundert bis auf zweihundert Thaler herabgebracht; diese wurden gekündigt, gerade jetzt! Er hielt mühsam an sich, indem er sagte: Meyer, glaubt Ihr, Euer Geld stehe nicht sicher?

Der Bauer berief sich darauf, er brauche die Summe, wie er gesagt, um den Acker zu bezahlen.

Es ist mir unmöglich, erklärte Ellner, ich habe das Erbtheil meiner Schwester jetzt auszuzahlen; wo soll ich das Geld hernehmen, wenn Ihr mir kündigt?

Jener bestand auf seiner Forderung; das sei seine Sorge nicht, wie Ellner das Geld auftreibe. Dieser legte sich auf's Bitten; er versprach ein halbes Procent Zinsen mehr. Umsonst, der Bauer lehnte das ab als Wucher. Ihr seid ein rechtschaffener Mann, sagte er abbrechend, es kann Euch nicht schwer werden, das Capital anderswo geborgt zu erhalten; übrigens bietet Euer Besitzthum ausreichende Sicherheit.

Damit verließ Jener das Haus.

Ellner war entrüstet über das Benehmen seines Gläubigers; Anneli redete ihrem Manne gütlich zu. Dieser Alte, stellte sie ihm vor, ist ein ehrenhafter Mann; er verschmäht es, aus deiner Verlegenheit Vortheil zu ziehen und höhere Zinsen zu nehmen. Auch in dem Uebrigen hat er recht; du wirst das Geld anderswo bekommen, denn die Schuld ist im Vergleich zu dem Werthe unseres Gutes nicht hoch.

Der Zorn Ellners mäßigte sich, doch verbrachte er eine unruhige Nacht

und empfand zum ersten Mal recht schmerzlich das Drückende seiner Lage. Am Morgen kleidete er sich zeitig an und erklärte, daß er hinaus auf den Wendelhof gehe. Wir wollen ihn begleiten.

Der Wendelhof, ein stattliches Gebäude, ist auf einer kleinen Anhöhe in der Nähe des Dorfes gelegen. Das Wohnhaus steht in der Mitte; in langen Seitenflügeln dehnen sich Stallungen und Scheuern aus und umschließen den Hofraum im Viereck. Obstgärten umgeben das Ganze und verleihen ihm einen freundlichen Anblick.

Der gegenwärtige Besitzer hatte mit Nichts angefangen; auf demselben Hofe, der jetzt sein Eigenthum war, hatte er früher als Knecht gedient. Aber er war ein kluger, rastlos thätiger Mensch; mit einem kleinen Kapital, das ihm durch eine Erbschaft zugefallen war, begann er seine Unternehmungen. Er kaufte Bauergüter, zertrümmerte sie, schlug die Grundstücke im Einzelnen mit vielem Gewinn los und mehrte so rasch sein kleines Vermögen. Als der Wendelhof, dessen voriger Eigenthümer schlecht gewirthschaftet hatte, zum Verkaufe kam, erwarb er das schöne Anwesen um einen äußerst geringen Preis. Unter seiner Führung hob sich das vernachlässigte Gut; bald zeichneten sich dessen Felder und Wiesen von den andern aus; der Haushalt war ein Muster von Fleiß und Ordnung. Wie rund gefüttert und sauber glänzend stand das Vieh in den geräumigen Ställen, wie reinlich war Alles! Da lag weder Stroh noch irgend welcher Unrath auf dem Hofe, der Boden war mit Kieß überstreut und ein Brunnen sprudelte sein frisches Wasser in das große steinerne Becken unter der Linde in der Mitte des Hofraumes.

Wenn nur der Hofbauer sich mit der rühmlichen Thätigkeit begnügt hätte, welche er in dieser Beziehung entwickelte; aber er trieb außerdem noch Geschäfte. Er setzte nicht nur den Güterhandel und zwar in größerem Maßstabe fort, sondern er handelte auch mit Vieh, Getreide und Holz, machte gelegentlich Geldgeschäfte und scheute sich nicht zehn- und zwanzig Prozente zu nehmen. Tag aus Tag ein ging es bei ihm ab und zu von Menschen, die mit ihm in Verkehr standen, Befehle einzuholen oder Anliegen vorzubringen hatten.

Ellner stieg mit einiger Beklommenheit die steinerne Treppe hinauf, die in das Geschäftszimmer des Bauern führte. Dieser war ein starker, robuster Mann, von kurzem Wesen, in welchem ebensoviel Schlauheit als Festigkeit lag. Ellner grüßte demüthig und Martin warf einen Blick auf ihn, der deutlich sagte: aha, du brauchst mich. Nachlässig erwiederte er den Gruß und bot dem Eingetretenen einen Stuhl an.

Wie geht's? fragte dieser, ohne sich zu setzen.

Wie es kann, erwiederte der Hofbauer verdrießlich, kurz; meine Frau ist immer krank.

Ich habe es gehört, sagte Ellner theilnehmend; sie ist leider schwächlich und die große Wirthschaft ...

Es ist nur, daß unser Einer auch weiß, was Noth ist, versetzte der Hofbauer unwirsch.

Aber sonst scheint dir's gut zu gehen ...

Das denkt ein Jeder.

Du solltest nicht klagen, fuhr Ellner fort; was hast du eigentlich für Noth?

Ich sage dir's ja, fuhr der Hofbauer auf. Du weißt nicht, was eine kranke Frau ist. In ein Hauswesen wie das meinige gehört Aufsicht, strenge Aufsicht; man muß überall, an allen Ecken und Enden zugegen sein. Ich kann es nicht, dazu ist die Frau da; ich habe andere Geschäfte und da meinen Aerger. Aber was ist mit einem kranken Weib anzufangen, das wie ein Schatten an der Wand umherschleicht und, wenn es sich einmal ärgert, Blut spukt? Und der Junge, fügte er mit einer halblauten Verwünschung hinzu, wird gerade ein so schwächliches Ding!

Ellner ward es unheimlich, als er diese herzlosen Worte hörte. Mein Gott,

dachte er bei sich, wie wenig glücklich! und es wurde ihm bang, wie das Anliegen aufgenommen werden würde, das ihn hierher geführt hatte. Als er, mit diesem Gedanken beschäftigt, nichts erwiederte, und ein augenblickliches Stillschweigen entstand, fragte der Hofbauer kurz: was bringst du?

Wie von Hundert Neunundneunzig antworteten, wenn diese Frage das eigentliche Geschäft einleitete, so ließ auch Ellner sich vernehmen. Ich bringe nichts, entgegnete er; eine Bitte habe ich. Er setzte seine Verhältnisse auseinander, der Andere hörte ihn schweigend an; als er ausgesprochen, fragte der Hofbauer wieder: wie viel brauchst du?

Vierhundert Thaler.

Du sollst sie haben

Ellner war erstaunt, daß Martin ihm das Geld ohne alles Zögern bewilligte. Wieviel, fragte er, verlangst du Procente?

Fünf.

Das ist zu viel! rief Ellner bestürzt; ich gab dem Meyer vier; man giebt höchstens vierundeinhalb . . .

Meinethalb, gieb so viel.

Lasse mir's für vier; ich zahle die Interessen pünktlich.

Noch ein halbes; niedriger leihe ich nicht aus.

Ellner willigte nach einigem Zögern ein; in der That erfreut, so wider Erwarten aus seiner peinlichen Verlegenheit gerettet zu sein, äußerte er lebhaft seinen Dank.

Es ist mir lieber, bemerkte der Hofbauer, Inhaber der ganzen Schuld zu sein; auch für dich ist es besser.

Allerdings, gab Ellner zu. Ich war freilich über die Kündigung erschrocken, aber nun mag es sein. Ich habe jetzt den Vortheil, daß ich nur eine Hypothek auszustellen brauche und nur einen Gläubiger habe.

Das Geld liegt jeden Tag bereit, sagte der Hofbauer, öffnete den Deckel seines Geldkastens und ließ — ächt bäuerisch — Ellner einen Blick auf die Haufen von Gold und Silber thun. Diesem entfuhr ein Ausruf des Erstaunens; der Hofbauer lächelte befriedigt und warf den schweren Eisendeckel geräuschvoll in's Schloß.

Ellner eilte nach Hause, theilte seiner Frau das gewonnene Ergebniß mit und entwarf eine beredte Schilderung von dem Reichthum, den er gesehen; er sprach davon nicht neidisch, nicht begehrlich, aber doch in geschärfter Betrachtung der eigenen Lage.

Weißer Reif lag auf der herbstlichen Flur, ein rauher Wind wehte aus Norden und fuhr brausend durch die Wipfel der dunkeln Fichtenwälder. Oede war die Natur, reizlos, düster; schwere Wolkenmassen wälzten sich über die Berge und sendeten wirbelnde Schneeschauer herab.

Ellner arbeitete auf der Wiese, welche er zu verbessern sich vorgenommen hatte. Es wurde ihm warm und er hielt inne, um einmal aufzuathmen. Zwanzig Schritte von ihm war ein Rabe. Dieser hüpfte hin und her, blieb stehen und beobachtete mit einer Art von Neugier die Beschäftigung Ellners. Dann schüttelte er sein Gefieder und hüpfte weiter. Ja, schwarzer Geselle, sagte Ellner lächelnd, es ist heute frostiges Wetter; nicht wahr, du wunderst dich, warum ich nicht lieber daheim beim warmen Ofen sitze? Es schüttelt mich auch. Der Vogel ließ seine gellende Stimme erschallen, als wollte er Antwort geben, schlug die Schwingen zusammen, erhob sich und flog dem Walde zu; dort ließ er sich auf einem der höchsten Bäume nieder und setzte seine Beobachtungen fort.

Ellner griff wieder zu seinem Werkzeug. Hügel um Hügel verschwand, mit der gewonnenen Erde wurden die Vertiefungen ausgefüllt; schon war eine

Strecke eben wie der Tisch. Der Rabe ließ seine Stimme von neuem ertönen, gleich als wollte er Beifall geben; zugleich vernahm Ellner die Worte: immer so fleißig! Ich glaube gar, du hast sprechen gelernt? sagte er aufblickend; es war der Hofbauer, der auf ihn zukam. Ellner lachte über die beiden Stimmen, welche so sonderbar zusammenklangen.

Wann gedenkst du auf diese Weise fertig zu werden? fragte der Hofbauer herantretend.

Es wird freilich lange dauern, erwiederte Ellner.

Mehrere Jahre.

Kann nichts helfen.

Du plagst dich sehr.

Es muß sein.

Hundert, anderthalbhundert Thaler höchstens, dann ist die Wiese mit einemmal in Stand gerichtet.

Das verdiene ich in vier, fünf Jahren selbst.

Nein! versetzte der Hofbauer entschieden, so wird es nichts. Du mußt die Wiese drainiren lassen; sieh' die meinige an.

Das macht Kosten, wendete Ellner ein.

Ich strecke dir das Geld vor.

Ellner sah den Hofbauer an; die Versuchung war groß. Nein! — erklärte er nach kurzem Schwanken, ich darf die Schuld nicht vermehren.

Ein leiser Verdruß zeigte sich in den Mienen des Andern. Ich meinte es gut mit dir, warf er kurz hin.

Dein Anerbieten ist freundlich, sagte Ellner entschuldigend, und ich würde es angenommen haben, aber mein Grundsatz ist: keine Schulden mehr!

Wenn sich ein solcher Grundsatz nur immer durchführen ließe, entgegnete der Hofbauer spöttisch. Du hast es von vornherein versehen.

Wiefern?

Hättest du ein Mädchen genommen, die Etwas hatte.

Ich lebe glücklich mit meiner Frau ...

Der Hofbauer verzog den Mund. Wenn es wahr ist? Du glücklich? ...

Du bist es nicht, wie es scheint, entgegnete Ellner, den Hofbauer fest in's Auge fassend; — du hängst zu sehr am Geld.

Das Geld macht's nicht.

Was sonst — deine Ehe?

Ja.

Gertrud war gut.

Ja, schweige; sie ist todt!

Sie war gut, herzensgut — oder kannst du das Gegentheil von ihr sagen? fuhr Ellner unbeirrt fort.

Ganz recht, erwiederte der Hofbauer mit bitterer Ironie, sie hatte viele gute Seiten. Sie war sanft, geduldig, empfindlich und schwächlich; ein braves Weib — aber sie taugte in keine Wirthschaft.

Ihr wart Beide vermögend, sie hätte sich schonen können.

Die Mienen des Hofbauern verfinsterten sich. Ich weiß, murmelte er, was man redet: ich hätte sie zu Tode gequält!

Das habe ich nicht gemeint! versetzte Ellner betroffen.

Meine, was du willst, entgegnete der Hofbauer rauh. Laß uns abbrechen — willst du das Geld, oder nicht?

Wie ich dir sagte ...

So höre einen andern Vorschlag.

Welcher Art?

Ich setze den Fall, die vollständige Anrichtung der Wiese kostet anderthalbhundert Thaler; das sind jährlich gegen sieben Thaler Zinsen, mit den Interessen,

die du mir zu zahlen hast, circa fünfundzwanzig — rechne das als Pachtgeld und überlasse mir die Wiese.

Das ist freilich etwas wenig.

Ich richte sie an, lasse sie drainiren, Alles für mein Geld. Du giebst sie mir auf zwölf Jahre in Pacht . . .

Dann zahle ich dir das aufgewendete Kapital zurück, bemerkte Ellner kopfschüttelnd.

Nein.

Willst du es einbüßen?

Ich büße es nicht ein; wird die Wiese verbessert, so trägt sie mehr.

Ich will mir die Sache überlegen, antwortete Ellner halb zustimmend.

Wir Beide haben Nutzen, fuhr der Hofbauer fort. Du hast das Kapital nicht, um das Grundstück sogleich und ordentlich in Stand zu setzen; was du selbst daran arbeitest, dauert zu lange und ist nicht ausreichend. Nach zwölf Jahren aber erhälst du die Wiese in dem nämlichen Stand, wie die meinige ist.

Ich kann allerdings nur profitiren, sagte Ellner, bei sich zu Rath gehend. Aber offen, was bewegt dich zu diesem Anerbieten?

Du mißtraust mir, versetzte der Hofbauer mit verhaltenem Unwillen. Du hast aber recht, fügte er kalt hinzu, wenn du glaubst, daß ich nicht bloß aus Gefälligkeit gegen dich dir diesen Vorschlag mache. Du weißt, daß ich, wie ich den Handel treibe, oft dreißig bis vierzig Paar Ochsen im Stalle habe; dazu brauche ich Futter und da deine Wiese an die meinige gränzt, so wäre sie mir eben recht.

Dagegen hatte Ellner nichts einzuwenden, als daß er selbst freilich das Heu nicht entbehren könne; er versprach mit seiner Frau darüber zu reden.

Gegen sein Erwarten stimmte Anneli nicht bei. Du erhälst eigentlich, sagte sie, nicht fünfundzwanzig Thaler Pachtgeld, sondern soviel als deine Zinsen betragen und das ist zu wenig.

Es ist etwas wenig.

Verbesserst du die Wiese, wie du angefangen hast, so trägt sie dir bald auch mehr.

Und doch versetzte Ellner eifrig, rechne nach, ich muß profitiren. Borgte ich mir das Kapital, das zur Cultivirung nöthig ist, so müßte ich es nicht nur verzinsen, sondern ich wäre auch zur Rückzahlung desselben verpflichtet, während ich es jetzt eigentlich geschenkt erhalte, denn nach Ablauf der Pachtzeit ist die Wiese mein, wie sie geht und steht.

Wenn du so willst . . . entgegnete Anneli.

Warum bist du also dagegen?

Ich traue dem Hofbauer nicht.

Seit seine Frau todt ist, hast du einen Groll gegen ihn.

Hüte dich vor diesem Mann.

Die Gertrud paßte nicht zu ihm.

Er ist herzlos! rief Anneli entrüstet; er hat das gute, sanfte Weib zu Tod geärgert. Zu ihm paßt nur ein Teufel.

Du bist hart.

Und einen solchen wird er bekommen, so habsüchtig, lieblos und starrsinnig, als er selbst ist.

Er heirathet wieder?

Wahrscheinlich, des Schulzen Regine.

Dieses eingebildete sauertöpfige Mädchen? rief Ellner.

Sie hat ja Geld, versetzte Anneli, und das Geld, welches die Frau mitbringt, ist am leichtesten verdient.

Ellner sah nachdenklich vor sich nieder. Anneli, hob er nach einer Weile

an, lassen wir das; es ist seine Sache. Für mich liegt darin kein Grund, ein Anerbieten zurückzuweisen, welches für mich offenbar vortheilhaft ist.

Hüte dich vor ihm! wiederholte die junge Frau. Doch, fügte sie hinzu, thue, was dir gut dünkt.

Ellner schloß mit dem Hofbauer den Pachtcontract ab.

Der Äpfelbaum blühte und streute seine Blüthen auf das Strohdach des kleinen Hauses, die Schwalben flogen ängstlich um ihre Nester. Der Landmann hegt die Thierchen; er hat es gern, wenn sie unter seinem Dache sich anbauen, es bedeutet Glück. Er sieht darauf, das keins dieser kleinen hangenden Nester zerstört wird.

Aber jetzt hilft kein Mitleid, die baufällige Hütte kann nicht länger bleiben. Zimmerleute legen die Leitern an und steigen auf das Dach. Stück für Stück schlagen sie mit ihren Aexten ab. Auch der Ast des schönen Äpfelbaumes, der sich über das Dach ausbreitet, wird, weil er hindert, weggehauen; er fällt zur Erde, jubelnd zieht Lehnchen ihn bei Seite und pflückt mit den jüngeren Geschwistern die herrlichen Blüthen ab. Immer unruhiger werden die Schwalben, ängstlicher wird ihr Gezwitscher, in weiten Bogen raschen Fluges umkreisen sie die Stätte. Nest um Nest fällt zertrümmert zu Boden; die Jungen, ungeübt im Gebrauche ihrer Schwingen, hüpfen von Ast zu Ast oder sinken flatternd aus der Luft herab. Wer achtet's?

Lange Reihen von Wägen kommen angefahren und bringen Baumaterialien; unentgeltlich leistet nach alter Sitte der Landmann seinem Nachbar diese Fuhren. Frischbehauene Stämme liegen umher, Haufen von Sand und Steinen; Zimmerleute und Maurer erfüllen den Platz mit dem Geräusche ihrer Arbeit.

Unbehaglich sieht es rings. Im Hofe unter freiem Himmel stehen Hausgeräthe und Ackerwerkzeuge; anderes hat man in einem Schoppen untergebracht. Dieser dient auch der Familie einstweilen zum Obdach. Menschen und Thiere, Heu und Stroh, Betten und Kleider, Stühle und Schränke erfüllen den engen Raum. An einem Balken hing die Schwarzwälder Uhr, aber sie stand; auf dem Boden kroch das jüngste Kind, welches der alten Großmutter zur Aufsicht übergeben war; diese hinkte an einem Stabe mühsam durch das Gewirr der verschiedenen Dinge. Es läßt sich denken, daß der Bau unter diesen Umständen manche Unannehmlichkeit mit sich brachte.

So verging der Sommer. Schon wehte die Herbstluft kühler, die Schwalben sammelten sich und eilten dem warmen Süden zu. Das Haus ist fertig, die Familie bezieht es. Wie Ellner sich einst den Plan entworfen, so steht es da; massiv mit Schiefer gedeckt, Wohnung und Oekonomie-Gebäude unter gleichem Dach. Das Gärtchen umgiebt ein neuer Zaun, die zerstampfte Erde ist aufgelockert, Blumen sind angepflanzt, auch ein Weinstock, der die Fenster und die gelbgetünchte Wand umranken soll. Als aber im Frühjahr die Schwalben zurückkamen, da nisteten sie nicht wieder auf der alten Stätte und der Apfelbaum, dem die Arbeiter den Ast abgehauen hatten, stand kahl da, ohne Blätter- und Blüthenschmuck; der beschädigte Stamm war verdorrt.

Wir übergehen in unserer Erzählung nun eine Reihe von Jahren, da sie in ihrem regelmäßigen Lauf ohne ein bedeutendes Ereigniß verflossen sind. Den Hofbauer finden wir wenig gealtert, vielmehr ist seine Gestalt runder, vollblütiger, aber auch sein Benehmen herrischer als früher. Neben diesem Manne ist sein Sohn erster Ehe, das einzige Kind, das er hat, ein Bild der Schwächlichkeit. Er hat die weichen, blassen Züge seiner Mutter; bis auf die schlanke, geschmeidige Gestalt gleicht er derselben; sein Benehmen dem Vater gegenüber,

dem er geistig wie körperlich so unähnlich ist, hat etwas Scheues und Gedrücktes.

Richard ist eben aus der Stadt zurückgekehrt, wo er mehrere Aufträge besorgt hat; er hat sie zwar zur Zufriedenheit des Vaters erledigt, aber dieser äußert seine Billigung zurückhaltend und kärglich.

Du mußt morgen, fuhr er fort, nachdem er noch einige andere Anweisungen gegeben hatte, nach Altenberg. Die Lage des Freiherrn scheint immer mißlicher zu werden; diese Herren leben zu kostspielig. Berlin ist theuer. Und nun glaubt er, da er auf der Börse einige glückliche Spekulationen gemacht hat, sich auf diese Weise herauszureißen. Zu Hause wird verschleudert.

Was soll ich bei ihm? fragte Richard.

Du, bei ihm? — Nein, erwiederte der Vater mit einem Ton, in dem eine gewisse Geringschätzung lag. Ich will dem Freiherrn die diesjährige Arndte abkaufen; sieh', wie die Früchte stehen und was sie wohl werth sind.

Richard bejahte stumm.

Sonst läßt du dich nichts verlauten; den Handel, wohl gemerkt, schließe ich selbst ab. Erkundige dich aber, ob nicht sonst ein Geschäft zu machen ist, und wenn . . . .

Es klopfte an.

Ein Mann trat ein mit großem Bart, in Jägertracht.

Ah, Herr Förster, es freut mich, Sie einmal bei mir zu sehen, sagte der Hofbauer, den Fremden begrüßend. — Sie kommen gerade recht.

Ich hoffe doch, daß mein Erscheinen Ihnen nie ungelegen ist — Ihr Herr Sohn? . . .

Zu dienen. Sie werden ermüdet sein, nehmen Sie Platz und dann — Richard, aus der Ecke links . . .

Dieser verstand den Wink seines Vaters und entfernte sich.

Ein hübscher junger Mann, bemerkte der Jäger.

Ich bin nicht mit ihm zufrieden.

Wie so?

In Büchern kramen — er hätte gern studirt. Keine Anlagen zum Geschäftsmann; es fehlt ihm an Energie, an kraftvoller Beharrlichkeit.

Aber ein intelligentes Gesicht; es verräth Geist.

Tändelei, Empfindelei. Man muß das Leben packen, sich durcharbeiten; nichts ist mir verhaßter, als ein unpraktischer Mensch, der nicht weiß, was er will.

Es sind nicht alle Menschen von Ihrem Schrot und Korn.

Nein, erwiederte der Hofbauer und ließ sich dem Fremden gegenüber nieder, indem sich sein Auge forschend auf denselben richtete. Wie ich gehört, begann er, wird der Oberndorfer Gemeindewald verkauft?

Deswegen bin ich eben gekommen, entgegnete der Jäger; nicht wahr, es ist recht so?

Es freut mich. Können Sie mir Näheres mittheilen?

Das wäre eine Geschäftchen für Sie!

Wie gesagt wird, will die Gemeinde hoch hinaus?

Ein junges Mädchen erschien und brachte Wein und Schinken.

Ihre Tochter? fragte der Jäger ganz Auge.

Nein, ich habe nur einen einzigen Sohn.

Ein prächtiges, allerliebstes Kind!

Und ein braves, gutes Mädchen.

Was für helle Augen, frische Wangen! . . . . .
Mit diesen Worten sprang der Jäger auf und wollte den Arm um die schlanke Hüfte des Mädchens legen; dieses aber entschlüpfte ihm behend und eilte aus dem Zimmer.

Teufelsmädchen! — brummte er ärgerlich, sich den Bart streichend; diese alberne Männerscheu! Ich hätte sie dir längst abgewöhnt ...

Ich finde, sie steht ihr recht schön, versetzte der Hofbauer etwas schadenfroh lächelnd.

Ihre Köchin?

Ja, erwiederte der Hofbauer; sie trat als gewöhnliche Dienstmagd zwar ein, aber es dauerte mich, sie die harte, grobe Feldarbeit verrichten zu sehen; deshalb nahm ich sie in's Haus.

Haben sie so näher um sich ... sagte der Jäger schmunzelnd.

Nein, entgegnete der Hofbauer kurz, als bedürfe es einer solchen Versicherung nicht.

Pah! mir können Sie schon beichten! rief der Jäger; ich bin Ihre Frau nicht, diese darf schon etwas eifersüchtig sein.

Bei diesen Worten röthete sich das Gesicht des Hofbauern.

Ei, ich glaube gar, Sie werden roth, alter Knabe!

Herr Förster! ... rief der Hofbauer, die Stirn runzelnd.

Nun, es ist schon gut, versetzte der Jäger lachend und schlürfte ein Glas Wein. Vortrefflich! ...... Das ist also die Ecke links? will ich mir merken.

Wir haben mehr im Keller, erwiederte der Hofbauer gezwungen artig, lassen Sie sich's schmecken.

Also der Oberndorfer Gemeindewald ...

Wie viel ist er werth? Sie kennen ihn, Herr Förster.

Achtzehntausend.

Viel Geld, bemerkte der Hofbauer kopfschüttelnd.

Ein brillantes Geschäft zu machen. Dreitausend reiner Gewinn.

Unmöglich so viel.

Zu Ihnen im Vertrauen — aber Stillschweigen!

Gewiß.

Die Gemeinde beauftragte mich, den Wald zu tariren ...

Aha! Und Sie haben ein gutes Trinkgeld in der Tasche!

Nein, im Gegentheil ....

Sonst wäre der Wald nicht fünfzehn Tausend werth.

Sapperment, für wen halten Sie mich! rief der Jäger affectirt.

Für meinen Freund, versetzte der Hofbauer betont.

Gut. Die Gemeindebehörde war knickerig, lumpig; auf den Pfennig soll's da herausgesucht werden. Deßwegen gerade müssen sie geprellt werden.

Also wirklich! rief mit der Miene lebhaftesten Erstaunens der Hofbauer; wirklich, sie haben keine Remuneration bekommen?

Meinen Tagelohn, lachte der Jäger, ausgerechnet bis auf Heller und Pfennig.

Diese Knauserei! ...

Kaufen Sie das Holz, ich habe es gering tarirt. Sie erhalten es für Fünfzehntausend, es ist aber seine Achtzehn werth ...

Garantiren Sie mir das? fragte der Hofbauer, sein Auge durchdringend auf den Jäger heftend.

Ja! rief dieser, ein Glas Wein hinunterstürzend; ich bin der ehrlichste Kerl, den es giebt, ich werde doch Sie nicht anschmieren?

Sie erhalten Fünfhundert zum Douceur; natürlich wenn der Kauf so ausfällt, wie Sie sagen.

Schlaukopf, trauen Sie mir immer noch nicht?

Was macht Ihr Baron?

Befindet sich wohl! —

Kann man nicht einmal ein Geschäft mit ihm machen? Er hat ja für Vierzigtausend Holz stehen, fast Alles schlagbar.

Der Jäger lächelte wie Einer, der eine Sache besser weiß. Sagen Sie Sechszigtausend!

Nicht doch; so viel?

Sie müssen bedenken, wie dieses Holz geschont wird. Prächtiges Holz! Der Baron weiß selbst nicht einmal, welches Kapital er darin besitzt.

Ueberhaupt ein schönes Gut dieses Oberndorf.

Ich säße, rief der Jäger, an Ihrer Stelle schon längst auf einem solchen Schloß und Gut!

Ich tauge nicht zum vornehmen Herrn, bin anders aufgewachsen, erwiederte der Hofbauer geschmeichelt, aber doch zurückhaltend. Bezahlen, setzte er hinzu, könnte ich allenfalls eine solche Besitzung, aber was wollte ich damit?

Ich merke, entgegnete der Förster; lieber in Ihrem Stand der Erste als dort vornehm zurückgesetzt.

Ein eigenthümliches Lächeln glitt über die Züge des Hofbauern. Zurückgesetzt? — Nun ja, vielleicht Anfangs ...

Er hielt inne, es öffnete Jemand die Thür.

Ellner trat ein und wollte, als er den Fremden erblickte, sich wieder entfernen. —

Du bringst die Interessen? ... sagte der Hofbauer. Lege das Geld nur einstweilen her ...

Der Jäger hatte sich erhoben und sah nach der Uhr.

Wollen Sie aufbrechen?

Ja, es ist Zeit.

Ellner, bringe diesem Herrn das Pferd.

Ellner ging um den Auftrag zu besorgen; der befehlende Ton aber schien ihn zu verletzen.

Erlauben Sie, sagte der Jäger galant, daß ich der Frau vom Hause mich vorstelle.

Der Hofbauer führte seinen Gast in das Wohnzimmer. Dieser nannte die Bäuerin „Madame“ und warf ihr eine Menge abgeschmackter Artigkeiten hin, die jene nicht übel aufzunehmen schien. Halb aber hatte er dabei immer das hübsche Mädchen im Auge, welches den Wein gebracht hatte, und jetzt, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, seine Arbeit fortsetzte. Liebes Kind, wendete er sich endlich an sie, wie ist ihr süßer Name?

Ich heiße Lenchen Ellner, antwortete diese etwas schnippisch und kurz.

Ich sollte eigentlich sagen, fuhr der Jäger fort, schönes Fräulein, — warum erröthen Sie? Das steht Ihnen allerliebst ...

Lenchen stand unwillig auf und trat in eine Fensternische.

Ah, sie zürnt, — Verstellung, nicht wahr, Madame? Hüten sie diese Kleine!

Die Nase der Bäuerin wurde spitz und weißlich. Hüten? sagte sie giftig mit einem Seitenblick auf ihrer Mann; meinetwegen mag ihr nachlaufen wer will.

Das süße, junge Blut lockt ...

Wanze oder Floh, es ist gehüpft wie gesprungen.

Diese naive Grobheit belustigte den Jäger; er setzte die Unterhaltung eine Weile in diesem Ton fort und empfahl sich erst, als die Bäuerin wirklich anfing, erbost zu werden. Der Hofbauer begleitete ihn, Jener bestieg sein Pferd.

Wie ist's, haben Sie einen Boten da?

Der Hofbauer bejahte.

Ich möchte nicht, fuhr der Jäger fort, die langweilige Straße durch's Thal reiten; es geht doch ein näherer Weg über Eckenbühl?

Ellner, begleite den Herrn.

Ich habe keine Zeit, entgegnete der Angeredete, ich muß nach Hause.

Was! Du hast nichts zu versäumen, also keine Umstände, rief der Hofbauer, und als Ellner noch nicht Miene machte, seinem Befehl Folge zu leisten, herrschte er ihm zu: Du gehst mit bis auf die Bernhardshütte, augenblicklich!

Mein lieber Mann, fiel der Jäger ein, blos bis auf das Waldhaus, von da finde ich den Weg.

Ellner verbiß seinen Aerger und begleitete den Fremden.

Als der Hofbauer in sein Zimmer zurückkehrte, begegnete ihm Lenchen weinend auf der Treppe; noch hörte man von oben das Schelten der Bäuerin. Er hielt sie an und fragte, was ihr geschehen.

Ich kann es nicht sagen! rief Lenchen; die Thränen brachen aufs Neue hervor und sie eilte weiter.

Was hast du mit dem Mädchen? wendete sich der Hofbauer ziemlich barsch an seine Frau.

Nichts, erwiederte diese; ich habe ihr blos meine Meinung gesagt. Sie ist ein einfältiges Ding, daß sie sich von dem Grünrock für Narren halten läßt.

Meine Meinung ist, daß sie sich besser benommen hat, als du.

Läßt sich so vertraulich Fräulein und Nymphe nennen; ein ehrbares Mädchen duldet keine solchen Flunkereien.

Giftige Zunge!

Das geschieht vor meinen Augen; wer weiß, was heimlich.

Du lässest mir das arme Mädchen in Ruhe, sagte der Hofbauer streng.

Du nimmst deine Mägde zu sehr in Schutz, das macht sie frech und diese ist besonders dein Liebling.

Armselige Creatur, hättest du nur den zehnten Theil der Güte ihres Herzens! rief der Hofbauer und wandte seiner Frau den Rücken.

Lenchen war in den Garten gegangen, um die Blumen zu begießen und zugleich ihren Kummer auszuweinen; die rohe Behandlung der eifersüchtigen Frau schmerzte sie so, daß sie sich lange nicht beruhigen konnte. Ihr thränenfeuchtes Auge schweifte über das Thal mit seinen grünen Wiesen, über die Felder und das lang am Bach sich hinschmiegende Dörfchen, über welches die Felsen und der dunkle Wald hineinragten. Es hob sich und blickte sehnsüchtig nach den fernen Bergen, die aus duftigem Blau herüber schimmerten; sie wünschte sich weg, weit weg. Wehmuth überkam ihre Seele, ein unnennbares Gefühl beengte die seufzende Brust. Da legte sich sanft eine Hand auf ihre Schulter. Lenchen fuhr erschrocken auf und erglühte, als Richard vor ihr stand. Dieser bemerkte die stille Trauer, die Spuren von Thränen in Lenchens Gesicht und seine Stirne umwölkte sich. Was ist dir? fragte er hastig.

Es ist nichts, rief Lenchen verlegen.

Du hast geweint; warum? sage mir's! fuhr Richard dringender fort und verwendete keinen Blick von dem schönen Mädchen, dessen holde Verwirrung ihn entzückte.

Laß es gut sein, wiederholte Lenchen ausweichend mit anmuthiger sanfter Stimme.

Gewiß, meine Stiefmutter hat dich wieder einmal hart behandelt? ...

Sie thut mir sehr unrecht.

Ich weiß, rief Richard erregt, o dieses Weib! — Es sind Menschen ohne Herz in diesem Hause; es sind starrsinnige harte Menschen, hart wie die Steine ihres Hauses!

Du bist nicht wie Jene, flüsterte Lenchen.

Für jede Thräne, erwiederte Richard leidenschaftlich, bei Gott! — Lenchen, es kränkt mich, daß die Meinigen es sind, welche sich so lieblos gegen dich benehmen.

Es wird nicht immer dauern.

Nein! rief Richard, du wirst einst dafür entschädigt, reich entschädigt!

Ich bleibe nicht mehr lange.

Du willst fort? sagte Richard heftig; nein, um meinetwillen thue es nicht! Komm', sprich dich aus gegen mich ... Er erfaßte die Widerstrebende bei der Hand und führte sie in die nächste Laube. Bleibe! flüsterte er; muß ich doch auch bei diesen Menschen bleiben, unter denen ich mich so verlassen und einsam fühle.

Wie ich auch.

Nur wenn ich dich sehe, wird es mir leichter um's Herz — mild und wohl. du bist so schön, so gut, so sanft . . .

Lenchen erröthete in holder Bangigkeit.

Wie schön du bist! flüsterte Richard zärtlich und erfaßte Lenchens Hand; diese entzog sie ihm langsam und trat einen Schritt zurück.

Laß mich, fuhr Richard glühend fort, in dein Auge sehen und deine liebe Stimme hören! dein Lächeln macht mich so glücklich!

Und mit reizendem Lächeln erwiederte Lenchen: Schalk, du spottest; ich bin ja nur ein armes Mädchen.

Nein, ich schwöre! . .

Daß du zu einer Anderen ebenso sprichst.

Lenchen, rief Richard und schlang seinen Arm um das Mädchen, ich liebe dich, dich einzig, sei mein!

Lenchen riß sich erschrocken los. Du bist der Sohn des Hauses, stammelte sie, ich —

Mein Liebchen bist du, meine Braut! rief Richard ungestüm.

Dein Vater! . . . lispelte Lenchen zitternd.

Ich frage nichts nach ihm.

Gehe fort, ich bitte dich! . . .

Liebst du mich nicht?

Ich darf nicht, flüsterte Lenchen und ihr Auge ruhte groß und schmerzlich auf Richard.

Küsse mich! rief dieser berauscht von Liebe und Leidenschaft. Wir dürfen uns lieben, wer wehrt uns das?

Er zog die Bebende an sich und küßte sie; zwei rosige Lippen berührten die seinigen, zwei Augen schimmerten feucht, zwei Arme hielten ihn innig umschlungen. Wonne durchrauschte die jungen Herzen.

Die Sonne neigte sich dem Untergang zu. Süß duftete das Jelängerjelieber, welches das heimliche Dunkel der Laube umschlang; draußen glühte die Welt im Purpurschein des Abends. Luftwellen zitterten über das Thal, hauchten schimmernden Glanz auf Feld, Wald und Fels, flutheten über die Höhen und um die leuchtenden Gipfel der Berge. Leise folgte die Dämmerung nach, erst duftig, dann fahl und grau, bis auch die Wolken erblaßten und aus den mattblauen Tiefen des Himmels blinkende Sterne auftauchten, ruhig wandelnd in stiller Pracht.

Lenchens Vater kehrte zurück, ohne den Wendelhof zu berühren. Als er in sein Stübchen eingetreten war, warf er sich mißmuthig in einen Sessel, während Annelie das Essen auftrug. Wo bleibst Du so lange? fragte sie.

Es ist mit dem Hofbauer nicht mehr auszuhalten! rief Ellner, seinem Aerger Luft machend. Er schaltet über mich wie über einen Untergebenen, zu anmaßend, zu rücksichtslos.

Was habt ihr miteinander gehabt?

Erstlich mußte ich schon dem Jäger des Oberndorfer Barons das Pferd vorführen und es eine halbe Stunde halten, dann mußte ich ihn noch über eine Stunde weit begleiten.

Und zu Hause bleibt die Arbeit liegen? . .

Wenn er mich nur freundlich darum ersucht hätte — der Hofbauer, dann hätte es sein mögen; aber er befiehlt's kurz, grob. Ich schämte mich vor dem Fremden.

Das ist so seine Art.

Aber meine Art ist es nicht, die Willkür eines Anderen geduldig zu verschlucken. So geht es nicht fort. Er übervortheilt mich, saugt mich langsam aus; was ich verkaufe, ihm soll ich's geben; was ich brauche, von ihm soll ich's nehmen; wo er kann, benutzt er mich.

Leider ist es so, aber was willst du machen?

Mich freimachen von ihm, und wenn ich dabei ein Stück Haut und Haare lassen muß; eher kann ich nicht wieder ruhig athmen. Lieber borge ich bei einem Anderen und zahle ihm sein Capital zurück.

Das wird schwer halten, wir sind tief hineingerathen.

Ist's meine Schuld? sagte Ellner auffahrend.

Ich sage dir das nicht zum Vorwurf, entgegnete Anneli ruhig ernst; unsere Lage macht mir dieselbe Sorge wie dir.

Schweige lieber davon, rief Ellner mißmuthig.

Wie hat sich so Viel geändert, seufzte Anneli und schwieg.

Ja, auch du bist anders, murmelte Ellner.

Und du.

Sonst warst du freundlich und heiter.

Sonst!...

Ich hatte meine Freude an dir.

Die Runzeln — versetzte Anneli mit leiser Bitterkeit.

Ellner blickte finster vor sich hin. Es geht, wie es geht, versetzte er; der Mensch ändert nichts. Ich plage mich Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, und komme ich vorwärts? Sonst glaubte ich's. Ich war froh, wenn ich ein Hundert erübrigt hatte und die Schuld um soviel vermindern konnte; aber ist sie weniger geworden? Jetzt sind es achtzehnhundert, volle achtzehnhundert Thaler. Die Interessen verschlingen, was ich erspare. Ich komme nicht aufwärts; dieser Gedanke macht mich an Leib und Seele todtmüde.

Anneli weinte still.

Ich mußte das Haus und die Scheuer bauen, fuhr Ellner fort, ich mußte borgen. Ich ging schwer daran, als wäre, was ich borgte, meinen Kindern gestohlen. — Aber, setzte er bitter lachend hinzu, das werden sie mir hoffentlich einst nicht in das Gesicht sagen.

Fasse wieder Muth, rief Anneli, sei wieder heiter! Die Kinder wachsen heran, sie können mit verdienen, die Haushaltung wird leichter.

Ellner schüttelte den Kopf. Das Sprüchwort heißt: „Kleine Kinder kleine Sorgen, große Kinder große Sorgen".

Brav und rechtschaffen haben wir sie erzogen, erwiederte Anneli; sie werden uns Freude machen.

Die Kinder, entgegnete Ellner kurz, reißen uns nicht heraus; auf sie verlasse dich nicht. Ich will das Meinige thun; kann ich ihnen einst kein Vermögen hinterlassen, so mögen sie daran denken, daß ich auch keins ererbt habe.

Anneli schwieg. Wie ganz hatte Bernhard das harmlose Plaudern und Scherzen verlernt, das ihm früher so wohl stand. Die Sorge! Die Sorge nagte an ihm und machte ihn mürrisch und hart. Anneli fühlte sich dadurch doppelt niedergedrückt; Jugend und Glück waren dahin, ihre Schönheit war verblüht, sie vermochte wenig mehr gegen den trüben Geist, der ihren Mann beherrschte. Auf dem nächtlichen Lager weinte die arme Frau still ihren Kummer aus. —

Am Fenster stand Lenchen und blickte in die Nacht. Es war ihr das Herz so voll, es war ihr so bang — sie wußte nicht warum, — so glücklich und wohl wie nie! Die Nachtluft wehte sanft durch die Bäume, über Wangen und Busen zog ihr der kühlende Hauch. Sie glaubte, eine dunkle Gestalt unter den Bäumen zu sehen, das Herz pochte ihr, bebend lispelte sie: Richard! Aber die Gestalt war der Schatten eines Stammes, auf welchen das Licht des Mondes fiel. Sie schloß das Fenster. Wachend träumte sie und sank endlich in Schlummer, um von den Bildern des Tages umgaukelt zu werden. Wohl! träume den süßen Traum der Liebe, den das Menschenherz nur einmal träumt.

Im Wirthshaus saßen mehrere Gäste beisammen, achtbare Männer des Ortes; unter ihnen auch der alte Meyer, den wir bereits kennen. Ihre Rede war vom Hofbauer.

Ich weiß es gewiß, sagte der Eine, er hat das Gut des Freiherrn in Altenburg gekauft; ich war heute dort, da habe ich's von Mehreren gehört.

Voriges Jahr die Erndte, fiel ein Anderer ein, dies Jahr das Gut; es geht rasch.

Der Hofbauer hat leicht kaufen, bemerkte ein Dritter; an dem Oberndorfer Gemeindewald hat er nicht weniger als Viertausend Thaler gewonnen.

Ohne was er dem Jäger in die Hand gedrückt …

Ein Rittergut hat er, bald wird's heißen Herr von Martin.

Es hat den Zuschnitt darauf; der neuen Chaise fehlt nur noch das Wappen.

Der Stolz steigt ihm gewaltig zu Kopf. Er trägt einen feinen Filzhut, braunseidene Weste mit dickem, goldenem Uhrgehäng und einen Stock mit silbernem Knopf; auch vernimmt er's ungern, wenn alte Bekannte ihn mit „Du“ anreden.

Er ist kein gewöhnlicher Kopf, sagte der alte Meyer gelassen das Wort ergreifend; was er ist, ist er durch sich selbst und Mancher könnte, statt zu tadeln, von ihm lernen.

Mich ärgert nur, entgegnete ein Anderer, daß er selbst Arme drückt und übervortheilt.

Es ist sein Grundsatz, bemerkte ein Dritter: „auch den kleinsten Gewinn darf man nicht verschmähen“ …

Ah, da kommt Ellner! riefen mehrere Stimmen; das ist ja ein Wunder.

Der Eingetretene drückte die dargereichten Hände, setzte sich, trank hastig einige Züge und schien sehr aufgeregt.

Was ist mir dir? fragte einer der Anwesenden.

Zum Lachen ist's, erwiederte Ellner bitter, wie gescheidt die Vögel und wie einfältig die Menschen sind. Warum lernt man die Sprachen der Thiere nicht? Man hört sie doch täglich und Niemand giebt sich die Mühe, sie zu verstehen.

Alle verwunderten sich über diese abgerissenen, seltsamen Worte. Was meinst du damit? fragten Einige.

Hätte ich vor zwölf Jahren, antwortete Ellner, diese Sprache verstanden, so wäre ich heute kein unglücklicher Mann. Damals wurde ich gewarnt, aber ich begriff deine Warnung nicht, schwarzer Prophet!

Mehrere der Anwesenden sahen Ellner bedenklich an; es schien ihnen fast, als rede er irr.

Ihr versteht mich nicht, fuhr Ellner fort; ich will euch die lustige Geschichte erzählen. Vor zwölf Jahren pachtete mir der Hofbauer meine Waldwiese ab; er stellte mir das recht lockend und angenehm vor, ich allein hatte den Gewinn …

Nun, verlangte er jetzt etwa das Capital vergütet? fragte Einer.

Ihr habt doch einen Contract aufgesetzt … bemerkte ein Anderer.

Was hindert den Hofbauer, erwiederte Ellner, ein Wisch Papier! Er weiß sich zu helfen. Als ich vor acht Tagen die Zinsen hinaustrug und das Geld aufgezählt hatte, ließ er es liegen, ohne etwas zu sagen. Trifft es nicht? fragte ich. O ja, versetzte er. Wir sahen einander an. Was willst du noch? sagte ich. Und nun rückte er heraus. Er wollte die Wiese noch auf längere Zeit in Pacht, denn er habe Schaden damit gehabt. Nein, entgegnete ich, du handelst nicht ehrlich an mir, ich will nichts mehr mit dir zu thun haben. Darauf strich er das Geld zusammen, warf es in den Kasten, drehte den Schlüssel herum, und sah mich an: ich kann dir das Capital nicht mehr zu fünfthalb Procent lassen, du zahlst von jetzt ab fünf wie die Anderen. Nein! rief ich und nahm die Mütze. Dann ist das Capital gekündigt, hörst du! schrie er mir nach.

So kommt Ihr los von ihm, bemerkte der alte Meyer; es ist besser für Euch.

Meint Ihr das? ich hatte schon voriges Jahr diesen Gedanken.

Er richtet Euch langsam zu Grund.

Habt Ihr vielleicht Mitleid mit mir?

Ich habe Euch immer werthgeschätzt, weil Ihr ein braver Mann seid.

Gut! rief Ellner, so borgt dem braven Mann achtzehnhundert Thaler; soviel schulde ich dem Hofbauer.

Die habe ich nicht, Ihr wißt es selbst.

So schweigt, versetzte Ellner, der dem Alten noch immer grollte, weil er ihm einst das kleine Capital gekündigt; Rath giebt mir Jeder, aber Niemand hilft. Niemand! — ich möchte die Zähne knirschen, wie man mich abgewiesen hat überall, wo ich Hülfe suchte.

Und der schwarze Prophet? fragte ein Neugieriger unter den Gästen.

Was Wunder — ein Rabe war's, der auf dem Baum saß und schrie. Mit diesen Worten stürzte Ellner den Rest seines Glases hinab und ging; er schlug den Weg nach dem Wendelhof ein.

Der Hofbauer war eben vom Abendessen aufgestanden und hatte seine Meerschaumpfeife angezündet.

Ich kann dir das Capital nicht schaffen, sagte Ellner nach kurzem Gruß.

Ein höhnisches Lächeln glitt über die Züge des Anderen. Ich wußte das zum Voraus — also bekomme ich die Wiese.

Ich kann nicht, versetzte Ellner gepreßt.

Dann giebst du fünf Procent.

Du willst mich ruiniren! ...

Wollte ich das, ich hätte es längst gekonnt, versetzte der Hofbauer.

Nun dann, so lasse mir das Capital wie bisher ...

Nein, entweder fünf Procent oder es ist gekündigt.

Treibe mich nicht zum Aeußersten!

Die Mienen des Hofbauern nahmen einen noch härteren Ausdruck an, indem er sagte: ich habe dir überall ausgeholfen, ich habe dich keinmal abgewiesen, wenn du in irgendeiner Verlegenheit zu mir kamst; hast du mir's gedankt?

Was habe ich dir gethan?

Nichts!

Was ich dir gethan habe! wiederholte Ellner gekränkt und erbittert.

Meine Frau habe ich zu Tod gequält.

Habe ich das gesagt?

Ich handle unehrlich an dir, du willst nichts mehr mit mir zu thun haben.

Du suchst Ursache, rief Ellner; ich habe nicht daran gedacht, dich zu beleidigen.

Merke dir nur deine Worte.

Für ein unbedachtes Wort willst du solche Rache üben?

Der Hofbauer hielt inne und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. Verkaufe mir die Wiese, begann er nach einer Weile.

Ellner stützte den Kopf in die Hand; als er sich aufrichtete, sah sein Gesicht bleich. Ich kann nicht, sagte er mit bebender Stimme.

Nun — wie du willst, entgegnete der Hofbauer eisig kalt.

Meine Wirthschaft geht zu Grund, wenn ich die Wiese länger entbehre! rief Ellner verzweifelt.

Du hast nicht Lust nachzugeben?

Ellner hatte das starre Antlitz unbeweglich auf den Hofbauer gerichtet. Willst du mich in's Unglück stürzen? — du hast es vor Gott zu verantworten!

Der Hofbauer ertrug den Anblick nicht und wendete sich mit unbehaglicher Miene ab. Nein, versetzte er zögernd, ich will dich nicht verderben. Ich bin ein ehrlicher Mann, wenngleich Bosheit und Verleumdung meinen Ruf zu schwärzen sucht ...

Sei barmherzig! flehte Ellner.

Ich bin kein Betrüger, fuhr der Hofbauer fort, der Jemanden auf unerlaubte Weise um das Seinige bringt. Ich bin reich; aus Neid macht man mich schlecht.

So handle auch an mir nach Christenpflicht.

Ich habe schon erklärt, ich lasse dir das Capital, ich lasse dir's wie früher um fünfthalb Procent — und du verkaufst mir die Wiese.

Du bist ein Stein!

Ist dein Kopf härter als der meine? rief der Hofbauer heftig auffahrend.

So hart wie der deine.

Willst du, daß ich dich verklage, willst du von Haus und Hof?

Jetzt sprichst du ohne Verstellung, stöhnte Ellner; das thust du, du drohst nicht umsonst!

Aha! ich sehe, du kennst mich, versetzte der Hofbauer mit empörendem Spott.

So wahr ich hier stehe, rief Ellner, dein Plan gelingt dir nicht! Lieber will ich das Meinige in jeder andern Hand sehen, als in der deinigen.

Feindlichen Haß in Mienen und Blicken schieden die beiden Männer.

Wie oft geht die Sonne unter über dem Zorn der Menschen. Und sie war heute so rein und klar untergegangen, die Nacht zog so mild und schön herauf! Aber der Hofbauer empfand nichts von ihrem Frieden; finstere Gedanken wühlten in seiner Seele. Während er Unheil sinnend das Zimmer durchschritt, erhob sich Lenchen, das reine, liebeglühende Mädchen von ihrer Ruhestätte in dem einsamen Kämmerchen, schlich an's Fenster und öffnete es. Diesmal war die Gestalt, welche unter den Bäumen herankam, kein trügerischer Schatten; leise rief es ihren Namen, leise antwortete sie.

Aus der Tiefe herauf tönte das Rauschen des Baches, dessen Wellen über das felsigte Bett plätschernd weiterzogen; langhin streckten sich dunkle Bergesrücken, dazwischen lagen vielfachgewundene, enge Thäler. Allmählig trat der Mond über die Wipfel des Hochwaldes; wunderbar schön war, von seinem milden Glanz umflossen, das Mädchenantlitz am Fenster, welches sehnsuchtsvoll, träumerisch lächelnd zum Himmel aufblickte. Eine Fülle blonden Haares sank, vom Hauche des Windes leise berührt, über den Nacken und schmiegte sich weich um die zartgerundeten Formen. Das Auge leuchtete und die Lippen bebten von süßem Empfinden.

Richard war berauscht; heißes Verlangen entzückte seine Seele; sie trank Gluth aus Blick, Stimme und Gestalt der Geliebten.

O wäre ich, flüsterte er, das Licht, welches deine Wangen küßt!

Das Licht leuchtet, aber es küßt nicht, erwiederte Lenchen.

Könnte ich wie der Lufthauch mich an deinen Busen schmiegen!

Er kennt keine Treue, flüchtig eilt er weiter.

Ich bleibe bei dir.

Er darf nicht bleiben.

Warum nicht?

Er trägt dem Wort, deine liebe Stimme zu mir.

Trüge er mich selbst zu dir.

Lenchen lachte. Du bist ein wenig zu schwer: wenn du ein Vöglein wärst, nicht wahr: ...

Flög' ich zu dir.

Ich schnitte dir die Flügel ab, müßtest bei mir bleiben.

Die Flügel wachsen, ich flöge doch fort.

Dann stürbe ich, du müßtest mich begraben.

In mein Herz; da sollst du ruhen.

Lieber in deine Armen, lieber leben und athmen!

Ja, in deine Arme! ich komme!

Er geht, lispelte Lenchen. Was wird er thun? O daß ich geschwiegen hätte! Mir ist bang; es murmeln die Leute, daß er mich liebt. Wenn es sein Vater erführe, meine Eltern — fahr wohl mein Glück! Und wenn sie mir zürnen, ich liebe ihn doch! . . .

Ewig! klang es leise. Schon war Richard heraufgestiegen an's Fenster und umschlang die Geliebte; Kuß um Kuß tauschten sie aus.

Lenchen, was ich dich schon oft gebeten habe . . .

Was willst du mehr? meine Arme umfassen, meine Lippen küssen dich.
Gönne mir mehr als diesen Augenblick.
Eine Stunde, auch zwei.
Eine Nacht! . . .
Ich bin bereit; ich innen, du auf der Leiter.
Du weißt nicht, wie unbequem es ist.
Richard, sagte Lenchen plötzlich ernst, mir gehen andere Gedanken durch den Sinn.
Was ängstigt dich?
Dein Vater und der meinige zürnen.
Können wir's ändern?
Suche deinen Vater zu versöhnen!
Was ich thun kann, um deinetwillen thue ich's.
Wende Unheil ab . . .
Gewähre mir auch meine Bitte, laß mich . . .
Ich darf nicht, flüsterte Lenchen und schloß dem Geliebten den Mund mit einem Kuß. Glaubte sie wirklich damit sein ungestümes Verlangen abgewehrt? — —

Andern Tags rollten mit stämmigen Zugochsen bespannt, die Leiterwägen durch das Thor des Wendelhofes. Gesinde und Tagelöhner gingen nebenher. Alles mußte heute zugreifen, denn das Korn lag auf dem Feld und es drohte Regen. Ein und das andere Mädchen hatte sich einen Platz auf den Wägen erobert und blickte triumphirend auf die zu Fuße Gehenden herab; Scherze und Neckereien flogen von Mund zu Mund. Lenchen folgte zuletzt; gewöhnlich die Heiterste, war sie heute still in sich gekehrt. Bald war sie die Zielscheibe der Lachlustigen und von dem Schwarme umringt; aber sie machte sich los, gewann einen Seitenweg und eilte voraus.

Auf dem Felde hielt der Zug; rasch wurden die Halme aufgesammelt, in Garben gebunden und Wagen um Wagen geladen. Der Hofbauer kam und sah nach. Der reichliche Erndteertrag schien ihn zu befriedigen; er ermunterte die Arbeiter und ließ selten ein tadelndes Wort fallen. Dicht in seiner Nähe arbeitete Lenchen; sie sah nicht auf, sie gönnte sich keine Rast, unermüdlich emsig regten sich ihre Hände.

Du bist ein fleißiges Kind, redete sie der Hofbauer freundlich an.
Lenchen richtete sich auf und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen.
Wie! rief der Hofbauer, ich glaube, du hast geweint? . . .
Nein, versetzte Lenchen zitternd.
Deine Augen sehen roth, du hast die Nacht nicht geschlafen . . .
Flammende Röthe zog über das Gesicht des Mädchens.
Du bist traurig — bist du böse auf mich? sagte der Hofbauer mit einem Ton und Blick, der durchdringend und doch seltsam weich war.
Nein, nein! rief Lenchen erregt.
Sprichst du die Wahrheit? sagte der Hofbauer und ein flüchtiges Lächeln erhellte seine strengen Züge.
Ja, die Wahrheit, antwortete Lenchen offen.
Ich will's glauben, fuhr der Hofbauer fort; nein — du kannst nicht hassen, diese reinen Engelsaugen lügen nicht. Mädchen, sei freundlich gegen mich, setzte er hastig hinzu, es wird dich nicht gereuen!

Er ging weiter und ließ Lenchen in Verwirrung zurück. Was sollte sie denken? Wußte er von ihrer Zusammenkunft mit Richard? Warum vermuthete er, daß sie die Nacht nicht geschlafen? Und was bedeuteten seine letzten Worte? Es entsetzte sie, wenn dieser Mann, der Vater Richard's — doch nein, das war unmöglich; aber er hatte nie in diesem Ton mit ihr gesprochen! . . .

Gedankenvoll lehnte der Hofbauer an einem der Wägen und sah den Arbeitern zu; immer kehrte sein Auge auf Lenchen zurück. Dieses Kind — murmelte er, welch liebliches Geschöpf! Solche Schönheit sah ich noch nicht. Es zieht mich zu

ihr wie zu keinem anderen Menschen; eine sonderbare Gewalt übt sie über mich aus, ihr ganzes Wesen ist gewinnend.

Richard war herzugetreten und unterbrach den Vater in seinen Gedanken. Du hattest gestern Verdruß mit Ellner?

Ja, erwiederte der Vater.

Was gedenkst du nun zu thun?

Das ist meine, nicht deine Sache.

Stürze den Mann nicht in's Unglück, versetzte Richard bittend.

Wer hat dich zu seinem Anwalt bestellt! fuhr der Vater heftig auf.

Sprühe Zorn, rief Richard entschlossen, ich fürchte mich nicht!

Du — mir trotzen? erwiederte der Vater überrascht. Du plötzlich so muthig, mein Junge!

Ich trotze dir nicht, entgegnete Richard zögernd; ich wünsche nur, daß du gegen Ellner nicht unbillig verfährst . . .

Ich weiß es, sagte der Hofbauer verächtlich, du trotzest mir nicht. Woher aber dieser Anfall? sprich, hast du getrunken?

Höhne mich! rief Richard erblassend, ich sage dir dennoch, du handelst sündlich an diesem Manne.

Ich weiß, aus welchem Antrieb du sprichst, — du hast dich in die Tochter vergafft, sagte der Hofbauer kalt und kehrte seinem Sohne den Rücken.

Bestürzt, schweigend, unentschlossen stand dieser da; er trat nach einigem Besinnen unter die Arbeiter zurück.

So ist es denn doch so; der Thor hat sich in das Mädchen verliebt! murmelte der Hofbauer und warf dem Davongehenden einen finsteren Blick nach. Und wenn es noch ärger käme, wenn sie seine Leidenschaft erwiederte, wenn er den Frieden, das Glück dieser Seele zerstörte — Bube, das wäre gefrevelt! Du weißt es, daß sie die Deinige nicht wird, niemals werden kann . . .

Zornig funkelte das Auge des Mannes, indem er das sagte; aber seine Aufregung milderte sich, indem er fortfuhr: nein, einen solchen Schwächling kann sie nicht lieben, sie muß ihn bedauern, verachten! Wieder ruhten seine Blicke ernst und sinnend auf Lenchen. Armes Mädchen! gewiß, du härmst dich, du bist in Sorge um deinen Vater. Dir zu Liebe will ich ihm Nachsicht schenken, diesmal seine Beleidigungen vergessen! Dir dankt er's, wenn ich ihn schone. Kind, du sollst nicht wieder weinen; ich will dir zeigen, daß ich nicht so schlimm bin, als man sagt. Doch genug! . . .

Gewaltsam riß sich der Hofbauer aus seinem Sinnen los. Was war es für eine Liebe, die ihn zu dem armen Mädchen hinzog, mit dessen Vater er in Feindschaft lebte?

Ellner saß im Lehnstuhl und sah dem Treiben der Schneeflocken zu, welche zerrannen, sowie sie den Boden berührten. Durch das Thal ging schon die mildere Frühlingsluft, einzelne Felder waren geackert und besäet, während die Höhen noch schneebedeckt hereinschauten und lebhaft an den Winter erinnerten.

Ellner hatte gealtert. Graues Haar zeigte sich um die Schläfe, die Stirne war gefurcht, die Augen traten tief in ihre Höhlen zurück. Auf einem Bette neben dem Ofen lag die Großmutter, gekrümmt, gelähmt, ein Bild der Gebrechlichkeit; sie konnte sich kaum regen, kaum bewegen, wie einem Kinde mußte ihr jede Handreichung geschehen. Ellner sah es stumm an. Auch Anneli war nicht mehr das blühende Weib; die bittere Erfahrung hatte ihren Mienen die sanfte Weichheit genommen. Seit einiger Zeit war sie noch trauriger; ihr Wesen verstört, wie von nagendem Schmerz verwundet. Ellner fragte kaum darnach; er sah sie leiden und preßte nur zuweilen die Lippen stumm zusammen.

Während Flocke um Flocke aus der Luft herabsank, Ellner trübsinnig da saß, Anneli spann, die alte Großmutter Worte vor sich hin murmelte wie „Jammer-

thal, Sterben und himmlischer Friede“, die jüngsten Kinder scheu in der Ecke zusammenhockten, trat Traugott, der älteste Sohn, ein. Sein Wesen hatte etwas Heftiges, er sah seinen Vater eine Weile an und rief dann: die Sache muß anders werden!

Was willst du? antwortete der Vater.

Du lässest Alles gehen, wie es geht, versetzte Traugott.

Willst du es besser machen?

Ich rede nicht von der Wirthschaft, erwiederte Traugott. Mag sein, daß der Hofbauer unsere beste Wiese hat . . .

Er hat sie gekauft, bezahlt; mit seinem Geld hat er sie angerichtet.

Mag sein, daß wir statt dreier Kühe noch eine einzige im Stalle haben . . .

Hätte der draußen auf dem Wendelhof sein Kapital gekündigt, so hätten wir weder Acker, noch Haus, noch Hof.

Es wird noch schlimmer kommen.

Wie so, mein Sohn?

Wo ich hinkomme, rief Traugott, da muß ich hören, daß Lene es mit dem Sohn des Hofbauern hält!

Nun? . . . sagte Ellner theilnahmslos.

Nun! versetzte der junge Mensch, mit Mühe an sich haltend, kümmert dich das nicht?

Der Vater sah ihn an.

Oeffentlich leugnet Richard Alles, und doch verkehren sie heimlich mit einander.

Richard ist ein guter Junge.

Er wird, so gut er ist, Lenchen unglücklich machen, sie — verführen.

Meine Lene! rief Ellner plötzlich auffahrend; das Kind, welches ich wie meinen Augapfel liebe! . . .

Ich fürchte.

Nein! ihr Herz ist lauter, sie ist rein wie Gold. Unschuld kleidet sie wie die Lilie des Feldes!

Manche zweifeln daran.

Was! rief Ellner; zweifeln? Verleumde deine Schwester nicht; sie ist mein Licht, mein Trost im Unglück.

Anneli hatte das Gespräch bis hierher schweigend angehört, der feingesponnene Faden war ihr zerrissen, das Rad stand still. Thränen flossen über ihre Wangen, sie erhob sich und ging auf ihren Mann zu. Ihre Füße wankten.

Bernhard, Bernhard! rief sie mit erstickender Stimme, und verhüllte ihr Gesicht.

Ellner starrte sein Weib an. Seine Lippen zuckten, seine Hände ballten sich krampfhaft. Sprich! rief er mit furchtbarer Stimme, sprich, wie steht's?

Habe Erbarmen mit deinem Kind! stammelte Anneli flehend; vergieb ihr, sie hat gefehlt! . . .

Entsetzlich! stöhnte Ellner, die Hände zum Himmel emporgestreckt.

Ein banges, peinliches Schweigen herrschte in dem kleinen Gemach. Traugott, selbst erschüttert, redete bald die weinende Mutter, bald den Vater an, der regungslos da saß, ein Bild tiefen, stummen Schmerzes. Niemand antwortete; die Großmutter wimmerte, die Kinder sahen einander ängstlich an.

Geh', Traugott, sagte endlich der Vater mühsam gefaßt, geh' und sage deiner Schwester, daß sie diese Schwelle nicht wieder betritt. Ihr Anblick würde mich tödten. Mag sie bei ihrem Verführer bleiben, dort ist ihr gewiß wohl!

Mit diesen Worten verließ Ellner das Zimmer, begab sich in die obere Stube und schloß die Thüre hinter sich ab.

Als Lenchen erfuhr, was sich zu Hause zugetragen hatte, entfernte sie sich, ohne Jemandem etwas zu sagen, vom Wendelhof. Reue und Schmerz wühlten in ihrem Inneren. Alles wollte sie versuchen, den Vater zu versöhnen; Alles thun, was er von ihr verlangte. Es dunkelte bereits, als sie in die elterliche Wohnung kam; sie

überschritt den engen Hausplatz und blieb vor der Stubenthüre stehen, um sich etwas zu sammeln. Alles war still. Als sie die Thürklinke erfaßte, zog sie ihre Hand wie gelähmt zurück; sie drohte zusammenzusinken. Da kam ihr Traugott entgegen und theilte ihr mit, daß der Vater noch oben in der Stube sei. Lenchen stieg die Treppe hinauf und klopfte an. Niemand antwortete; auf ihr wiederholtes Pochen öffnete endlich der Vater. Bei ihrem Anblick zuckte er zusammen. Fort! rief er dumpf, ich habe dir verboten dieses Haus zu betreten!

Lenchen warf sich ihm zu Füßen und flehte, ihr zu verzeihen. Ihre Stimme war so rührend, ihr Antlitz so bleich und schön!

Lene! was hast du mir gethan? rief Ellner erschüttert.

Sie erfaßte die Hand des Vaters, konnte aber vor Schluchzen nicht sprechen.

Weißt du — ich hätte jeden Blutstropfen für dich hingegeben, — es ist ehrliches Blut — ich hätte einen Himmel auf dich gebaut und du vergißt dich so, wirfst dich weg an den Sohn meines Feindes! Sieh', mein Haar wird grau, mein Leib ist abgezehrt, meine Kraft dahin: ich trage viele Sorge — und das noch!

Diese Sprache des Schmerzes zerriß Lenchen das Herz. Sie hatte einen Ausbruch des Zornes erwartet und sie hätte ihn leichter ertragen. Vater! rief sie, ich weiß, du kannst mir nicht vergeben!

Nein, erwiederte Ellner tonlos; dabei drängte er seine Tochter von sich zurück und machte ihre Hände los.

Dein Platz in meinem Hause und in meinem Herzen wird künftig leer sein.

Verstoße mich nicht! . . .

Eile fort! Tausend Ohren spitzen sich deine Schande zu vernehmen.

Nur sprich mir keinen Fluch nach!

Dein Fluch folgt dir, die Schande.

Gott, o Gott! schrie Lenchen auf.

Weißt du, was Schande ist?

Ich versinke, vergehe!

Fliehe, fliehe diesen Ort; fliehe weit weg!

Ich Unglückliche! gedenkt meiner mit Mitleid.

Mein Herz ist öde und ausgebrannt. Nur noch ein Gefühl glimmt in der Asche und das kann ein Feuer geben.

Haß gegen . . .

Haß gegen den, der dich verführt und seinen Vater.

Richard ist gut und schwach, verzeihe ihm.

Ein elender Bube, daß er dich betrogen!

Er liebt mich, wenn auch nicht so wie ich ihn.

Denke nicht mehr an ihn! — ich habe im Itzgrund eine Verwandte, sie wird dich aufnehmen, gehe dorthin.

Ach, sprich erst, daß du mir vergiebst! . .

Ja, ich vergebe dir — aber betrete dieses Haus nicht wieder. Dein Anblick macht mich rasend; ich könnte die Beiden auf dem Wendelhof morden!

Sprich nicht so gräßlich.

Küsse mich, meine Tochter und gehe — küsse mich noch einmal!

Ellner riß sich los und schloß sich ein.

Wie betäubt stand Lenchen da. Wohin? — Mechanisch richteten sich ihre Schritte wieder nach dem Wendelhof. Sie schlich hinauf in ihre Kammer und warf sich auf ihr Lager. Sie lauschte, hielt den Athem bang an — kein Zeichen, kein Fußtritt, kein Laut! Er kam nicht. Sie harrte lange, bis Erschöpfung und Mattigkeit ihr die Augen schlossen.

Am Morgen ging sie an ihre Arbeit; noch hatte sie Richard nicht gesehen, da ließ sie der Hofbauer zu sich rufen. Du bleibst! befahl er barsch seinem Sohne, als dieser Miene machte, sich beim Eintritt Lenchens zu entfernen; dieser warf er einen stechenden Blick zu. Hat er dir, wendete er sich an sie, die Ehe versprochen? Hat dir dieser Nichtswürdige dergleichen gesagt?

Richard, du wirst dein Wort erfüllen! rief Lenchen.
Ja, sagte Richard halblaut, ich werde . . .
Nein! fuhr der Hofbauer dazwischen, seinen Sohn mit einem flammenden Blick messend; sage ihr, daß du sie betrogen hast, sage ihr das.
Ich werde meine Pflichten erfüllen, versetzte Richard mit etwas mehr Energie.
Sein Vater antwortete nicht darauf. Mädchen, sagte er zu Lenchen gekehrt, du hast mich getäuscht, arg getäuscht. Der Himmel gab mir keine Tochter, ich liebte dich wie eine solche. Bei Gott, es ist so! . . er hielt einen Augenblick inne. Aber dein Engelsgesicht hat gelogen, auch du bist gemein!
Nein, stammelte Lenchen, ich habe gefehlt, aber nicht . . . ihre Stimme stockte.
Die Eitelkeit hat dich verführt; du sahst dich als Herrin dieses Hofes und vergaßest, wer du warst.
Nein — Ihr thut mir unrecht.
Ich verzeihe es deiner Jugend und Unerfahrenheit.
Richard! lispelte Lenchen und erhob ihr Auge flehend zu ihm.
Er mag nun seine Pflicht thun, und dir eine Entschädigung zahlen, fuhr der Hofbauer fort.
Bezahlen? . . .
Andere Ansprüche hast du nicht.
Richard! schütze mich! rief Lenchen.
Du verkennst sie, wendete sich dieser an seinen Vater, ihre Liebe war nicht Berechnung, niedriger Eigennutz . . .
So waren es Sinnlichkeit und Leichtsinn, denen sie ihre Unschuld geopfert.
O mein Gott! schluchzte Lenchen auf's Tiefste empört.
Da hier ist dein Lohn, sagte der Hofbauer kalt, du hast hier nichts mehr zu suchen.
Lenchen stieß das Geld zurück und stürzte fort; der Hofbauer kehrte sich ab, ein Schatten von Trauer ging über sein hartes Gesicht.
Deine Antwort? — wendete er sich nach einer Pause an seinen Sohn.
Ich habe keine andere . . .
Du heirathest Bernhardine, ich will es!
Vater, ich kann nicht! rief Richard.
Ich gebe dir Frist — vierzehn Tage, dann erkläre dich.
Richard sah den Vater schmerzlich an und ging einen Schritt auf ihn zu, — dann kehrte er plötzlich um und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er schien heftig mit sich zu kämpfen. Ich darf sie nicht verlassen, rief er dumpf und ging.
Sein erstes war, Lenchen aufzusuchen. Er fand sie nicht auf ihrer Kammer, doch fiel ihm auf, daß ihre Habseligkeiten gepackt waren. Man sagte ihm, daß sie den Hof verlassen und den Weg nach dem Wald eingeschlagen habe. Ihm ahnte Gräßliches. Er eilte fort, hinaus, ihr nach. Gott! wenn er ihre Spur verfehlte, wenn er zu spät kam. Mörder! klang es durch das Rauschen der Föhren und von Furcht gehetzt, rannte Richard athemlos weiter. Noch immer erblickte er die Gesuchte nicht. Der Weg senkte sich abwärts in einen Thalgrund, ein Bächlein rauschte munter durch die Wiesen und sammelte sein Wasser in einem, von hohen Erlen umschatteten Teich. Dort unter den Bäumen zeigte sich eine Gestalt, die Arme ausgebreitet und blickte, vorwärts gebeugt, in das Wasser! . . .
Lenchen! rief Richard laut mit der Stimme der Verzweiflung, daß das Echo weit im Wald wiederhallte.
Der gehobene Fuß sank langsam zurück, die ausgebreiteten Arme fielen schlaff nieder, Lenchen kehrte sich um. In einem Augenblick war Richard bei ihr.
Gott sei Dank! rief er — wenn ich zu spät gekommen wäre . . .
Dann hättest du dich mir nachgestürzt.
Mich schaudert . . .
Mich auch. Verzweiflung ist bitter! Ach, wie ist meine Liebe betrogen, wie bin ich so elend geworden! Noch so jung und schon so elend!

Ich bitte dich, was ist mit dir!

Hier hätte ich jetzt Ruhe gefunden . . .

Lenchen, was hattest du im Sinn! sei vernünftig.

Auch du hast mich verlassen.

Ich dich? Bei'm Himmel, ich schwöre! . . .

Schwöre nicht, du frevelst.

Was treibt dich zu solcher That?

Was! Du fragst noch? Dein Vater hat mich beschimpft, in deiner Gegenwart, du hast es geduldet.

Richard erglühte. Sollte ich, entgegnete er, den Zornigen noch mehr reizen?

Du hattest nicht den Muth, Etwas für mich zu opfern, die ich Alles für dich geopfert habe!

Komme mit, sagte Richard verlegen, was willst du hier?

Gehe allein, gab Lenchen zur Antwort.

Nicht ohne dich! versetzte Richard. Glaube nicht, daß ich dich verlassen habe; ich sorge für dich. Du erhälst Wohnung bei einer Tagelöhnersfrau; du bekommst, was du brauchst. Ich habe viel an dir gut zu machen, ich will es.

Lenchen blickte auf; ein schmerzliches Lächeln glitt über ihre Züge.

Höre mich, fuhr Richard fort. Mein Vater will, daß ich Bernhardine, die Tochter des Müllers von Langen, heirathen soll; er hat es mir eben eröffnet . . .

Und du?

Ich habe ihm erklärt, daß ich es nicht thue.

Wirklich? — sie ist reich und hübsch.

Lenchen! rief Richard, ich wäre nicht werth, daß Gottes Sonne über mir scheint, wenn ich dich verlassen könnte!

Wie! sagte Lenchen mit einem aufleuchtenden Blick, habe ich dir unrecht gethan?

Jetzt, versetzte Richard, muß ich auf meinen Vater Rücksicht nehmen; bin ich erst mündig, dann hindert er mich nicht, dann wirst du mein trautes Weib. Wie glücklich werden wir sein!

Die Liebe zum Leben war in der Unglücklichen wieder erwacht. Dieser Stimme, die jetzt zu ihr sprach, hatte sie so oft mit süßem Beben gelauscht; jetzt erklang sie ihr wie Rettung aus Noth und Tod. Ungestüm warf sich Lenchen an die Brust des Geliebten; sie flehte, sie beschwor ihn, sie nicht zu verlassen, mit ihrer Liebe nicht grausam Spiel zu treiben, sie nicht dem Elend preiszugeben. Richard betheuerte ihr seine glühende Neigung, seine redlichen Absichten, seine unveränderliche Treue; und wie gern glaubte Lenchen diesen Versicherungen. Sie war so zärtlich, so hingebend, so liebeberauscht, daß Richard tief das Unrecht fühlte, welches er an der Armen begangen hatte.

Lenchen zog in das Stübchen der Tagelöhnerin. Niemand erfuhr, was dort im Wald am Teich vorgegangen war und Viele schüttelten den Kopf über das leichtfertige Mädchen, welches, früher von Allen für eben so sittsam als schön gehalten, jetzt ein so tadelnswerthes Verhältniß fortführte.

Der Hofbauer hatte anspannen lassen, Richard begleitete ihn. Nachdem sie eine Strecke zurückgelegt, begann der Vater: meine Geschäfte in Oberndorf werden nicht lange dauern, rückwärts wollen wir über Langen fahren.

Ja, es ist mir recht, antwortete Richard mit einem Ausdruck von Freude.

Ich habe die Absicht, fuhr der Hofbauer fort, heute das Aufgebot zu bestellen; es wird Zeit.

Hast du schon mit Bernhardinen's Vater gesprochen?

Es ist Alles in Ordnung; in drei Wochen könnt ihr Hochzeit halten. Bist du's zufrieden?

Richard bejahte.

Also gefällt dir Bernhardine?

Sehr gut; sie ist das liebenswürdigste Mädchen.

Recht gesprochen. Bernhardine war zwei Jahre im Pensionat, sie hat eine gute Bildung, ist jung, schön, gewiß in allen Stücken eine Frau, die für dich paßt. Das siehst du jetzt ein?

Ja, es ist so.

Es freut mich, daß du dir deine alte, unpassende Liebschaft aus dem Sinn geschlagen hast. Ein ungebildetes Bauernmädchen, eine Dienstmagd — nein, das war nichts.

Richard stammelte verlegen einige Worte.

Schon gut, fiel ihm sein Vater in die Rede, ich verzeihe dir diese jugendliche Verirrung. Auch will ich das Uebrige abmachen; einige Hundert werden die Dirne zufrieden stellen.

Entschädige sie hinreichend, daß sie und das Kind keine Noth leiden, bemerkte Richard in einem Tone, in welchem nachhallte, was er für Lenchen einst empfunden.

Es soll ihr so viel werden, entgegnete der Hofbauer, daß sie sich nicht beklagen darf und zwar deßwegen, weil sie so verständig ist, jetzt bei deiner Verheirathung keinen Lärm zu machen.

Das thut sie nicht, versetzte Richard, sie schweigt.

Um so besser. Noch Eins, mein Sohn . . .

Was ist's? fragte Richard gespannt.

Ich habe das Gut in Altenberg mit einem nicht unbedeutenden Gewinn wieder verkauft; dir kann ich's sagen, ich habe Zwanzigtausend profitirt.

Was ist's? rief Richard erstaunt.

Durch einen Expressen nun benachrichtigte mich heute der Jäger des Barons, daß die Reise desselben an den Rhein einen besonderen Zweck hatte. Das Klima des Thüringer Waldes ist dem Herrn zu rauh, er will am Rhein sich ankaufen. Gestern meldete er seiner Gemahlin, daß er eine Besitzung gefunden, wie er sie wünscht. Der Kauf ist bereits abgeschlossen.

Nun, und du? . .

Unter diesen Verhältnissen wird der Baron das Oberndorfer Gut verkaufen.

Und du willst es kaufen?

Das will ich.

Aber der Preis; es wird viel kosten . . .

Ich muß, erwiderte der Hofbauer mit gedämpfter Stimme, im Einverständniß mit dem Jäger handeln.

Mit dem Jäger? erwiederte Richard im Ton der Mißbilligung.

Ja, versetzte der Hofbauer. Der Baron kennt seinen Besitz nicht, besonders den Werth des sehr beträchtlichen Holzbestandes. Er hat das Gut schon einige Mal für achtzig Tausend Thaler feilgeboten, für einige Siebenzig ist es zu kaufen. Der Holzwerth allein aber beträgt Fünfzigtausend, wenn nicht mehr; ebensoviel sind die Grundstücke, Schloß, Oekonomiegebäude, Brauerei und Schäferei werth. Somit ist ein Gewinn von ziemlich Dreißigtausend Thalern zu machen.

Vielleicht! .

Mein Sohn, versetzte der Hofbauer mit stolzem Selbstgefühl, ich rechne sicher. Hätte ich nicht einigen Scharfblick in diesen Dingen, so wäre der ehemalige Dienstknecht nicht im Stande, jetzt ein Rittergut zu bezahlen, und — doch davon will ich nicht reden.

Warum verschweigst du mir deine Gedanken?

Ich wünsche, — wie wäre es, wenn ich das Schloß Oberndorf zu meinem Wohnsitz machte? Doch, es ist nur so ein Gedanke. Du könntest mit deiner künftigen Frau den Wendelhof bewirthschaften . .

Richard war erstaunt über diese hochgehenden Pläne und betrachtete den Vater mit einer Art scheuen Respectes. Wie du willst, entgegnete er schüchtern, ich kann nichts dazu sagen.

Der Hofbauer hatte eine freudige Anerkennung oder dergleichen erwartet; als er seinen Sohn sich so gleichgültig äußern hörte, warf er ihm einen halb unwilligen, halb geringschätzigen Blick zu. Er fand den verwandten Geist, der ihn verstand, nicht in ihm.

Wie ich will, murmelte er, nun ja; zunächst will ich mich des Jägers versichern. Er wird mir heute die Tabellen und Karten vorlegen und mir den Forst zeigen. Handelt er bei dem Baron in meinem Interesse, so kommt mir's auf einige Tausend nicht an.

Ich möchte an deiner Stelle mit diesem Manne nichts zu thun haben, äußerte Richard.

Wie ich will, gab der Hofbauer kurz zur Antwort.

Die Angelegenheiten in Oberndorf und Langen wurden nach Wunsch erledigt. Der Besitzer des Wendelhofs kehrte in einer heitereren Stimmung zurück, als er sie seit langem gehabt hatte. Als er aber beim Aussteigen aus dem Wagen Ellner erblickte, verfinsterten sich seine Mienen. Dieser trat auf ihn zu und verlangte ihn zu sprechen. Er sah bleich und verstört, sein Haar hing unordentlich um die Schläfe, aus dem Auge loderte eine fieberhafte Gluth. Den Hofbauer verließ die gewohnte Sicherheit, als er sich im Zimmer diesem Manne allein gegenüber sah. Ellner brach zuerst das Schweigen. Beim Klang der hohlen Stimme fuhr der Andere leise zusammen.

Man setzt, hob Ellner an, den Dieb in's Zuchthaus, man richtet den Mörder durch's Schwert, ist's nicht so Hofbauer? Ist nicht die Gerechtigkeit da, damit sie dem Unrecht steuert und den Schuldigen straft?

Was ist das für ein Gewäsch? erwiederte der Hofbauer gezwungen lachend.

Du lachst? — fuhr Ellner fort; du hast recht. Du bist zu klug, um dir die Obrigkeit auf den Hals zu lassen. Du stehst auf gutem Fuß mit ihr; der Gerichtshalter speist an deinem Tisch, der Schreiber drückt dir die Hand, der Gerichtsdiener trinkt deine Gesundheit. Ihr lacht mit einander über die dummen Teufel, welche Euren Popanz fürchten.

Halt ein! rief der Hofbauer. Du redest von Dieben und von Mördern, wem gilt das?

Wer dem Armen sein Stück tägliches Brod nimmt, erwiederte Ellner, wer ihm Hab und Gut, Glück, Hoffnung, Ehre raubt, ihn langsam an Leib und Seele zu Grund richtet, ist der nicht schlimmer als ein Dieb und Mörder? — und das hast du mir gethan!

Der Hofbauer wurde weiß, wie die Wand. Elender! schrie er und seine Stimme knirschte vor Wuth.

Nicht genug, fuhr Ellner fort, daß du mich übervortheilt, ausgenützt, mich tief und immer tiefer in deine Schlinge gezogen hast. . .

Verläumder, Undankbarer! unterbrach der Hofbauer seinen Ankläger, wer half dir aus der Noth? Kam ich zu dir oder du zu mir? Brauchtest du mich oder ich dich?

Das Alles, antwortete Ellner, habe ich verschmerzt. Ich war in deine Hand gegeben, ich sah, daß ich nicht los kommen konnte. Daß aber dein Sohn mein Kind bethört, verführt und verlassen hat, daß Ihr mir das thut, das schneidet mir durch die Seele, dafür fordre ich Genugthuung!

Das also ist dein Grimm? versetzte der Hofbauer höhnisch.

Der Nagel zu meinem Sarg ist's.

Mache es mit meinem Sohn ab, mich geht's nichts an.

Ich bin Vater und du bist Vater, entgegnete Ellner; wir haben es mit einander zu thun. Ich vertrete das Recht meines Kindes.

Was für ein Recht? erwiederte der Hofbauer.

Dein Sohn, antwortete Ellner, hat meine Tochter unterhalten, als ich sie aus dem Hause wies. Sie sollte an einen fremden Ort gehen der Schande willen, aber sie setzte lieber ihr Verhältniß fort. Von da an war die Aussöhnung unmöglich, die meine Frau versuchte und zu der ich bereit gewesen wäre, wenn sie von ihrem Verführer gelassen hätte. Sie hing mehr an ihm als an mir — das hatte ich von meinem Kind nicht erwartet!

Damit beweist sie, versetzte der Hofbauer, daß ich recht hatte und daß sie es ist, die meinen Sohn angelockt und bethört hat.

Sie hat ihre Liebe an einen Menschen verschwendet, der ihrer nicht zum hundertsten Theil werth ist.

Er hat diese Liebe satt.

Der Erbärmliche! nun seine Leidenschaft gekühlt ist, überläßt er die Unglückliche ihrem Geschick.

Ihr geschieht recht.

O, die ungeheure Bosheit!

Sie hat sich selbst betrogen; ihrer Eitelkeit schmeichelte es, Hofbäuerin zu werden.

Dein Sohn versprach ihr die Ehe . . .

Ohne mein Wissen und meine Einwilligung.

Und jetzt heirathet er die Müllerstochter von Langen . . .

Hast du etwas dagegen?

Ich fordere im Namen meiner Tochter, daß er sein erstgegebenes Versprechen erfüllt.

Auf mich kommt es an.

Wenn er sich weigert, werde ich ihn gerichtlich belangen . . .

Lächerlich! rief der Hofbauer verächtlich. Du kannst Einsprache erheben, einen öffentlichen Scandal hervorrufen und mir Unannehmlichkeiten machen. Schließlich bekommt nach ein paar Terminen deine Tochter eine Entschädigung. Machen wir das kürzer.

Auf welche Weise? fragte Ellner gedehnt.

Der Hofbauer trat an seine Geldkiste, nahm mehrere Rollen Geld heraus und legte dieselben auf den Tisch. Hier hast du Vierhundert, schweige!

Vierhundert? — erwiederte Ellner und sah den Hofbauer mit eigenthümlichen Lächeln an.

Meinetwegen auch Fünfhundert, entgegnete dieser und legte eine Rolle hinzu.

Ellner betrachtete das Geld, nahm es in die Hand und wog es.

Was besinnst du dich noch? sagte der Hofbauer ungeduldig; ein Anderer würde zugreifen.

Wahr, wahr! — murmelte Ellner dumpf; Mancher würde sich kein Gewissen daraus machen, dieses Geld zu nehmen. Aber es ist Sündengeld . . .

Leicht genug verdient, streiche es ein.

Es ist Lockspeise des Teufels! . . .

Narr, mit deinem überzarten Gewissen, sagte der Hofbauer lachend, es sind gute, harte preußische Thaler.

Nein! — rief Ellner mit aufflammenden Blick, ergriff Rolle für Rolle und schleuderte sie dem Hofbauer vor die Füße. Ich treibe nicht Handel mit der Ehre meines Kindes, Fluch deinem Geld!

Der Hofbauer war sehr enttäuscht; die empfangene Demüthigung stachelt seine Wuth auf. Bettelvolk, schrie er, geht Eure Frechheit so weit!

Merke dir's, wir treffen uns vor Gericht! rief Ellner und stürzte fort.

Er blieb bei seinem Vorsatz. Alle Bitten, Vorstellungen und Ermahnungen seiner Frau, seines Sohnes, seiner Freunde waren vergeblich. Das Aufgebot Richard's wurde eingestellt, die gerichtliche Verhandlung begann. Lenchen erklärte, daß sie für sich auf alle Ansprüche verzichte; sie wollte nur die Rechte ihres Kindes gewahrt wissen. Das traf Ellner wie ein Donnerschlag. In blinder Leidenschaft,

wähnte er, hänge seine Tochter auch jetzt noch an ihrem Verführer; deßhalb trotze sie ihm, vernichte sie seine Bemühungen, ihr Recht zu verschaffen. Er war außer sich.

Nach kurzer Zeit kündigte der Hofbauer das Kapital, welches Ellner ihm schuldete. Dies war vorauszusehen gewesen. Als aber das Gütchen öffentlich versteigert wurde, und der Hofbauer dasselbe erstand, als Ellner den Heerd seiner Eltern und Voreltern verlassen mußte, das bischen Hausgeräthe draußen auf offener Gasse lag, Weib und Kinder jammernd daneben standen, die alte, gichtbrüchige Großmutter auch das noch erleben mußte, da traten dem starrsinnigen Menschen die Thränen in die Augen, seine Fassung verließ ihn, er weinte laut von Schmerz übermannt.

Es hatten sich viele Leute versammelt, welche den Unglücklichen ihre Theilnahme bezeigten und sie zu trösten versuchten. Unter ihnen war auch der alte Meyer. Wehmüthig betrachtete dieser das Bild des Elends, das so schutzlos den Blicken Aller preisgegeben war. Habt Ihr Euch nicht nach einem anderen Quartier umgesehen? fragte er Ellner.

Ich habe Quartier, soweit freier Himmel ist.

Ihr könnt doch nicht hier bleiben. . .

Ob wir so oder so verderben, wen kümmert's?

Ihr thut mir leid.

Ist's wahr? — Dann nehmt ein Messer, stoßt es mir in's Herz!

Faßt Euch.

Im Gemeindehaus hat man mir Wohnung angeboten, sagte Ellner dumpf, unter Bettlern, unter — ja ein Bettler bin ich! . .

Es wird sich ein anderes Obdach finden.

Ich schäme mich — dieses Wasser; habt Ihr mich je weinen sehen?

Jeder nimmt Antheil an Euch.

Ach, was bin ich geworden! rief Ellner. Hier in diesem Hause habe ich vor zwanzig Jahren glücklich meinen Hausstand begonnen. Wie hoffnungsreich lag die Zukunft vor mir! Ich war rüstig, mein Weib war rüstig, fröhliche Kindergesichter lachten uns an, und nun! — Ich bin um Alles betrogen, betrogen um all mein Glück durch einen einzigen Menschen!

Das ist der schwärzeste Fleck. Arm wollte ich sein, aber Lene! . . . Es sollte sein; was kann der Mensch gegen sein Geschick. Es war so wenig, was ich mir erbat: gesund sein, schuldenfrei sein, vielleicht ein kleines Vermögen den Meinigen hinterlassen, ehrlich und redlich erworben, das war mein Wunsch — und in Noth und Elend ringe ich die Hände; vor der Zeit bin ich ergraut; meine Kraft ist gebrochen. Könnte ich es dem vergelten, der mir das gethan hat!

Der alte Bauer richtete sein Auge fest auf Ellner und erwiederte mit gedämpfter Stimme: bleibt ein ehrlicher Mann, ein rechtschaffener Mann; hütet Euch vor solchen Reden, vor solchen Gedanken.

Der Mensch hat die Gedanken nicht in seiner Gewalt; sie entstehen wie die Wolken dort am Himmel. Wir nennen's ein Gewitter, Blitze zucken durch die Wolken, so zuckt mir's durch mein Gehirn.

Keine Rache!

Hört Ihr's, wie meine Kinder schreien, di: armen — das Gewitter kommt näher, sie haben kein Obdach.

Ja, sie sollen eins haben.

„Die Rache ist mein“, das sagt der, dessen Donner über uns hallt; kann er seine Blitze nicht lenken, wohin er will?

Er treffe kein Haupt, ob schuldig oder unschuldig, sagte der Alte feierlich und entfernte sich. Nach einer Weile kehrte er zurück.

Dort kommt mein Knecht mit dem Wagen, wendete er sich an Ellner; eilt, ladet Eure Sachen auf, zieht in mein Nebengebäude, es steht leer.

Ellner richtete das Haupt auf und sah den Alten stumm an. Dieser verstand den Blick; zu sprechen vermochte Ellner nichts als: Gott lohne es Euch.

Die Habseligkeiten der Familie wurden zusammengepackt, der Bauer selbst und sein Knecht halfen und bald waren die Sachen auf den Wagen geladen. Ellner sah noch einmal auf sein Haus, auf die weinumrankten Fenster, das freundliche Gärtchen und folgte dann den Seinigen in die neue, vom Mitleid gebotene Herberge.

Die alte Großmutter überlebte diese Vorgänge nicht lange. Aber ihrem Sarge folgte, kaum in Jahresfrist, ein zweiter; Anneli erlag dem Kummer.

Mit seinem Weibe hatte Ellner die letzte Stütze verloren; sein Gemüth umdüsterte sich mehr und mehr. Er mied den Umgang mit Menschen und brütete am liebsten in der Einsamkeit über sich und sein Schicksal. Kämpfte er auch in besseren Stunden gegen den Haß, der dumpf in ihm gährte, so entflammte doch jedesmal in ihm beim Anblick des Hofbauern der alte Groll. Auch ließ er sich zu einzelnen leidenschaftlichen Aeußerungen gegen denselben hinreißen, so einmal als der Hofbauer an seiner Wohnung vorüberging. Ellner hatte ihn die Gasse heraufkommen sehen, nahm eines seiner Kinder bei der Hand, öffnete das Fenster und rief laut, indem er auf den Vorbeigehenden zeigte. Kind, das ist der Mann, der unsere Mutter in's Grab und uns um Haus und Hof gebracht hat. Sieh' dir ihn an! Seitdem ging der Hofbauer nicht mehr an der Wohnung Ellners vorüber; er schien den Anblick dieses Mannes zu scheuen; soviel als möglich wich er jedem Zusammentreffen mit ihm aus, ja er duldete es nicht einmal, daß in seiner Gegenwart von ihm gesprochen wurde.

Ellner dagegen suchte geflissentlich dergleichen Berührungen. Auf dem Wendelhof war eine neue Scheuer gebaut worden; als der Dachstuhl aufgerichtet wurde, strömten ziemlich viele Zuschauer aus dem Dorfe hinaus, auch Ellner war darunter. Auf dem Lande nämlich geschieht dieses „Aufrichten" mit einer gewissen Feierlichkeit und gilt als ein kleines Fest. Ein Tännchen wird hoch oben auf dem Giebel des Daches befestigt und mit Tüchern und Bändern bunt geschmückt; sie sind für den Meister und die Gesellen bestimmt. Einer von diesen hält eine Rede, in welcher das neue Gebäude dem Schutze des Himmels empfohlen wird; dann folgen verschiedene Lebehochs, wobei der Redner jedesmal das gefüllte Glas leert. Bei dem letzten wirft er dasselbe hinter sich hinab zu Boden, wobei es als ungünstige Vorbedeutung gilt, wenn es nicht zerbricht. Den Schluß macht regelmäßig das Lied „Nun danket Alle Gott", welches gemeinschaftlich gesungen wird; bei Wohlhabenden ist wohl auch ein Musikkorps zugegen, eine Mahlzeit wird ausgerichtet und darauf folgt ein Tanz.

In dieser Weise fand auch bei dem Hofbauer die Feier statt. Es gab Musik und freies Bier, die Menge stimmte jubelnd in die Vivat's ein und am lautesten, als das übliche Lebehoch für den Bauherrn und seine Familie an die Reihe kam. Als aber der rauschende Tusch der Musikanten und der Zuruf der Menge verhallte, hörte man deutlich von einer einzelnen Stimme die Worte: Nicht Segen, sondern der Zorn Gottes komme über die, welche ihre Häuser bauen vom Raub der Armuth!

Der Hofbauer erbleichte, als er diese Worte vernahm. Bewegung entstand unter den Versammelten, die Blicke der Zunächststehenden richteten sich auf Ellner; man gab ihm den Rath, sich zu entfernen; einzelne drohende Aeußerungen wurden laut.

Er war es allerdings gewesen, der jenen Ruf ausgestoßen hatte; aber war es Sorglosigkeit oder Trotz, er rührte sich nicht von der Stelle. Das, was ihn zu der beleidigenden Aeußerung hingerissen hatte, war die Erinnerung an damals, wo sein eigenes Haus mit eben dieser Feierlichkeit aufgerichtet worden war. Damit hatte für ihn das Unglück begonnen. Durch den Bau war er tief und für immer in

Schulden und in die Hände des Hofbauers gekommen, der zuletzt so schmählich gegen ihn verfahren war. Der Hofbauer aber brach sich jetzt Bahn durch die Menge und stand plötzlich Auge in Auge Ellner gegenüber. Ja, du warst es! rief der Wüthende und ehe ihn Jemand zurückhalten konnte, erhielt Ellner einen gewaltigen Faustschlag in das Gesicht. Mein Auge — stöhnte der Getroffene und sank zu Boden.

Einige Mitleidige hoben ihn auf und brachten ihn nach Hause; der herbeigerufene Arzt erklärte das Auge für verloren.

Von Tag zu Tag erwartete der Hofbauer, daß er eine Ladung vor Gericht erhalten werde, aber Wochen vergingen und es geschah nicht. So nahte die Zeit heran, wo der Umzug nach Oberndorf vor sich gehen sollte. Alle Anstalten waren getroffen.

Am Abend vor der Abreise ging der Hofbauer mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, hielt an, probirte nochmals die Schlösser an der Geldkiste, nahm die Brieftasche, welche eine ziemliche Summe in Papieren enthielt, aus dem Secretär und steckte sie zu sich in den Oberrock. Dann nahm er sein Hauptbuch heraus, blätterte es durch, notirte. Dies Alles that er mit einer auffallenden Unruhe und Hast; endlich warf er sich in einen Sessel.

Ein reicher Mann! murmelte er vor sich hin, — ja, im Vergleich zu dem, womit ich anfing. Aber Achttausend mit einem Schlag verloren! Es ist unerhört dieses Fallen des Getreides, dieses rasche Sinken, in vierzehn Tagen zwanzig Procent! Das wäre zu verschmerzen, aber Oberndorf — ja, es ist entschieden, ich darf die Hälfte des Waldes nicht schlagen; es ist Gerechtholz, so gut als nicht mein. Und ich sehe, die Regierung giebt nicht nach; ein Schade für mich von wenigstens zwanzigtausend Thalern und der kostspielige Proceß! Das Glück scheint mich zu verlassen, indem ich den Wendelhof verlasse; wenn es so fortgeht, dann fahr wohl stattliches Schloß, schönes Oberndorf . .

Der Hofbauer biß die Zähne auf die Lippen. Der Teufel, wozu habe ich gearbeitet, gesorgt, gestrebt? Nein, nein! Oberndorf bleibt gerettet, eher geht der Wendelhof fort.

Krampfhaft schöpfte er Luft, indem er wieder auf und abging. Er schellte und verlangte seinen Sohn zu sprechen; man sagte ihm, daß derselbe in das Dorf gegangen sei.

Ich muß ein Wort mit ihm reden; welchen Verdruß macht mir der Mensch! Kaum ein Jahr verheirathet und dieser Scandal — die Frau geht fort, er schickt ihr eine Scheidungsklage nach, hört nicht auf mein Zureden, wagt mir zu trotzen. Freilich, freilich — Putz, Tändelei, auf Bällen schwärmen, unbekümmert um das Hauswesen, solche Frauen taugen nichts. Aber ihr Vermögen herausgeben? — Verwünscht! Alles umzieht, umdüstert sich. Jetzt, da ich alt werde, hoffte ich auf ruhige Tage. Betrug — Alles Trug und Täuschung. War ich denn einen Tag glücklich, so recht aus innerster Seele froh, nur einen Tag in meinem Leben? — Nicht eine Stunde. Armseliges Dasein! Erst die Begierde nach Besitz, dann die Sorge, die Frucht seiner Mühe zu verlieren. Nicht blos der Mühe, der Arbeit — der Gedanke drückt mich nieder, auch manches Unrecht ... Der Hofbauer brach ab. Er trat an das Fenster und sah in die verlöschenden Strahlen der untergehenden Sonne.

Diese warf ihren letzten Schein auch in das Stübchen, welches Lenchen bewohnte und erhellte freundlich den engen dürftigen Raum. Wir bemerken hier gleichfalls Vorbereitungen zum Auszug. Lenchen trägt ihre geringen Habseligkeiten zusammen, sie legt Stück für Stück in den Koffer; sie nimmt das Hausgeräthe und packt es in einen Korb. Es sind auch Tellerchen, Messerchen und Spielzeug dabei, wie es Kinder zu haben pflegen. Lenchen packt auch diese Dinge ein; sie thut es mit besonderer Sorgfalt, sie kniet dazu nieder, die Thränen rinnen ihr von den Wangen. Todtenstill ist's im Gemach.

Die Thüre ist angelehnt, sie geht auf, leise, wie vom Luftzug bewegt. Lenchen gewahrt es nicht. Aber durch die Thüre blickt Jemand und lauscht, das Auge voll inniger Theilnahme auf die Trauernde gerichtet. Noch immer hat Lenchen nichts bemerkt. Als aber der Eintretende den Fuß in das Zimmer setzte, da richtete sie sich auf, ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen. Richard — sie sah ihn starr an.

Erschrickst du vor mir?

Hier ist dein Ort nicht, erwiederte die Bebende.

Weise mich nicht ab!

Hier wagst du einzutreten? was willst du?

Eine Schuld sühnen.

Es ist zu spät, zu spät!

Sieh mich nicht so zürnend an — o Gott, wie bist du bleich! Lenchen, du sollst wieder lächeln, du sollst wieder glücklich sein.

Wie wäre das möglich?

Ich will dir Alles ersetzen.

Jugend, Liebe und Glück und Ehre und Frieden des Herzens? Du, der mich um Alles betrogen?

Ich wurde durch meinen Vater gezwungen ...

Entschuldige dich nicht.

Ich hätte ihm trotzen, seiner Wuth lachen, ich hätte mich verstoßen lassen können, wie dich dein Vater verstoßen hat. Daß ich's nicht that, daß ich mich fügte, nur zu willig fügte, das habe ich längst und bitter bereut. Ich bin ein unglücklicher Mensch!

Bedenke, daß ich es auch bin.

Lenchen, was du mir warst, das erkenne ich erst jetzt. Ich habe schlimme Tage durchlebt, oft wünschte ich meinem Leben ein Ende.

Du hättest glücklich sein können.

Nein! nimmer mit einem solchen Weib. Von der ersten Stunde an habe ich meine Frau nicht geliebt; ihr gefälliges Aeußere hat mich geblendet, ihre geborgte Anmuth ... Aber sie hat mir das Leben verbittert!

Ich hörte, daß du dich unglücklich fühltest und es that mir weh.

Es that dir weh? — Gute Seele.

Und daß ich, ohne es zu wollen, Ursache war.

Bis zuletzt hat sie behauptet, daß ich mit dir verkehre.

Sie kennt mich nicht.

Ihre Eifersucht, — diese eigentlich hat die Kluft zwischen uns aufgerissen, uns getrennt.

So verkettet sich, was der Mensch thut und leidet.

Um ihn gerade da zu strafen, rief Richard, wo er schuldlos ist; nennst Du das gerecht? — O nein, nur um so lebhafter stieg dein Bild vor meiner Seele auf; du warst in Allem das Gegentheil, wie liebevoll, innig, treu und hingebend.

Lenchen lächelte trübe.

Um so mehr zog mich's wieder zu dir. Liebte ich dich einst um deiner Schönheit, deiner Reize willen, so liebe ich dich jetzt von ganzer Seele, weil du so freundlich, so engelgut bist.

Still, kein Wort mehr! rief Lenchen bebend.

Ja, ich bekenne dir's, fuhr Richard leidenschaftlich fort, ich liebe dich jetzt mehr, als ich je dich geliebt habe!

Lenchen wich einen Schritt zurück.

Um deinetwillen löse ich ein Verhältniß, das mir unerträglich ist; du wirst mein Weib.

Nein, Richard, nie! sagte Lenchen zitternd, aber fest entschlossen.

Richard war betroffen. Ich setze es durch! rief er, kein Hinderniß schreckt mich.

Denke nicht mehr an mich.

Zürnst du mir noch? mißtraust du meinen Worten?

Nein, deine Wünsche sind die meinigen nicht.

In einigen Wochen bin ich geschieden, die Verhandlung ist im Gang.

Und deine Kinder?

Du wirst ihre Mutter.

Nimmer, nimmer, Richard!

Ich wiederhole dir's, um deinetwillen trenne ich mich von meiner Frau.

Um meinetwillen? entgegnete Lenchen mit einem großen, schmerzlichen Blick. An mich band dich dein freier Wille, hier zerreißt du heilige Bande.

Es sind Fesseln, ich werfe sie ab!

Frevle nicht.

Ich kehre zurück zu dir; das war ein süßer Bund der Herzen.

Du hast auch diesen zerrissen.

Bist du unversöhnlich?

Sieh' meinen Vater an, sagte Lenchen, wie elend er ist. Als ich ihn zum ersten Male erblickte, so gräßlich verstümmelt, mit dem einen Auge, da überlief mich ein kalter Schauder. Ich war noch nicht mit ihm versöhnt! Dieser Gedanke drückte einen scharfen Stachel in meine Seele; lange hatte ich mich nach Ruhe gesehnt, nur die wirren Töne des Schmerzes schlugen an mein Ohr, kein Klang des Friedens. Ich war entschlossen, was ich thun sollte.

Laß diese Erinnerungen! ..

Meine Mutter liegt im Grab, meine Geschwister wachsen wild heran, ohne Zucht, die sorgende Hand fehlt.

Du kannst es nicht ändern ..

Richard, sieh' deine Familie an! Du lebst in Zwietracht mit deiner Frau, mit deinem Vater, der Frieden deines Hauses ist zerstört. Es ist viel Unheil schon geschehen — es ist genug.

Klage mich an! rief Richard düster. Ja, ich war es, der dich zuerst betrog; ich habe in erbärmlicher Schwäche zehnmal mehr gefehlt, als du. Aber beim Himmel, ich mache es wieder gut!

Unglücklicher, nimm deine Frau zu dir, rief Lenchen; wir Beide sind für immer getrennt.

Jetzt! rief Richard erschüttert, — jetzt trittst du zurück, wo ich mein ganzes Glück auf dich gebaut?

Du hast seit Jahren, entgegnete Lenchen, dich nicht nach mir umgesehen. Mein Kind starb, es war auch das deinige; es hat dich nicht gekümmert. Sieh', hier ist sein Spielzeug, ich nahm es von der Wand und packte es ein; deßhalb weinte ich vorhin, als du kamst.

Richard schlug verlegen das Auge zu Boden.

Als das Kind starb, fuhr Lenchen tiefbewegt fort, ging eine Umwandlung mit mir vor. Du hättest es sehen sollen ringend mit dem Tod und im Tode noch mich anlächelnd, die kleinen Händchen nach mir ausstreckend! ...

Lenchen, rief Richard ergriffen, gräme dich nicht so!

Da ich es nun verloren, will ich an meinen Geschwistern Mutterstelle vertreten und meinen armen Vater pflegen.

Unmöglich! verlasse mich jetzt nicht, rief Richard, wo ich bereit bin, Alles zu thun, um deinen Besitz zu erlangen.

Ich habe dir genug gesagt, erwiederte Lenchen ruhig, aber bestimmt.

Es ist Hohn, versetzte Richard heftig, es ist das Härteste, was du mir thun kannst, wenn du dich jetzt von mir lossagst!

Noch ist es nicht zu spät, entgegnete Lenchen, knüpfe die zerrissenen Bande wieder; versöhne dich mit deiner Frau, mit deinem Vater.

Liebst du mich nicht mehr? gar nicht? ...

Weil ich dich liebe, — kann ich nicht anders.

Neige dein Auge über mich, vergieb mir, lächle nur einmal wie sonst; flehte Richard und streckte seinen Arm nach Lenchen aus.

Diese richtete sich auf, eine ernste, edle Gestalt. Sprich kein Wort mehr! rief sie, wenn du nicht willst, daß ich dich verachten soll.

Richard war von Schmerz betäubt; sprachlos sah er Lenchen an. Du willst nicht? sagte er dumpf.

Nein, erwiederte diese uud wendete sich ab.

Halb wahnsinnig stürzte Richard aus dem Zimmer. Lenchen aber sank auf ihre Kniee, das Auge zum Himmel erhoben. Sie hatte überwunden.

Noch am nämlichen Abend begab sich Lenchen zu ihrem Vater. Dieser nahm sie freundlich auf, ja er zeigte eine seltsame Zärtlichkeit. Er nannte sie einen Engel, der außen schwarz, innen aber rein wie Gold sei und küßte sie auf Stirne und Wangen. Sein Mund braunte, seine Hände fieberten; doch erklärte er, daß ihm wohl sei. Indem er ihren Entschluß lobte, daß sie zu ihm zurückgekehrt sei, äußerte er: Das muß dir Gott eingegeben haben; mich verläßt er, aber deiner erbarmt er sich. Nimm dich der armen Kinder an.

Dieses Benehmen ihres Vaters, seine Reden, fielen Lenchen auf; das Verstörte in seinem Antlitz, die unruhige Hast seiner Bewegungen, sein ganzer Anblick machte einen beängstigenden Eindruck auf sie. Er kann recht haben, dachte sie bei sich; ich will mich der Kleinen annehmen, bald werden sie ganz verwaist sein. Lenchen hatte sich einer schweren Aufgabe unterzogen; die Kinder waren äußerlich verwildert, aber auch innen; seit dem Tode der Mutter war die Hauswirthschaft in die größte Unordnung gerathen, es gab Vieles an- und fortzuschaffen, zu ordnen, zu bessern. Und dennoch sank Lenchen, nachdem sie die Geschwister zu Bett gebracht hatte, mit einem unnennbaren Gefühl des Dankes auf ihr dürftiges Lager, — sie war mit den Ihrigen wieder vereinigt.

Sanft schlummerte sie ein und Bilder der Vergangenheit stiegen, zum Traum verwebt, vor ihr auf. Wohlthätiger Schlaf! Du lösest, befreiest; du entrückst die Seele den Banden drückender Gegenwart und öffnest ihr die Zauberlande einer schöneren Welt. Traum ist Poesie, jeder Träumende ein Dichter; auch der armseligste Mensch erhebt sich, sein Leben, sein Selbst tritt verklärt vor das innere Auge, der geheimste Wunsch ist erfüllt; was die Wirklichkeit versagt, hier ist es gegeben, das innerste Sehnen wird gestillt.

Sieh', wie die Träumende lächelt. Ihre Seele schweift in dämmernde, glückliche Fernen zurück, sie wiegt sich auf klaren Aetherwellen, von süßen Klängen umrauscht. Es ist die frohe, selige Kindheit. Ueber das moosige Strohdach ragt der Apfelbaum mit seinen blühenden Zweigen, Schwalben durchkreisen die Luft und bringen den zwitschernden Jungen ihre Nahrung. Der Himmel ist so blau, die Sonne scheint so hell, die Welt ist so schön. Es lächelt die Mutter den spielenden Kindern zu, sie küssen dem heimkehrenden Vater die Hände, sie schenken ihm Blumen, sie freuen sich, mit den kleinen Händen ihm einen Dienst zu leisten. Glückliche Kindheit, wo bist du hin? Wo seid ihr Zeugen jener Tage, ihr Schwalben, du grüner Baum, du moosbedeckte Hütte? Ein neues Haus mit weißen Mauern steht da, Alles neu und doch nicht heimisch. Die Brust fühlt sich bewegt, die entzückenden Laute der Wonne sind verstummt, verschwunden ist die fröhliche Pracht der Blumen, Menschen und Dinge sind alltäglicher geworden. Das Auge füllt sich mit Sehnsucht, dämmernd leuchtet's in der Seele, ahnungsvoll sucht sie ein fernes Glück — ob künftig oder vergangen? Der Träumenden entringt sich ein Seufzer. Da fühlt sie einen Kuß, sein Feuer rinnt durch alle Pulse, Purpurrosen erglühen auf ihren Wangen, bebend schmiegt sie sich an den Geliebten. Er führt sie durch Wiese, Wald und Feld; golden ruht das Licht der Sonne auf Laub und Blüthe, blauer

ist der Himmel als einst, schmelzender der Gesang der Vögel, herrlicher sind die Blumen, traulicher die Quellen und des Waldes schattige Gänge. Heiter plaudernd kehren sie Arm in Arm in das Haus zurück. Drinnen sind Schränke neu und glänzend, Koffer voll köstlichen Inhalts eine Fülle, gesammelt von Jahr zu Jahr. Alles ist dein, flüsterte Richard. Aber du bist ja verheirathet? — Nein, lächelte der Geliebte, du bist mein Weib, du hast mich von Anfang geliebt. Ja, lispelte Lenchen und das Herz ging ihr in Seligkeit auf. Da stieß Jemand die Thüre heftig zurück, der Hofbauer trat zornig ein …

Lenchen erwachte. Hatte sie sich getäuscht? — nein, die Thüre war wirklich gegangen. Sie hörte noch die Tritte des Vaters in der Kammer. War er fortgewesen, weßhalb, wo? — Lenchen lächelte über ihre Aufregung. Was war denn das Außerordentliches? Sie schlummerte bald wieder ein, aber wie lange sie geschlafen hatte, wußte sie nicht, als sie, durch einen Lärm erschreckt, vom Lager aufsprang. Feuer! Feuer! hörte sie rufen. Ein dunkelrother Schein ging am Himmel auf, sie weckte den Vater. Dieser trat nach wenig Augenblicken angekleidet in die Stube. Ich will sehen, sagte er, wo es ist und ging. Aber Lenchen kam es vor, als hätte seine Stimme gezittert, als hätte ein Schauer seinen Körper durchbebt. Unwillkürlich dachte sie an das Aufgehen der Thüre; sollte er draußen gewesen sein, wo? fand ein Zusammenhang statt zwischen des Vaters nächtlichem Gang und jenem Brand, dessen Flammen das kleine Gemach erleuchteten? — Sie wies diesen Gedanken mit Abscheu zurück, und doch war ihr unsäglich bang; das Feuer war nach der Gegend des Wendelhofs hin.

Die Glocken läuteten Sturm, die Menschen stürzten erschreckt nach dem Schauplatz des Unglücks. Die neue Scheuer des Hofbauern stand in hellen Flammen; glücklicher Weise lag dieselbe so weit von dem Dorf ab, daß für dieses nichts zu fürchten war. Zunächst riß man das Vieh aus den Ställen und trieb es hinaus auf die Gärten; aus dem Wohngebäude schaffte man Möbeln, Betten und Wirthschaftsgeräthe und wessen man eben habhaft wurde. Das Haus war nicht unmittelbar bedroht, indem die Richtung der Flammen seitwärts ging; aber plötzlich drehte sich der Wind, das Feuer ergriff die Stallungen und wälzte sich von da auf das Wohnhaus. Aller Anstrengungen ungeachtet konnte man des verheerenden Elementes nicht Herr werden.

Unter den Löschenden bemerkte man auch Ellner. Er arbeitete eifrig, doch war mancher forschende und zweideutige Blick auf ihn gerichtet; er schien sich nicht daran zu kehren.

Schon hatten Alle, welche mit Ausräumen beschäftigt waren, das brennende Haus verlassen; dennoch wagte es der Hofbauer, obgleich man ihn fast mit Gewalt zurückzuhalten suchte, noch einmal in dasselbe einzudringen. In der Bestürzung des schnell hereingebrochenen Unglücks hatte er sich die ersten, besten Kleider übergeworfen; jetzt erst gewahrte er, daß ihm die Brieftasche mit den Papieren fehlte; an den Rock, in welchem sie sich befand, hatte Niemand gedacht. Angstvoll harrte man auf den Ausgang des Wagnisses; schon drohte das Dachgebälk zusammenzustürzen; der Hofbauer hatte sich der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt. Es verging Minute um Minute, er kam nicht zurück. Die Menge wurde unruhig, Richard war in Verzweiflung. Man rief, — keine Antwort. Leitern her, schrien mehrere Stimmen, legt sie an die Fenster, es muß Jemand hineinsteigen. Sie werden gebracht, Einer wagt es hinaufzusteigen, ein Anderer folgt; man stößt die Fenster ein, qualmender Rauch strömt heraus. Keiner hat die Kühnheit, in das Zimmer zu dringen; sehen kann man nichts, das Rufen ist umsonst.

Richard bietet eine Summe zur Rettung seines Vaters, er verdoppelt, er verdreifacht sie; Niemand regt sich. Der Hofbauer gilt für verloren. Unter den Versammelten entsteht ein unheimliches Gemurmel, einzelne Stimmen werden laut: das Feuer ist angelegt! wo ist der Mordbrenner? werft ihn in's Feuer! Die Haltung der Menge wurde drohend, Verwünschungen ertönten, Fäuste erhoben sich.

Ellner ist Zeuge gewesen von dem ganzen, entsetzlichen Vorgang. Der Lösch-

eimer ist seiner Hand entsunken, kalter Schweiß rinnt von seiner Stirn, auf sein erdfahles Gesicht werfen die Flammen ihre grellen, wechselnden Streiflichter. Seine Mienen scheinen verzerrt. Der Wind wühlt durch sein graues, struppiges Haar. Die Zunächstbefindlichen betrachten ihn argwöhnisch, Einer macht den Anderen aufmerksam. Eine Stimme ruft seinen Namen, er schrickt zusammen, seine Kniee schlottern, sein eines Auge geht stier im Kreise herum, als stelle es an einen Jeden die Frage, warum siehst du mich an? was liesest du Schreckliches in meinen Mienen? — Und als wolle er sich losreißen, den Hunderten auf ihn gerichteter Blicke entfliehen, so stürzte er fort.

Aber es war kein Entkommen, was er suchte. Er erfaßte eine der Leitern, stieg hinauf, schwang sich durch das Fenster und verschwand vor den Augen des lautlos staunenden Zuschauer in dem lohenden, dampferfüllten Hause. Schon brannte die Decke des Zimmers, auf dem Fußboden lagen flackernde Trümmer, durch die Thüre wälzten sich Flammen und Qualm. Nahe vor der Schwelle, die Brieftasche in den krampferstarrten Händen, lag regungslos der Körper des Hofbauern. Ellner zuckte unwillkürlich zusammen — nur einen Moment! dann raffte er den Leblosen auf seine Schultern. Die Gluth versengte ihm das Haar und die Kleider, der Rauch drohte ihn zu ersticken. Er erreichte aber glücklich das Fenster. Ein Schrei des Jubels erscholl, zwanzig Hände waren bereit den Geretteten zu empfangen, den Retter selbst hinab zu geleiten. Vieler Augen füllten sich mit Thränen, man drückte Ellner die Hand, man überhäufte ihn mit Lobeserhebungen und manche waren darin um so lauter, je rücksichtsloser sie vorher ihren Verdacht geäußert hatten, daß Ellner der Brandstifter sei. Nein! sagte man sich, dann hätte er diese bewundernswerthe That nicht vollbracht, den Todfeind nicht mit Lebensgefahr aus den Flammen gerettet; ein Mensch ist nicht zugleich der Verworfenheit und solchen Edelmuthes fähig.

Richard hatte sich über den leblosen Vater geworfen; er athmete noch. Schnell wurde jede Hülfe angewendet, die Verletzungen ergaben sich als weniger gefährlich und nun eilte der Sohn dem Retter des Vaters zu danken. Aber, wie man diesen auch suchte, er war nirgends zu finden.

Das Feuer war niedergebrannt, ein Theil der Hülfeleistenden hatte sich schon nach Hause begeben; man fragte auch dort nach Ellner, er war nicht in seine Wohnung gekommen. Lenchen fürchtete Entsetzliches, schreckhafte Bilder schwirrten vor ihren Augen; sie sah den Vater, wie er sich verzweifelt hinab in das Wasser stürzte, wie er, an einen Baumstamm gelehnt, eine Schlinge um seinen Hals legte. Alle Augenblicke erwartete sie, daß man einen bleichen, entstellten Leichnam in das Haus tragen werde.

Unterdeß war der Morgen angebrochen, einer jener lieblichen Morgen, wie sie der Herbst uns bringt, wo der Himmel so durchsichtig klar ist, wie ein tiefer, stiller Bergsee. Kaum regt sich das Laub, aus dem die reifen Früchte hervorglänzen, ein welkes Blatt sinkt wie träumend zur Erde, mit den letzten Blumen des Jahres geschmückt geht die Natur zur Ruhe. Nur hie und da tönt noch ein einsames Lied, ein leises Rauschen zieht durch die Wälder, Friede schwebt über Thal und Höhen.

Aus den schwarzgebrannten Mauern des Wendelhofs stieg langsam, sich kräuselnd ein feiner Rauch zum Himmel auf, verkohlte Balken und zerbröckelte Steine lagen umher; die Stätte war öde, von den Menschen verlassen. Nur der Hofbauer wandelte, auf seinen Sohn gestützt, um die Trümmer und betrachtete schweigend die Zerstörung. Der herrische, trotzige Ausdruck seines Gesichtes war verschwunden; das glanzlose Auge, die schlaffe Haltung zeigte, daß der eiserne Wille dieses Mannes gebrochen war.

Während dessen trat eine Gestalt aus dem Dunkel des Waldes hervor und eilte, scheu die Brandstätte vermeidend, auf einem Umwege hastigen Schrittes dem Dorfe zu. Es war Ellner. Er suchte, ohne seine Wohnung zu berühren, das Haus des Schulzen auf; dort angekommen, verlangte er, daß der Gemeindevor-

stand zusammengerufen werde. Dies geschah. Obwohl bleich doch mit fester Stimme redete er die Versammelten an.

Ich war einst unter Euch, sagte er, ein geachteter Mann; auch dann, als ich in Armuth sank, habt Ihr mich mehr bedauert als getadelt. Dies ist nun anders, — eine Schuld, eine schwere Schuld lastet auf meinem Haupt. Ich lebte, wie Euch bekannt ist, seit längerer Zeit mit dem Wendelhofbauer in Feindschaft; oft hatte ich den Gedanken, ihm das zu vergelten, was er mir gethan. Aber ich bezwang meinen Haß. Als er seine Scheuer aufrichtete, und mir das Auge ausschlug, da erst schwur ich, Rache an ihm zu nehmen. Ich zündete ihm die Scheuer an, gestern ehe er sein Schloß bezog; ein Mörder wollte ich nicht werden, darum trug ich ihn aus dem brennenden Hause. Weil ich das that, verstummte Euer Verdacht. Ich hätte wohl der Strafe entgehen können, doch mein Gewissen verklagt mich. Ich habe seit gestern furchtbare Stunden durchlebt. Ich irrte durch den Wald — o, ich kann Euch nicht sagen, was ich empfunden! Ich gedachte mir das Leben zu nehmen, dann rief wieder eine Stimme: nein, gehe hin und bekenne deine Schuld! Ich schwankte hin und her, meine Qual und Angst war groß. Da ward mir's endlich klar, was ich thun sollte, — Ihr habt mein Geständniß gehört. Gott möge mir gnädig sein, ich will meine Strafe büßen.

Ellner sank auf einen Stuhl und verhüllte sein Gesicht. Seine Worte hatten die Anwesenden, die ihn so lange als einen rechtschaffenen Mann gekannt, mit Schauder und Mitleid erfüllt; die Pflicht forderte es, den Unglücklichen dem Gericht zu übergeben. Die traurige Kunde erfüllte bald das Dorf.

Wir fügen nur Weniges bei. Sowohl die gestrige Unterredung mit Lenchen, als auch der unmittelbar folgende Brand, der schreckliche Vorfall mit dem Vater — diese Ereignisse hatten erschütternd auf den Sohn des Hofbauern gewirkt. Er war edel genug, was er und sein Vater an Ellner verschuldet, freimüthig zu gestehen und selbst auf eine Strafmilderung anzutragen. Damit begnügte er sich nicht. Er nahm sich auch der verlassenen Familie an und machte seinem Vater den Vorschlag, den schuldlosen Kindern Ellners das elterliche Haus nebst einigen Grundstücken unentgeltlich zurückzugeben. Der Hofbauer gab stumm seine Einwilligung. Lenchen zog darauf mit ihren Geschwistern in ihre ehemalige Wohnung; Richard wagte nicht, ihr ein zweites Mal mit seinen Wünschen zu nahen. Seine Liebe war geläutert. Mit Achtung und inniger Verehrung hing er zeitlebens an dem trefflichen Mädchen; auf ihr Zureden nahm er auch seine Frau wieder zu sich. Ihre Ehe war seitdem, wenn nicht glücklich, doch einig und zufrieden.

Der Hofbauer, der sich seit dem Brande für Alles theilnahmlos zeigte, übergab den Wendelhof seinem Sohne, das Gut in Oberndorf wurde verkauft. Sein krankhafter Zustand verschlimmerte sich allmählig und artete in wirkliche Geistesstörung aus; des Tages wohl zwanzig Mal ging er um den neuaufgebauten Hof oder zählte stundenlang Steinchen, berechnete Geldsummen und murmelte dabei das Wort „Feuer“. Dies war seine Beschäftigung. Ellner starb das zweite Jahr im Gefängniß, gefaßt und sich noch erfreuend an dem Strahl der Abendsonne, der auf sein Todeslager fiel. Er hatte seine Schuld bereut und gebüßt.

Aus dem Tagesleben einer alten Stadt.

Von Meyer-Merian.

Freitag.

Seit einigen Jahren gibt es nun in der alten Stadt ordentliche Gemüsehandlungen, Kaufladen oder Magazine, darin man jeden Tag und zu jeder Zeit des Tages frisches und auserlesenes Gemüse, den feinsten Blumkohl, die

zartesten Erbsen, die frühsten Böhnlein, schneeweißen Kopfsalat, kurz all das haben kann, wornach nur immer das Herz lüstet. Was es koste fragt man hier freilich nur so nebenbei.

Früher verhielt sich's anders. Es war für solche Artikel ausschließlich der Markt da, auf den die Gärtner des Stadtbannes und die anwohnenden Landleute ihr Gemüse, ihr Obst, ihre Blumen brachten, nebst Eiern und Geflügel, wozu gelegentlich noch die Butter, Flachs zum Spinnen und Spanferkel gehörten. Dieß Alles wurde zu den Thoren der Stadt, meist auf den Köpfen, in früher Morgenstunde hereingetragen, auf dem Markte mit wenig Kunst ausgestellt und so gut als möglich an die Stadtleute verkauft. Der Marktplatz war der geräumigste Platz mitten in der Stadt, und vor dem Rathhause obendrein. Den Häusern entlang, und auch in der Mitte des Marktes, standen lange hölzerne Bänke, darauf die Verkäuferinnen saßen und ihre Erzeugnisse vor sich stehen hatten, Bank an Bank, Korb an Korb in langen Reihen. Besondere Vorkehrungen waren sonst keine getroffen, außer daß auch ein paar Polizeidiener herumstanden und sogenannten Marktherren die Aufsicht über die Reife der Früchte und das Recht im Handel und Wandel anvertraut war — was Alles sehr wenig Geräusch machte. An gewöhnlichen Tagen begegnete man meist nur den gewöhnlichen Gesichtern: hier saß diese und dort jene Gärtnersfrau mit ein paar Körben Gemüse, Obst, in kleineren Körben das feinere oder kostbarere obenauf und wohl noch einige Blumensträuße daneben. Gegen Mittag verloren sich diese Händlerinnen und nun behaupteten die sogenannten Fürkäuflerinnen (Höckernweiber) das Feld, die Spekulantinnen der alten Zeit, welche so billig als möglich von Landleuten, die gerne bald wieder heimgewollt, deren gesammte Waare erhandelt und sie nun so theuer wie möglich, d. h. mit ein paar Batzen Gewinn, in's Einzelne wieder verkauften. Es gab so ein Halbdutzend runzelvoller Gesichter, die von dreißigjährigem Sonnenschein und Regen verwettert genug aussahen, Weiber, die weder die Mittagsgluth der Julisonne, noch der schneidende Frost eines Januarmorgens je von ihrem Posten wegzuscheuchen vermochte. Einmal ein Tuch über dem Kopfe, das Andermal eine Kohlenpfanne unter den Füßen, das war die Schutz- und Trutzwaffe, auch dem heftigsten Angriffe gegenüber. Diese Höckerinnen erfreuten sich vor Allen der Zuneigung der Jugend; fand ja ein erübrigter Kreuzer hier die geeignetste Stelle sich in eine Handvoll Pflaumen, Kirschen, ein paar verschrumpfte Aepfel, ein Osterei und dergleichen umzuwandeln. Den noch scheuen Kindern bot sich damit zugleich auch Gelegenheit, um des Lebens Güter herzhaft feilschen zu lernen, während die Verwegenen, welche Pflaumen und Kirschen nur immerfort versuchen wollten und nach dem Preise fragten, ohne Geld zu besitzen, den Folgen dieses Mißverhältnisses häufig nur wieder durch ein anderes Mißverhältniß, das der jungen und der alten Füße, sich zu entziehen vermochten.

Solche regelmäßige Zustände des täglichen Kleinverkehrs erfuhren jeden Freitag noch eine besondere periodische Steigerung. Am Freitag, als dem Wochenmarkttage, versahen sich die Haushaltungen bereits mit dem Gemüse auf den Sonntag. Der halbe Platz stand dann mit Bänken überstellt, vom Lande her waren zahlreiche Frauen und Mädchen mit ihren Feld- und Garten-Erzeugnissen nach der Stadt geströmt, daraus ein paar Batzen, als Lohn für halbjähriges Sorgen und Pflegen, heimzutragen. Ein Theil des Gewinnes wurde vielleicht sofort in die nothwendigsten Haushaltungsbedürfnisse umgetauscht, in ein Pfund Kaffee, ein Päckchen Cichorie, Zucker, ein Geräthe. Denn damals standen die Marktweiber von Bern und Basel z. B. noch nicht in telegraphischer Verbindung mit einander, und durch den Hauenstein hindurch unternahmen die Kirschen zentnerweise noch keine Vergnügungsreisen nach der innern Schweiz, wie die Engländer. Mit Mühe oft nur, unter vielfachem Aufenthalt und Stoßen, bahnte man sich da den Weg durch die dichte Masse der ländlichen Verkäuferinnen, durch die aufgestellten Körbe, Bänke, die Feilschenden und Neugierigen,

welche umherstanden, zu kaufen oder zu sehen. Die Einen warten geduldig und ergeben auf die Käufer, Jene rufen die Vorübergehenden an, sie rühmen ihre Waare, versprechen billige Preise, oder wenden sich mehr an's Gemüth: sie möchten gerne wieder nach Hause! Andere zählen zwischenein ihr erlöstes Geld andächtig von einer Hand in die andere, oder ordnen ihre Waare gefälliger.

Nichts gleicht dieser Mannigfaltigkeit eines Marktes. Eine Masse Menschen findet sich da beisammen, deren jeder sein gesondertes Interesse, seine eigene Welt von Absichten, Bedingungen, Rücksichten durch das Gewirre so vieler Hundert Interessen hindurch verfolgt, ohne daß er gestört würde, oder einen Eintrag erlitte. Aber dann machen all diese scharf getrennten Interessen zusammen doch wieder ein eines, großes Ganze aus, das auch in dem Bilde des Marktes sich wiederspiegelt; denn wie bunt das Durcheinander, es ist kein Wirrwar, wie viel hundertfältig die Wege sich kreuzen, ein Sinn leitet doch jeden Schritt. Betäubend wogt ein allgemeines Getöse von Zurufen, Markten, Betheuren über dem ganzen Platze und nur hie und da sticht ein besonders lautes oder scharfes Organ vernehmlich hervor.

Aber halt! da gibt's einen Auflauf! Die Köpfe drehen sich nach einem Punkte hin, Toben und Lärmen und lautes und rohes Schelten läßt für einen Augenblick das allgemeine Geräusch verstummen. Zwei Holzwagen, die sich in dem Gedränge begegnet, sind in einander gefahren, jeder der Holzbauern wirft dem andern die Schuld der Ungeschicklichkeit zu und verlangt ungestüm, daß er zurückfahre. Vom Schelten kommt's zum Brüllen und Drohen, Ehrentitel fliegen hin und her, die Umstehenden mischen sich in den Streit, nehmen Partei und erhitzen die Streitenden noch mehr, abgesehen davon, daß sie Lärm und Verwirrung auf eigne Rechnung vermehren. Niemand scheint vernünftig, als die beidseitigen Ochsen, die ruhig und gefaßt in dem Wetter stehen bleiben, bis dies auf irgend eine Art sich werde entladen haben. Aber ohne sich von dem lieben Vieh beschämen zu lassen, hebt bereits jeder der Holzbauern die Geißel und legt Hand an die Thiere seines Gegners, den feindlichen Wagen zurückzudrängen. Die Peitschenstiele sind bei den Köpfen schon sehr nahe gekommen, da verhindert noch im letzten Augenblicke der herbeigewackelte, dicke Polizeidiener, mit dem ganzen Gewichte seines Amtes, den drohenden Ausbruch. Denn hatten auch Landjäger und Polizeidiener, dem Unabhängigkeitssinne der Bürger gegenüber in der Regel einen mißlichen Stand und mußten sie sich, selbst als Propheten im eigenen Lande, Spott und manche Neckerei gefallen lassen, der fremde Holzbauer des Nachbarlandes zollte dafür der obrigkeitlichen Uniform um so größeren Respekt, die allerdings ihm gegenüber auch noch einmal so breit, als vor einem Bürger, dazustehen schien. Peitsche und Arm sanken allmälig und in Kurzem wurde das polizeiliche Salomons-Urtheil vollzogen, das jedem der Streitenden befahl, mit dem eignen Wagen etwas zurückzufahren. Daß bei diesem Aushilfmittel das eine Rad einen Eierkorb bedenklich streifte und neuer Jammer losbrach, das war doch immer noch ein Glück, wenn man bedachte, daß ein Mensch hätte können verkarrt werden! wie dieß der Polizeidiener der heulenden Eierfrau kaltblütig auseinandersetzte.

Indeß bald wieder schaukelte sich über der geglätteten Welle des Zorns, wie des Schmerzes das Schifflein des früheren Verkehrs lebhaft und friedlich hin nnd her. Wie sorglich nicht und genau blickt die Hausfrau in alle die Körbe hinein, das Schickliche herauszufinden! Kaum ein flüchtiger Blick streift die leckern, feinen Gemüslein, die Erstlinge ihrer Art, welche dem Tische des Reichen vorbehalten sind. Sie sieht sich nach dem Ergiebigen um, für die zahlreichen Mäuler und hungrigen Magen ihres großen Haushaltes, denen es mehr auf etwas Solides, Aus- und Auffüllendes ankommt, als auf besondere Feinheiten. Darauf deutet ja auch der derbere, vielgebrauchte und theilweise schon geflickte

Korb, der an ihrem Arme hängt. Und hat sie entdeckt, was sie gesucht, wie beharrlich ist sie da im Markten! wie zankt und feilscht sie so zähe um ein paar Rappen (Kreuzer). Weiß sie doch gar wohl, daß hier einige Rappen und dort einige einen Batzen ausmachen und ein Batzen (ein alter nämlich), der ist schon Geld. Auch ist es vielleicht nicht einmal ausschließlich die Sparsamkeit, welche sie bestimmt; so ein klein Bischen Neigung Recht zu behalten, ihren Willen durchzudrücken, mag die häusliche Tugend wohl mit unterstützen und darum hat denn ein abgemarkter Kreuzer stets den doppelten Werth.

Wie verschieden hier von dieser bürgerlichen Käuferin sind dort jene Mägde in den blanken Schürzen und mit den weißen, feingeflochtenen Armkörben! Ob die schon geraume Zeit auf dem Markte stehen, ihre Körbe sind gleichwohl noch leer. Sind sie vielleicht in ihrer allzuängstlichen Sorge, der Herrschaft ja ein recht ausgesuchtes Gemüse heimzubringen, vor lauter Wählen zu keinem Kaufe gekommen? oder haben sie in ihrer Gewissenhaftigkeit etwa die Preise für die Waare gar zu übertrieben gefunden? Der glückliche oder unglückliche Zufall hat es gewollt, daß die Susette, bei'm ersten Tritt auf den Markt, der Lisette begegnet ist, neben der sie früher im selben Hause gedient, und kaum hatten sich die beiden begrüßt und die nothwendigsten Mittheilungen gemacht, so stieß noch eine Landsmännin zu ihnen, die Grethe, oder wie sie seit dem letzten Gesindewechsel nun hieß, die Margueritte. Alle drei standen bei neuen Herrschaften in Dienst und es läßt sich leicht errathen, wie vieler Zeit auch die geläufigsten Zungen bedurften, um drei Herren, drei Frauen und alle die erwachsenen und unerwachsenen Kinder nur auch nothdürftig zu schildern und zu kritisiren. Der Markt begann bereits sich ein wenig zu lichten, die Bürgersfrauen und manche der Mägde, welche das Mittagessen daheim zu rüsten hatten, waren mit ihren schwerseufzenden Armkörben abgezogen, und viele Bäuerinnen selbst machten sich schon wieder auf den Heimweg. Mit einmal fiel es da einer der drei Freundinnen bei, daß die vier Scheiter Holz, die sie vor etlichen Stunden beim Fortgehen noch unter den Suppentopf gezwängt, wohl schon längst verbrannt sein möchten und als es nun gar vom Thurme herab 11 Uhr schlug, fuhren beim letzten Schlage alle mit einem Schreckensschrei auseinander, schossen dahin, dorthin an Körbe, darin noch was grünes lag, und ohne lange zu wählen oder zu markten kauften sie zusammen, was eben in der Ecke und in so später Stunde noch zu erhalten war.

Von den Landleuten traf man indeß immer etliche auch in den Straßen an, wo sie ihre Waare mit lautem Rufe feil boten, um den bequemen Käufern den Gang nach dem Markte zu ersparen, oder den Leuten, die nicht zum Kaufen geneigt waren, mit der gebotenen Gelegenheit die Lust dazu zu erwecken! Kinder mit Erdbeeren, andere mit Besen, schreien zwischenein ihren Kram aus und schellen wohl auch an bekannten und unbekannten Glocken, gewiß, durch ihre Jugend oder Armuth geneigte Abnehmer zu gewinnen und neben dem bedungenen Kaufpreise noch eine gute Suppe, ein Stück Brot, ein Kleid zu erhaschen.

Was diese jugendlichen Verkäufer durch einen gewissen, beweglichen Ausdruck in ihrem Rufe zu erreichen pflegen, das suchen die Erwachsenen durch die unerschütterliche Gewissenhaftigkeit zu erzielen, womit sie sämmtliche Verkaufsgegenstände, der Reihe nach, namhaft machen: gelbe Rüben, oder Salat, oder welsche Bohnen, oder Körbelkraut, oder Sellerie, oder Zwiebeln! — so geht's im gedehntesten Dialekte fort. Es ist nur zum Verwundern — nicht wo die guten Weiber all dieß haben, denn die Körbe ragen thurmhoch über ihre Köpfe — aber wo sie die Luft hernehmen zu dem einen Athemzug, in den sie Alles zusammenpacken! Es genügt nicht immer nur ein geübtes Ohr zum Verständniß, so wenn z. B. feil gerufen wird: süß Kirschwasser oder Saures! —

so ist nicht etwa auch saures Kirschwasser gemeint, sondern lediglich — Sauerkraut. Wer denkt nicht an Hebel's „Marktweiber", mit dem Schlusse:

Chromet grüne Bohne!
Wer wen do das Gäßli uf! —

Der Samstag.

Der Samstag ist der Abend der ganzen Woche. Wie mit jeder Tagesneige die Aufgabe des abgelaufnen Tages zu einigem Abschlusse zugespitzt und gleichwohl der Anfang des kommenden eingefädelt wird, so flackt in noch gesteigertem Maße die Arbeit der schwindenden Woche am Samstage noch einmal lebhaft auf, während zugleich für die künftige Woche ein neuer Docht zugerüstet wird. Dieß verleiht denn auch dem Samstage seinen doppelten Charakter der regere'n Thätigkeit und der bevorstehenden Ruhe. Der Samstag weiß aber immer genau was er will, er hat seine bestimmte Absicht und diese höchst praktische Richtung unterscheidet ihn eben von dem träumerisch unentschlossnen, gleichsam zwischen zwei Stühlen absitzenden Vetter Mittwoch.

Das von Anstrengung geröthete Antlitz dieses Januskopfes tritt Jedem entgegen, der nur durch die erste beste Straße der alten Stadt schreitet und zwar so von allen Seiten, daß allein schon dieß Gehen mit seinem Ausweichen und Vorsehen, mit seiner Beschleunigung und seinem Anhalten beinahe selber zur Arbeit wird. Besen, Waschlappen, Kehrwische scheinen heute die gute Stadt inmitten ihres Handels und Wandels in Belagerungszustand versetzt zu haben, und eine wahre Schreckensherrschaft zu führen. Wie die Mündungen aufgefahrener Kanonen gähnen drohend links, rechts, in der Mitte der Straße Kehrichtfässer und Fegekübel, bedient von Amazonen, deren erhitzte Gesichter, von halbgelösten Haaren umhangen, wie die geschürzten Kleider, mit den breiten nassen Säumen, hinlänglich, sowohl die streitbare Lust, als Rüstigkeit kundgeben. Gehst du in der Mitte, so droht von der einen Seite eine aufwirbelnde Wolke Kehricht dich zu ersticken; von der andern bespritzt dich der blinde Eifer eines Besens noch nachdrücklicher. Springst du zur Seite an die Häuserreihe, dann fluthet ein Schwall trüben Wassers über irgend eine Schwelle dir tückisch auf die Füße, oder aus dunkelm Hausgange explodirt unter dumpfen Schlägen der Staub einer Strohmatte dir gerade in's Angesicht. Aus den oberen Stockwerken der Häuser flattern wohl Teppiche und Tücher, wie zum Empfange eines gekrönten Hauptes; aber erhebe das deine nicht zu stolz, denn den bunten Falten entsinken Staub, Brosamen, Fadenrestchen, Papierschnitzel — kurz was Alles eine Woche darauf abgelagert, bevor es das Fegefeuer des Samstags aus seiner Sicherheit aufgestört. Trockenes und Nasses, Dickes und Dünnes, Grobes und Feines, von unten herauf, wie von oben herunter, ist unter Zischen, Plätschern, Kreischen im hellen Aufruhr gegen den gebürsteten Rock, die blanken Schuhe, die saubere Wäsche. Mag die Sicherheits-Polizei am Samstag immerhin unmächtig sein und der Uebermacht weichen, das wenigstens darf ihr zum Vorwurf gemacht werden, daß sie den Vorübergehenden nicht von zehn zu zehn Schritten ein warnendes „Aufgepaßt"! zuruft. Das Straßenbächlein, das sonst so gemüthlich und stillvergnügt in seiner Rinne über's Pflaster murmelt und dienstfertig der trägen Magd seinen Rücken leiht, am Samstag schleppt es nur mühselig all das ihm Anvertraute weiter, bis am Ende die Last doch seine gemessene Kraft übersteigt, da, dort ein Theil der unmenschlichen Bürde von seiner Schulter auf den Grund sinkt und anderes, das sich auf dem Boden nur fortgewälzt, dran hängen bleibt. Gerade vor dem Brücklein fängt's jetzt an sich zu stauen, oder erreicht die Diele, sogar das Wasser vergißt nun weiter zu fließen, wie bei einem Volksauflauf bringt jeder Augenblick Zuzug, dieser drängt, erschrocken weichen Wasser und Kehricht auf die Seiten, die halbe Straße verwandelt sich in eine große Lache. Nun erst Noth, Geschrei, rath-

loses Rathen und Zusammenstehen, bis zuletzt eine vierschrötige Magd herzhaft durch die Fluth watet und den umgekehrten Besen ein Paarmal kräftig unter's Brücklein stößt. Plötzlich stürzt ein trüber Strom unter dem Stege hervor und reißt gewaltsam alle Hindernisse mit fort, hinunter. Es ist geholfen, die Wasser verziehen sich, es kann ohne Störung weiter gescheuert werden.

Aber entfliehen wir dem Ringen und den Wehen, die einmal naturgemäß der morgenden, neugebornen Sonntagsreinlichkeit und Festlichkeit vorangehn müssen, und meiden wir die Gefahr, im Wuste der abgelaufenen Woche zu ersticken, bevor wir nur die reine Sonntagsluft geathmet. Flüchten wir uns aus der Wüste des Samstags auf seine freundlichen, ruhebietenden Oasen.

Wohl rennt noch am späten Abend hier ein schmieriger Schusterjunge mit einem Paar funkelnder neuen Stiefel über die Straße, tänzelt dort ein geschmeidiger Schneider vorüber mit einem Rock, einer Weste am Arm, die morgen zum Erstenmal glänzen sollen und dringlich auf heute noch bestellt worden. Mancher, der die zweite Wochenhälfte vielleicht nur läßig gearbeitet, heute zum letzten Tagewerke nimmt er sich doch noch zusammen, mit Ernst, wenn nicht mit Eifer, sucht er ein Ziel, einen Abschnitt wenigstens, in seiner Berufsarbeit zu erreichen; ein Stück Gewissen oder herkömmliches Ehrgefühl treibt ihn, die Woche so zu schließen, um „Ende gut, Alles gut" sagen zu können und den Sonntag dann um so eher zu „verdienen". Der Geselle räumt die Abfälle, stellt sein Werkzeug zusammen, der Meister die gefertigte Arbeit; Kaufmann und Beamteter schließen ihre Bücher und Kassen ab, und hinter den zuklappenden Deckeln, den einschnappenden Schlössern liegt eine Woche fix und fertig eingebucht und einkassirt. Vermehrt zwar dieß Alles die gewöhnliche Thätigkeit, es geht dafür am Samstage um so flinker aus der Hand, der von ferne wehende Sonntagswind wirkt schon stärkend, ermunternd und so gewinnt Dieser und Jener erst noch ein Stündchen Feierzeit obendrein, indem er mit dem Abschlusse früher zu Ende kommt. Denn, was Neues anfangen — am Samstag Abend — wem fiele das ein! Ein Spaziergängchen, als Vorbereitung für den Sonntag, ein halb Stündchen eher bei'm Glase Bier oder in der Behaglichkeit des eig'nen Hauses, mit der hellen Aussicht in den morgenden Ruhetag, solchen stillen Freuden und Ergötzlichkeiten schließt der Samstag für mehr als Einen ein, und nicht zuletzt für den Fleißigen und Gewissenhaften, wie das sonst kein anderer Tag thut.

Freilich, wenige Sterbliche haben es so gut, wie die Schulmeister, denen schon die samstägliche Mittagstunde den Tag der Ruhe und Erhohlung einläutet. Schon am Samstag Morgen ist der Lehrer viel nachsichtiger und läßt der muthwilligen Jugend weit eher Etwas ungeahndet hingehen, als sonst in der Woche. Die Freiheit, die ihm Mittags lacht, entschuldigt bei ihm gewissermaßen auch das Freiheitsgefühl, das in dem leichtblütigen Schüler am Morgen bereits spuckt. Und wenn heute die ernsthaften Herren nach der Schule noch unter der Pforte beisammen stehn, da geschieht es nicht um über den und jenen armen Sünder von Jungen den Stab zu brechen, ihre Noth mit einem unverbesserlichen Früchtlein sich zu beklagen, oder durch einen Stoßseufzer das schwere Herz von sonst einer Last zu erleichtern. Angesichts der halbtägigen Extra-Sabbathfeier, welche die Glücklichen vorweg nehmen, werden jetzt vielmehr Vorschläge, Pläne gemacht, wie am besten mit dem anvertrauten Pfunde zu wuchern sei? Bei dem schönen Wetter schlagen die Beweglicheren einen weiteren Spaziergang vor, die Bequemeren einen solchen bloß in die Nähe, um bei geselligem Gespräche des Lebens sich zu erfreuen, und in aller Ruhe den Schulstaub hinwegzuspülen — weil denn doch am Samstag Alles muß rein gemacht werden.

Lassen wir die Beneidenswerthen ziehen, über Berg und Thal die Einen, in's nächste Dorf die Andern, und gönnen wir ihnen die frische Luft, den heitern Sonnenschein, darin ihre Amtsgravität und Präceptorminen sich behaglich auflösen in gesellige Mittheilung, in ungezwungenes Dargeben des natürlichen

Menschen mit all seiner Eigenthümlichkeit. Erst beim Eintritt in die grauen Thore, am späten Abend, scheint über die aufgeschlossenen Gesichter (wenn das Zwielicht nicht täuscht), wieder etwas, wie ein augenblicklicher Zwang zu streifen. Es ist, als weckte das Betreten des Pflasters jenes Gefühl des wichtigen Berufes, der Amtswürde, deren man den ganzen, langen Nachmittag nicht mehr gedacht. Es ist indeß nur eine höchst flüchtige Empfindung, denn siegreich schon verscheucht der nahende Sonntag den leisern Schatten: der rechte Ruhetag steht ja erst noch unangetastet bevor, heute wurde nur erst der gehörige Anlauf dazu genommen.

Noch aber hat das Fegen und Schweifen in den Straßen sein Ende nicht erreicht, stets fort huschen dunkle Gestalten mit ihren Standeswahrzeichen, den Kübeln und Besen, vorüber, stehen, bücken sich, rutschen hie und da in der Dämmerung umher. Indeß etwas Samstagsruhe drängt sich selbst in die rastlose Thätigkeit dieser Unermüdlichen. Fließen nicht sogar die Brunnen der Straßen jetzt langsamer? Oder warum ständen sonst hier diese Mägde halbe Stunden lang bei der Röhre, ohne daß ihre Zuber sich füllen wollen? Ja, nicht nur das todte Wasser, selbst die lebendigen Fegerinnen beugen sich allmälig dem Gebote des Sabbaths, fort und fort sprudelt hier der Wasserstrahl über den längst schon gefüllten Kübel, während die Eigenthümerin unbeweglich daneben steht und, Fegen hin Fegen her! bereits mitten im Sonntag dreinsteckt, mit der Freundin, dem Freunde noch viel wichtigere Verabredungen trifft, weit interessantere Spaziergänge unternimmt, als alle Schulmeister der Welt zusammen. Wäre das Lauschen nicht unbescheiden und plätscherte nicht unaufhörlich der mitverschworene Wasserstrahl dazwischen, es ließen sich den leisen Brunnengesprächen eines Samstagabends die köstlichsten Schätze entheben! So aber beschränken wir uns auf das Samstagsgefühl, dessen auch wir uns in den dunkeln Straßen nicht länger zu erwehren vermögen und das uns nach den friedlichen Räumen des eignen Hauses zurückleitet.

Auf dem Heimwege bannt uns in einem entlegnen Gäßchen noch auf Augenblicke auch ein Lied, das hoch aus geöffnetem Fenster eines Dachstübchens in die nächtige Stille hinausklingt. Eine, wie es scheint, ältere Frauenstimme singt dort, im Vorgenuß der Sabbathsruhe, die alte, fromme Weise des ehrlichen Benjamin Schmolke. Wie ein Segen, am Ende der Woche, ertönt es von oben über die dunkle, alte Stadt:

Soll das in diesem Leben
Die letzte Woche sein,
Will ich nicht widerstreben,
Nein, mich im Geiste freu'n
Auf einen Feierabend,
Den Christi Tod gemacht!
Und diese Hoffnung habend,
Sprech' ich nun: gute Nacht!

Die Korallen.

Es ist nicht allen Lesern der Maje bekannt, daß der Herr der Welt auch in den Tiefen des unermeßlichen Meeres, wohin nur selten ein menschliches Auge dringt, eine eigene Welt von Thieren und Pflanzen geschaffen hat, die auch da ihres Daseins Zwecke erfüllen; noch weniger aber, daß auch in der Tiefe des Oceans diese Geschöpfe in wundervollem Farbenglanze schimmern, wie die Bäume und Thiere im hellen Sonnenschein um uns herum.

Unter den zahlreichen Geschöpfen verdient die edle Koralle besondre Aufmerksamkeit, weil ihre hochrothe Farbe und ihr fester Stoff sie besonders dazu

eignen, künstlich zu allerlei schönen Putzsachen verwendet zu werden. Dieß geschieht besonders in Italien, namentlich in Livorno, Florenz und Genua, vielleicht auch noch in andern Städten mehr, wie in Palermo auf Sicilien und in Neapel. Ursprünglich gehört das Thier, dessen kalkartige Absetzungen die Koralle bildet, zu dem Geschlechte der Polypen, dessen Gattungen und Arten ungemein zahlreich sind. Viele Arten setzen solche hornartige, kalkartige, sich außerdentlich verhärtende Masse ab, die sich dann durch immer neuentstehende Geschlechter über den abgestorbenen, oft zu einem Korallenstock oder Korallenberg anhäufen, der, wenn seine Farben recht frisch roth ist, einen hohen Werth hat, weil man daraus recht viele Kunstsächelchen schneiden kann. Die Koralle erscheint, eben aus dem Meere geholt, als eine unregelmäßig, fast in der Form an gewisse Cacteen erinnernde, ästige, steinartige Masse, die, wie bemerkt, einem unscheinbaren, sehr einfach gebildeten Seethiere ihren Ursprung verdankt, das sie nämlich als weiche, sich stets verhärtende Masse absetzt, ohne daß man zu erklären wüßte, woher die herrliche hochrothe Farbe stammt. Ehemals fischte man sie bei Bona in Algier und überhaupt an der Küste von Nordafrika, mit großen Mühseligkeiten und Gefahren. Von Ischia und Procida und Capri gingen ganze Flotten von eigenthümlich eingerichteten Booten nach Afrika ab, zu diesem Zwecke. Man wußte nicht, wie reich das adriatische Meer, und insbesondere die Küste Dalmatiens an den köstlichen, hochrothen Korallen sei, bis die Tiefe des Meeres aufwühlende Stürme solche an's Ufer warfen, und man nun nachforschte und sie in großer Menge und besonderer Schönheit, auf den unterseeischen Felsen aufsetzend, entdeckte, und in ihnen einen neuen wichtigen Nahrungszweig der armen Fischer, welche die Küsten bewohnen. Der Stadt Sebenico gegenüber liegt die kleine liebliche Insel Zlarin. Grün und frisch liegt das freundliche Eiland im Schooß der Gewässer, aber nicht hinreichend ist sein Boden und dessen Erzeugnisse, seine wackern, fleißigen und verständigen Bewohner zu ernähren, daher Fischerei und Küstenschifffahrt lange Zeit ihnen das kärgliche Brot gab, bis die Korallenfischerei ihnen neue Wege des Erwerbs für ihre bescheidenen Bedürfnisse darbot. 789 Wohnstätten stehen auf der Insel mit einer Bevölkerung von 5157 Seelen in 612 Familien. Frei ist indessen die Korallenfischerei nicht. Das Privilegium oder die Gestattung, die Fischerei betreiben zu dürfen, kostet sie eine nicht unbedeutende Summe. Für diese Abgaben dürfen sie acht kleine Schiffe ausrüsten, die Korallenfischerei an dem Theile der Küste zu betreiben, der ihnen bezeichnet wird. Rüsten sie mehr als acht Barken aus, so zahlen sie für jede weitere Barke einen bestimmten Theil der Hauptsumme. Das Ergebniß der Fischerei ist nicht sicher. Manches Jahr ist es reich, in andern arm und es läßt sich nie mit Gewißheit auf den Lohn der Mühen rechnen, weil es nicht sicher zu bestimmen ist, wo die rothen Korallen auf den Felsen aufsitzen und ob in reicher Anzahl oder nicht; auch ist die Bildung der Korallen nicht so rasch vollendet, daß man zahlreich an derselben Stelle fischen könnte. Es müssen also die Stätten wechseln, und da weiß eben kein Mensch, ob die Stelle gut gewählt ist oder nicht; ob die Kosten nur gedeckt, die Mühen und Entbehrungen irgend belohnt werden, oder ob ein reicher Ertrag das Herz erfreue. Die Tiefe schließt ihre Schätze in ihr Dunkel ein für den, der oben im Lichte darnach späht. Nun giebt es auf Zlorin allerdings seekundige Leute, welche die Felsenriffe und ihre Streichung unter Wasser ziemlich genau kennen, und dahin ihre kleinen, flachen Barkschiffe lenken. Ist die Witterung sommerlich günstig und das Meer ruhig und stille, so werden die Barken, die mit wenigen Lebensmitteln, Früchten und Wasser, versehen sind, und oft nur ein Zelt von Segeltuch haben, unter dem der abgehärtete, aber zufriedene Schiffer sich zur Ruhe niederlegen kann, wenn auch nur auf harte Dielen, — in die See hinausgerudert, denn nur in einer gewissen Entfernung, etwa fünf bis sechs Stunden von der Küste oder dem Strande, lebt die Koralle. An der Stelle angekommen, welche der älteste und erfahrenste Seemann, dem die andern

blind gehorchen, als den Ort der Fischerei bezeichnet, legen sich die Barken vor Anker. Ist dieß in der angemessenen Entfernung geschehen, so rücken zwei und zwei zusammen, nicht nur, um die Arbeit abwechselnd zu thun, die außerordentlich anstrengend und mühsam ist, sondern auch, um sich in Fällen der Noth gegenseitig zur Hülfe sein zu können.

Das wichtigste Geschäft ist nun die Isigne herzustellen; dieß ist nämlich der Name für die Maschine oder das Werkzeug, mit welchem gefischt wird. Unsere Leser werden fragen: Worin besteht denn diese? Nun, sie ist sehr einfach, aber sie dient dem Zwecke, und der Mensch braucht doch nicht in die Tiefe hinab zu tauchen, wie das in den früheren Zeiten geschah und bei der Perlenfischerei, namentlich in und bei Californien, noch heute der Fall ist, wovon ich vielleicht ein andermal erzähle. Diese Isigne besteht in zwei kreuzweise an einander befestigten, etwa drei und eine halbe Elle langen Balken, die da, wo sie in der Mitte ineinandergefügt sind, um das gleichschenkelige Kreuz zu bilden, einen eisernen Ring für das Tau oder Seil haben, und an welcher Stelle auch das beschwerende Gewicht sich befindet, etwa ein Stein von 60 bis 70 Pfunden, der die Maschine in die Tiefe zieht.

An den vier äußern Enden des Kreuzes sind wieder eiserne Ringe, an denen das aus dicken und starken hänfenen Stricken gewobene Netz befestigt ist, das auch seine 10 bis 12 Pfunde wiegt und Maschen hat, die etwa eine Weite von vier Zoll haben. Unter dem Kreuze sind noch kleinere, Beuteln ähnliche Netze von gleicher Stärke befestigt. Natürlicher Weise ist nun zum Schwenken dieser Maschine ein Tau oder Seil an einem dicken Ringe festgemacht, das etwa 30 bis 40 Fuß lang ist und an seinem oberen Ende wieder einen eisernen Ring hat, durch welchen die starke, etwa zweihundert Fuß lange Leine läuft, welche des Fischers Hand hält, und die außerdem an der Barke befestigt ist, damit sie nicht versinkt, wenn sie etwa seinen Händen entgleiten sollte. Bei der Schwere dieser Vorrichtungen begreift es sich leicht, daß die Arbeit keine leichte ist, und robuste Kräfte fordert. Ist nun Alles in der Ordnung, so läßt der Fischer die Maschine in's Meer hinab, die bis auf den Boden sinkt. Fühlt er, daß sie den Meeresboden erreicht hat, so beginnt er sie zu schwenken und in die Höhe zu heben und wieder aufsitzen zu lassen. Durch diese Erhebung und Senkung der Maschine und durch das Hin- und Herdrehen und Schwenken werden die Korallen abgerissen und bleiben in den Netzen vermittelst ihrer Aeste hangen. Fühlt der Fischer an der wachsenden Schwere der Maschine daß er Korallen im Netze hat, so windet er mit Hülfe seiner Genossen das Seil sehr langsam und vorsichtig auf, und bringt sie herauf, um die Netze ihrer Korallen zu entladen. Leider täuscht er sich oft gar sehr und hat wenige oder gar keine in den Netzen. Dann wird die Stelle gewechselt, finden sich aber viele Korallen in den Netzen, so schließt er, daß die Stelle reich und ergiebig ist, und die Maschine sinkt an derselben Stelle noch einmal hinab, wo denn nun ein Anderer an die Stelle des todtmüden ersten Fischers treten muß, der der Ruhe dringendst bedarf. Ist der Fang gut, so zieht er acht bis zehn Pfund schöner Korallen mit den Netzen herauf, allein das wechselt begreiflicherweise außerordentlich. So wird die Fischerei vom grauenden Morgen bis zum Sternenlichte fortgesetzt, mit einer ungeheuern Kraftanstrengung, und nur der allernothwendigsten Ruhe. Der Fischer ist dabei den sengenden Strahlen der Sonne schutzlos ausgesetzt; seine Nahrung besteht in etwas geweichten Zwiebacks und einigen Früchten, so weit sie reichen; höret der Vorrath auf, so nährt ihn der Zwieback allein und seine Arbeit ist die Schwerste, die man sich denken kann. Und der Lohn? — Ein zehnjähriger Durchschnitt hat etwa einen Ertrag von nahezu fünfzehn Tausend Gulden jährlich ergeben. Aber wieviel geht auf die Abgabe an den Staat? Wieviel auf die Beköstigung und Rüstung? Da bleibt kaum der Lohn von etwa 6—7000 Gulden für die Sommerszeit, und vertheilt man die Summe auf die Bevölkerung von Zlarin, die 5157 Köpfe beträgt, so kann ein Schul-

büblein herausrechnen, daß die armen Korallenfischer eben keine Seide spinnen, und daß sie sicherlich nicht übermüthig werden. — Lieber Gott, es ist oft so in der Welt, daß der, welcher die Arbeit thut, am Wenigsten davon hat. So ist es auch hier wieder. Die schönen, purpurrothen Korallen bringen die Fischer auf die Messe von Sinigaglia, und verkaufen sie hier nach dem Gewichte. Sind sie im Werthe und gesucht, so kostet das Pfund sieben Gulden und etwa einen halben mehr. Der Händler bringt seine Waare nach Triest, Venedig und Genua, wo sie am Schönsten verarbeitet werden, und verkauft das Pfund um das Dreifache, und verarbeitet in die Tausend schönen Sächelchen, Brustnadeln, Kruzifire, Halsschmuck für Damen, Figürchen, Ringe, und der Himmel weiß, für was Alles, kommen sie erst recht in Werth und der Händler und Künstler zieht den Gewinn. Schade nur, daß die armen Zlariner, und die Dalmatier überhaupt, nicht die Arbeit verstehen — denn alsdann bliebe ihnen der reichste Vortheil.

Ich habe da Vornen von einem Korallenstock oder Korallenberg geredet, den die Fischer manchmal, doch äußerst selten, herausfischen. Dieser Fall kam im Oktober 1843 vor, da zwei Zlariner eine Korallenmasse herauszogen, die in der That den Namen Korallenberg verdient, weil ihr Umfang ungemein war. Hunderttausend Thierchen mußten an demselben, Gott allein weiß wie lange — zusammengesessen haben; Geschlechter auf Geschlechter müssen ihre seltsame Masse zusammen abgesetzt haben, daß sie entstehen konnte, diese außerordentliche Masse. Auf die Messe von Sinigaglia gebracht, lief alle Welt staunend zusammen, weil ein solches Wunder niemals gesehen worden war. Die glücklichen Fischer erhielten die Summe von zwölf Tausend Gulden dafür. Und verarbeitet — trug er Hundert Tausend Gulden ein! Denkt man da nicht an das uralte deutsche Sprichwort: Das Pferd, welches den Hafer verdient, kriegt ihn nicht; aber ohne ein Gefühl des Bedauerns und der Wehmuth kann man kaum daran denken. —

Dies und Das.

Kaiser Karl V. und Anton Fugger. Zur Zeit Kaiser Karls des Fünften lebte in der damaligen Reichsstadt Augsburg eine weitverzweigte Familie, die ihres ungeheuern Reichthums wegen viel Ansehen und Macht besaß. So trieben ihre Schiffe fast auf allen Meeren; wie sie dann auch mal bei einer Geldnoth Augsburgs 80,000 Goldgulden aus ihren eigenen Mitteln prägen ließ — und, gleich Fürsten, Künstler und Gelehrte unterstützte.

Ich meine die Familie der Fugger, deren Stammvater, Johannes Fugger, zwar nur ein schlichter, einfacher Webermeister im Dorfe Graben bei Augsburg gewesen war, die aber durch Gottesfurcht, Fleiß und Strebsamkeit und mancherlei glückliche Ereignisse mit ihrem Gelde Kaiser, Könige und Fürsten unterstützten und weit und breit großen Segen stifteten.

Und trotzdem der eine Zweig der Familie schon von Kaiser Friedrich dem Dritten, und der andere späterhin von Kaiser Maximilian dem Ersten in den Adelstand erhoben und mit bedeutenden Besitzungen und Gerechtsamen belehnt worden war, wurden sie doch nicht von thörichtem Stolz und Dünkel und Hoffahrt erfaßt, sondern führten das vom Vater auf den Sohn überkommene bürgerliche Geschäft, den Leinwandhandel, ruhig fort, item — blieben bei'm Leisten. Nur Einer von ihnen, Jakob Fugger, befaßte sich mit dem Bergbau und bauete in Tyrol ein prächtiges Schloß, „Fuggerau“ genannt.

Ganz besonders aber standen die Fugger bei Kaiser Karl dem Fünften in großen Ehren, umsomehr, da auch dieser deutsche Kaiser bei seinen bedeutenden Unternehmungen und öftern Kriegsfahrten viel Geld gebrauchen konnte und an den Fuggers ganz vortreffliche Säckel- und Zahlmeister hatte.

Aus dieser Zeit stammt ein rechter und ächter Fuggerzug, der besser und klarer als alles Andere ein Zeugniß ablegt, welche außerordentliche Geldmacht in den Händen dieser Familie lag, nnd wie sie damit verfuhr, wenn es der Ehre und dem Ruhme ihres Hauses galt.

Wie schon vorher angedeutet, ehrte und liebte Kaiser Karl der Fünfte die Fugger und namentlich einen Anton Fugger, in dessen Hause zu Augsburg er häufig Quartier nahm. Solches

geschah' auch mal auf seinem Rückzug von Italien, zu welcher Zeit der großmächtige Kaiser Karl dem genannten Anton Fugger grade 30,000 Goldgulden schuldete.

Gleich beim Eintritt in Fugger's Haus erinnerte sich der Kaiser der geliehenen Summe, entschuldigte sich aber auch, daß er sie vor der Hand noch nicht zurückzahlen könne, da ihm der letzte Feldzug große Opfer gekostet habe.

Als sie selbander in ein kostbar ausgestattetes Gemach traten, fröstelte den Kaiser, trotz des lustig flackernden Kaminfeuers, und höchst mißmuthig äußerte er sich eben nicht zum Besten über das deutsche Klima, wohingegen er das welsche über alle Maßen lobte.

Das verdroß den Anton Fugger, und um dem Kaiser vor der Hand eine andere Meinung beizubringen, zündete er eigenhändig ein Kaminfeuer von Zimmtholz an, von dem die Unze dazumal zwei Dukaten kostete, und siehe — des Kaisers Züge erheiterten sich, denn er fühlte sich wohl bei der überaus lieblich duftenden und milden Gluth.

Mit ganz besonderer Freude bemerkte Fugger diese Veränderung, und um auch noch den letzten leisen Anflug des kaiserlichen Mißmuths zu verscheuchen, nahm Fugger aus einer silbernen Truhe die Schuldverschreibung über die betreffenden 30,000 Goldgulden (nach unserm jetzigen Münzfuß etwa 60,000 Thaler) und warf sie ruhig und gelassen, wie irgend einen unnützen Wisch, in das prasselnde Feuer.

Und — Kaiser Karl der Fünfte wehrte diesem Vorgang nicht, sondern war wohl froh, 30,000 Goldgulden weniger schuldig zu sein, aber gewiß auch stolz — einen solchen Bürger in seinem Reiche zu besitzen. — — —

Nun, wie gefällt Euch dieses Stücklein? — —

Nicht besonders! höre ich da Euch ausrufen, da mit der so abscheulich vergeudeten Summe ein unberechenbarer Segen gestiftet und die Ehre des Herrn in der Gemeinde gefördert werden konnte.

Nun ja, zugegeben! Aber zur Ehre und zum ewigen Ruhm der Familie Fugger will ich Euch noch sagen, daß dies auch schon vorher und nachher auf eine umfassende Art und Weise geschah, denn wer arm, krank und hülflos war, fand bei den Fuggers Trost, Rath und Unterstützung. — So baueten sie auch Kirchen, Schulen und Kranken- und Gemeindehäuser; und unzählbare Wohlthaten, die Niemand als der liebe Gott kennt, flossen in die Hütten der Siechen und Preßhaften.

Aber der sprechendste Beweis ihres wahrhaftigen Christensinnes und ihrer aus dem Glauben stammenden werkthätigen Liebe ist eine Vorstadt von Augsburg, nach ihren Erbauern die „Fuggerei“ genannt, die aus 106 kleinen Häusern besteht, in denen noch heute arme Bürgersleute gegen einen geringen Miethzins ihre alten Tage in Ruhe verleben und die das Gedächtniß der edeln und hochherzigen Familie der Fugger von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.

Wieder ein Schreckbild weniger. Wir Alle erinnern uns sehr wohl, daß uns in unserer Jugend bei dem geographischen Unterricht der Mael-Strom als ein furchtbarer Meerstrudel mit trichterartiger Einsenkung dargestellt wurde, der meilenweit schon seine Ringe zu drehen anfinge und jedes Schiff, das in den Bereich dieser, in bodenlose Tiefe hinabführende Trichterringe des Maelstroms geriethe, unrettbar mit Mann und Maus hinabziehe. Der amerikanische Reisende Bayard Taylor berichtet darüber: „Diesseits Vaeröe lag die große Insel Moskõe. Zwischen dieser und einem großen einzelnen Felsen befindet sich der berühmte Maelstrom — jetzt, leider, ebenso sagenhaft, als der Kroaken oder das große See-Ungeheuer der Norwegischen Fiords (Meerbusen), [von dem noch in der alten Ausgabe von Raff's Naturgeschichte Ergötzliches zu lesen ist]. — Er erzählt nun weiter, daß es mit dem Maelstrom Nichts sei, und er alle seine Schrecken verloren habe. Wahr sei es, daß unter gewissen Verhältnissen des Windes und der Fluth ein Wirbel in der genannten Straße gebildet würde, der kleineren Booten gefährlich werden könne, aber kein Schiff fürchte ihn.

Seltsam, daß sich solche Fabeln so lange erhalten konnten! Oder war der Maelstrom wirklich das, was man von ihm erzählte, so könnte vielleicht das Meer einen Felsen zertrümmert und entfernt haben, der ihn so gefährlich machte — oder ein unterseeisches Erdbeben oder die bekannte Erhebung der Küste es veranlaßt haben, daß hier eine so außerordentliche Veränderung eintrat. Soviel ist gewiß, kein Schiff fürchtet den Maelstrom und lustig segeln sie darüber hin und — das Mährlein unsrer Knabenzeit ist dahin. — Dem Lichte neuerer Forschung verdanken wir es, daß überhaupt die geographischen Mährlein seltener werden.

Inhalt


Princeton University Library
32101 064246117

